Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Studien und Beiträge

zur

Schweizerischen Kirchengeschichte

von

Bernhard Fleischlin.

III. Band:

Mag. Ulrich Zwinglis Person, Bildungsgang und Wirken.
Die Glaubensneuerung in der deutschen Schweiz.
1484—1529.

Im Eigentum des Priesterseminars zu Luzern als Manuskript gedruckt.

Luzern
Druck und Verlag von J. Schill
1905.

cum

BK345
FS

I. Abteilung.

Zwinglis Jugendjahre.

Sein Wirken in Glarus und Einſiedeln. 1484—1518.

Umſturz der kirchlichen Verhältniſſe und Sieg der neuen Lehre in Zürich. 1519—1531.

Einleitung.

Der Mann, welchem mit eiserner Willenskraft und durch wohlberechnete Benutzung der Mißstände im kirchlichen und staatlichen Leben und der tiefgreifenden sozialen Schaden das folgenschwere Werk gelang, die alt bestandenen Verhältnisse in der Eidgenossenschaft zu erschüttern, und vielfach auf neue Grundlagen zu stellen, ist Mag. Ulrich Zwingli. Dieser gewaltige Geist brachte innert der kurzen Spanne von zwölf Jahren, 1519–1531, zunächst in Zürich, sodann in einem großen Teile der Eidgenossenschaft die völlige Umwälzung des kirchlichen Rechtsbestandes, der religiösen Ueberzeugung und der politisch-sozialen Ordnung zu stande. Auf die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft hat kein Anderer so nachhaltig und bestimmend, zerstörend und organisierend eingewirkt, wie U. Zwingli. Mehr als alle Reformatoren ist U. Zwingli nicht nur für das kleine Gebiet der Eidgenossenschaft, sondern auch für andere Länder als Schöpfer ganz neuer kirchlicher Verhältnisse, und ebenso sehr als weitblickender und rücksichtsloser Politiker zu würdigen. Er hat nicht nur das mittelalterliche Staatsrecht völlig umgestaltet, sondern auch versucht, die Karte Europas umzugestalten. Nur der Tod vermochte seine weitgehenden Pläne zu hindern. Für Freund und Gegner seiner religiösen und politischen Bestrebungen behauptet Ulrich Zwingli neben seinem Zeitgenossen und Geistesverwandten Dr. M. Luther und dem jüngern Nachahmer Johannes Calvin seine hervorragende Stellung in der Welt- und Kirchengeschichte. Richtig dürfte das Urteil eines Lutheraners, L.c. theol. Konstantin von Kugelgen, lauten, welcher in U. Zwingli den folgerichtigsten und modernsten der Reformatoren sieht, dessen Lehren und Bestrebungen weit über das Werk des konservativern Dr. M. Luther, selbst über die Lehren und Institutionen J. Calvins hinausgingen.

Von seiten seiner Verehrer sind Ulrich Zwinglis theologisches System und politische Bestrebungen, sein privates Leben

wie sein öffentliches Wirken zum Gegenstande eingehendster Studien gemacht worden. Das fast unübersehbare Material durfte in reicher Fülle Alles bieten, was zur Charakterisierung und Würdigung der welthistorischen Persönlichkeit U. Zwinglis von Bedeutung ist. Das Urteil geht schon bei den Protestanten auseinander; der Katholik aber wird zu jeder Zeit den Beruf desselben zum religiösen Reformator bestreiten, seine politischen Praktiken verurteilen müssen.

Allein gerade von seiten der Katholiken sind U. Zwinglis Leben und Wirken, seine Theologie und Staatspolitik, wenn wir von J. K. Riffel, s. Z. Professor in Gießen, dessen Buch freilich von neuern Darstellungen überholt ist, absehen, viel zu wenig studiert und gewurdigt, auf ihre nachhaltige praktische Bedeutung für Neuzeit und Gegenwart geprüft und gewertet worden. Diese Riesenarbeit zu besorgen, liegt weder im Willen noch im Vermögen des Verfassers. Ihre Lösung wird erst dann möglich sein, wenn des Reformators Briefe und Schriften in der angekündigten kritischen und vollständigen Ausgabe vorliegen. Diese Briefe sind wohl die wichtigste Quelle für Kenntnis und Wardigung der geistigen Entwicklung und umfassenden Tätigkeit U. Zwinglis in seinem ebenso zahl- als einflußreichen Freundeskreise. Auf Grundlage dieses gegebenen Materials, namentlich der Briefe, und bei gewissenhafter Benutzung der amtlichen Aktensammlungen und der gewaltigen Litteratur wird es nicht nur Sache des Theologen und Historikers, sondern auch des Juristen und Politikers sein, diese Aufgabe zu bewältigen. Für seinen Zweck ist Verfasser angstlich bestrebt, ein objektives Bild zu gewinnen und sich ein selbstständiges Urteil zu gestalten. Die grundsätzliche Auffassung der Glaubenstrennung nach ihren Ursachen und Folgen in religiöser und rechtlicher Hinsicht hat er bereits früher festgelegt.

I. Mag. Ulrich Zwinglis Lebensgang und geistige Entwicklung bis zur Berufung nach Zürich. 1484—1518.

1. Ulrich Zwinglis Abstammung, Familie und Studienjahre. 1484—1506.

Ulrich Zwingli wurde am 1 Januar 1484 im „Lysighaus“, einem als „Zwinglihütte“ heute noch pietätvoll erhaltenen Bauernhofe der Berggemeinde Wildhaus, zu oberst im Toggenburg, geboren. Sein gleichnamiger Vater war ein hablicher, angesehener Landmann, Ammann der Gemeinde, und Untertan des Gotteshauses St. Gallen. Die Familie zählte zehn Kinder, acht Söhne und zwei Töchter. Ulrich, oder, wie er sich stets nannte, Huldrych, war das dritte Kind. Ein Oheim, Bartholomäus Zwingli, war Pfarrer in Wildhaus; ein anderer, Johannes III. Meile, war Abt zu Fischingen; ein Vetter war Abt Christoph zu St. Johannes im Thurthale. Der Oheim Bartholomäus, seit 1487 Pfarrer zu Weesen und später Dekan, nahm den geweckten Neffen Ulrich und den jüngeren Bruder Jakob zu sich und beförderte beide zu den Studien. Der letztere starb 1520 als Novize in der Schottenabtei zu Wien.

In dem Bergtale seiner Heimat, auf sonniger Höhe, in rauher Alpenluft soll der Knabe das Gottähnliche seines Charakters sich erworben haben. Ihn zeichneten aus seltener Scharfblick, eiserne Willenskraft und unermüdliche Arbeitslust kluge Berechnung aller Verhältnisse aber auch ein Selbstbewußtsein, welches selbst nach dem Urteile seiner Verehrer oft genug „in Rücht und Räfft“ das Maß der Besonnenheit überschritt. Stets rühmte sich U. Zwingli, ein Toggenburger und Sohn eines freien Landes zu sein; Spötter behaupteten, wenn er nach Hause schreibe, lasse er jede Katze grüßen. Niemals schickte er sich in die Abhängigkeit seiner Heimat vom Gotteshause St. Gallen. Weil Toggenburg mit Schwyz und Glarus in Burg- und Schirmrecht stand,

besonders aber, nachdem er 1521 als Chorherr in das Bürgerrecht von Zürich eingetreten war, fühlte er sich als wahren und ächten Eidgenossen, welchem an Patriotismus kaum ein Anderer zur Seite stände. Eine selbstherrlich und temperamentvoll angelegte Natur, vermochte U Zwingli, der Sohn der Berge, im Namen der Freiheit die Eidgenossen mehr als jeder andere unter seine Auktorität zu beugen und seinem Willen dienstbar zu machen.

Mit ungefähr vierzehn Jahren kam Ulrich Zwingli nach Basel zum Studium, und besuchte die Pfarrschule zu St. Theodor. Dort war Gregor Bünzli, später Kaplan und Pfarrer zu Weesen, sein Lehrer, der Elsasser Leo Jud aus Rappoltsweiler sein Mitschüler. Alle drei blieben zeitlebens in treuer Freundschaft verbunden. Der zweite Studienort war Bern, wo Mag. Heinrich Wölflin, „Lupulus", im Geiste des Humanismus die Münsterschule leitete. Schon damals machte U. Zwinglis schöne Stimme Aufsehen. Die Dominikaner wollten ihn deswegen als Choralisten und Novizen annehmen, was der Vater nicht duldete.

In den Jahren 1502—1504 weilte U Zwingli auf der Universität Wien. Konrad Celtes, der gefeierte Poete, und der Philologe Johannes Kupferschmid, „Cuspinianus", waren seine Lehrer in der Philologie. Ueber die Studien in Wien ist wenig bekannt; daß Theologie studiert wurde, findet sich keine Nachricht. Vielmehr eignete sich U. Zwingli eine Vorliebe für die aufgeklärten Lehren der jungen Humanisten und die leichte gefällige Sprache der Litteraten an. Ob er, wie der reiche Kaufmannssohn Dr. Joachim von Watt, „Vadianus", aus St. Gallen, welcher kurz nach ihm zu Wien studierte, als Dichter, Philosoph und Arzt sich Ruhm erwarb, und der jüngere Zürcher Patrizier Konrad Grebel, in Wien mit Lehren und Bestrebungen des Hussitismus, der böhmischen Brüder und anderer häretischer Richtungen, welche in der Ostmark von jeher Anhänger zählten, bekannt wurde, dürfte einer näheren Erörterung wert sein. Schriften von Joh. Hus und Joh. Wiklef, Bücher, die ihm sein Freund Joachim von Watt aus Pannonien kommen ließ, hat U. Zwingli schon frühe gelesen und studiert. Joh. Hus galt später U. Zwingli, wie Dr. M. Luther als Vorläufer und Vorbild, als Zeuge für Christus und Märtyrer für das reine Evangelium. Daß er auf der Kanzel hussitische und

waldensische Lehren vortrug, erkannten schon die Zeitgenossen, Freunde und Feinde.

Wahrscheinlich in Wien gewöhnte sich U. Zwingli, von Natur aus heitern Gemütes, für Musik und Gesang beanlagt, an die muntere und ungezwungene Lebensweise der Scholaren, welche ihm die Zuneigung lebensfroher Genossen, aber auch den Tadel ernster Freunde eintrug, welche in dieser heitern Seite des Lebens mit Recht eine Gefahr für den priesterlichen Beruf erkannten. Sie veranlaßte auch den herben Spott der Gegner, welchen der Angegriffene jeweilen ebenso bitter zurückwies.

Der Abschluß von U. Zwinglis Studien erfolgte 1504—1506 zu Basel, der lebensfrohen Studienstadt. Er hörte dort Dr. Hieronymus Gebweiler und andere Vertreter der Scholastik, auch Dr. Thomas Wyttenbach, den spätern Leutpriester zu Bern und seiner Vaterstadt Biel. Damals lehrte derselbe noch katholisch, seine Schrift über die Unhaltbarkeit der Lehre vom Ablaß, auf welche sich der Schüler berief, fällt, wie der letztere selber bezeugt, in eine spätere Zeit. Dagegen wurde U. Zwingli in Basel mit vielen Humanisten, so mit Kaspar Hedio, später Helfer zu St. Theodor, Heinrich Loriti, „Glareanus“, aus Mollis, befreundet. Auch seine folgenreiche Bekanntschaft mit Dr. Konrad Kürschner, „Pellicanus“, aus Rufach, einem tüchtigen Orientalisten und Lesemeister bei den Barfüßer-Observanten, geht wohl auf diese Zeit zurück.

U. Zwingli war damals nicht mehr einzig Student, sondern er versah eine Lehrstelle an der Pfarrschule zu St. Martin und eine Präbende am St. Petersstifte. In Basel soll er fleißig Klassiker und Kirchenväter studiert haben. Besondere Zuneigung gewann er für Seneca; dieser war ihm der Sämann göttlicher Wahrheit, „magnus et sanctissimus vir, ethnicus, sed ferme magis theologus“. Auch Johann Picus, Graf von Mirandula der italienische Theosoph, wurde studiert, und U. Zwingli soll siebzehn zensurierte Lehrsätze desselben zu Basel gegen die Anfechtungen der Thomisten und Scholastiker verteidigt haben. Immerhin hat derselbe seine Zeit in Basel tüchtig ausgenützt, freilich mehr für philosophisch humanistische Studien als für die Ausbildung in theologischen Disziplinen. In Basel erhielt U. Zwingli die Grade eines „Baccalaureus et Magister artium liberalium“. Daneben

huldigte er heiterer Lebensfreude. Joh. Salat von Luzern schildert uns dieses Leben ebenso anschaulich wie die Zürcher Chronisten Bernhard Wyß und H. Bullinger. „U. Zwingli lert ouch trumen schlachen, pfyffen, lutten, harpfen vnd ward ein ganzer Musicus. Zudem ein meister in artibus liberalibus, in tütsch, latin, hebraisch vnd griechisch erfaren vnd wol berecht. Zudem das er die tugend der wolredung hat, das er vs wenig, daß er hatt, vielmer harfur bringen vnd proferieren konnd, dann andre etlich vil gantzen huffen vnd summen, welchs in alls fürdert zu großer vermessenheit, eergyt vnd hoffart. Als er sich dann zuttlich hir ließe gegen einen fromen Eerenmann, do er noch Studens Basilee was, wie er im vberkomen vnd machen welt einen ewigen namen vnd gedächtnus." Freund und Feind anerkannten des jungen Mannes hohe Begabung, „weltwysen Kopf, gschwind ingenium vnd gleitiges fürnemen".

2. Ulrich Zwingli als Pfarrer in Glarus, 1506—1516.

U. Zwingli hatte seine Studien nicht abgeschlossen und war über seine Berufswahl noch unentschieden, als er im Sommer 1506 den Ruf auf die Pfarrei Glarus erhielt. U. Zwingli war wenig über 22 Jahre alt. Er hatte weder seine theologischen Studien vollendet, noch irgendwelche höhere Weihe empfangen und verdankte seine Berufung wohl dem Ansehen seines Oheims, des Dekans zu Weesen. „Kirchherr" war der Kurtisane Heinrich Goldlin. Der junge Leutpriester mußte die Präbende mit einem Loskaufe von „vber hundert Guldin" erwerben. Zunächst reiste er nach Konstanz, um dort die hl. Weihen zu empfangen. Bischof Hugo soll ihn persönlich ordiniert haben. Die erste Predigt hielt der junge Pfarrer am St. Johannestag zu Rapperswil, die Primiz feierte er an St. Michaelstag 1523 zu Wildhaus. Bald darauf trat er seinen einflußreichen, aber schwierigen Posten an.

Glarus war die größte und angesehenste Ortschaft des Landes, Sitz mächtiger, gewaltiger und tapferer Männer, in deren Kreisen bald nach der Wahl des neuen Seelsorgers der Zwiespalt zwischen der französischen und päpstlichen Partei ausbrach und mit größter Leidenschaft geführt wurde. In Glarus scheint U. Zwingli die Seelsorge mehr den Kaplänen und Helfern überlassen zu haben, um sich seinen Studien und der Heranbildung von Jünglingen

aus angesehenen Familien widmen zu können. Valentin Tschudi, der spätere Pfarrer zu Glarus, und dessen Vettern, Peter, Ludwig und Aegydius Tschudi, waren U. Zwinglis Schüler. Derselbe huldigte auch den Freuden des Lebens und erregte vielfach Anstoß dadurch, „daßer", wie H. Bullinger berichtet, „etlichen wyhern verargwonet was". Auch gesteht O. Myconius von ihm, daß er zu Glarus „ut non caste tamen caute" gelebt, und, weil niemand ihm mit gutem Beispiel voranging, umsonst gekämpft habe. Auch die „Minka" pflegte er, wie H. Bullinger und Joh. Salat, der Letztere in sehr scharfen Ausdrücken, übereinstimmend berichten, in einem Maße, welches Anstoß erregte. „Zudem", erzählt der Erstere, „daß Zwinglis Minica und anerborene fründlichkeit in auch verdachter machten, dann er aber der that halber erger oder schuldiger was".

Was ihm aber den größten Widerspruch bereitete, der sich schließlich zum Hasse steigerte, waren nicht diese Schattenseiten, sondern das leidenschaftliche Eingreifen in die Tages- und Parteipolitik. Eifriger Gegner der französischen Praktiken und Solddienste hielt er sich zur päpstlichen Partei. Das überragende Ansehen des Kardinals von Sitten mochte für diese Stellung bestimmend sein. Zweimal, 1512 und 1515, weilte U. Zwingli als Feldkaplan im Lager des Kardinallegaten auf den lombardischen Schlachtfeldern von Novara und Marignano. Wie er später versicherte, war der Eindruck, welchen die Zustände Italiens auf ihn ausübten, keineswegs ein günstiger, vielmehr für seine religiös-skeptische Gesinnungen wie für seine politische Stellung vielfach bestimmend.

Abneigung gegen die Söldnerdienste wurde zu einem Charakterzuge seiner eifrigen politischen Wirksamkeit; doch stand er damit keineswegs allein. Schon vor ihm und gleichzeitig mit ihm hatten edle und weitsichtige Eidgenossen, wie Nikolaus von der Flüe und sein Schwiegervater Konrad Scheuber, sich gegen das Unwesen der Fremdendienste als eine ernste Gefahr zum Verderben des Vaterlandes ausgesprochen. U. Zwingli trat zuerst als Feldkaplan am 7. April 1515 in einer Predigt auf dem Marktplatze zu Monza gegen die Gefahren und Schäden des Söldnertums auf. Im Herbste 1515 kehrte er als eifriger politischer Gegner Frankreichs und Anhänger der von M. Schinner vertretenen Politik in die Heimat zurück. Er suchte hier seine politische Gesinnung in zwei „politische Lieder" zu fassen: „Das Labyrinth" und „Das

fabelische Gedicht von einem Ochsen und etlichen Tieren", zeitpolitische Allegorien ohne höhern poetischen Wert. Mit dem Kardinal von Sitten blieb der Leutpriester von Glarus stets befreundet, ebenso mit dessen Sekretären, den Humanisten Dr. Petrus Bombasius und Dr. Michael Sander, Domdekan zu Breslau. Er bezog seit 1516 ein Jahrgeld von 50 Gulden, nicht so fast als Miet und Gabe, sondern um des Lebens Notdurft bestretten und sich die nötigen Bücher beschaffen zu können. Auch mußte er die päpstlichen Pensionen in Glarus ausbezahlen.

Alle diese äußern Lebensverhältnisse hatte U. Zwingli mit manchem Geistlichen seiner Zeit gemein; nichts weist darauf hin, daß er im kirchlichen Leben eine Sonderstellung eingenommen oder sich der kirchlichen Ordnung gegenüber widersprechend oder gar revolutionär verhalten habe. Dennoch dürften die Anfänge eines geistigen, innern Widerspruches in die Zeit seines Wirkens in Glarus zurückreichen, wie manche seiner Biographen als Tatsache hinstellen. H. Bullinger erzählt, wie einmal U. Zwingli im Kreise der Amtsbrüder die theosophischen Lehrsätze des Johannes Picus von Mirandula in Schutz genommen, „also daß etlich priester inn anhubend hassen vnd schälten. Er aber acht dessen alles nit, vnd fuor für, nitt nu mit lasen, studieren vnd mit priestern zuo disputieren, sonder ouch mit predigen. Darinn er häftig was, ouch die Mißbruch anzuzuchen vnd zu schelten." Allein „Scheltungen" vorhandener Mißbräuche waren damals allgemeine Uebung auch bei Männern, welche weder unkirchlich gedacht und gelehrt noch an den Grundlagen der Glaubenslehre und der Kirchenverfassung gerüttelt haben. U. Zwingli versicherte 1523 selber bis ins Jahr 1516, also während seines ganzen Aufenthaltes in Glarus, habe er „sündlich noch etwan vil an des bapstes Obrigkeit gehangen vnd gemeint, mir zimmte Geld von im zu nemen".

Doch muß er bereits das Ansehen des Papstes angegriffen haben. Ob nur die weltliche Machtstellung oder auch die hierarchische Stellung des Papstes in Frage kam, wird nicht gesagt. U. Zwingli bemerkt mit Rücksicht auf das päpstliche Jahrgeld, er habe es beziehen können, „wie wol ich mit hellen Worten den römischen Botten allweg gseit hab, so sie mich ermantend, ich sollte nit predigen, das wider den Papst wäre, sie solltend gar nit hoffen, daß ich die wahrheit um ein Wort unterlassen werde um ihres

Geldes willen: darüber mögen sie das, ob es ihnen gefiel, wieder nennen oder nit." Andererseits hat sich ein urkundlicher Beleg erhalten, welcher schließen läßt, daß U. Zwingli als Pfarrer von Glarus noch ums Jahr 1515 auch in Bezug auf Lehre und Praxis dem Ablaß nicht unkirchlich handelte. Es ist dies die Bulle, durch welche der „plebanus Glaronensis" auf Ansuchen angesehener Laien der Pfarrei sich zu Rom mit Erfolg für einen Ablaßbrief mit den üblichen Privilegien: Stationenablaß, Ablaß- und Dispensvollmachten, Gestattung von Laktizinien für die Fastenzeiten, bemühte. Zum allermindesten kann das Aktenstück darauf schließen, daß U. Zwingli der kirchlichen Lehre und den Anschauungen der Eidgenossen über den Ablaß nicht entgegengetreten ist, vielmehr, daß er denselben Rechnung getragen hat. Was U. Zwingli zu Glarus auf der Kanzel lehrte oder im persönlichen Verkehre als seine Ansicht vertreten habe, bleibt der Kenntnis entzogen, weil darüber weder Predigten noch briefliche Mitteilungen erhalten sind. Ganz ohne Nachrichten über U. Zwinglis geistiges Leben in Glarus sind wir jedoch nicht; vielmehr sind uns zahlreiche Nachrichten, Briefe und Bücher erhalten, welche manchen willkommenen Aufschluß geben.

3. Zwinglis Stellung zu den Humanisten und wissenschaftliche Studien.

Die Humanistenbriefe beginnen mit dem Jahre 1510. Dieselben sind im leichten, gefälligen, oft auch ruhmseligen Stile der Zeit gehalten. In den Briefen an U. Zwingli wird in allen Tonarten bis zum Ueberdrusse des nüchternen modernen Lesers des Leutpriesters zu Glarus höchstes Lob gesungen. Von Köln aus schreibt am 18. Juli 1510 der jugendliche H. Loriti, „Glareanus", zwar nur in Geschäftssachen, aber mit der bombastischen Einleitung: „Quam sunt, vir humanissime, gratum mihi tuae literae, ut ne nil lubentius videam, nihil magis exoptem, quae omni decore, omni lepore salibus cunctis undique scatent, flumina ne locupletissima redundant! Quas dum lego, in extasi me positum possem phantasmatibus sommiare. Hic enim gravitas resplendet, hic rhetoricus ornatus tumescit, alibi sonoritas in tantum aures demulcet, ut nescium cui ex iis palmam tribuam."

Dieser Brief Glareanus eröffnet den langjährigen Verkehr mit dem spätern Lieblingsschüler des Erasmus, dem hoch gefeierten

Humanisten, Erzieher und Dichter. Mit jedem Briefe steigert sich die Lobrednerei. „Ulrico Doggio, artium magistro et sacre religionis presbytero, Glareanus classis nauclero et antesignano" verdankt am 18. April 1511 Glarean die Zueignung des „Gedichtes vom Luchsen" und verheißt ihm seinen Besuch in der Heimat. Ueber das Sinngedicht urteilt der dreiundzwanzigjährige Neulateiner und Humanist: „Dubius eram, an elegantia et latinitas sapida sententias graves, an doctus et philosophicum pondus eloquentiam vinceret!" Ein anderer Humanist, Mitschüler U. Zwinglis in Basel, Johannes Dingnauer, Pfarrer zu Kilchberg bei Zurich, versichert U. Zwingli seiner wahrhaft herkulischen Freundschaft. Allein in all diesen Briefen, auch in jenen von Dr. Joachim von Watt zu Wien und des Schultheißen Peter Falk in Freiburg und seiner Schüler von der Familie Tschudi ist nicht das Germaste enthalten, woraus man auf U. Zwinglis kirchliche Stellung schließen konnte.

Eine mehr als bloß geschäftliche oder phrasenhafte Bedeutung dürfte dem Verkehre U. Zwinglis mit Erasmus von Rotterdam zugeschrieben werden. H. Glarean, welcher seit 1512 als Präzeptor ein Studentenkonvikt in Basel leitete, vermittelte die persönliche Bekanntschaft U. Zwinglis mit dem gefeierten Humanisten. In Basel suchte der Pfarrer von Glarus den Erasmus in der Fastenzeit 1514 auf. Allein es kam ein engeres „Freundschaftsbündnis zwischen den Beiden nicht zustande. Zwar befleißt sich auch Erasmus einer überaus schmeichelhaften Titulatur und schreibt: „Huldrico Zwinglio, Philosopho ac Theologo cumprimis erudito, amico fratris vice dilecto." Allein er hält sich kühl und vornehm, läßt auch deutlich erkennen, daß ihm sein H. Glareanus lieber sei. „Gratulor Helvetiae genti, quam Tu Tuique similes optimis etiam studiis ac moribus expolietis et nobilitabitis, principe et antesignano Glareano, qui mihi non minus ob eximiam ac veram eruditionem est gratus, quam ob singularem vitae morumque sanctimoniam et integritatem; homo toto pectore Tibi deditus. Haec scripsi a coena impulsore Glareano, cui nihil negare possum, etiamsi nudum saltare jubeat. Bene vale! Basileae."

Der frostige Ton im Briefe des „Philosophus et Theologus maximus" von Rotterdam, das Lob auf H. Glareanus und der offenbar kühle Empfang in Basel scheinen den Philosophen und

Theologen in Glarus sehr unangenehm berührt zu haben. Wie zum Hohne erhebt er die Größe, Weisheit und Verdienste des Erasmus ins Ungemessenste. „Terret eruditionis Tuae splendor me, capacior sane quam sit quem cernimus orbem“, die „humanitas maxima, quod infantem hominem, igniculum literarum haud ea dedignatus. Te nobis amissus vivis, cui nos, confabulati simus, non num non capimus. Sed quorsum tandem istiusce nugas? Quid tuum fatigo? Cum graecos hunc vesci debere non nescias. Interim certe, ut nos peramas. Te tuneris scias tandem a nobis ut proinde, ut magnum etiam fecisse nomen nos existimemus, nos alia re magis gloriantes, quam Erasmum vidisse, virum de utera Scripturaque sacra arcana peritissimum. Quique Dei hominumque ita caritate flagrat, ut quicquid literis impenditur, ubi impendi pudet, pro quo autem omnes bene precari oporteat, ut eum Deus O. M. incolumem servet, ut sanctae literae a barbaris sophistisque per eum vindicatae in perfectiorem aetatem grandescant, ne tenella adhuc tanto patre orbae ingratis durisque educentur. Ego enim, ut tandem hanc tragoediam exeg[illegible], pro Tua istiusmodi in universos beneficentia, scire libet tibi dulcius, quod Socrati Aeschines, quamquam imparem meipsum donavi. At non accipis hoc te donum tuo nunc dignum adjecturum plus quam Corinthum ab Alexandro spreti, ne neque dedisse unquam nec daturum alii. Quod si me sic quidem accipis, sat erit a te repulsam passum esse, nam mihi emendatius votum erit, quam tali vitio displicuisse viro. Nam et velis et nolis, meliorem me mihi ut spero, restitues. Tandem vale jam accipe qui modolibet frueris, vale!“

Die Korrespondenz zwischen beiden Leuchten des Humanismus wurde einstweilen nicht mehr aufgenommen. Glarean und Erasmus blieb im eifrigen Briefwechsel mit U. Zwingli, und ließ denselben fleißig Briefe zukommen. Er kaufte für ihn Bücher, Klassiker, Vertia und Kirchenväter, aber auch polemische Schriften, wie die „Lutterae virorum obscurorum“ seines Herrn und Gönners. Erasmus 1516 seine eigenen „Labri elegiarum duo“. Wir dürfen U. Zwingli seit 1514 als Humanisten von der Richtung des Erasmus betrachten.

Sicher ist bezeugt daß U. Zwingli als Leutpriester zu Glarus, namentlich in den letzten Jahren seines Wirkens fleißig studiert und mit den Kreisen der Humanisten in lebhafter und folgenreicher

Verbindung gestanden hat. In Glarus begann er das Studium der griechischen Sprache und der hl. Schrift des Neuen Testaments in der Ausgabe des Erasmus, besonders las er die Briefe des hl. Paulus. An Cicero und den klassischen Rhetoren bildete er sich zum gewandten und schlagfertigen Redner, an Valerius Maximus und andern römischen Geschichtsschreibern zum Politiker aus. Auch Kirchenväter studierte er, Laktantius und Tertullian vorab, sodann die Scholastiker und Picus von Mirandula, viele Klassiker und Philosophen, Seneka, Varro, Plutarch, Cicero. Die Schultheologie seiner Zeit verachtete er als zeitraubendes Geschwätze, „quemnam esse hic bonum temporis amissio, quod omnia confusa: sapientia mundi, philosophia, Deus, inanis loquacitas, barbaries, vana gloria et quidquid hujus generis, mihi, inde sane doctrinae possent sperari."

Stand dieses abschätzige und selbstherrliche Urteil noch nicht im ausgebildeten Widerspruche zur kirchlichen Theologie, so führte es doch zu Streitigkeiten mit deren Vertretern, von denen schon Bullinger, Myconius und Salat sprechen, später zur schroffsten Verachtung der Theologie des Mittelalters und schließlich der gesamten kirchlichen Vergangenheit. Dies war um so mehr der Fall, weil U. Zwingli keine kirchenhistorischen Studien machte, so daß er später sich gerade auf diesem Gebiete die bedenklichsten Blößen gab. Daß er sich fleißig der Musik und Rhetorik widmete, beweist seine Benennung als „Apollineae lyrae moderator et nostrae temporis Cicero indubitatus" durch seinen Studiengenossen Hans Dinguauer.

In Glarus besaß U. Zwingli zahlreiche Freunde und Gönner, und weithin namentlich im Landkapitel Zürich, bedeutendes Ansehen bei Klerus und Laien. Allein auch die Gegnerschaft war zahlreich und mächtig. Manches blieb dem lebensfrohen und schmachen Priester übersehen, was dem eifrigen Politiker und strengen Sittenprediger nachgetragen wurde. Schließlich war die Opposition der mächtigen Franzosenpartei in Glarus derart, daß er sich im Frühjahre 1516 veranlaßt sah, nach einer andern Stelle sich umzusehen und seinen politischen Gegnern rasch das Feld zu räumen, doch ohne die Pfründe in kanonischer Form zu resignieren. Er bewahrte in Glarus manche Freunde und diese baten ihn, er möge ihr Pfarrer bleiben. U. Zwingli selber schreibt darüber seinem Freunde Dr. Joachim von Watt am 17. Januar 1517 nach Wien: „Locum

gotar mus, non cupidinis aut cupiditatis moti stimulis verum Galliarum technis. Quod cladis nobis attulerit tantem facto illa Gallica, dudum famæ ventus attulit. Fuimus enim pars quoque rerum gestarum... calumnitates enim multas pertulimus vel terre didicimus" Nach den Briefen seines Freundes Wilhelm Nesenius muß U Zwingli spätestens zu Ende Juni 1516 seine Stellung in Glarus verlassen haben

4. Ulrich Zwingli als Leutpriester in Einsiedeln. 1516—1518.

Einsiedeln, die altberühmte und vielbesuchte Wallfahrtsstätte wurde U Zwinglis einflußreicher und angesehener Wirkungskreis. Der Anstellungsvertrag, welcher noch erhalten ist, wurde am 14 April 1516 im Schlosse Pfäffikon zwischen Pfleger Diebold von Geroldseck und Mag. Ulrich Zwingli in Gegenwart von vier Zeugen Gregor Bamli, Pfarrer in Weesen, Johannes Meile, Kirchherr zu Kuchingen, Franz Zink, Hofkaplan in Pfäffikon und Melchior Stocker, Pfarrer in Freienbach, urkundlich festgestellt und mit dem Konventsiegel beglaubigt. Aus der Urkunde geht hervor, daß U. Zwingli die Stelle gesucht hatte. „Venerabilis in Christo pater et dominus Theobaldus de Hohengeroldseck, Administrator ecclesie Heremitarum, cui cura pastoralis officii incumbit, quæ enim maior est, sed quia pluribus solis intendere non potest, et re voluntate sanctis subditorum de manibus suis, etiam quod maioribus curis solliciteter, talem sibi provideat, cui onera sua imperti possit, venerabilem virum, dominum, *Udalricum Zwinglium*, artium magistrum, in cura subrogarda, *et prefati ven. viri supplicationi ac dispositioni inclinatus*, voluntarie eidem vicariam seu plebeniam prefati monasterii loci Heremitarum providendo, conventione et articulis servatis, quamvis nullos utrosque hæsitatio teneatur, pro maiori cautela, quia nunquam in eodem statu homo permanet, conventum est ab eis fide hinc, loco et tempore infra notatis præsentibus" Der neue Plebanus erhielt 20 Gulden Emolumenten, welches ihm alle Fronfasten ausbezahlt wurde; mit seinen Helfern erhielt er die Kost im Refektorium der Abtei, war aber dafür zur Teilnahme am Chordienste und zum Beichthören verpflichtet. Pfarrhaus und Helferei standen außer dem Kloster im Flecken. Drittens versprach der Administrator, sobald ein seiner Collation zustehendes Benefizium ledig falle, den Magister

Ulrich damit zu belehnen, doch unter dem Vorbehalte, daß derſelbe zuvor auf die Pfarrpfründe Glarus reſigniere.

Ueber die Beweggründe, welche Mag. U. Zwingli veranlaßten, ſich um die Leutprieſterei Einſiedeln zu bewerben, ſprechen ſich deſſen Biographen verſchieden aus. Der Hauptgrund lag gewiß in der Unhaltbarkeit ſeiner bisherigen Stellung. Schon zweifelhafter dürfte H. Bullingers Behauptung ſein, die kloſterfeindliche und evangeliſche Geſinnung des Fürſtabtes Konrad von der Hohenrechberg, welcher bereits Möncherei und Adelsherrſchaft als einen ärgerlichen Mißbrauch gehaßt habe, ſei für Mag. U. Zwingli beſtimmend geweſen. Der Abt weilte ja ſelten in Einſiedeln, und alle Rechte der Adminiſtration ruhten auf dem Pfleger Diebold von Geroldseck. Dieſer mußte U. Zwingli perſönlich kennen; ſein Ruf als Prediger und die nahe Verwandtſchaft mit drei hochgeſtellten Geiſtlichen, die Freundſchaft mit dem Hofkaplan Franz Zink, einem gebornen Einſiedler, mochten ihn dem Pfleger empfohlen haben. Der Beſtallungsakt lautet zwar durchaus katholiſch und rechtlich korrekt. Trotzdem dürfte H. Bullinger nicht ganz im Unrecht ſein, wenn er betont, U. Zwingli ſei als Freund des Adminiſtrators in Einſiedeln ſofort mit dem Selbſtbewußtſein des Reformators aufgetreten.

„Dieſer Herr Diebold von Geroldseck hat das Gotzwort vnd glerte Lüth, vnd inſunders Zwinglien, faſt lieb, vnd bracht in ouch zu imm gen Einſidlen.“ Das „erſt Ding“, welches U. Zwingli bewog, die Leutprieſterei in Einſiedeln anzunehmen, gibt H. Bullinger mit folgenden Worten: „Zur dem Einſidlen beſchicht ein groß wallen viler Völker, vß der tütſchen Nation fürus. Derhalben er verhofft, er wollte mitt predigen vil nutzes ſchaffen vnd die erkanntnuß Chriſti vnder vil völcker bringen. Dann Zwingli ſelbs bezügt, daß er hievor, als anno 1516 er dann yemands noch ützid von doktor Luthern gehört, habe er angehept, das Evangelium zuo predigen. Das prediget er jetzund mitt allem flyß, ouch zun Einſidlen, vnd lert inſonderheit, Chriſtum den einigen mittler, vnd nitt Marien, die reine magd und Muoter Gottes, anbetten vnd anrüeffen. Das vilen ungehört, wunder vnd vnangenem was; den andren aber, frömbden vnd heymiſchen, faſt angenäm. Vnd was zwaren eine Schickung Gottes, das imm ſömlich predigen an dieſem ort zun Einſidlen, das doch gar götziſch, nachgelaſſen ward.“

Die Tatſache, daß der neue Leutprieſter ſchon 1516 neue, von der kirchlichen Doktrin abweichende Lehren predigte, bezeugt auch der Zeitgenoſſe Joh. Salat: „Vnd als er nach Einſydlen kam, was er zwey Jar da Predikant, fieng etwas an zu rüttlen, nemlich an einer Engelwyche, doch ſo liſtigklich, daß er nit zu begriffen was, darzu ſich ouch niemand zu keins andern, dann dem Criſtenglauben gemäß vnd glych zur im verſechen hette.“ Nach Abt Ulrich Wittwyler, 1585—1600, predigte U. Zwingli damals gegen die Pilgerfahrten, die Fürbitte der Heiligen, „wider den Aplas ſchandlich, alſo das vil Pilger der Heimſchen vnd Frömbden, die den Schalk vnd ſyn Gift vermerkt, mit vil Klagen widerumb heimzogen“. U. Zwingli ſelber betont wiederholt in ſeinen Streitſchriften, er habe ſchon vor Dr. M. Luther im Jahre 1516 gegen den Ablaß und den römiſchen Aberglauben gepredigt.

Vollgiltigen Wert zur Entſcheidung dieſer wichtigen Frage beanſprucht U. Zwinglis eigenes, wiederholtes und beſtimmtes Zeugnis, er ſei zu Einſiedeln mit Kardinal M. Schinner und andern Prälaten bei ihren Beſuchen wiederholt auf die kirchlichen Fragen zu ſprechen gekommen. Der Kardinal habe mit ihm den Ungrund des Papſttums anerkannt und ihm verſprochen, zur Reformation der Kirche mitzuwirken. Wenn Gott ihn wieder in ſein Bistum zurückberufe, „wüllte er hälffen, die irrthumen abſtellen, vnd wort Gottes fürdern. Das aber guote wort warend vnd ſunſt nüt dahinter“.

In Einſiedeln widmete ſich U. Zwingli neuerdings den Studien; die reichen Mittel des Adminiſtrators erleichterten ihm die Anſchaffung koſtbarer Bücher. Er ſtudierte die Kirchenväter: Origines, Cyrillus von Alexandrien, Joh. Chryſoſtomus, Auguſtinus, Hieronymus, bildete ſich im Griechiſchen aus und las fleißig die hl. Schrift. Die Briefe des hl. Paulus trug er faſt beſtändig bei ſich. Die Bücher, welche er ſtudierte, verſah er während dem Leſen mit Anmerkungen. Als Prediger geſtattete er ſich manche Freiheit. Seine Wohlgeſtalt, die Feſtigkeit ſeines Auftretens, die Neuheit ſeiner Predigtweiſe und die hohe Begabung für populäre Beredſamkeit traten gerade in den Feſtpredigten auf der Kanzel des Münſters zu tage. Er erntete Staunen und Bewunderung bei den Gebildeten und regte auch die Vornehmſten unter den Waldleuten zum Leſen der hl. Schrift an. Allein bereits machte

sich der Subjektivismus geltend. H. Glareanus hatte für Einsiedeln die in der Stiftsbibliothek noch erhaltene Frobenische Ausgabe der Werke des hl Hieronymus besorgt: „at Eremum, quem semper virens inhabitavit vitae.“ U. Zwingli bemerkte damals dem Pfleger, welcher die Werke des Heiligen las, es werde eine Zeit kommen, da auch St Hieronymus wenig mehr gelten werde.

Unbeirrt durch die patristischen Studien lebte und studierte U. Zwingli im Geiste des kritischen Humanismus. Erster Kirchenvater war ihm Erasmus von Rotterdam, dessen Werke in Basel bei Joh. Amerbach gedruckt wurden Er wurde mächtig von dessen Schriften angezogen. Einzelne Lehrsätze, welche er später vertrat, namentlich über die hl Taufe, die hl. Eucharistie, die Stellung der heidnischen Weltweisen und Helden zum Christentum die Abneigung gegen die Scholastik verdankte er dem Weisen von Rotterdam. Den Beruf, die geltende Kirchenlehre auf Grund der hl. Schrift zu bekämpfen, führte Zwingli gleichfalls auf den Einfluß des Erasmus zurück. Des Erasmus Geist beherrschte den Kreis von Humanisten, mit welchem U. Zwingli zu Einsiedeln einen überaus regen persönlichen und brieflichen Verkehr unterhielt Es waren nebst seinen Helfern Kaspar Hedio, Pfarrer zu St. Theodor in Basel, H Lorriti und Leo Jud, Pfarrer zu St. Pilt im Elsaß, namentlich Wilhelm Nesenus, Professor in Löwen, der Luzerner Oswald Geißhusler, „Myconius“, seit 1516 Schulmeister am Großmünster in Zürich, Dr. Wolfgang Köpfli, „Capito“, Domprediger zu Basel, Dr. Joachim Vadian, welcher aus Wien im Sommer 1518 in seine Vaterstadt zurückkehrte, dessen Busenfreund Junker Konrad Grebel aus Zürich, Jakob Salzmann, „Salandronius Alexander“, Schulmeister in Chur.

In Basel wurden sofort nach Dr. M. Luthers Auftreten dessen Streitschriften bei Joh. Frobenius und Adam Petri gedruckt, allüberallhin verbreitet, von Gebildeten und Ungebildeten als das neuentdeckte reine Evangelium mit Begeisterung gelesen. U. Zwingli gingen schon nach wenig Wochen Nachrichten über den lutherischen Handel zu. Wilhelm Nesenus, mit der „detestabilis monachorum tyrannis“ und den Löwener Theologen aufs Aergste zerfallen, schrieb schon im April 1518 einen furibunden Brief an seinen Freund U. Zwingli nach Einsiedeln „In giftigster Weise werden Barfußer und Dominikaner, Karmeliter und Augustiner,

Skotisten und Thomisten hergenommen, weil sie es wagten, Desiderius Erasmus, M. Luther und U. Hutten entgegenzutreten, selbst die heute noch als große Theologen anerkannten Dominikaner P. Alvarez, Thomas de Vio und Sylvester Prierias werden als Heuchler und Ignoranten hingestellt. Von den Karmelitern und Dominikanern schreibt der 25jährige Nesenus: „Nicolaus Edamensis Carmelus Carmenta factus est Mechliniæ, quæ civitas, quum forma gignat insignes, Veneri sacra est. Nec ob aliud mulieres illi invent adeo his nebulonibus, quam quod vocantur Fratres Dominæ. O felicem S. Virginem, quæ tales tauros complectitur sub pallio suo. Certe Carmelitis et Prædicatoribus, quos tantum habitus vestium sejungit, nonnus indignor; ventri serviunt et ventris regulam agitant. Demiror magis, cur his beluis alii deserviant! Qui invenient religiosum, cui is alerent ursos aut simias aut etiam equos, quam multos istorum generum. Unde nobis hæc profana religio, unde hæc impia pietas, unde indocta doctrina, unde ex reissimus illi cerebratus!"

Der phantastische aber geistig überreizte Humanist weiß von einer Verschwörung der Mönche und Scholastiker gegen den Humanismus zu berichten, die aber nur in seinem Kopfe spukte, um seinen dieselben in giftiger Weise zu hetzen. „*Quantum ego conjicio*, ren tendunt in Lutherum, sed in omnes bonas literas quas ipsi non didicerunt et pigret discere, sed prætextant splendidum titulum Lutheranismi ad hypocrisim suam educendam. Quod si conatus eorum successerit ad, quod Superi prohibeant, videbimus, quo sit evectura rabies sceleratorum. *In hanc rem vero conjurasse quasdam* omnes ex gurgite sceleratos, quorum nomina brevi, ut arbitror, cognoscet et detestabitur mundus. Hos tyrannos rotundere magis puto esse e re christianæ religionis quam profligare Turcas truculentissimos aut his etiam sceleratiores Judæos."

Einen wohlverdienten Hieb erhielt der weltkluge Erasmus, weil er wohl seine Extarter litterarisch zum heftigsten Kampfe schalte, dagegen seine werte Person immer in wohlgedecktem Hintergrunde hoher Weisheit und ernster Studien zu bergen wußte: „Demiror lenitatem Erasmi, quod suo stylo felicissimo non sæviat in istos. Sed ille, ut est pure Christianus, abhorret ab omni discidio et interdum studius vere sacris sese consolatur. Et ut ille in

re quidem optima, Paraphrasi in Paulum, occupatus est, ita non convenit alios studiorum causa deserere!“

Dann kommt W. Neſenus auf Dr. M. Luther zu ſprechen: „Qualis sit Lutherius nescio, nisi quod libri, quos hactenus edidit, testantur eum esse in literis theologicis, non tam veteribus quam recentioribus, exercitatissimum. Præterea ingenium arguunt suum, et pectus multis variisque dotibus vere instructum. Ideo his est hæreticus Lutherius, quod Thomam despicit, quem prædicatores quintum Evangelistam videri volunt, quod incessit magistros nostros, quorum autoritatem sacrosanctam haberi postulant, quod scholastica dogmata non habet prae oculis, quibus, ut nihil aliud dicam, debet mundus tot monachorum discrimina, tantum cæremoniarum, et christianam religionem, si non extinctam, certe misere afflictam infectamque, tot indoctos Theologos et bonorum autorum neglectum. Nunc audi, quaeso, monachorum dementiam, audi! exspectant, ut Lutherius capiatur. Quid hoc aliud est, quam sitire humanum sanguinem. Quandoquidem docere non possunt, ut tamen perdere volunt. Utrum hoc est carnifices agere aut theologos? Quanta indignatio posteritatis, si legerint, Lutherium virum fuisse bonum, et vitæ ad miraculum usque inculpatæ, acutum, eruditum, ingeniosum, bene christianum, præterea Germanum. Et tamen, quod primus in tanta theologorum perversitate, in tam detestabili monachorum tyrannide ausus fuerit libere monere, et Christum jam olim constitutiunculis humanis undique fœdatum, imo conculcatum, vindicare, oppressum, non argumentis neque scripturæ sanctæ testimoniis, quibus innocentiam suam usque tuebatur invictus, sed arte et conspiratione nebulonum plane tyrannica.“

Dieſer Brief des eingeweihten W. Neſenus in der damals üblichen Geheimſprache der Humaniſten beweiſt, daß der lutheriſche Handel ſchon 1518 weit über ein gewöhnliches Mönchsgezänke hinausging. Daß auch U. Zwingli, deſſen Briefe an W. Neſenus leider nicht erhalten ſind, bereits geraume Zeit dem Kreiſe der Eingeweihten nicht ferne geſtanden, ſondern von ihnen als Mitarbeiter begrüßt wurde, beweiſt der Schlußſatz des Briefes: „Tu perge, eruditissime Zwingli, puriorem Christum tuorum populorum animis inserere!“

Nicht weniger beachtenswert iſt der Brief, welchen am 12. Januar 1518 ein junger Prieſter zu Stein a. Rh., Erasmus

Schmid, „Erasmus Fabritius. Lithopolitanus Presbyter, homulus doctissimus litteratorum. omnigenarum disciplinarum professori Udalrico Zwingli, viro acutissimo“ schrieb. Der ganze Brief ist in pomposesten Humanistenlatein abgefaßt. Erasmus Schmid berichtet, wie er in einem Kaufladen die Elegien Glareanus gekauft, in der Dedikation zum ersten Male den Namen U. Zwinglis gefunden und sich über den ihm bisher völlig unbekannten Mann bei seinem Freunde Johannes Taurenus, Hans Escholi, Pfarrer auf Burg, vorher Zwinglis Helfer in Einsiedeln, eingehend erkundigt habe. „At iste“, fährt Erasmus Schmid weiter, „morbovo vel gaudio correptus, diu constrictis faucibus stubans, validissimo sui in Te amoris indicio, tandem: Is, dicit, is est, de quo centies tecum commentor. Is est, quem solum extra omnem Helvetiorum aleam seposuimus. Is est, ait denique, qui primus apud vos suas bonas literas plantavit, quoque singulari est doctrinae ac morum venustate insignis. Porro ut de moribus honestissimis, et de innocentissima vitae castimonia sublaceam, interim de studiis tuis loquor. Emendum itaque erit, ut explosa tandem barbarie, Helvetica pubes Latine discat loqui, quamquam et Graecari non minus necessum fuerit. Qua quidem in re Glareanus noster una tecum plurimum laboris consumere videbitur, si vel ab incepto non destiteritis, vel continuis vigiliis vestris ad aemulationem provocare non horrescatis. Ago igitur juventutis huiusce titulo grates Deo O. et Max., deinde vobis, postremo saeculo nostro, quo nasci contigerit, cuius ingenia non modo veteres aequare, sed et superare possimus. O, utinam rubrum vestrae accederem, quo purior in dies vocaliorque redditus conceptum animo opus laudum edorem. Vale! terra nostra fulgur atque decus splendidissimum!“ „Me quoque“, lautet der mehr als profanische Schluß, „plurimum generoso Baroni Geroldseck, studiosorum hominum patrono, iterum atque iterum commendato, resque meas tum meipsum obsequiis suis gratuitis polliceare adiacter. Iterum vale foelix.“

Zu erwähnen ist ferner der Brief, welchen der reiche Patrizierſohn Konrad Grebel bald nach seiner Rückkehr von Wien am 31. Juli 1518 von Zürich aus an den Leutpriester zu Einsiedeln, „ad S. Mariam in Eremo parocho, viro doctissimo et amico singulari“, richtete. Dr Joachim von Watt wird zum Be-

suche der Familie Grebel, deren Töchter eine er später heiratete, nach Zürich kommen. „Vellem itaque ut tu quoque venires. Sic enim trium virorum, Myconii, Zwinglii Vadianique conspectu aliquamdiu possem refici, non interim ita ut Deus amet, reges divis assimiles, immodico apparatu splendidos, aut curaturus aut curatorus. Si negotiis tuis te suffurari poteris, nollem ex universa Helvetia ad Tigurinos alium ac Zwinglium venire. Verum, si id ut facias, tam integrum non fuerit, fac saltem, tuae ad me volent literae. Quas ego cum videro, tanto exemplari gaudeo, tamque crebris osculis dissuaviabor, ut tum demum literas Zwinglianas sed, ut solent eruditissimae, Grebelio semper multo velim."

Es ist begreiflich, daß dergleichen Ueberschwänglichkeiten, welche auch in andern Briefen junger Humanisten, begeisterter Schüler U Zwinglis, wiederkehren, das ohnehin stark ausgeprägte Selbstbewußtsein des hochstrebenden Mannes bis zum Uebermaße steigern, denselben in seinem Vorhaben, ein weltberühmter Mann zu werden, sehr bestärken mußten. Auch Diebold von Geroldseck erntete das Lob dieser Litteraten als Mäcenas der Humanisten und Vater der Wissenschaften. Um ihn bei dieser Gesinnung zu erhalten, wurde 1520 ausgemacht Erasmus von Rotterdam solle demselben ein schmeichelhaftes Brieflein schreiben. Für diese Gefälligkeit mußte der Pfleger den weltberühmten Gelehrten besonders honorieren. Die Ehrengabe, welche Desiderius Erasmus zum Schreiben veranlassen sollte, war ein silberner Becher im Werte von 60 Gulden mit entsprechender Widmung, beide in einem kunstvollen Futteral geborgen. Allein für einen völligen, auf innere Gegensätze der Ueberzeugung beruhenden Zwiespalt mit der kirchlichen Ordnung ist damit nichts bewiesen. U Zwingli stand auf dem Boden der kritisierenden und reformierenden Erasmianer, ohne sich vorderhand irgendwie litterarisch und polemisch in das Vordertreffen zu stellen.

Ueber die geistige Entwicklung U Zwinglis während seiner zwölfjährigen Wirksamkeit in Glarus und Einsiedeln, seine klassischen, philosophischen und theologischen Studien ist vieles geschrieben worden. Die zahlreich erhaltenen Bücher, welche er benützte und mit Glossen versah, sind Zeugen seines geweckten Geistes, seines lebendigen Forschungstriebes und selbständigen Denkens, welches aber in seiner subjektiven Eigenrichtigkeit nur zu oft irre

gung. Heute noch dürfte über die wichtige Frage: Wie ist U. Zwingli infolge seiner theologischen Studien zum Skeptiker geworden, mit der Lehre und Disziplin seiner Kirche in Feindschaft geraten, und zur Ueberzeugung gelangt, er sei zur Reformation der Kirche, zum Umsturze ihrer Organisation berufen? die besonnene und maßvolle Erörterung von J. Leonhard Heß maßgebend sein. Seine Worte mögen unverändert, doch mit allem Vorbehalte hier folgen:

„U. Zwingli glaubte zur würdigen Bekleidung der Stelle in Glarus noch gründlicherer und umfassenderer Kenntnisse zu bedürfen. Er entschloß sich, das theologische Studium nach eigens entworfenem und von dem Schlendrian der Schule völlig abweichenden Plane wieder vorzunehmen. Er begann seine Forschungen mit beharrlichem Studium der Evangelien des neuen Testamentes, um St. Pauls Episteln sich mehr aufzuhellen, schrieb er eigenhändig den griechischen Text ab, fügte auf den Rand eine Menge von Notizen aus den Kirchenvätern und eigene Bemerkungen bei. Zwinglis Aufmerksamkeit befaßten von da an besonders jene Schriftstellen, die im Meßkanon stehen, und solche, welche auf der Kirche wesentliche Lehrsätze und Vorschriften sich gründen. Die Auslegung derselben war schon lange entschieden; dennoch glaubte U. Zwingli, es sei Pflicht des Christenlehrers, die Entscheide anderer über solche Gegenstände eigener Prüfung zu unterwerfen. Er befolgte die einzige Methode, den Geist eines Schriftstellers wahr aufzufassen, und suchte eine Stelle durch eine faßlichere, ungefähr desselben Inhaltes, ein ungewohntes Wort durch ein gewohnteres aufzuhellen, und dabei Art, Zeit und Absicht des Schriftstellers durch eine Menge Umstände, welche oft die Bedeutung der Worte umändern und bestimmen, zu beachten.

„Indem er den Text des Evangeliums nur durch sich selbst aufzuhellen gesucht hatte, strebte er, nun auch die Auslegung anderer Theologen kennen zu lernen, besonders jener Kirchenväter, welche, der Apostelzeit näher, deren Sprache besser als spätere Lehrer verstehen mußten. In den Schriften dieser Kirchenväter erforschte er der ersten Christen Sitten und Gebräuche, und begleitete sie durch die Verfolgungen, als deren Opfer sie fielen. Er erforschte der aufkeimenden Gesellschaft schnelle Fortschritte, bewunderte jene außerordentliche Umwälzung, welche

stufenweise den Christianismus zuletzt auf den Kaisertron erhob und scheinbar demselben eine glückliche Lage gewährte, in der aber die christliche Religion mehr denn einmal Leidenschaften zum Opfer fiel, welchen sie in ihrer frühern Demut herrisch gebot

„Von den Kirchenvätern ging U. Zwingli an die dunkeln Schriftsteller des Mittelalters, welche ihn nicht abzuschrecken vermochten. Er beschränkte sich jedoch nicht auf die von der Kirche gebilligten Schriftsteller So durchlas er mehrere der Ketzerei bezichtigte Autoren· den Ratramnus, dessen Sätze über das Abendmahl, obgleich sie der Lehre früherer Zeiten nicht widersprechen, der römische Hof verworfen hatte; die Schriften des Engländers Joh. Wiklef, welcher im 14. Jahrhundert die Heiligenverehrung verwarf, endlich Joh. Hus, welchen das Konzilium zu Konstanz für sein Bestreben, der Kirche Willkür und der Mönche Gewalt zu beschränken, zum Scheiterhaufen verurteilte.

„U. Zwingli unterzog sich dieser mühevollen Forschung nicht aus bloßer Neugierde, sondern um seine Ueberzeugung auf eine feste, unveränderliche Grundlage zu stützen. Er verweigerte keinen Kirchenentscheid, aber die Gründe desselben wollte er kennen und den Erweis der angenommenen Doktrin prüfen Der Gewinn solcher Untersuchungen entsprach freilich selten seiner Erwartung. Unter den Sätzen, welche die Doktoren seiner Zeit als richtig erklärten, fand er manche dem Geiste des Christentums völlig widersprechend, andere schienen ihm auf irriger Auslegung gewisser Schriftstellen gegründet, welche einzig der Unwissenheit, oder einer der Wahrheit noch gefährlichern Systemsucht zuzuschreiben war. Auch der Gottesdienst schien U. Zwingli wichtige Veränderungen erlitten zu haben. Je weiter er in die Zeit der Entstehung des Christentums zurückging, desto weniger fand er dieselben mit Gebräuchen überladen, welche den Zeitgenossen als wesentlich galten.

„Dem Evangelium zufolge sollte der Christ einzig seinen Schöpfer und dessen himmlischen Gesandten göttlich verehren. So lautete auch der Kirche Lehre in den ersten Jahrhunderten. Späterhin bot man der Volksverehrung andere, zwar der Achtung aber nicht solcher Feier würdige Gegenstände dar. Indessen ehrte U. Zwingli die Absichten der Stifter dieser Neuerungen Er sah, daß die Einen durch neue Gebräuche eine Belebung der absterbenden Frömmigkeit beabsichtigten, daß andere, um verwilderte, zum

Christentum bekehrte Völker dem Christentum zu gewinnen, denselben die Ueberreste der alten Gebräuche gelassen hatten, daß noch andere, von der Unfähigkeit des Volkes für abstrakte Begriffe überzeugt, mehr zu dessen Sinnen als zu seiner Vernunft sprechen wollten. Solche Herablassung schien ihm zwar der Absicht nach löblich, aber verderblich in ihrer Wirkung. Sie wurde zur Quelle neuer Mißbräuche. Sie hatte in dem christlichen Kultus die heidnische Gebräuche, Ausgeburten des Heidentums, wieder eingeführt und unvermerkt die Reinheit der christlichen Moral verunstaltet.

„Die beinahe unbeschränkte Priestergewalt schien U. Zwingli den evangelischen Grundsätzen entgegen. Er verhehlte sich nicht, wie sehr der Klerus einer der Einrichtung der ersten Jahrhunderte entsprechenden Umgestaltung bedurfe. Nie hätten, glaubte er, die Diener der Altäre der Jurisdiktion weltlicher Obrigkeit sich entziehen sondern immerfort das Beispiel des Gehorsams gegenüber jeder einmal bestehenden Gewalt geben sollen. Wenn auch der Kriegergeist und die Roheit der Weltlichen der Kirchendiener bisweilen mildere Regentschaft in frühern Zeiten wünschenswerter machten, so konnte in die umgewandelte Lage der Dinge eine Gewalt fortan nicht passen, deren Ausübung dem Charakter eines Friedensdieners oft widerstreitet.

„So begründet auch diese Ansichten U. Zwinglis schienen, so eilte er sich dennoch nicht, dieselben zu verbreiten. Auch war er von der Wichtigkeit der Gegenstände, mit welchen er sich beschäftigte, zu sehr durchdrungen, als daß er sich nicht verpflichtet hielt, seine Ueberzeugung erst nach langem Ueberdenken bekannt machen zu dürfen. Er erlaubte sich, dieselbe bloß einigen gelehrten Männern mitzuteilen, mit denen er oft Briefe wechselte. Während seines zehnjährigen Aufenthaltes zu Glarus hielt er sich in diesen Schranken. Ohne die von der römischen Kirche eingeführten Mißbräuche anzugreifen, trug er in seinen Predigten bloß solche Lehrsätze und jene Moral vor, welche aus dem Evangelium sich erweisen. Bei jeder Gelegenheit ermahnte er seine Zuhörer, in Glaubenssachen sich einzig an das in der hl. Schrift niedergelegte Wort Gottes zu halten, jedes demselben Widersprechende als Irrtum zu beurteilen. Der Augenblick der nähern Entwicklung dieses Hauptsatzes war noch nicht da; die Zuhörer mußten zur Empfänglich-

keit des neuen Lichtes vorbereitet werden. U. Zwingli glaubte durch beständiges Aufmahnen des Volkes zur Ausübung evangelischer Tugend seinen Endzweck am sichersten zu erreichen.

„Zu Einsiedeln fand U. Zwingli mehrere Männer, welche ihm später zur Einführung der Reformation in der Schweiz die Hand boten. Unter diesen war Franz Brugg, „Zonkius“, Kaplan des hl. Stuhles, mehr für das Stilleben der Gelehrten als einen Lehrstuhl geeignet, Johann Oechsli, „Bovillus, Taureolus“, dessen Eifer auch die heftigsten Verfolgungen nicht erkalteten. Gleiches Streben nach höherer Kenntniß beseelte diese Männer, und Gleichheit der Denkart hielt sie vereint. Auch ward durch U. Zwinglis Sorgfalt die Bibliothek beträchtlich vermehrt und ihr liebster Aufenthalt. Gemeinschaftlich durchlasen sie fleißig die Kirchenväter, deren Werke Erasmus soeben in Basel zum Druck befördert hatte, daneben noch die Schriften desselben Erasmus und J. Reuchlins, beide Wiederhersteller der Wissenschaften in Deutschland. Sie entwickelten sich die neuen und kühnen Gedanken dieser beiden großen Männer, zogen Schlüsse und unterwarfen dieselben neuer Prüfung.

„Zwinglis Tätigkeit zu Einsiedeln verlor sich nicht bloß in abstraktem Studieren. Er benützte seinen Einfluß auf Diebold von Geroldseck, den Statthalter des Klosters, denselben für einige Reformen zu gewinnen. Er überredete ihn leicht, daß Verehrung entseelter Gebeine der Heiligen dem Geiste des Christentums widerspreche. Auch überzeugte er ihn von der Schädlichkeit des Volksglaubens, durch öffentliche Uebungen Sündennachlaß zu erhalten oder solchen durch Geld zu erkaufen. Geneigt, so viel er vermochte, alles zu beseitigen, was Aberglauben beförderte, ließ der Statthalter die über dem Eintritt in die Abtei stehende Inschrift: „Hier wird den Pilgern vollkommen Sündenablaß ertheilt“ auslöschen und befahl, die Reliquien, welche der Pilger göttlich verehrte, zu begraben.

„Allmählig suchte U. Zwingli seine Lehre auch außer dem Kreis seiner vertrauten Freunde zu verbreiten, wozu ihm seine zwei Aemter, Beichtiger und Pfarrer, die Mittel boten. Die äußerlichen Uebungen geringer achtend als seine Amtsbrüder, forderte er von seinen Beichtkindern aufrichtige Reue, Umwandlung ihres Lebens und Genugtuung für begangenes Unrecht als unerläßliche

Bedingung der Erlöſung, ohne welche weder Kniebeugen, Gebete noch Kaſteiungen Gottes Zorn zu beſänftigen imſtande wären. In den zum Unterrichte ſeiner Gemeindegenoſſen und der Pilger beſtimmten Andachtsſtunden trug er den eingeſogenen Vorurteilen entgegengeſetzte Lehrmeinungen vor, deren Anwendung ſeinen Zuhörern überlaſſend. Als Zwingli die Gemüter hinlänglich vorbereitet glaubte, wagte er am Tage der Engelweihe ſelbſt, welche immer eine große Volksmenge nach Einſiedeln rief, entſchiedenern Angriff. Inmitten dieſer Volksmenge beſtieg er die Kanzel. Ein Eingang voll Wärme und Salbung bereitete die Zuhörer zu empfänglicher Aufmerkſamkeit vor. Dann ging er zu den Beweggründen des heutigen Kirchenbeſuches über und bedauerte die Blindheit in Auswahl der Mittel, ſich Gott wohlgefällig zu machen."

Allein ſchwerlich iſt die Predigt, wie ſelbe J. L. Heß in wörtlichem Auszuge mitteilt, in dieſer Form an der Engelweihe des Jahres 1518 in ſolch maßloſer Sprache gehalten worden, ſondern eine Uebertragung des „Gotzwortes" von 1522 in eine frühere Zeit. Auch konnten die Mönche zu Einſiedeln, welche damals gar nicht exiſtierten, über U. Zwingli und deſſen Predigt gegen Ablässe, Wallfahrten und Heiligenanbetung aus Beſorgnis verminderter Einkünfte unmöglich erboſt ſein, noch gleich den benachbarten Klöſtern weitumher boshafte Gerüchte über den Reformator ausſtreuen.

Ebenſo ungerecht, ja frivol, iſt der Vorwurf U. Zwinglis, der ſelber den frohen Genüſſen des Lebens huldigte, er habe in Einſiedeln die Gebrechen des Weltklerus und zwar aus dem Beichtgeheimniſſe, kennen gelernt, an der Ueppigkeit der Benediktinermönche, ihren lockern Mahlzeiten und üppigen Gelagen Aergernis genommen und darob ſich für das reine Gotteswort begeiſtert. In Einſiedeln beſtand keine reguläre Obſervanz. Der einzige Konventherr war ſein zugetanſter Freund und wohlwollendſter Gönner. Im Konvente war U. Zwingli ſelber das geiſtige Haupt und der einflußreiche Mittelpunkt eines rührigen Kreiſes von Humaniſten, welche ſich zu einer grundſtürzenden Umgeſtaltung der kirchlichen Lehre und hierarchiſchen Ordnung berufen glaubten.

Auch zu Einſiedeln gab ſich U. Zwingli ſittliche Blößen. Mit Berufung auf das Vorbild ſeiner Amtsbrüder hat er die-

selben offen zugestanden. Manches, was ihn zu Opposition und Kampf soll bestimmt haben und mancher Angriff auf die kirchliche Ordnung fallen in eine spätere Zeit. Ob er schon in Einsiedeln nur als „Prädikant" aufgetreten sei und, wie der hochbetagte Abt Konrad, nicht mehr die hl. Messe gelesen habe, ob er die Ablaßtafel mit der Aufschrift: „Hic est remissio plena omnium peccatorum a culpa et pœna" vom Münsterportale weggenommen, die Reliquien der hl. Aebte Eberhard und Gregor beseitigt und vergraben, die Frauenklöster zu Fahr und in der Au nach dem „Gotzwort" reformiert habe, dürfte zweifelhaft sein. Durchaus ungerechtfertigt ist der Vorhalt, in Einsiedeln sei Maria angebetet und Götzendienst geübt, die Lehre vom Ablaß, der Heiligenverehrung und vom Fegfeuer in heidnischer Weise mißbraucht worden, Verirrungen, denen der Leutpriester sich habe entgegenstellen müssen.

„Zu Einsiedeln waren U. Zwinglis Predigten", wie J. J. Hottinger schreibt, „obwohl vorsichtig doch gewichtvoll und eindringend, so daß von der Stätte einer bisher toten Verehrung das lebendige Wort selbst in ferne Länder zu erschallen begann". „Interim", schreibt 1532 Oswald Myconius von dem Einflusse, welchen U. Zwinglis Predigt in weitesten Kreisen ausübte, „gratia Domini cœpit quodammodo permanare ad exteros, concursus eius ab alienigenis, qui Eremum tunc ab omnibus fere mundi partibus confluxerant, exportatis." Es war dies der Fall, bevor Dr. M. Luther am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg seine Thesen anschlug und den Kampf gegen Dr. Joh. Tetzel eröffnete. W. Nesenius und K. Hedio bezeugen, daß U. Zwinglis Name und geistige Richtung so gut wie jene Dr. M. Luthers schon 1518 den „alienigenis et exteris" bekannt war: „Tu perge, eruditissime Zwingli, puriorem Christum populorum tuorum animis inserere!"

Die anfängliche Stellung U. Zwinglis gegenüber der seit 1517 von Dr. M. Luther ausgehenden Bewegung ist nicht ganz klar. Jener behauptet, und gewiß nicht ohne guten Grund, er habe schon vor Luther sich für eine Reformation der Kirche ausgesprochen, und sogar gegenüber Kardinal M. Schinner entschieden die Notwendigkeit betont, die Mißbräuche in der Kirche zu beseitigen. Andererseits ist von U. Zwingli selber zugestanden, daß

n durch Dr. M. Luthers Lehren und Schriften dessen Vorgehen und Erfolge mächtig angeregt und zur Nachahmung ermutigt wurde. U. Zwinglis kritisches Verhalten in den schwebenden kirchlichen Fragen mußte bekannt sein. Allein Niemand, nicht einmal die höchsten und maßgebenden kirchlichen Kreise, die Legaten in Zürich und die Kurie zu Konstanz, vermuteten im Leutpriester zu Einsiedeln den Mann, welcher gleich Luther allen bestehenden kirchlichen Verhältnissen den Krieg erklären würde. Der Leutpriester zu Einsiedeln genoß hohes Ansehen; von einer Trübung des guten Verhältnisses zur Nuntiatur und Kurie findet sich noch keine Spur. Es scheint vielmehr, U. Zwingli habe sein Ansehen den obern kirchlichen Instanzen gegenüber als reformatorischer Berater zum Wohle der Kirche geltend gemacht. So wurde unter seiner Mitwirkung der Jurisdiktionsstreit zwischen Bischof Hugo und Pfleger Diebold von Geroldseck von dem Legaten A. M. Pucci nach Rom gewiesen und im Sinne der Herren zu Einsiedeln, deren geistiges Haupt der Leutpriester war, gegenüber der Rechtsansprache des Bischofs entschieden.

Mit Dr. P. Bombasius, Kanzler des Kardinals von Sitten, stand U. Zwingli noch 1518 in engen Beziehungen. Der gelehrte Kanonist sollte ihm verschiedene Fragen beantworten, fand aber wenig Zeit dazu und fühlte sich zu wenig befähigt, die vorgelegten „Dubia" zu beantworten. Kommt aber seine „mediocritas" dazu, auf die Fragen einzutreten dann soll die Antwort er U. Zwingli bescheiden und belehrend lauten. „Non ut te doceam", schreibt er am 2. März 1518 nach Einsiedeln, „sed ingenue, ut mihi mos est, scenter tuam meam proferam laborem. Quod si bona consilia nequaquam in hi rogandus es, cum tua id humanitas ultro est tectura. De tuo acolythatu factum, quod scribis, cum primum abbreviator vester aliquid otii habuerit."

Aus diesem Schlußsatze geht hervor, daß U. Zwingli sich um eine Würde in der römischen Prälatur bewarb und über das Zögern der Kurie ungehalten war. Was ihm der Sekretär des Kardinals von Sitten nicht zu gewähren vermochte, wurde ihm am 24. August 1518 von Zürich aus durch das Breve des Legaten A. M. Pucci, „Virtutibus clarens et meritis" zu teil. Der Legat ernannte U. Zwingli zum päpstlichen Acolythen. „Tuis in hac parte supplicationibus inclinati, Te in Domum Nostri Papae et Apo-

stolicæ sedis Accolitum Capellanum et aliorum Domini Nostri Papæ et sedis hujusmodi Accolitorum numero et consortio favorabiliter aggregamus." Die ziemlich weitläufige Begründung lautet sehr wohlwollend und vornehm. „Virtutibus clarens et meritis sicut experientia et fame laudabilis testimonio commendatus, illam in Domini Nostri Papæ et Apostolicæ sedis conspectu gratiam meruisti, ut personam Tuam, literarum scientia præditam, paterna benevolentia prosequentes specialis honoris titulo favorabiliter attollamus. Ut igitur in effectu perspicias, quid suggerit nostræ mentis affectus, Te, qui in artibus magister existis, præmissorum meritorum tuorum intuitu extollere ac specialis honoris titulo ac prærogativa decorare volentes, in accolitarum numero aggregamus. Hac igitur de bono in melius studiis virtutum intendas, ut in prælati Papæ et nostro conspectu ad majora te semper constitutus meritorum studiis dignioremque Ipsoque D. N. Papa et nos ad faciendum Tibi uberiorem gratiam et honorem merito arctius invitemur."

Die Erhebung zur römischen Prälatur, verbunden mit der Gewogenheit, welche die päpstlichen Legaten, die Kurie zu Konstanz und der Pfleger zu Einsiedeln U. Zwingli gegenüber an den Tag legten, das Lob seines hohen Geistes und kraftvollen Wirkens als Prediger und Gelehrter sollten ihm den Weg nach dem Mittelpunkte des kirchlichen und politischen Lebens, der Stadt Zürich ebnen, wo er schon länger angesehene und einflußreiche Freunde besaß und öfter verkehrte. Dort bot sich ihm die Gelegenheit, seine volle Kraft zu entfalten, weit besser als in Einsiedeln, wo ihn sein Auftreten in den Verdacht der Häresie gebracht und sein Lebenswandel im Anfange schwer geschädigt hatte. Es lag ihm sehr daran, nach Zürich zu kommen und manche Freunde wünschten ihn dort zu haben. Einen Ruf von Schultheiß und Rat, sowie seiner „Günstigen" zu Winterthur an die erledigte Leutpriesterei hatte U. Zwingli Ende Oktober 1517 abgelehnt und seinen Freund Mag. Hans Dinguower dafür warm empfohlen. „Er suchte", wie H. Salat schreibt, „einer praktik gelegen ort, statt und platz: vnd alles im namlich Zürich fast wol, darfür er ouch stallt vnd warb durch sine Heimlichen."

Sicher ist, daß U. Zwingli als Leutpriester zu Einsiedeln nach seiner ganzen geistigen Richtung der Schule des Erasmus

und den Kreiſen der jungen Humaniſten angehörte, welche, ohne Beruf und Sendung, unklar über Mittel und Ziele ihrer Beſtrebungen, die Reformation der Kirche an Haupt- und Gliedern durchzuführen entſchloſſen waren. Das bezeugt Dr. Wolfgang Köpflin, „Capito“, 1487—1541, der berühmte Reformator aus Hagenau im Elſaß und gewandte Vermittlungstheologe. Derſelbe ſtand ſchon 1516 als Münſterprediger zu Baſel mit U. Zwingli in Briefwechſel und ſchrieb 1536 über ihren Verkehr an Antiſtes H. Bullinger in Zürich: „Antequam Lutherus in lucem emerserat, Zwinglius et ego inter nos communicavimus de Papa dejiciendo, etiam dum ille degeret in Eremitorio. Nam utrique ex Erasmi consuetudine et lectione bonorum authorum qualecunque judicium tam subolescebat.“ U. Zwinglis erſte Zweifel über das Dogma von der hl. Euchariſtie reichen ebenfalls in dieſe Periode zurück. Ebenſo iſt Tatſache, daß er 1518 bereits unter dem mächtigen Einfluſſe Dr. M. Luthers und der kirchlichen Umſturzbewegung in Deutſchland ſtand.

Das Reformprogramm der Humaniſten gegenüber der herrſchenden Schultheologie gibt am beſten der gehaltvolle Brief, welchen B. Rhenanus am 6. Dezember 1518 von Baſel nach Einſiedeln an U. Zwingli geſchrieben hat. Er warnt den Freund vor Kardinal M. Schinner und bittet ihn, demſelben kein Vertrauen zu ſchenken; er gehöre zu denen, welche entweder Komödie treiben oder den Verſtand verloren haben. Er berichtet, wie man in Baſel herzlich über U. Zwinglis Charakteriſtik des Ablaßpredigers B. Sanſon gelacht habe. Dann kommt B. Rhenanus im Anſchluß an die Kritik der päpſtlichen Ablaßbulle auf ſein Lieblingsthema zurück:

„Dant belli ducibus literas pro perituris in bello. Quam sunt haec frivola et Pontificiis legatis indigna. Quid non tandem excogitabitur, ut nummis nostris potiatur Italia! Nec vero risu haec digna puto, sed lachrymis potius. Nam nihil est, quod magis mihi dolet, quam quod video Christianum populum passim ceremoniis nihil ad rem pertinentibus onerari, imo meris nœniis. Et causam non aliam reperio, quam quod Sacerdotes per summularios istos et sophisticos Theologos decepti Ethnicam et Judaicam doctrinam docent. De vulgo sacerdotum loquor.

„Neque enim me latet, Te, Tuique similes purissimam Christi philosophiam ex ipsis fontibus populo proponere, non Scoticis aut Gabrielicis interpretationibus depravatam, sed ab Augustino, Ambrosio, Cypriano, Hieronymo germane et sincere expositam. Deblaterant illi nugas in illo loco stantes, ubi quicquid dicitur populus verissimum esse putat: de Pontificis potestate, de condonationibus, purgatorio, de fictis Divorum miraculis, de restitutione, de contractibus, de votis, de poenis inferorum, de purgatorio.

„At vos pro concione dicentes universam Christi doctrinam breviter, velut in tabella quadam depictam, ostenditis: propterea missum in terras a Deo Christum, ut doceret nos voluntatem patris sui, ut ostenderet mundum hunc, hoc est divitias, honores, imperium, voluptates et hoc genus plane contemni debere, caelestem vero patriam toto pectore quaerendam, ut doceret nos pacem, et concordiam ac pulchram omnium rerum communionem. Nam nihil aliud est Christianismus, quem olim Plato, sanctissimis annumerandus Prophetis, utcunque in sua Republica somniasse visus est, ut admoneret nobis stultos rerum terrenarum affectus in patriam, in parentes, cognatos, in sanitatem et in cetera bona, ut paupertatem et rerum huius vitae incommoda non esse mala declararet. Nam eius vita doctrina est omnem humanam excellens.

„Sed quo me scribendi rapit ardor, ut familiarem exoratus epistolam declamare velut mei oblitus occeperim! Utinam Tui similes multos haberet Helvetia. Sic tandem facile fieri posset, ut meliores mores rostratos indurent! Est certe populus utcunque corrigibilis, si modo talibus non destituatur, qui Christum docere possint et velint!“

Mag. U. Zwingli mag diesen hochgehaltenen Brief seines begeisterten Freundes wohl zu gleicher Zeit in die Hand bekommen haben, als seine Berufung zum Leutpriester am Großen Münster in Zürich erfolgte.

5. U. Zwinglis Berufung zum Leutpriester am Großen Münster und erstes Auftreten in Zürich. 1518—1519.

Zwölfjähriger Aufenthalt und einflußreiche Stellung hatten den Leutpriester zu Glarus und Einsiedeln mit Zürich in enge und erfolgreiche Beziehungen geführt. Er war Mitglied des Landkapitels Zürich, zu welchem Glarus, March, Höfe, Einsiedeln,

Rapperswil und Uznach bis 1875 gehörten. Sein wissenschaftlicher und politischer Verkehr, in Einsiedeln das Verhältnis des Pfarrers zur Burgrechtstadt, zahlreiche freundschaftliche Bande mit Geistlichen und Laien machten ihn den dortigen hohen Kreisen wohlbekannt. Geistige Begabung, große Gewandtheit im Predigen und ein keckes, selbständiges Auftreten hatten seinen Ruhm begründet. Es ist auch gar kein Zweifel, daß er an Uebersiedelung nach Zürich dachte, von manchen einflußreichen Freunden dorthin, in einen größern Wirkungskreis gewünscht und empfohlen war.

Die religiösen, politischen und sittlichen Zustände der Stadt, welche etwa 7000 Einwohner zählte, die innern Verhältnisse des sehr zahlreichen Klerus, waren nicht die besten, einer Verbesserung bedürftig und bei klugem Vorgehen für dieselbe empfänglich. Manche Freunde einer Reform, besonnene Männer und radikale Stürmer, mochten von einem Eingreifen des tatkräftigen und beredten Mannes eine Besserung der Mißstände hoffen, ohne sich zu fragen oder klar zu sein, ob derselbe durch Bildung, Charakter und Lebensführung dazu berufen sei, eine Besserung der Uebelstände oder den Umsturz der kirchlichen Verhältnisse bringen werde. Kleinere geheime Kreise sahen in U. Zwingli den kommenden Mann, welcher alle Verhältnisse in Staat und Kirche durch die Macht seines Wortes und die Unbeugsamkeit seines Willens umzugestalten fähig sei.

Die kirchenpolitischen Ansichten des Magistrates in Zürich waren mit jenen des Pfarrers zu Einsiedeln nahe verwandt, und sein Charakter ließ in ihm für manche den Reformator der öffentlichen Zustände hoffen. Weder die Kurie zu Konstanz und deren Kommissar in Zürich, Chorherr Dr. H. Utinger, des Magistrates Vertrauensmann und einflußreiches Mitglied des Stiftes zur Probstei, noch die Nuntiatur, die Legaten M. Schinner und J. A. Pucci hatten irgendwelche Bedenken. U. Zwingli stand zu ihnen in den besten Beziehungen und durfte auf ihre Gunst vertrauen, besonders nachdem er Akolyth und Kapellan S. Heiligkeit Leo X. und des hl. Röm. Stuhles geworden und als Anhänger der päpstlichen Partei hohes Vertrauen genoß.

Zu Ende des Jahres 1518 bot sich treffliche Gelegenheit, Mag. U. Zwingli nach Zürich zu ziehen. Probst Dr. Johannes Manz war gestorben und an seine Stelle Mag. Art. Felix Frei, „Phrygio, Liberius“ in der Humanistensprache, gewählt worden. Er hatte

in Paris seine Studien gemacht und war ein Freund des Humanismus und der Musik, aber ein unklarer Kopf und schwacher Charakter, welcher sich seiner hohen Stellung in keiner Weise gewachsen zeigte. In sein Kanonikat wurde am 25. Oktober 1518 der bisherige Leutpriester an der Munsterkirche, Mag. Art. Erhard Battmann gewählt. Er stammte aus Mühlheim im Breisgau, vertrat den ältern Humanismus und wirkte als tüchtiger Gelehrter und eifriger Seelsorger. Das gleiche galt von seinem Vorgänger in der Plebanie, Mag. Art. und Chorherr Konrad Hofmann aus Bremgarten. Er war gleich U. Zwingli, sicher schon vor ihm, ein entschiedener Gegner der Söldnerdienste ein besonnener Mann, der für berechtigte Reformen großes Verständnis hatte.

Die Leutpriesterei umfaßte einen großen Wirkungskreis in der Großstadt und auf den Filialen des Stiftes. Als Präbendar mußte der Inhaber mit zwei Helfern die Seelsorge ausüben, ihm, dem Kapitel und den beiden Kollegen zu St. Peter und am Frauenmünster stand für das kirchliche Leben der größte Einfluß zu. Das Wahlrecht stand bei Probst und Kapitel. Dieselben waren sich ihrer hohen Verantwortung wohl bewußt. Drei Tage vor der Wahl wurde ein Hochamt „de spiritu sancto" gesungen. Es kamen zwei Kandidaten für die Plebanie in Frage: Johann Fabula, ein Schwabe und U. Zwingli. Für letztern machte vorzüglich sein Herzensfreund, der Schulmeister am Großmünster, Oswald Geißhüsler, bei Probst und Kapitel seinen Einfluß geltend. Er schrieb schon am 28. Oktober 1518, „vigilantissimo amico suo, doctissimo et praeclarissimo viro D. Ulrico Zwinglio, Plebano apud D. Virginem Eremoticam: Sunt, qui me adhortantibus verbis monuerunt, Tibi scribam de plebanatu Tigurino, qui jam vacat. Tu tecum deliberare poteris, quid faciendum. Ipse enim procul dubio eius omnem rationem novisti. Quapropter ego neque suadeo neque dissuadeo. Scis, si foret in rem tuam, quanto gaudio accumularer, si daretur Zwinglium apud Tigurum conspicere Parcenia um. Nihil est, mihi crede, quid magis de Te desiderem, quam ut in locum aliquem subveharis te dignum. Vale, et mihi obsequutor!"

U. Zwingli gab seinem Freunde sofort Antwort. Er wird nächstens zu weiteren Unterhandlungen nach Zürich kommen. Unterdes soll O. Myconius sich über Rechte und Pflichten der Plebanie erkundigen und ihm darüber berichten: „De sacerdotio

interea diligentur omnia perquirito: num Paracianum opus sit confessiones audire, morbidos invisere, qui Paracimo praest Magistratus, quod emolumentum? Atque posteaquam haec aliaque didiceris, non sine tuo consilio rem aut agam aut praetermittam.“ Verbunden war eine Gratulation an Propst J. Frei, den Freund der Wissenschaft und Musik, „quo nobis spes facta est, literas maximum habituras hoc patrono incrementum.“ Ein zweiter Brief an Myconius vom 2. Dezember 1518 enthält bittere Klagen über einen gewissen Hans Fabula, der in Zürich als Bewerber um die Leutpriesterei gepredigt und bei den vorsichtigen Suchern Anhang gefunden, „cautis Tigurinis probatum“, aber durch einen Brief von Dr. M. Sander unmöglich geworden sei. Es sei doch merkwürdig, wie ein eitler schwäbischer Windbeutel mehr gelte als der Eidgenosse, der Prophet im Vaterlande. Gerade deswegen sei es U. Zwingli jetzt nun ernst mit der Leutpriesterei, und er offenbart seinem Freunde bereits tiefere Absichten: „Ceterum in partes nostras agito; ut ingenue fatear, hoc sacerdotium magis arridere coepit, dum hunc hominem audivimus ad id aspirare; et, quod alioqui eram aequo laturus animo, coepi habere in pace loco, contra quidem Pauli institutum, qui contentiosos carnales esse statuit. Convenerat apud me, quod praedicarem Evangelistam Matthaeum ex integro, inauditum germanis hominibus opus!“ Mit der eindringlichen Mahnung, seine Sache zu fördern, waren Empfehlungen an Dr. H. Utinger, Dr. M. Sander und einen alten Bekannten, den Tuchschneider Konrad Tuchinger von Glarus verbunden.

C. Myconius hatte das Anliegen seines Freundes bereits mit Eifer und Erfolg besorgt; Propst J. Frei, Komthur Dr. H. Utinger, Chorherr K. Hofmann und Bürgermeister Markus Roust wurden für ihn gewonnen. Chorherren und Laien haben sich über seine sichere Wahl offen und heimlich ausgesprochen. Allein der nächste Brief meldete nach Einsiedeln, Chorherr K. Hofmann sei bei Myconius gewesen und habe erzählt, wie er von einem Streithandel U. Zwinglis mit Ammann Tschudi zu Einsiedeln vernommen, dessen Tochter er entehrt habe. Zwar sei die Sache noch Geheimnis und ihm, Myconius unglaubwürdig. U. Zwinglis ganze weltliche Lebensführung, sein Musizieren werde gegen ihn ins Feld geführt: „Dum, apud quos ingenium tuum ad musicam promptum nosset:

hino enim te dicunt voluptuarium et mundanum, ut ipsi adpellant; dein actam vitam quidam vituperant, quod nimis fueris addictus his, qui voluptatibus studuerunt.“ Allen dieſen Vorwürfen iſt Mykonius mit Erfolg entgegengetreten. Doch ſchwerer wiegt der Einwand wegen dem Handel, welchen Mag. K. Hoffmann vorbrachte. Mykonius bittet ſeinen Freund in tiefſtem Vertrauen, „in ſin Hand“, er möge ſich über die Anklage rechtfertigen: „De virgine stuprata responde, te in primis rogo!“

Der Brief von Mykonius iſt vom 3. Dezember 1518 datiert ſchon am folgenden Tage ging ein größeres Schreiben von Ulrich Zwingli an Dr. H. Utinger ab. Dasſelbe, ein mehr als genügend erörtertes Aktenſtück im leichteſten Humaniſtentone, enthält das offene Geſtändnis, daß der Verfaſſer ſchon in Glarus, dann in Einſiedeln wiederholt gefallen ſei. Des Prieſters und Gelehrten unwürdig iſt die Entſchuldigung mit dem Beiſpiele ſeiner Amtsbrüder, mit einem Hiebe auf den Rat des hl. Paulus zur Eheloſigkeit, die Ausrede mit dem Charakter des Ammann Oechsli als „tonsor“, ſeiner Frau und Tochter als „meretrices“, die Heftigkeit, womit er ſeine Gegner und Mitbewerber als „matæologi et juris obstrepatores“ herabwürdigt. M. Möriköfer geſteht, daß die Art und Weiſe, wie U. Zwingli ſich um die Leutprieſterei in Zürich bewarb, des künftigen Reformators in keiner Weiſe würdig war. Er tadelt offenherzig den witzigen und ſcherzhaften Ton, in welchem U. Zwingli ſeinen Fehltritt entſchuldigt, die Art und Weiſe, wie er die verführte Perſon heruntermacht, die derbe Auffaſſung von der Unmöglichkeit, die Keuſchheit zu bewahren. Er rügt ebenſo die ganze mehr äußere geſchäftsmäßige Weiſe ſeiner Bewerbung, wie er z. B. Beichthören und Krankenbeſuche mehr als eine Laſt zu berühren ſcheint, wie ein niedriger Bewerber mehr ſeinen Ehrgeiz als ſeinen Dienſteifer ſtachelt. „Was der Wahl vorherging liefert den Beweis, daß es U. Zwingli, ehe er nach Zürich kam, an der innern Wiedergeburt, an der Läuterung und Heiligung der Geſinnung gefehlt habe, um in der Tat und Wahrheit ein Reformator ſein zu können. Er kam nach Zürich als ein ungeſchliffener Diamant, an deſſen Ecken noch die unlautere Beimiſchung der Erde haftete. Erſt die Aufgabe, welche ihm der Herr in Zürich ſtellte, und deſſen mannigfach anregende Verhältniſſe entwickelten die edelſten und reinſten Kräfte in ihm und förderten Glanz und Wert des Edelſteins zum vollen Tage.“

Die Wahl des Plebanus durch das Stiftskapitel fand am 11 Dezember 1518 statt. Von 24 Stimmen fielen 17 auf Mag. U. Zwingli. Dieser beeilte sich, seine neue Stelle anzutreten. Landamman und Rat zu Schwyz stellten als Schirmvogte des Gotteshauses Einsiedeln dem „Ehrwürdigen, wohlgelehrten Ulrich Zwingli, unserm wunders gunstigen Herren und guten Fründ" die Entlassung aus seinem Dienste mit den kurzen Worten aus. „Wiewohl wir zum Theil betrubt in unserm Abscheiden von den Unsern zu empfinden, jedoch so haben wir dagegen Fröud mit üch in allem, so üch zu Nutz vnd Eeren dienet." Am 27. Dezember 1518 kam U. Zwingli in Zürich an und stieg im Einsiedlerhofe ab. Am folgenden Tage wurde er von Probst und Kapitel begrüßt: „von seinen Freunden wurde er teilnehmend und ehrenvoll empfangen, während andere von seinem scharfen und entschiedenen Wesen nichts gutes ahnten." Gleichzeitig erfolgte die Beeidigung auf die 16 Artikel des Plebanusbriefes

Gleich bei dieser Installation trat der Leutpriester mit „Ernst und Strenge" auf, „vnd sagt vnder anderm", wie H. Bullinger erzählt, „das er imm hatte fürgenommen mit Gottes hilff zuo predigen das heilig Evangelium Matthäi gantz, einanderen nach, vñ nitt die Evangelia zerstucket Das wöllt er erklären mit ernst, vnd nitt mit menschen guotdunken, alles zuo eeren Gott, synem einigen Sun vnserm Herren Jesu Christo vnd zuo ráchtem heil der seelen vnd frommer biderber luthen vnderrichtung Sunlich ambieten gefiel etlichen imm Capittel fast wol, vnd warend deß froo Die andern vermeintend sönliche änderung vnd newerung wurde wenig guots bringen. Welchen er sagt, das ware die alte gattung vnd dhein nüwerung zuo predigen. Dann man wol wusse was die Homiliae Chrysostomi vnd die Tractatus Augustini in Joannem wärend Darzu wöllt er sich flyssen, so ernstenlich zuo handlen, das kein liebhaber göttlicher evangelischer warheit einige ráchtmäßige vrsach zu klagen haben werde. Vnd derby bleybs domaln. Hieruff, am Sampstag, was der nüw jars tag des 1519 jars, vff welchen tag M. Ulrich Zwingli vor 34 jaren geboren, that er Zürich sin erste predig vnd verkündt, daß er Nomdeß am Sonntag anheben wöllt vßlegen das heilig Evangelium Matthei, durch vnd mitt göttlicher warheit vnd nitt mitt menschen thandtt. Wie er es denn ouch that. Da ward bald ein

träffenlich glöuff, inſonders von dem gmeinen volk zu diſen Zwinglis evangeliſchen Predigen.“

Kürzer als der jüngere H. Bullinger berichtet uns als Ohrenzeuge Bernhard Wyß, Subimagiſter der deutſchen Münſterſchule: „Vnd vf diſem Nüwenjar tat meiſter Uolrich Zwingli ſin erſte predig von dem geſchlächt Jeſu Chriſti; dann er nam zum erſten für ſich den evangeliſten Matheum, vnd erklärt das evangelium ſo koſtlich durch alle patriarchen vnd propheten, deßglichen, wie jedermann redt, nie ghört was.“ Freilich waren dieſe Homilien und Traktate weder im Inhalte noch in der Form im Geiſte der Kirchenväter, eines hl. Auguſtinus und Johannes Chryſoſtomus gehalten, aber gerade deswegen dem gemeinen Manne genehm und eine Seelenſpeiſe.

Allein nicht alle Zuhörer waren über die neue Predigtweiſe erbaut. Es entſtand bald eine zahlreiche Gegnerſchaft. Zu den Männern, welche die neue Predigtweiſe nicht zu rühmen vermochten und ernſtlich Probſt und Kapitel auf deren Gefährlichkeit hinwieſen, gehörte der weitblickende Mag. K. Hofmann. „Sömliches predigens halb huob ſich an das volck zwegen. Denn ettliche in der gemeind, ouch der gwaltigen vnd geiſtlichen, hörtend es gern vnd lobtend Gott umm ſömlich predigen; die andern warend obel zuofriden vnd ſchaltend den Zwinglj obel, als der die Statt Zürich in groß lyden bringen werde.“ Zu den „Scheltern“ zählten von Anfang an die Mönche der drei Orden, denen es U. Zwingli mit bitterm Haſſe vergalt.

Für das Stift und deſſen Gottesdienſtordnung hatte die neue Predigtweiſe ſofort ernſte Folgen. Der kanoniſche Gottesdienſt trat gegenüber dem „Gotzwort“ in Hintergrund und der Leutprieſter hatte die Münſterkanzel völlig in ſeiner Gewalt. Schon 1519 ließ das Kapitel Brevier und Meßbuch revidieren und verkürzen. H. Loriti, „Glareanus“, mußte zu Paris im Auftrage des Probſtes und im Einvernehmen mit U. Zwingli die Legende der hl. Felix und Regula bearbeiten: „humili stylo, ut a mediocriter doctis intelligi quiret. Ceterum cavi“, ſchreibt er am 15. Mai 1519 an U. Zwingli, „ut maxime Christo conformia adjicerem, resecarem quae vel inepta vel suspecta. Mirum vero ingenium eius historiae scriptoribus, quod praeter barbariem, qua negotium maxime obscurarent, etiam supra modum ineptierunt.

Sed non prodibit in lucem, nisi Tibi placuisse intelligam." Die neue Notturn wurde bald darauf an Probst J. Frei übersandt. H. Glareans Lehrer, der Humanist Jacobus Faber, „Stapulensis", hatte bei der Arbeit mitgeholfen.

Bald war U. Zwinglis Stellung gegenüber Propst und Kapitel derart, daß niemand mehr zum Worte kam. Propst J. Frei wagte zunächst noch einigen Widerstand, während die einflußreichen Chorherren Dr. J. Utinger, Dr. H. Engelhard und Anton Walder entschieden auf Seite des Leutpriesters standen, die Mehrheit des Kapitels dessen Bestrebungen willfahrig machten. Auch die übergroße Zahl der Kapläne am Stifte und die beiden Helfer, Jörg Stähelin, „Chalybeus", und Hans Schmid, der Leutpriester zu St. Peter, Mag. Rudolf Röschel, und dessen Kapläne beugten sich vor dem Ansehen des Pfarrers am Großen Münster. Zu seinen ergebensten Freunden gehörten nach kurzer Zeit angesehene Geistliche außerhalb Zürich, Wolfgang Joner, genannt Ruprin, aus Frauenfeld, seit 1519 Abt zu Kappel, der Prior Peter Simler und der Großkellner Jakob Leu, Heinrich Brennwald, Protonotar. Apost., aus vornehmer Familie in Zurich, Probst zu Embrach seit 1517, fand sein Amt ebenfalls bald reformbedurftig. Ein begeisterter Anhanger der neuen Richtung war der besonnene Komtur des Ritterhauses und Pfarrer der großen Kirchhore Kußnach seit 10 März 1519, Konrad Schmid, „ein gelerter man mit einer großen Stim", welcher entschieden mit Ulrich Zwingli die gleichen Ziele verfolgte. Von hoher Bedeutung war die Haltung des Pflegers zu Einsiedeln, Theobald von Geroldseck. Er war angesehener Burger von Zurich, Patronatsherr zahlreicher Pfarreien und Lehenherr der Stiftsguter im Gebiete der Stadt, geistlicher Vorsteher der Klosterfrauen im Fahr, und U. Zwingli unbedingt ergeben. Schon 1522 war die Lage ziemlich abgeklart. Am Stifte vertraten einzig noch die Chorherren Mag. K. Hoffmann und Mag. Erhard Battmann, Schulherr Dr. Hans Rießly, Mag. Jakob Edlibach, Sohn des Chronisten Gerold Edlibach und Barthelm Graf den kirchlichen Standpunkt mit Entschiedenheit. Auf der Landschaft wagten die Aebte Felix Klauser zu Rutti und nach einigem Schwanken Abt David von Winkelheim zu Stein a. Rh. einen kraftigen Widerstand.

Unter den Magistraten waren Bürgermeister Markus Röust und dessen Sohn Diethelm, Stadtschreiber Kaspar Frey, Hans Rudolf Lavater, Landvogt auf Kyburg und eine Anzahl jüngerer Ratsherren begeisterte Verehrer und Zuhörer U Zwinglis. Zu dessen eifrigsten Freunden gehörte auch Christoffel Froschauer, Buchdrucker aus Neuburg bei Oettingen an der Donau. Derselbe errichtete in Zürich eine Buchdruckerei, erwarb sich großen Einfluß und erhielt am 6 November 1519 das Bürgerrecht der Stadt. Die Anhänger der päpstlichen Partei waren U Zwingli gewogen, während ihn die Führer der französisch gesinnten Partei mit wohlbegründetem Mißtrauen beobachteten. Unter seinen begeisterten Zuhörern waren nach H Bullinger der Stuckmeister und Glockengießer Hans Füeßli und Seckelmeister Heinrich Röuchli. Ersterer sagte, etliche tausend Pfaffen seien zu Konstanz am Konzilium gewesen, „und den frombsten under inen, Johan Hussen, hebind sy verbrönt." Der letztere hatte keine Predigt mehr besucht, denn die Pfaffen setzten nicht den rechten Grund der Bibli und ihr Ding sei nichts als Geiz und Ueppigkeit. „Als aber die zwen man vernamind, das Zwingli Mattheum predigen wolt, lüfend sy hinzuo mit großem flyß, vnd nach gehörter predigt sagten sy offenlich: da ist ein vast rächter prediger der warheit, der wird sagen wie die sachen stand." Andern, darunter Thorherr H Engelhard, war der Leutpriester ein neuer Moses, der sie und das Volk aus der ägyptischen Knechtschaft des Papsttums zur evangelischen Freiheit führte.

„Der gewaltige Eindruck von U Zwinglis Predigt", schildert G Finsler, „wird von den verschiedensten Seiten bestätigt. Seine volkstümliche Redeweise, seine rhetorische Kunst, seine Schlagfertigkeit, seine Offenheit und Unerschrockenheit, seine theologische und humanistische Bildung wirkten zusammen und wurden durch eine sonore Stimme unterstützt. Seine anfänglich etwas schwaches Organ kräftigte sich, was Myconius scherzhaft dem Zürcherweine zuschreibt. Dazu kam der Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit und Erscheinung. So ergriff er nicht nur gelegentliche Zuhörer sondern er wußte auch frühere Feinde dauernd zu fesseln. Was sein Ansehen im lebensfrohen Zürich mächtig förderte, waren seine Begabung für Musik und Gesang, sein gesellschaftlicher Sinn und die in seltenem Maße vorhandene Gabe, sich in allen Kreisen populär zu machen, die wohlberechnete und rücksichtslose Art seines Auftretens."

„Ich hab auch nie von keinem gehört," schreibt B. Wyß, „der in der kunst musica, das ist in gsang vnd allen instrumenten der music, als luthen, harpfen, gigen, rabagk, pfifen, schwaglen, als guot als ein Eidgnoß, das trumschit, hackbrätt, lien unken, vnd das waldhorn, vnd was man solichs erdacht vnd noch, schnell kund, alsbald ers zuo handen nam, vnd darzuo so alert was, wie obstat." Seinen Gegnern gegenüber, welche ihn deswegen tadelten und, wie später Dr. Th. Murner, als „ein zerer des heiligen Evangeliums vnd luthenschlacher des alten vnd nuwen testaments" bezeichneten, rechtfertigte er sich mit König David, welcher durch sein Harfenspiel den bösen Geist aus König Saul getrieben habe. In aller Kürze schildert B. Wyß, ausführ- H. Bullinger sein fröhliches Gemüt, seine Gabe geselliger Unterhaltung, seinen schlagfertigen Witz, sein vorsichtiges Vorgehen, e offene Kritik, durch welche er jedes Gespräch beherrschen konnte. Gerne mischte er sich dann und wann unter die Gäste auf Zunft- stuben und Trinkstuben. Als weltkundiger Mann kümmerte er sich sehr um Politik, kritisierte in geistlichen und weltlichen Gesell- schaften, vor Ratsherren, Bürgern und Bauern die bestehenden Zustände, und zog insbesondere gegen Pensionen- und Söldner- wesen zu Felde. Er verließ sich dabei auf seine vielgerühmte Redegabe und wachsende Popularität. „Item, er aß vnd trank mit allen menschen, die in luodend, verachtet niemands. Er was kumherzig gegen luten, vnd allwegen, in fröuden vnd wider- wertikeit eins frolichen mannlichen gemüets, der sich kein übel er- schrecken ließ, sonder allwegen trostlichs gemüets vnd dapferer red."

Ulrich Zwingli stand früh auf, studierte und schrieb viel und entfaltete bei guter Ausnützung der Zeit eine Arbeitskraft, welche schließlich zu geistiger Ueberreizung führte. Zum Niederschreiben seiner Predigten gewann er nach seiner eigenen Aussage keine Zeit mehr. Einen Kreis junger Männer vereinigte U. Zwingli zu einem Kränzchen, „sodalitium litterarium", wo die hl. Schrift griechisch und Klassiker im Urtexte gelesen wurden. Andere schulte er in der litterarischen Polemik; es sind dies die sogen. „Gyrentupfer", ge- fürchtete Satyriker, welche schrieben, was ihr Meister nicht offen zu sagen wagte; an ihrer Spitze stand Hans Füßli, der Glocken- gießer. Bald übten diese wohlgeschulten Streiter ihren Einfluß in den Räten, auf den Zünften und in der Politik aus. Sie

wirkten weitumher durch ihre Spottgedichte, Schimpf- und Schmähbüchlein verhängnisvoll auf das öffentliche Leben ein.

Ueber die Predigten U Zwinglis und sein Auftreten zu Anfang seiner Wirksamkeit sprachen sich Lobredner desselben ebenso genossen als richtig aus „U Zwinglis wirklich großem Geiste war es ein Leichtes, die verschiedenen Stände, Familien und Personen, die mannigfaltigen Verflechtungen ihrer Interessen in ihrem Durcheinander zu studieren So fand er die Mittel um so leichter, seine vorhabende Reformation derart ins Auge zu fassen, daß sie den verschiedenen Gemütsneigungen und Umständen verschiedener Leute schmeichelte Seine schöne Gesichtsbildung, sein schöner Bart, seine besondere Freundschaft für das Frauenzimmer, sein einnehmender Witz, seine hinreißende Beredsamkeit, der Ruf seiner Gelehrtheit, das Ansehen, in welchem er bei den berühmtesten Männern seiner Zeit stand, alle diese Vorzüge waren ebensoviele Empfehlungen seiner Lehre Diese machte er jedoch seiner Gemeinde nur nach und nach bekannt, bald hie bald dort ein Stück, wie es die Umstände jeweilen erlaubten. Die Hauptsache behielt er aber so lange zurück, bis er sah daß das ganze Werk reif genug wäre, seine Reform der katholischen Kirche, durch verschiedene Hilfe unterstützt, nicht nur in Zürich, sondern auch zu Bern und in einigen andern Orten auszuführen.

„Er griff zuerst die Ablässe und Gelderpressungen des Klerus an, wovon er wußte, daß hierin der Laie auf seiner Seite sein würde, dann die Menge abgeschmackter Zeremonien. Er ließ sich gelegentlich gegen Verehrung der Heiligen und der Jungfrau Maria, gegen das Rosenkranzbeten, wider die Lehre vom Fegfeuer und die Fürbitte für die Abgestorbenen vernehmen In seinen Predigten hielt sich der neue Seelsorger weder an die Perikopen noch an die Auslegungen der Kirchenväter und der Scholastiker, sondern legte die hl Schrift nach seinem freien Standpunkte aus Er behauptete, daß der wahre Christ nichts anderes zu glauben und zu tun verbunden sei, als was das Gotteswort der hl Schrift lehre. Deren Ausleger sei aber nicht das Lehramt der Kirche, sondern das Gewissen des einzelnen Menschen.

„Nebst dem hie und da zurückgelassenen Samen der Lehren Arnolds von Brescia, der Waldenser, Wiklefs und der Hussiten haben ihm das Aufleben der Wissenschaften in Italien, die hohen

Schulen, die Regierung Leo X., des Abaottes der Wissenschaften und Künste, seine Aufgabe nicht wenig erleichtert." In die Kirchenpolitik des Magistrates wußte sich der Leutpriester mit seiner Auffassung der Kirche sofort zu finden. Von seinen „Freunden wurde er als der richtige Mann zu einer durchgreifenden Reform begrüßt.

Sehr sympathisch und erfüllt von der besten Hoffnung auf rollen und baldigen Erfolg ihrer Pläne standen die befreundeten Humanisten der Berufung Mag. H. Zwinglis an die Leutpriesterei in dem für ihre Bestrebungen, zunächst für die Verbreitung der Schriften Dr M. Luthers und seiner Freunde sehr gelegenen Zürich gegenüber. So meldet ihm schon am 26 Dezember 1518 Beatus Rhenanus aus Basel, daß etliche Berner daselbst Dr M Luthers Schriften in großer Menge angekauft haben: er tadelt die Gleichgültigkeit der Zürcher und mahnt seinen „amicus incomparabilis et ... exitus in" H Zwingli, Dr. M. Luthers Schriften zu verbreiten. „Quare, mi Zwingli, vehementer, quoties video mundum respicere, et abjectis malacologorum sommis solidam consectari doctrinam ... Neque enim credere possum, Te illos aut non monuisse, aut rem non successisse apud eos qui Tibi in judicando primas tribuunt."

Auch Jakob Zurgilgen, „A Lilio, Lilianus", aus Luzern, begeisterter Schüler von H. L. Glareanus und Dr. J von Watt, in Zürich ist voll Freude über H. Zwinglis Wahl nach Zürich, „præ gaudio vix me ipsum cep.", er bedauert nur, daß derselbe sich in Zürich nicht mehr so ungehindert wie in Einsiedeln dem Studium widmen könne und erkundigt sich angelegentlich über Oswald Myconius, welcher bald darauf an die Stiftsschule zu Luzern berufen wurde Schon im März 1519 konnten Zwingli und Myconius dem Freunde in Basel die Mitteilung machen, daß Dr M. Luthers Schriften in Zürich gelesen werden, daß ein Student aus Wittenberg an Abt Christoph zu St Johann, der Luthers Schriften studiere, geschrieben, wie dieser nach der vergeblichen Zusammenkunft mit Kardinal Cajetan von Augsburg nach Wittenberg zurückgekehrt sei, dort mit wunderbarer Standhaftigkeit Christus predige und bereit sei, für ihn gekreuzigt zu werden. Dr H Utinger besteht Dr Luthers Schriften, welche mit des Kardinals von Sitten Wendfuhr nach Zürich gelangen sollen.

Myconius weiß am 1. Juli 1519 nicht genug zu rühmen, wie er und seine Schüler durch die reine Lehre von Christus, welche er

nach des B. Rhenanus Wunsch nach Erasmus lehre, sich begeistern „Strenue laboramus in Paraclesi, magis strenue laboraturi in Compendio, si vivimus. Nihil invenimus, quod non placeat, verum quod non offendat mirum in modum. Pueri mei nullam omnino lectionem lubentius frequentant, nihil audiunt maiori voluptate quam sermonem de Christo. Quod equidem argumentum puto evidentissimum boni et christianissimi animi. Spero ergo optime de illis; opto ex pectore, ne haec spes me fallat'"

Einen feurigen Brief schrieb B. Rhenanus am 19. März 1519 an seinen Freund über die unbegreifliche Stellung des hl. Stuhles gegenüber der bevorstehenden Kaiserwahl, gegen welche Ulrich von Hutten, „omnium hominum audentissimus", geschrieben habe, und die Geldsammlung des Kardinals Cajetan für den proklamierten Türkenkrieg. Die Antwort U. Zwinglis an seinen B. Rhenanus erfolgte schon am 21. März 1519. Ihm kommt die Stellung der Kurie unglaublich vor. In diesem Briefe findet sich der erste feindselige Ausfall, der ganz im Stile Dr. M. Luthers gehalten ist, und tritt eine verwandte Gesinnung offen zutage. „Verum Dominus dabit tortitudinem plebi suae. Neque salvabit recta confitentem Judam in quadrigis et equis, sed in sua misericordia. Omnia tacebo vel prodam. Christus iuxit, ut vel aliqua veluti parte bona purpuratae meretricis turpitudinem retegere, quo tamen videat lucem, qui in mundum venit Christum, ab ea turpari, atque possem tuae in me benignitati respondere' Vale et consule omnia optime, nam haec tonante papatu, ventre et bajulo urgente ita scribimus, ut, an scripserimus necne, tuo subiungatur arbitrio."

Dieser vertrauliche und „ab irato" geschriebene Brief des zum Politiker vorzüglich beanlagten, in alle Fäden der Diplomatie eingeweihten, mit Kardinal Schinner enge befreundeten Leutpriesters in Zurich ist sehr zu beachten. Sein Franzosenhass steigerte sich zum Hasse gegen die franzosenfreundliche römische Kurie, er aber stellte sich auf Seite der deutschen Patrioten, als deren Haupter Dr. M. Luther und die Humanisten galten, deren Kandidat Kurfürst Friedrich von Sachsen-Wittenberg war. Damals griff er zuerst mit der ganzen Macht seines Ansehens in die Politik ein und riet den in Zurich versammelten Tagherren, sich in der Kaiserwahl neutral zu verhalten. Er stellte sich damit

Gegensatz zu Kardinal M. Schinner und zum Legaten A. A. Pucci. Die Tagsatzung erließ ihr Schreiben an Papst Leo X. und die Kurfürsten. Es stimmt auch mit diesem Briefe die Aussage H. Bullingers, daß U. Zwingli sich gegen die Wahl Karl V. zu Hispanien als einen Feind und Unterdrücker des göttlichen Wortes ausgesprochen, welcher doch 1521 auf dem Reichstage zu Worms „der Statt Zurych all ir Freyheiten bestatet und furgenentlich meret, das iren kein keyser noch künig mer getan."

Ebenso stimmt mit diesen Briefen daß U. Zwingli um diese Zeit entschieden auf Dr. M. Luthers Seite trat, wie er „in seinen Schriften schreybt: das er nie nüt von Luthern gehört noch gewüßt, und do er schon sine propositiones wider den ablas gestellt, ine er vorhin nüt handel wider den ablaß gewesen und habe das Evangelium gepredigt. Zudem wie im Luther auch damalen unbekant. So habe er nie zuo Luthern üzid noch Luther zuo Zwingli üzid geschrieben, und habind gar dheim gemeinsamme mit einanderen gehept, noch von einanderen gelernet. Dieweyl in aber dazuo mal in dingen wider den ablas das Evangelium gepredigt der Zwingli dort over zuo land, der Luther da uben zuo land, so ine ir predig dister Harabwontiger, und habe so vil bessers anfahen." U. Zwingli führt selbstständlich seine Predigt vom Ablaß auf eine verlorene Schrift seines Lehrers Dr. Thomas Wittenbach, damals Leutpriester in Bern, zurück, welcher seit 1519 gleichzeitig mit seinem Schüler in Zürich die Sache Dr. M. Luthers vertrat und dessen Schriften verbreitete.

In diese Zeit müssen auch die Beschwerden über die Mißbräuche in der Kirche fallen, welche U. Zwingli sowohl Bischof Hugo zu Konstanz als dem Legaten A. A. Pucci vorbrachte. „Derhalb er auch etlich maal," wie H. Bullinger, gestützt auf U. Zwinglis wiederholte Versicherungen, berichtet, „mit Antonio Pucio, Episcopo Pistoriensi, und bapstlichem Legaten an die Eidgnossen, gehandlet, und allen frey herausgesagt, so sy ir amot mit thun wollind, werde er alles, das imm müglich und so vil im Gott gnad gabe, anwenden, das ein reformation in der Kilchen gemacht werde, und die unwarheit undergelegt, sampt aller superstition und was da sye Romischs betrugs. Aber sy all wollind gar nüt thuon. Ab welchem allem gnot zuo verstan ist, daß Zwingli nütt unbedacht, noch wider gmeine Ordnung, sondern ordenlich und wie es hört gewarnet, dazuo alles vorhin versuocht."

6. U. Zwingli im Streite wider den päpſtlichen Kommiſſar und Ablaßprediger Fr. Bernardin Sanſon. 1518—1519.

In den Kampf über die Lehre vom Ablaſſe, welcher alle Geiſter aufregte, nachdem Dr. M. Luther am 31. Oktober 1517 ſeine Theſen gegen Dr. Joh. Tetzel in Wittenberg veröffentlicht hatte, mußte auch Mag. U. Zwingli eingreifen. Nicht eigenmächtig, ſondern im Auftrage von Biſchof Hugo zu Konſtanz und des Generalvikars Dr. Joh. Fabri trat er gegen den Ablaßprediger B. Sanſon auf, wie er verſichert, nicht als Nachfolger Dr. M. Luthers, ſondern als deſſen Vorläufer, welcher ſchon vor dieſem über den Ablaß als einen römiſchen Betrug gepredigt habe. Von U. Zwinglis Predigten gegen den Ablaß berichten ſein eifriger Zuhörer und Anhänger Bernhard Wyß und der über alle Vorgänge ſehr genau unterrichtete offizielle katholiſche Chroniſt der Reformationszeit, Hans Salat, nicht das Geringſte. Sehr ausführlich erzählt darüber Antiſtes H. Bullinger, welcher zwar damals noch in Deutſchland weilte, aber durch ſeinen Vater, H. Bullinger, Leutprieſter und Dekan zu Bremgarten, welcher im Streite mit B. Sanſon ſtark beteiligt war, gute Kundſchaft erworben hatte. Es iſt zu beachten, H. Bullinger der Jüngere ſchrieb ſeine Chronik der Reformationsgeſchichte erſt in ſeinem Greiſenalter, 1564—1574, nieder, und ließ ſich von dem offenſichtlichen Beſtreben leiten, ſeinen Helden U. Zwingli als „Wärchzüg Gottes“ dem „Rüſtzeuge Gottes“ Dr. M. Luther voranzuſtellen. So reiht er in ſeiner Chronik die Oppoſition U. Zwinglis im Jahre 1519 gegen B. Sanſon, dem Auftreten Dr. M. Luthers gegen Joh. Tetzel im Jahre 1517 auch zeitlich voran.

Fr. Bernhardin Sanſon, „Min. Observant.“, aus Brescia, Guardian des Konventes zu Mailand, war durch päpſtliches Breve vom 15. November 1517 und Vollmacht des Ordensgenerals Fr. Chriſtophorus von Forli beordert, im Gebiete der XIII Orte der Eidgenoſſen — beide Unterwalden galten als ein Stand — den Ablaß zu verkündigen, welchen ſchon Papſt Julius II. durch die Bulle „Liquet“ vom 11. Januar 1509 verliehen, Papſt Leo X. am 14. September 1517 erneuert hatte. Die Ablaßgelder waren beſtimmt „in subsidium et eleemosynariam contributionem ad fabricam et reparationem Basilicae Principis Apostolorum de Urbe“. Die

Geldsammlung für das Gebiet von 25 südlich gelegenen Ordensprovinzen war Observanten übertragen. Ablässe und Vollmachten zu Gunsten des kostbaren Baues der St. Peterskirche im Vatikan waren nur eine Erweiterung und Ergänzung älterer, den Legaten und Ablasspredigern, längst zum Ueberdrusse vieler Geistlicher und Laien, öfters verliehener Vollmachten für Ablässe und Indulgenzen. Sie waren genau umschrieben, und für Fr. B. Sanson auf das Gebiet der XIII Orte beschränkt: „Et partemunter facultatis et generalis commissionis motu proprio et ex certa scientia, auctoritate apostolica extense et ampliate Rev. Fr. Bernardino Sanson de Mediolano ordinis fratrum minorum de observantia, ad partes et loca Cantorum dictorum Helvetiorum duodecim Cantonum et illis confederatorum, ac ad Civitates Dioecesium Valen. et Curien. sive Sedunen.“. Sich selber titulierte Fr. B. Sanson gegenüber den in „durch“ residierenden „legati a latere S. Sedis apostolicae“, Kardinal M. Schinner und Joh. A. Puccio, als „nuncius apostolicus et commissarius generalis in partibus dominorum Helvetiorum ducdecim cantonum et illis confederatorum“. Daß keine Kreditive in Händen der Bischöfe ausgestellt wurde und B. Sanson keinen Bischof begrüßte, ist eine sehr bedauernswerte Tatsache.

Die nächstliegende Frage ist: welches waren die „facultates latae et ampliatae“, welche Fr. B. Sanson „auctoritate apostolica“ auszuüben bevollmächtigt und berechtigt war? Authentischen Aufschluß geben uns die von ihm erteilten, in großer Zahl in den Archiven aufbewahrten Indulgenzbriefe, „Confessionalia“. Dieselben sind sehr schön und sauber gedruckt, mit dem päpstlichen Wappen geschmückt durch des Kommissars Unterschrift und Siegill. bestätigt: „manus propriae subscriptione et sigilli impressione munita.“ Das Siegel trägt das Bild des Richters Samson, wie er den Löwen tötet. Die Vollmachten sind aus der päpstlichen Kreditive vom 15. November 1517 wörtlich inseriert.

Die Inhaber eines „Confessionale“ dürfen sich für die Zeit des Jubiläums einen beliebigen Priester als **Beichtvater** wählen, „possint eligere confessorem presbyterum secularem vel regularem cuiscunque ordinis, etiam mendicantium.“ Die Vollmachten treten für den Empfänger nach richtig abgelegter Beichte, „confessione debite genter audita“, in Kraft. Die Vollmacht, „absolutionem et remissionem ac plenariam indulgentiam impendere“, gilt für alle,

genau und einläßlich aufgezählten Sünden und Zensuren welche dem hl. Stuhle vorbehalten, mit Ausnahme ebenso genau festgesetzter Reservate, nur einmal im Leben, dazu noch in Todesgefahr, und so oft diese vermutet wird, „semel in vita, nec ob id mortis articuli et quotiens de illo dubitatur". Sie gilt aber nicht in Hoffnung und unter Vorwand des Ablaßbriefes, sondern wenn vor dem die gebührende Genugtuung ist geleistet worden, „non tamen sub hac et praetextu praesentis concessionis, ac praevia satisfactione de jure competent".

Die von der Vollmacht ausgenommenen päpstlichen Reservate sind folgende: Anschläge, „machinationes", gegen den hl. Vater, Tötung von Bischöfen und andern höhern Prälaten, oder gewaltsamer Angriff auf dieselben, „injectio manuum violentarum in illos", Fälschung apostolischer Bullen und Briefe, Lieferung von Waffen und anderer verbotener Gegenstände nach den Ländern der Ungläubigen, d. h. der Türken, Angriff auf die päpstlichen Alaunbergwerke in Tolfa, „Alumium Tulphae", bei Civitavecchia, und Einfuhr von Alaun aus den Ländern der Ungläubigen in den Kirchenstaat.

Von allen Gewissensfällen und Zensuren, welche nicht dem Papste, wohl aber niedern Prälaten reserviert sind, können die Beichtväter die Gläubigen, so oft sie es wünschen, lossprechen und ihnen die heilsame Buße auferlegen, „absolutionem impartiri ac poenitentiam salutarem injungere". Sie können auch Gelübde lösen und in andere gute Werke umwandeln; ausgenommen sind das Gelübde der Keuschheit, des Eintrittes in einen Orden, und das „votum transmarinum": das Gelübde der sogen. großen Wallfahrten nach Rom Jerusalem und San Jago de Campostella. Sie können auch lossprechen von weltlichen Schuldversprechungen, wenn sie nicht „in forma camerae", d. h. „sub censura excommunicationis latae sententiae" inkurriert sind, ebenso von Meineiden.

Diejenigen Gläubigen, welche sich einen besonderen Beichtvater wählen, können nach seinem und des Arztes Rat, „de utriusque medici consilio", Dispense erhalten für die Fastenzeit und andere verbotene Tage, zum Genusse von Eiern, Butter, Käse und sonstigen Laktizinien, sowie zum Fleischgenusse und zwar ohne jedes Bedenken ihres Gewissens. Die Gläubigen dürfen auch die hl. Eucharistie zu jeder Zeit, selbst zu Ostern, auch in Todes-

gefahr, doch ohne Benachteiligung des zuſtändigen Seelſorgers, von jedem ihnen beliebigen Säkular- oder Regularprieſter mit gebührender Andacht empfangen, wo ſie immer wollen.

Prieſtern und adeligen Perſonen wird zugeſtanden, an geziemenden, auch profanen Stätten einen Tragaltar zu beſitzen, Auf demſelben dürfen ſie zu jeder Zeit in der Morgenfrühe, auch zur Zeit des Interdiktes, ſofern ſie demſelben nicht perſönlich verfallen ſind, für ſich und ihr Hausgeſinde die hl. Meſſe leſen oder leſen laſſen, Gottesdienſt halten und die Leichen ihrer Angehörigen, zur Zeit des Interdiktes jedoch ſtill, „sine funerali pompa“, beſtatten.

Ebenſo können die Inhaber eines Ablaßbriefes unter den üblichen Bedingungen in den hiefür angewieſenen Kirchen die römiſchen Stationsabläſſe gewinnen, nachdem ſie zum Baue der St. Peterskirche ein Almoſen in den Opferkaſten gelegt haben, „in capsis ad hoc in subsidium dictæ fabricæ deputandis pias elemosynas porrigendo“.

Wer Empfänger eines „confessionale“, am Gebrauche der darin enthaltenen Gnaden und Dispenſen, nachdem ſie die üblichen Bedingungen erfüllt haben, hindert und beläſtigt, „manus adjutrices ad opus porrigentes, post confessionem, confessionem et absolutionem impedire aut molestare conatur“, ſei er Biſchof, Pfarrer, „ordinarius“, oder wer er wolle, fällt in die „excommunicatio latæ sententiæ“ und in eine Geldſtrafe von 500 Goldgulden. In die gleiche Strafe verfällt, wer dem päpſtlichen Kommiſſarius, ſeinen Delegaten und Subdelegaten hindernd entgegentritt.

Die Abſolutionsformel lautet, abweichend von der gewöhnlichen, ſehr ausführlich und feierlich: „Iterum, apostolica auctoritate apostolica tibi concessa et mihi commissa, te absolvo ab omnibus peccatis, delictis et excessibus, quantumcunque enormibus, hactenus per te commissis. Ac a censuris quomodolibet incursis, etiam sedi apostolicæ reservatis, in quantum mihi facultas conceditur. Et iterum remitto per plenariam indulgentiam omnem pœnam in purgatorio tibi debitam pro præmissis. Ac restituo te illi innocentiæ et puritati, quam in baptismo accepisti, ita quod decedenti tibi ab hoc seculo clausæ sint portæ pœnarum et apertæ januæ deliciarum paradisi. Et si hac vice non morieris, salva tibi sit nihilominus illa gratia, quando alias fueris in articulo mortis. In nomine † patris et † filii et † spiritus sancti.“

Die Bestimmungen über Aufhebung aller den Bischöfen und andern Prälaten vorbehaltenen Reservatfälle, Freiheit der österlichen Beichte und Kommunion, insbesondere die strengen Strafbestimmungen für Jeden, welcher dem päpstlichen Kommissar oder dessen Delegierten entgegentreten würde, mußten in weiten Kreisen verstimmen und den Widerspruch der Ordinarien herausfordern. Durchaus unrichtig ist der Vorwurf, Kr. B. Sanson habe durch seine „confessionalia“ Nachlassung für zukünftige Sünden ausgeteilt.

Es ist gar kein Zweifel, daß der Kommissar eigenmächtig vielfach in die bischöflichen und parochialen Rechte und zu recht bestehende Verhältnisse eingriff. Die lästige Geldsammlung, deren viele Bischöfe und Prälaten, Stifte und Städte für mannigfaltige Zwecke, namentlich für Kirchenbauten, nicht minder bedürftig waren, mußten Anstoß und Widerspruch erregen. In Deutschland tobte der Ablaßstreit, welchen Dr. M. Luther begonnen hatte; in der Eidgenossenschaft hatten Tagsatzungen und Obrigkeiten sich wiederholt gegen die Sammlung von Ablaßgeldern ausgesprochen; im Bistum Konstanz waltete beständig Streit wegen Anlage neuer Bischofsteuern. So mußte das Auftreten von Kr. B. Sanson an und für sich in vielen Kreisen als eine Unklugheit empfunden werden, zu einer Zeit, in welcher die Opposition allüberall sich zum rücksichtslosen Kampfe gegen jede bestehende Autorität gerüstet zeigte, Anstoß erregen.

Festgestellt ist ferner, daß Kr. B. Sanson, an das theatralische Auftreten italienischer Prediger gewöhnt, mit Land und Leuten unbekannt, der deutschen Sprache unkundig, von ungebildeten und marktschreierischen Agenten und Dolmetschern bei Verteilung der Confessionalia und Empfehlung des Almosens unterstützt, prunksüchtig und geldgierig, seiner Stellung nicht gewachsen war, und sich in seinen Predigten arge Ausschreitungen, „errores et praevitates“, zu schulden kommen ließ. Diese Tatsache bleibt, wenn auch manches, was seine Gegner und die Widersacher der Lehre vom Ablaß ihm zur Last legen, als böswillige Unterschiebung oder absichtliche Uebertreibung erscheint. H. Bullinger wirft ihm vor, er habe über das Los der armen Seelen im Fegfeuer Irrtümer vorgetragen und um große Summen Geldes Dispensen erteilt, zu denen er keine Vollmacht besessen.

Fr. B. Sanſon eröffnete ſeine Tätigkeit als „commissarius apostolicus“ im Juli 1518 zu Lugano, wo er im Konvente Santa Maria degli Angioli Herberge nahm. Es war das einzige Ordenshaus, in welchem er abſtieg; die Klöſter der Konventualen vermied er überall und nahm mit ſeinen Begleitern, kaum zu Nutz und Segen der ihm aufgetragenen Sendung, in Wirtshäuſern Aufenthalt. Dort verkehrte er auch gerne, und zwar keineswegs immer klug, mit Laien. So will Dr. B. Anshelm in Bern von ihm vernommen haben, die ſeit 1515 geſammelten Ablaßgelder ſeien auf den großen Betrag von 800,000 Dukaten geſtiegen.

Nach längerem Aufenthalte in den ennetbirgiſchen Vogteien zog der Kommiſſar im Auguſt 1518 über den St. Gotthardpaß nach Norden, in die Diözeſe Konſtanz. Er predigte den Ablaß, wie es ſcheint ungehindert, und mit ausdrücklicher Zuſtimmung der weltlichen Obrigkeiten, an die er beglaubigt war, in Uri, Schwyz, Zug, Luzern und Unterwalden, nicht nur in den Hauptorten, ſondern auch anderswo. Einſiedeln berührte er nicht. Zwingli predigte, während in Schwyz der Ablaß verkündigt wurde, „hefftig wider den italieniſchen Mönch vnd ſin applas“, und machte ſich in Briefen über denſelben luſtig.

Ueber den Brünig wandte ſich Fr. B. Sanſon im Oktober 1518 nach Bern, wo er ebenfalls nicht eingelaſſen wurde; er zog dann nach Burgdorf, welches unter Konſtanz ſtand. Darauf wandte er ſich nach Bern zurück, um zunächſt dort, ſodann in Freiburg und Solothurn den Ablaß zu verkündigen. Er erreichte ſeinen Zweck, aber wie J. L. R. Schmidlin aktenmäßig darlegt, nicht ohne große Schwierigkeiten. Die Magiſtrate der drei Städte traten über ſein Begehren in ernſtliche Unterhandlungen ein. Die Münſterbauten erforderten ohnehin große Summen an Geld und waren durch Abläſſe begünſtigt, denen Fr. B. Sanſons Predigt Abbruch bereiten mußte. Bern hatte überdies allerhand „anzöigen vnd beſchwärden“; der einflußreiche Stadtpfarrer Dr. Thomas Wyttenbach war dem Ablaß feind. Freiburg war „mit vil appläſen gnugſam vnd vollmächtig verſächen“, das Volk aber „allenthalben mit armuott beladen“. Solothurn dagegen fand es unſchicklich, die große Gnade des Ablaſſes von der Hand zu weiſen. Immerhin wünſchten die drei Städte einen Teil der Ablaßgelder für ihre Münſterkirchen.

Schließlich einigten sich die drei Magistrate, Bruder Bernardin ihre Tore zu öffnen, und ihm die Ablaßpredigt zu gestatten. Bern tat es, nachdem Dr. Thomas Wyttenbach dessen Kreditive „gerächt" erfunden hatte. Durch ein obrigkeitliches Missive an alle Landvögte, Freiweibel, Dekane, Leutpriester und ihre Vikarien erlaubten die Herren Schultheiß und Räte zu Bern die Verkündigung des Ablasses nachdem gelehrte Leute denselben gerecht erfunden. Die Annahme sollte jedem offen stehen, dessen freier Wille und besondere Andacht es erfordern.. In gleicher Weise wurde nach Berns Vorgang auch in Freiburg und Solothurn entschieden. Die Ablaßpredigt, welche den Gläubigen große Gnaden bot, hatte für Wirte und Gewerbsleute ihre annehmbare Seite da sie viel Volk und ein schönes Geld in die Stadte brachte. In Bern soll Fr Sanson zuerst mit großer Ausdrücklichkeit, Pracht und Ueppigkeit aufgetreten sein, die für viele zum Aergernisse werden mußte.

Die Ablaßpredigt begann in Bern auf Allerheiligen und dauerte bis am 16. November 1518. Mag. Heinrich Wölflin war Dolmetscher; Dr. Th. Wyttenbach holte für Propst und Kapitel zu St Vinzenzen volle Absolution und Dispense von allen bei Errichtung des Kollegiatstiftes begangenen Irregularitäten ein. In Freiburg fand die Verkündigung des Ablasses im Dezember 1518, in Solothurn bis in den Januar 1519 statt. Sie soll, wie in Bern und in den Ländern, große Summen eingetragen haben.

Die Reise gieng zu Ende Januar 1519 in den Aargau hier stieß Fr. B. Sanson auf entschiedenen Widerspruch, und zwar von kirchlicher Seite. H. Bullinger, berichtet darüber: „Indem schickt Bischof Hugo zu Constanz sine Botten, und Brieff an Mag. Ulrich Zwingli und an andre Pfarrer, und gebod denselben, das sy den Münch nitt fölltend in ihren kilchen fürlassen. Dann er also in das land zogen, das er sich nimm nie erzeigt noch sine Bullen und gewallt zugesandt, das er die vidimierte. Darumm er ohne sin, des Bischoffs, erlouben, wüssen und wollen dise angehörte Ding trybe."

Der Stein des Anstoßes für Bischof Hugo, welcher gleichzeitig mit dem Pfleger zu Einsiedeln im Jurisdiktionsstreite stand, lag zunächst in den Strafbestimmungen gegen widerstrebende Ordinarien. „Ad hæc præfatus sanctissimus Dominus noster per præfatas literas mandat ordinarius et aliis quibuscunque sub

excommunicationis late sententie et quingentorum ducatorum fabrice dicte basilice S. Petri de Urbe applicandorum pœnis, ne post concessionem, confessionem et absolutionem huiusmodi de præmissis casibus, si quovismodo se intromittere vel tales contributiones, quominus hujusmodi facultatibus et gratiis libere uti potiri et gaudere valeant, impedire et molestare, aut ipsi commissario vel delegandis aut subdelegandis ab eo, aut eorum ordinis regularis observantiæ modo aliquo in præmissis vel eorum occasione detrahere."

Mag. Johannes Frey, Pfarrer auf Staufberg, wies dem Mönche das Schreiben des Biſchofs vor und verbot ihm den Eintritt in die Kirche. Unter Drohungen gegen den Biſchof zog derſelbe ab und predigte zu Baden, nach H. Bullinger unter höchſt ärgerlichen Auftritten. Noch Schlimmeres trug ſich Ende Februar 1519 in Bremgarten zu. Schultheiß Hans Honegger und der Rat, ſowie der Prediger Nikolaus Chriſten waren Fr. B. Sanſon günſtig. Dagegen berief ſich Leutprieſter und Dekan H. Bullinger auf den biſchöflichen Erlaß und verweigerte demſelben die Kirche. Im „Hirſchen", wo Fr. B. Sanſon Herberge genommen, kam es zu einem heftigen Auftritte. Der Kommiſſar erklärte, „bäpſtliche Gewalt iſt vber biſchoffliche wirde"; der Dekan antwortete, er werde ſich an die Weiſung des Biſchofs halten, und ſein Leben daran ſetzen. Darauf nannte ihn der Mönch eine Beſtia, die ſich dem hl. Stuhl widerſetze, verhängte über ihn den Kirchenbann und 300 Dukaten „zu rächter buoß dines vnerhörten fräfels, alſo bar bezalt". Der Dekan erklärte, er halte ſich nicht an die Sentenz und werde ſich gebührend verantworten. Darauf drohte ihm Fr. B. Sanſon mit Klage vor der Tagſatzung, „dann mir in allen Eidgnoſſen vnd vberal nie größere Schmach vnd verachtung, denn von dir, beſtia, beſchechen iſt!" Der Dekan drohte nun ebenfalls mit Klage vor den Tagherren in Zürich. Es dürfte den Tatſachen entſprechen, wenn H. Bullinger erzählt, ſein Vater habe dort Recht gefunden, und Fr. B. Sanſon ſei genötigt worden, Bannſentenz und Geldbuße aufzuheben.

Waren die Vorgänge, welche ſich zu Bremgarten zutrugen ärgerlich und bedauerlich im höchſten Maße, in Zürich ſollte es zum offenen Kampfe kommen. Fr. B. Sanſon wurde in die Stadt gar nicht eingelaſſen, ſondern er mußte mit ſeinem großen Gefolge

im Gaſthaus zum „Ochſen“ in Außerſihl abſteigen. Er erhielt wohl den Gaſtwein, aber jedes öffentliche Auftreten wurde ihm verweigert. Nur unter Berufung auf ſeine päpſtliche Kreditive erhielt er die Erlaubnis, vor die Tagherren treten zu dürfen, „do ouch der Biſchof zu Conſtantz ſinen Botten wider den Mönch hett“, wahrſcheinlich ſeinen Hofmeiſter, Ritter Fritz von Andwil, Obervogt zu Biſchofzell. Wirklich enthält der Abſchied vom 3. März 1519 die Stelle: „So weißt ouch ein pot zu ſagen, das anbringen von wegen des aplas, der jetz in der Eydgnoſchaft vorhanden iſt, wie deshalb allerley werde fürgeben, das die Bnwarheit vnd bäpſtliche Heyligkeit ſelbs dawider ſy.“ Auf nächſten Tag ſoll man erklären, was darin weiter zu handeln ſei. Zeitgenoſſen melden, Biſchof Hugo ſei mit ſeiner Beſchwerde gegen die Ablaßpredigt und das Auftreten Fr. B. Sanſons beim hl. Stuhle vorſtellig geworden. In der Zeit zwiſchen dem 3. und 14. März 1519 iſt Fr. B. Sanſon mit ſeinem Anliegen vor die Tagherren getreten, hat aber wenig Gehör gefunden. Der Abſchied vom 14. März, Montag nach der alten Faſtnacht lautet darüber ſehr beſtimmt:

„Einem jeden Boten iſt zu wüſſen, wie Herr Bernardin Sanſon, bäpſtlicher Commiſſarius, ſo jetz den ablaß vmfürt, die bäpſtlichen Bullen vnd Breven erſcheint, vnd ſich erbotten, das man in ſinen coſten gen Rom ſchicken vnd ſich erfaren, ob er vß bevelch bäpſtlicher Heiligkeit genugſamer gwalt handle oder nit, ſo well er mittler zitt in der Eydgnoſſſchaft gutz oder böß erwarten ꝛc. Vff daß iſt verabſcheidet, vnd Im gütlich nachgelaſſen zu verryten, vnd ob In jemals annemen welle oder nit, laſſe man beſchechen, vnd nit beſtminder Herren Felizen Greblen, der ſuſt gen Rom will, dieſer ſach bevelch geben zu erkunnen, vnd damit ouch die penſion von bäpſtlich Heiligkeit zu erfordern, das vns die vnverzogenlich werden zuogeſchickt.“

In dieſem Momente tritt Zwingli auch in Zürich als Streiter gegen Fr. B. Sanſon in Vordergrund. Seit Neujahr 1519 predigte er im Großen Münſter, und zwar auf Aufforderung des Biſchofs, wie er und H. Bullinger übereinſtimmend berichten. Zwingli betont dieſen Sachverhalt mehrmals und nachdrücklich. So ſchreibt er am 17. April 1525 an Landſchreiber Valentin Kompar und die Landsgemeinde zu Uri: „Hugo, Biſchof zu Kon-

stanz hat mir durch seinen Vicarium, Johansen Fabrum, selb zuschryben lassen im 1519. jar, da der Barfußermönch Sanson den ablaß by uns wollt feil han, nachdem er vernommen hett, ich predigte streng wider des bapsts ablaß, und hat mich darin gesterkt, er werde mir dann mit aller trüw bystan. Wie solt ich nit da gethan han? Solt ich nit eim Bischof von Constentz losen, der vicari mir schreib, ob ich glych vorhin nit willens gewesen ware, wider den verfüerisch ablaß ze stryten?" Ausführlicher berichtet H. Bullinger: „Es ward auch durch den Bischoffen, durch den Vicarium Johan Fabri insonders flyßig geschriben an M. Ulrich Zwingli, als an den, der pfarrer was Zürych, im fürderisten und obristen ort der Eydgnoschaft, und da derselben Zyt merteyls gemeine der Eydgnossen tagleystungen gehalten wurdent Item, das der Bischof wol bericht was, wie Zwingli ein fürnemmer verter man was, und auch hievor zuo den Eynsidlen dapffer wider den Munch Sanpson geprediget hat."

Volle Klarheit gibt uns ein Brief, welchen der Humanist und spätere Reformator zu Augsburg Urban König, „Urbanus Regius", aus Langenargen, welcher als Gast im Hause seines „Mäcenas" Dr. Joh. Fabri zu Konstanz weilte, am 2. März 1519, gerade als B. Sanson von Zurich eingetroffen war, „ad humanissimum virum Thalr cum Zwinglium Theologum, divini verbi declamatorem Turegi, sanctorem praecipuum" schrieb: „Ego vero a Maecenate meo Joh. Fabro dudum acceperam, virum quemdam impendio doctum verbi Dei declamatorem esse Turegi. .. Scribit ad te Dominus meus Joh. Faber, cui condonationes quaedam aut indulgentiae stomachum movent, quas Minorita, nescio quis, circumfert per Helvetiam, a summi sacerdotis haud instructus. Movet virum justum, quod in ima dispensatione pene locum errores deprehendantur!" Welche „errores" Dr. Joh. Fabri im Auge hatte, die päpstlichen Vollmachten oder die eigenmächtigen Ablaßbriefe und Predigten des Fr. B. Sanson, geht aus dem Briefe nicht hervor. Es dürfte das letztere der Fall sein. Wie die Predigt Zwinglis über den Ablaß beschaffen sein mochte, geht aus seinem Briefe vom 21. März 1519 an B. Rhenanus und aus seinen spätern Lehren über den Ablaß hervor. Auch H. Bullinger schreibt kurz und bündig: „Nun hat aber Zurych der Zwingli gar häfftig wider disen ablasskramer, wider sinen ablas und dispensationes, sid dem nuwen

jar geprediget, vnd hat ein großen zuofal von menklichen. Dann man fieng an die römisch huobery merken." Dieser Predigt mochte es zuzuschreiben sein, wenn im Zürcher Ratssaale beraten wurde, ob Fr B Sanson der Eintritt in die Stadt zu gewähren sei „von einem heyter geraten ward, Er wöllte inen inlassen, aber von stund an nemmen, vnd in ertränken, oder wie er es ußgesprochen hat, ein locken waßer vsheben vnd inn darunter behalten."

Aufschluß sodann gibt auch der Briefwechsel zwischen Ulrich Zwingli und B. Rhenanus. Der erstere schrieb am 3. Mai 1519, als Fr B Sanson noch vor Zürich sich aufhielt „Cael an clemens est apud nos, pestis, nisi animarum, adhuc nulla." Dagegen hatte B Rhenanus von Simon Stumpf, dem spätern Pfarrer in Höngg, vernommen, wie die Predigt des göttlichen Wortes in Zürich ihren glücklichen Fortgang nehme „Non paulo gratius quam literæ tuæ", schrieb er am 7. Mai 1519 aus Basel an Zwingli, „quod ore nobis retulit Simon noster, pergere te videlicet in asserendo Christianismo, quem partim impietas manifesta, partim fallax superstitio non isthic modo, sed obvia gentium indignis modis conspurcarunt. Et quamquam, ut non caret æmulatione virtus, obstrepant quidam, tamen a proposito tuo, quod instanter urges, adhuc nemo te retrahere potuit. In qua re constantiam tuam admirari subit, qua nobis apostolici illius sæculi virum repræsentas. Obganniunt quidam, rident, minantur, petulanter incessant; at tu vera christiana patientia sufferes omnia. Sic agendum est, mi Zwingli, quemadmodem facis; connivendum nequam, ad multa, ei, qui velit malos Christo lucrifacere. Benefice is ad se traxit Judæos Servator noster, non convitiis."

Die Antwort gab Zwingli am 21 Mai 1519. Er bestätigte, das Wort Gottes nehme in Zürich seinen guten Fortgang, nur wenige wagen ihm ins Angesicht zu widerstehen, ein Mönch schelte ihn einen Propheten und neuen Messias, aber die Großzahl seiner Zuhörer sei von bester Gesinnung. Seine Widersacher seien entweder öffentliche Sünder, „publicitus mali", oder, wenn auch äußerlich weiß, „dealbati", innerlich voll Schmutz und Unrat, „fœtore squalent" den auch eine kurze Nase von weitem riechen könne. Dieser Hieb geht auf die Predigermönche „albi monachi", welche ihm zu widersprechen wagten. Er wird sein Werk mit der Glaubenskraft Abrahams fortführen und sich

mit dem hl. Paulus trösten: „Wenn ich den Menschen noch gefallen wollte, wäre ich nicht Christi Diener.“ Es ergibt sich aus allen diesen Briefen, daß Zwingli, welcher die Schriften Dr. Martin Luthers, Ulrich von Huttens und anderer Streiter für das Evangelium eifrig las und verbreitete, schon zur Zeit des Ablaßhandels sich berufen fühlte als Diener Jesu Christi und Nachahmer des hl. Paulus zu wirken.

Er predigte nicht nur seiner Gemeinde das neue Evangelium, sondern suchte selbst Bischof Hugo von Konstanz, in dessen Auftrag er den Ablaßprediger B. Samson bekämpft hatte, für denselben zu begeistern. „Ermälter Zwingli nam ouch“, berichtet H. Bullinger, „by disem Sampson anlaß vnd handlet gar ernstlich mit geschrifften vnd durch Botten, die der Bischoff gen Zurich in sinen Handlen schickt, mit Bischoff Hugo, das er sich dapfner widerleat, wie jetzund beschachen, den Römischen buobereyen vnd verfürungen. Das wort Gottes vnd evangelische warheit werde gewalt darmit an tag kummen. Da solle er dem Edlen Landenbergischen geschlacht die ere anthun, das er vnder den ersten Bischoffen das göttlich wort annehme vnd fürdere. Damalen was Johan Fabri Vicarius nitt so hantig wider Zwinglium, als er hernach ward.“

Der Ablaßstreit fand für Zwingli und Dr. Joh. Fabri einen ehrbaren Abschluß am 7. Juli 1519, sobald derselbe durch den Befehl Bernhardin Sansons aus der Eidgenossenschaft auch für weitere Kreise beendigt war. Der Generalvikar versicherte den Leutpriester zu Zurich seiner treuesten Liebe und Freundschaft. Das Dankschreiben ist überaus wichtig als Beweis, daß Dr. Joh. Fabri durchaus kein Gegner der kirchlichen Lehre und Praxis vom Ablaß war, wohl aber zum Wohle der Kirche als nötig erachtete, gegenüber Fr. B. Samson, welcher seine Vollmachten mißbrauchte und mit der Ablaßpredigt zur Gefahr für die Seelen mannigfaltigen Unfug sich erlaubte, einzuschreiten. Die sehr beachtenswerte Stelle des Briefes lautet wörtlich:

„Quid ad fratrem indulgentiarum cœlipetentem attinet, mous sanè genius præsagit hunc eventum; neque enim tam frigidus circa præcordia sanguis obstitit, ut tam portentosas venias et indulgentias a sede apostolica unquam proiectas crederem. Quid aliud eiusmodi venarum haltatores effrontes agunt, quam ut ecclesia passim vel a Christianis irrideatur? Illam vero Summi

Pontificis responsionem utrum in modum extollo. Sepe unum Principis verbum multos interemit. Quid hec Pape nostri effecerint cupio scire. Potest nonnihil urgere molestarique veritas succumbere non potest, cum sit fortissima! De amicitia nostra nihil est, quod hareas. Auspicato enim capta durabit in eternum. Siquidem cepta virum fortem deseruisse pudet."

Offenbar hatte Zwingli in die Fortdauer und Aufrichtigkeit der Freundschaft von Dr Joh Fabri, in das anerbotene Zusammengehen bezüglich der kirchlichen Fragen und Streitigkeiten bereits Zweifel gesetzt. Dr. J Fabri erlaubte sich die vornehme Bemerkung „Equidem in animo magis quam in extraneis indicas ad itror veram amicitiam consistere!" Der Ablaßstreit nahm seinen Fortgang seit 14 März 1519 weder in Zürich noch in Konstanz, sondern zu Rom, wohin sich die Tagsatzung gewandt hatte. Felix Grebel wurde freundlich aufgenommen und vom hl Vater in Audienz empfangen. Die Angelegenheit des Fr B Sanson kam dabei zu Sprache. Das päpstliche Handschreiben „Admirabilis" vom 1 Mai 1519 an Zürich bezeugte, daß der Gewaltsbote seinem Auftrage getreu nachgekommen sei.

Vom 30. April 1519 ist das Breve „Placuit nobis intelligere" an die Tagsatzung datiert. Dasselbe erwähnt zuerst die vor den hl. Stuhl gebrachten Beschwerden der Eidgenossen „quod cum ex quorundam religiosorum disputationibus circa indulgentias . . dubia quedam exorta fuerint, que animarum vestrarum periculum et scandalum aliquod parere possent, apostolice sedis oraculum consulere voluistis, ipsius sedis consilius adherere et passionibus parere." Das Breve konstatiert sodann, daß Lehre und Praxis, gemäß dem Schreiben des hl Stuhles an den Kardinal von San Sisto, Tomaso de Vio, Cajetanus, Leguten in Deutschland, unter Strafe der „excommunicatio latæ sententiæ" mit päpstlicher Reservation in „articulo mortis", für alle, Prediger und Gläubige verbindlich sei. Auf die Vorgänge in Zürich bezieht sich die Stelle: „De cetero disputationibus huiusmodi, qui scandalum in mentibus generare possent, aures non prebendo, sed vere determinationi sancte Romane ecclesie, huius sancte sedis, que errores non permittit, firmiter adherebitis. Ipsumque predicatorem ad omnem requisitionem vestram revocari mandavimus, et si eum in his, que scribitis, excessisse invenerimus, puniri faciemus."

Felix Grebel brachte beide Schreiben Sr Heiligkeit und wohl auch das Breve an Kardinal Cajetan vom Jahre 1518, welches sowohl Luther und seinen Anhängern wie den Mißbräuchen und Uebertreibungen der Ablaßprediger gegenüber die Lehre der Kirche feststellte, nach Zürich.

Vermutlich zu Anfang März hatte sich der päpstliche Kommissar Fr. B. Sanion an den hl. Stuhl gewandt und sein Vorgehen zu rechtfertigen gewußt. Es geht dies hervor aus dem Breve „Speranles" vom 21 März 1519. Dasselbe enthält für den Kommissar, dessen Auftreten, Verfügungen und Erfolge volle Billigung nebst großen Lobsprüchen, bestätigt seine Nuntiatur und alle Vollmachten bis Ende Oktober 1519. „Te nuntium et commissarium nostrum deputavimus, nec spe nostra fraudati fuimus. Intelleximus enim, te plurimum, Domino cooperante, cum animarum fidelium salute profecisse. Et, ut, quod feliciter per Te ceptum fuit, de bono in melius opere compleatur, omnia et singula per Te facta, composita, conventa, dispensata et absoluta, juxta literarum datarum Indulgentiarum tenorem confirmamus, et approbamus, eisdem apostolicae firmitatis robur adjicimus per presentes. Teque in commissione hujusmodi, de consensu tui superioris usque et per totum mensem Octobris proxime futuri cum eisdem facultatibus confirmamus, et, quatenus opus fuerit, de novo deputamus."

Fr. B. Sanion, über die Lage völlig unklar, säumte nicht, das Breve „Speranles" in beglaubigter Abschrift überallhin zu vertreten und auszunutzen. Die Enttäuschung sollte bald folgen, und zwar gestützt auf den Beschluß der Tagsatzung vom 14 März 1519 und die von Ratsherr Felix Grebel in deren Namen schriftlich Sr Heiligkeit unterbreiteten Klagen der Eidgenossen: „quos qui dem S. D. N., ut experientia comprobat, vere catholicos Sanctaque Romane Ecclesie fidelissimos ac ad illius defensionem promptissimos novit." Der genaue Sachverhalt geht aus einem scharfen Briefe an B. Sanion, welcher ihm „pravitas" vorwirft, hervor, sodann aus dem ebenso vornehmen als verbindlichen Schreiben, welches der Generalkommissar Fr. Joh. Bapt. de Puppio, Ord. Min. Regularis Observantiae", am 1 Mai 1519 an Burgermeister und Rat von Zürich richtete. Niemals, betont der Kommissar, wurde Se Heiligkeit den Fr. B. Sanion mit einer so schwierigen

Aufgabe zum Heile der Seelen betraut haben, wenn Se. Heiligkeit nicht dessen Erprobtheit in Wissenschaften und guten Sitten erkannt hatte. Dann fährt das Schreiben wörtlich fort.

„Verum, his diebus idem S. D. N. per literas vestras certior factus est, in prædicatione præfatarum Indulgentiarum in quosdam errores ut fertur, incidisse, pro quibus sua sanctitas, quam plurimum admirata, mihi vivæ vocis oraculo commisit, ut vobis suo nomine denuntiarem, ut si idem Fr. Bernhardinus in sua prædicatione vobis est molestus, eum bona pace tranquilloque animo a nobis in Italiam transmittatur. Si autem illum adhuc sustineretis ac audire vultis, placet eidem suæ Sanctitati, ut vobiscum tam diu moram trahat, quam diu suæ commissionis tempus extenditur. Vult enim sua Sanctitas in omnibus, quæ vobis ad animarum salutem conducunt, morem gerere. Quapropter, Magnifici Domini, Vos omnes rogatos esse velim, ut eundem Fr. Bernhardinum, si in Italiam transmeare mavultis quam vobiscum degere, sine aliqua molestia discedere permittatis. Qui quidem, si in docendo erravit, paratus erit etiam coram S. D. N. de se rationem reddere pœnamque pro erratis sustinere. Nihil aliud in præsentiarum ad vos scribere statui, nisi ut magnificentiam clementiamque ac illam, quam S. Romanam Ecclesiam vos semper exhibuisse dignoscitur, reverentiam, erga præfatum Fr. Bernhardinum præferatis, Vos omnes oro atque obsecro, quos quidem semper felices in Domino exopto."

Fr. B. Sanson glaubte diesen Abberufungsschreiben Folge leisten zu müssen. Er zog Ende Mai oder anfangs Juni über Graubünden nach Italien zurück, ohne ferner den Ablaß zu predigen. Er soll während den zehn Monaten seines Aufenthaltes in der Eidgenossenschaft 180,000 Scudi Ablaßgelder gesammelt haben.

Aus dem Abberufungsschreiben des Generalkommissars geht klar hervor, daß nicht so sehr die Lehre vom Ablasse, noch die Ablaßgelder von den Eidgenossen beanstandet waren, sondern Irrtümer und Verkehrtheiten, welche Fr. B. Sanson in seinen Predigten vortrug, wohl auch durch seine Delegierten vortragen ließ „in errores et pravitates in prædicatione Indulgentiarum incidisse, quos enumerare longum est." Mit seinem Einschreiten gegen Fr. B. Sanson hat der hl. Stuhl auch keinen wohlberechneten Schachzug beabsichtigt, um die Eidgenossen zu gewinnen und Mag. U. Zwingli

evangelische Predigt lahm zu legen. Das Vorgehen war ganz korrekt, wie ein Jahr zuvor das Einschreiten gegenüber den Streitigkeiten über den Ablaßhandel in Deutschland. Der hl. Stuhl wahrte die kirchliche Lehre vom Ablasse und seine Autorität bei deren Verleihung, zog aber die Ablaßprediger wegen Mißbrauch ihrer Vollmachten zur Rechenschaft nach Rom.

Die Stellung, welche Zwingli im Ablaßhandel zu Einsiedeln und dann in Zürich gegen Kr. B. Samson einnahm, ist klar. Bullinger sagt ausdrücklich, die Predigten des Leutpriesters gegen den Ablaßkrämer und sein Ablaß haben unter großem Zulaufe des Volkes mit Neujahr 1519 begonnen, und zwar auf Ersuchen von Zürichs Vogt und seines Generalvikars Dr. Joh. Fabri. Darnach berichtigt sich die Behauptung neuerer Schriftsteller, der letztere habe sich klug und arglistig im Hinterhalte gehalten und sei erst hervorgetreten, nachdem die Eidgenossen in Rom Klage gestellt. Nun ist der Brief des Urbanus Regius, welcher Zwingli im Namen des Generalvikars zum Auftreten gegen B. Samson auffordert, vom 2. März 1519. Der Beschluß der Tagsatzung, die Angelegenheit durch Ratsherrn Felix Grebel dem hl. Vater unterbreiten zu lassen, wurde dagegen erst am 14. März gefaßt, wahrscheinlich hat auch Fritz von Andlau, der bischöfliche Hofmeister, welcher seinen Herrn auf der Tagsatzung vertrat, dazu mitgewirkt. In letzterem Falle ist ein Auftreten Zwinglis, welcher gleichzeitig auch gegen Kr. B. Samson predigte, und sich in seinen Briefen über den Generalvikar als einen blinden Höfling lustig machte, eine Bedeutung wie jenem des neuen Elias Dr. M. Luther in Wittenberg, kaum zuzumessen. „Der Ablaß fuhrte, „wie M. Morikofer richtig und kurz bemerkt, „Zwingli nicht wie Luther auf den Kampfplatz, weder mit der bischöflichen noch mit der päpstlichen Kurie. Im Gegenteil versetzten die Bemühungen der letztern um die Gunst des eidgenössischen Vorortes den Zürcher Prediger in eine für die Wirksamkeit seiner Predigt sehr günstige Stellung."

II. Die Zeit des Ueberganges bis zur erſten Zürcher Disputation.
1519—1522.

---

1. Zwinglis Wirken und erſten Kämpfe als Leutprieſter 1519—1520.

Bald nach dem Wegzuge Fr. B. Sanſons brach im Sommer 1519 in Zürich eine heftige Peſtkrankheit aus. Von derſelben wurde auch Mag. Ulrich Zwingli ergriffen und in Todesgefahr gebracht. Während ſeiner Krankheit verfaßte er zwei religiöſe Gedichte, welche wenigſtens ſoviel beweiſen, daß die Krankheit, und mehr noch die Geneſung ſeine Ueberzeugung, er ſei zum Reſtaurator des Chriſtentums und Reformator der Kirche berufen, beſtärkte. Dagegen wurden ſeine Arbeitskraft und Schärfe des Gedächtniſſes auf längere Zeit geſchwächt. Mag. K. Hofmann berichtet, daß durch ihn während der Krankheit Zwinglis, als er „in ſorglichen Todesnöten lag, ernſtliche Schritt geſchahen, im ze guot vnd ſiner ſeele zuo Heil, daß er ein müglich, zimlich vnd billiche widerkerung vnd beßerung tüege allen denen, die durch in gelezt, geärgert vnd geſchädigt ſind worden.“ Allein Propſt F. Frei und das Kapitel unterließen jedes ernſtliche Vorgehen und heilſame Ermahnen. Zwingli begab ſich ins Bad Pfävers zu ſeinem Freunde Abt Joh. Jakob Ruſſinger, und tat den Freunden ſeine Geneſung kund. Auch trat Zwingli damals in engere Verbindung mit zwei ſpätern Mitarbeitern, Johann Dorfmann, „Comander“, Pfarrer zu St. Martin, und Jakob Salzmann, „Alexander, Salandronius“, Schulmeiſter in Chur. Als der Leutprieſter nach Zürich zurückgekehrt war, predigte er ungehindert in alter Weiſe fort.

Zwingli blieb ungeſtört bei ſeinem gefaßten Entſchluſſe, die Evangelien und andere Bücher der hl. Schrift nach ſeiner Auffaſſung zu erklären. „Dann er in dieſen Zit prediget die vier evangeliſten gar wys“, erzählt ſein Freund B. Wyß, „darnach die Gſchicht der apoſtlen, demnach die epiſtel Pauli zun Galathern, item ein epiſtel zum Thimotheon, darnach die zwo epiſtel Petri

vnd die epiſtel Pauli zuo den Hebräern, item die treffenlich epiſtel zuo den Römern; item in 42 Wuchen predigte er den ganzen Pſalter; vnd deren predigen ward jede zum dritten mal gſeit: zum erſten nach dem text las er als feer er wollt; darnach legt er dasſelbs vffs aller koſtlichſt nach vs dem evangelio vnd propheten, vnd Sontag darnach recitierte er allwäg mit kurzen worten die nechſten vorgenden predig, vnd ſprach dann: Nun volgt von wort z' wort alſo, ꝛc. Alſo macht er alle Bücher vs, wenn er eins anfieng." Seit 1520 hielt Zwingli auch an Freitagen Predigten im Frauenmünſter. Dieſelben waren für das Landvolk berechnet, welches an den Wochenmarkt nach Zürich kam. So verkündigte Zwingli das Gotteswort bis 1528, worauf er mit Erklärung des hl. Lukas, der fünf Bücher Moſes und des Propheten Iſaias fortfuhr, um, wie Dr. K. Pellikan vorausſagte, im Herbſte 1531 mit Jeremias zu enden.

„Diſer meiſter Ulrich Zwingli verwarf und vernichtet", wie B. Wyß ſehr anſchaulich ſchreibt, „alle doctores, wo ſi ſich nicht nach dem evangelio geſtaltetend, ſonder nur vf menſchlichem tand lagend: als Thomas de Aquino, Scotus, Nicolaus de Lyra, vnd derglichen. Er hat gar nüt vf allen clöſtren vnd bruoderſchaften; dann er meint, als ouch war iſt, es were ein abzug von Chriſto Jeſu, der aller vnſer einig Houpt iſt; des brüoder ſoltend wir all ſin vnd vns nach im ouch Chriſten nennen. Er hat ouch nüt vf den romfarten, walfarten und ablaß, den man vm gelt kaufen muß. Vnd vil vs Paulo herfürbracht, das der gmein man vor nie ghört hat, wie das alles opfer vnd gelt, ſo man vf den altar legt, nu ein almoſen were, vnd wenn es ein üppiger vnnützer pfaff vertäte, ſo were es wäger eim armen noturftigen menſchen geben. Er ſchluog ouch ab Mariä und aller Heiligen, ſo im himmel ſind, fürbitt vnd gebätt, probiert das vs vil ſchriften, das man kein creatur, ſonder allein Gott anbetten ſolt. Wann aber eins der Heiligen höch eeren wöllte, ſo ſölte es iren gnoten wärken nachvolgen. Das habend ſy am liebſten, dann ſi begerten keiner eeren, ſonder allein, das man Gott eerete! Darum hattend ouch alle martirer iren tod gelitten und in irem liden allein Gott angerüofft, vnd hat nie kein Heilig in ſinen nöten ein andren angerüofft. Vnd des dings ſo viel, das die ganz ſtatt Zürich voll vnd wol bericht ward."

Weitere Vorgänge des Jahres 1519 berichtet Hans Salat: das Eingreifen der lutherischen Bewegung und die Agitation für das Evangelium von seiten junger Leute und Studenten, welche vor der Pest aus Wien geflüchtet und in die Heimat gezogen waren, Dr. Joachim von Watt und etliche andere St. Galler, ferner Jörg Binder des Nadelmachers Sohn, und Heinrich Rüscheler, des Kartenmachers Sohn, aus Zürich. Der erstere wurde schon im Herbste 1519 Schulmeister am Großen Münster, für den nach Luzern berufenen Oswald Geißhüsler, der letztere bald darauf Chorherr zum Großen Münster. Dieselben fingen an, die Ehre und Fürbitte Maria zu bekämpfen, den Ablaß, die Anrufung der Heiligen und den Rosenkranz zu verspotten. Sie brachten Luthers Schriften mit nach Hause, welche sie nicht bloß ihren Gönner Zwingli überbrachten, sondern auch den Angehörigen zum Lesen gaben und unter das Volk verbreiteten. Dadurch gewannen sie ihre Familien für die Meinungen und Irrtümer Dr. M. Luthers und Zwinglis. Der letztere begann bereits in seinen Predigten den Papst zu stechen, zu schmützen und zu scheiten, während seine jungen Anhänger ihm mit Schreiben und Austeilen von Büchlein behülflich waren. „Da fiengen Zwingli und diß sin bistender nun an, und schickend sich allgemach in den handel; fiengend an, rüemtend den Luther überus hoch und wol sampt siner leer, wie die so luter, klar, grecht und das war Evangelium, durch in erst harfür an tag kon und kam: und er wär so werdenlich ein träffenlicher diener und strytter Gotz, der so mit großem ernst die schrift durchfündlete und das wort gots so trülich und redlich harfür trüege, als keyner in tusend Jaren wäre gsin'"

Zwingli selbst studierte nicht nur fleißig die Kirchenväter, sondern auch andere Schriftsteller, wie Berengar von Tours, Erasmus, Dr. M. Luther, Hutten und Johannes Hus, und wußte bald durch diese seine Lehre zu begründen. V. Rhenanus sandte ihm Dr. M. Luthers „Auslegung des Vater Unsers" und beauftragte mit seiner Zustimmung einen gewissen Lucius, das Büchlein durch ganz Helvetien überall: „oppidatim, municipatim, vicatim, imo domesticatim" zu verbreiten. Zu gleichem ermunterte ihn Simon Stumpf, ein ehemaliger Mönch aus Franken, durch Brief vom gleichen Tage 2. Juli 1519; er ließ die Ermunterung

ließen: „Tu ergo, quod semper facis, perge feliciter in asserendo vero Christianismo. Nihil enim, Lactantii teste, imo Christo, illustrius hominique convenientius potest esse, quam erudire homines ad justitiam!“

Bereits fand Zwingli auswärts eifrige Nachahmer. Kaspar Hedio, Helfer an St. Theodor in Basel, welcher ihn 1518 in Einsiedeln mit Staunen predigen gehört, bittet am 6. November 1519 den „egregiis moribus vir et Turicensium pastor apostolicus“ um Anweisung, wie er über das Matthäusevangelium predigen solle. Ulrich Zasius, der berühmte Jurist zu Freiburg i. B., der gelehrte Willibald Pirkheimer in Nürnberg wechselten mit ihm Briefe über die schwebenden Tagesfragen. Bischof Christoph von Basel und Kardinal M. Schinner bewiesen ihm ihre Gewogenheit, indem sie auf Ansuchen von Propst F. Frey den Druck einer gegnerischen Schrift, welche ein Zürcher Dominikaner in Basel veröffentlichen wollte, unterdrückten. Unbeirrt durch mancherlei Anfeindungen bewahrte der Intermontius Quirinus de Falconibus seine Freundschaft für seinen „suavissimus Zwinglius“, und versicherte ihn seiner treuen Dienste: er ist ihm ein Teil seines Herzens.

In überfließender Höflichkeit grüßt sogar Dr. Joh. Fabri in seinem Briefe vom 17. Dezember 1519 U. Zwingli als „vir sacrae musicae et humanissimus, bonarum artium magister, ac divinae professionis declamator Tigurinus, amicus ex corde dilectus.“ Er wünscht ihm Glück zu seiner Genesung und hat begeistertes Lob für sein Wirken im Weinberge des Herrn: „Nam adeo propense in vinea Domini desudas, ut etiam, Te perichitante, non mediocrem christianae reipublicae jacturam imminere videam. Novit hoc Dominus, quos ad studium vitae melioris flagello aliquantulo adhortari debeat. Itidem Tibi a Patre exlesti contigisse credo!“ Er versprach schließlich, seine Streitschrift gegen Dr. M. Luther und Dr. A. Karlstadt dem Urteile Zwinglis zu unterbreiten. Allein mit dem „consensus animorum“ zwischen dem Generalvikar welcher im Februar 1519 in Zürich weilte, und Hg. Ulrich Zwingli war es vorüber. Bei diesem Anlasse muß es zwischen beiden zu Erörterungen gekommen sein. Zwingli selbst namlich am 16. Februar 1520 an Oswald Myconius: „Erat Vicarius Constantiensis, qui his diebus apud nos fuit, sermonem ad nos quaedam contra Lutherum et Carolstadium, quae

censeam. Ego excussi jugum omnino, ut sperem nihil missurum“ In den Augen von Oswald Myconius waren Dr J Fabri und Probst F Frei schon am 27. Februar 1520 Hanswurste, „bufones“ Ein Bruch trat vorderhand nicht ein. Noch im Oktober 1520 war Dr. J. Fabri nebst Myconius und Diebold von Geroldseck bei Zwingli auf Besuch.

Schon z.t Ende des Jahres 1519 war der Leutpriester im Streit mit Propst Felix Frei über den Zehnden Der Probst hatte im Kapitel in einer Druckschrift das göttliche Recht auf den Zehnden verfochten, den bereits manche Gotteshausleute verweigerten. Zwingli antwortete auf die Angriffe, ebenso auf die Ansicht des sonst von ihm so gefeierten Prälaten, der Leutpriester solle nicht öffentlich auf der Kanzel über die Mängel unter den Geistlichen Böses aussagen und so den Laien Waffen gegen den Klerus in die Hand spielen, in einer lateinischen Schrift Der Leutpriester klagte über seinen Vorgesetzten, daß er „virus quod tam“ gegen ihn spete, und schreibt an Myconius, er habe dem „bellus homuncio“ persönlich und durch Dr H Utinger ernste Vorstellungen gemacht, und ihn vor ähnlichem Auftreten gewarnt: nie möge er ferner öffentlich und scheiftlich ihn angreifen und Sachen zur Sprache bringen, welche sich vertraulich abtun lassen. Seine Grundsätze über den Zehnden seien so gewunden und gedreht, daß Zwingli niemals sich zu denselben bekehren werde. Von da an fand der Propst für gut, dem Leutpriester gegenüber zu schweigen.

Wie weit Zwingli als der erste unter den drei Pfarrern an der Almosenordnung vom 8 September 1520, welche die Armenpflege teilweise dem Magistrate übertrug und die drei Leutpriester beizog, aber noch gänzlich auf kirchlicher Grundlage beruht, sowie an den zahlreichen Sittenmandaten beteiligt war. ist nicht genau zu bestimmen. Immerhin war sein Einfluß nicht nur über einen großen Teil des Klerus, sondern auch auf Bürgermeister und Räte, Bürger und Bauern ein mächtiger.

Auf die religiöse Bewegung in Zürich wirkten die Vorgänge in Deutschland, namentlich das kecke Auftreten Dr. M. Luthers nach der Leipziger Disputation mächtig ein. Zwingli las eifrig dessen Schriften; er benützte sie für seine Predigten und verkündigte mit Begeisterung dessen Ruhmestaten. Er galt mit seinen An-

hungern als Lutheraner. Der Reformator war ihm noch 1523 der neue David, welcher den Riesen Goliath erschlägt, der gewaltige Herkules, welcher den Löwen tödtet, den Riesen Antäus überwältigt und den Räuber Kakus aus seiner Höhle treibt, der große Prophet und Wiederbringer des verlorenen Evangeliums, welcher die Lügen des Papsttums aller Welt offenbar macht und das Volk Gottes aus der Knechtschaft Aegyptens zum Lichte der Wahrheit führt. Dr. Ulrich Zasius fand dieses Uebermaß des Lobes mit Recht sehr ungeziemend. Wie Luther fand auch Zwingli in den Schriften von Joh. Hus manche acht christliche Wahrheit und zeigte Sympathien für die sozialrevolutionären Bewegungen.

Allein während Dr. M. Luther die volle Schale seines Zornes über seine Widersacher ausgoß, nährte Zwingli heimlich, wie er von sich rühmt, seine Gemeinde mit Milch. Er lehrte in Christum als das wahre Heil und den einzigen Mittler, das lautere Evangelium als die wahre göttliche Seelenspeise. So bescheiden er, daß manche, welche vorher stark wider ihn gewesen, durch bald stürmisch Gott allein anbringen. Allein viel besser als bei Dr. M. Luther kamen die Gegner auch bei Zwingli weder auf der Kanzel noch in seinen Briefen weg. Eines sehr bedeutenden Erfolges konnte er sich am ersten Jahrestage seines Eintrittsamtes in Zürich rühmen und seinem Vertrauten Oswald Myconius am 31. Dezember 1519 darüber seine innersten Gedanken anvertrauen, ihn zum gleichen bedächtigen Vorgehen in Luzern ermunternd: „Tuos interea magis ac magis instrue; ut quandoque Lazarorum puero Christ etiam legis doctores indoctos esse doceas. Et scribe, quae politicens, ut intelligamus.“ Myconius hatte Zwingli geschrieben, wie man in Luzern ihre Lehre als eine teuflische Seuche, doch hoffe er ihm bald Neues zu berichten, worüber er staunen werde. Zwingli gab ihm weitläufige Nachricht über die Reformation in Zürich. In diesem lesenswerten Briefe begegnet uns bereits der Widerspruch gegen die Reliquienverehrung, vor Allem aber jener hochfahrende Prophetenton, das ausgeprägteste Selbstbewußtsein, daß seine Lehre die einzig wahre und berechtigte sei, verbunden mit übermütiger Verachtung auch der ehrenwertesten Gegner seines Evangeliums.

„Quod *Antichristorum turpis illa grex* tum imprudentiae me accusant, gratus te oportet audire; jam enim incepimus esse

non haereticí, cum illi fortiter dicant, ne dicam mentiantur. Non enim soli sumus. Tiguri plus duobus millibus permultorum est *rationalium, qui lac jam spirituale sugentes mox solidum cibum percipient, illis misere esurientibus.* Quod diaboli doctrinam nostram vocant, quæ tamen Christi est et non nostra, bene habet. *In hoc enim Christi doctrinam agnosco et non veros eius praecones.* Sic Pharisæi Christum ajebant habere daemonium, et se id recte facere asseverabant. Non convenit fatuo huic mundo cum Evangelio, *non possunt tacere daemones praesente Christo.* Et si quidem obmutescere jubentur, tamen quem possident discerpunt. Tortuosus est serpens, cui sunt cum femina, h. e. ecclesia, immaculata Christi sponsa, odia internecina. Mihi praeterea cum malis pugna est perpetua; non quidem quod moribus meis cum illis non conveniat, *sed quod Evangelium et Christum in me persequi illis studium est.*"

Myconius wußte seinerseits am 26. Mai 1520 dem Freunde zu berichten, daß er anläßlich der zu Luzern versammelten Tagsatzung heftig getadelt werde, weil er sich in politische Tagesfragen, namentlich wegen Erneuerung des ewigen Bundes mit Frankreich einmische. Dies gehe ihn nichts an. Er solle seines Amtes als Priester und Seelsorger im Geiste Christi walten, und die Politik den Magistraten überlassen, welche hiefur Verständnis besitzen.

Ein durch Schönheit und Wärme der Sprache, welche im Verfasser beinahe einen Kirchenvater und Heiligen vermuten läßt, hervorragendes Schreiben, ist der große Trostbrief vom 24. Juni 1520 an seinen geliebtesten Myconius, welcher als verheirateter Laie in Luzern wegen des Apostolates, welches er zur Verbreitung des reinen Evangeliums ausübte, mannigfaltige und schwere Widerwärtigkeiten erleben mußte. Mit den Worten des Herrn und der hl. Schrift mahnt ihn Zwingli zur Umsicht und Geduld. Als Streiter Gottes soll er nach dem Vorbilde des hl. Paulus ausharren in den Tagen der Prüfung und mutig wie David gegen Goliath, der überall sich erhebt, streiten. Stets soll er im Geiste der Liebe den Seinigen Christus predigen und niemals vergessen, daß dieser seinen Jüngern Haß und Verfolgung vorausgesagt hat, nirgends mit dem Unkraute auch den keimenden Weizen des Evangeliums ausreißen. Selbst vor blutiger Verfolgung darf er nicht zurückweichen, sondern soll Christo viele Streiter gewinnen

und sie zum bevorstehenden blutigen Kampfe stählen. „Nam ut
ß hoc tibi promam. Ecclesiam puto, ut sanguine perta est, ita
sanguine instaurare, non alia via, posse.“ Ihn hat Gott gesendet
als Lamm inmitten der Wölfe, damit er durch Leiden und Trüb-
sale als sein Diener der Verheißungen teilhaft werde. „Suos inmit
Christus tamquam oves in medio luporum. Vide, frater, qua via
possis sperare ovem Christi te esse, si nimirum, si tibi pro Christi
gloria nihil non faciendi, nihil non patienti improba luporum gens
mortem intentet, si deutibus frendant, anguinis lucrent.“

Sich selber denkt Zwingli angesichts kommender Verfol-
gung und der Feindseligkeiten wegen seines Auftretens wider das
französische Bündnis in die Lage eines Martyrers und Bekenners.
Er erwartet für sich nichts gutes, und weissagt es Geistlichen und
Laien. „hoc unum Christum obtestans, ut mane do omnia pectora
ferre discat, et ne figulinum suum rumpat aut firmet, ut illi
placitum fuerit!“ Wenn über ihn, wie kurz vorher, 15 Juni
1521, oder Dr. M. Luther, der Kirchenbann verhängt wird, so wird
er ihn tragen wie St. Hilarius, welcher nach Afrika verbannt
wurde, wie Papst Lazarus, der als Sieger aus dem Exil nach
Rom zurückkehrte. In jedem Fall wird er sich freuen, um Christi
willen Schmach zu erleiden und mit den großen Helden der Kirche
sich trösten. „Sed, qui se putat stare, videat ne cadat!“ Der
Brief ist in höchster Erregung, „confusissima“ geschrieben; ein
Ahnendender Sturm umtobt die Leutpriesterei. Der Schreiber teilt
seinem Freunde im Vertrauen mit, er trage sich mit der Absicht,
anderswo einen gelegenern Ort für ruhige Studien aufzusuchen.
Es ist nicht zu verwundern, daß Oswald Myconius sich wundersam
getröstet wußte. „Nunquam scivi, optime Zwingli, quam fueris
ad persuadendum in scribendo commodius, nisi dum proximis
litteris me convulsisti. Tum enim omnem dolorem, quem con-
ceperam ob nostra tempora, ademisti.“

Zwingli hatte damals von seinem Freunde Dr. Joachim von
Watt den Traktat von Johannes Hus über die Kirche erhalten;
derselbe gefiel ihm so ausnehmend wohl, daß er das Buch so-
wohl Myconius als Stadtschreiber Kaspar Frey zum Lesen gab.
Dr. J. Vadian ermunterte er, in seinem Vorsatze zu verharren,
den Freunden an Sonntagen anstatt der Predigt das Gotteswort
aus evangelischen Schriften vorzutragen. Hier ist zuerst die Rede

von der Fastenpredigt, welche bald darauf in St. Gallen nebst dem Arzte Dr. Joachim von Watt auch der Schulmeister Comtur Zyli und der in Wittenberg gebildete Sattler Joh Kessler besorgten. Die Ansicht Zwinglis über diese folgenschwere Neuerung ist für seine Stellung zum kirchlichen Lehramte im Jahre 1520 von höchster Bedeutung. „Rem autem tuis Te et christiano viro dignam, schreibt er am 20. Juni 1520 si festis diebus in libellis, quos curabo et Tu cupis, lectitandis verseris longis quam in cursibus frigidis et desidibus. Nam christianum oportet hominem, non ut ethnicum summam in multiloquio spem ponere, sed in vitae integritate, quae cum caritate Dei primum, deinde et proximi conjuncta est, quam nullibi tam facilius assequamur quam dum hujusmodi legimus, qualia Tu petis, in quibus Pauli et sanctorum Patrum non solum spiritum spirare percipis sed et ignem charitatis flagrare sentis, quo demum ipse afflatus sic ardeas, ut et alios accendas et illumines!"

2. Zwinglis Stellung zu den kirchlichen Fragen.

Am 15 Juni 1520 promulgierte Papst Leo X gegen Dr Luther die Bannbulle „Exsurge Domine, et judica causam tuam" welche Dr Johannes Eck erwirkt hatte Kaum hatte Zwingli durch Kaspar Hedio, jetzt Domprediger in Mainz, und andere Freunde von diesem Ereignisse Kenntnis erhalten, als er sich zum Internuntius Wilhelm de Falconibus verfügte, und ihm zu handen des hl Stuhles sehr ernste Vorstellungen machte: der Papst möge von einer Exkommunikation Dr M Luthers abstehen, sonst sei zu befürchten, die Deutschen werden sowohl den Papst als dessen Bulle verachten. „Ego his diebus", schrieb er an Myconius, „Guilelmum, Pontificium Commissarium, adibo, et, si sermonem de hac re serere cepent, ut paulo ante fecit, suadebo, ut Pontificem moneat, ne excommunicationem ferat; quod putem hoc maxime rem eius fulturum. Nam si ferantur, auguror Germanos cum excommunicatione Pontificem contemturos." Aus dem nämlichen Briefe vom 24. Juli 1520 geht übrigens hervor, daß Zwingli die Exkommunikation über sich selber ernstlich besorgte. Von allen Seiten kamen Nachrichten über die Vorgänge in Deutschland an ihn, besonders nachdem Dr. M. Luther am 10. Dezember 1520 als Engel Gottes und Rüstzeug des hl. Geistes vor dem Elstertore zu

Wittenberg die Bannbulle und das „Corpus juris canonici“ feierlich verbrannt und damit vor aller Welt den Bruch mit Kirche und Papsttum vollzogen hatte.

Der Lutherische Handel beschäftigte zum ersten Male am 29. Dezember 1520 die in Baden versammelte Tagsatzung. Der Gesandte Joh. A. Pucci, „nebulo ille Romanus“, wie ihn Makonius betitelte, der hochwürdige Herr Legat Antonius, Bischof zu Fossano, erschien nach dem Abschied vor den Boten, und trug vor: „Euer fr han ich vn hatt empfangen brieff von päpstlicher heiligkeit botten der da jetz ist bi kayserlicher Majestat, — von Hieronymus Aleander, an welchen das päpstliche Schreiben vom 4. November 1520 gerichtet war — wie das kais Mt hat geschriben vnd botten, zu verbrennen durch die hoche Schul zu Lovania die bücher, schrifften, jetzmal vsgangen durch den boshaftigen bruder Martin Luther, auch söllich furnemen verbieten by hocher buß, weder zu drucken noch kaufen, noch zu verkouffen. So nun Ir gerechtigen Herren sind der heiligen kilchen beschirmer, han ich vch wellen vnderwegen lan, sonder vch söllichs erschienen und embaten, ernstlich bittende vnd ermanende, Innamen des hl Vaters, Ir wellend solichs öffnen vnd kund thun vnsern priestern vnd lehen, lutpriester vnd andren, damit söllich schantlich vnd ketzerische buechlin vnd schriften nit gelesen noch offenbar werden, dz ü nit allein zwytracht vnd vnruw machen, sonder auch merklichen schaden denselben zufiegen das söliche wurde gehindert vnd abgstelt durch gmein Eydgnossen in iren Landen, nit zu trucken noch zu kouffen in keinen weg als bisher beschachen üwer vnwissenheit vnd villicht auch unser gnaden vnerkandt söllichs geschächen.“

Das Anbringen des Legaten wurde keineswegs mit einhelligem Gemüte aufgenommen. Zwingli und seine einflußreichen Freunde, welche sich ebenfalls betroffen und gefährdet wußten, rüsteten sich sofort zu geschlossenem entschlossenem Widerstande. Für Oswald Makonius war es ebenso wie für Zwingli ausgemacht, der päpstlichen Bannsentenz sei unbedingt keine Folge zu geben. „Ibam ego mane breviter“, schreibt der erstere nach Zürich, quid mihi videatur, excommunicationem plane contemnendam; non si Lutherum tam pretendam, sed quod perniam, quam pro libris exponi invitus muttam, tum quoque res sit aliquior, quam ut ullas obstrundet. Ubi enim in Ecclesia auditum,

condemnatum aliquem, qui non prius responderit, cur sic vel sic sentiat, quique id tamen semper efflagitaverit!"

Ueber mancherlei Vorgänge und Errungenschaften zur Förderung des Evangeliums gibt der Briefwechsel Aufschluß. In Luzern hat Myconius viele Drangsale zu dulden. Trotzdem er mit aller Vorsicht auftritt und nur das Evangelium lehrt, wird er ein Lutheraner gescholten; offen sagt man, nicht nur Luther, sondern auch der Schulmeister sollte verbrannt werden. Zwingli selber habe vieles, besonders seitens der Mönche zu leiden. Myconius hatte sogar von heftigen Angriffen auf der Tagsatzung vernommen; aber er tröstet sich, der Freund finde seinen Trost im heiligsten Evangelium derselbe habe sogar in Luthers Angelegenheiten an den Bischof zu Konstanz geschrieben. Zwingli versuchte seinen Freund Erasmus Schmid mit Hülfe des Magistrates auf die Pfarrei Baden zu bringen, welche der Abt zu Wettingen besetzte. In Baden kam der E. Schmid nicht an, dafür riet ihm Zwingli die Leutpriesterei in seiner Vaterstadt Stein a. Rh. „Episcopatum Lithopolitanum" zu erstreben, welche er wirklich erhielt.

Gleichzeitig bewarb sich noch Dr. Martin Buzer aus Schlettstatt, Hofkaplan bei Franz von Sickingen, um seine Freundschaft. Ein anderer Freund, Balthasar Trachsel, Pfarrer zu Arth, predigte bereits, etwas voreilig, über Zacharias, Elisabeth und die Priesterehe. Zwingli selber wurde seines Freundes Hans Füeßli, Berather und Mitarbeiter bei Abfassung des „Liedes von der göttlichen Mühle". Dr M Luther und Erasmus sind der wahre Müller und Bäcker, welche das Wort Gottes mahlen und Christus, das Brot des Lebens brechen Die Schrift, reich an Ausfällen gegen Pfaffen und Mönche, durfte in Zürich bereits unbeanstandet erscheinen, und, wie bald nachher das Lied vom Karsthans und das Bohnenlied, das Land überschwemmen und die Leidenschaften entzünden, welche zum Sturze der kirchlichen Ordnung führten

Das hervorragendste Dokument, welches uns über die Stellung, welche Zwingli schon im Sommer 1520 seinen nächsten Freunden gegenüber in Bezug auf Kirche und Hierarchie einnimmt, Aufschluß gibt, ist sein großer Brief vom 17. Juni 1520 an Beatus Rhenanus. Derselbe beweist, daß der Schreiber schon zu dieser Zeit die Hierarchie verwarf, die Lehre

dem allgemeinen Prieſtertum vertrat, die Humaniſten als wahre Prieſter und Prediger des Evangeliums, die Biſchöfe dagegen als Harpatoren betrachtete. Tief bedauert Zwingli die unſeligen Stunden, welche er im Geſtrüppe der Sophiſten und Scholaſtiker nutzlos zugebracht, bis er zur Klarheit des Evangeliums und ſeiner Wahrheit durchgedrungen iſt. Es freut ihn, ſowohl im Komtur Konrad Schmid als in Johannes Sapidus aus Schlettſtadt treue Geſinnungsgenoſſen gefunden zu haben. Dieſer, Schulmeiſter in ſeiner Vaterſtadt, iſt ihm ein wahrer Biſchof, nicht im landläufigen Sinne des Wortes, ſondern im Geiſte des Evangeliums, einer jener Männer, welche, obgleich verheiratet, „etiamsi uxorium obstrusi“, auf der hohen Warte des Geiſtes das Wohl der Gläubigen beſorgen, von den Prieſtern und ihren Anhängern verachtet, das drohende Schwert nicht fürchtend, überall Gutes ſtiften, die Jugend heranbilden und deren Herzen mit Liebe zur Weisheit und Tugend erfüllen.

Solche Biſchöfe ſind Männer wie Joh. Reuchlin, U. Zaſius, W. Pirkheimer, B. Rhenanus, Joachim Vadian, Ph. Melanchthon, P. Glarean, Oswald Myconius, „alii Germaniae, immo christianae reipublicae flores et nardi odorem domini spirantes, qui gratiam linguarum et interpretationum dono acceperunt a Domino. Genus hominum summe necessarium hoc plane est, nec unquam pro dignitate et honore habitum. Nam unde proventuros vere Prophetas et Episcopos facilius et felicius speres, quam ubi diuturno labore exercitus homo plurimos ab incunabulis recte docuerit et educaverit puerorum coetus, veluti propheta, virtutum specimen praeferre, quod verbis toties pingit, ac linguam disertam reddere cotidiana recti loquendi meditatione. Hos ego nostro tempore multis etiam prophetis praefero, quanquam nimirum, si mecum naviter portione omnia disposueris, vere propheta, vere interprete aut linguis loquente potior sit!“ Sich ſelber zählte Zwingli in einer Linie neben Erasmus und Dr. M. Luther zu den „potiores prophetae“.

Zu einer Zeit da Zwingli noch gute Beziehungen zu Biſchof Hugo ſuchte, iſt im gleichen Briefe, welcher B. Rhenanus Gruße des Generalvikars Dr. Joh. Fabri übermittelte, die entſcheidende Stelle zu leſen, welche den völligen Bruch mit jeder kirchlichen Autorität markiert und beweiſt, wie zielbewußt Zwingli und

ſeine Freunde insgeheim ihre Pläne verfolgten, aber vor der Oeffentlichkeit einſtweilen zurückhielten. „Ita futurum puto hunc nostrum Episcopum, qui auctoritatem non ex titulis aut olivarum unguine metiatur, sed qui Christi Domini, non diaboli, quales, heu! multos hodie cernere licet, quibus promptissimum in ore est: Nolite tangere Christos meos! quos diceres potius abdomine satanæ oblinitos, quam spiritus sancti gratia. Aut quisquam tam hebes est, qui hosce episcopos dicat, quibus ne una quidem dotium Paulinarum adsit!“ In Bälde ſollte dieſe Sprache auf der Kanzel, im Ratsſaale, auch vor dem Volke in Wort und Schrift weit überboten werden.

Schon am 20. November 1520 ſchrieb H. Glareanus aus Paris, wo Dr. M. Luthers Auftreten und Schriften eine gewaltige Aufregung hervorgerufen hatten, einen ſorgenvollen Brief an Zwingli. Er wußte von vielen Anfeindungen zu berichten, welche Dr. J. Vadian und Zwingli von den Pariſer Gelehrten widerfahren, von einer Polemik zwiſchen Oswald Myconius und dem Lektor bei Barfüßern in Luzern. Dann bringt er den Lutheriſchen Handel in bekümmerten Worten zur Sprache und bittet ſeinen Freund eindringlich um ſeinen guten Rat. „Tu, mi Huldrice, hominem consiliis adjuva! potes namque et vides, eo nunc redactam rem, ut statum hæreseos crimine etiam innocentissimos ipsi ignavissimi insimulent. Nisi huic rabiei occurratur, hue tandem res devenient, ut sit Christianus, qui omnia adversus Christum agat, qui Christi decreta observet sit hæreticus.“

Im Sommer 1520 vollzog ſich die Losſage Zwinglis vom Papſttum auch äußerlich. Sein fortwährendes Schmähen veranlaßte den Legaten Joh. Anton Pucci, vor Bürgermeiſter und Rat vorſtellig zu werden, daß Zwingli, welcher den hl. Stuhl auf das Heftigſte befehde, von demſelben ein Jahrgeld beziehe. Vor Rat geſtellt geſtand der Leutprieſter offen ein, daß er ſeit 1516 eine Penſion beziehe; ſchon 1517 habe er dieſelbe aufgeben wollen, allein der Legat habe ihm den Fortbezug aufgedrängt, und ſtatt der bisherigen 50 Gl. den doppelten Betrag anerboten. Auf das Begehren, nicht wider den Papſt zu predigen, habe er erklärt, um Geldes willen werde er mit keinem Worte von der Wahrheit abweichen und ſei 1520 abermals entſchloſſen geweſen auf das päpſtliche Jahrgeld zu verzichten. Mag. Franz Zingk mußte für

Zwingli als Zeuge auftreten. Er tat es durch ein weitläufiges Schreiben, weil ihn Krankheit hindere, nach Zürich zu gehen. Der Brief bestätigte den Sachverhalt und fügte bei, Zwingli habe die Pension nur genommen in Rücksicht auf seine geringe Pfründe und ökonomische Notlage. Er habe die Pfründe aufgeben und sich wieder nach Einsiedeln wenden wollen. F. Lang habe es ihm gewehrt, damit dem Volke in Zürich die evangelische Lehre nicht entzogen werde. Nie sei Zwingli großen Herren zu liebe oder um des Geldes willen von der Wahrheit des Evangeliums abgewichen. Der Legat habe ihm für fernere Dienste 100 Gl. Jahrgeld und Domherrenpfründen zu Basel und Konstanz angeboten. Diese Vorgänge hatten zur Folge, daß Zwingli das Jahrgeld aufgab und den Kampf gegen Verhandlungen der Legaten und die päpstliche Politik mit rücksichtsloser Heftigkeit aufnahm. Also der Pensionshandel vor Rat kam war bereits für die zeitliche Wohlfahrt gesorgt. Chorherr Dr. H. Engelhard hatte dem Freunde zu Lieb die Leutpriesterei am Frauenmünster übernommen; an seine Stelle war auf seinen Wunsch am 27. April 1519 zum Chorherrn der großen Münster Magr. U. Zwingli gewählt worden. Er bezog fortan ein genügendes Einkommen, war Bürger der Stadt Zürich und bald das geistige Haupt des Stiftes, vor dessen Widerspruch kein jeder Widerspruch bangen mußte.

Der Leutpriester ließ sich freilich weder durch kluge Mahnungen vorsichtiger Freunde noch durch wohlberechtigten Widerspruch der beleidigten Gegner in seiner Predigtweise irre machen. Chorherr Magr. K. Hoffmann richtete zu Ende des Jahres 1521 an Propst und Kapitel, über die Art und Weise, wie der Leutpriester sein Predigeramt verwalte eine Eingabe, welche durch ihre Unrichtigkeit heute noch dem Verfasser zur Ehre gereicht. Zwingli schalt die großen scholastischen Theologen, besonders Thomas von Aquin und Duns Scotus, auf der Kanzel tolle Phantasten und „grauw, unsinnig torlich lerer", schimpfte und schmähte sie; er verhöhnte ihre Sentenzen als wüste Possen und Mistfachen, brachte ihre Streitsätze zum Aergernis nur das Volk zur Osterzeit 1521 in der Predigt vor als eitlen Tand: „was inen etlichen in den schmutzigen kappen oder kutten zwischent den muren getroumt habe und das inen in die grind sye komen, das in das selb geschriben habent, und das die, so inen anhangent, sagent wider das evangelium."

Durch seine Scheltungen beleidige und verletze der Leutpriester seine Zuhörer, er bringe allen Klatsch von der Gasse, aus Frauenhäusern, Klöstern und geistlichen Stätten auf die Kanzel, sage und spreche, und klage dabei, man dürfe in Zürich ohne Lebensgefahr das Wort Gottes, das hl. Evangelium, „die kristenlich warheit“, nicht predigen. Er rede verächtlich wider die hl. Väter und andere gelehrte Prediger und Lehrer, bringe Sachen vor das Volk, welche nur vor die Gelehrten gehören. Er greife die kirchliche Ordnung an, verspotte und verrufe Papst und Konzilien, Kardinäle und Bischöfe, und predige dafür die Lehren Dr. M. Lutters. Er werfe Priestern und Mönchen, Klosterfrauen und Schwestern ein unehrbares und unkeusches Leben vor, und behaupte, von hundert und tausend halte nicht eines seine Gelübde. Dafür berufe er sich auf seine Erfahrungen, welche er zu Einsiedeln als Beichtvater, was ihm zu sagen gar nicht anstehe, wolle gemacht haben. Er predige gegen die Anrufung und Fürbitte der sel. Jungfrau und aller lieben Heiligen, gegen Legenden und fromme Historien, gegen Ordensgelübde und Rosenkranzgebet.

In seinen Predigten bestreite der Leutpriester die kirchliche Lehre vom Kirchenbanne, vom Fegfeuer und über das Schicksal der ungetauften Kinder. Er behaupte, es sei vor ihm und Dr. M. Luther dem christlichen Volke das hl. Evangelium verborgen und unterschlagen worden. K. Hofmann glaubte, der Herr Leutpriester solle seine Predigten besser studieren, langsamer sprechen, seine Worte mehr abwägen, und sich nicht über alle Lehrer und Prediger erheben, in streitigen Fragen sich am richtigen Orte guten Rat erholen. Pflicht von Propst und Kapitel sei es, stellte K. Hofmann auf das eindringlichste vor, den Leutpriester zu ermahnen, sonst werde Unfriede, Zwietracht und Ketzerei entstehen, und das königliche Stift, das bisher so viele fromme, gelehrte und weise Männer gezählt, werde vor Gott und den Menschen durch sein Zusehen und Schweigen eine große Verantwortung sich aufbürden.

Allein die Bitte war umsonst, der Leutpriester erfreute sich der vollen Gunst des Magistrates und des Mehrteils der Bevölkerung zu Stadt und Land. Im Stiftskapitel war bereits jede Kraft des Widerstandes erlahmt, und die Kurie zu Konstanz wagte entweder nicht einzuschreiten oder täuschte sich über die

age hinweg, welche Zwingli durch die Kraft seines Willens und in klug berechnetes Vorgehen völlig beherrschte.

Ins Jahr 1521 verlegt Bullinger mit aller Bestimmtheit ein obrigkeitliches Predigtmandat, welches schwerlich nur die reformierenden Prediger berührte, sondern nach andern Berichten auch die Dekane allen Geistlichen zur Kenntnis gebracht wurde, und sich auf die Verkündigung des göttlichen Wortes bezog. „Die anfallt warhafft leer Zwingli bracht Zürich, wie wol vil widerwärtens was, so vil, daß in dem 1520 jahr ein ersamer Radt Zürich ein offen Mandat in der Statt und vff dem Land an alle Leutpriester, Seelsorger und predicanten ließ ußgan, das sy all gemeinlich und fry die heiligen Evangelia und der heiligen Apostlen Sendbrieff glychförmig, nach dem geist Gottes und rächter göttlicher Geschrifft beider testamenth predigen sollend. Und was si mit ermälter geschrifft bewaren und erhalten mögind, das sollind sy verkünden und leeren. Was aber Anwerung und von menschen erfunden sachen syend, deß söllend sy geschwigen." Mit diesem Mandate griff der Rath in die bischöfliche Jurisdiktion ein und handelte ganz im Geiste Zwinglis.

3. Kämpfe und Erfolge im Jahre 1521.

Es gelang Zwinglis Popularität, seiner heftigen, durch die Neuheit überwältigenden Beredtsamkeit, im Sommer 1521 mit Hilfe des Volkes das Bündnis mit Frankreich seitens der Eidgenossen zu verhindern. Kardinal M. Schinner, Nuntius Ennius Filonardi und Gardehauptmann J. Röust mußten gegenüber der auf das Tiefste erregten Volksstimmung all ihren Einfluß aufwenden, damit das Bündnis mit Papst Leo X. erneuert wurde. Für Zwingli brachte seine leidenschaftliche Politik freilich die ärgsten Anfeindungen. Eifrige Anhänger sahen in ihm bereits einen von den Widersachern mit Dolch und Gift verfolgten Märtyrer. Er selber trennte sich im „päpstlichen Handel" endgiltig von seinem bisherigen Freunde und Gönner, Kardinal M. Schinner. Auf das Heftigste sprach er nun gegen dessen Politik.

„Und ich wölt, sprach er, der Zwingli", wie Bullinger erzählt, „das man durch des bapsts vereinigung ein loch gestochen und dem gotten vil den muggen gaben hätte heym zuo tragen. Er redt

auch das: über ein thierfräſſigen Wolff ſtürmpte man, vnd den wolffen, die lüth verdarbend, wölle niemand rächt werren. Sie tragind rothe hüet vnd mäntel. Dann ſchütte man ſy, ſo fallind duggaten vnd kronen harus; winde man ſy, ſo ründt dins Suns, Bruoders, vatters vnd guoten fründts bluot herus. In Summa iſts kundtbar war, das er kein Ding mee geſchullten vnd gewert hat."

Die Kündigung des Bündniſſes mit König Franz I., der Bruch mit Kardinal Schinner und Papſt Leo X., die Soldfragen, hatten ihre ſchweren Folgen. Zahlreiche Familien verloren ihre Stellen, Jahrgelder, Miet und Gaben: große Volkskreiſe ſahen ſich um ihren Sold verkürzt. Dieſe Schädigungen und die Niederlagen der Soldtruppen in Italien im Herbſte 1521 weckten allgemeine Unzufriedenheit; ſie machten die Gemüter für die Angriffe gegen Papſttum und Hierarchie, aber auch für Aneignung der Kirchengüter und Verweigerung der kirchlichen Laſten und Abgaben empfänglich.

Ueberaus „ſchroff vnd häfftig" trat Zwingli bereits um dieſe Zeit gegen die Orden auf. Der Barfüßer Sebaſtian Wagner, „Carpentarius", genannt Hofmeiſter, von Schaffhauſen, früher Lektor im Zürcher Konvente, der ſelber nicht viel beſſer dachte, tadelte ihn am 17. September 1520, weil er die Orden vor dem Volke ein Teufelswerk, „diabolicum inventum", geſcholten hatte, und mahnte ihn, klüglich vor dem Volke mit dieſer Sprache zurückzuhalten. Dr. M. Luther werde die Orden gemäß dem Evangelium reformieren und ihrem Verderben entreißen. Einſtweilen möge er ſich wider die Ariſtoteliker, dieſe „superciliosi ministri satanae" wenden, und von Zürich aus der kranken Eidgenoſſenſchaft das Heil bringen. „Scio, scio, mi Huldrice", fügt Sebaſtian Hofmeiſter, der bald darauf in Luzern in dieſem Geiſte wirkte, bei, „omnes religiosos a suo instituto longe decidisse, humana esse figmenta, omnes religiosorum ceremonias injustissimis causis a Romanis Pontificibus auctas firmatasque, agente dæmone et nostris criminibus demerentibus. Sed sustine parum, donec in melius resipiscat mundus. Resipiscet autem, cum M. Lutherus, christianus ille doctor, altius illorum mentibus insederit; prope est, ut omnia hæc figmenta ad Evangelii terantur lapidem."

Mit außerordentlicher Umſicht und Tatkraft hatte der Leutprieſter es verſtanden, Geiſtliche und Laien, welche mit den Zuſtänden in Kirche und Staat, oder mit ſich ſelber zerfallen waren,

zu begeiſtern, zu ſammeln und zu einigen. Von ſeinen Freunden wurde er bereits über Erasmus von Rotterdam, ſelbſt über Dr. M. Luther erhoben. H. Glarean begrüßt ihn als „Tigurinæ ecclesiæ speculator, episcopus Tigurinus“. Dr. Johannes Wanner, Domprediger zu Konſtanz, feiert ihn als „veræ et candidæ Theologiæ doctissimus, Tigurinorum Episcopus“. Zwingli ſelbſt weiß ſich als der wahre Hirte der Seelen und Verkündiger des reinen Evangeliums Jeſu Chriſti über die rechtmäßigen Biſchöfe unendlich erhaben, und ſchaut mit ſtolzer Verachtung auf ſeine Gegner, die Pfaffen, Mönche und ihren Anhang, die „antichristi et mundani“ herab. Seinen würdigen Gegner, Chorherr K. Hoffmann und deſſen Eingabe an Propſt und Kapitel, behandelt er in einem Briefe an Myconius auf die liebloſeſte Art: „Ecce adoritur Cunhardus ille seniculus mataiologos, illa ampla quidem sed personata fictaque machina. Ea fuit libellus annis jam tribus natus, ut elephanti partum agnoscerem in ridiculum murem desiisse. Quem in Deo ita ventilavimus, ut cornu vehemens taurus aristas, quamquam apud capitulum res acta sit. Lætus tamen secutus est exitus, ut tragicomœdiam merito diceres. Sed hoc unum interea discimus, quam arcte sint conjunctæ victoria et invidia.“

Weit umher in der Eidgenoſſenſchaft, ſelbſt in Deutſchland zählte Zwingli begeiſterte Freunde und Mitarbeiter. In Uri und Schwyz waren ihm die Landſchreiber Joſt Schmid und Balthaſar Stapfer, der Pfarrer zu Arth, Balthaſar Trachſel, wohlgeſinnt, in Zug die Geiſtlichen Bartholomäus Stocker und Werner Steiner begeiſterte Anhänger. In Einſiedeln und den zahlreichen Patronatspfarreien des Stiftes förderte Pfleger Diebold von Geroldseck eifrig das Evangelium, während Leutprieſter Leo Judä auf der Münſterkanzel im Geiſte ſeines Vorgängers predigte. Jakob Salzmann in Chur, Martin Seger, Schultheiß in Maienfeld, und Joh. Jakob Ruſſinger, Abt zu Pfäffers für Sargans, waren im gleichen Sinne tätig; Abt Chriſtoph zu St. Johann las eifrig die Schriften Luthers und in Herisau predigte Hans Döring das Evangelium. Eifriger Förderer desſelben blieb Dr. Joachim von Watt in St. Gallen, während der Domprediger Joh. Wanner, „Vannius“, zu Konſtanz, und der Obervogt und biſchöfliche Hofmeiſter zu Biſchofzell, Fritz von Andwil, ſich demſelben gewogen zeigten.

In Luzern wirkte unter mannigfachen Schwierigkeiten, jedoch nicht ohne Erfolg Oswald Myconius, unterſtützt von den Chorherren Joh. Zimmermann, „Xylotectus“, Joſt Kilchmeier, und beſonders Dr. Sebaſtian Hofmeiſter, ſeit 1521 Lektor bei Barfüßern. An der Schule zu St. Urban lehrte der talentvolle Humaniſt Rudolf Ambühl, „Collinus, Clivanus“. Sein Vorgänger Melchior Dürr, „Macrinus“, vertrat als Stadtſchreiber, im Bunde mit Leutprieſter Philipp Grotz, die Sache des Evangeliums in ſeiner Vaterſtadt Solothurn. In Freiburg waren für das Evangelium Organiſt Joh. Kotter und Kantor Joh. Wanner, welcher Zwingli berichten konnte, der Rat habe die Predigt des Evangeliums freigeſtellt. Raſchern Aufſchwung nahm dasſelbe in Baſel. Der Prediger bei Barfüßern, Hans Lüthart aus Luzern, der Guardian und Leſemeiſter Dr. Konrad Pellikan, Markus Berſius, Pleban bei St. Leonhard, der Weihbiſchof Thelamonius Limpurger, O.S. August., die Buchdrucker Joh. Amerbach, Joh. Frobenius und Adam Petri ſtanden mit Zwingli, der öfters nach Baſel reiſte, in reger Verbindung. Seit 1521 wirkte mit Ungeſtüm Wilhelm Röubli bei St. Alban.

Zu Ende des Jahres 1521 trat Berchtold Haller zu Bern mit Zwingli in Verbindung. Als Nachfolger von Dr. Thomas Wyttenbach, der ſeit 1519 als Pfarrer in ſeine Vaterſtadt Biel überſiedelt war, lehrte Dr. Haller in deſſen Geiſt. Er warb ſofort eifrig um die Freundſchaft des Leutprieſters in Zürich, die ihm nicht verſagt blieb. Er bat denſelben um Mitteilung ſeiner Predigten über den Glauben und die Verehrung der Heiligen, aber auch um weiſe Ratſchläge, wie er ſeine Gemeinde dem Evangelium gewinnen, den mächtigen Widerſtand einer zahlreichen Gegnerſchaft beſiegen könne. B. Haller ſtand bereits nicht mehr allein. Einflußreiche Männer geiſtlichen und weltlichen Standes waren ſeine Stützen: Chorherr Mag. Heinrich Wölflin, einſt Zwinglis Lehrer, Dr. Sebaſtian Meier, Leſemeiſter bei Barfüßern, Dr. Valerius Anshelm, Stadtarzt, Ratsherr Leonhard Tremp, Zwinglis Verwandter, die angeſehene Familie May „Madii“. Auch der Schultheiß Jakob von Wattenwyl, deſſen Sohn Nikolaus, Propſteiverweſer, und die Tochter Margaretha, Konventfrau zu Königsfelden, zeigten ſich dem Evangelium gewogen.

Mit gutem Grunde konnte daher Zwingli ſeinem Berchtold Haller, „Bernensium Evangelistæ vigilantissimo, amico suo charissimo“, am 29. Dezember 1521 Worte der Ermutigung und des Troſtes ſchreiben und dem ſchüchternen Manne ſeine Zaghaftigkeit benehmen. Für ſich ſelber ſah er mutig und kampfbereit in die Zukunft, entſchloſſen, für das Evangelium ſogar den Tod zu erleiden. „Si nomen nostrum penitus conculcetur ab hominibus“, tröſtete er ſeinen Freund als Theologe und Humaniſt, et ejiciatur, gaudendum tamen docet Christus, quod memoria nostri apud illos abolita, qui nobiscum sunt mortales, scriptum tamen habeatur in fastis sanctorum civium. Et ne timidulos redderet apologiæ egestas ac desperatio, quod omnium essent inexperti, securos reddidit, spiritum suum adfore contestans, quum jam apud Præsides proœmium ordiri meditaremur, et salvos dixit futuros, qui usque in finem durarent, nec vereri debere eos, qui corpus trucidari possint, at animam ne lædere quidem queant. Hæc, inquam, aliaque in consimilem usum vel dicta vel facta mecum reputans, huc aliquando venio, ut mori pro Christo non adeo usque detrectem apud me. Aliquando vero nostra hæc infelicia tempora intuens, quibus temeritas et iniquietudo, ne dicam injustitia, omnia tenent, omnia pervadunt, omnia vastant, in tam diversam trahor sententiam, ut ne mihi quidem plane constem, quid sentiam, nisi quod dum ad me redeo, divino nutu omnia hæc fieri cognosco, ut hoc pacto, qui ad Deum accedere fide nolebant, deploratis rebus omnibus, ad hunc unum confugere cogantur, dum scilicet omni humana ope fuerimus destituti, huc tanquam ad Jovis receptaculum occurramus.“

III. Die Kämpfe des Jahres 1522.

1. Fürgang des Evangeliums in Zürich, Bern und Luzern.

Der elegiſche Ton, in welchem Zwingli ſich gegenüber B. Haller über die Zeitlage ausgeſprochen, entſprach in keiner Weiſe den wirklichen Verhältniſſen, ſchwerlich der Ueberzeugung des Verfaſſers. Gerade in Zürich ſtand er auf ſicherm Boden, und dieſe Tatſache mußte ihm bekannt ſein, denn er nützte ſie nach Kräften aus. Mit Hilfe des Magiſtrates durfte der Leutprieſter es wagen, allmählig auch die ſtärkſten Hinderniſſe zu beſeitigen, welche ſich ſeinen Abſichten entgegenſtellten, zunächſt der biſchöflichen Auktorität, ſowie der kirchlichen Ordnung offen den Krieg zu erklären. Er unternahm ſofort den Streit wider das Faſtengebot, den Prieſterzölibat und die Orden. Einzig Mag. K. Hofmann und die Leſemeiſter der drei Orden beſaßen noch Mut zu mannhaftem Widerſtande. Im Jahre 1522 begann Zwingli ſeine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit mit größter polemiſcher Schärfe und gewaltigem Erfolge. Er entfaltete auch nach außen eine raſtloſe agitatoriſche Tätigkeit in Wort und Schrift.

Mit dem Kirchengeſetze ſtellte er ſich zunächſt in perſönlichen Widerſpruch, indem er mit Anna Reinhard, der Witwe des Junkers Hans Meier von Knonau, ſeiner bisherigen Nachbarin, um Oſtern 1522 eine geheime Ehe ſchloß. Dieſelbe ſollte vorderhand Geheimnis bleiben, aber bald waren Oswald Myconius und H. Glarean in dasſelbe eingeweiht. Manchen Freunden ſchien die geheime Ehe ein voreiliger Schritt, den Gegnern ein Beweis des innern Bruches mit der Kirche. Zu ſeiner Ausbildung im Predigtamte, oder, wie es bald hieß, im Prophetentum, unternahm Zwingli 1522 das Studium der hebräiſchen Sprache, welches er bei Dr. Johannes Böſchenſtein aus Eßlingen begann, bei Jakob Wieſendanger, „Ceporinus“, aus Dynhard, fortſetzte und ſpäter unter Dr. K. Pellikan mit großem Erfolge zum Abſchluß brachte.

Bevor aber Zwingli in Zürich ſelber in den Kampf trat, ſorgte er auswärts durch ſeine Mitarbeiter für Fortgang ſeiner Sache und des Evangeliums. Schon am 28. Januar 1522 ſchrieb

um B. Haller, wie er seinen Brief wiederholt und mit großem Gewinne gelesen, wie er sich durch denselben wunderbar getröstet und im „Christianismus" gestärkt fühle, und unerschrocken den Kampf gegen seine Widersacher führen werde. Doch erfordert die Klugheit von B. Haller, daß er seine Mutzen, „infirmos, tenera tamen ovium", nach Vorschrift Zwinglis einstweilen mit gelinder Schonung zur evangelischen Sanftmut führe. Er konnte berichten, daß der Magistrat für Stadt und Diözesan-gebiet dem Bischof zu Lausanne, Sebastian von Montfaucon, die kanonische Visitation verboten habe, und der Koadjutor zu Basel, Nikolaus von Diesbach, umsonst in Bern erschienen sei. Dagegen habe ein französischer Observant, Franz Lambert von Avignon, in Genf, Lausanne und in Bern verschiedene Lehren und Irrtümer des Papsttums angegriffen und dadurch dem Evangelium großen Fortgang gebracht.

In Luzern verspürte der Schulmeister Oswald Myconius die Folgen der feuchtkalten Seeluft, nebstdem erfreute ihn daselbst der ruhige Fortschritt des Evangeliums. Ein großes Ereignis war die Romfahrtspredigt, welche Komtur Konrad Schmid von Kunach am 24. März 1522 in deutscher Sprache auf der Musegg hielt. Eine gewaltige Volksmenge vernahm dort „die wahre, christliche Lehre". Auch der Pfleger zu Einsiedeln befand sich unter den Zuhörern. „Adsunt ut scis," berichtete Myconius sofort „raptim" in höchster Begeisterung seinem Freunde, welcher jedenfalls um die Sache wußte, „Conbarus noster sermonem facit. O bellum omnem' bellum concionem et christianam! Efficit, ut omnia, quæ prius fuerant tumultuosissima, nunc tranquilla videamus. Jamdiu caput nostrum continenter reclamat, tamen valet, tum antea, in dies, uti spero, minus atque minus valiturum mendacissimis suis fabulis. Si audivisses, amantissime Udalrice, cardinalem clamantem atque abjicientem caput illud corporeum, romanum Pontificem, in re seria non potuisses risum continere! Avertit a grege christiano, inquit, ut, caput tam lutulentum et sceratis plenum acceptans, Christum abjiciat, qui toties a Paulo caput ecclesiæ ipsius indicatur. Pastorem agnoscimus, non caput, cum tantum cibum ministret Evangelicum, quantum debet; quod si non faciet, nec pastorem quidem agnoscamus. Omnia tanta dixit majestate, tanta authoritate, quanta potuisset, qui est

Christi spiritu plenissimus. Integras literas opus foret scribere, si adumbrare tantummodo vellem hominis os et linguam.“

Bald darauf mußte Mykonius ſchreiben, daß der Stadtpfarrer, „caput nostrum“, Mag. Johannes Bodler, Dekan des Vierwaldſtättekapitels auf der Kanzel und vor dem Rate entſchloſſen gegen das Evangelium auftrete, daß der Leſemeiſter bei Barfüßern infolge ſeiner Predigten Luzern habe verlaſſen müſſen und die Gegner auch gegen ihn, vielmehr gegen das Evangelium wüten. In Luzern und den Ländern iſt nichts zu hoffen; dieſe Leute ſind blind für das Himmliſche; niemals haben ſie Chriſtus erkannt und verſtehen nicht, deſſen Ehre zu fördern. Unſer Sebaſtian wollte ſie auf die Pfade Chriſti führen; ſie wollten nichts von ihm wiſſen. Glücklich ſind die Freunde in Zürich; ſie beſitzen die Gnade Gottes, fürchten weder die Menſchen noch ihre Drohungen und laſſen ſich durch nichts erſchüttern, ſonſt würden auch ſie zu Boden geſchmettert. Möge Gott ſich des Dekans und ſeines Anhangs erbarmen!

Über die Romfahrtspredigt von 1522 berichtet auch H. Bullinger: „Da ſtellt man allwägen ein verlüempten frömden an zu predigen Latin. Alſo ward in diſen jar beſtellt M. Conradt Schmid. Wie er nun vff dem beſtimpten platz vff der Muſſegk predigen ſolt, wolt er dhein pracht tryben mit Latin ſchwätzen, ſunder wolt guot tütſch reden, das in yedermann verſtuonde vnd darus etwas fruchts empfienge. Und ſiner predig erzallt er zum anfang die herrlichen vnd troſtlichen Gottes verheyßungen in ſinem wort, das er vns wolle gnädig ſin vnd vns durch Chriſtum vnſer ſünd verzyehen, welches er mit Sigel vnd mit zeychen verſichert habe. Doch ſolle nieman daruff muotwillig ſünden, wie ſunſt der bruch yetzund, durch die Land ziehen, gällt nämen vnd die lüth plagen.

„Demnach lart er, das man den verheyſſungen Gottes glouben müeſte, vnd alſo durch den glouben die verheyßnen güeter von Gott emphahen. Da er klar anzeigt, das man durch den glouben, vnd nitt durch die werk ſelig wurde. Und diewyl den ouch der gloub begryffe, das Chriſtus mit vns und by vns ſye, vnd das houpt vnd einig der fürſpräch der kylchen ſye vnd blybe, das houpt vom lyb ſich nitt ſcheyde, ſo habe er kein ſtatthalter vff erden. Und ſye der Bapſt weder Chriſti Statthalter noch das houpt der kilchen. Sömlicher predig warend vil lüt vbel zuo-

leben, insonders etlich pfaffen, und furos M. Hanns Bodler, sarrer zuo Luzern, welchen kompthur hernach nampt Bodenlar. die schultend den kompthur offentlich von kanzlen, bewegtend in, das er durch den truck die predig, die er gethan, sampt einer verantwortung vf gan ließ."

Der heftige publizistische Streit, an welchem sich auch Mag. Ulrich Zwingli mit seinen Litteraten beteiligte, hatte sowenig als die Predigt den gewünschten Erfolg. Derselbe zog sich beinahe das ganze Jahr hindurch: am 27. Dezember 1522 konnte Zwingli an Myconius schreiben: „Vie miserae urbi, quae tales habet oculos. Det vos omnes in Christo valere qui et dictabit, quo quaeque prudentia et consilio sint agenda. Orabunt pro vobis qui apud nos sunt pii. Da operam, ut salvus a periculosa christianus grege, quam tamen brevi speramus recepturam."

Als in Luzern der kirchliche Kampf entbrannte, um dort nach Jahresfrist mit der Niederlage des Evangeliums zu schließen, hatte derselbe in Zürich bereits begonnen, um für mit dem Siege Zwinglis zu enden. Mit Zuversicht konnte ihm Myconius am 22 Juli 1522 schreiben: Er möge auch ferner mit dem Schilde der heil Schrift kämpfen und mannhaft in dieser starken diamantenen Waffenrüstung dastehen, damit Jedermann zur Einsicht gelange, daß Christus zum Schutze der Seinigen nichts anderes bedürfe als sein Wort. Zwingli möge kaum glauben wie sehr durch ihn alle bestärkt werden, welche sich dem Dienste Christi gewidmet haben. Von ihm gelten die Worte des 118. Psalmes: „Ueber die Weisen hast du mir Einsicht gegeben, weil ich deine Gebote gesucht, mir Klugheit geschenkt vor allen meinen Widersachern, und mir Einsicht gegeben vor denen, welche mich belehren wollen." Deswegen möge er ausharren in Christus Jesus und glücklich leben mit seiner Frau und allen Genossen.

2. Der Fastenstreit in Zürich und entschiedene Haltung von Bischof Hugo.

In Zürich waren zu Anfang Fasten 1522 verschiedene Anzeichen darauf, daß der Widerstand gegen die bisherige kirchliche Ordnung im Wachsen sei: Laien verlangten das Sakrament nach apostolischer Uebung unter beiden Gestalten; dem Stifte zum Großen Münster und den Klöstern wurde der Zehnten verweigert; Bischof Hugo stand mit Klerus und Magistrat in einem ärgerlichen Streit

über eine neue Bischofsteuer. In der Fastenzeit wurden mehrfach in den Häusern des Buchdruckers Christoffel Froschauer und des Schulmeisters Jörg Binder, selbst von Gästen in der Konventstube der Augustiner, Würste gegessen, die Mönche und Pfaffen Kelchdiebe und Schelmen genannt. Beim Schmause bei Christoffel Froschauer an der alten Fastnacht beteiligte sich nebst mehreren Laien auch der Leutpriester zu Einsiedeln, Mag Leo Judä. Zwingli selber war dabei, aß zwar kein Fleisch, billigte aber dessen Genuß, weil derselbe zum Heile der Seelen und Lobpreise des göttlichen Namens geschehe.

Die nächste Folge dieser Vorgänge war der Fastenstreit. Als der Rat auf Klage von Propst und Kapitel ein Verhör anstellte und die Uebertreter zur Rechenschaft zog, berief sich Chr. Froschauer auf die Billigung des Leutpriesters eines Mannes, wie man bis jetzt keinen gelehrtern und bessern in ganz Deutschland kenne, und andere jüngere gelehrte Leute. Propst und Kapitel mahnten die drei Leutpriester Zwingli, Rudolf Röschel zu St. Peter, Dr. H. Engelhard am Frauenmünster, das Fastengebot kraft päpstlichen und bischöflichen Rechtes aufrecht zu erhalten. Der Rat zog wirklich einige der vorlautesten Frevler zur Strafe und befahl, auf die spätere Entscheidung des Bischofs zu warten.

Zwingli nahm schon am Sonntag „Oculi", 16. März 1522, in der Predigt, seine Freunde in Schutz. Ihm war ihr Benehmen nicht die Verletzung eines bisher unbeanstandeten und bereits vielfach erleichterten Kirchengebotes, sondern eine Anzeigung christlicher Freiheit, durch welche Gott der Allmächtige hochgelobt und gepriesen wurde, weil er die Seinigen aus dem babylonischen Gefängnis der päpstlichen Knechtschaft erlöst habe. Die Predigt machte großes Aufsehen. Die Anhänger Zwinglis waren durch dieselbe getröstet und im Evangelium gestärkt; die Gegner dagegen sahen darin ein schweres Ärgernis, Ketzerwerk und Auflehnung gegen die kirchliche Ordnung. Es fielen arge Schmähworte gegen den Leutpriester und Drohungen, er werde nach Konstanz gefahrt und vor das bischöfliche Gericht gestellt.

Allein Bischof Hugo schlug einen mildern Weg ein. Wahrscheinlich auf Ansuchen von Propst und Kapitel sandte er Weihbischof M. Vattle, Kanzler F. Brändlin und Domprediger Joh. Wanner nach Zürich, wo dieselben am 8. April 1522

vor Propst und Kapitel und den Rat traten. Zwingli selber gibt über die Vorgänge Bericht in einem ausführlichen Schreiben an seinen Freund Erasmus Fabrizius, Pfarrer zu Stein a. Rh.

Vor dem Kapitel warnte der Weihbischof eindringlich vor Irrlehren, Spaltungen und Bruch der kirchlichen Satzungen; seine Rede machte auf viele Geistliche einen tiefen Eindruck. Trotzdem Zwingli mit Absicht geschont und sein Name niemals genannt wurde, trat derselbe wider ihn auf, zur Ermutigung für seine Ankläger und zur Einschüchterung der Gegner. Unverrichteter Dinge ging die Versammlung auseinander. Der Kleine Rat, der 40, „senatus", hatte beschlossen, die Angelegenheit ohne die drei Leutpriester zu verhandeln. Zwingli brachte die Angelegenheit am 9. April 1522 vor den Rat der 200, „plebs". Es gelang Zwingli nicht leicht, den Beschluß rückgängig zu machen. Dieser wollte jetzt den Anlaß benutzen, mit der bischöflichen Autorität zu brechen und sich an deren Stelle zu setzen, verlangte für sich und seine Kollegen, kategorisch, daß sie berufen werden und als „episcopi urbis, qui tres summus" zum Worte gelangen. Die Bürgermeister „principes", widerstritten, weil Zwinglis Person nicht in Frage komme, der Rede des Weihbischofs niemand etwas entgegenhalten könne und der Beschluß des Kleinen Rates sich nicht ändern lasse. Allein der Bischof am Großen Münster wußte andere Mittel.

„Quod ubi resciri in omnem operam impendi, ut nos quoque in senatum admitteremur sequenti die futurum. Frustra movi veterem lapidem", schreibt er, „nam senatus principes negabant fieri posse, cum senatus id verum decrevisset. Ibi ego quiescere ac aliquantis per rem agere coepi apud eum, qui audit genitus compatronorum, ne veritatem desereret, ac Evangelium suum, quod per nos prædicari voluisset, defenderet." Am folgenden Tage verlangte der Große Rat „indignam rem tumultuantibus", die drei Bischöfe der Stadt sollen zur Sitzung hergezogen werden, die Verhandlungen anhören und nach Gutfinden das Wort ergreifen, „hic enim non vicit maior pars melioresm; hic enim et maior et melior vicit." Es traten gleichzeitig mit den bischöflichen Gesandten die drei „Tigurinorum Episcopi" in den Ratssaal und wurden vom Weihbischof freundlich begrüßt. Zwingli gesteht selber, der Suffraganbischof habe milde und ruhig wie Orpheus, beredt wie Demosthenes und Gracchus, aber etwas lange und

ungeordnet gesprochen. Viele Priester seien unter dem gewaltigen Eindrucke totenbleich geworden. Er habe alle Punkte notiert, um die Rede widerlegen zu können. Tatsächlich war die Rede eine ruhige Verteidigung des Fastengebotes und eindringliche Mahnung, sich an die Satzungen und Gebräuche zu halten, in Einigkeit mit der lehrenden Kirche auszuharren. Diese Grundsätze dem Volke zu erklären sei Sache der „plebani". Hiezu macht Zwingli die Einschaltung: „Sic enim Episcopos ac Evangelistas hodie appellant personati illi Episcopi, ut illorum nomen sacrosanctum sit."

„Rusticatum, urbanatum cum veneam", fuhr Zwingli den Weihbischof an. Er wollte sich gegen dessen Angriffe verteidigen; denn sei auch sein Name nicht genannt worden, so haben sich doch alle Ausfälle auf seine Person bezogen; die Herren mögen also bleiben und hören, was er bisher gelehrt habe. Erst durch Bitten von Bürgermeister M. Rüst ließen die Deputierten sich zum Bleiben bewegen; der Suffragan erklärte, der Bischof habe ihnen ausdrücklich verboten, sich in irgendwelche Disputation oder Zänkerei einzulassen. Mit Mag. U. Zwingli lasse sich wegen seiner Rechthaberei und Streitsucht ohnehin nicht mit Ruhe und Besonnenheit verhandeln. „Huldrichum Zwinglium vehementiorem esse ac moroseriorem, quam quod cum illo quicquam agi recte et cum modestia possit." Darauf fuhr Zwingli mit ungemeiner Heftigkeit los, und suchte zu beweisen, das Fastengebot beruhe weder auf göttlichem Gebote noch auf einem Ausspruche der hl. Schrift, sei aber ein alter kirchlicher Brauch, der zu einer Belästigung der freien christlichen Gewissen mißbraucht werde. Die Christenheit habe überhaupt unter Menschensatzungen zu leiden, welche dem göttlichen Worte und christlichen Wahrheit widerstreiten. Statt den Kindern Gottes Vorwürfe zu machen, welche sich über Menschensatzungen wegsetzen, sollen die Bischöfe, „suburbani episcopi", die schweren Lasten und unnützen Zeremonien, Müssiggang und Prasserei der Pfaffen, Mönche und Nonnen abschaffen, und die Pfaffen anhalten, daß sie ihre Vorrechte aufgeben und mit ihren christlichen Brüdern Lasten, Abgaben und Zölle tragen.

Mit Recht beklagten sich die Gesandten über diese unartigen Auftritte. Zwingli seinerseits fand, es sei der richtige Augenblick gewesen, dem Bischof zu bedeuten, wo er Ärgernisse zu suchen und auszureuten habe. Er gesteht selber, daß er gegenüber dem

Weihbischof eine unverschämte Sprache geführt habe, als derselbe die Quadragesimalfasten würdig verteidigte „cepi et ego impudentius obstrepere", daß es auf dem Rathause tumultuarisch zuging und der Brief an Erasmus Schmid in Aufregung geschrieben sei: „tumultuarie, ut a nobis acta, scripta sunt." Der Weihbischof habe seine Rede vorbereitet von Konstanz mitgebracht während Zwingli aus dem Stegreif das Evangelium verteidigen mußte. Er habe jedoch am Abende nach dem Kapitel mit den Klerikern viel über die Tagesfragen gesprochen, und gemerkt, wo sie die Sache brenne: „ex quibus omnibus didici, ubi oleus eos urat."

Daß Zwingli unvorbereitet gesprochen, ist kaum ganz richtig. Er trug vor, was er auf der Kanzel gepredigt hatte und am 16. April 1522 in Druck gab. Gegenüber Myconius rühmte sich Zwingli, er habe einen großen Sieg erfochten und seine Gegner für immer zum Schweigen gebracht: falls sie einen neuen Angriff wagen, fürchte er sie gerade so wenig wie ein Felsenriff die brausenden Meereswogen. Diese Voraussage ging sofort in Erfüllung: die wohlberechtigten Vorstellungen von Mag. K. Hoffmann wurden von Propst und Kapitel zurückgewiesen und die Predigt des Evangelium nahm ihren ungehinderten Fortgang; Propst und Kapitel aber hatten ohne jeden ernsten Widerstand den letzten Rest ihrer Autorität auf immer verloren, wie es ihnen Mag. K. Hoffmann vorausgesagt. Zwingli dagegen konnte rühmen, die geschlagenen Gegner in Zürich werden ihre Truppen niemals wieder zu einem ernstlichen Kampfe zusammenbringen. Er sollte Recht bekommen.

Der Fastenstreit aber hatte zunächst nicht die von Zwingli beabsichtigte Wirkung. Der Magistrat als christliche Obrigkeit hatte sich zum einstweiligen Hüter des kirchlichen Gebotes berufen, weshalb er noch am 9. April 1522, unmittelbar nach dem Streite zwischen Dr. Battle und M. U. Zwingli zu dessen Aufrechthaltung ein Mandat erließ. Dasselbe anerkennt noch die Autorität des Ordinarius „als unsers ordenlichen bischofs", und bittet ihn, bei päpstlicher Heiligkeit, Kardinalen, Bischöfen, Konzilien oder sonst bei rechten christlichen und gelehrten Leuten sich Rat zu holen, wie es mit dem Fastengebot und andern kirchlichen Vorschriften fortan zu halten sei, damit nicht wider die Satzungen Christi gehandelt werde. Die drei Leutpriester sollen die Beobachtung des Fastengebotes von der Kanzel dem Volke einschärfen, damit dasselbe

bis auf Erläuterung durch den Bischof wie bisher gehalten werde. Die Übertreter des Gebotes haben ihre Sünden den Beichtvätern anzuzeigen und die auferlegte Buße entgegenzunehmen. Gegenseitige Schmähungen wegen des vergangenen Handels wurden unter Strafe verboten.

Zwingli war dieser Entscheid gar nicht recht. Ihm lag daran, seine Auktorität als „Figurenor in Episcopus“ sobald und gründlich wie möglich an die Stelle des bischöflichen Ansehens zu setzen und hiefür den Fastenstreit auszunützen. Er arbeitete deshalb seine Predigt vom 19. März 1522, und die Polemik gegen den Weihbischof zu einer Flugschrift aus.

„Von erkiesen vnd freyheit der spysen, von ärgernuß vnd verböserung, ob man gwalt hab, die spysen zuo etlichen zyten verbieten. Meinung Huldrychen Zwinglis, zuo Zürich gepredigt im 1522 jar.“

Sie erschien am 16. April 1522 bei Christoffel Froschauer, und war „allen frommen Christenmenschen zuo Zurich von H. Zwingli, einem einfaltigen Verkünder des Evangelii Jesu Christi“ gewidmet. Diese Erstlingsschrift trägt wie die meisten spätern Werke auf dem Titelblatte das Bild des Gekreuzigten, der seine Arme nach den Mühseligen und Beladenen ausstreckt, mit der Schriftstelle Matth XI. 28 „Kummend zuo mir alle, die arbeitend vnd beladen sind, vnd ich will üch ruw schaffen. Deß walt Gott“.

In der Schrift, welche eine sehr derbe Sprache führt, wird die Verbindlichkeit des Fastengebotes bestritten, weil dasselbe weder im göttlichen Worte begründet, noch von der Gemeinsame der Christen gegeben sei und als Menschensatzung keine Geltung habe. Die Übertretung sei deshalb kein Ärgernis und die Beobachtung von Fasttagen ins Belieben des einzelnen Menschen gestellt. Dann aber war der Grundsatz aufgestellt, die kirchlichen Obern dürfen keine Satzungen verbindlich erklären, welche als Menschenwerk dem göttlichen Gsatz widerstreiten, der im göttlichen Worte der hl. Schrift gegründete und von der himmlischen Lehre erleuchtete Christ stehe über dem menschlichen Gsatz, sei folglich an dasselbe nicht gebunden. Die Bischofe, stumme Hunde und blinde Führer, Faulenzer und Schlemmer, Hirten ohne Vernunft, Geizhälse, welche die Herde schinden und schaben, haben ebenso wenig ein Recht, vom christlichen Volke das Joch menschlicher Satz-

gen aufzubürden, als Thomas von Aquin und andere Bettelmönche. Einstweilen seien das Fastengebot und übrige Menschensatzungen um der Schwachen willen noch zu dulden, bis sie im Glauben stark geworden. Für die sittlich-religiöse Bedeutung des Fastengebotes hatte Zwingli kein Verständnis, das Recht der Kirche, das Leben des Christen durch Gebote und Vorschriften zu ordnen war ihm ein Frevel am göttlichen Worte. Dabei war er keineswegs selbständig und originell, sondern folgte Dr. M. Luther nach. Vorläufer beider waren Wiklef, Hus und andere spiritualistische Häretiker. Unter der Bürgerschaft und im Klerus entstand infolge dieser Vorgänge eine große Aufregung. Allein weder Kapitel noch Magistrat gelangten zu einem festen Entschlusse. Es bestanden damals Konventikel, in welchen zahlreiche Spottschriften gegen Papst und Kardinale, Bischöfe und Pfaffen, welche Chr. Froschauer auf der Frankfurter Messe gekauft hatte, fleißig gelesen wurden.

Bischof Hugo nahm gegenüber der Schrift: „Vom Erkiesen der Spysen“ ebenfalls Stellung. Schon am 2. Mai 1522 erschien das wurdevolle Hirtenschreiben: „Inter cunctas sollicitudines.“ Dasselbe jedenfalls vom Generalvikar Dr. Joh. Fabri verfaßt, war an sämtliche Äbte, Pröpste, Dekane, Kammerer, Prediger und Priester, sowie an Grafen, Freiherren, Ritter, Edle und Magistrate, und die Gläubigen der Diözese Konstanz gerichtet. Vor allem Schmerzlichste beklagt der Oberhirte den Niedergang des Glaubens und des religiösen Lebens, den Zerfall von Sitte und Recht, die Zwietracht unter den christlichen Fürsten, die kirchlichen Spaltungen. Ebenso beklagt er das Wiederaufleben aller frühern Häresien, welche die Einheit der Kirche gefährdeten, die Verwirrung unter den Predigern, welche über die hl. Geheimnisse und Sakramente die Zeremonien und Gebräuche dem gläubigen Volke zum Ärgernisse derart predigen und streiten, daß es nicht mehr weiß, welche Wege es gehen soll. Auf das Inständigste, „per viscera misericordiae Domini nostri Jesu Christi“, bittet der Bischof die Priester und Laien jeglichen Standes und Ranges, in der Einheit der Kirche standhaft und getreulich auszuharren, dem Oberhaupte der Kirche und dem rechtmäßigen Bischof gehorsam zu bleiben, in Demut, Milde und Friedfertigkeit den Glauben zu bekennen, und Gott inständig zu bitten, er möge die Verwirrung und Aufregung der Geister, wie einst die stürmischen Wogen des Meeres

beruhigen, und die Herzen der „schismatici et rebelles“ wieder zur Einheit der Kirche zurückführen. In der hl. Messe soll die Kollekte „pro pace“ eingelegt, auf der Kanzel öffentlich mit dem Volke um Friede, Eintracht und Verzeihung der Sünden gebetet, das Hirtenschreiben von allen Kanzeln verlesen und an allen Kirchtüren angeschlagen werden.

An Propst und Kapitel erließ Bischof Hugo von Konstanz am 24. Mai 1522 das Schreiben „Accepimus jamdudum.“ Das Mandat war von Dr. Joh. Fabri mit Würde und Mäßigung abgefaßt, und legte dem Kapitel dringend ans Herz, über die Einheit in Lehre und Gottesdienst zu wachen, Unfriede und Zank unter den Gelehrten, Willkür und Leidenschaft im Volke zu beseitigen, und das Evangelium so zu predigen, daß die Einheit mit der Kirche, welche von allen Seiten bedroht sei, gewahrt die bisherige kirchliche Ordnung wiederhergestellt und aufrecht erhalten werde, bis ein allgemeines Konzilium die streitigen Fragen entschieden habe. An den Rat schrieb der Bischof am gleichen Tage, es stehe ihm nicht zu kirchliche Gesetze, Ordnungen und gute Gewohnheiten, welche für die Gesamtkirche gelten, aufzuheben oder abzuändern; deshalb müsse auch das Fastengebot fernerhin beobachtet werden. Dann wandte er sich an den Rat mit den ernsten Worten. „dann daß unser vatterlicher getrüwer rat erd früntlich ernstlich pitt ist, ir wöllent die ärgernuß und widerwärtikait by üch selbs, den üwern und andern furkommen, und üch obgemeldten der hailigen kirchen ordnungen und guoten gewohnheiten in christenlicher geeinter gehorsami vergliehen die vollziechen und solichs by den üwern zu geschechen, somit an üch verschaffen. Das halten wir dem Evangelio, der leer Pauli und dem hailigen christenlichen glouben gemäßig.“

Als das Schreiben „Accepimus“ im Kapitel verlesen wurde, war es Chorherr Zwingli bei der Schilderung des Vorgehens „quorundam per universam fere Germaniam“ keineswegs zweifelhaft, daß der Vorwurf, welche die Lehren der alten Häresien erneuern, der „pervicax factio, haereticis tentatis, diabolo movente et mortifera fallacia“ auch ihm gelte. Ihm und seinen Anhängern galt der wohlberechnete Tadel: „Quosdam vero videre est, qui tanta animositate aut coeptis aut consultis adhaerent, ut nullis ad oppositum vel rationibus vel piis persuasionibus flecti possint.

Malunt omnia secum ruere, omnia frangi vel turbari, quam pedem retractare a via sua etiam iniqua. Irascuntur denique tales odio mortali in omnes, quos vel vident vel audiunt non modo adversari sibi, sed non plenis vocibus et totis assentire sententiis. Quod quantum afferat reipublicae christianae labefactationem, quantam perniciem, judicet christianus quilibet. Pacem nunc afferunt, qui non habent pacem, libertatem pronuntiant, quum sint servi corruptionis, in ecclesiam lapsos et multis oneribus gravatos allevare polliceantur qui de ecclesia recesserunt, ad lucem reducere se, qui ambulant in tenebris errorum; et olim evangelium sanis ministrare spondent, qui exanimati fame eruciantur."

3. Die Kampfschrift „Apologeticus Archeteles" gegen Bischof Hugo. Politik im Dienste des Evangeliums.

Zwingli ließ sich das Schreiben übergeben, um sofort in tiefster Erregung eine Gegenschrift in lateinischer Sprache, den „Apologeticus Archeteles", zu deutsch „Anfang und Ende", zu verfassen. Dieselbe ist die in derbstem Stile abgefaßte Kriegserklärung und Absage gegenüber Bischof Hugo, dem vorgeblich dem Evangelium treuen Hirten, und der bitterste Hohn auf seine leichtfertigen Berater und lügenhaften Zuträger, Weihbischof und Generalvikar, die Gegner im Stiftskapitel, sowie die Mönche der drei Orden, die Kündigung jeden Gehorsams gegenüber der kirchlichen Autorität. Mit dem untrüglichen Maßstabe des Evangeliums, als vom hl. Geist erleuchteter Prophete des göttlichen Wortes will er wie Moses die Gläubigen aus geistiger Finsternis erretten, als Nachahmer Christi die verirrten und von den Bischöfen, „episcopi larvati", Pfaffen und Mönchen irregeleiteten Schafe in die Herde des guten Hirten zurückzuführen. Keine Drohung und keine Verfolgung kann ihn von diesem Vorsatz abbringen. Nicht Mag Ulrich Zwingli hat den Frieden gebrochen und Streit hervorgerufen, sondern seine Gegner, welche dem Lichte des Evangeliums widerstreben und dessen Anhänger verfolgen. Nicht er lehrt Irrtümer sondern Päpste, Bischöfe und jene Theologen, welche die Reinheit des Evangeliums gefälscht, die Wahrheit verfolgt und das christliche Volk mit Menschensatzungen überbürdet, ausgeschunden und geschadet haben. Christus, der ihn mit der untrüglichen Richt-

schnur des Evangeliums ausgerüstet hat, kennt die Lauterkeit seiner Gesinnung, seine Friedfertigkeit und wird ihn nicht verlassen.

Das umfangreiche Buch erschien am 22. August 1522 und wurde sofort an alle hervorragenden Freunde, auch nach Wittenberg an Dr. M. Luther gesandt. Der Verfasser war mit seinem Werke selber durchaus nicht zufrieden, und gestand es schon am 26 August seinem Oswald Myconius offenherzig ein: „Mittimus *Archetelem* nostrum", schrieb er ihm, „vix tandem cum multis etiam mendis exustum; quem ut vides, tumultuarie scriptum bonis consules. Parus sum et in castigandi mora nimis impatiens et expoliendi. Ingenium nostrum nulla sese parte quam inventione felix esse, si modo ea non est summa inteliorias, quæ inventa vel nolle vel non posse consilio judicioque ornare, venustare cedroque digna reddere Sed tamen studuisse cum sat putamus, capit nos mox fastidium nostri, ac quicquid hactenus scripsimus, id mox fastidivimus, ut respectum forte fortuna nauseam parat." Der Theim, Abt Johannes zu Fischingen, hatte den Neuen, den er liebte wie ein Kind, gebeten, er möge „zahm fahren", sonst würde ihm große Widerwärtigkeit zustoßen.

Ebenso wenig erbaut war Erasmus von Rotterdam. Er las nur wenige Seiten des „Archetelos" und gab am 5. September 1522 dem Verfasser die richtige Antwort: er hatte bisher die Bestrebungen Zwinglis mit Freuden begrüßt. Nun aber schrieb er eindringlich, er beschwöre ihn bei der Ehre des hl. Evangeliums und im Namen aller Christgläubigen, er möge künftig bei Herausgabe von Büchern die Sache ernster nehmen, und sich mehr der evangelischen Bescheidenheit und Klugheit befleißen. Er befürchte für Zwingli große Gefahren, selbst für das Evangelium ernstlichen Schaden, und bitte ihn noch tief in der Nacht, er möge inskünftig besonnener handeln. Von dieser Zeit an zog sich Erasmus nebst seinem Lieblingsschüler H Glarean von der kirchlichen Umsturzbewegung immer mehr zurück Er schmeichelte sich, mit vielen Kardinälen befreundet zu sein und bei Papst Hadrian VI einen wohlwollenden Gönner seiner Bestrebungen zu finden.

Weit größere Freude zeigten Dr. Sebastian Meyer und Berchtold Haller in Bern; der erstere fand zum Lobe des Buches kaum Worte genug Das Hirtenschreiben „Inter cunctas sollicitudines", gab er mit derbsten Glossen unter dem Namen

Hans Fürwitzig deutſch heraus, um vor deſſen tötlichem Gifte zu warnen. Die Schrift war im Geiſte des „Archeteles“ geſchrieben und für die „simplices“ berechnet. „Visum est nobis“, ſchreibt der Lesemeiſter bei Barfüßern, „ut anonymus aut ficto nomine exeudatur libellus, ne tyranni illi, quod solent, dolo aut vi machinentur in nos quiddam incommodi. Nosti enim et occultos quandoque discipulos haud parum evangelico profuisse negotio; praeterea cum astutis astutule sit agendum.“ Zwingli ſelber mußte die Schrift im Manuſkript redigieren. Gleich andern Freunden, Erasmus in Baſel und Salzmann in Chur, beklagte ſich Dr. Sebaſtian Meier über den Widerſtand, welchen die „Jacobitæ“, Dominikaner und Thomiſten, dem Evangelium entgegenſetzen. Die nämliche Klage hatte Zwingli in Zürich; ſeine Stellung war im Sommer 1522 ſehr gefährdet.

Die mangelhafte Ausarbeitung des „Archeteles“ erklärt ſich aus den vielfachen Arbeiten, welche Zwingli im Dienſte nicht nur des Evangeliums, ſondern auch der Politik zu leiſten hatte. Ihn beſchäftigte fortwährend der Kampf gegen Penſionen und Söldnerdienſte, deren Schäden für das Wohl und die Unabhängigkeit der Eidgenoſſen er auf der Kanzel und in Geſellſchaften meiſterhaft zu ſchildern wußte. Derſelbe war für ihn ein treffliches Mittel, ſich im Volke populär zu machen und das Evangelium in wohlberechnetem Gegenſatz zu den Praktiken der Kronenfreſſer und Kurtiſanen, zur Kriegspolitik nicht nur der weltlichen Fürſten, ſondern vorzüglich ſeiner größten Widerſacher, der Päpſte und hohen Prälaten zu ſtellen. Er wollte das Evangelium dem gemeinen Manne als Wort der Erlöſung empfehlen, auch auf die Gefahr hin, ſich die Feindſchaft mächtiger Herren zuzuziehen. Am 16. Mai 1522 erſchien ſeine Schrift an die Landsgemeinde zu Schwyz:

„Ein göttlich Vermahnung an die erſamen, wyſen eerenfeſten ältiſten eidgnoſſen zu Schwyz, daß ſy ſich vor frönden Herrn hüetind vnd entladind, Huldrychi Zwinglii einfaltigen Verkünders des evangelii Chriſti Jeſu.“

Auf Grund der hl. Schrift ſchildert die „götlich Vermanung“ das ſündliche Verderben der Menſchheit und die Fremdendienſte als Werke des Teufels, der alten Schlange, und ſeiner Werkzeuge, der großen Herren, die Gefahren für die ererbte und mühſam behauptete Freiheit des Landes, für Zucht und Sitte der Eidge-

noſſen, mit beſonderm Hinweis auf die päpſtlichen Dienſte, welche zu leiſten man nicht ſchuldig ſei. Er verſteht es meiſterhaft die Grauſamkeit, welche ſich in den auswärtigen Feldzügen geltend machte, in Gegenſatz zu ſtellen mit der männlichen Tapferkeit der Väter in den Freiheitskriegen, die Üppigkeit der fremden Lande mit ihren ſittlichen und politiſchen Gefahren mit der ſchlichten Schönheit und Fruchtbarkeit des Vaterlandes in Vergleich zu ſetzen. Wohl werden ſich die Anhänger der Solddienſte für ihren zeitlichen Vorteil mit Leidenſchaft zur Wehre ſetzen, aber Gott wird zu den Seinigen ſtehen, ihnen den Sieg verleihen und das Böſe zum Guten kehren, denn er iſt ſtärker als die Widerſtrebenden alle.

Die „Vermahnung“ hatte zur Folge, daß die Landsgemeinde zu Schwyz die Erneuerung des Bundes mit Frankreich verweigerte, doch nur, um ſchon im Auguſt 1522 das Gegenteil zu beſchließen. Dagegen kam das von Papſt Hadrian VI. gewünſchte Bündnis nicht zuſtande. Die Schweizergarde unter Hauptmann **Kaspar Röuſt** beharrte jedoch zum Leidweſen Zwinglis, unentwegt in ihrer Treue. In Zürich wurden die Mandate gegen Penſionen und Reisläufer, Miet und Gaben auf das ſchärfſte gehandhabt, und von Geiſtlichen und Laien im Großen Münſter feierlich beſchworen. Die Anſuchen des Legaten Ennius Filonardi und Sr. Heiligkeit, die alten Verträge zu erneuern, wurden abgewieſen, über die rückſtändigen Soldbeträge nachdrückliche Klage geführt. In Bern hatte die „Göttliche Ermahnung“ eine ſehr üble Aufnahme gefunden; B. Haller beklagte ſich ernſtlich darüber, daß ſein Freund dieſelbe nur an die Landleute von Schwyz, nicht auch zur Förderung des Evangeliums an Bern gerichtet habe, wo er bereits eine kleine Gemeinde für das göttliche Wort gewonnen habe, während die mächtigen Anhänger der Fremdendienſte demſelben mit allen Mitteln widerſtreben.

4. Der Kampf um Freigabe der Prieſterehe.

Viel ſchwieriger, gefährlicher und folgenreicher war der **Kampf gegen das Zölibatgeſetz**, welchen Zwingli zu gleicher Zeit begann, getreu ſeiner Lehre, daß der Chriſt, vom Evangelium erleuchtet, über den Menſchenſatzungen ſtehe, und daß Satzungen, welche nicht von der Gemeinſame der Chriſtenheit ausgehen, keine verbindliche Kraft beſitzen. Wenn er ſich mit ſeinen Genoſſen an

Biſchof Hugo und die Tagſatzung wandte, um die Freigabe der Prieſterehe zu erlangen, ſo konnten ihm die Gegner mit vollem Rechte entgegenhalten, dieſe Geſuche ſeien nur zum Scheine, denn die Petenten müſſen wiſſen, daß nicht dem einzelnen Biſchof, am allerwenigſten der Tagſatzung zuſtehe, ein allgemeines Kirchengebot aufzuheben. Allein für Zwingli waren Auktorität der allgemeinen Konzilien und kirchliche Auffaſſung des Prieſtertums bereits dahingefallen. Manche beſonnene Freunde betrachteten das Vorgehen als voreiligen Schritt zum Ärgernis der Schwachen und Abbruch des Evangeliums.

In aller Stille verfaßte jedoch Zwingli zwei Eingaben; die eine: „Supplicatio quorundam Helvetiæ Evangelistarum“ an Biſchof Hugo, die andere: „Ein fründlich bitt vnd vermanung etlicher Prieſter der Eidgenoſſenſchaft“ an die Tagſatzung zu Luzern. Beide Dokumente wurden am 2. Juli 1522 zu Einſiedeln vereinbart und verlangten Freigabe ſowohl des Evangeliums als der Prieſterehe. An den Biſchof richtete ſich der Titel: „Ne se induci patiatur, ut quidquam in præjudicium Evangelii promulgeat, neve scortationis scandalum ultra ferat, sed presbyteris uxores ducere permittat aut saltem ad eorum nuptias conniveat“; an die Tagſatzung die Überſchrift: „Daß man das heilig Evangelium predigen nit abſchlache, noch vnwillen darob empfach, ob die predigenden, ärgernuß ze vermyden, ſich eelich vermächlind“.

Am Schluſſe der lateiniſchen Bittſchrift ſind zehn Namen angeführt: Balthaſar Trachſel, Pfarrer in Arth, Georg Stähelin, „Chalybæus“, Helfer am Großmünſter, Werner Steiner, Prieſter in Zug, Simon Stumpf, Leutprieſter in Höngg, Leo Judä, Leutprieſter zu Einſiedeln, Erasmus Schmid, „Fabritius“, Pfarrer zu Stein a. Rh., Ulrich Pfiſter, „Pistorius“, Pfarrer zu Uſter, Joſ. Schmid, Kaplan des Stiftes Zürich, Kaſpar Großmann, „Megander“, Spitalkaplan, und Huldrich Zwingli. Hinter den zehn Geſuchſtellern ſtanden jedoch zahlreiche Geſinnungsgenoſſen, welche kluge Zurückhaltung für nötig erachteten, wie dieſelbe auch der Verfaſſer ſelber ſeinem Myconius bei Verteilung der Bittſchrift dringend empfahl. Allein die nötige Vorſicht wurde nicht beachtet. Weder die Begründung der freien Predigt des Evangeliums noch das Verlangen nach Freigabe der Prieſterehe fanden in Konſtanz

und außerhalb Zürich die gewünschte Zustimmung. In Luzern fand die Eingabe sehr üble Aufnahme. Leutpriester Mag. Joh. Bodler predigte gegen dieselbe, die Laien spotteten, und die Sache endete damit, daß Oswald Myconius im Herbste 1522 seine Stellung an der Hofschule, die Chorherren Jost Kilchmeier und Hans Zimmermann ihre Pfründen aufgeben und der Lesemeister bei Barfüßern, Dr. Sebastian Hofmeister Luzern verlassen mußten. In Arth mußte B. Trachsel seine Pfründe aufgeben und Leo Jud ließ sich als Leutpriester nach St. Peter in Zürich wählen.

Die Schrift behauptete, das wahre Licht des Evangeliums sei durch Nachlässigkeit der Priester verborgen geblieben, durch ihre Bosheit unter verderblichen Menschensatzungen erstickt worden die Prediger des göttlichen Wortes seien, entgegen der bischöflichen Sendung, die vom hl. Geiste berufenen und erleuchteten Verkündiger des Evangeliums. „Veri praecones Christi, qui unum hoc in votis habent, ut universa christianorum multitudo ad caput suum, quod Christus est, redeat, et in eo in unum corpus coalescat, ac Dei spiritu cognoscant, quae a Deo sibi donata sunt. Il quod minime fieri videmus ab his, qui parem nescio quam sibi politeantur, si humanae praeceptiones Christo etiam praeferantur“ Frivol war der Vorwurf, die Verteidiger der kirchlichen Lehre verwandeln das Gute ins Böse, das Süße in Bitteres, das Licht in Finsternis, die Apostrophe an Bischof Hugo: „non enim missit te Christus vel aqua tingere vel unguine sacro imbuere, sed evangelizare.“

Einseitig und roh sind ferner Art und Weise, wie die Bittschrift Zölibatsgesetz und Ordensgelübde als Erfindung des Teufels, Knechtschaft unter menschlicher Willkür, Verläugnung des Evangeliums, als erste und einzige Ursache für alle Verderben in der Christenheit verantwortlich macht, deren Aufhebung als einziges Rettungsmittel zur Erhaltung des reinen Christentums hinstellt, den gesamten Klerus als Feinde Christi und seines Evangeliums, welche das Gebot selber nicht zu halten vermögen, herabwürdigt. Die Bittsteller mußten freilich von sich gestehen, daß sie weit von der Regel des christlichen Lebens abgewichen seien, „non ignoramus, vitam nostram longe lateque ab Evangelii norma dimidere“. Zwingli, Wortführer schrieb am 17. September 1522 in der Vorrede zu seiner „Predig von der ewig reinen Magd Maria“ an seine Brüder: „Seit man üch, ich sünd mit hoffart, fressen, onluterkeit,

gloubend es lychtlich!“ Solche Geſtändniſſe mußten einen bemühenden Eindruck nicht nur auf die Prieſter, ſondern auch auf die Tagherren und andere beſonnene Laien ausüben. Dieſem gegenüber konnte auch das Verſprechen, die Bittſteller verzichten für Frauen und Kinder auf das „privilegium fori“ und jedes Erbrecht auf Pfründen ebenſo wenig verfangen, wie das Geſuch an den Biſchof, er möge, um größere Übel zu verhindern, die Prieſterehen ſtillſchweigend dulden, „obsecramus ut saltem conniveas“. An Biſchof Hugo, welchen Zwingli vor dem Rate in Zürich und im „Archeteles“ ſo ſchwer beleidigt hat, richtet ſich die Apoſtrophe:

„Nam, o beatam Landenbergiorum invictam gentem! si tu primus Episcoporum omnium in Germania salubriter mederi vulneratis aggressus fueris. Quid enim rerum scriptores id facti unquam celabunt; qui non docti præconiis vehent, qui non olores venienti mundo canunt? quæ cedri a vetustate et interitu non defendent. Aperta certe est tibi janua rem recte agendi. Hoc unum caveris: ne oblatam occasionem e manibus male consertis elabi sinas; auguramur enim, res novam faciem induturas, nobis etiam ingratis. Quod ubi factum erit, necquicquam adipiscendæ gloriæ occasionem neglexisse queremur. Favet nostræ petitioni opifex iste, qui marem et feminam fecit primos homines. Favet usus veteris testamenti novo multo rigidioris, quo summi etiam sacerdotes lento matrimonii jugo colla submittebant. Facit Christus, dum castitatem liberam facit, quin jubet, dum non vult pusillos suos scandalizari. Favet ubique magno plausu, imo spiritum Dei habens præcipit Paulus; favet universus piorum et cordatorum numerus.

„Quæ omnia, si neglexeris, nescimus, quam amanter gentem tuam amplectaris, cuius fortia facta, stemmata, imagines hac gratia, modo nobis eam facias, erunt inferiores. Quod si nulla ratione induci potes, ut annuas, obsecramus, ut saltem conniveas id, quod alius, quam nos consulat. Nos enim tam fortem arbitramur, ut, dum recte agas, non metuas eos, qui corpus etiam occidere possunt. Et re vera opus erit ad minus connivere. Jam enim rumor est, plerosque conjuges dudum designasse, non modo apud Helvetios nostros, verum etiam passim apud omnes; id quod supra vires fuerit non modo tuas, sed longe potentiores. Proinde parvitatem nostram ne nauci feceris. Sæpe etenim est aliter valde opportuna locutus.

„Et quamvis pusilli simus, Christi tamen sumus, quos tantum abest ut contemnas, ut receptis eruere tibi salutem firmiter cremus. Quod vero ad nos attinet, laudes tuas canere nunquam desistemus, modo te patrem ostendas, cui volentes et lubentes obsecundabimus. Dona quaddam filius, praesertim tam obtemperantibus, ut te ante omnia consulant, tam fidentibus ut in re quamvis, ut est opinio, ardua, ausint ad te unum recurrere. Deus optimus maximus excellentiam tuam diu incolumem et recte de se sentientem conservet, quam summa humilitate cupimus exorari, ut omnia aequi bonique consulat. Ex Eremo divae virginis apud Helvetios."

5. Zwinglis Auftreten gegen die Klöster.

Sofort begann in Zürich ein dritter, von Zwingli längst vorbereiteter Kampf gegen die drei Orden, und sämtliche Klöster, gegen das Ordensleben überhaupt. Bei allen Übelständen, welche sich in die Klöster der Mendikanten eingeschlichen hatten, zumal einer allzu großen Gasterei in den Konventsstuben, muß in denselben ein guter Geist geherrscht haben. Vorsteher und Lesemeister erscheinen als tüchtige und unerschrockene Männer und wohlgebildete Theologen; der ehrwürdige Zeitgenosse Gerold Edlibach gibt ihnen ein ruhmliches Zeugnis. Daraus erklärt sich der Haß, mit welchem Zwingli seine Anhänger verfolgte. Zum Magistrate standen die drei Orden bis im Jahre 1522 in guten Verhältnissen, vom Volke waren ihre Kirchen stark besucht. Zwingli stand auch hierin nicht auf selbständigem Boden, sondern vertrat die Ansichten älterer Häretiker wie Dr. M. Luther hatte er aus ihren Quellen getrunken. Auch trat er nicht als Vorkämpfer in Vordergrund, sondern ließ durch seinen Freund Leo Juda die lateinische Schrift Dr. M. Luthers gegen die Ordensgelübde ins Deutsche übersetzen und massenhaft verbreiten. Damit erzielte er einen „wunderbaren Erfolg" bei dem Volke, welches durch die Predigten des Leutpriesters und die Flugschriften der Satyriker seit Jahr und Tag gegen die unnützen Mönche und Nonnen bearbeitet war. Die Ordensregeln waren in den Augen derer, welche aus dem lautern Brunnen des Evangeliums getrunken, Teufelswerk und Menschentand. Alle Mönche besonders die Jakobiten waren die Bösewichte, welche mit den Lehrsätzen aus Thomas von Aquin, Duns Scotus und andern Scholastikern das hl. Evangelium durch-

ächteten und deſſen vom hl. Geiſte berufene Verkündiger auf der Kanzel als Irrlehrer und Aufrührer behandelten.

Schon im Mai hatte Zwingli ſeinem angeſehenſten Gegner in Zürich, Mag. K. Hoffmann, die Kanzel des Großmünſters verboten. Im Juli 1522 begann mit leidenſchaftlicher Heftigkeit der Kampf des Leutprieſters am Großen Münſter als „Episcopus Tigurinorum“ gegen die drei Orden vor Propſt und Kapitel, Bürgermeiſter und Räten. Der erſte Auftritt erfolgte am 7. Juli 1522 vor dem Rate. Dieſer verbot den radikalſten Stürmern, Konrad Grebel, Klaus Hottinger, Heini Aeberli und Barthlime Pur, welche ſich bereits im Faſtenſtreite als eifrige Anhänger des Evangeliums hervorgetan, „nüt me wider die münch an cantzlen z'reden vnd ſöltend nüt me von dieſen dingen disputieren. Da ließ die ſtuben ein großen Schnall.“ Ratsherr Schliniger rief: „der tüfel ſitze in der Ratsſtube“ und Konrad Grebel ſchrie: „derſelbe ſitze auch unter den Rathsherrn und ſofern M. Herrn nit laſſind das Evangelium fürgan, ſo werdent ſie zerſtör werden.“

Wenige Tage nachher, am 17. Juli, folgte der Disputatz zwiſchen Mag. Ulrich Zwingli und dem Barfüßer-Obſervanten Lambert von Avignon, der kurz vorher im Frauenmünſter vier lateiniſche Predigten gehalten, öffentlich auf der Chorherren Trinklaube. „Da bracht meiſter Ulrich das alt vnd nüw teſtement in griechiſcher vnd latiniſcher ſprach“, erzählt B. Wyß als Ohrenzeuge, „vnd bracht den münch darzuo, daß er beid hend zuoſamenhuob, danket Gott vnd ſprach, er wöllt in allen ſinen nöten Gott allein anruoffen, kronbätt vnd roſenkranz verlaſſen vnd Gott allein anhangen. Ritt morndeß nach Baſel, daß er Eraßmum von Rotterdam ouch ſeche, vnd von Baßel gen Wittenberg zuo Dr. Luther, der ein auguſtinermünch war. Da zog er ſin kuten ab vnd nam ein eeliche frow.“ Von Wittenberg gieng Lambert nach Marburg an den Hof des Landgrafen Philipp, welchem er bei Durchführung des Evangeliums und ſpäter in den religiös-politiſchen Praktiken mit Zwingli die größten Dienſte leiſtete. Er ſtarb als Profeſſor zu Marburg am 13. April 1530.

Wie der Ordensſtreit vor dem Rate ſeinen „Fürgang“ nahm, berichtet ebenfalls mit Anſchaulichkeit der Chroniſt B. Wyß. „Demnach anno 1522 jar vf ſant Maria Magdalena abend, war

montag, 21. Juli, beschickend min herren von Zürich die laßmeister von den drig orden, vnd darzuo all chorherrn, herr doctor Engelhard, lütpriester zum Frowenmünster vnd den Röschli, lütpriester zuo Sant Peter, ouch meister Cunrad Schmid, commenthur zuo Küßnach, ein glerten man mit einer großen Stim. So warend von eim rat darzuo verordnet herr Marx Roust, burgermeister, meister Hans Ochßner vnd meister Heinrich Walder, zwee von den drei obersten meister, vnd Kaspar Frug, stattschriber Zürich.

„Also nach anfang der sach huob meister Ulrich an reden, vs geheiß vnd ansehen vnser herren vnd hielt zletlichem läßen ein sin vngeschickt predig herfur vs eim zädel, was he all wider ware gschrift — von helgen prediget hettend. Deß lögnet er: etlichs warend si anred. Also nach vil red vnd widerred [illegible] not ze melden, gebrucht, werden die munch vnd meister Ulrich usgestelt vnd sunst alle die, so da lossend. Vnd als man wider hinin kam, da redt burgermeister Röust, si soltend mitenandren fruntlich faren, vnd wenn ein teil etwas angelegen were, soltend si für bropst vnd capitel Zürich komen. Das wolt meister Ulrich nit also annemmen; si werind im der merteil sigend, dann er hab ouch vast in siner predig angeruert hat, vnd sprach gar vil hübscher worten, so er brucht

„Ich bin in diser Statt Zürich bischof vnd pfarrer vnd mir ist die seelsorg bevolen; ich han darum geschworen vnd die munch nit. Si sond vf mich acht han vnd ich nit vf si. Darum so dick si predigend, das erlogen ist, so will ichs widerfechten, vnd solte ich an ir eigen cantzel stan vnd es widerreden. Denn man bedarf iwer battelmunchen nutt, vnd ir sind ouch nit von Gott angesehen, daß man uch han sölle! Darzwüschen redtend ouch Engelhart vnd meister Cuonrad Schmid, der commenthur zuo Kußnach, vf meister Ulrichs siten; nit not ze melden. Also gab man meister Ulrichen recht, vnd sprach herr Burgermeister Röust:

„Ja, ir herren von örden, das ist miner herren meinung, das ir sollend nun furohin predigen das heilig Evangelium, den heiligen Paulum vnd die propheten, das die heilige gschrift, vnd lassend den Scotum vnd Thomam vnd söllich ding ligen. Aber es assend vnd trankend abend vnd morgends etlich von kleinen vnd großen räten in den clösteren. Ist zuo besorgen, daß sie starktend vnd selzam practic machtend wider meister Ulrichen;

deßhalb ſi in den predigen nebend vs fuorend vnd das vorgenannten herr Burgermeiſter empfelch nit nachgiengend; daß inen hienach, als ir hören werdend, übel erſchoß vnd ſi vs den klöſteren bracht. Denn das Wort Gottes muoßt ein fürgang han."

Nach dem Berichte von H. Bullinger waren die drei Orden an den Rat gelangt, und Zwingli erklärte: „Doch ſo er etwas predigete, dem Evangelio zuwider, wöllte er ſich nitt vom Capittel, ſundern von einem jeden vnd darzuo von einer erſammen oberkeit laſſen ſtraffen. Die ordenslüth aber begärtend, das man ſy ouch predigen eliſſe vß dem heiligen leerer Thoma vnd andere heiligen büechern." Sie erhielten den Befehl, „das ſy derglychen ſöltind ligen vnd ruowen laſſen, vnd allein das heilig Evangelium predigen, ja nüt anders, dann das ſy wüſſind mit dem klaren wort Gottes darzuothun oder darzuobringen. Und dergeſtallt wurdent ſy abgefertigt."

Mit dieſem Erlaſſe war ein entſcheidender Schritt getan und das Evangelium nahm ſeinen Fortgang. Biſchof und Domkapitel zu Konſtanz, Propſt und Kapitel zum Großen Münſter waren ihrer Auktorität entkleidet. Meiſter U. Zwingli war Biſchof und Pfarrer; in ſeinem Namen verfügte der Rat vorerſt nach ſeinem Willen über das Predigtamt. Vergeblich forderte Biſchof Hugo am 10. Auguſt 1522 den Rat auf, ſeine Auktorität und die Kirchengeſetze zu achten. Ihm zum Trotze beſchloß das Landkapitel Zürich ſchon am 15. Auguſt 1522, es dürfe ferner nur gepredigt werden, was ſich aus dem Evangelium und der hl. Schrift dartun und erweiſen laſſe.

Den Regularobern wurde durch Ratsbeſchluß die Aufſicht und Seelſorge über die Klöſter Selnau und Oetenbach genommen und das Predigtamt Weltgeiſtlichen übertragen. Am St. Bernhardstag, 20. Auguſt 1522, predigte Mag. U. Zwingli den Frauen im Selnau, ſchon vorher, am Feſte des hl. Dominikus, 4. Auguſt, wahrſcheinlich den Frauen im Oetenbach. Weil ſowohl der Prior der Prediger als der Abt zu Wettingen dieſem Vorgehen entgegentraten und die Nonnen dem Evangelium widerſtrebten, ſchrieb Meiſter Ulrich zur Rechtfertigung ſein aus der Predigt in Oetenbach ſtark erweitertes Buch: „Von klarheit vnd gewüſſe oder vnbetrogenliche des worts gottes." Dasſelbe wurde „Frauen Priorin und ganzem Convent am Oedenbach" gewidmet, am 6. September 1522 raſch verbreitet und fleißig

gelesen. Landschreiber B. Stapfer in Schwyz war darüber voll Begeisterung: „Quo plus frugis reperiebam lustrans“, schrieb er am 19. Oktober 1522 an seinen hochgelehrten Mitbruder in Christus, Leutpriester in Zürich, „hoc magis desiderio spiritualium amplectandorum animus incendebatur, ut esurirem et sitirem celestes delicias. Quod quidem per me non est effectum, sed persuasum habeo, omnipotentem me huc traxisse.“

Die gedruckte Abhandlung von Klarheit und Gewißheit des Wortes Gottes ist nichts weniger als eine Erhörte für Klosterfrauen, sondern eine Darlegung, daß nur das Wort Gottes der hl Schrift die reine Lehre Christi und göttliche Offenbarung enthalte. Mit einer Belesenheit und Geschicklichkeit, welche in Bezug auf Bibelfestigkeit Dr. M. Luther und Joh. Calvin übertreffen soll, wird die alleinige Gewißheit des Evangeliums in Sachen des ewigen Heiles gegenüber jeder kirchlichen Ueberlieferung und Lehrautorität betont. Päpste und Bischöfe, Konzilien und Kirchenväter, Thomisten und Scotisten sind in Irrtum versunken; als blinde Führer der Blinden haben sie die Herde Christi auf Abwege geführt. Es fehlt in der Schrift auch keineswegs an kräftiger Sprache wider den Reichtum des Klerus, die Rotte der fleischlich-geistlichen Priester und Mönche, über Kutten und Kloster, Werkheiligkeit, Menschensatzungen und Zeremoniendienst. Von sich versichert Zwingli, er sei, unabhängig von Dr. M. Luther, durch Gebet und Studium zur Erkenntnis des wahren Christus gelangt. In Erleuchtung des hl Geistes weiß er sich zum Verkündiger des wahren Evangeliums berufen und über alle Widersacher erhaben. Bittere Klagen ergehen über die zahlreichen Ungläubigen, welche dem Lichte des Evangeliums widerstreben und die himmlische Speise des göttlichen Wortes zurückweisen. Den Schluß bilden Ermahnungen, wie das Leben des Christen gemäß der unbetrogenlichen Richtschnur des göttlichen Wortes zu gestalten sei.

In den Klöstern am Oetenbach und in der Selnau führten Klarheit und Gewißheit des göttlichen Wortes bald zu Zwistigkeiten unter den Konventfrauen. Der Rat, durch Bischof Hugo und die Ordensobern auf die Gefahr aufmerksam gemacht, befahl den Frauen, sich in Ruhe und Frieden zu vertragen. Allein am 1. Dezember 1522 folgte der Beschluß, den Frauen am Oetenbach sei anbefohlen, vorläufig bis Pfingsten 1523, im Kloster wie

bisher bei einander zu bleiben. Jede Frau dürfe ſich ihren Beichtvater frei wählen, aber die Prediger, „weder leyprieſter noch ordenshern, ſöllend nüt predigen, dann was ſy mit dem heiligen mund Gottes vnd Evangelio beſchirmen mögen.“ Eifrig zeigte ſich, beeinflußt durch die Leutprieſter Zwingli und Dr. H. Engelhard, die Äbtiſſin zum Frauenmünſter, Katharina von Zimmern. In der Abteikirche wurde ſchon 1520 das reine Wort Gottes verkündet; zu Anfang des Jahres 1523 kam Oswald Mykonius an die Lateinſchule der Abtei. Der Rat nahm frühzeitig die gute Gelegenheit wahr, das reiche Stift mit ſeinen immer noch anſehnlichen Rechten über die Stadt, auf Grund der hl. Schrift an ſich zu bringen. Angeſichts der drohenden Gefahr verließen alle Chorfrauen das Kloſter und die Äbtiſſin blieb allein zurück.

Am 1. Juni 1522 wurde Zwinglis ergebener Freund und eifrige Mitarbeiter, Leo Judä, als Leutprieſter zu St. Peter gewählt. Derſelbe war 1482 zu Gennar im Elſaß als Sohn des Pfarrers geboren, ſtudierte neben Zwingli in Baſel, wurde 1506 Helfer zu St. Theodor in Baſel, 1512 Pfarrer zu St. Pilt im Elſaß, und 1519 Leutprieſter in Einſiedeln, wo er in Wort und Schrift eifrig für das Evangelium wirkte. Leo Judä trat zwar ſeine Stelle in Zürich erſt an Lichtmeß 1523 an, weilte aber ſehr oft daſelbſt bei ſeinen Freunden Zwingli und Froſchauer.

„Er war ein kurzzilig man, der muſic ergäben vnd inſunders der artzny, das er in ſiner Juget ouch etlich Zyt in Apothecken verſchliffen hat. Er war ganz glich im leeren wie Zwingli, dann das er ein zame ouch verſtandliche red hat; er hat ein lieplich geſpräch vnd prediget gar flißig, geſalzen und geſchmalzen, war fürus arbeitſam mit ſchryben, faſt trüw vnd barmherzig gen Armen. Der war ouch grimm wider die ſecten, rotten vnd örden.“ Schon in den erſten Tagen des Jahres 1523 entſtand ein ärgerlicher Handel zwiſchen Leo Judä und den Auguſtinern. „Denn er ouch ein wolberümpten lesmeiſter vnd prior zun Auguſtinern, der im kloſter Zürich war gſin ob den 27 jaren, in ſin predig redt; der münch vermeind, wir müeßtend vnſer ſünd ſelbs büeßen, mit vil hübſchen Worten“, wie B. Wyß erzählt, „hie nit not zu melden“. Die Folge war ein neuer Befehl, nur das lautere Wort Gottes zu predigen.

6. Anfechtungen der neuen Lehre.

In dieser Zeit mehrten sich die Angriffe gegen Zwingli. Der Widerstand gegen seine antikirchlichen Lehren und Neuerungen, wie gegen seine politischen Praktiken fanden im Kapitel, im Rat und auf der Kanzel, an den Tagsatzungen und im Volksgespräch beredten Ausdruck. Männer von Ansehen mochten auch jetzt noch glauben, daß der Leutpriester am Grozen Münster zum Reformator der Kirche und des Staates berufen, der von ihm betretene Weg der richtige, Lehrweisheit und Predigtmethode dem Evangelium entsprechend seien. Zwingli war höchst empfindlich sowohl gegenüber dem berechtigten Tadel einsichtiger Freunde, als auch gegen den Vorwurf, er sei Häretiker und ein Nachbeter Dr. M. Luthers. Er war es fast noch mehr gegenüber Vorwürfen der „antichristi et monachi", die seine Lebensweise und Einmischung in politische Handel tadelten, vollends aber, wenn ihm unbegründete Angriffe zu teil wurden. In derbster, volkstümlicher Sprache gab er seine Antwort in Zürich auf der Kanzel, für Eingeweihte in seinen Briefen, für weitere Kreise des Volks in satyrisch-politischen Flugschriften seiner Litteraten.

Ein Vorwurf der Gegner ging dahin, Zwingli schmähe und verunehre Ehre und Würde der sel. Jungfrau Maria. Er gab darauf die Antwort zunächst in einer Predigt, welche er in Zürich im Sommer 1522 hielt, sodann in deren Ausarbeitung als populare Streitschrift

„Ein predig von der ewig reinen magd Maria der muoter Jesu Christi unsers Erlösers, zuo Zürich gethan von Huldrychen Zwingli im 1522 jar."

Das Buch erschien am 17. September 1522 bei Christoph Froschauer und war seinen Brüdern in Wildhaus gewidmet. In ungewohnt schöner Sprache, unter Benutzung der heiligen Schrift bezeugt Zwingli seinen Glauben an die unversehrte Jungfrauschaft und übernatürliche Mutterwürde Mariä in nahezu katholischem Sinne, ihre Verbindlichkeit als Gefäß der Auserwählung und aller christlichen Tugenden auf Grund des Ave Maria und Magnifikat. Aber mit aller Entschiedenheit bestreitet er jede Art von Anrufung und Fürbitte. Seine eigentümliche Auffassung von Sündenfall und Erlösung macht sich überall geltend. Die eigenen Fehler und Schwachen gesteht der Ver-

faſſer in der Vorrede an ſeine Brüder offenherzig ein; daneben klagt er über das tüfeliſch-ſündliche Verderben, „töube vnd vnſinnigkeit“ der Chriſtenheit, über „gyt, hochfart, falſchheit vnd glichsnery“ des hohen und niedern Klerus. Die Predigt von der ewig reinen Magd Maria ſchloß die litterariſche Polemik des Jahres 1522 zum Fürgang des Evangeliums in Zürich.

Gleichzeitig bot ſich nun für Zwingli die denkbar beſte Gelegenheit, ſeine Lehre auswärts, vorab in Einſiedeln, mündlich vorzubringen und den weiteſten Kreiſen bekannt zu machen. Diebold von Geroldseck wirkte mit ganzer Kraft ſeines Anſehens für Ausbreitung des Evangeliums. In allen Patronatspfarreien ſtellte er Prädikanten an, ohne ſich um die biſchöfliche Admiſſion zu kümmern. Er beriet mit Zwingli, wie er Pfarrer und Kapläne entfernen könne, welche das Evangelium nicht predigen wollen. In Einſiedeln predigten Leo Judä und Franz Zingk, der erſtere mit ungeſtümer Gewalt, der letztere mehr ruhig und beſonnen, für das Evangelium, welches bereits vom gemeinen Volke gekoſtet wurde. Die „große Engelweihe“ des Jahres 1522, die Tage vom 14.—22. September ſollten benützt werden, das göttliche Wort ſiegreich zu machen, und nachzuholen, was die Romfahrtspredigt in Luzern nicht erreicht hatte. H. Bullinger berichtet darüber:

„Diſes jars ward zuo herpſt nach den jarläuffen zu den Einſidlen gehallten die Engelwyche, zuo welcher pflägend zuo kummen vil völker vß allerlei landen, inſunderß vß der Eidtgnoßſchafft, gnad vnd Applas zuo erwerben! Dahin werdent allwäg prediger berüefft zuo predigen, die verrümpt im Land ſind. Derhalben der Herr pfläger von Georltzeg M. Ulrychen Zwingli vnd M. Conradten Schmiden, Comthür von Klßnacht, dahin zuo M. Löwen berüefft, daß diſe dry die gantze Engelwyche durus predigend. Vnd dieweyl M. Ulrych Zwingli diſes herpſts ein predig Zürich gethan von Klarheit vnd gwüßne oder vnbetrogenliche des wort Gottes, glich wie er diß jars ouch ein andre vßgan ließ von der ewig reinen Magt Maria der nuoter Jeſu Chriſti, mag darus wol erlernet werden, was er merteyls an diſer Engelwihe habe geprediget.“

Wir haben über dieſe Volksmiſſion auch andere Nachrichten. Die Predigten wurden nicht in der Münſterkirche, ſondern vor zahlloſen Pilgern im Freien, auf dem Brüel, gehalten. Die Auf-

nahme des Gotteswortes war eine ſehr verſchiedene. Das Volk war höchſt unzufrieden und ſchließlich derart aufgebracht, daß es die Prediger von der Kanzel jagte und vertrieb. Es müſſen die Prädikanten mit ungewohnter Beredſamkeit aufgetreten ſein und ihre Lehren rückhaltlos vorgetragen haben. Mykonius konnte an Zwingli ſchon am 23. September 1522 ſchreiben: „Es werde in Luzern vieles geſprochen; Propſt Jakob Ratzenhofer, 1519—1531, ſei über ſein Auftreten des Lobes voll: „De te quæ dicantur nec libet nec possum scribere. Unum tantum ex præposito nostro, qui dixit, nunquam se vidisse hominem pro suggestu concionantem, cuius gestus aptiores fuerint, atque adeo nunquam audisse, qui omnia dicat audacius“. Ueber den Eindruck, welchen die Predigten der Miſſionäre auf die Laien übten, wußte Landſchreiber Stapfer ſeinem Freunde Zwingli zu melden: Dieſe Predigten fließen nicht aus dem guten Grunde des Evangeliums, ſondern aus Haß und Neid. Die Prädikanten ſeien Leckersbuben, „nebulones“; ſie ſchmähen auf geiſtliche Fürſten und Pfaffen, ſchmeicheln den weltlichen Herren und dem Volke. Sie leben nicht ihrer Lehre gemäß, ſonſt würde das Volk beſſer auf ſie hören und ihnen in Menge zufallen. Sie miſchen ſich zu ſehr in die Politik und jagen nach Pfründen, damit ſie leichter der Sinnlichkeit mit Weibern, Tanzen, Muſizieren und Pfeifen fröhnen können. Die Antwort Zwinglis auf das Anbringen, dieſe Vorhalte zu berichtigen, iſt nur als Bruchſtück erhalten. Es geht daraus hervor, daß er ſich nicht als leidenſchaftlichen Ruheſtörer, ſondern als friedliebenden Freund und Wächter des Vaterlandes betrachtete.

Die Vorgänge an der Engelweihe hatten noch andere Folgen. Die Schirmherren zu Schwyz beſannen ſich auf ihre Pflicht, dem Vorgehen des Pflegers gegenüber den Beſtand des Gotteshauſes eifriger als bisher zu wahren. Das Kapitel der IV Waldſtätte warnte vor den Gefahren des neuen Evangeliums. Der ſüddeutſche Adel zeigte ſich ſehr entrüſtet über die Vorgänge zu Einſiedeln und wollte von den Predigten der Pfäfflein abſolut nichts wiſſen. Schon am 23. September 1522 ſchrieb Mykonius an Zwingli, in Luzern gehe das Gerücht, der Pfleger und ſeine Freunde würden nächſtens vertrieben: „fama circumfert, Administratorem cum omnibus suis propediem expulsum iri a laicis.“ Auch H. Glarean in Baſel und H. Zwick in Konſtanz wiſſen nichts Erfreuliches.

Der Pfleger wird von den Schirmvögten argwöhnisch beobachtet; seine Stellung ist erschüttert und er kann nichts mehr tun ohne Einwilligung der Herren zu Schwyz. Er wagte fast jetzt kaum, Oswald Myconius an die Stiftsschule zu berufen und traute der Gunst seiner Schirmvögte nicht mehr. „Nostra res Dei gratia salvis: quamdiu latet!“ schrieb der Pfleger am 2 November 1522 seinem Mitbruder in Zürich. Auch Abt Konrad von Rechberg fühlte sich mit der Haltung des Pflegers unzufrieden. Im Frühjahre 1523 besorgte bereits ein obrigkeitlicher Pfleger die Ökonomie des Gotteshauses

Bessere Erfolge hatte das Evangelium in Zürich. Mit Recht konnte Zwingli schreiben, die Predigt des göttlichen Wortes gedeihe daselbst ohne jeden ernstlichen Widerstand Am Stifte zum Großen Münster geschahen sehr wichtige Änderungen Dr H. Utinger wurde zum Kustos, Hans Schmid, Helfer an der Leutpriesterei, zum Chorherrn gewählt Zwingli resignierte am 2 November 1522 die Plebanie, der Rat befahl dem Kapitel, zwar die Pfründe sofort zu besetzen, aber die Kanzel U Ulrichen nach dessen Erbieten auch ferner zu belassen Die geistliche Gerichtsbarkeit des Stiftes und des Bischofs wurde vom Rate angefochten, widerspenstige Geistliche gegen die geistlichen Richter in Schutz genommen So brach W Röubli in Wytikon das Fastengebot, predigte gegen Zehnten und Abgaben, Zölibat und Kindertaufe und schmähte gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten, ohne daß der Einspruch des Kapitels als Patronatsherr gehört wurde Rudolf Ammann, Pfarrer in Regensberg lästerte Bischof Hugo und die geistlichen Richter in Konstanz als reißende Wölfe im Schafpelze, er predigte gegen Verehrung und Anrufung der sel. Jungfrau und der Heiligen, Wallfahrten, Sakramente und andere heidnische Abgötterei. Seine Messe las er in Pantoffeln und roten Hosen. Meister Rudolf verantwortete sich vor dem Magistrate, er habe mit dem hl Evangelium und der Lehre St. Pauli sein Völklein auf den Weg des Heiles bringen wollen, und bestritt, daß er die Sakramente verachte oder durch seine Kleidung ein Ärgernis gebe Immer häufiger wurde auf Grund des hl Evangeliums die Verweigerung von Zehnten und Abgaben, das Schmälzen und Schmähen kirchlicher Einrichtungen.

Mit Recht konnte sich Zwingli zu Ende des Jahres 1522 eines großen Erfolges rühmen. Im Kapitel des Stiftes war er das geistige Haupt, dem niemand mehr zu widersprechen den Mut besaß; die ganze Seelsorge, Predigt und Schule ruhten in seinen Händen und treu ergebener Freunde. Bei den Magistraten stand er als Berater im höchsten Ansehen; seine Stimme gab bereits in allen kirchlichen Fragen den Entscheid. Ohne seine Gutheißung durfte nichts mehr gedruckt oder im Buchhandel verkauft werden. Aus Bern, Basel, Konstanz und St. Gallen, aus Deutschland, selbst aus Grenoble kamen tröstliche Nachrichten über die Fortschritte des Evangeliums.

Von Basel aus knüpfte durch Brief vom 10. November 1522 mit Zwingli ein persönlich unbekannter Mann Verbindungen an, welche für die nächste Zukunft schon von größter Bedeutung werden sollten. Johannes Hausschein aus Weinsberg in Schwaben war soeben nach Basel gekommen. Er wohnte als Gast bei Buchhändler Andreas Kratander und übernahm dann eine Helferstelle an der St. Martinskirche. Befreundet mit den Humanisten und Litteraten in Basel, vernahm er bald das Lob Zwinglis und bewarb sich eindringlich um dessen Freundschaft, „familiaritas". Ohne ihn nur zu kennen, versichert er ihn zum voraus seiner Liebe und Ergebenheit mit Worten, welche beweisen, welchen Ansehens sich Zwingli allüberall bei der humanistischen Reformpartei erfreute.

„Quis non amaret eum, qui Christi negotium tanta diligentia agit? qui oves suos tanta fide pascit? Qui lupis tam metuendus est? qui se murum opponit pro domo Israel? Qui nobis priscos illos religionis cultores verbo et moribus exprimit? Nam haec et multa alia narrarunt mihi de te, quibus fidem libenter habeo, et propterea tibi gratulor! Tu pro humanitate id officii boni consules, vel eius praesertim nomine, qui charitatis est author et charitas ipsa. Precor Deum, ut spiritum tuum ita locupletet, roboret, accendat, foecundum faciat, quo mihi id genus laeta nuntia saepe de te afferantur, imo de Evangelii Christique per te gloria. Unde et ego, licet in eorum numero sim, qui ad saeptas sedent, saepe accendar, ut et tibi gratuler, et ut pergas adhorter. Nam hoc mihi permitto, te tanto plausu inhortari non vereor. Nec mirum! Acclamant enim in caveis certantibus non solum magnates, sed

et triviales. Perge igitur et Tu, et vince non tibi, inquam, nam forte hoc audire nolles; quippe qui scias, non tam nostra quam aliena quærenda. Vince ergo nobis, vince Christo. Fac, mi Zwingli, ut epistilio hoc christianæ cuiusdam familiaritatis jacta sint fundamenta! De epistola non dubito, quin idem in omnes sis!“

Als Johannes Ökolampadius dieſe Empfehlung an Zwingli ſchrieb, war der letztere in einem ſchweren Kampfe begriffen, welcher bereits nicht mehr einzig die Verhältniſſe in Zürich, ſondern auch die große kirchliche Bewegung in Deutſchland berührte.

7. Die litterariſche Polemik gegen die Auktorität des Papſtes.

Im Jahre 1521 war eine anonyme Flugſchrift, „Consilium cuiusdam ex animo cupientis, esse consultum et Pontificis dignitati et christianæ religionis tranquillitati“ erſchienen, welche in deutſcher und lateiniſcher Sprache geſchrieben war, und den Zweck verfolgte, die öffentliche Meinung wider die päpſtliche Auktorität aufzureizen. Der Verleger, A. Kratander in Baſel, ſandte ein Exemplar der Schrift an Dr. Joachim von Watt, mit dem Bemerken, der Stil der Schrift ſei erasmiſch. Dieſelbe beſtand aus drei Teilen: dem „Consilium“, den „Acta“ der Löwener und Pariſer Theologen gegen Dr. M. Luther, und der „Apologia Christi Domini nostri pro Martino Luthero ad urbem Romam.“ Erasmus verſicherte, feierlich, daß ihm die Schrift mißfalle; er kann alſo deren Verfaſſer nicht ſein. Dr. J. Vadian ſchrieb das „Consilium“ ſeinem Freunde Zwingli zu. Von Zwinglis Autorſchaft findet ſich in ſeinen Briefen keine Spur, doch ſtand er mit den Basler Humaniſten in regem Verkehr; er kann alſo zur Abfaſſung des „Consilium“ mitgeholfen haben. Andere rieten auf Ulrich von Hutten als Verfaſſer. Sei dem wie immer, das „Consilium“ nebſt „Acta und Apologia“ finden ſich nicht nur unter Zwinglis ächten Schriften aufgenommen, ſondern ihr Geiſt iſt auch der Seinige. „Consilium und Apologia“ gehören zum Ärgſten was zu Beginn des „Lutheriſchen Handels“ wider die Auktorität des Papſttums und der Theologen gedruckt wurde. Die „Apologia“ iſt eine äußerſt gehäſſige Kritik der päpſtlichen Politik auf Grund der Humaniſtenlitteratur.

Ganz dem Standpunkte Zwinglis, welchen er ſchon im „Archeteles“ vertrat, entſpricht der Vorſchlag, das Urteil im „Lutheriſchen Handel“, welchem der Anonymus perſönlich ferne ſtehe, an Laien zu

verweisen. Kaiser Karl V., die Könige Heinrich VIII. von England und Ladislaus von Ungarn sollen Schiedsrichter, „arbitros", bestellen, welche über diese „res fidei", die Erhaltung des reinen Evangeliums gegenüber den Anschlägen des Papstes zu entscheiden haben, und zwar ohne, bezw gegen den hl Stuhl. „Verum est", lautet die These, „ad Romanum Pontificem pecul iariter pertinere cognitionem de rebus fidei. Nec est illi jus suum adimendum. Tamen propter hoc bonus patietur hoc negotium alus committi viris eximiae doctrinae spectataeque probitatis et integritatis, in quos nulla cadat suspicio vel quod metu aut spe velint adulari summo Pontifici contra veritatem evangelicam, vel quod adversae factioni humano studeo favere."

Besser als unter Leo X. gestaltete sich die kirchliche Lage, als Papst Hadrian VI die Regierung übernommen hatte. Derselbe war im August 1522 aus Toledo zur Krönung nach Rom gezogen. Sein Pontifikat wurde von allen Einsichtigen mit Freuden begrüßt. In Deutschland war es besonders Erasmus von Rotterdam, welcher seine Hoffnung aussprach, der neue Papst, sein Landsmann, sei als Freund der Humanisten der Mann die ersehnte Reformation der Kirche durchzuführen. Erasmus trat auch mit Papst Hadrian VI. sofort in Briefwechsel über die Reformfrage. Er nahm gegenüber der anti-kirchlichen und revolutionären Bewegung in Deutschland sofort eine zurückhaltende Stellung ein, und bemühte sich, seine Schüler und Freunde mit Zutrauen gegenüber dem Oberhaupte der Kirche zu erfüllen. Er selber mochte sich damals mit der Hoffnung schmeicheln, als Berater des Papstes nach Rom gezogen, wohl gar Kardinal zu werden.

Von ganz anderer Gesinnung war Ulrich Zwingli. Als Hadrian VI. gekrönt wurde, hatte er den Bruch mit Kirche und Papsttum bereits vollzogen. Sofort nach seiner Krönung sandte der Papst den Legaten Franz Chieregati an die deutschen Fürsten und ließ dem Reichstage zu Nürnberg gemeinsam mit dem kaiserlichen Botschafter Matthäus Lang, Erzbischof zu Salzburg, schon im September 1522 sein Regierungsprogramm unterbreiten: Friede zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I., Krieg gegen die Türken, welche Rhodus belagerten, Ofen, Wien und ganz Ungarn bedrohten, durchgreifende Reform der Kirche und der römischen Kurie, Unterdrückung der lutherischen Irrlehre durch ein allgemeines Konzil. Die Vorschläge des Papstes

arden mit Ruhe und Würde entgegengenommen, von Kaiser arl V und dessen Bruder Ferdinand aufrichtig begrüßt und äftig unterstützt.

Nach Zürich sandte Papst Hadrian VI. den Legaten Ennius ilonardi nebst Gardehauptmann Kaspar Nouft, zwei sehr an-ehene Männer. Se. Heiligkeit dankte der Stadt durch Schreiben om 10 Oktober 1522 in edler Sprache für ihre stets dem hl. tuhle erwiesene Treue, und bat eindringlich, die erprobte Ge-innung auch künftig zu bewahren. Se. Heiligkeit versprach den chuldigen Sold auszuzahlen, sobald es die päpstlichen Finanzen ermöglichen. Gesandtschaft und Schreiben fanden wohlwollende ufnahme beim Magistrate und einem Teile des Klerus. Wie n Deutschland war auch in Zürich und andern Orten der Eid-enossenschaft der Fortgang des Evangeliums ernstlich bedroht. Treue Anhänger scheuten kein Mittel, die Gefahr abzuwenden und ewalteten in Wort und Schrift eine leidenschaftliche Tätigkeit.

Zu Ende November 1522 erschien anonym, ohne Angabe des Druckortes, aber mit den Lettern von Chr. Froschauer, in la-einischer Sprache eine maßlos heftige Streitschrift gegen Papst adrian VI., dessen Friedenspolitik und Reformbestrebungen. „Suggestio deliberandi super propositum Hadriani Pontificis Romani Norimbergae factum ad principes Germaniae. A quodam pio tum in communi rei publicae christianae tum privatim Germaniae favente scripta."

Verfasser dieses Pamphletes ist Mag. Ulrich Zwingli, seinen Freunden verbarg er als Eidgenosse in wohlberechneter Absicht. „Nomen nostro non inutus sed arrogantiae notam declinandi causa reservamus." Das Originalkonzept liegt noch in Zürich, und ohann H. Bullinger bezeugt Zwingli ausdrücklich als Verfasser der „Suggestio". „Zwingli schreib damals ein radt vber des bapsts Antrag vnd ließ ihn drucken, doch ohne sinen namen, daß er vnder haß hätte, vnd dister lieber gelesen wurde. Es sind fünf Bogen, vnd luth der tittel. „Suggestio deliberandi super propositum Hadriani." Vermanet yedermann, vffzuosähen vff Hadrianum, der daruff gange, das er vnder vnd in des Luthers namen das Evangelium vndertrucke." Zwingli war am 2. November 1522 durch seinen Freund Michael Hammelburger, Schulmeister in Ravensburg, auf die Vorgänge zu Nürnberg aufmerksam

gemacht, und dadurch zur Abfaſſung der „Suggestio“ veranlaßt worden. Die Legaten Fr. Chieregati und Matthäus Lang haben öffentlich die Ausrottung der lutheriſchen Sache in Ausſicht geſtellt, und ſogar Erasmus ſei als Häretiker verurteilt worden. Aus dem Programm des Papſtes werde nichts. „Parturiunt montes, et nascetur ridiculus mus. Si deus pro nobis, quis contra nos!“ Erasmus ſei allzulahm für die Sache des Evangeliums, „lenis et mansuetus, quia caro timet capiti, ne periculo illud subiiciat, nec minus timet amiculis.“ So ſchrieb Hammelburger; Zwingli griff nur ſeine Gedanken auf.

Gleich im Anfange der „Suggestio“ ſtellt ſich Zwingli den deutſchen Fürſten und Ständen als Nachfolger des Propheten Amos, des Hirtenſohnes, „humiliter“ als Ratgeber, hin. „Nam et Amos de grege vocatus spiritu cœlesti imbuitur, ut universum populum Israeliticum arguat. Ego vero humiliter modo suggero, quomodo ipse rem totam expenderim, idemque vos facere per Jesum Christum oro!“ Die Friedenspolitik des ſiebenzigjährigen Papſtes, „imbellis vetulusque sacerdotulus“, deſſen Notſchrei gegen die Türken wurde als ein tollkühnes Unterfangen des vorgeblichen Stellvertreters Chriſti hingeſtellt: propositum et facinus audax, quod Christi mansuetissimi sacerdos et vicarius, ut interim donem, promittere audet, quasi ex se omnia pendeant.“ Die Reform der Kirche ſoll der Papſt mit ſeiner Kurie, den Kardinälen und Biſchöfen beginnen. Von Rom aus haben ſich Üppigkeit und Mißbräuche über die Chriſtenheit verbreitet. Schwerlich ſind die Reformen, welche „Hadrianus noster“ verheißt, ernſter gemeint als die Verſprechen früherer Päpſte und die rein äußerlichen Disziplinarbeſchlüſſe der Baslerſynode. „Atque haec anilia delirnamenta reformationem Ecclesiae audent adpellare.“

Der Kampf der „Romanenses“ gegen Dr. M. Luther, welcher ſeinen Gegnern geiſtig weit überlegen iſt, gleicht genau dem Kampfe, welchen die Juden gegen Chriſtus geführt haben. Es gibt auch Schwachmütige, welche Dr. M. Luther und das Evangelium verleugnen, wie Petrus den Herrn Chriſtus verleugnet hat. Dagegen werden die treuen Seelen, welche gleich Dr. M. Luther bereit ſind, alles für Chriſtus zu leiden, mit Martern und Qualen bedroht: „trucidentur, urantur, vinculis et pedoribus confodiantur!“ Sie mögen mutig und getroſt für Chriſtus, der

für ſie geſtorben iſt, in Kampf und Tod gehen. Fürſten und Stände mögen die Schmach, „flagitium“, von ſich ferne halten, daß ſie die wahren Jünger und Nachahmer Chriſti verfolgen und einen blutigen Bürgerkrieg über Deutſchland heraufbeſchwören. Denn die Römer wollen nicht den Frieden, ſondern ein Meer des Unheiles, „lernam malorum“, über Deutſchland bringen. In Dr. M. Luther will der Papſt, wie Briefe beweiſen, unter Beihülfe des Kaiſers und ſeines Bruders das hl. Evangelium ausreuten, Deutſchland unterdrücken und die Weltherrſchaft in der Römer Gewalt bringen. Die Fürſten aber ſollen beobachten, wie die Reinſten und Unſchuldigſten zur lautern Quelle des göttlichen Evangeliums hinſtrömen, wie Magiſtrate und Volk, Gelehrte und Ungelehrte mit Gewalt das Reich Gottes an ſich reißen und nach der himmliſchen Speiſe des göttlichen Wortes verlangen.

Nicht einmal Erasmus iſt vor dem Haſſe der Romuliden ſicher, ſondern wird von ihnen gleich Dr. M. Luther als Häretiker verfolgt. Erasmus hat als gutmütiger und ſchwachherziger Gelehrter, „vir pius et doctus sine controversia“, die Sünde Helis begangen ſtatt mit dem Feuereifer des Elias gegen die Römer aufzutreten. „Hoc peccavit, quod Romulidis istis nimis pepercit, maluitque Heli in morem paterne et blande monere, quam Heliam imitando acerbe objurgare!“

Papſt Hadrian VI. hat verſprochen, er werde nur acht Kardinäle ernennen. Wenn dieſelben göttlichen Rechtes ſind, warum nicht deren mehr? wenn ſie aber nicht in der hl. Schrift gegründet ſind, weshalb dieſe Pflanzſchule der Üppigkeit dem chriſtlichen Volke aufdrängen, ſtatt dieſelbe mit der Wurzel ausreuten? Die deutſchen Fürſten ſollen die Feſſeln der römiſchen Knechtſchaft zerbrechen und nicht länger dulden, daß die Päpſte ihre Söhne zu Kardinälen und Biſchöfen machen und ſie als Geiſeln ihrer Väter in Pflicht nehmen. Eine Reform des Klerus, welche die Biſchöfe und Kardinäle verpflichtet, den Ungläubigen in apoſtoliſcher Armut, „sine pera et sacculo“, das Evangelium zu predigen, iſt weit beſſer als ein nutzloſer und gefährlicher Krieg gegen das tapfere und wohlgerüſtete Volk der Türken, welcher die Chriſtenheit ins Verderben ſtürzt. Die Prälaten werden Chriſto am meiſten Seelen gewinnen, wenn ſie für das Evangelium in den Tod gehen. „Granum enim tritici, si mortuum

foeni, multum fructum adferet!" Die Vorgaben des Papstes sind Lug und Trug, alle seine Absichten gehen dahin, die Einfältigen und Schwachen von der Richtschnur des Evangeliums, vom Gesetze Christi abzubringen, Deutschland unter dem Joche der papistischen Knechtschaft zu behalten. Alle Völker die Deutschen voran, sollen sich zum Kampfe gegen die Romer erheben: „Congregamini populi et vincemini! Audite, universa terra, conformamini et vincemini! Accingite vos et vincemini! Inite consilium et dissipabitur! Loquamini verbum et non fiet, quia robiscum Deus!"

Die „Suggestio" wurde rasch verbreitet und machte überall gewaltiges Aufsehen. Nur Eingeweihte kannten den Verfasser, während Fernerstehende als solchen Ulrich von Hutten oder sonst einen Vertreter des revolutionären Litteratentums in Deutschland vermuteten. Selbst Erasmus von Rotterdam las die Schmähschrift ohne in Zwingli deren Urheber zu vermuten. Schrieb er doch am 9. Dezember 1522 mit größter Entrüstung an diesen selber, welch abstoßenden Eindruck diese Schmähschrift auf ihn gemacht habe. Er spricht sich mit aller Entschiedenheit gegen die verwegene Torheit jener Litteraten aus, welche nicht nur einsichtige und wohlwollende Männer durch ihr maßloses Tun und Treiben ärgern und abstoßen, sondern dem Evangelium den größten Nachteil bereiten: „Ut, si quis extinctam doctrinam Christi cupiat, non possit meliorem præstare operam!" Dann fährt er, unzweifelhaft mit Hinblick auf die „Suggestio", wörtlich fort:

„Exiit aliud rugamentum rugacissimum de Pontifice. Quæ scripsit, si addidisset nomen suum, fortiter insaniisset. Nunc personulas nec minus insulsas rugas absque titulo prodidit. Si tales sunt omnes Lutherani, mihi valebunt quotquot sunt. Nihil unquam vidi dementius his ineptiis. Nisi me brumus hic allinuret, quovis demigrarem potius, quam humus namias audire cogerer. Bene vale, ad Zwingli, et rem evangelicam prudenter et fortiter age!" Anders urteilte des Erasmus Freund, der sächsische Ritter Heinrich von Eppendorf: er las die „Suggestio" mit Begeisterung, „avidissime", und gab sie auch seinem Gesinnungsgenossen Ulrich von Hutten, „et religionis et libertatis Germanicæ unico vindici", zu lesen.

In Zürich waren das Eingreifen des Papstes und das Wirken seiner Botschafter nicht ohne großen Einfluß. Auch in der

Augen vieler Zürcher war Hadrian VI selbst nach dem Zeugnisse von H. Bullinger „ein gar schlechter man, aber furtrafflich gelert und eins guoten frommen wandels; hat gelerte Luth lieb, darum, wo er furnemme wust, ward er an in und machet mit inen kundschaft. Dannenher er ouch hernach ein Breve an Mstr. Ulrich Zwingli sandt durch Emmum Frisonarium, als harnach an sinem Ort folgen wirt." Zwingli selber weiß am 20. Dezember 1522 einzig von französischen Umtrieben zu berichten: „Figuri enim boni habent, quam quod Francica pars sua quondam agit, quod quidem ferrem, nisi et ipsi Christo nocere studerent." Aus Briefen an den bedrängten Myconius in Luzern geht hervor, daß er den Sturz des „pseudochristiani" für Zürich nicht mehr befürchtete, aber als „magnus animus" nicht zufrieden war: „nisi etiam idola everterit et omnem cultum eorum."

Der Widerstand kam von anderer Seite. Am 15. Dezember 1522 tagte die Tagsatzung in Luzern den Beschluß: „daß jeder bott an sin herrn und obern bringen solle zuo ratschlagen, und wie der ort bi den sinen versehen und abstellen, daß nun hinfür solche nuwen predigen nit mer beschehind, und insunders nit sinen Eidgenossen von Zürich und Basel geredt, das si bi inen nit drucken solicher nuwen buechlin abstellen. Dann es ist zuo besorgen, wo man solichem nit dapfern widerstand tuon wurde, daß daraus große unruow und schad uferstan wurd."

In Zürich selber erhoben sich neben zahlreichen Gegnern des Evangeliums die Freunde der Pensionen und Solddienste, Anhänger des Papstes und des Königs von Frankreich. Geistliche und Laien hatten wieder Pensionen angenommen. Zwingli predigte wider dieselben und erzielte einen ganzen Erfolg. Die Mandate gegen Jahrgelder und Reislaufen wurden erneuert und von Rats, Burgermeistern und Räten feierlich beschworen. „Anno Domini 1522, uf sant Thomas des zwolfbotten abent, nach imbiß, nach meister Ulrich Zwinglis predig, die er zum Frowenmünster thon hat, habend all weltlich priester, herr probst, all chorherrn, caplanen und helfer zuo allen kilchen müeßen schweeren den brief, die pensionen betreffende, kein, weder vom bapst, keiser, küng, fürsten und heren noch niemads zuo nemen; als dann klein und groß räth der statt Zürich ouch ze schweeren und ze halten haben. Also mordes uf sontag, war sant Thomastag, schwuorend burgermeister und

rät denselben brief im Großenmünster Zürich." Damit war der Sieg für Zwingli auf politischem Gebiete ein vollständiger. Es galt nun, auf kirchlichem Gebiete ebenfalls den letzten Widerstand der Gegner zu brechen und Zürich von dem Verbande mit der alten Kirche endgültig loszureißen. Der Boden für dieses entscheidende Vorgehen war bei Klerus, Magistrat und Volk längst bereitet.

Jede Verständigung mit Papst Hadrian VI und Bischof Hugo mußte vereitelt werden, um Magistrat Zwinglis immer noch sehr bestrittene Stellung und den Fortgang seines Evangeliums zu sichern. Mittel für diesen Zweck waren in den Augen von Zwingli die Beseitigung jeder hierarchischen Gewalt und Autorität des Papstes, der Bischöfe, der Kirchenväter und Konzilien, sodann die Übertragung des gesamten Kirchenregimentes, auch des endgültigen Entscheides in Glaubenssachen an den Rat, doch unter dem Vorbehalte, daß dieser Entscheid zu Gunsten der Predikanten falle, welche „an der Kanzel das Gotteswort dem gemeinen menschen truwlich vnd ganz verkundend", dafür aber von den Gegnern als Irrlehrer und Häretiker betrachtet wurden.

„Zuo anfang des 1523 jars vnd auch in dem volgenden hat sich", wie H. Bullinger schildert, „so viel schelltens vnd schmachens des Zwinglis predigen zuogetragen, das er fürohin anders nit kondt, dann komen für Radt vnd da sich dises vnbills zu erklagen, mit höchster begird vnd vermanen, das er doch an der kanzel ernstlich trewdt, das man im halten wolte ein gesprach, vnd das er imer leer offenlich rachenschaft geben möchte vor den anwälten des Bischofs von Constanz vnd allen gelerten vnd vngelerten, so er dann vnracht hatte, wollte er sich nitt nu wusen, nunder auch straaffen lauen. Hatte er dann racht das man dann das racht nit als unracht schalten ließe, sonder schirmte vnd furderte. Mit vil andern derglichen worten mee. Vnd nach vilfaltiger erwägung dieses schweren Handels ward man eins in Raten vnd Burgern ein Disputation vßzuschriben. Es ließ auch Zwingli nach dem Vßschryben der Disputation vßgan die houptartikel haltender Disputation durch den druck, daß sich menklich darnach haben konnt."

Der Zeitgenosse Hans Salat berichtet anschaulich, wie Zwingli sein Anliegen mehrmals vor den Rat brachte, über die Nachlässigkeit des Bischofs zu Konstanz und den Widerstand klagte, welchen das göttliche Wort zu Stadt und Land von den

Prieſtern erfahre, und die Herren bat, eine Verſammlung ihrer Prädikanten und Gelehrten einzuberufen. Der Rat ſolle auch an die Orte ſchreiben, wo Zwingli ſeine „mithälenden“ habe, ferner ſollen ſie dem Biſchof erbieten, daß er eine Botſchaft dazu verordne.

„Des alles ſy rechts, glimpfs vnd fugs genug hettend, vnd des ewigen namen vnd der von gott vnd aller welt haben, vnd erlangen wurdend, dieweyl der biſchof hierinn nit handlen wette, vnd ja nüt inen zu wider handlen könnte noch möchte, dann ſi allein tractiertend die helig evangeliſch warheit, vnd werend dermaas erlüchdt, das er nit ſorg trüge, obſchon er, Zwingli, ſampt allen glerten ſchwigen könde, nun me ein burgermeiſter vnd rat vnd ſchier jeder ſunders vnder inen ir handlung vnd evangelium erhalten vor aller wellt. Mit ſemlichen Streichen facht er täglich, ſamentlich vnd ſonderlich mit den Zürchern. Item ſollend ouch ſolch ir anſechen den eydgnoſſen früntlich zuſchryben, ire glerten vnd predikanten harzu verordnen vff einen ernempten tag; dann er nit lenger lyden kond noch wett, ſich alſo offenlich an cantzlen vnd ſuſt von menclichem zu kätzern vnd verbeſzen, welches man mit einem ſolchen geſprech verkon vnd menclichen das mul verbinden möcht. Des handlens fand er ouch volg vnd byſtand zu Zürich by beden räten; namend die ſach zu handen, ſchrybend vs, ernamptend den tag. Vnd ſumpt ſich aber Zwingli nit; fuor mit ſinen pratiken tags und nachts zu fins glychen.“ Übrigens war ſich Zwingli der Schwere und Verantwortung ſeines Unterfangens, den Bruch mit der Kirche zu vollziehen, wohl bewußt. „Varie jactor, piissime et doctissime Oecolampadi“, ſchrieb er am 14. Januar 1523, „immotus tamen maneo, non meis nervis nixus, sed petra Christo, in quo omnia possum. Is enim est, qui me confortat et animat! Cum enim hinc tristibus Evangelii nuntiis dejicior, illinc lætis profectibus levor et fulcior; minatur alius mille mortes, reficit alius christianis scriptis.“

IV. Zürich im offenen Kampfe gegen die katholische Kirche.

1523—1525.

1. Die erste Zürcher Disputation, 29. Januar 1523.

Am 3. Januar, Samstag nach Beschneidung Christi 1.23 erging von Burgermeister, Rat der vierzig und Rat der zweihundert das Mandat oder die Beschrybung an alle und jede Leutpriester, Pfarrer, Seelsorger und Predikanten des Gebietes der Stadt und Republik Zurich, sie mogen auf den Tag nach Kaiser Karolustag, 29. Januar 1523, zu gewohnter Ratszeit auf dem Rathause vor Burgermeister und Raten erschienen. Dort sollen sowohl jene sich einfinden, welche „an der Kanzel das gottswort dem gmeinen menschen verkunden, vermeinend, das Evangelium truwlich vnd gantz geprediget zu haben, als jene welche die andern schelten, als ob sy nit geschickt vnd formlich handlent, vnd dargegen auch die andern widerum als irrig er verfuerer vnd letzer nemend.“ Diese letztern anerbieten sich „allweg irer ler mit göttlicher gschrift einem jeden der begerenden rechnung vnd bescheid ze geben. Gottes ere, friden vnd einigkeit ze willen ist der Gn. Herren Befehl, daß beide Teile vor ihnen, mit warhaft göttlicher gschrift, in tütschen zungen ihre Meinung widerfechten.“ Dem Gespräche werden die Herren mit etlichen Gelehrten aufmerken, und „was sich mit gottlicher gschrift und warheit erfindt, werden wir ein jeden heimschicken mit bevelch fürzefaren oder abzestan, dardurch nit nur vnd nur ein jeder alles das in guot bedunkt, an grund der rechten gottlichen gschrift an der kanzel predige.“ Auch der Gn. Herr zu Konstanz kann dabei sein, wenn er will, oder sich durch seine Anwalte vertreten lassen.

„Ob aber jemants dannathin widerwartig sin wollte vnd nit rechte göttliche ler erschiennte, mit dem werden wir nach unser erkantnuz witer handlen, daß wir lieber entlan sin wölten. Wir sind ouch guoter hoffnung zuo Gott dem allmechtigen, er werde die, so das liecht der warheit ernstlich suochent, mit demselben gnadenklich erluchten, vnd daß wir dannathin in dem liecht als sun des liechtes wandlen.“

Am gleichen Tage ernannte der Rat eine Zenſurbehörde, welche Alles, was in Zürich gedruckt würde, beaufſichtigen mußte. In derſelben ſaß, nebſt zwei Ratsherren und Dr. H. Utinger, als erſter Zenſor Mag. Ulrich Zwingli. Derſelbe war ohne Zweifel ſowohl Urheber der Bücherzenſur als Redaktor der „Beſchrybung“ zur Disputation. Den Sieg des Evangeliums und die Beläſtigung ſeiner Gegner mit „pen vnd ſtraaff“ war, wie ſchon H. Salat bemerkt, zum voraus beſchloſſene Sache, Zwingli leitete alles; er war in Zürich Burgermeiſter, Rat und Zweihundert, auch Stadtſchreiber in einer Perſon. Freilich begegnete die Disputation ernſten Bedenken. Umſonſt riet Mag. K. Hoffmann, die Theſen und Beſchlüſſe dem Biſchof zu Konſtanz und den Theologen zu Paris, Löwen oder Tübingen zu unterbreiten. Glarean hätte zwar das Religionsgeſpräch lieber in der Gelehrten- und Humaniſtenſtadt Baſel geſehen. Er iſt jedoch voll freudiger Begeiſterung über das Vorgehen der Zürcher, und zweifelt nicht, Chriſtus werde dabei zugegen ſein. Glarean hat ſoeben geheiratet und ſeine Geſundheit erlaubt ihm nicht, im Winter nach Zürich zu reiten. Auch Ökolompadius hat ernſte Erwägungen; er erwartet bei der milden Gemütsart ſeines Freundes von Wortgezänke mehr Schaden als Nutzen für die Sache des Evangeliums. Kränklichkeit hindert ihn bei der Winterkälte nach Zürich zu reiſen, doch gibt er dem Freunde kluge Ratſchläge:

Zwingli hat das Wort Gottes voraus und wird ſelbſt mit Dahingabe des Lebens kein Jota davon laſſen; nicht ſein Kopf, ſondern der klare Verſtand göttlicher hl. Schrift wird oberſter Schiedsrichter ſein. „Nihil tuo capiti tribues, sed primæ in omnibus partibus erunt S. Scripturæ, atque adeo, qui per illos loquitur. Et illæ solæ judices sint inter te et adversarios. Arbitri, qui futuri sint, ignoro, spero tamen viros fore bonos et pios, veritatem maximo loco habentes etiam irato toto orbe. Sed iterum fraudes antiqui hostis mihi suspectæ sunt, ne forte aliqui ex his parum exercitatas mentes habeant, et magis quid fieri soleat, quam quæ sit voluntas Domini pia et sancta curent. Precor illis spiritum sapientiæ et fortitudinis. Dominus Jesus sit tecum et per te adversarios vincat et destruat; eos autem, qui sui sunt, soletur et exaltet!“

Mehr liegt Ökolompadius daran, daß alle ſcholaſtiſchen Streitfragen durch Magiſtri, Doktoren, Generalvikare und Prä-

laten, welche nur körperlose Schatten sind und nichts mehr zu bedeuten haben, ausgeschlossen wurden, und der Rat, „sapientissimus senatus tuus“, den Entscheid in seiner Gewalt habe. Bei allem Bedenken möge Zwingli seine Zuversicht und Ruhe bewahren und die Sache des Evangeliums nicht vor einer Universität wie Basel, sondern in Zürich ausfechten. „Nosti, frater, descendere Christum sicut pluviam in vellus, non esse turbulentum neque clamosum. Habes spectatorem Christum, huic in causa optimo fidito, et sou placere satis puta. Serva erectum animum et modestiam: ceterum Dominus, prout invenerit utile, moderatur negotium tuum!“ Oekolampadius konnte berichten, die Universität Basel werde die Disputation in Zürich nicht beschicken. Glarean wußte zu melden, der alte Dr. Johann Gebwetler habe Zwingli, seinem einstigen Schüler, vorgeworfen, er sei ein Bube und predige Ketzereien, und wer die Disputation berufe, sei ein Bube. Zwingli erhob gegen diesen Schimpf sofort Klage vor Bischof, Rat und Universität. Erasmus hatte sich gegen Glarean unklar oder nachdenklich geäußert, Zwingli sei der richtige Mann etwas zu wagen und von ihm lasse sich alles hoffen. Die Sache gehe Zürich allein an und es freue ihn, wenn dort Christus Erfolg habe.

Zwingli entfaltete zunächst durch zahlreiche Schreiben an Freunde eine rührige Tätigkeit. Seine Hauptarbeit war jedoch die Ausfertigung der 67 Artikel, Thesen oder Schlußreden „conclusiones“, durch welche er vor Bürgermeister und Rat seine Lehre auf Grund göttlicher hl. Schrift zu verteidigen entschlossen war. Sie wurden überallhin versandt. Der Generalvikar zu Konstanz erhielt sie offiziell erst als er in Zürich eingetroffen war. Diese Thesen enthalten in kurzen Sätzen den Inhalt der Lehren, welche Zwingli seit vier Jahren in Zürich gepredigt hatte, den Inhalt des Evangeliums, welches er vor dem Rate zu verteidigen entschlossen war: die Grundlagen des Glaubens und der kirchlichen Ordnung, welche zunächst für Zürich und sein Gebiet, sodann nach Zwinglis ausgesprochener Absicht für die ganze Eidgenossenschaft als göttliche Ordnung des neuen Christentums verbindlich werden sollten. Die 67 Artikel sind, wie eine kurze Uebersicht des Inhaltes beweist, die Kriegserklärung Zwinglis gegen Lehre und Verfassung, Disziplin und Kultus der katholischen Kirche

Die Behauptung, die Bewahrung der hl Schrift geschehe durch Zeugnis und Auslegung des kirchlichen Lehramtes ist Irrtum und Gotteslästerung. Die hl. Schrift allein erweist uns Jesus Christus als Gottes Sohn, Erlöser und einzigen Mittler der Menschheit. Er ist der Christen einziger Hauptmann, und sie sind seine Glieder. Wer einen andern Weg zu Gott und zur Seligkeit sucht und zeigt, verachtet das Evangelium, er ist ein Mörder der Seelen und Dieb. Ohne das Haupt ist die Christenheit, ecclesia catholica, taub und todt; alle Satzungen der Geistlichen, ihre Pracht, Reichtümer, Stände und Titel sind Ursachen aller Unsinnigkeit, man soll sie toben lassen, aber einzig auf das Haupt Christus hören. Dadurch erlernt der Mensch klar und lauter den Geist und Willen Gottes, wird zu ihm gezogen und in ihn verwandelt. Deshalb sollen alle Christenmenschen mit höchstem Fleiße sorgen, daß allenthalben das einige Evangelium gepredigt werde. In ihm steht unser Glaube, alle Wahrheit ist klar in ihm. Jeder Widerspruch gegen dieses Evangelium, wie Zwingli es versteht, ist Unglaube und bringt die ewige Verdammnis. Das Evangelium lehrt uns, daß menschliche Lehren uns zur Seligkeit nichts nützen, daß die Päpste, wenn sie sich als oberste Priester ausgeben, Christo, dem einigen und ewigen Priester widerstreben und ihn verschmähen.

Christus hat ein für alle Male das Opfer dargebracht, das ewig währt, und bezahlt. Deshalb ist die Messe kein Opfer, sondern nur Wiedergedächtnis und Sicherung des Opfers Christi und der Erlösung. Ebenso ist Christus der einzige Mittler und Fürbitter, der uns alle Dinge in seinem Namen gibt. Der Christ bedarf daher weder unserer eigenen noch der Heiligen Fürsprache und keines Mittlers, sondern unser Mitgehet soll im Vertrauen bestehen, daß alle Dinge uns allein durch Christus gegeben werden. Desgleichen sind unsere Werke an sich unnütz und unnütz, sie besitzen ihren Wert nur in und durch Christus. Er verwirft Habe und Pracht dieser Welt. Die Pfaffen, welche als Deckmantel des Geizes und Mutwillens in seinem Namen Reichtum erwerben, schmähen ihn gröblich. Der Christ steht über Zeit, Ort und Menschensatzungen, er kann daher zu Pflichten, welche Gott nicht befohlen hat, niemals angehalten werden. Damit fallen Fasten- und Abstinenzgebot, Feiertage, Tempelgesang und

Wallfahrten, Ordensgelübde und Zölibat, Kirchenbann durch geiſtliche Obern ohne Zuſtimmung der Gemeinde, des Papſtes und der Biſchöfe böſer Gewalt, alles Gut der Tempel, Klöſter, Pfaffen, Mönche und Nonnen. Orden, Sekten, Rotten, Kutten und Platten ſind ſchwere Gleißnerei und Verrücktheit.

In der hl. Schrift iſt keine weltliche Gewalt und Pracht der Geiſtlichen anerkannt, ſondern die Lehre Chriſti kennt nur eine weltliche Gewalt der Laien, ihr gehören alle Rechte, welche der geiſtliche Staat als ſein Gebiet vergibt. Die weltliche Obrigkeit hat die Pflicht, das Evangelium zu handhaben und zu ſchirmen, ſolche, welche dasſelbe verärgern, zu ſtrafen und zu tödten, den Untergebenen mit Rat und Hülfe zu dienen, mit Gott in allem zu herrſchen. „So aber Oberkeiten untrüwlich uſſer der ſchnuor Chriſti faren wurdind, mögend ſy mit Gott entſetzt werden.“

Gott allein läßt die Sünden durch Jeſus Chriſtus nach: wer ſolches der Kreatur zuſpricht, nimmt Gott die Ehre und gibt ſie dem Menſchen, treibt Abgötterei. Die Ohrenbeichte, „lüſelbycht“, gilt nicht zur Nachlaſſung der Sünden und auferlegte Bußwerke ſind unnütz, weil Chriſtus für alle Sünden genug getan hat. Die Beichte iſt alſo kein Sakrament, ſondern eine Ratforſchung. Wer etwas anderes ſagt oder tut, irrt, ſchmäht Gott, und „ſitzt an des Tüfels ſtatt“. Gott allein ſtehe Gericht und Urteil über die Abgeſchiedenen zu. Die hl. Schrift weiß von keinem Fegfeuer; doch darf man die Verſtorbenen Gott empfehlen, dafür aber keinen Gewinn nehmen. Weiter entbietet ſich Zwingli zum disputieren über Zinſen, Zehnten, von ungetauften Kindlinen und von der Firmung. Die hl. Schrift kennt weder eine Prieſterweihe noch einen „character indelebilis“, und keine Prieſter, als jene, welche am Wort Gottes dienen. Dieſe allein ſollen erhalten und mit leiblicher Nahrung verſorgt werden, die Ueberflüſſigen, welche ihren Irrtum erkennen, ſollen im Frieden abſterben, ihre Pfründen darnach chriſtlich verordnet werden. „Die ſich nicht — zum Evangelium — erkennen wöllend, wird Gott wol mit inen handlen. Darum man mit jren lyben keinen gwalt fürnemen ſoll, es wäre denn, daß ſy ſo vngeſtaltlich fuorind, daß man deß nit embeeren möcht. Es ſöllend alle geiſtlichen fürgeſetzten ſich ylends niderlaſſen, vnd einig das krüz Chriſti, nit die kiſten vfrichten, oder ſy gond um, denn ich ſag dir, die ax ſtat am boum!“

Am 29. Januar 1523 vormittags verſammelten ſich Räte und Geiſtlichkeit auf der großen Ratsſtube. Nebſt den Geſandten des Biſchofs zu Konſtanz, Dr. Joh. Fabri, Generalvikar, Fritz Jakob von Andwil, Hofmeiſter, Dr. theol. Martin Plank, Profeſſor und Pfarrprediger in Tübingen, und Kanzler Dr. Georg Vergenhans, waren die Pröpſte und Äbte der Stifte und der geſamte Klerus von Stadt und Land vertreten. Auch auswärtige Gelehrte von verſchiedenen Univerſitäten waren als Zuhörer anweſend. Die eidg. Orte waren nicht vertreten. Einzig Schaffhauſen hatte Dr. Seb. Hofmeiſter den Beſuch geſtattet. Es wurde dies ablehnende Verhalten ſehr übel vermerkt. Den Vorſitz der Verſammlung, deren Zahl auf wohl 600 Perſonen geſchätzt wurde, führte der greiſe Burgermeiſter Markus Röuſt. Vor dem Burgermeiſterſtuhle ſaß Mag. Ulrich Zwingli, die kampfgerüſtete Hauptperſon der Kirchenverſammlung, an einem Tiſche; vor ihm lag die hl. Schrift in lateiniſcher, griechiſcher und hebräiſcher Sprache aufgeſchlagen. Der Schulmeiſter Mag. Erhard Hegenwald zeichnete die Verhandlungen auf. Deſſen Druckausgabe iſt dem begeiſterten Freunde Zwinglis und des Evangeliums, Abt Joh. Jak. Ruſſinger zu Pfäffers, gewidmet. Hans Salat berichtet über die Disputation genauer nach den Aufzeichnungen eines Katholiken und in Übereinſtimmung mit den Berichte von Dr. J. Fabri an die öſterreichiſche Regierung in Innsbruck.

Neben Zwingli war der bedeutendſte Mann Dr. Johannes Fabri, ſein ehemaliger Freund und Berater, als Generalvikar das geiſtige Haupt der biſchöflichen Regierung zu Konſtanz, ein angeſehener Gelehrter und gefeierter Freund des Humanismus. Er war 1478 geboren zu Leutkirch, einer öſterreichiſchen Landſtadt in Schwaben. Sein Name war Johannes Heigerlin; nach dem Handwerk ſeines Vaters, der Schmied war, nannte er ſich „Fabri“. Zwingli und ſeine Gyrenrupfer nannten ihn ſpöttiſch das Schmiedli oder Heierli. Nach tüchtigen Studien zu Freiburg i. B. wurde der talentvolle Mann zum Doktor beider Rechte promoviert und ſogleich Sekretär der Kurie unter Biſchof Thomas, Pfarrer zu Lindau und Leutkirch. Biſchof Chriſtof zu Baſel beförderte ihn zum Offizial, Leo X. zum „Protonotarius Apostolicus“. Nach vierjährigem Dienſte in Baſel ernannte ihn Biſchof Hugo 1517 zum Generalvikar ſeines Bistums. Nach kurzen Schwanken im

Ablaßſtreite zeigte ſich Dr. J. Fabri als beſonnenen Freund einer kirchlichen Reform, aber als entſchiedenen Gegner der von Wittenberg und Zürich ausgehenden Umſturzbewegung. Er war treuer Freund des Hauſes Öſterreich als herzoglicher Hofrat; ſpäter, 1529, zum Biſchof von Wiener-Neuſtadt befördert, blieb er eifriger Wächter des katholiſchen Glaubens. An der Disputation ſollte der Generalvikar ſich nach dem Wunſche von Biſchof Hugo nur als Zuhörer beteiligen. Ohne gehörig vorbereitet zu ſein, weil er die Theſen zu ſpät erhalten hatte, ließ er ſich von Zwingli unklugerweiſe in die Hitze eines heftigen Wortkampfes hineinziehen. Aus dem Briefe an Joh. Ökolampadius vom 14. Januar 1523 geht hervor, daß Zwingli den Anlaß ſuchte, ſeinen ehemaligen Freund in eine böſe Lage zu bringen; auf der Ratsſtube behandelte er denſelben in überaus roher Sprache. Für die katholiſche Sache war mit dem Eingreifen in das Geſpräch nichts gewonnen.

Auf Seite Zwinglis ſtritten nebſt Komtur K. Schmid, Leo Judä, Abt Wolfgang Joner, „Volcatius Jonerus“, zu Kappel, zwei Barfüßer-Leſemeiſter, Dr. Sebaſtian Hofmeiſter aus Schaffhauſen und Dr. Sebaſtian Meier, aus Neuenburg im Breisgau, Prediger in Bern. Beide waren begeiſterte Anhänger Zwinglis. Jeder ernſte und aufrichtige Kampf war für die Katholiken unmöglich. Zwingli ließ nur ſeine untrügliche Richtſchnur des hl. Evangeliums gelten. Die Chorherren Jakob Edlibach und K. Hoffmann wagten beſcheidene Einreden, wurden aber von den Ratsherren, deren viele offene „Bibly“ vor ſich hatten, verſpottet. Mancher „arme Pfaffe“ ſchwieg angeſichts der drohenden Haltung des Rates mit „pen vnd ſtraff“ für die Widerwärtigen.

Umſonſt verlangte Dr. Fabri, das Urteil über die 67 Theſen ſei drei katholiſchen Univerſitäten zu übertragen. Zwingli erklärte, im Rate ſitzen Männer genug, welche lateiniſch, griechiſch und hebräiſch verſtünden und zu einem Urteil befähigt ſeien. Das Geſpräch ging über den Wortlaut des Theſen weit hinaus, verlor ſich in leidenſchaftliches Wortgezänke und perſönliche Anfeindungen: die Ratsherren verloren völlig ihre Würde als Kirchenväter. Zwingli ſelber verließ, wenn es ihm dienlich ſchien, wie in der Zölibatsfrage, den untrüglichen Grund der hl. Schrift und berief ſich auf Kirchenväter und Synoden. In den Verhandlungen über

Meßopfer und Transſubſtantiation, Beichte, über Verehrung der Heiligen und Bilder ließ er bereits Anſichten durchblicken, welche von den Schwarmgeiſtern geteilt und begrüßt wurden, bald darauf ſogar zum Streite mit Dr. Luther führten.

Weil Dr. Joh. Fabri und Dr. M. Plank nicht zum ruhigen Worte kamen, erklärten ſie, ſchweigen zu wollen. Die beiden Barfüſſer aber verſicherten, es ſei niemand anweſend, der beſſeres vorbringe als M. Ulrich Zwingli. Unter vielem Lobpreiſe vermahnten ſie den ehrſamen und weiſen Rat, im hl. Evangelium tapferlich fürzufaren, damit es in der ganzen Eidgenoſſenſchaft in Anfnahme komme. Nach Schluß der Disputation kam es noch zu einer Auseinanderſetzung zwiſchen Dr. Joh. Fabri und Meiſter Ulrich über die untrügliche Richtſchnur im Gegenſatze des Evangeliums zu den Konzilen und der kirchlichen Überlieferung. Er habe die Artikel erſt während dem Geſpräche genauer prüfen können. „Werend die gantz widrig den ceremonien vnd ſatzungen des gloubens, vnd nachteillig der leere Chriſti; das wette er bewyſen. Das Zwingli im antwurt, ze erwarten güetlich.“ Es waren die letzten Worte, welche zwiſchen Dr. Joh. Fabri und Mag. Zwingli gewechſelt wurden. Dieſelben fruchteten ſo wenig als die frühern Erörterungen.

Seinen Zweck hatte Mag. Ulrich Zwingli erreicht. Um die Mittagsſtunde des 29. Januars 1523, als die biſchöflichen Abgeordneten noch beim Mahle ſaßen, fällten Burgermeiſter und Räte das Urteil und ließen dasſelbe ſofort verleſen. Unter Vorwürfen gegen Biſchof Hugo und ſeine Vertrauensmänner, weil ſie in der Reformation der Kirche ſaumſelig geweſen, mit Dank für die Abordnung der ehrlichen Botſchaft, folgt der Hauptſatz des Mandates, welches für Stadt und Republik Zürich die Lehre Meiſter Ulrich Zwinglis anſtatt der bisherigen kirchlichen Ordnung verbindlich erklärte und jedes Widerreden und Zuwiderhandeln mit harter Strafe bedrohte.

„Dwil aber M. Ulrich Zwingli, zuo dem großen Münſter Chorherr vnd predicant, vorher vil hinderredt vnd geſchuldiget worden, ſo hat ſich vf ſin erbieten vnd offnen ſiner fürgehaltnen artikeln niemans wider in erhebt, oder mit der gerechten göttlichen gſchrift vberſtanden in zuo vberwinden. Vnd als er die, ſo in ein ketzer geſchuldiget, zu merem mal herfür ze gan erfordert,

vnd in niemant einicherley einer kätzery finer leere bewiſt, habent ſich daruf die genannten Burgermeiſter, Rath vnd groß Rat der Stadt Zürich, groß vnrum vnd zwytracht abzeſtellen, nach gehabtem rat erkennt, entſchloſſen, vnd iſt ir ernſtlich meinung, daß M. Ulrich Zwingli fürfaren, vnd hinfür wie bisher das heilig Evangelium vnd die recht göttlich gſchrift verkünde, ſo lang vnd vil er eines beſſern bericht werde. Es ſöllent ouch alle andern ire Lütprieſter, ſelſorger vnd predicanten in iro ſtadt, landſchaften vnd herrſchaften anders nüt fürnemen noch predigen, dann was ſy mit dem heiligen Evangelion vnd ſuſt mit rächter göttlicher geſchrift bewären mögen, deßglichen einandern hinfür dheinswegs ſchmützen, kätzeren noch andere ſchmachwort zuoreden. Dann welliche hierin widerwertig erſchinent vnd dem nit gnuog täten, dieſelben wurde man dermaſſen halten, das ſy ſehen und befinden müeßtend, vnrecht tan ze han."

„Vff ſemlich verleſung ſtand", wie H. Salat ſchreibt", Zwingli vff hochmüetticklich vnd redt: Gott ſig lob vnd dank, der ſin heligs wort in himel vnd erden wil herrſchen; vnd üch, min herrn von Zürich, wird an zwyfel der allmechtig ewig gott in anderm ouch gnad vnd macht verlichen, das ir die warheit gottes, das heilig Evangelium, in üwer landſchaft hanthabent vnd ze predigen fürdernd. Hand des kein zwyfel, das der allmechtig gott wirt üch des im andern läben ergezen vnd belonung geben. Amen!"

2. Dr. J. Fabers Urteil über Zwinglis Lehre. Nächſte Folgen der Disputation.

Dr. Joh. Fabri ſandte ſofort einen lateiniſchen Bericht über die Disputation an Erzherzog Ferdinand und einen vom 6. Februar 1523 datierten, welchen 1895 Can. J. G. Maier in Chur veröffentlicht hat, an das erzherzogliche Regiment zu Innsbruck. Nach dieſem Bericht erhielten die biſchöflichen Abgeordneten die gedruckten Theſen erſt am Vorabende und erreichten nur mit Mühe Zutritt an der Disputation. Umſonſt baten die Abgeordneten, das Disputieren zu unterlaſſen, da es ſich um unbegründete, ſchon vor Jahrhunderten verworfene Irrtümer handle, nichts vorzunehmen, was gegen die Ordnung gemeiner chriſtlicher Kirche wäre. Der Generalvikar habe nicht reden wollen, aber der Pfarrer

der Reffenbach habe ihn durch rohe Anfälle gegen Bischof Hugo zum Sprechen genötigt. Er beteuerte, niemals anderes angestrebt zu haben, als daß das Evangelium gepredigt werde. Er klagte, in den Thesen würden die Irrtümer der Pikarden und anderer Ketzer früherer Zeiten vorgetragen und das Ansehen der Päpste, Konzilien und hl. Väter verachtet.

Dr. J. Fabri, ein ebenso gebildeter Theologe als weitsichtiger Staatsmann, erkannte sofort den Ernst der Lage und machte aus seiner Überzeugung kein Hehl. Ihm bedeuteten die Vorgänge in Zürich große Gefahr für den Frieden in der Eidgenossenschaft und der Einheit der gemeinen Christenheit, unwiderbringlichen Schaden und Nachteil für das Haus Österreich und dessen freundschaftlichen Beziehungen mit Zürich und der Eidgenossenschaft. In plastischen Worten kennzeichnete der Generalvikar die Folgen des neuen Evangeliums und der Zürcher Beschlüsse: „Hindert sich ze trucken die lesen und usslegung der geschrifft von den heiligen vättern, ze verbieten den Bapst, hinzelegen die meß, abtun das fürbitt der lieben heiligen, auch Marie, yngriff ze thun in die geistlichen gietter, das ze tragen essen alle zeyt, die Sonntag und ander fest verachten, alle ee[illegible] ze vertriben, den geistlichen Eetronen ze erlouben. Dann die zu teilen oder ze schmelern die psalmody in den kirchen, verachten der oberer gewalt, in absolution ze vernichten, das fegfur zum Teil widerfechten und abthun, auch andere offenliche enderung fürnemen. Und so der pfarrer in Zürich darüff beharren sollt, der wurd, wär gentzlich ze besorgen, es wurde daruß ein uffruer werden, und nit ein kleiner. Insonders, so die andern eidgnossen darunder sind, ist für Zurich etwas schaden ze besorgen. Und wann die von Zürich an unserm allergnedigsten Herrn, dem kayser, auch dem hochlöblichen hus Österrich lang zit har wol gehandlet, das ich mit ihnen mitliden und bedüren."

Der Entscheid des Rates war unter höchst bemühenden Umständen erfolgt. Wenige Tage nach der Disputation traf in Zürich ein Breve Papst Hadrian VI. „Non dubitamus" vom 24. Januar 1523 ein. Ennius Filonardi tat alles, um den Magistrat in der Soldfrage zu befriedigen und in der Treue gegenüber dem hl. Stuhle zu bewahren. Kaspar Röust stand noch, und zwar mit ausdrücklicher Bewilligung des Rates, an der Spitze der päpstlichen Garde und bemühte sich für Erneuerung der Bündnisverträge.

Die Reichsstände zu Nürnberg zeigten ernsten Willen, den Papst bei seinen Bestrebungen für Reformation der Kirche und Herstellung der religiösen Einheit zu unterstützen. Die Frage eines allgemeinen Konzils wurden ernstlich beraten und von Kaiser Karl V. gefördert. Auch Zwingli sollte, wenn möglich auf Wunsch und Verwenden von Generalvikar Dr. J. Faber, für diese Reformbestrebungen gewonnen werden. Der Papst selber sah an Zwingli durch Ennius Filonardi das Breve „Remittimus" vom 23 Januar 1523, als edel gemeinten Versuch, ihn, den Prälaten der römischen Kirche, für deren Sache zu gewinnen, überreichen. Man anerkannte seine hohe Begabung und die einflußreiche Stellung, täuschte sich aber in seiner Gesinnung.

„Cum de tua egregia virtute specialiter nobis sit cognitum", schrieb der hl. Vater, „nosque virtutem tuam aretius amemus ac diligamus, ac peculiarem quandam in te fiduciam habeamus, mandavimus eidem Episcopo nuntio nostro, ut tibi seperatim nostras literas redderet, nostramque erga te voluntatem declararet. Hortamur ergo devotionem tuam in Domino et illi omnem eidem habeas, et quo nos animo ad honores tuos et commoda tendimus, eodem et tu ad nos nostris et sedis Apostolicae rebus consulas, de quo gratiam apud nos invenies non mediocrem."

Mag. Franz Lingk in Einsiedeln erhielt ebenfalls ein Breve des Papstes mit dem Auftrage, er möge seinen Freund dem hl. Stuhle günstig stimmen. Er versicherte später Myconius gegenüber, Ennius Filonardi habe in persönlicher Rücksprache mit Zwingli denselben die höchsten kirchlichen Würden, mit einziger Ausnahme des hl. Stuhles, in Aussicht gestellt. Freilich waren alle Bemühungen umsonst. Ulrich Zwingli hatte den Kampf um der Kirche entschieden und unbelehrbar aufgenommen; er wandte den Legaten einer äußerst rohen Antwort. „Det Deus Helvetiorum genti mentem amplectendi sermonem suum!" schrieb er am 15 Juni 1523 an Dr. Thomas Wyttenbach. „Nam Pontifex Romanus tentat et rursus imponere. Ac ne hoc ignores, transmisit ad me Breve sub annulo Piscatoris cum egregiis pollicitationibus. At nuntium pro dignitate tractavi; docui enim, quid sit Romanus Pontifex, nempe quod sit Antichristus etc. Longum esset, hanc tandem tragoediam ordiri, quum me avocet conclusionum cura." Der Legat verließ angesichts der Verhältnisse Zürich und verlegte

ſeine Reſidenz nach Konſtanz. Das Bündnis zwiſchen dem hl. Stuhle und den Eidgenoſſen kam nicht zuſtande. Der Tod Hadrian VI. am 1 September 1523, und die Wahl Clemens VII. aus dem Hauſe Medici am 19. November 1523, brachten in die päpſtliche Politik eine gänzliche und verhängnisvolle Wandlung.

Für die kirchlichen Verhältniſſe in Zürich hatte das Mandat vom 29. Januar 1523 ſofort eine Reihe von Ereigniſſen zur Folge, welche den Bruch mit der Kirche unheilbar geſtalten mußten. Zwingli übte bei allen Maßnahmen des Rates für möglichſt raſchen Fürgang des Evangeliums beſtimmenden Einfluß. „Under ſölichem aber Zwingli als ein wüetender löw umbgieng", ſchreibt H. Salat, „mit großer müj, arbeit, angſt vnd ſorg, tag vnd nacht, mit ſinen byſtendern fürzefaren." Schon am 14. Februar 1523 kündigte der Rat Biſchof Hugo den Vertrag von 1506 über die geiſtliche Gerichtsbarkeit in Händeln zwiſchen Geiſtlichen und Laien, und den Bezug der Bußengelder. Der Klerus wurde in ſeiner Weigerung, eine höchſt unkluger Weiſe auferlegte Biſchofsſteuer zu bezahlen geſchützt. In allen Kirchhören wurde durch Ratsboten „Nachgang" gehalten, ob von den Prädikanten das hl. Evangelium dem rechten Verſtändnis göttlicher Geſchrift gleichförmig verkündet werde. Widerſpenſtige Pfarrherren wurden zur Strafe gezogen und abgeſetzt. Abt Andreas zu Wettingen wurde gezwungen, dem katholiſchen Leutprieſter in Kloten einen Helfer beizugeben, welcher das göttliche Evangelium predigte. Simon Stumpf, aufgedrungener Prädikant in Höngg, ein ausgeſprungener fränkiſcher Mönch, ſchalt den Abt, ſeinen Patronatsherrn, auf der Kanzel einen Dieb. Die neugläubigen Prädikanten waren Spione und Ankläger der katholiſchen Prieſter.

Ein außerordentliches Ereignis, vielen ein Ärgernis war es, als am 28. April 1523 Wilhelm Röubli in ſeiner Kirche zu Wytikon mit Jungfrau Adelheid Leemannin „nach der Leer Pauli vnd der apoſtlen" öffentlichen Kirchgang hielt, dieſe Ehe von ſeinem Freunde, Jakob Keiſer, Pfarrer in Schwerzenbach, einſegnen, ſogar durch eine Predigt und köſtlichen Imbiß verherrlichen ließ. Bald darauf taten Jakob Keiſer, Leo Judä, Simon Stumpf in Höngg und Jörg Stähelin in Wyniger den gleichen Schritt. Ihnen folgte als der erſte Geiſtliche des Stiftes zum Großen Münſter Chorherr Hans Schmid. Daß die eine und

andere Braut eine Nonne geweſen, machte das Aufſehen noch größer. Dem Volke wurde bereits gepredigt, Pfaffen, Mönche und Nonnen werden in Bälde abgetan; der gemeine Mann ſei nicht mehr ſchuldig, ihnen Zinſen, Zehnten und Abgaben zu entrichten, ſondern habe ſie als chriſtliches Almoſen für die Armen zu leiſten. Läſterungen gegen die hl. Sakramente und kirchlichen Gebräuche wurden immer häufiger. Es kam bereits zu Tumulten in einzelnen Gemeinden. Mit Mühe vermochte der Rat das Faſtengebot als Staatsgeſetz aufrecht zu erhalten. Propſt und Kapitel in Zürich fanden ſich zur Klage vor dem Rate veranlaßt, daß die meiſten Stiftskapläne ſich weigern, Chor zu halten und Meſſe zu leſen.

Gleichzeitig wurde der Kampf gegen Orden und Klöſter fortgeführt. Der Anfang wurde mit dem zahlreichen Konvente der Frauen am Ötenbach gemacht, um bald nachher in den großen Klöſtern Töß und Seldenau, auch in den kleinern Konventen fortgeführt zu werden. Der Ausgang war überall der gleiche: Auflöſung der regularen Ordnung und Bevogtung durch Ratsverordnete. Die Vorgänge am Ötenbach waren vorbildlich und zugleich gegen die Predigerherren gerichtet. Am 7. März 1523, Feſt des hl. Thomas von Aquin, predigte Leo Judä den Frauen das göttliche Wort. Die Großzahl der 71 Konventfrauen und Laienſchweſtern leiſtete Widerſtand und wurde dabei von den Predigerherren und einigen Laien unterſtützt. Es entſtand ein Tumult um den Predigtſtuhl. Der Rat benützte unverzüglich den „Aufruhr“ als erwünſchten Anlaß, den Predigerherren das Recht der Viſitation, Predigt und Seelſorge im Ötenbach abzukünden und ihnen jeden Zutritt in das Kloſter zu verbieten.

„Vnd ſoll in mitler zit der lütprieſter zu Sant Peter, M. Leo, ſi mit predigen, meßhalten, bichthören vnd andern göttlichen dingen vorſechen. Vnd ſoll hieby den ermeldeten predigerherren luter gſeit werden, daß ſi kuogind vnd fürder in das berüert gotzhus niemer wandlint, weder tags noch nachts. Dann min Herren werdint lüt ordnen vnd ein getrüw vffſechen haben. Vnd wo ſi einen oder mer im gotzhus ergrifent, welten ſi zu demſelben grifen, in fenklichen annemen vnd in den Wellenberg leggen, vnd mit im handlen nach ſinem verdienen.“ Der Wellenberg war ein Gefängnisturm in der Limmat, gleich dem Waſſerturm in Luzern.

Umsonst protestierten beide Konvente gegen diesen Eingriff in wohlverbriefte 270jährige Rechte. Am 14. März 1523 erfolgte der Ratsbeschluß. M. Leo Judä habe sein Amt bei den Frauen im Ötenbach bis nächste Pfingsten 1523 zu versehen. Doch sollen die Frauen „derzyt ouch fry sin der bichtvätter halb, also das ein jede einen weltlichen bichtvatter möge nemen, der erbar und annemem sygy." Der endgültige Ratsbeschluß erfolgte am 17. Juni 1523. Weil „unhelligkeit" unter den Frauen am Ötenbach herrsche und nur ein Drittteil derselben im Orden zu bleiben entschlossen sei, jedoch Kutte und Orden zur Seligkeit unnütz erachte, wurde auf deren Bitten erkannt, es sei der Austritt aus dem Kloster den Frauen gestattet, doch dürfen die Ausgetretenen nicht in dasselbe zurückkehren. Die Zurückbleibenden dürfen beisammen wohnen, müssen aber Kutte und Orden abtun. Leo Judä wurde als Seelsorger und Beichtvater bestätigt, den Predigerherren abermals jeder Wandel nach Ötenbach strengstens verboten. Vier ehrige Liebhaber des Evangeliums wurden als Pfleger und Vögte bestellt. Zu Ende des Jahres 1523 waren auf diesem Wege alle Frauenklöster aufgehoben, einzig in Töß, wo 56 Frauen lebten, gab es noch einige Schwierigkeiten. Gleichzeitig begann der Angriff gegen die drei Orden. Der Prior zu Augustinern wurde des Unrechtes beschuldigt, weil er wider M. Gn. Herrn Mandat und Urteil gepredigt und dadurch M. Löwen herausgefordert habe, daß er ihm in die Predigt redete. Der Leutpriester zu St. Peter habe nicht übel gehandelt. Der Prior solle luogen, was er künftig predige und nach dem Urteil M. Herrn gelebt, oder M. H. würden es ihm wol vergnot haben.

Am 18. Juli 1523 erschien das bischöfliche Mandat „Psalms elected me vnus". Dasselbe ist von Dr. Joh. Fabri verfaßt, ein sehr schönes und würdiges Schreiben. Bischof Hugo nahm Bezug auf das Ausschreiben Kaiser Karl V. vom 6. März 1523, und sandte dasselbe auch an Bürgermeister und Rat von Zürich, mit denen die Kurie immer noch in Beziehung stand. Der Bischof beklagte mit den Worten des kaiserlichen Ausschreibens die große Türkengefahr als Heimsuchung Gottes wegen den Sünden der Christenheit, die Abnahme des religiösen Geistes, die kirchliche Spaltung und den Unfrieden im christlichen Volke, den Streit und Zank bei Verkündigung des Evangeliums. Ein sehr ver-

ſtändlicher Wink traf die Predigt des göttlichen Wortes in Zürich, jene Prädikanten: „qui de fidei articulis, de diva virgine, de sacramentis, et etiam de damnatis heresibus et erroribus impie et contra communem sensum Christi fidelium sentiant, hereseseque ante multa sæcula damnata quasi ab inferis revocare non vereantur.“ Biſchof Hugo mahnte aufs inſtändigſte zu Friede und Eintracht, und ordnete für die ernſten Anliegen der Chriſtenheit allgemeine Gebete an. Er verwies auf das von Kaiſer und Papſt in ſichere Ausſicht geſtellte Konzilium, verbot mit den Worten des kaiſerlichen Mandates jeden Hader, Streit auf den Kanzeln, alles Schmähen der katholiſchen Lehren und Gebräuche. „Talis a cunctis esset tenendus observarique deberet modus, ut evangelium non ad contentionem, sed ad charitatem, non ad destructionem, sed ad ædificationem, atque juxta communem sensum Christi fidelium prædicaretur a cunctis.“

In Zürich wurde, weil der Verfaſſer des Mandates genannt war, dieſe Sprache gut verſtanden; Zwingli und ſeine „byſtender“ fühlten ſich betroffen und die Gegenwehr blieb nicht aus. Das Schreiben: „Paulus electionis vas“, fand vor dem Zürcher Rate eine mehr als kühle Aufnahme. Am 27. Juli 1523 erfolgte der Beſchluß: „Min herrn habent ſich erkennt, daß ſi die mandat, der lutheriſchen leer vnd predigen halb von Kaiſ. Majeſtet, deßglich H. Biſchof zu Coſtenz usgangen, nit wellind vffſchlachen, ſonders diſer zit in ruow die ſach anſechen laſſen, bis vff wittern bericht. Vnd ſoll hieby berüertem herrn Biſchof ſöllichs zuogeſchriben werden, mit anzeig, daß man in miner herren ſtatt, gericht vnd gebiet das Evangelium vnd recht göttlich wort verkünde. Vnd ſo er vermeine, daß etlich ketzeriſch händel vnd artikel geprediget werden, ſoll das anzeigt vnd daruf gehandlet werden als ſich gebürt!“

Im Verlaufe des Sommers 1523 arbeitete Dr. J. Fabri an einer Streitſchrift gegen Dr. M. Luther und deſſen Lehre. Er kam jetzt endgültig, leider etwas ſpät, zur richtigen Überzeugung, daß er in Zwingli einen Dr. M. Luther ebenbürtigen, wenn nicht gefährlichern Gegner der katholiſchen Kirche gefunden habe. Am 3. Juni 1523 ſchrieb der Vikar einem zweifelhaften Freunde in Mainz: „Quod ex me exspectas, certi quidquam non habeo, nisi quod apud Tigurinos novus Lutherus exoritur, qui tanto gravior est, quanto

auterorem populum habet. Huic contraire, velim nolim, cogor etiam invictissime; id quod brev. agnosces!“ Der Brief fiel der „res publica christiana“ auch Ambrosius Blaurer zu Konstanz in die Hände. Derselbe gab Zwingli über des Generalvikars dem Evangelium feindliche Gesinnung Kenntnis, und fügte ermunternd bei: „Tu perge mi Zwingli, et Christi doctrinam, quanto potes maximo studio, Christianismum ab Anti-Christis ustis vindica. Magna enim Domini tecum est, confortans te! Nos posthac non patiemur, te quicquam igitur are, quae Fabrum hunc molire reveremur, adversus te inprimis, cuius nomini et authoritati non minus ac nobis ipsis consultum, cupimus!“

Zwingli arbeitete unterdessen rastlos und sorgte für möglichste Verbreitung der 67 Artikel durch den Druck. Dieselbe erfolgte schon vor der Disputation bei Chr. Froschauer in Zürich, sodann in verschiedenen deutschen Städten. Die Schrift machte überall gewaltiges Aufsehen und wurde eifrig gelesen. Der offizielle Titel der ersten Ausgabe lautet:

„Die nachbestimpte Artikel und meinung bekenn ich, Huldrych Zwingly, mich in der loblichen statt Zürich geprediget haben vß gründ der geschrifft, die Theopneustos, das ist von gott ingesprochen heißt, und embüt, mich mitt der geschrifft genannte artikel zu beschirmen und erobern. Wo wo ich jetz berürte geschrifft nit recht verstuonde, mich bessers verstands, doch uß egedachter gschrifft berichten lassen.“

Den spätern Ausgaben wurde die „Fürschrift“ des Rates vom 29. Januar 1523 beigedruckt. Am 3. März 1523 erschien die „Handlung der Versammlung in der statt Zürich am 29. Jänner 1523“, von Mag. Erhard Hegenwald. Dieselbe wurde Abt J. J. Russinger zu Pfäffers gewidmet, und dem Verfasser sofort mit einer Gabe von drei Gulden in Gold gelohnt.

Der Sieg Zwinglis wurde von dessen Freunden in begeisterten Worten gefeiert. „Gratulor tibi, imo non tibi, sed Evangelio, quod feliciter vicit. Ita benignus est Christus“ schrieb kurz und bündig Glareanus. Mit Freuden hat Joh. Ökolampadius von den „fratres“ den Ausgang des Gespräches vernommen; „Evenit, ut sperabam, etsi neque ulla spes mihi fuit. Sciebam Christum suam causam non derelicturum; prope est omnibus in veritate invocantibus.“

Weiter blickte Kaspar Hedio, Domprediger zu Mainz. Er hat nach seinen Briefen an Mag. U. Zwingli dessen Schriften mit Begeisterung gelesen, neuestens auch von den Freunden zu Basel von der bevorstehenden genaue Kenntnis erhalten. Dieselbe ist ihm eine vorbildliche Tat und ein Trost in eigener schwerer Bedrängnis. „Et est, quod sperem inde plurimum utilitatis toti Germaniæ. *Erit hoc pulchrum exemplum et aliis civitatibus.* Passim enim sunt, qui Christum asserant, et huius nomine seditiosi, irreverentiales, hæretici et huiusmodi convitiis excentis traduuntur. De me nihil dico, qui in medio nationis pravæ, distortæ et adulteræ, inque domo ipsa exasperatrice habito. Hostes habeo pertinacissimos, qui multum non movent lapidem, quo me perdant, non aliter quam Amasias contra prophetam Amos agebat. Sed frustra, inquit ille, sine viribus ira! Satis cui impositum est simplici et sequaci populo hypocrisi et pessima doctrina. Tempus instat, ubi detrahenda est larva et asinus cumani leonis exuvæ. Solatium est audire, quod Christus feliciter herbescat apud vos. Apage Herodes istos et Caiaphas, qui mortem intentant magnis consiliis, quibus tamen saturabuntur quam primum'"

Mag. U. Zwingli und seine Gemeinden hatten freilich des Evangeliums willen Bedrängnisse zu erdulden; er selber glaubte sich zum Martyrium berufen. In Zürich war die Rede von einem Anschlage der Antichristen, welche ihn bei Nacht und Nebel aufgreifen und dem bischöflichen Gerichte zu Konstanz ausliefern wollen. Von Anschlägen auf sein Leben mußten ihm seine Freunde zu schreiben. In Luzern war an der Fastnacht Zwinglis Bild verbrannt worden. Dekan Joh. Bodler kämpfte unablässig gegen dessen Lehren. Die Anhänger, „Ecclesia Christi, tametsi pusillus grex", in Zug, welche Werner Steiner mit der reinen christlichen Lehre speiste, lebte ebenfalls in Bedrängnis. Bitter lauten die Klagen Zwinglis an Steiner über Anschläge der Feinde des Evangeliums.

„Christum unicum animarum nostrarum præsidium exsibilant. Christi præcones contumeliis adficiunt, quin eo, proh dolor, ferociæ veniunt, ut proximum quemque parum humaniter tractent' Nihil possunt apud quosdam divina jura, humana vero jus naturæ intelligo ne forte fortuna putes, me de antichristorum traditionibus loqui, ita procul jam, ut de eis nihil melius, quam de crocodilis, tigridibus, leonibus ursisque sperare audeam. Sed sunt ista mundi hujus

mala, quibus Deus fideles suos probat. In Christo dico, non mentior, nullum nos dolorem tantopere macerare atque quorundam fidelium incredulitatem; ea me omni momento comitatur, flagellat, terret; non certe, quod mihi male timeam, sed quod mis. Jam enim veluti ob oculos volat omne genus malorum; nam malignitas non longe abest, apud proximum quemque habitat. Proinde autem et afflictiones adeo minaciter nos exspectant, ut, si nos pro sua atrocitate aliquando excipiant, vereor, ne non ferre possimus et timore ferre cogamur. Fiat voluntas tua, Domine!"

Bei allen Widerwärtigkeiten war Zwingli keineswegs entmutigt, sondern fest entschlossen, seine Sache, das Evangelium, zu verteidigen und den Kampf gegen den Generalvikar aufzunehmen. Zwingli schrieb schon seit Anfang Februar 1523 unablässig an einer großen Verteidigungsschrift, welche die 67 Thesen als im Evangelium gegründete Wahrheit gegen die Behauptung von Dr. Joh. Fabri und Dr. M. Plant, die Thesen widersprechen der hl. Schrift, den Konzilien und Glauben der christlichen Kirche rechtfertigen sollte. Alle Freunde wurden unterrichtet, daß ein Buch „Vßlegen und grund der schlußreden", das „opus conclusionem" erscheine. Sie waren auf das Höchste gespannt, Zwingli voll Zuversicht.

„Ego articulos istos nunc diu noctuque laboro, ut explicem", schrieb er an Werner Steiner in Zug, „tu quoque communem Christum orabis, ut me labi nusquam sinat. Erit enim veluti liber omnium opinionum, quæ hodie controvertuntur. Sordebo autem germanice; nam conclusiones quoque germanica lingua proferunt. Faber Constantiensis nactus erit aliquando aliquem latorem et incidet in cotem novaculæ." Gleichzeitig drohte er Dr. Fabri mit öffentlichen Angriffen, um ihn vor aller Welt lächerlich zu machen. „Minaris Fabro nostro nescio quas invectivas", tadelte ihn am 20. Februar 1523 der Freund beider, Dr. Alexander **Kohlreuter**, „Brassicanus". „adeas in epistola tua, aliquot e doctis tecum expostulasse quo more illius omnes tanquam in tabula depictos orbi proponas. Quasi sit hoc evangelicum hominem esse, statim traducere, quem non possis in tuam sententiam perducere!" Allein Zwingli hatte seinem Freunde Rache geschworen, welche seine Litteraten, „doct.", besorgen mußten.

Großen Verdruß bereitete Zwingli die Schwachmut seines Freundes **Urban Wyß**, Pfarrer zu Fislisbach, welcher als „capt-

ivus Christi confessor" in bischöflichen Schlosse Gottlieben gefangen lag. Derselbe hatte vor dem Generalvikar seine Irrlehren, nicht, wie seine Freunde behaupteten, von Dr. J. Fabri durch Drohungen mit Folter und Scheiterhaufen eingeschüchtert, sondern durch Unterredung belehrt, widerrufen. Er klagt: „quod eis, qui Christi Evangelio pessimis artibus, immo apertissimis mendaciis oppugnant, hanc gloriam cederes, ut de te ac per te de Christo apud filios huius sæculi triumpharent. Qui quum imprudenter essent gloriaturi, hinc patet, quod jam inceta re a Turego solventes passim jactarunt, quum nos magnifice vicerint qu. tamen haud magis viceruut, quam hydra Herculem! Proinde constans esto! quod vero credis, ad mortem usque profitere! Qui enim in finem usque perseveraverit, hic salvus erit!"

Johannes Sapidus in Schlettstadt schrieb mit bewegten Worten: „incomparabili viro, Tigurinorum sancto episcopo: Legi acta Tiguri inter te et Fabrum. Gratularer tibi, nisi Tu, quidquid id est, Christo, non tibi acceptum referres. Valeas in eo, quem confiteris Christo." Alles übertrifft der Brief, welchen Sebastian Hofmeister nach Ostern 1523 aus Schaffhausen an Zwingli schrieb. „Venient Tigurum Episcopus Verulanus et idolum nostrum Constantiense, oppugnaturi vel per insidias negotium tuum, immo Christi. Fac constanter et christiano pectore exspias Anti-Christes hos. Huius rei summa est de te omnium expectatio. Eja, invictum gere animum, alioquin tecum cassa est res Evangelica. Apud nos Christus summis desideriis excipitur. Grates Deo! . . Narravit amicus quidam, vicarium a Friburgo redisse. Quæ illic monstra parturierit, tu ipse re scire potes. Fac, ut et nos sciamus!" Zwingli gab von dieser Botschaft sofort an W. Steina in Zug, „et tot ecclesiæ, quæ apud vos est", Kenntnis: „Admonui amicus quidam integer, quod Episcopus Constantiensis et Ennius Verulanus gravibus insidiis me sint petituri. Ego vero, ne metuas, hoc dico non ut jactem. Si insidias sim venturus unquam, non tam constanter suscepissem Evangelii prædicandi causam!"

Voller Begeisterung schrieb der Prädikant Adam Weiß aus Kraitsheim bei Ansbach: „Vidimus jam pridem pusillas lucubratiunculas tuas aliquot, inter quas mire placuit acris et vere erudita tua cum Vicario Constantiensi disceptatio. Ut jaceat ut frigeat omnia istorum nugamenta, e diverso, ut tua ardent,

urgent omnia. Non alia commodiori via traduci posset impia ac insignis Papistarum temeritas, quam cum tecum tuique similibus committantur homines deplorandi verius quam miserandi. Fusiorem *positionum tuarum explanationem*, si edita est, precor, optime vir, ad me transmittas, aut si quid aliud interim peperisti. Simul indica, quo animo feras collegii tui ritus, ceremonias atque id genus. Apud nos plus satis adhuc lacte vescuntur, tarde nimis grandescunt in Christo. Horrendum missarum abusus ac nundinas scribi non potest, quam indigne feram. Quid faciam? Si ita dissimulare pergimus, alitur noxia illa populi stultitia et vix sine tumultu haec subito inverti possunt. Rursus nescio an tanta sit ratio habenda, vel scandali vel tumultus, ut ob id tantas abominationes semper feramus. Te vero felicem, cui talis patria, talis populus obtigit.“

Im Pſalmenſtile feiert Joh. Ökolampadius in ſeinem Briefe vom 27. April 1523 den neuen Moſes, „presbyterum Tiguri in Evangelii ministerio diligentissimum, suum fratrem.“ Er preiſt dreimal Zwingli ſelig, welcher der ehedem ſtolzen, und jetzt bejammernswerten Tochter Babylons, nachdem ſie in ihrer Verſtocktheit die Ratſchlüſſe Gottes mißachtet, nach ihrem Verdienen vergilt, und im frommen Eifer ihre Kinder am Felſen Chriſtus zerſchmettert. „Certa est victoria, quoties auspiciis et ductu Christi adversus incircumcisos et alienigenas bellum suscipitur et geritur. Benedictus ipse Deus doceat manus tuas ad bellum et digitos tuos ad proelia!“ Viele widerſtreben zwar dem Evangelium, aber es wird der Tag erglänzen, an dem alle zerſchmettert werden, welche den Heiligen Israels läſtern. Deshalb ſollen ſeine Geſandten weder Drohung noch Verwünſchung fürchten, denn ſie werden von Chriſtus geſtärkt, welcher diejenigen ſelig preiſt, welche um Chriſti Willen Verfolgung leiden, gegen die man alles Böſe ausſagt. Es braucht Mut und Wachſamkeit, ſowohl den Phariſäern, denen Chriſti Schmach gleichgültig iſt, welche nicht ſchlafen, als den faulen Bäuchen gegenüber, welche zwar ſich für das Wort Gottes ausſprechen, aber als „operarii inquitatis“ Unkraut unter die keimende Saat des Evangeliums ſäen. Dr. Fabri iſt nicht zu fürchten, ebenſowenig der armſelige Greis Dr. Ulrich Zaſius. Alle Gegner beherrſchen Furcht und Schrecken. „Precare Dominum, ne nos a pueris suis abjiciat, detque nobis vel infimam in domo sua

sortem. Uror enim, quod plebem video aliorsum rapi. Crescere te faciat et benedicat Ecclesiæ tuæ in seculum Dominus!“

In getroſter Hoffnung ſchrieb am 7. April 1513 Berchtold Haller aus Bern: „Vix verbis consequi quo, doctissime Huldrice, quam hilari vultu tuas omnes acceperimus epistolas, tuæ et eruditionis et humanitatis testes locupletissimas. Episcopus noster Vadevillius nusquam eas satis abunde commendare potest, alioqui commendatissimas. Dominus addit quotidie congregationi. Ceterum *opus conclusionum exspectamus omnes*, nec est, quo Bernatibus magis ac magis gratificari poteris, quum ut excuso non diutius æque privemur. Nolo te hominem sanctissimis studiis occupatissimum diutius immorari.“

3. Das Buch: Uſſlegen und Grünt der Schlußreden.

Gleichzeitig mit dem biſchöflichen Ausſchreiben: „Paulus electionis vas“, erſchien am 14. Juli 1523 Zwinglis von ſeinen Freunden längſt erwartete Schrift:

„Uſſlegen vnd Grünt der ſchlußreden oder Artickлen, durch Huldrychen Zwingli, Zürich vf den XXIX Janners jm 1523. jar vßgangen.“

Sie iſt Ammann, Rat und Gemeinde des Landes Glarus gewidmet. Die Vorrede begründet die Ausgabe des Buches mit der Behauptung von Dr. Joh. Fabri und Dr. M. Plank, die Schlußreden ſeien weder im Evangelium noch in der Lehre der Apoſtel gegründet und der Wahrheit nicht gleichförmig. Zwingli erklärt, er ſei „von vilen fründen gottes ernſtlich gebeten vnd durch die eer fines worts gezwungen, die gründ dieſer ſchlußreden vs dem lutren, eigenlichen wort gottes ze erſcheinen“, dieſelben gegen unziemliche Schmähungen zu verteidigen. „So aber nit ich allein, ſunder vil redlicher, frommer, vilgelerter diener Chriſti in der frummen von Zürich ſtatt vnd gebiet das heilig wort gottes vnabläſſig predigend.“ Darauf folgt eine gedrängte Angabe des Inhaltes, welcher das Evangelium, wie es der Verfaſſer ſeit vier Jahren gepredigt, zuſammenfaßt. Den Schluß bildet die nachdrückliche Aufforderung, die Glarner und alle Eidgenoſſen werden nicht als die letzten das „widerkummend wort gottes“ annehmen. „Gloubet jnen nun! dann ſy üch warlich berichten könnend, vnd gedenkend, daß ghein volk vf erden iſt, dem chriſtliche fryheit das

anſton wirdt vnd rüewiger möge gegnen, dann einer loblichen Eidgnoßſchaft. Haltend gott vnd ſin wort vor ougen, ſo wirt er üch gheinen weg verlaſſen. Der behalte üwern ſtand in ſiner huld vnd eer! Amen."

Die „Ußlegen vnd Gründ" ſchließen ſich enge den 67 Artikeln an. Sie behandeln meiſtens ſehr ausführlich, alle in denſelben enthaltenen Fragen, welche Zwingli auf der Disputation nicht behandeln konnte oder wollte. Den Zürchern waren ſie ohnehin bekannt. Der Hauptzweck war, ſie zur Grundlage der künftigen Gotteskirche zu erheben. Nachdem dieſes Ziel für Zürich durch das Mandat vom 29. Januar 1523 erreicht war, handelte es ſich darum, dieſelben „vf wyſen Rat der frommen von Zürich" in ausgearbeiteter Geſtalt und volkstümlicher Sprache möglichſt weiten Kreiſen bekannt zu machen, „damit ſie treffenlich anhebind das wort gottes zu ſich drucken vnd behalten." Das Buch verfolgte einen durchaus praktiſchen, ſowohl als deſtruktiven polemiſchen Zweck. Das „Opus articulorum sive conclusionum, a sanctae memoriae clarissimo viro Huldrycho Zwinglio vernacula lingua conscriptum" wurde erſt 1535 in lateiniſcher Sprache durch Mag. Leo Judä herausgegeben. Eine andere Ausgabe von 1535 führt den ſtolzen Titel: „Religionis antiquae et verae christianae potissima capita, ad avitae veritatis candorem pura simplicitate cum magna diligentia excusa." Einzelne Artikel erſchienen ſeparat.

Die Auslegung und Begründung der Schlußreden, Zwinglis Hauptwerk in deutſcher Sprache, iſt, wie der Verfaſſer die Schrift richtig bezeichnet, eine Sammlung, „farrago", aller religiöſen, kirchlichen und kirchenpolitiſchen Zeit- und Streitfragen über welche damals der Kampf geführt wurde. Dr. J. Fabers Charakteriſierung der 67 Theſen als Zuſammenſtellung aller ſeit Jahrhunderten verurteilten Irrlehren dürfte weit mehr für deren Auslegung und Begründung gelten. Die Auslegung der Theſen hat große theologiſche, geſchichtliche und politiſche Bedeutung, und iſt zur Kenntnis von des Verfaſſers geiſtiger Entwicklung vermöge der zahlloſen biographiſchen Angaben von höchſtem Werte. Dieſelbe faßt alles zuſammen und legt offen dar, was Zwingli bisher als das wiederkommende Evangelium auf der Kanzel gelehrt und auf der Disputation verfochten hatte. In urwüchſigſtem Schweizerdeutſch und in überaus volkstümlicher Sprache ſtellt Zwingli die

Geſichtspunkte feſt, nach welchen derſelbe Fürgang und Sieg des Evangeliums zunächſt in Zürich, dann in den Städten, mit ihrer Hilfe in den Ländern und gemeinen Vogteien der Eidgenoſſen zu bewerkſtelligen entſchloſſen war.

Alle dogmatiſchen, disziplinaren und kirchenrechtlichen Fragen, alle innern und äußern Verhältniſſe der Kirche, des Welt- und Ordensklerus, werden theologiſch im Sinne einer völligen Unhaltbarkeit beſprochen. Die Auslegung und Begründung der Schlußreden iſt auch ſtaatspolitiſch nicht etwa eine berechtigte Kritik oder ein Vorſchlag zur Verbeſſerung beſtehender Mängel, ſondern einer rückſichtsloſer und leidenſchaftlicher Angriff auf die geſamte mit der Kirche verbundene ſtaatliche und geſellſchaftliche Rechtsordnung des Mittelalters. Das Verhältnis der Kirche zum Staate, wie es ſich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet hatte, wird als antichriſtlich erklärt. An ſeine Stelle tritt der abſolute Staat, welcher von der chriſtlichen Obrigkeit als Vertreterin der einzelnen Kirchhören gemäß der untrüglichen Richtſchnur des göttlichen Wortes geleitet iſt. Die Obrigkeit ſelber wird von deſſen Propheten als Biſchöfen, Hirten und Wächtern der Seelen bevormundet und überwacht.

Die Überzeugung Mag. Ulrich Zwinglis, daß ſeine Auffaſſung des Chriſtentums und der Kirche allen „Verführnuſſen“ des Papſtums, ſelbſt Dr. M. Luthers Evangeltum gegenüber die einzig richtige und wahre, in der Lehre Chriſti und der Apoſtel unanfechtbar begründete ſei, bringt überall durch. In „freudiger Gottſeligkeit“ preiſt er die Früchte, welche das göttliche Wort in Zürich bereits hervorgebracht habe, bald auch für geſamte Eidgenoſſen bringen werde. Heftig tadelte er Dr. M. Luther, daß er dem Papſtum zu viel Nachgiebigkeit erweiſe und auf halbem Wege ſtehen bleibe. Mit höchſt derben Witzen, in maßlos heftiger Sprache ſtellt er ſämtliche Lehren und Einrichtungen der katholiſchen Kirche als Werk des Antichriſts und menſchlicher Bosheit hin. Immer kehrt der Gedanke wieder, das Evangelium, wie Zwingli es gefunden und predige, ſei die einzig berechtigte deshalb für alle Chriſten verbindliche Lehre Chriſti, und als ſolche zwangsweiſe durchzuführen.

Trotz ihrer weittragenden Bedeutung als erſte Grundlage der reformierten Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung hat dieſe um-

fangreichſte Arbeit Zwinglis, welcher ruhige Darlegung und wiſſenſchaftliche Begründung nahezu völlig abgehen, ſo wenig als eine andere ſeiner Schriften jemals Aufnahme unter die ſymboliſchen Bücher der reformierten Kirchen gefunden. Den Katholiken galt dieſelbe ſofort als authentiſche Darlegung der neuen Glaubens- und Sittenlehre, ſowie der zu begründenden, kirchlichen und ſtaatlichen Ordnung. Als dogmatiſches Werk muß das Buch im Zuſammenhange der Darſtellung von Zwinglis Lehre über Chriſtentum, Kirche und Staat beſprochen werden. Dorthin gehört auch die kritiſche Frage, auf welche Vorläufer und Vorbilder ſich der Verfaſſer geſtützt habe. Von größter Tragweite wurde das Buch als Anleitung, wie das Wort Gottes als einzig wahre Lehre Chriſti durchzuführen ſei.

Die Art und Weiſe, wie Zwingli alle Glaubenslehren und Einrichtungen der Kirche behandelte, jedwede hierarchiſche Ordnung und Gewalt beſtritt, die ſelbſtändige Stellung der Kirche der ſtaatlichen Ordnung gegenüber leugnete, die Fürſten und Obrigkeiten zu Herren und Hirten der Kirche erhob, ihnen die Kirchengüter überantwortete, mußte ſchon in ihrer leidenſchaftlicher Sprache zum Haſſe gegen den Klerus auffordern, das bisherige Kirchenweſen verächtlich machen. Die Ausfälle gegen Geiſtlichkeit, Ordensgelübde und Chorgebet, Üppigkeit und Pracht der Biſchöfe und Prälaten, die privilegierte Stellung der Kirche im Staatsverbande, gehören zum Schärfſten, was je geſchrieben worden iſt.

Dieſe Schattenbilder mußten die Magiſtrate von der Pflicht überzeugen, den Klerus jeder irdiſchen Macht und Herrlichkeit zu entkleiden. Es entſprach nicht nur der bloß ſcheinbar freiheitlichen Geſinnung Zwinglis, ſondern auch ſeinem Scharfblicke und Beſtreben, ſich und ſein Evangelium dem Magiſtrate ſowohl als dem gemeinen Manne genehm zu machen. Letzteres geſchah, indem er alle kirchliche Gewalt und das Kirchengut in die Kirchhöre verlegte. Die Macht der Tatſachen nötigte ihn jedoch, dieſes Volksrecht der Obrigkeit, vornehmlich den ſtädtiſchen Magiſtraten, „vice ecclesiae“, zu übertragen, welche er als Hirte und Wächter, „ecclesiastes“, zu leiten er allein ſich berufen wußte.

4. Auflöſung der kirchlichen Ordnung und Reformation des Stiftes zum Großen Münſter.

Das Pochen über die Nichtigkeit menſchlicher Satzungen führte ſofort dazu, daß alle kirchlichen Geſetze und Ordungen durch obrigkeitliche Mandate erſetzt, was die Kirche als Gewiſſenspflicht auferlegt hatte, entweder aufgehoben oder durch äußere Gewalt erzwungen wurde. Weil alle Sakramente dahinfielen, ſelbſt Taufe und Abendmahl zu bloß äußerlichen Zeichen wurden und der Gottesdienſt nur noch in der Predigt beſtand, gab es auch kein Prieſtertum mehr. Der alte Klerus wurde zum Ausſterben verurteilt und durch Prädikanten und Schulmeiſter erſetzt. Die Liturgie wurde auf wenige, von Zwingli verfaßte, äußerſt nüchterne Formulare und auf zahlreiche Predigten beſchränkt. Tempelgeſang, Zeremonien, Ornate und Kleinodien wurden als Götzenwerk hingeſtellt, die gottesdienſtliche Kleidung abgeſchafft. Bald konnten die Büllacher nach Zürich ſchreiben, wenn ihr Prädikant in bunter Landsknechtentracht, das Barett auf dem Haupte und den Degen zur Seite, das Wort Gottes verkündige, nehme er ſich auf der Kanzel aus wie Herzog Ulrich von Würtemberg.

Zwingli tat, vereint mit den zwei Leutprieſtern Dr. H. Engelhard und Mag. Leo Judä, ungeſäumt alle Schritte, das gepredigte und gedruckte Wort Gottes in lebendige Tat umzubilden. Mit der Reform der Frauenklöſter hatte er den Anfang gemacht, mit der Reformation des Stiftes zum Großen Münſter und ſeiner Gottesdienſtordnung wurde ſofort das Werk fortgeſetzt. Zunächſt fiel die läſtige Ohrenbeichte, „lüſelbicht“, als ärgerlicher Mißbrauch zum Verderben der Seelen dahin. Sodann wurde von Leo Judä eine neue, der „apoſtoliſchen leer“ gemäße deutſche Taufformel verfaßt und zum erſten Male am 10. Auguſt 1523 im Großen Münſter nach derſelben, „mit verwunderung vnd wolgefallen viler lüthen“, das erſte Kind getauft. Im Weſentlichen lautete der Ritus noch katholiſch, um den „Blöden“ nicht Ärgernis zu geben. „Die form des touffs geſchah ohne beſchweren, Saltz güſel, oder ſtoub, crützgen vnd chriſem.“ Nach einem Jahr genügte dieſes ſakramentale Formular bereits nicht mehr, ſondern wurde durch einen von Zwingli verfaßten, ſehr kurzen Ritus erſetzt, welcher das Sakrament zum äußern Bundeszeichen verflüchtigte

Zur Zeit der Kirchweihe und Feſt St. Felix und Regula, 11. September 1523, nachdem Mag. Leo Judä am 1. September eine heftige Predigt gegen die Bilder gehalten, wurden in der Leutkirche zu St. Peter Tafeln, Gemälde und Kirchenzierden „abgeſchränzt“, die Chorlampe in der St. Nikolauskapelle des Frauenmünſters als „abgöttery“ ausgeſchüttet. Der Schuſter Klaus Hottinger zerſtörte das große Feldkreuz an der Straße nach Stadelhofen. In Höngg ließ Leutprieſter Simon Stumpf feierlich am hellen Tage die Götzen aus der Kirche werfen. Das Holz der zerſchlagenen Götzen wurde verkauft und der Erlös als „ſpys und almuoſen der armen lüten“ verwendet. Damit war, den Schlußreden gemäß, der Bilderſturm eröffnet; als deſſen Urheber wurden offen Zwingli und Leo Judä, „ſin geſelle“, bezeichnet.

Propſt und Kapitel zum Großen Münſter ernteten für ihr Verhalten den Lohn, welchen ihnen zwei Jahre vorher Chorherr Mag. K. Hoffmann geweisſagt hatte. Zwingli war Haupt und Seele des willenlos gewordenen Kapitels. Was er den 58 Stiftsgeiſtlichen befahl, wurde mit Hilfe des Rates durchgeſetzt. Wie Salat zutreffend ausführt, wurde Zwingli „angſehen ein fürſt vnd vater vnd der höchſt vnder allen glerten. Stund nun alſo an die geiſtlichen, probſt vnd capittel zum großen Münſter Zürich, aber mit ſyner ſanften gygen, daruff er jedem zog, was er gern hört, vnd ſigt dann ouch, da die prieſter nit all wol gelert, die dann, ſo glichwol gelert, ſich der arbeit, ſchrifft zu ergründen, nit vnderwinden wellend.“

Am 28. Juni 1523 ſchrieb Hans Widmer, Notar. Apost., einziger Stiftskaplan, der noch zur alten Kirche hielt, an Chorherr Heinrich Göldlin nach Rom einen Brief, welcher die Zuſtände am Stifte in Zürich, die Rat- und Hilfloſigkeit des bedrängten Mannes kräftig ſchildert. Göldlin hatte Widmer einen Jagdfalken ſenden wollen; dieſer bittet, das Geſchenk als etwas Unnützes zu unterlaſſen. Die Lage der Pfaffen in Zürich ſei bereits derart, daß ſie nicht wiſſen, wie lange ſie noch ſicher bleiben. Ihm ſelber drohe unter den erſten perſönliche Gefahr. Der gemeine Mann ſchmähe und läſtere über die unnützen und überflüſſigen Pfaffen, welche ſeit 1400 Jahren das chriſtliche Volk verführt haben, „bis jetz vf die lutheriſch oder zwingliſch zit, da jetz das evangelium wider harfürbracht.“ Gegen dieſes Schreien helfen weder Briefe

noch Worte, sondern man drohe, alle Pfaffen in Zürich sollen bis auf sechs oder zehn abgetan und ihre Pfründen unter den gemeinen Mann verteilt werden. Desgleichen wird von den Kaplanen und einigen Chorherren, hinter denen Zwingli steht, „singen, meyhan, und sölich bishar gebrucht gottesdienst als veracht und von dem gemeinen man offenlich ein abgottery und verderbligkeit der selen genempt, also offenlich an der kanzel für ein offen beschiß und betrug geprediget, daß ich besorg, diewil der bapst, die cardinal und bischof nit wellent ze hilf kommen, wir müeßind von allem glouben und gottdienst in kurzem ilends fallen oder von dem gmeinen man erschlagen werden." Als H. Göldlin bald nachher in seine Vaterstadt kam, wurde er als Kurtisane und Kronenfreser in Wellenberg geturmt.

Die Reformation des Münsterstiftes war das eigentliche Werk Zwinglis. In seinem Lehrsystem fanden Liturgie und Zeremonien keinen Raum. Er selber war seit Aufgabe der Pfründe nur noch Predikant, der keine priesterlichen Funktionen ausübte. Mehrere seiner Freunde ahmten sein Beispiel nach und verzichteten auf Messelesen, Chorgebet und Todtenvigilien, weil dieselben im Evangelium nicht begründet und das Priestertum der hl. Schrift zuwider seien. Nach Auslegung des 46. Artikels ist all das kindisch und närrisch Ding, Gaugelspiel, Boggenwerk und Zuelwerk der Zeremonien, Kerzen, Wyerauch, Öl und dergleichen. Der wahren Andacht ist zuwider, daß man in großem Getos unnütz oder andächtig sye. Besser wäre es, die Lohnsänger und Todtenpfeifer würden Spinner, Haspler oder Holzscheiter. Schon Amos, „der durch prophet", hat das Gemurmel des Gesanges und das Spiel der Lyra verboten. Was würde er erst sagen, wenn er heute die Tanzmusiken hörte, das köstliche Dockenwerk der Ornate, die zarten Gottesjunker und Chorherren in ihren seidenen Hemdlein sähe. Das soll alles aus den Tempeln weggeraumt werden, Gott aber ordnet dafür Wohlgelehrte, die „das gottswort truwlich vffschliessend" und gibt das Übrige den armen dürftigen."

So war das Erdreich vorbereitet. „Als aber das Evangelium nun me Zürych in das fünfte jar geprediget war, und vil der Chorherrn das Evangelium annamend, vil grimmig dawider warend, und deßhalb große zangg under inen imm Capitel und sust immerdar was, ward es doch zu letsten dahin gebracht, das sy an ein Ernamen

Radt ettliche ordnend, die durch M. Ulrych Zwingli ſich einer chriſtlichen Reformation begabend."

Mitte September 1525 trat der „fromm, getrüw vnd ſorgſam hirt Zwingli, in biwäſen vnd namen der chorherren", vor Bürgermeiſter und Räte. Er trug vor: an der bisherigen Ordnung des Stiftes ſei gar vieles zu beſſern, was nicht ihre, der Chorherren, Argliſtigkeit, ſondern die Unwiſſenheit der Vorfahren und Unfall der Zeiten verſchuldet habe. Die Herrn ſind nun erbötig, ohne Unruhe und mit Güte ſolche Mißſtände abſtellen, das Stift, nach der Regel Chriſti und der hl. Schrift erneuern, ändern und verbeſſern zu wollen. Es werde das in guten Weg kommen und denen gelingen, „die mit göttlicher leer vnd himelſcher wisheit begabet ſind, die von herzen begerend jedermann nutz ze ſin vnd nieman ſchaden."

Der Rat war über ſolches Erbieten des Kapitels „vaſt froo". Er ſetzte ſofort eine Kommiſſion nieder, welche die Reform des Stiftes zur Hand nehmen mußte. Dieſelbe beſtand aus Bürgermeiſter Markus Röuſt und drei Ratsherren. Die Chorherren bekamen die tröſtliche Antwort, M. Herrn werde ihnen ihr freundliches Erbieten niemals vergeſſen. Die Seele der Verhandlungen war Zwingli. Am 29. September 1523 kam zwiſchen Rat und Kapitel, zur völligen Umgeſtaltung des Stiftes, „zuo lob Gottes vnd der Seelen heil", ein umfangreicher Vertrag, „ein chriſtlich anſähen vnd ordnung", zuſtande. „Uß guetem gemüeth, durch das göttlich wort, das ſich allenthalben vfthuot, hierzuo gereitzt, ſähend vnd erkennend die erwirdigen geiſtlichen Herren probſt vnd Capittel des Stifft Sant Felix vnd Reglen zuo der probſty Zürych, die mißbrüch, deren ſy nit anfänger, ſunder alſo an ſy gelangt, die aber mit hilff gottes wol in beſſer ordnung, guots Chriſtenlichs weſens vnd anders, ouch bas, dann bißher, geüpt möchte werden. Zuodem das ſy ſpürend vnd befindent, das der gemein mann, Rich vnd Arm, die ſy mit irer furen arbeit, es ſye mit zins vnd zähenden, erneerendt, an ſölichen iren mißbrüchen gar kein gefallen, ſunder großen vnwillen an vilerley beſchwerden, ſo vff ſy bißher gelegt ſind, gehept." So kam es zu den Artikeln, „die dem allmächtigen Gott am aller angenemſten, der Seelen Heyl am aller fürderlichſten, vnd gemeinen kilchgenoſſen vnd anderen menſchen am allergefelliſten ſin mögend."

Zunächſt wurde verordnet, es dürfe vom gemeinen Mann für Spendung der Taufe, Verrichtung der Sakramente, Selgerät, Gräberlohn, Geläute im Münſter, nichts mehr gefordert werden. Dagegen müſſen Grabſteine, Leichenkerzen und Geläute in andern Kirchen bezahlt werden. Dem Leutprieſter, ſeinen Helfern und dem Sigriſten ſind ihre Einkünfte zu ſichern. Die große Zahl der Prieſter und Geiſtlichen ſoll abgetan und gemindert werden, „dann die, ſo zuo dem gottswort vnd anderm Chriſtlichem bruch not werdent ſin.“ Die Inhaber der überflüſſigen Pfründen ſol man, wenn ſie ſich gebürlich halten, auf denſelben im Frieden abſterben laſſen, nachher aber ihre Pfründen nach beſtimmter chriſtlicher Ordnung, Brauch und Nutzen fortbeſtehen laſſen. Es ſoll auch kein Unterſchied zwiſchen der Prieſterſchaft, „ſo ein teil Chorherren, ein ander Caplanen genempt ſind“, fortbeſtehen, ſondern ſie dürfen nur *einen* Namen und Titel haben. Das Stift ſoll auf ſeine Koſten die Prieſter auf den Filialen gebührlich erhalten. Jeder Bepfründete, „der ſolches alters vnd libs halb vermag“, ſoll ſich als getreuer Hirt auf eine Pfarrei verſetzen laſſen.

Damit die Reformation des Stiftes deſto kommlicher geſchehen möge, iſt die Meinung: „daß verordnet werdint wolgeleert, kunſtrych, ſittig menner, die alle tag offentlich in der heilgen geſchrifft, ein ſtund im Hebräiſchen, ein Stund in Griechiſcher vnd ein Stund in latiniſcher Sprachen, die zuo rächtem verſtand der göttlichen geſchrift gantz notwendig ſind, läſind vnd leerind, one der vnſern vß der Stadt vnd ab dem land, ſo in ir *lezgen* gond, belonung vnd entgeltnuß. Es ſoll auch eine ehrſam, wolgelerte, züchtige Prieſterſchaft zu Gottes Ehre, der Stadt Lob und der Seelen heil am Stift St. Felix und Regulen gefürdert werden, „damit man im gottswort und chriſtlichen Leben geſchickte Leute den frommen Untertanen zu Stadt und Land als Pfarrer, Leutprieſter und Seelſorger vorſetzen könne. Der *Schulmeiſter* ſoll reichlicher belohnt und in Stand geſetzt werden, junge Knaben heranzuziehen und zu unterrichten bis zum Alter, da ſie die „Lezgen“ beſuchen können und keine fremden Schulen beſuchen müſſen.

Die überflüſſigen Zehnten, Zinſen und Gülten ſollen für Arme, Dürftige im *Spital* und *Hausarme* verwendet, die Verteilung durch vier Verordnete, je zwei vom Kapitel und Rat, beſorgt werden. Dieſe Artikel, von denen erkannt iſt, daß ſie dem all-

mächtigen Gott allerlöblichſt, den Menſchenſeelen allertröſtlichſt ſeien, ſollen aufrecht bleiben, „es wäre denn ſach, daß jemant die mit bewärung des heiligen Evangelion vnd rechter göttlicher gſchrift abtuon vnd hinlegen möge.“ Dem Kapitel wurden ſofort vier Ratsherren, ergebene Freunde von Zwingli, als Pfleger geſetzt. Dieſer ſelbſt wurde in die Kommiſſion des Kapitels gewählt, welche deſſen Angelegenheiten zu beſorgen hatte.

Mit Annahme der Artikel war das Stift „reformiert“. An Stelle des kanoniſchen Gottesdienſtes im Großen Münſter traten die „lezgen“. Statt der Matutin wurde die hl. Schrift hebräiſch, ſtatt der Horen griechiſch, ſtatt der Veſper lateiniſch geleſen. Die Geiſtlichen wurden unter Strafe mit Gehaltsabzug zur Teilnahme gezwungen. „Vnd alſo machtends“, ſchreibt genau über alle Vorgänge unterrichtet, H. Salat, „vil vnd mengerley ſatzung vnd ordnung; wie aber doch Zwingli ſin ſterkſt ſtürmen zwegen bracht, das er ſtetz ſchrey vber menſchenſatzungen, bäpſt vnd vätter, ſo vorher vnſere brüch vnd ceremonias geſezt vnd geordnet; wärend nur menſchen gſin vnd menſchenſatzungen. Erhuobend ſich die Zürcher der geſtallt vber alle leerer, zwölfbotten, bäpſt, cardinäl, vätter vnd vordern.“

Am 15. Oktober 1523 war die Ratskommiſſion nebſt den drei Leutprieſtern mit ihren Erwägungen der Meſſe und Bilder halb zu Rate gekommen, es ſei über dieſe Fragen eine Disputation abzuhalten. Die Biſchöfe zu Konſtanz, Baſel und Chur, ſowie die Univerſität Baſel und die eidgn. Orte ſeien einzuladen, die Pröpſte, Prälaten, Dekane, Leutprieſter und Prädikanten aus Stadt und Gebiet Zürichs einzuberufen, damit ſie am Montag vor Simonis und Judä nächſthin, 26. Oktober 1523, zu gewohnter Ratszeit in Zürich vor Bürgermeiſter und Räten auf dem Rathauſe erſcheinen.

5. Beginn des Kampfes gegen Bilder und Meſſe.

Gegenüber dem Bilderſturme und bei Reformation des Stiftes ſtand Zwingli bereits nicht mehr ſelbſtändig da. Er war geiſtig abhängig von einer radikalen Umſturzpartei, welche der revolutionären Richtung der deutſchen Wiedertäufer und Schwarmgeiſter ſich anſchloß, und, ebenfalls in Erleuchtung des hl. Geiſtes, wie auf Grund göttlicher hl. Schrift, den Umſturz

der kirchlichen und politiſchen Ordnung anſtrebte. Zehnten und Abgaben an den Klerus, Kindertaufe, Götzen und Meſſe wurden von ihnen auf das Heftigſte angegriffen. Sie bezeichneten offen Mag. Ulrich Zwingli als ihren Lehrer. Dieſe Vorgänge machten großes Aufſehen und führten zu Erörterungen auf der Tagſatzung. Zürich galt als Herd der Revolution und Zwingli als deren Haupt.

Namentlich in Bern erhob ſich jetzt ernſtlicher Widerſpruch und ſtörte den glücklichen Fürgang des Evangeliums in höchſt bedenklicher Weiſe. Um ſich gegen die Angriffe zu verteidigen, und die Umſturzpartei von ſich abzuſchütteln, hielt Zwingli ſchon am St. Johannestag, 24. Juni 1523, im Großen Münſter die „Predigt von göttlicher und menſchlicher Gerechtigkeit“. Dieſelbe erſchien am 30. Juli als Verteidigungsſchrift im Druck und war dem Propſt zu St. Vinzenzen in Bern, Nikolaus von Wattenwil, gewidmet. Sie behandelt Zwinglis Anſchauungen über chriſtliche Sittenlehre, Staatspolitik und Volkswirtſchaft, die Pflichten der chriſtlichen Obrigkeit. Sie ſoll beweiſen, daß der Verfaſſer in keiner Weiſe das Anſehen derſelben anfechte, ſoferne ſie in Handhabung des Evangeliums ihre Pflicht tut, die Guten ſchützt, das Evangelium predigen läßt, dagegen die Böſen, worunter zunächſt die Päpſtler verſtanden ſind, züchtigt. Auch Zehnten und Abgaben werden als im Wort Gottes begründet erklärt und verteidigt. So lange die revolutionäre Bewegung im Wachſen begriffen war, machte die Schrift nicht den gewünſchten Eindruck.

Zwingli verfeindete ſich gleichzeitig entſchieden und auf immer mit ſeinem frühern Orakel, Erasmus von Rotterdam, als er, 1523, deſſen litterariſchen Gegner, Ulrich von Hutten, das geiſtige Haupt der deutſchen Revolutionspartei, gaſtfreundlich aufnahm und demſelben durch den Pfleger zu Einſiedeln auf der Ufenau ein Aſyl gewähren ließ. Selbſt in Zürich war nicht Jedermann mit dem Auftreten der Prädikanten und Bilderſtürmer einverſtanden. Der Rat beſaß noch Auktorität genug, die Vorgänge unterſuchen zu laſſen und die Frevler zur Strafe zu ziehen, doch ohne die geiſtigen Häupter und geheimen Leiter zu treffen oder ein Urteil zu wagen. Im Rate herrſchte Zwieſpalt, und es wurde eine Kommiſſion, beſtehend aus ſechs Ratsherren und beiden Stadtſchreibern, unter Beizug der drei Leutprieſter niedergeſetzt, über die Bilder und andere Dinge zu ratſchlagen.

Im Vordergrunde stand bereits nebst „andern Dingen“ eine nach bisheriger Auffassung hochheilige, dem Entscheide der Laien entrückte Frage: die katholische Lehre von der hl. Eucharistie und vom Meßopfer. Auch dieser Kampf war von langer Hand vorbereitet, wie Dr. Fabri richtig voraussah. Der 18. Schlußartikel bestritt mit aller Bestimmtheit das Meßopfer; gerade bei Erläuterung dieses Artikels stellte Zwingli sich als Vorläufer, nicht als Nachfolger des Elias von Wittenberg hin. Wenn Zwingli bisher, im Gegensatze zu Dr. M. Luther, noch mit offenem Auftreten zurückgehalten, so geschah es nicht so fast aus ehrerbietiger Scheu als aus kluger Berechnung der Verhältnisse. In der Laufer Bilderfrage, bei Reformation des Stiftes war er Sieger; das gab ihm Mut, auch die Angriffe gegen das Dogma von der Gegenwart Christi im hl. Altarssakramente und den Opfercharakter der hl. Messe, zunächst für eingeweihte Kreise in lateinischer Sprache zu eröffnen. „Non quod tanta facinus tumultuosam hanc ritam, sed ne, quod recte sanoteque doceri non potest, dum intempestive doceretur, damnum quiddam aut tumultus Christo daret!“

Schon am 15 Juni 1523 hatte Zwingli gegenüber Dr. Th. Wattenbach sich mit diesem dahin ausgesprochen, daß in der Eucharistie keine Wesensverwandlung der Gestalten stattfinde, in deren Genusse nicht Christi Fleisch und Blut, sondern die geistige Speise des göttlichen Wortes verstanden sei. Er wagt es aber noch nicht, mit dieser Lehre hervorzutreten. „Vereor enim, ne porci in nos conversi dirumperent tum doctorem.“ Er verbarg seinen Glauben in die zweideutige Formel: „sub specie panis Christum non teneri, nisi dum fide illic queritur ac petitur; jam ea, sed mirabili modo.“ Auch ohne die Gestalten von Brot und Wein kann der Gläubige Christus im Glauben genießen. Insgeheim teilte Zwingli die Auslegung des holländischen Juristen Dr. Joh Hoen, das Wörtlein „est“ bedeute im bildlichen Sinne soviel als „significat“. Erasmus wußte bereits, daß Dr. M. Luther und Zwingli in wichtigen Fragen auseinandergehen. Der letztere begnügte sich jetzt, gleich Luther, mit dem Angriffe auf die Lehre vom Meßopfer, um bald mit demselben über die Lehre von der Gegenwart Christi in der Eucharistie in den Sakramentstreit verflochten zu werden.

In vier Tagen, 25.—29. Auguſt 1523, ſchrieb Zwingli, um auf die Frankfurter Meſſe für den Vertrieb bereit zu ſein, in höchſter Eile und Oberflächlichkeit das Buch: „De Canone Missæ Huldrichi Zwinglii Epicheresis.“ Er widmete dasſelbe ſeinem Freunde Diebold von Geroldseck. Die „Epicheresis“ hatte den Zweck, die Gegner zum Kampfe zu provozieren. „Epicheresin adpellamus, hoc est conatum Procurrimus nos, agmen tamen ipsum sequetur, si hostes ex castrorum latebris in apertum prodierint et aciem instruxerint!“

Die Schrift bezeugt mehr als eine andere, wie groß die Kluft geworden war, welche den Verfaſſer von der katholiſchen Lehre trennte, wie roh er ſeit Jahren über ein Hauptdogma, und damit über den Mittelpunkt des katholiſchen Kultus, das „mysterium fidei“, dachte und nun auch ſchrieb. Die Widmung der Vorrede an den Pfleger zu Einſiedeln iſt dafür faſt noch mehr Zeugnis, als die Schrift ſelber. Die Vorrede beginnt mit einem großartigen Lobpreiſe des Fürganges, welchen das Evangelium allenthalben nimmt, wie denn auch ein hochgebildeter und frommer Mann, Herr Theobold von Geroldseck, nun als Kot verachte, was er ehemals als ehrwürdige chriſtliche Wahrheit verehrt hat. Wie Feldherrn ſtehen die Feinde, „diabolici regni legati, ferocientes tyranni“, auf dem Poſten, um das Lager der Gläubigen auszukundſchaften, zu bedrängen und zu ſchädigen. „Hæc omnia verbi dei obstacula, arma, hypocrisis, ploratus, insidiæ, incrementum eius sistere non possunt. Augescit persecutione; dum premitur, amplificatur. Crevit enim hac nostra tempestate sinapis granum, ut jam cœli volucres ferat. Et angulus ferme non est, præsertim in Germania, in quo bonus Evangelii odor non olfiat.“

Das Urteil, welches Zwingli über den Kanon der hl. Meſſe ſich erlaubt, kennzeichnet nicht nur ſeine Unwiſſenheit in liturgiſchen Fragen, ſondern überſteigt an Pietätloſigkeit jedes Maß. Derſelbe iſt ihm „monstrum et chimæra“; es findet ſich kaum ein Wort in den Gebeten, welches nicht abgöttiſch wäre. Der Kanon iſt kaum beſſer als der Apis- und Krokodildienſt der Aegypter, „scatet impietate“. Anſtatt dieſes Kanons, der nichts anderes iſt, „quam variarum orationum commentarius“, hatte Zwingli bereits ein neues Meßformular und eigene, recht langatmige Gebete verfaßt, welche der „Epicheresis“ beigefügt ſind, aber mit Ausnahme

der Worte Christi und der hl. Schrift keine Verbindlichkeit beanspruchen. Das Sakrament soll die Gemeinschaft der Gläubigen zu Christus, Evangelium und Kirche bezeugen und sie dazu verpflichten.

Mit übermütigem Selbstbewußtsein wagt Max. U. Zwingli eine wahrhafte „critica mordax“ dieser ehrwürdigen liturgischen Gebete. Jedes einzelne wird nach der untrüglichen Richtschnur des Evangeliums in der Reihenfolge des Kanons durchgenommen und als der Lehre Christi und der Apostel widersprechend verworfen. Der apostolische Ursprung desselben, der Opfercharakter der Messe, werden geleugnet, das Kirchenlatein und der Name „Missa“ als Barbarismus lächerlich gemacht. Das Memento für Lebendige und Abgestorbene, die Anrufung der Heiligen werden als Abgötterei erklärt. Zur Zeit des hl. Ambrosius kannte man nach Zwingli weder Kanon noch Messe. Beide sind Flickwerke der Päpste Leo I., Anastasius I., Sergius I. und Gregorius I., welche vor der hl. Schrift in keiner Weise bestehen.

Der altkirchl. Meßritus des Kanons ist in Zwinglis Augen eine frostige und pietätlose „cento impius“, Zusammenstellung von Gebeten, welche wahrhaft frommen und gelehrten Männern Ekel erregt. „Tot enim impia habet quot orationes, verbis ipsis sacris et una precatione tantum exceptis, nulla est, quae non aliquid impietatis redoleat.“ Er kennt nicht Wenige, welche zum Verlesen, „missare“, gezwungen, solchen Widerwillen vor dem Kanon empfanden, daß sie denselben verstümmelten, „pleraque omisisse, quae offenderent“. Sie verdienen deswegen weit eher Lob als Tadel. Rituelle Meßgewänder finden noch Gnade, aber jeder Schmuck derselben mit Gold, Silber und Seide ist eine „pompa contumeliae Christi“. Sein Urteil über den Ritus der hl. Messe faßt Zwingli in die vermessenen Worte „Missae ritus neque ex institutione Christi est, neque Apostolorum fundamentum ullum habet. Cur ergo tam impudenter negotiationem in templo, hoc est in ecclesia Dei ferimus, quae ad Christi contumeliam tam aperte erumpit? Cur non omnes missatores tam atroci Christi contumeliae desistere jubemus? Omittendae sunt statim omnes missae!“

Das Schicksal, als schriftwidriges und abgöttisches Menschenwerk verurteilt zu werden, sollte sofort auch der neuen Liturgie Zwinglis widerfahren. Dieselbe galt seinen Freunden Felix Manz, Konrad Grebel, Ludwig Hätzer, welche bereits die

Gottheit Chriſti leugneten, und andern bisherigen Vertrauten als abgöttiſche Halbheit und heuchleriſches Buhlen mit dem Antichriſt. Um ſeine Auktorität und Prophetenwürde zu wahren, verfaßte Zwingli ſofort, am 1. Oktober 1523, die „Apologia de canone missae“; er widmete ſie gleichfalls Diebold von Geroldseck. Gegenüber der Behauptung, es dürfe kein anderes Gebet als das Vater Unſer verrichtet werden, verteidigte ſich Zwingli mit den Vorbildern: Moſes, Iſaias, Manaſſe und David, mit Paulus und Chriſtus, welche gleich ihm Gebete verfaßt und geſprochen haben. Seine Gebete ſeien Worten der hl. Schrift entnommen und entſprechen der Würde des Sakramentes, „miranda mysteria“. Deswegen ſoll man ſich ruhig verhalten und mit dem Kanon Zwinglis ſich zufrieden geben.

Um dieſe Zeit erſchien die längſt erwartete Schrift von Dr. J. Fabri über die Disputation vom 29. Januar 1523: „Ain warhlich Vnderrichtung wie es zu Zürich auff den 29. tag Jenners 1523 ergangen ſei.“ Weil der Druck in Baſel von Zwinglis Freunden vereitelt wurde, ließ er die Schrift zu Straßburg drucken. Der Verfaſſer beſchuldigte Mag. Erhard Hegenwald verſchiedener Entſtellungen der Vorgänge und der Reden. Zwingli gab auf die Vorhalte die Antwort nicht ſelber, ſondern ließ den Generalvikar durch ſeine Litteraten, auf ſehr rohe Weiſe widerlegen durch die als Satyre berühmte Schrift:

„Das Gyrenrupfen, wie Johans Schmid, Vikarge zu Coſtantz, mit dem büechle, darinn er verheiſt, ein waren bericht, wie es vff 29. tag Jenners 1523 zu Zürich gangen ſye. Iſt voll Schimpffs vnd ernſtes.“

Die „Gyrenrupfer“ wurden für ihre Dienſte mit Ratsſtellen belohnt. Der Angegriffene beklagte ſich durch Zuſchrift vom 16. November 1516 an Bürgermeiſter und Rat über die groben ungeſtümen Antaſtungen ſeines Namens und ſeiner Ehrenhaftigkeit. Er verlangte, zur Sicherung göttlicher Wahrheit, chriſtlicher Lehre und des Geſetzes chriſtlicher Kirche, Auskunft von wem das „laſterbüchli“ verfaßt, und ob dasſelbe mit Wiſſen und Vergönnen des Rates gedruckt und verbreitet worden ſei. Eine Antwort iſt Dr. J. Fabri von ſeite des Rates, ſo viel bekannt, nicht gegeben worden.

V. Zerſtörung des katholiſchen Kultus und der Klöſter im Gebiete von Zürich.
1523—1525.

1. Die Vorgänge im Herbſt 1523 bis zur zweiten Zürcher Diſputation.

Die Bilderſtürmer Klaus Hottinger, Laurenz Hochrütiner und Hans Ockenfuß lagen ſeit Wochen im Gefängniſſe, ohne daß der Rat ſie zu beſtrafen oder freizulaſſen den Mut hatte. Die drei Leutprieſter nahmen die Frevler offen in Schutz. Ihr Haupt, Mag. U. Zwingli wurde von den Männern des Umſturzes, Felix Manz und Konrad Grebel und ihren Freunden im Rate, früher als es ihm gelegen war, vorwärts gedrängt, der Meſſe und dem Bilderdienſte den Krieg zu erklären. Am liebſten hätte er den Streit für die ganze Eidgenoſſenſchaft begonnen. Er ſtand deshalb mit Probſt Nikolaus von Wattenwyl und Berchtold Haller in Verbindung, in Bern ein Religionsgeſpräch abzuhalten. Allein die Verhältniſſe waren hiezu noch keineswegs angetan. Selbſt in Zürich waren im Rate „die Urteile und Meinungen wandelbar und wider einandren häfftig“.

Wenn die Prädikanten und ihre Anhänger die Bilderſtürmer in Schutz nahmen, ſo verfochten ſie nur ihre eigene Sache. Klaus Hottinger, ihr Anhänger, war „ein wohlbeläßner vnd der Religion wohlberichter redlicher Mann.“ Die Prädikanten ſagten an der Kanzel heiter heraus, Gott habe in ſeinem Worte verboten, die Bilder, „idola“, anzubeten. Deshalb ſeien ſie wider Gott und ſein Wort, wie es M. H. von Zürich zu predigen geboten.

Zwingli ſpricht ſeine innerſte Geſinnung über kirchliche Zeremonien und Gebräuche am deutlichſten in dem großen Hirtenſchreiben aus, welches er am 4. Dezember 1523 an B. Haller, „ceteriſque in Chriſto fratribus Bernæ Evangelium prædicantibus, Chriſti militibus“ richtete.

„Ut aperte dicam, quod ſentio, verendum eſt, quod juxta *ceremoniarum* pars, qua vel hodie chriſtiani utuntur, a Judæis defluxerit, partim a priſcis illis Judæis fidelibus veluti per manum

tradita, partim ad legis normam ab hypocritis nostris veluti postliminio producta. Quid enim vult *aqua* ista, qua nos quotidie lustramus, et *fumus*, quo defunctis parentamus, nisi quod apud Judæos aspersio aquæ vitulæ cinere infectæ, et *incensa* et *thymiamata*? Quid *templorum dedicationes* et *feriæ*, quam tabernaculorum festa et sabbatorum otia? Quid *ambitio templorum, vestium, ararum*, quam ut hæc puerili stultitia crassos istos Judæos etiam superemus? Quid *ordines* aut *sectæ monachorum* aliud volunt, quam Essæi, Pharisæi, Sadducæi et quarta philosophia, ut Josephus ait. Prætereo præcipua ista: *cantus in templis oblationes*, ut putant, *decimas*, stipem ad altare collatam, et reliqua, quæ non est memorandi locus; quæ omnia sunt ad legis præscriptum comparata, adeo, ut Judæi facile sua, modo admittas, agnituri sint. Et quod Christus et Apostoli hac gratia fecerunt, ut rudi rusticoque populo nonnihil donarent, hoc nos, qui jam viri esse debebamus, loco veræ pietatis usurpavimus."

Mag. Ulrich Zwingli hatte inzwiſchen den Kampf aufgenommen. Mit ſeinem Einverſtändniſſe gab Ludwig Hätzer die fanatiſche, vom 24. September 1523 datierte und raſch verbreitete Schrift gegen die Bilder heraus: „Ein urteil Gottes, vnſers ewigemals, wie man ſich mit allen götzen vnd bildnuſſen halten ſoll, vß der heiligen gſchrifft gezogen." In dieſer war der Bilderſturm offen gepredigt, und als Gottestat hingeſtellt. Offenbar war Zwingli ſeiner Sache noch nicht gewiß. Der greiſe Bürgermeiſter Markus Röuſt war gegen Beſeitigung der Bilder, der kleine Rat geteilt: der Große Rat ſtand entſchieden auf Zwinglis Seite. Unter Klerus und Volk zu Stadt und Land waltete ſehr heftiger Streit über Bilder und Meſſe; derſelbe wurde nunmehr zum Entſcheide gedrängt, und der Magiſtrat gezwungen, Stellung zu nehmen.

Die Gefangenen, welche das Kreuz in Stadelhofen umgeworfen und zerbrochen, haben nach Zwingli „nüt gethan wider Gott, ouch nüt, das nit vor inen frommi Chriſtenlüth ouch gethan habend." Die Obrigkeit darf alſo ihre Tat nicht als „maleſiziſchen Frevel anrechnen, ſie peinlich ſtrafen oder tödten, ſondern nur burgerlich beſtrafen, weil ſie den Bilderſturm hinder der Oberkeit eigens gewallts angehept, vnd vnerloupt, vnerduret, gewaltigklich gethan habend." Mit dieſer Logik ſollte der Obrigkeit der Weg gebahnt

werden, den Prädikanten den Rücken zu decken und ſelber das Beiſpiel der gefangenen Wiedertäufer vom Amtes wegen zu befolgen. In der Stadt erhob ſich freilich ein großer Aufruhr gegen Zwingli und ſeinen Anhang; ein Bürger nannte ihn geradezu den Antichriſt am Großen Münſter. Der Rat hatte Arbeit übergenug den Beleidigern Zwinglis nachzugehen und ſie mit Strafen zu belegen. „Die Obrigkeit war nur allzuängſtlich befliſſen, Ehre und guten Namen des Reformators zu wahren, daher es mit Prozeſſen und Strafen nie aufhörte“, ſchreibt Mörikofer.

Am 12. Oktober 1523 wurde das Mandat der „Beſchrybung des Religionsgeſprächs über Bilder und Meſſe“ ausgeſtellt und überallhin verſandt. Das hochwichtige Dokument iſt jedenfalls von Zwingli redigiert. Dasſelbe ſtützt ſich ausdrücklich auf das Mandat vom 29. Januar 1523, nur das Evangelium göttlicher hl. Schrift zu predigen. Dieſes Evangelium ſoll nun weiter erläutert und durchgeführt werden.

„Alſo werdent wir vß ſömlicher leer vnderricht, daß die bildnuſſen nit ſollent ſin, vnd daß ouch die Meß anders dann Chriſtus unſer erlöſer die hab vffgeſetzt, mit vil mißbrüchen geüpt vnd gehandlet werde. Deßhalb abermalen zangg vnd zwytracht vnder den vnſern vnd anderen ſich erhept. Dorum vns, als der oberhand, by den vnſern zuo ſähen, vnd frid, Sün, ouch göttliche brüederliche einikeit zuo machen gebürt.“

Die theologiſchen Streitfragen über Bilder und Meſſe ſollen deshalb im Namen des allmächtigen Gottes aus Grund der wahren göttlichen Geſchrift des alten und neuen Teſtaments, in deutſcher Zungen erläutert und die waltende Zwietracht zwiſchen denen, welche die Wahrheit göttlicher hl. Schrift aus Gnaden Gottes allenthalben klarer und lauterer, als bisher geſchehen, predigen und herfürbringen, und den Unverſtändigen, welche beim Alten bleiben wollen, zu Ende gebracht werden. Auf Montag nach Simon und Judä, 26. Oktober 1523, ſollen deshalb alle Pfarrer, Seelſorger und Prädikanten, und ſonſtige weltliche und geiſtliche Perſonen in und außer der Stadt Zürich, welche geſonnen ſind, dieſe Artikel zu verteidigen, zu üblicher Ratszeit auf dem Rathauſe erſcheinen, um dort zu reden und zu handeln. „Da werdint wir mit ſampt etlichen gelerten mit allem flyß vffmerken. Und nachdem ſich mit wahrheit göttlicher geſchrifft des nüwen vnd allten

teſtaments erfindt, mit radt wyter, wie ſich gebürt, handlen. Dardurch wir hinfür in göttlicher Liebe, vnd alls brüeder in Chriſto Jeſu vnſerm erlöſer vnd behallter fridſam by vnd durch einanderen läben, blyben vnd handlen mögend."

Nach der Abſicht von Zwingli ſollte das Ergebnis nicht nur für Zürich, ſondern auch für geſamte Eidgenoſſen der zwölf Orte, ihre Untertanen und Schutzverwandten verbindlich werden. Auch die Biſchöfe zu Baſel, Konſtanz und Chur nebſt der Univerſität Baſel ſollen nach Zürich beſchrieben werden, damit ſie ihre gelehrten Botſchaften nach Zürich ſchicken, „hierzuo der geſtalt zuo reden, vnd zuo handlen, gueter Hoffnung, der allmächtig Gott werde durch ſinen heiligen Geiſt der geſtallt würken, damit wir gemeinlich gewyſt werden, nach dyſer Zyt by im ewig zuo läben."

Die Antworten auf das Mandat trafen ſofort ein. Biſchof Hugo zu Konſtanz ließ am 17. Oktober durch Dr. Joh. Fabri melden, er finde es unſchicklich, ſich auf der Disputation zu beteiligen und zu ſolchen Änderungen mitzuwirken, wie ſie Zürich beabſichtige. Es ſei doch nicht anzunehmen, daß gemeine chriſtliche Kirche, welcher doch den Beiſtand des hl. Geiſtes verheißen ſei, in ſo ernſten Fragen ſeit Jahrhunderten geirrt habe, welche große Heilige und allgemeine Konzilien entſchieden haben. Zürich möge deshalb die Disputation aufgeben und in Bezug auf Bilder und Meßopfer, wie in andern Fragen den Beſchluß einer allgemeinen chriſtlichen Verſammlung „vß gnaden des hl. Geiſtes" abwarten. Biſchof Chriſtoph zu Baſel antwortete am 22. Oktober 1523 im gleichen Sinne und ebenſo eindringlich. Er entſchuldigte ſein Fernebleiben mit Alter und Krankheit, warnte vor gefährlichen Neuerungen in Bezug auf Bilder und Meſſe, uralte und ehrwürdige chriſtliche Gebräuche, und bat dringend, bis auf die Beſchlüſſe des künftigen allgemeinen Konzils ſich zu gedulden. Die Antwort von Biſchof Paul zu Chur gieng unterwegs verloren und jene der Univerſität Baſel iſt nicht bekannt. Abt Franz zu St. Gallen findet zwar eine Abordnung angezeigt; allein er kann bei der Kürze der Zeit nichts tun, und iſt an ſeine geiſtliche und weltliche Obrigkeit gebunden.

Von den zwölf Orten gaben Bern und Solothurn die Antwort, der Handel dünke M. H. groß und ſchwer. Er berühre

nicht nur gesamte Eidgenossen, sondern die ganze Christenheit. Die Eidgenossen sollten deshalb zunächst gemeinsam handeln, und zwar, wie Solothurn wünscht, derart, daß es auch an „vßländigen christenlichen enden förmlich und billich geschätzt und zugelassen werden möge". Beide Städte sandten keine Abordnung.

Sehr entschieden lautete die Antwort von Schultheiß und Rat zu Luzern, 22. Oktober 1523. Die Irrung in Zürich ist den Herren leid und der Rat möchte wohl erleiden, die Oberhand solcher Irrsal wäre längst ausgereutet, wie es in der Macht gelegen wäre. Statt dessen haben Irrungen und Verführungen Oberhand gewonnen und Wurzel gefaßt; jene aber, welche sie pflanzen, sind den Zürchern angenehm. Der Rat hat mit geistlichen Personen Rat gehalten und aus geistlichen und weltlichen Rechten erfunden, daß es sich nicht gezieme, so kleinfügige Versammlungen, den christlichen Glauben anbetreffend zu halten, oder zu besuchen, vielmehr dieselben abzustellen. „Wo aber das üwer meinung nit sig, haben wir vns daß im aller besten erlüttert diser antwurt: Des ersten der bildern halb gelesen etlich entschlüß gemeiner versampnungen der Concilien, ouch erfunden etlich irrungen, so by ziten der heligen vätern, disen glichförmig, darum entscheid wurd geben an orten, die recht sampnungen nach cristenlicher ordnung angsehen, dem wir als guot cristen geleben vnd daby bliben wöllend. Zum andern der meß halb oder der mißbrüch, stat uns noch vil minder zuo, uns deß in einig weg ze beladen, dann daruf aller unser gloub fundiert, ouch unser altvordern, die wir wol mit gnaden des hl. Geistes und göttlicher leer beider testament versechen sin achtent, ire fuoßstapfen nachzefolgend vermeinen, und die nit für unser verfüerer, sunders guot cristen, selig, fromm lüt haltend, by dem, so wir von inen ererbt und erlert, und darane menig jar ze bliben für uns gesetzt, und des beharren wellen. Harumb wir vß obangezöigter ursache zu diser versamnung niemals schickend, dann wir der irrungen by uns wenig gehabt und fürhin ouch jedermann, so die in unseren gerichten und oberkeiten pflanzen oder umbgan wöllen, gewarnt haben. So wir aber bessers und anders, von denen es gezimpt, bericht und nach cristenlicher Ordnung berüeft werden, wöllen wir alsdann aber thuon, als guoten cristen zuostat." Dieser nachdrückliche und bestimmte Vorbehalt eines

allgemeinen Konzils, der kirchlichen Auktorität, verdient ſehr Beachtung.

Derber in der Form, ſachlich aber würdevoll, wie Luzern unter Betonung des kirchlichen Lehramtes, antworteten Landammann und Rat von Obwalden auf die Berufung durch Schreiben vom 25. Oktober 1523. Die Landleute beſitzen nicht ſonderlich gelehrte Leute, aber fromme ehrbare Prieſter, welche ihnen „die heiligen evangely und ander heilgen geſchrift vßlegend, wie vnſern altvordern das ouch usgeleit iſt, und die heiligen Bäpſt und das Concilium ſölichs gebotten hant. Dem wend wir nachgan vnd glouben bis an unſer ſelig end, und ee darumb den tod lyden, ſo lang bis ein Bapſt vnd ein Concilium das widerrüeft. Wann wir je nit meinen, das inen zuoſtat, das zuo endren, das vor alten ziten ſo ordenlich mit der ganzen chriſtenheit beſchloſſen iſt, mit geiſtlichen und weltlichen. Wir wend ouch nit glouben, daß unſer Hergott dem Zwingli ſo vil gnaden heig getan, meer dann den lieben heiligen und leerern, die all tod und marter gelitten hand umb des glaubens willen. Dann wir vernement nüt ſonders, daz er alſo ein geiſtliches leben füer für ander, dann er vf unruow geneigt ſig mer denn zuo frid vnd ruowen. Darum ſo wend wir niemand zuo im ſchicken noch zu andern ſyns glichen. Dann wir geben ihm kein glouben; und daß es war ſye, ſo find wir des willens, hetten wir in, und ſich erfund, daz von im geredt wird, ſo welltend wir im den lon geben, daz ers niemer dät. Nit mer; dann ſind gott befolen!“

Einzig aus Schaffhauſen und St. Gallen erſchienen Abgeordnete in Zürich. Erſtere Stadt ſandte den katholiſchen Leutprieſter zu St. Johann, Dr. Martin Steinlin, den Leſemeiſter Dr. Sebaſtian Hofmeiſter und den ſchwankenden Kuſtos des Kloſters Allerheiligen, Hans Konrad Irmenſee. Aus St. Gallen erſchienen Zunftmeiſter Dr. Joachim von Watt, Dr. Chriſtoph Schappeler, Pfarrer zu Memmingen im Allgäu, und Benedikt Burgauer, Pfarrer an St. Laurenzen. Dann waren andere Reformatoren anweſend: Dr. Hans Zwick, Pfarrer zu St. Stephan in Konſtanz, und der unruhige Pfarrer zu Waldshut, Dr. Balthaſar Hubmaier, genannt Friedberger, „Pacimontanus“, nach ſeiner Vaterſtadt in der Wetterau. Zum Leidweſen Zwinglis und ſeiner Anhänger hatten ſich zwei angeſehene und gefürchtete

Gegner, Dr. Fridolin Lindower, Pfarrprediger in Bremgarten, und Dr. Theobald Huetter, Pfarrer in Appenzell, zur Disputation nicht eingefunden. Sie wurden deshalb ein Gegenſtand bittern Hohnes ſeitens der Verſammlung.

2. Die zweite Züricher Disputation über Bilder und Meſſe. 26.—28. Oktober 1523.

Ein gewaltiger Zudrang von Geiſtlichen und Laien, Gelehrten, Halbgebildeten und einfachen Bürgern, welcher auf mehr als 900 Perſonen, darunter 350 Prieſter und 10 Doktoren der Theologie geſchätzt wurde, fand ſich am denkwürdigen 26. Oktober 1523 auf dem Rathauſe in Zürich ein. Burgermeiſter Markus Röuſt eröffnete die Verſammlung. Darauf übertrug er den Vorſitz an drei ergebene Freunde Mag. U. Zwinglis: Dr. J. von Watt, Dr. Sebaſtian Hofmeiſter und Dr. Chriſtoph Schappeler. Die Verhandlungen mußte Kaplan Ludwig Hätzer aufzeichnen.

Die wenigen Geiſtlichen, welche noch den Mut beſaßen, den alten Glauben zu verteidigen die Chorherren Mag. Konrad Hoffmann, Mag. Jakob Edlibach, Schulherr Dr. Hans Rießly, einige Ordensmänner, nebſt Pfarrer M. Steinlin von Schaffhauſen, zu welchen ſich in einzelnen Fragen ſchüchtern Propſt Felix Frei geſellte, verſchwand vor der großen Überzahl der Freunde des Evangeliums, welche ihres Sieges zum voraus gewiß waren. Die Vertreter der revolutionären Richtung, Felix Manz, Konrad Grebel und Simon Stumpf hatten es darauf abgeſehen, ihr geiſtiges Haupt in beiden Fragen über Bilder und Meſſe in die letzten Folgerungen hinauszudrängen und den katholiſchen Gegnern „das Mul ze beſchlüßen“. Stehend, weil der Raum für das Knieen zu beengt war, eröffnete Mag. U. Zwingli die Verſammlung mit einer Anſprache, „vnd vermanet vor allem, das jederman ſöllte Gott im Herzen anrüeffen, das er alle, ſo dem Wort Gottes widerſpenſtig ſind, zuo im ziechen, alle, die es nit verſtand, erlüchten, vnd alle, die es falſch gebruchend vnd vnrächt verſtand, wohl berichten wölle.“

Um ſeinen Entſchluß, Glaubensfragen durch den Magiſtrat entſcheiden zu laſſen, gegenüber den katholiſchen Gegnern zu rechtfertigen, den Zuhörern zu imponieren und den Bilderſtürmern ent-

gegenzukommen, ſtellte Zwingli zunächſt ſeine Auffaſſung von der Kirche und dem kirchlichen Lehramte feſt. Er beſtritt, daß Päpſte, Biſchöfe, Kardinäle und Concilia, Theologen und andere „lange Hanſen“ die wahre Kirche ſeien. Sie vertreten keine Kirchhöre und lehren die Wahrheit nicht, weil ſie in der hl. Schrift keinen Grund haben. Dagegen iſt die Verſammlung auf dem Rathauſe berufen, das einig Wort Gottes darüber zu verhören, was in demſelben in vorgebrachten Spänen erfunden wäre.“ Dieſe Gemeinſame iſt auf das Wort Gottes gegründet und kann deshalb nicht irren. Gegenüber den Konzilien und zuſammengerotteten Haufen der unnützen und ungelehrten Päpſte und Biſchöfe ſeien die Kilchhören Höngg und Küßnach eine viel gewiſſere Kirche. Päpſte und Kaiſer verfolgen das Evangelium, wie Nero und Domitian es getan, welche die erſten Chriſten verfolgt und ſogar getötet haben.

Als Mag. K. Hoffmann dieſen Lehren gegenüber im vollen Umfange die Auktorität der Päpſte und Konzilien verteidigte, wurde er „geſtöucht“. Zwingli, Leo Judä und Dr. Baſtian Hofmeiſter, fielen ihm in die Rede. Zwingli warf Hoffmann vor, er habe ihm die Kanzel verbieten müſſen, damit nicht Unruhe, Zwietracht und Haß gegen die Herren vom Rate entſtehe, und weil derſelbe die hl. Schrift nicht predigen könne. Umſonſt berief ſich der ehrwürdige Greis auf dreizehnjährige Studien zu Heidelberg, auf ſein dreißigjähriges Predigtamt in Zürich, ſeinen Kampf gegen die Mißbräuche in der Kirche, freilich ebenſo auf den Eid, welchen er ſowohl dem Biſchof als Propſt und Kapitel geſchworen habe. Dr. Baſtian hieß den widrigen Gegner, und zwar auf Befehl des Propſtes, einfach ſchweigen, weil er im Kampfe nicht das richtige Schwert, die hl. Schrift gebraucht, ſondern unnützen Tand vorgebracht, damit alle anweſenden Herren und Frommen aufgehalten und verdrüſſig gemacht habe. So ergieng es allen andern, welche Zwinglis Lehre von der Kirche widerfechten wollten. Dabei lief es nach Hätzers Bericht nicht ohne arges Gezänk, und Widerſpruch ab. Das Ergebnis war nach H. Salats Urteil, „das nit bald ein ungelerter oder Dorfpfaff mer ſich zu widerreden vnderſtan dorft, da meiſter Cuorat Hoffmann ſchwygen muost, ob ſy es wol können vnd gwelt hettend.“

Auf Zwinglis Wunſch mußte der liebe Bruder Löw, den Kampf gegen die Bilder eröffnen. Er machte ſeine Sache kurz

ab, unter Berufung auf die Theſe ſeines Bruders, Meiſter Ulrichen Zwingli: „Daß unter den chriſten gar kein bild nit ſöll ſyn, vnd deßhalb vnder den Chriſten nit gemacht, vffgeſtellt noch geeret, ſunder abgethan ſollend werden.“ Der folgerichtig denkende Stürmer Konrad Grebel war mit dieſer Theſe nicht begnügt, ſondern fügte bei: „Dann ſo die Bilder nit vnder den chriſten ſyn ſöllend, ſo ſöllends ouch nit heimlich ſin, denn das wäre „dispensatio verbi divini!“ Hierauf ſchwieg alles ſtill und niemand wollte über dieſe Theſen reden. Vergebens berief ſich Mag. Heinrich Lüti, Prädikant zu Winterthur, einſt Zwinglis Helfer, gleichſam aus Mitleid mit den Heiligenbildern, auf die Bilder der Cherubin über der Bundeslade und die eherne Schlange in der Wüſte. Sein „ſtröwin argument“, zudem ein Scheingefecht, wurde von Leo Judä bekämpft und H. Lüti gab ſich zufrieden. Auch der Primat Petri wurde gleichzeitig zwiſchen beiden Freunden als ſchriftwidrig abgetan.

Als gefährlicher Gegner erſchien Komtur Konrad Schmid, eifriger Parteigänger Zwinglis. Er war mutig genug, in der Bilderfrage eine ſelbſtändige Anſicht zu verfechten. Er wollte die Bilder nicht gewaltſam zerſtören, ſondern zuwarten, bis die Gläubigen durch die Predigt des Evangeliums eines Beſſern belehrt wären. Klüger wäre es, man würde einſtweilen die äußern Bilder Gottes und der Heiligen beſtehen laſſen, und zunächſt die ſündhaften Bilder und Gelüſte der Herzen beſchneiden. Wer Chriſtus und ſein Bild wahrhaft im Herzen trage, verſpüre durch kein äußerliches Bild Verführnis oder Schaden. „Ob aber einer das recht gſchaffen bild Chriſti in ſinem herzen nit hat, ſo er dann glich alle üſſere Bild, die vff dem erdboden ſind, vmbſchleipfte, ſo iſt er dennoch ein tüfelſcher Menſch vnd ein entchriſt!“ Der Komtur wurde zum Schweigen gebracht; ebenſo Dr. Sebaſtian Hofmeiſter, welcher den Privaten ganze Fuder von Bildern erlauben wollte. Das Gleiche widerfuhr Mag. Jakob Edlibach, welcher die Anſicht äußerte, das Bild, wie St. Martin ſein Mantelſtück dem armen Chriſtus ſchenke, gereiche dem Chriſten zur Erbauung und ermahne zu Mitleid und Barmherzigkeit, wurde kurzerhand mit der hl. Schrift geſchlagen, ebenſo Propſt Frei, der beſtritt, daß man in Zürich die Heiligen anbete und den Teufeln opfere, wie Leo Judä behauptet.

Schließlich war die Zeit zum Imbiß gekommen und das Gespräch wurde unterbrochen, um nachmittags unter „kyben, ſpott vnd glechter“ fortgeſetzt zu werden. Es wurde, wie Bürgermeiſter M. Röuſt nachher erklärte, vieles geredet, das weder aus dem Worte Gottes war, noch zur Sache gehörte. Zuerſt begrüßte Dr. B. Hubmaier die Verſammlung und redete heftig wider Bilder und Meſſe. Komtur Schmid gegenüber, welcher die abſolute Verbindlichkeit der jüdiſchen Gebote anzweifelte, verwickelte ſich Mag. Zwingli in den Widerſpruch, die Zeremonialgeſetze ſeien den Juden zur Strafe gegeben und verpflichten den Chriſten nicht; das Verbot der Bilder ſei nicht zeremoniſch und deshalb für den Chriſten verbindlich. Er ſtützte ſich ferner auf das Vorbild eines bilderſtürmeriſchen Biſchofs Serenus von Maſſilia, folglich auf die ſonſt verworfene Tradition und warf der Kirche vor, ſie laſſe die Bilder, „idola“, anbeten.

„Es warend“, bemerkt H. Salat, „auch etlich wolgelert da die anfiengend die bilder erhalten wellen, das man die wol haben möcht, mit ſtarken argumenten vß der heiligen geſchrifft. Sobald der einer mit grundlichem Anzug kam, fiel Dr. Baſtian der preſident, oder Dr. Jochem von St. Gallen, der Burgermeiſter, Zwingli, Leo oder all in ir red vnd muost einer flux ſchwygen. So das dann die andern erſachend, ſo ſich ouch darwider zu ſetzen vermeſſen hattend, ſchwygends recht vorhin.“ Die Umfrage führte zu keinem Ergebniſſe. Zwingli war ſeines Sieges am Abend des 26. Oktober 1523 gewiß; den Gegnern, wohlgelehrten Männern und manch armen Dorfpfaffen ward der Mund „mit großem ſpott vnd trutz“ geſchloſſen.

„Als nun gar nieman me was, der einiche ynred me thuon wolt, beſchloß Dr. Sebaſtian, der preſidenten einer“, nach der Erzählung Hätzers und Bullingers, „im namen der andern preſidenten vnd beider lütprieſtern, Zwinglins vnd Leons, dankt Gott um den Sig, den er uff hüttigen tag ſinem heiligen wort vnd deſſen organa vnd inſtrumenta, die wir ſind, geben hat. Vermanet mer die herren von Zürich, das ſy nun me die bilder wöllend abthuon, ouch die from arm lüth, von abthuons wägen der bildern in gefängnus komen, wider vß vnd ledig laſſen. Der Herr Burgermeiſter antwurdt, ein erſamer Radt wurde der ſach wol thuon, wenn ſy zum end gebracht, vnd gebod den rädten vnd andern, morndes wider zuo kommen zur handlung des artikels von der Meß.“

Die Verhandlungen des 27. Oktober 1523 bezeichnete Bürgermeiſter Röuſt mit Recht als groß und ſchwer. Er bat eindringlich, es möge im Namen Gottes mit Ernſt und Züchten geſprochen werden. Zur Behandlung kam die Schlußrede: „Daß die meß kein opfer vnd bishar anderſt dann Chriſtus hat yngſetzt, mit vilen mißbrüchen ghalten worden ſyg.“ Zwingli ſelber verſicherte für ſich und ſeine Brüder Mag. Leo und Dr. Engelhard: „Es ſoll menglich wüſſen, daß min red von der meß nit dahin dient, noch in ewigkeit dienen wird, daß einigerley betrug ſyg in dem reinen bluot vnd fleiſch Chriſti; „in sacrosancto sanguine et carne Christi“, ſunder dahin langet all vnſer arbeit, das es nit ein opfer ſye, das einer für den andren möge vfopfern.“ „Dis hatt er aber gar bald darnach erbermklich vmkeert“, bemerkt dazu Hans Salat. Die Meſſe bezeichnete Zwingli als ein „gottesläſterlich ſtuck vnd endchriſtliches werk“, den Kampf dawider als einen Handel, gegen welchen der Streit wegen der Götzen ein kindiſcher geweſen ſei.

Sofort kam es zu einem harten Strauße zwiſchen Komtur Schmid und Zwingli, weil erſterer ſich höflichſt verwahrte, daß man von Meſſe, Sakrament und Ordensſtand „ſo vngeſchicklich vnd frevenlich rede“, und ſage, die Meſſe komme vom Teufel; der Teufel habe Orden und Mönche gemacht und erdacht. Es ſeien auch viele Mönche gute Chriſten, und man täte auch beſſer, ſie bleiben zu laſſen. Zwingli erklärte, die Möncherei ſtamme, wie alle Glichsnery, aus Fleiſch und Eigennutz, folglich aus dem Teufel; daß man aber von Meſſe und Orden unzüchtig rede, gefalle ihm nicht. Er habe es nie gelobt, ſondern allwegen geſtraft. Aber er wolle, daß alle Prieſter den einigen Chriſtum hervortrügen, und daß ſpäter im Laufe der Zeit „alle ſecten, rotten vnd orden mit ſammt andern mißbrüchen hingelegt wurdind.“ Er habe mit rüche vnd güte gelehrt, und verkünde das Wort Gottes fryf und rede im Namen Gottes wie ihn der Geiſt lehre.

Wie ihn der Geiſt über die großen Ritterorden gerade zur Zeit lehrte, als die Johanniter, denen Komtur Schmid angehörte, den welthiſtoriſchen Heldenkampf wieder die Türken um den Beſitz der Inſel Rhodus führten, ergibt ſich aus ſeinem Briefe vom 3. Februar 1523 an den Komtur zu Königſ, Albrecht von der Hohen Landenberg. Alle Orden ſind menſchliche Erfindungen,

Lehren und Gebote, Gottes Geboten widerwärtig, wie alle Sekten und Rotten. Es iſt ein Irrtum und Verführnis, zu glauben, heilige Stätten und geiſtliche Stifte zu ſchirmen ſei Gottesdienſt. Gott iſt an keine Stadt gebunden, nicht gen Jeruſalem noch gen Rom. Er iſt allenthalben; die ihn an eigenen Orten zeigen, ſind falſche oder Antichriſten. Darum eine ſchlechte Meinung iſt, Jeruſalem oder Rom behalten, geſchweige mit Kriegen gewinnen. Jeruſalem macht mir einen großen Glauben im Evangelium, ſo es von den Ungläubigen gehalten wird. Denn Chriſtus hat geredt: Jeruſalem wird von den Heiden zertreten werden, bis die Zeit der Nationen erfüllt wird. Ihr ſehet die Heiden da! Was wollen wir fechten, ſo wir ſehen, daß Gott es anders will! Iſt nun euer Orden auf Jeruſalem angeſehen, weiß ich nicht, aus was Vernunft oder Schrift das Grund habe!

Nachdem auch Komtur Schmid ſich als Gegner der katholiſchen Lehre vom Meßopfer bekannt, erhob ſich Leutprieſter Dr. Martin Steinlin von Schaffhauſen, ein ebenſo gebildeter als ſchlagfertiger Theologe, für das kirchliche Dogma in einer ebenſo ſachlichen als würdigen Darlegung. Leo Judä und Zwingli redeten dawider mit großer Heftigkeit. Der letztere beſtritt die Beweiskraft des Vorbildes Melchiſedek und der Prophezeihung des Propheten Malachias vom reinen Speiſeopfer. Melchiſedeck war ihm nicht Prieſter, ſondern Stadtvogt und Hauptmann zu Salem; derſelbe brachte auch Gott kein Opfer dar, ſondern überreichte Abraham das Gaſtgeſchenk, Brot und Wein. Das reine Opfer des Malachias bezieht ſich nur auf die Zeit des Propheten und auf die reinen Opfer der Heiden, im Gegenſatze zu den Opfern der untreuen und falſchen Juden. Daß die Meſſe durch Jahrhunderte als Opfer gefeiert wurde, beweiſt nichts für deren Wahrheit, denn die Länge der Zeit macht Bosheit und Irrſal nicht gut; auch war die Kirche dabei nicht vom hl. Geiſte beraten, ſondern Papſt und Biſchöfe ſind Ketzereien und Irrtümern angehangen.

Ein tüchtiger Gegner war auch Dr. Hans Nießly, Schulherr des Stiftes. Derſelbe beſtritt Zwingli ſowohl Recht als Vollmacht, in ſo wichtigen Fragen auf einem Konziliabulum zu handeln. Er verlangte, derſelbe ſolle ſeine Theſen und deren Begründung in Latein faſſen und mit einem rechtmäßigen Konzil, das im hl. Geiſt verſammelt wäre, handeln. Allein Zwingli gab

ihm zur Antwort, auf den Konzilien halte er nichts. Er schalt den Schulherrn einen Zänker, „Hadernetz“ und die Konzilien „des Esels gemeinden“, welche sich in allem widersprechen. So habe das Konzil zu Konstanz den frommen Mann Hansen Hus deshalb verurteilt und verbrannt, weil er das Abendmahl für die Laien unter beiden Gestalten verteidigte. Damit habe Hus freilich und recht gelehrt; er Zwingli, lehre das Gleiche. Ist Hus deshalb verdammt und verbrannt worden, so ist er als ein armerlicher Martyrer vor Gott um Unschuld getödtet worden. Als ich nun „lange Span“ erhoben und Dr. Meyly weiter reden wollte, hob der Bürgermeister, um ihm das Wort zu entziehen, die Sitzung auf, und entließ die Herren zum Imbis.

Die Disputation nahm nachmittags ihren Fortgang. Die Umfrage bei den Stiftskaplänen, den Chorherren zu Embrach, dem Kustos von Schaffhausen und dem Landklerus geschah unter recht derben Witzen und lautem Gespötte der Ratsherren und Laien. Die Meisten erklarten, daß sie sich mit den Schlußreden M. Ulrichs „wohl begnuegten“, sie legten herzlich wenig theologische Bildung an den Tag. Wer sich ernsten Widerspruch erlaubte, wie der Guardian der Barfüßer und der Prior der Augustiner, wurde von prasidierenden Dr Sebastian Hofmeister zum Schweigen gebracht. Er selber schickte sich an, die Lehre des Fegfeuers zu bestreiten. Er mußte gleichfalls schweigen, ebenso Konrad Grebel und Simon Stumpf, welche mit „grusam, seltzam unerhört Worten“, unter Gelächter und Stampfen der Ratsherren, sofortige Abschaffung der Bilder und der Messe verlangten. Es war unterdes Nacht geworden und der Bürgermeister löste die Versammlung auf. Sie wurde auf 28. Oktober, Simon und Judä nachmittags, wieder einberufen. Am Morgen hielt Zwingli im Großen Münster die Predigt von den wahren und falschen Hirten.

Das Wort führten jetzt Dr. Hubmeier, Konrad Grebel und dessen Schwager Dr. Joachim von Watt. Alle waren einig, daß die Messe ein Mißbrauch und Greuel sei. Konrad Grebel redete in grobster Form von den Mißbräuchen der Messe, welche der Teufel herzugetragen habe. Welche Greuel gemeint waren, wissen wir aus der fast ebenso rohen Antwort Zwinglis in der Darstellung seines Freundes Hützer. Die Kleider, welche der Pfaff anhat, wenn er messet, hat Zwingli bisher noch der Schwachmütigen

halber geduldet, ſeither aber ſeine Meinung über Meßkleider und Tempelgeſang, wie K. Grebel es verlangte, „verwandlet und widerrüeft“. Das Volk muß zuvor, damit kein Auflauf entſtehe, belehrt werden, daß man auch ohne Meßkleider die neue Meſſe Zwinglis feiern könne. Als Grebel fragte, ob ſtatt Hoſtien gehebletes oder ungehebletes Brot zu gebrauchen ſei, antwortete Zwingli, er möge gewöhnliches Brot wohl leiden, es werde damit nicht geſündigt. Die Wahl bleibe der Kirchhöre überlaſſen. Grebel bezeichnete es als „Grüwel Gotts“, daß man Waſſer in das Blut Chriſti ſchütte, daß die Prieſter den Laien das Sakrament „ynſtoßen“, ſtatt es ihnen in die Hand zu legen, daß man gegen das Beiſpiel Chriſti das Abendmahl am Morgen und nüchtern empfangen müſſe, und ſo den Geiſt an die Zeit binde, daß die Pfaffen ſich ſelber „ſpyſen“ und den Laien den Kelch verweigern. Zwingli bewies dieſem Zank gegenüber größtes Verſtändnis und Entgegenkommen.

„Ich bin in Hoffnung, redt Zwingli, nach dem Berichte Hätzers, ir, mine herren, werdind die meßknecht abſtellen vnd ſy in guotem friden abſterben laſſen. Urſach: wäger vnd beſſer iſt, man geb jedem noch ein pfruond, daß er nit meß hab, dann daß er meſſe. Ein ſolcher grüwel iſt das Gott mezgen und verkoufen“. Komtur Schmid ließ nun ebenfalls erkennen, daß er dieſe Anſicht teile, aber er wolle zuerſt das Volk beſſer im hl. Geiſte über Greuel und Verführnis der Bilder, Meſſe und Zeremonien belehren. Zwingli, der Komtur, Leo Judä und Abt Wolfgang zu Kappel verlangten vom Rate eine obrigkeitliche gedruckte Vorſchrift an Klerus und Volk, damit ſofort einmütig gegen Bilder und Meſſe gepredigt werde. Die Pfaffen haben das Reich Chriſti auf guten Pfründen mit reichen Zehnten und Abgaben gegründet: der Rat ſolle Chriſtum wiederum zur Herrſchaft bringen. „Gebenedeyt iſt die red dines Mundes!“ rief dem Komtur der begeiſterte Dr. Baſtian Hofmeiſter zu.

In gar frommen Worten baten die ſiegesſtolzen Herren um Ledigung der gefangenen Bilderſtürmer. Nicht minder fromm ermahnte Zwingli die Ratsherren zu kräftigem Vorgehen. „Ich ermanen üch zuo dem allerflyſſigſten, daß ir gott wellind laſſen walten in denen dingen, die der geiſt gottes leret vnd heißt. Dann je alles, das gott, vnſer einiger troſt und ſeligmacher, leert vnd vnderwyſen hat, dem ſollend billich alle Chriſten gefölgig ſin.

wellet uch nu erschrecken gnädigen, lieben Herren'" rief ihnen Zwingli entgegen. „Gott stat an unser siten: der wird das sin wol beschirmen. Ich kann wol erkennen, daß uch minen herrn, m. zuo handen stoßt; das aber wenig bedenkend, allein um des lieben worts gottes willen. Das wird die sinen in ewigkeit in keinen noten nit verlassen. Diß redt der Zwingli mit so großem ernst und mit so truwem gemuet zuo christenlicher einigkeit, das er sichs selbs nit vil andren beweat zuo weinen, also daß er nit weiter vermocht zuo reden." Leo Juda nahm die Rede seines Freundes auf und versicherte den Rat, wenn er das Evangelium dem Mandat gemäß predigen lasse, werde Gott in Ewigkeit bei den Herren von Zürich als seinen Auserwählten stehen.

Die Schlußrede von Amtswegen hielt mit sehr beachtenswerten Worten der hochbetagte Bürgermeister Markus Roust. Er bat zunächst und wohl mit gutem Grunde, alle jene um Verzeihung, welche er hatte „schwygen und abstan gheißen". Darauf dankte er den drei Präsidenten und fuhr dann fort: „Lesalinchen jr, mine herren von Zürich' volend das Wort gottes lauterlichen, mannlichen on alle forcht annemen' Gott der allmechtig wird uch gluck geben. Ich kann nit wol von den farben reden. ich red eben davon wie der blind von den farben. Jedoch so muß man das wort gottes redlichen an die hand nemen. Vnd bittend gott allsamen, daß es wol gang'"

Ludwig Hätzer gab die Verhandlungen sofort in Druck, unter dem Titel: „Acta oder Geschicht, wie es vf dem gespräch der tagen 26, 27 und 28. wynmonats in der christlicher stat Zürich vor eim erlamen geselleten großen und kleinen rat, auch in bisyn meer dann 900 priestern und vil anderer biderber lüten ergangen ist anbetreffend d. götzen und die meß. Anno 1523. C Gott' erlos die gefangenen'" Das Buch ist „allen getruwen und verwalten brüderen und schwesteren in Christo Jesu zur erlangung ihrer conscientzen und erkanntnuß gottes durch Jesum Christum" gewidmet. Nach Hätzers starrem Augenstandpunkte ist seine „Geschichte" weder parteiisch noch vollständig. Hätzer verschweigt, daß Dr. Joh. Fabri und Eunius Filonardi nur deshalb von der Disputation wegblieben, weil ihnen vom Rate das frei Geleite verweigert wurde. Die Reden der Altgläubigen wurden, wie ihm

ſchon Hans Salat vorwirft, entweder verſtümmelt oder gar nicht in die Darſtellung aufgenommen, ſo daß wir aus dieſer einzigen, allerdings offiziellen Quelle über die Vorgänge auf der zweiten Zürcherdisputation lückenhaften und einſeitigen Bericht erhalten. Die Art und Weiſe, wie alle Einſprüche der katholiſchen Wortführer unter Geſpött und Tumult der Verſammlung abgewieſen und den angeſehenſten Männern der Mund verſchloſſen wurde, läßt ſehr bezweifeln, ob die Freude über dieſen Sieg des Evangeliums bei Klerus und Volk eine allgemeine und aufrichtige geweſen ſei. Der Rat bewahrte ſich noch einen Reſt von Selbſtändigkeit. Weder Bilder noch Meſſe wurden ſofort als Götzenwerk abgetan, wohl aber trotz mächtiger Fürſprache, über die gefangenen „Götzenſtürmer“ die Strafe der Verbannung ausgeſprochen. Nur mit Widerwillen nahm Zwingli dieſen Entſcheid auf, welcher dem Evangelium treu ergebene Freunde, Nikolaus Hottinger, Laurenz Hochrütiner und Hans Ockenfuß, traf, welche doch nur ſeine Lehre voreilig in die Tat umgeſetzt hatten.

3. Durchführung der kirchlichen Reformen. Abſchaffung der Bilder, Bittgänge und Zeremonien.

Am 27. Oktober 1523, alſo vor Schluß der Disputation, erließ der Rat der Zweihundert ein neues Religionsmandat. Dasſelbe verfügte zunächſt in Betreff der Götzen: Es dürfe bis auf endgültigen Entſcheid, der mit Gott in kurzer Zeit aus dem Evangelium des Wortes Gottes erfolgen werde, kein Private, weder geiſtlich noch weltlich, ein Bild wegnehmen, außer er habe es ſelber geſtiftet und hingeordnet. Bilder, welche aus gemeiner Kilchhöre Gut erworben ſind, dürfen nur mit Zuſtimmung der Kirchgemeinde verändert werden. Die Meſſe ſoll auf Befehl M. Herren ebenfalls bis auf bald kommenden Beſcheid und obrigkeitliche Erläuterung fortbeſtehen. Wer dawider eigenmächtig handelt, wird gebührlich abgeſtraft werden. Die Predigt ſoll unverzüglich von allen Pfarrern und Prädikanten klarlich und trülich nach dem hl. Evangelium und im Geiſte Gottes gehalten werden. Etliche trüw und wohlgelehrte Männer ſind beauftragt ſofort, zur Belehrung der unwiſſenden Prädikanten, eine kurze Ynleitung zu verfaſſen, damit ſie unterwieſen werden, „wie ſü

die leer Gottes zuo Hand nehmen vnd dieſelbige iren undertanen fürhalten ſöllen.“ Alle ſollen das gedruckte Büchlein halten, „dann die geſchrift nit vß mentſchen vernunft ſondern vß dem vorbild vnd den worten Gottes gezogen ſoll werden.“ Damit kein Pfarrer „vßſchlouffen“ oder ſich entſchuldigen könne, wie leider bisher von etlichen geſchehen iſt, „werdent die genannten vnſer Herren etlich geleert prieſter das gottswort in ir lantſchaft allenthalben zuo verkünden vßſchicken“. Alle Pfarrer ſind gehalten, den Predigern die Kanzel freizuſtellen.

„Vnd um daß der allmächtig Gott mänglichem ſin göttlich gnad vnd das liecht der wahrheit in diſern vnd allen vns anliggenden ſachen, nach ſinem lob vnd vnſer ſeelen heil vns zuoſenden vnd vfthuon wölle, ſöllent alle pfarrer in allen predigen das Volk mit höchſtem fliß ermanen, daß ſy mit ernſt gott anrüefent vnd bitten, damit ſöllichs durch ſin eingebornen ſun Jeſum Chriſtum nach ſinem willen vns verlichen werd.“

Das Mandat wurde unverzüglich zur Durchführung gebracht. Vier Ratsherren beider Räte, in Verbindung mit den drei Leutprieſtern, Propſt Brennwald, Abt Wolfgang Joner und Komtur Schmid, wurde Auftrag erteilt, die „Ynleitung“ zu beraten; Zwingli war der Verfaſſer. Er arbeitete möglichſt ſchnell, „ut Christi negotium feliciter promoveretur“. Am 9. November 1523 wurde die „brevis Isagoge“ vor dem Kleinen Rat verleſen, einſtimmig approbiert und als Staatspaſtoral verbindlich erklärt. „Ut ii“, wie Zwingli am 1. November 1523 an Dr. Joachim von Watt ſchrieb, „qui hactenus Christum ignorarunt vel aversati sunt Episcopi, huc induci possint, ut Christum praedicare ordinetur, ne scilicet cuiusquam negligentia oves Christi verbo salutis fraudentur!“ Am gleichen Tage wurden in gleicher Abſicht die drei Staatsmiſſionäre gewählt. Abt Wolfgang Joner erhielt das Amt Rheinau, Komtur Schmid die Gegend am See, Mag. U. Zwingli die Grenzgebiete gegen Schaffhauſen und Thurgau, die Grafſchaft Kyburg und das Amt Grüningen zugewieſen. Widerſpenſtige Prädikanten, wie Simon Stumpf in Höngg, und Wilhelm Röubli in Wytikon, welche auch den heiligen Geiſt in ſich verſpürten, Meſſe und Bilder, Zehnten und Abgaben ſofort abtun wollten, wurden ohne Weiteres abgeſetzt und des Landes verwieſen. Am 17. November erſchien die

„Kurze chriſtliche Ynleitung“ im Druck. Sie wurde ſogleich allen Prädikanten in Stadt und Landſchaft Zürich, den zwölf Orten der Eidgenoſſen, ſpäter auch den Biſchöfen zu Konſtanz, Chur und Baſel, ſowie der Univerſität Baſel zugeſandt. Der „Ynleitung“ iſt das Mandat des Rates von Zürich vom 17. November 1523 an alle Prälaten, Dekane, Leutprieſter und Kleriker in ſeinen Städten, Landen und Gebieten wohnhaft, vorausgeſetzt. Dasſelbe verfügte, daß die Geiſtlichen auf allen Kanzeln „diſe vnſre üch zuegeſchickte anleitung vnd ynfüerung trüwlich verleſind, die evangeliſchen geſchriften in dero original mit flyß nach der länge beſächend, gueter hoffnung, ſy werdind üch vnd menglich in erkanntnuß warer göttlicher gſchrifft wyter füeren.“ Die Eidgenoſſen, die Biſchöfe und die Univerſität Baſel ſeien erſucht worden, daß ſie allfällige Irrtümer den Herren von Zürich „um der eer gottes, der warheit vnd chriſtlicher Liebe willen fründlich us dem rechten wort gottes vnd evangelio wöllend anzeigen.“

Der Inhalt der Kurzen Ynleitung iſt eine gedrängte Zuſammenfaſſung von Zwinglis Schlußreden über das Evangelium, die Menſchenſatzungen, über Bilder und Meſſe. Das Dogma von der Gegenwart Chriſti in der hl. Euchariſtie iſt bereits in einer Weiſe behandelt, welche beweiſt, daß Zwingli auch in dieſer Kernfrage gänzlich vom Glauben der Kirche abgefallen war. Das göttliche Wort ſoll fortan einhellig und ſtrenge nach der „Ynleitung“ gepredigt, und die Mißbräuche ſofort abgetan werden. Die Meßpfaffen ſoll man nicht gewaltſam abtun, ſondern entſchuldigen. Der Irrtum iſt nicht von ihnen entſprungen und ſie ſollen ſich deſſen auch nicht entgelten; die Mehrzahl iſt zu alt, um zur Arbeit gezogen zu werden. „Wo aber etlich daby ſich ſo gar ungebürlich halten wurdind mit widerbäfzen ohne grund des gotteswords, ſoll aber niemand beſunderlich wider ſy handlen, ſonder die einer oberkeit verlaſſen; die wirt wol mit inen handlen, das geſchickt iſt. Dann kurz, ſo der allmächtig gott ſin wort offnet, ſo mueß der menſch ſehen, daß er im nachkumme, oder wird den zorn gottes vf ſich laden!“

Überaus traurig waren die Verhältniſſe des Stiftes zum Großen Münſter. Am 30. Dezember 1523 traten Probſt und Kapitel, Helfer und Kapläne vor den Rat. Das Kapitel beklagte ſich, daß die Kapläne nicht mehr Meſſe leſen, daß einer von ihnen

Mag. Hans Widmer, als dieſer die Pfarrmeſſe geleſen, einen „Gottsmetzger“ geſcholten habe. Man habe ferner die Jahrzeitbücher aus der Kirche getragen, das „Direktory“ zerriſſen und hierauf die Blätter dem Propſte vor ſeine Haustüre geſtreut, des Stiftes Galgen und Halseiſen weggetan. Am Stifte zum Frauenmünſter, welches achtzehn Herren unter Dr. H. Engelhard zählte und zu St. Peter, deren zwölf Kapläne unter Mag. Leo Judä ſtanden, waren die Zuſtände zum mindeſten nicht beſſer. Die Reformationskommiſſion wurde am 10. Dezember 1523 beauftragt, neue Ratſchläge zu bringen, wie es mit der Meſſe künftig zu halten ſei. Die drei Leutprieſter ſollten darüber ihre Gutachten abgeben. Vorläufig erklärten M. Gn. Herren am 13. Dezember 1523 durch ein neues Mandat, „ſie laſſen es bi ſollichem gebott vnd anſehen geſtrax ungeändert bliben, vnd wellend darby, daß niemans den andren mit einicherlei muotwilligen reizigen worten oder werchen ungebürlich vnd unghorſam hielte.“ Dieſes Edikt galt ſowohl den ſtandhaften Altgläubigen, welche Meſſe, Bilder und Rechtſame zu ſchützen ſuchten, als für die folgerichtigen Stürmer, welche mit dieſen „Gotts grüweln“ ſofort und gründlich aufräumen wollten.

Am 19. Dezember 1519 brachten die drei Leutprieſter ihre „Rathſchlag vnd meinung von der meß“ an Burgermeiſter und Rat. Der erſte Ratſchlag, von Zwingli, widerfocht die Freigabe der Meſſe als einer beſondern Schmach des Leidens Chriſti. Jeder Chriſt müſſe gereizt werden, wie alles, was nicht im göttlichen Wort gegründet ſei, ſo auch die Meſſe, als eine Schmach Gottes abzuthun, hinzunehmen und gar zu vernichten, beim hl. Wort Gottes zu bleiben und ihn walten zu laſſen. Dagegen ſoll jede andere Meinung als Pflanze, die nicht vom himmliſchen Vater gepflanzt wurde, ausgereutet werden. Das Sakrament des Fronleichnams und Blutes Chriſti ſoll fortan und mit Erbieten der Leutprieſter, ſchon auf Weihnachten 1523 den Gläubigen, die es verlangen, öffentlich unter beiden Geſtalten, „ſchlechtlich nach dem Inſetzen und Bruch Chriſti“, gereicht werden. Täglich ſoll über ein Stück der hl. Schrift gepredigt und die Gläubigen nach Inhalt des Wort Gottes „geſpist und getränkt“ werden. Die große Menge der unnützen und müßiggehenden Pfaffen ſoll man abgehen laſſen, Chorherren und Kapläne auf Pfarreien

ſetzen und keine jungen mehr annehmen. „Ouch ſind vil mer ander wegen, daß man ſi mindren mag.“ Kein Pfaffe ſolle zum Meßhalten, ſowenig als der Laie zum täglichen Genuſſe des Sakramentes, gezwungen werden.

„Darumb iſt unſer ernſtlich meinung umb der eer Gottes willen, üwer wisheit wölle ſich trüwlich vnd vnerſchrokenlich an das wort Gottes laſſen. Dann alle, die ſich deß je gehalten habend, ſind von Gott nit verlaſſen worden. Ihr hand üwers ratſchlags einen grund, namlich das hell wort Gottes: und die darwider fechtend, hand nüt, dann das wort des menſchen. So nun Gott uf unſer ſiten iſt, wer will wider uns ſin? Laſſend Gott in ſinem gſatz hushalten, vnd was er heißt, dem gand nach als die gehorſamen ſin. So werden wir nüt mögen irren noch überwunden werden. Amen!“

Der zweite Ratſchlag von der Meſſe von Komtur Schmid fand zwar den erſten „allerrichtigiſt“. Allein der Verfaſſer wollte mit den Blöden und Schwachen noch Geduld üben, denen welche es begehren, das Sakrament unter einer oder beiden Geſtalten reichen, und die Meſſe, wenn die Kilchhöre nicht ohne Verärgernuß das Gegenteil beſchließt, beſonders an Sonntagen, nach dem Ritus, welcher jedem Pfarrer gefällt, noch dulden, aber das Volk im hellen Worte Gottes unterrichten, daß die Meſſe ein Mißbrauch ſei. Alle ſollen den allmächtigen Gott ernſtlich bitten, „daß er alle menſchen und alle pfaffheit an das liecht der warheit füeren wölle, damit man furderlich vf den luteren einfältigen bruch Chriſti käme, nachdem jeder von dem fürpitt der heiligen und wie die meß nit ein opfer iſt, uß der heiligen gſchrift wol bericht iſt, vnd weiß zuo halten.

Der dritte Ratſchlag, von den Bildern, gieng einhellig lich dahin, die Altartafeln ſeien zu ſchließen, die güldenen, ſilbernen und zierlichen Bilder nicht mehr, weder zu hochzitlichen noch andern Tagen, harfürtragen, ſondern „man ſoll den höchſten Schatz das wort Gottes in die herzen der menſchen und nit die götzen in die gſicht tragen.“ Weil aber etlich pfaffen, ohne Grund des Wortes Gottes, den Artikeln und Mandaten über Meſſe und Bilder widerfechten und dadurch viel Ärgernis und Zwietracht gebären, ſollen ihnen derlei Reden und Handeln von M. Gn. Herrn verboten werden, und, nach Antrag Mag. Ulrich Zwinglis, bei längerm Widerſtreben „mit pönn vnd berouben der pfruonden, wie üwer wisheit will bedunken guot ſin, beſtraft werden.“

Der Rat beſchloß, es bei dieſen Ratſchlägen bis Pfingſten 1524 verbleiben zu laſſen, und den Stadtklerus auf Unſchuldigen Kindlein Tag 1523 einzuberufen, damit er den Willen M. G. H. vernehme. Zugleich wurde beſchloſſen, jetzt die „Ynleitung“ den Biſchöfen zu Konſtanz, Chur und Baſel, der Univerſität Baſel und den Obrigkeiten der zwölf Orte zu überſenden, mit dem Erſuchen, „ob ſie nochmals deßhalb ützit mit rechter göttlicher geſchrifft abzuwenden vermeintind, daß ſy es tüjgind vnd vns deshalb ir früntlich antwurt zuoſchribind. Zu Pfingſten 1524 ſoll dann der Handel wider beraten und beſchloſſen werden, „das Gott gefällig und ſinem heiligen wort erſtattlich ſin mög.“ Hans Salat berichtet überdies: „Sie ſchicktend ouch des büechlins ein copy gen Rom dem bapſt, und gabend inen ſelbs für, es ſy nun alle welt uf ir meinung.“ Propſt Felix Frei bekam ſchließlich, leider viel zu ſpät, ernſte Gewiſſensbedenken. Er trug am 28. Dezember 1523 den Räten vor, „er habe einen ſchweren eid geton, ſins ampts halb, den gottesdienſt und alte harkommen der kilchen zuo verſechen und darin nützid laſſen abgan.“ Er wolle ſeiner Oberkeit gehorſam ſein, möchte er doch wiſſen, wie es mit ſeinem Eide gehalten ſei. Der Beſcheid iſt nicht bekannt. Herr Propſt wurde wohl berichtet, der Eid ſei dem hellen Worte Gottes zuwider, folglich unverbindlich. Das einſt ſo große Anſehen der Propſtei und des Kapitels war für immer dahingefallen. Bereits hatte die „Usrütung der Abgöttery“ begonnen.

„Anno Domini 1523, vf den heiligen wienachttag vnd oktaff da ſtellte man zum großen münſter vnd andern kilchen vil geſangs ab, mit ſingen, läſen und meß haben, zu mette, in ämptern, zu vespern, gumplet vnd andren ziten, ſo die prieſter nit mer tabend meß haben von der geburt Chriſti, die vormals in Zürich vnd in der ganzen chriſtenheit brucht vnd loplich verbracht wurden, Gott dem herren vnd ſiner würdigen muoter, der jungfrowen Maria zu lob, abgeſtellt. Vnd ſprach man, es werrind alls nur unnütze ceremony des bapſt vnd der cardinallen, biſchoffen, epten vnd anderen geiſtlichen menſchen dant, vnd vil der dingen vm den git erdacht.“ So berichtet der Katholik Gerold Edlibach.

Zu Ende 1523 gelangten die Konventfrauen zu Töß mit ernſtlichen Begehren an Burgermeiſter und Rat. Sie verlangten, daß ihre Pfründen nach Ziemlichkeit gebeſſert, das Tragen von Kutte

und Schleier nachgelaſſen werde. Es wurde von M. H. eine ziemliche weltliche Kleidung ſtatt des Ordensgewand geſtattet, und befohlen: es ſolle „mit ſingen, leſen, metti gan“ eine Milderung eintreten, weil ſich aus der hl. Schrift erfinde, „daß ſolich ſingen, leſen und metti gan nüt fyg, auch die abgeſtorbenen ſeelen dadurch kein troſt, uſenthalt oder ergetzlichkeit empfangint.“ Die Frauen wünſchen, „daß ihnen M. Herren und andere der evangeliſchen lere verſtendigen eine Ordnung geben, daß ſy tre zit Gott zu lieb vnd ere vertriben mögint und nit gar müeßig gangind, und zu tougenlichen ziten hinauswandlen.“ Sie wollen auch künftig gerne eine Priorin haben und ihr in ziemlichen Dingen gehorſam ſein. Ferner ſoll man jede Frau im Konvent belaſſen, bis ſie ſich „wol zuo elichem ſtat oder ſunſt verſechen möge.“ Die Frauen wollen einem weltlichen Prädikanten der ihnen das Evangelium verkünde. Der Rat verordnete ſtrengere Klauſur und Singen der Mette um fünf Uhr morgens, mit Verpflichtung für alle Frauen, welche im Kloſter bleiben.

Der letzte Kampf zwiſchen den wenigen altgläubigen Prieſtern der Stadt Zürich und den drei Prädikanten, Mag. Ulrich Zwingli, Mag. Leo Judä und Dr. H. Engelhard, fand auf Befehl des Rates am 19. Januar 1524 ſtatt. Mag. K. Hoffmann, ſein Bruder Rudolf Hoffmann, Mag. Erhart Battmann, H. Anshelm Graf, Heinrich Rüſcheler und ein ſonſt unbekannter, ſehr tüchtiger Theologe, Rudolf Koch, mußten ſich auf Befehl des Rates vor deſſen Glaubenstribunal verantworten. Dasſelbe beſtand aus acht Ratsherren und den wohlgelehrten Herren Abt Wolfgang zu Kappel, Komtur Schmid, den Pröpſten Felix Frei und Heinrich Brennwald, Anton Walder, Kantor und Dr. Heinrich Utinger, Kuſtos. In ſchriftlicher Eingabe, welche verleſen wurde, verteidigte Mag. Hoffmann in ebenſo entſchiedener als würdiger Sprache die katholiſche Auffaſſung vom kirchlichen Lehramt und der Tradition, ohne ſich auf die gewünſchte Disputation über Meſſe, Bilder, Anrufung der Heiligen einzulaſſen, da Zwingli immer Recht behalten wolle. Er wiſſe wohl, man werde ihn bald „geſchwigen“. Doch warne er noch einmal M. H., ſie mögen ſich von den zwei Männern, Zwingli und Judä, nicht verführen laſſen. Es ſei zu beſorgen, daß eine Stadt wie Zürich dadurch „umb lib, ſeel, eer vnd guot“ kommen möchte. Mag. Erhard Batt-

mann verteidigte die Messe, wurde aber mit göttlicher Schrift so [illegible] verantwortet, daß er abstund." Rudolf Koch verteidigte endlich und schließlich die Lehre von der Fürbitte und Anrufung der Heiligen, die Erlaubtheit der Bilder. Er berief sich sowohl auf die hl. Schrift als auf „menschenleeren" und widerfocht standhaft die Schlußreden der zwei Gespräche. Er wollte von den drei Neutrerrestern und ihrer Lehre nichts wissen, von ihnen weder gelehrt noch gewiesen werden und stät auf seinem Glauben beharren. „Uno was er redt, redte er us sinem und nit us des Zwinglis glouben." Anshelm Graf erklärte es als „frawend vnd herrn wirdig", in einem Konventikel Dinge zu entscheiden, welche die hundert Jahre gewährt hatten und eine ganze Christenheit berühren, von zuständigen Gelehrten besser entschieden werden.

Die Verordneten fanden und erklärten zu handen des Rates „Ob allem handel habend wir nit mögen ermessen, daß die obgemelten Herrn etwas wider die artikel oder sunst widerfochten oder behauptet habend, sonder die drey pfarrer allweg by der gotlichen geschrifft stuff vnd wol synend bestanden. Deren meinung wir ouch sind vnd mit Gottes hilff wellend bliben." Damit war den mutigen Widerfechtern des Evangeliums das Urteil des göttlichen Zornes gesprochen: der Rat hatte dasselbe nur zu bestätigen und tat es unverzüglich. Weil die Chorherren wider die gotliche Lehre der hl. Schrift „nüt geschaffet habint" wurden sie vor Rat und Burger berufen und zur strengen Beobachtung der ausgegangenen Mandate, Erkanntnisse und Urteile aufgefordert. „Z. ist lasse man sie glouben, was si wellind. Vnd wo sy das thuent, werdent mine Herren inen dest geneigter sin. Wo sy aber das nit thuent, habe man dann sie harin in die statt vnd in ire pfrunden genommen, so werde man sy dargegen ab den pfrunden thun vnd inen den weg wider zur stadt nohm zeigen." Heinrich Rüscheler fügte sich unbedingt den Mandaten.

Anshelm Graf blieb in Zürich, wurde jedoch in Kerker und Bande gelegt, weil er den Widerspruch nicht aufgab, und Zwingli einen Ketzer schalt. Er starb 1527. Mag. Konrad Hofmann resignierte das Kanonikat am 12. Juli 1524 und starb bald darauf in seiner Vaterstadt Bremgarten. Mag. Erhard Battmann gab auf 6. Oktober 1525 sein Kanonikat auf und zog nach Beromünster. Dort stiftete er die Predigerpfründe ad S. Oratorem

in der Stiftskirche und das „Collegium S. Hieronymi“ zu Freiburg i. Ü. für 12 Stipendiaten. Er ſtarb 1532. Dr. H. Nießly blieb in Zürich und ſtarb am 3. April 1525. Schulherr wurde Mag. Ulrich Zwingli. Peter Grebel kehrte 1526 zum alten Glauben zurück, und wurde Leutprieſter in Baden. Der letzte katholiſche Kaplan, Hans Widmer, mußte 1525 ebenfalls weichen, und kam ans Stift Zofingen. Die einzigen Männer, welche ſchließlich Mag. Ulrich Zwingli gegenüber die katholiſche Lehre von der hl. Meſſe und Euchariſtie mutig und geiſtvoll bekämpften, waren Chorherr Mag. Jakob Edlibach und Unterſchreiber Joachim von Grüt, zwei milde, hochgeachtete und theologiſch ſehr gebildete Männer. Von Grüt war, nach Urteil der Herausgeber der Werke des Reformators, „Zwinglii solertissimus idemque moderatissimus adversarius.“

Bei Mag. U. Zwingli ſtand es feſt: Das alte Kirchentum mußte ſofort abgetan, niedergeriſſen und bis auf den Grund zerſtört ſein. Dann erſt ſollte das neue Kirchengebäude auf Grund göttlicher hl. Schrift aufgerichtet und durchgeführt werden. Dasſelbe ſollte nicht nur für Zürich Geltung haben, ſondern in der ganzen Eidgenoſſenſchaft, zunächſt in Bern, Baſel und St. Gallen ſeinen Fürgang nehmen, dann auch in den ſüddeutſchen Reichsſtädten: Konſtanz, Straßburg, Mühlhauſen, Ulm, Augsburg und Nürnberg zum Siege gelangen. Mag. U. Zwingli war für alle dieſe Ziele in Wort und Schrift, ohne Raſt und Ruhe, mit verzehrendem Eifer tätig. Er ſtand in lebhaftem Briefwechſel mit Dr. J. von Watt in St. Gallen, und ſuchte auf deſſen Rat den Münſterprediger Dr. Wendelin Oswald, O. Præd., und andere hervorragende Geiſtliche der Oſtſchweiz zu bekehren. Vertraute Freunde blieben B. Haller in Bern, Kaſpar Hedio und Dr. M. Buzer in Straßburg, Ambroſius Blaurer in Konſtanz. Es iſt wohl keine Übertreibung, was Mag. Ulrich Zwingli am 4. Dezember 1523 an Berchthold Haller und die „Fratres Bernenses“ ſchrieb:

„Quod autem, Bertholde, petis, ut locos quosdam in Matthæo exponam, non est profecto nunc opportunitas præstandi. Quod ipse tam velim esse præstitum, quam tu; partim quod supra vires nostras est, partim quod *negotiorum strepitus et ecclesiarum curæ ita me undique quatiunt*, ut nuper *Henricus Engelhard*, Decret. Dr., diceret, sese vehementer admirari, quod nondum essem ad *insaniam redactus*. Nam, ut exempli causa dicam, plus decies ab

hac epistola sum avocatus. Scribunt ad nos *Suevi*. Exigunt, quod ipse præstare nequeo; tametsi pro virili illis satisfacio. *Scribunt ex Helvetiis ferme omnes, qui propter Christum premuntur.* Hæc, ut omnia boni consulatis, scripsi!“

4. Zwinglis Kampfſchrift: „Der Hirt“. Abſchaffung der Gottesdienſte, Zeremonien und Bilder.

Zwingli trug den Kampf gegen Kirche, Klerus und Gottesdienſt zunächſt in das Volk hinein durch das Buch „Der Hirt“. An Simon und Judä, 28. November 1523, hatte derſelbe an die ganze zur Disputation verſammelte „Chriſtenheit“ die Predigt vom Hirten „mit Gott vor den biſchofen, hirten und wächtern gehan“, und dieſelbe ſeinem Freunde und Mitbruder Dr. Joachim von Watt, dem „wolkömmend lyb vnd ſeelenarzet, der nit allein einer loblichen ſtatt ſant Gallen, ſunder allen chriſten zierlich und eerlich“, überreicht. Jakob Schurtanner, „Ceraunolateus“, „Biſchof, das iſt wächter und hirt zu Tüfen in Abbtzell“, zaghafter Liebhaber und Beförderer des Evangeliums, erbat ſich dieſelbe ebenfalls. Zwingli arbeitete die Predigt, trotz vielfältiger Beſchäftigung, beſonders mit Studium und Vergleich der hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Bibeltexte, zu einer umfangreichen Streit- und Verteidigungsſchrift aus, welche er dem Biſchof zu Teufen widmete. Das Buch war jedoch nicht als Paſtorallehre für den alten Pfarrer ſondern für das Volk berechnet. Am 26. März 1524 erſchien dasſelbe im Druck unter dem Titel:

„Der Hirt; wie man die waren chriſtlichen hirten und widerum die falſchen erkennen, auch wie man ſich mit jnen halten ſolle, durch Huldrych Zwingli beſchriben im 1524. jar“.

Das Buch war ſchnell und in höchſt leidenſchaftlich erregter Stimmung ausgearbeitet. Zwingli war mißmutig über den Widerſtand, welchen Dr. Theobald Huetter, „der füchsiſch Bergkylchpfaff“, Pfarrer im Hauptorte Appenzell, Joſeph Forer, Pfarrer zu Herisau, und andere Prieſter des Landes ſeinem Evangelium entgegenſetzten. Das Buch „Der Hirt“ hatte den Zweck, in Zürich, Thurgau, Appenzell, im Toggenburg und Rheintal das göttliche Wort durch den Eifer der Biſchöfe, Hirten und Wächter

in beſſern Fürgang zu bringen. Derart leichtfertig iſt das Buch geſchrieben, daß der Verfaſſer ſelber ſchon am 29 März 1524 im Stande war, Dr. Joachim von Watt gegenuber das richtige Urtel uber ſein Paſtoralwerk und ſeine Schriftſtellerei uberhaupt zu fallen. „Ceraunolateum non dubito anxium futurum, quibusnam offen nobis respondeat. Verum tu compesces hominem, ne quicquam vel dicat vel faciat, nis. ut omnem operam consiliumque ad amplificandam gloriam Dei impendat. Ea et huius monendus. *quod Pastor hic noster longe meultior incuratiorque* exit, atque intederamus. Tumultuum enim, quibus hodie passim miscetur hic mundus, inopinatæ procellæ, quicquid belle compositum videbatur, ut prodiret, *non modo in uethac opuscolo, sed in omnibus, quæ edidimus*, ne purius exirent, impedimento fuerunt. Ita enim extrusa sunt potius quam edita, *ut nullum unquam libellum* dum absolverimus, priusquam chalcographus excudere orsus esset. Quo factum est, ut multa sæpius, quam par sit, repetiverimus, multa neglexerimus, quæ in præcedentibus nobis dicta putabamus, dum forte in epistola aliqua ad amicum scripta eorum mentionem feceramus, quæ hic maxime necessaria fuissent. Ita cogimur, uno versamur, hinc ab amicis, iethinc ab hostibus; hic urget chalcographus propter nundinas; hic frater aliquis, quem impius prava episcopus, ut sibi consulamus, retrahit. Unde, ut dixi, dum uarespondimus, interea factum est, *ut ea in libello omiserimus, quæ prima esse debebant.* Sed in omnibus Dei providentiam agnoscimus. Huius enim consilio factus, ut omnes omnium commentarii perirent, maxime tamen nostri, posteaquam litere sacræ fuerunt vindicate. Ea enim disponente omnia nostra temporaria exeunt."

„Der Hirt" iſt wirklich ein „opus meultum et incuratum", erfullt von verzehrendem Feuer des religiosen Fanatismus. Von Liebe und Klugheit iſt darin keine Spur. Das Thema gibt der Verfaſſer ſelber: „Alſo wöllend wir zum erſten das wort Gottes vs dem mund vnd that Chriſti, des waren Gottes, beſehen, darnach der propheten und apoſtlen, und darus erlernen, was und wie groß das amt des hirten, den wir ein biſchof, pfarrer, lutpriester, propheten, evangeluten oder prädikanten nennend, ſye. Zum andren theil wollend wir ouch die falſchen propheten uſſtruchen, damit man ſy kennen möchte, und daby ir ſtraf anzeigen, daß ſy us dero erkanntnuß gebeßret, oder, ſo das

mit abgesetzt werdind“ Schon bei Schilderung der guten Hirten, als Ephoren und Volkstribunen des neuen Gottesreiches, verliert der Verfasser sich in maßlosen Schmähungen gegen die Götzener und Baalspfaffen, welche der wahre Hirte widerfechten und abtun muß, wie es die Juden gegen Kananiter und Amalekiter, Elias der Prophet im Geiste Gottes den Baals- und Bergkilchpfeffen gegenüber gehalten haben. Aus der Waffenkammer Christi müssen die Hirten sich rüsten, die Obrigkeit beaufsichtigen, mahnen und antreiben, damit sie der Abgötterei der Antichristen ein Ende bereiten.

Falsche Propheten sind alle jene, welche nicht das Evangelium sondern ihre Träume lehren, „ob sy schon hirten, bischof oder kung genannt werdind, sind nüt dann wölf“. Ebenso sind alle jene Wölfe, welche den Papst und ihren hohen Stand verfechten, die Schmeichler, welche „die houpter und großen verkleer nit anrüeren, im werke nit tuon, was sy mit den worten leerend“, die Armen schinden und verachten. Wahre Wölfe sind alle welche sich Hirten nennen und weltlich herrschen, Reichtum zusammenleaen, „seckel, spycher und keller füllend“, und die Kreatur über den Schöpfer stellen. An die falschen Hirten, welchen in dieser Weise im Namen Gottes und auf Grund göttlicher hl. Geschrift der Krieg erklart und auf zahlreichen Kanzeln von den Hirten und Wächtern gepredigt wurde, ergeht zum Schlusse die Ermahnung:

„O ir falschen hirten! Also werdind ir lassen nit nach, bis das uch jamer ze hus komen wirt. Und ob ir gluch darzwischend iwer eigend dries vnd stael, gloubeu vnd triuw brechend, und die frommen verkunder des evangelii sachen, pyngen vnd töden, werdend ir doch nur den zorn Gottes damit uber uch rüefen. Das evangelium wachst darob so lang, bis das Gott sin erlösung schicken wird, wie das Israelitisch volk in Egypto: da man anhuob sy töden, namen sy erst trefflich zuo, bis sy Moses hinrüert. Helias hat under dem unbillichen wüetrich Achab 850 baals- vnd berapfaffen getödt, ein einiger prophet under eim so großen gottermaend Darnach hat Jehu all baalspfaffen mit einer schönen list getodt: Josias, der fromm kung, darnach all berapfaffen. Derum sind gewarnt. Gott hat uch lang genuog vorgegeben. Er wird zum letzten mit der ruoten kummen; dann iwer abgang wird als wenig wider ufgericht, als luzifer ze

himmel kummt. Darum setzend üwer hoffnung anderswohin, namlich in Gott, den rüewigmacher aller hertzen! Der meine ich in sin erkanntnus ziehen, daß ir üch under die gewaltige hand vnd crütz Christi demüetigind, und mit allen gloubigen fest werbind! Amen!"

Nach dieser Pastoral wurde in Zürich sofort gehandelt. Was zu Weihnachten 1523 mit Unterlassung der Mitternachtsgottesdienste war begonnen worden, wurde im Frühjahre 1524 mit unglaublich roher Pietätlosigkeit und ungestümer Hast fortgesetzt. Sofort wurde die Gottesdienstordnung von Maria Lichtmesse abgestellt und „nut meer begangen weder mit singen, lesen vnd mäß haben wie vor, weder mit der wiechung der kertzen vnd liechtren, noch mit vmbgan der prozeß um die kilchen. Dar ward alles vermuten vnd abtan." Gegen die Mandate wurden in Stadt und Land zahlreiche Bilder aus den Kirche weggenommen und zerstört. „Zwuschent der wienecht vnd der alten vasnacht da ward die wält vngotsförchtig vnd row." In den Familien, auf Wirts- und Zunftstuben wurde jetzt das Fastengebot gebrochen; und jeder aß „fleisch, hünner, eiger, vnd waz jedermann gelüstet zu essen; das solte nit sünd sin, und wer es nit essen wolt, deß ward verspottet; dann vil luten vf dem bann gar nütz hattend." Zu gleicher Fastenzeit wurden die Lesemeister der drei Orden „die alle dryg guet predikanten geachtet wurdent, auch vil geistlichen und weltlichen luten vnd dem gemeinen menschen wol gefielend", als Prediger in ihren Ordenskirchen abgesetzt, „vnd an ir stat gestelt vnd than Ulrich Zwingly zum frowenmünster, der Low Jud zu sant Peter am Ötenbach und Kaspar Großmann zu predigern." An Leo Judä mußten auf Befehl M. H. die Klosterfrauen für seine Seelsorge jährlich 70 Gl. zahlen.

„Vnd empfiengend vil lütt das heilig sakrament vngebichtet, vnd sprachend etliche predicanten vnd pfaffen, es were nur eine lutelbycht, und vm gelt willen erdacht, und ein jeglich mensch solte got dem herren mit ganzer rüw vnd lid sin sünd bichten; diß werde genüegen vnd bedürffte keiner andern bicht nutz."

Die alljährliche Fahrt der drei Pfarreien mit dem Bilde Christi auf den Lindenhof am Palmsonntag, „vnd man gott zu lieb den palmen schoß, mit dem gesang: „gloria laus et honor" vnd andren Melidien Gott zuo lob mit großer andacht, daz wart

ouch hin vnd abgetan, vnd für ein vnnütz zerimony geachtet, vnd fürhin kein balmen mehr gſegnet.“ Männer und Frauen gingen in köſtlicher Tracht, letztere in ſeidenen und ſamtenen Damaſtkleidern und köſtlichem Pelzwerk, als ginge es auf eine Kirchweihe, zu Tanz und Hochzeit, am hohen Donnerstag zum Sakrament. Niemand ging mehr zum Ablaß an den Ölberg. Am Charfreitag unterblieb die Fürbitte für die Stände der Chriſtenheit und die Grablegung. Niemand ging mehr zum hl. Kreuz nach Küsnacht. „Das war alles hin vnd ab vnd galt als nütz.“

„Item man töſt ouch in tüſch di kind one kriſene vnd toſkerzen; ſy töſten ouch die kind on vberröck vnd ſtollen, man brucht kein geſegnet ſaltz noch wiechwaſſer an ſuntagen, vnd ſprachend nüwe predikanten, es werind vnnütz ceremony. Es wurden alle amplen vs den kilchen getan, vnd vs den beinhüſern die liechter. Item man verſicht ouch wenig lüten mer mit dem ſacrament noch in hüſern, es beſcheche den heimlich mit dem helgen öl der letzten Salbung. Dies alles geſchahe im obgemelteten 1524 jar, vnd ging wild in aller welt von geiſtlichen vnd weltlichen lüten. Und nam ouch in dieſem jar die meß vaſt ab; dann welle alte prieſter meß hattend, derſelben ward verſpottet vnd für meßknecht vnd herrgotzfreſſer geachtet. In diſen tagen wurden von den prieſtern drigerleig meſſen gehalten; etliche nuſſend daz ſacrament vngerteilt, alſo gantz, vnd etliche ließend vil collecta vnd antiffenen vs, vnd ander habend meß wie von altem har.“

„Vnd giengen in der zit die mettinen ouch vaſt ab, daz vil vnnützer pfaffen nüt mee derin gieng. Item der vffert abint vnd der tag wurden ouch ſchlechtlichen begangen mit ſingen, läſen meß haben, vnd am tag nach imbis kein Non gehept vnd das bild vnſeres herrn nit mee vffgezogen, wie von alter her der bruch geweſen iſt. Vnd ward der pfingſttag ouch geerdt als an eim andren ſchlechten ſuntag. Item in dieſem jar da wart das veſt aller lieben helgen am abent mit der ſeelen vigill vnd andren gebeten, deßglichen morndes weder mit läſen noch meſſen vnd ſingen, noch mit der viſitatz den ſeelen nüt vber ir gräber gangen, vnd ward wenig den ſeelen durch Gott geben, vnd ward alles von den predicanten dem gemeinen menſchen für unütze ceremony fürgeben, die nütz den ſeelen nutz werend. Sonder alle menſchen werdend gericht“, wie

der neugläubige B. Wyß berichtet, „daß ſy all ir hilff, troſt vnd zuoverſicht allein by Gott ſuochen vnd von im begären ſöllend, vnd gar kein hoffnung vnd zuoverſicht in die heiligen ſetzen oder ir fürpitt, wie bisher beſchehen iſt.“

Im Frühjahre 1524 begann das Abſchaffen der Prozeſſionen, Bitt- und Kreuzgänge, unter eifriger Mitwirkung des Kapitels zum Großen Münſter. Am 7. oder 14. Mai wurde die uralte Wallfahrtsprozeſſion, welche jährlich zum Gedenken der Schlacht bei Tätwil am Pfingſtmontag nach U. L. Fr. zu Einſiedeln gehalten wurde, aufgehoben. „Daz doch eine ſchöne loblich prozeß war, vnd von frömbden lüten wol glopt, dann von jedem huß ein gwachsner man gan müeß, daz ſich an der zal traf ob 1500 man, one prieſter vnd ordenherren, deren ouch fil warent, vnd ouch niemen wust, wan und wie die vfgeſetzt worden ſye. Iſt wol zuo denken, nit uß klein vnd liederlich vrſach, bſunders in großen ängſten vnd nöten unſren altforderen. Item dieſe fart ward abgetan; der gefiel eim wol, dem andren vbel. Gott ſchicke es zum beſten.“ Die Begründung des Rates lautet: „So jetzt etliche jar daher ſolicher krützgang eben ſchlechtlich gehalten, vnd, als zuo beſorgen, vf ſolicher fart mehr unfuoren, muotwillens vnd vngeſchicklichkeit mit vnſchickung allerlei jungs volks vollbracht, dann daz die ere Gottes vnd ſiner lieben muoter darin ſyg gſuocht vnd betrachtet worden: Desweg haben M. H. auf Anbringen der drei Lütprieſter eigentlich ermeſſen ſolich im heiligen evangelio vnd göttlicher geſchrift gegründt vrſachen, den Kreuzgang ſamt Kerzen und Opfer zu U. L. Fr. Ehre abgeſtellt und verordnet, daß jeder gehuſet man ſtatt dieſer Gottesfahrt „zuo ſpis vnd vfenthalt der armen huslüten“ einen Batzen in den Opferſtock der Waſſerkilchen legen ſolle.“

Am gleichen Tage wurden auch die Bittgänge in der Stadt, wie ſchon vorher auf St. Markustag, ſo jetzt jene in der Kreuzwoche abgeſtellt. Es wurde dafür, ohne Kreuz, Fahne und Geſang, vom Klerus und Volk im Frauenmünſter eine Predigt über einen Bußpſalm angehört, die Litanei mit den ſieben Bußpſalmen ohne die Suffragien gebetet und ſtill der Rückweg angetreten. Das Volk ging nicht mehr mit der Prieſterſchaft; es ward nicht mehr gebetet, ſondern geſpottet. Aus gleichem Grunde wurden auch die übrigen Prozeſſionen und Kreuzgänge nach auswärts: „M. H.

...sheit anheimgestellt, in hoffnung, si werdind hierin mit Gott ermessen, welches das allergefelligeit sye." Die große Rom- und Heiltumfahrt auf den Lindenhof in Begleit des Klerus der beiden Stifte, der drei Orden der Pfarrei St Peter, der zwölf Zunfte und zahlreichen Volkes am Mittwoch nach Pfingsten wurde im Jahre 1524 zum letzten Male gefeiert. Die Predigt hielt Lector Schmid von Kußnach „Item, diße prozeß ward nun auch Lgetan im besten, daz M H. vermeinend, daz viel großer hoffart ...ber wib vnd mannen erspart wird, vnd vil unnutzer reden underwegen blibe als war waz'"

Das traurigste Zeugnis unheilbaren Zerfalles stellten sich Probst und Kapitel zum Großen Munster aus, indem die Herren gemeinsam mit den drei Leutpriestern am Samstag nach Pingsten, 21 Mai 1524, „vf Gefallen M. H." die Abschaffung des hl. Fronleichnamsfestes, der Prozession und Oktave, „Ablaßtage", verlangten und sofort erreichten. Die Eingabe der Herren lautet, jedenfalls nach der Redaktion Mag. Ulrich Zwinglis, wörtlich.

„Sidmal Christus unser Herr, redt: welcher minen lichnam ißt vnd trinkt min bluot, der hat ewigs leben. Das er von dem wort oder handel sines lidens, so ein trost vnd sicherheit der sel ist, geredt hat Vnd widerumb: Essend vnd trinkend von dem all, hat aber hiebi nit gesprochen: befehends oder beschowends. Vnd dwil aber je das fest me ein vfrüsten vnd schowspil sin wil, denn ein widergedächtnuß, wie sy Gott hat eingesetzt so wäre unser meinung, diß fest ganz vnd gar mit der octaven zuo underlassen, vnd zuo ersatzung am Donstag frue, wie ...ronthen ist, in den Pfarrkilchen das wort gottes zuo verkunden, und das demnach jedem zime, sich zuo siner arbeit oder siren ze ...gen, wie in Gott ermanet. vnd darzuo erkennt, das man die Monstranz nit mee stellte vf den altar, wie dann H. Propst vnd ...e zugegebnen mit den dryen lutpriestern das angeschlagen habent." Einzig die Augustiner wagten Fest und Oktave in ihrer Kirche in altüblicher Feierlichkeit zu begehen Um solche Abgötterei hinkunftig zu verhuten, wurde ihnen die Monstranz weggenommen.

5. Der Götzenkrieg. Handel mit Bischof Hugo über Bilder und Messe. Volksanfrage zur Handhabung des Evangeliums.

Am 15. Juni 1524 gelangte der „Ratschlag von den Bildern und der Meß", verfaßt von Mag. Ulrich Zwingli im Namen der „Verordneten": Probst Brennwald, Abt Joner, Komtur Schmid, Propst Frey, Kustos Dr. Utinger und Kantor Walter sowie der drei Leutpriester, sechs Ratsherren und beider Stadtschreiber vor die Räte. Der Ratschlag stieß auf entschiedenen Widerspruch des Bürgermeisters Markus Röust. Ihm war „das stürmen der götzen gar widrig, und ein groß ergz". Auch Unterschreiber Joachim von Grüt trat für Erhaltung der würdigen Bilder und Tafeln kräftig ein. Nun starben wenig Tage hintereinander die beiden greisen Bürgermeister, am 13. Juni Felix Schmid, am 15. Juni Markus Röust. An des erstern Stelle wurden Heinrich Walder, eifriger Anhänger Zwinglis, sofort erst am Weihnachten Diethelm Röust gewählt; auch dieser, Bruder des päpstlichen Gardehauptmanns, „war dem evangelio vast hold und macht die götzen wol faren."

Im „Ratschlag" war die „pfaffenmeß" klarlich als „frevel", die Kommunion unter einer Gestalt als „mißbruch" aberkannt; statt derselben sollten „us grund hl. geschrift unsere verkünder des gottswords" mit einer Predigt zu gewohnter Zeit, sowohl Frühmesse als Hochamt ersetzen, an Werktagen eine halbe, an Sonn- und Feiertagen eine ganze Stund ungefährlich. „So die seel von dem wort, daz us dem mund gottes kommt, gespyst und lebendig wird, und daß sich niemand erklagen möge, daß im der weg zu dem andacht abgeschlagen sye. Und wöllend hinfür, damit ein einiger einfaltiger bruch nach dem wort Christi gehalten werd und wir nit für und für erfunden gebüw abzebrechen genöthiget werdind, im namen gottes alles, so sich hierin von menschen yngetragen hat, abgetan, niedergebrochen und verlassen haben, in hoffnung, gott, in deß namen es beschicht, werde sin wort allenthalben also harfürthuon, das jnen glycherwys werde fürkomen." Dieser „einfaltige bruch, denjenigen, der deß sakraments begirig ist, ze spysen und trenken nach inhalt der form im gottswort usgedruckt, welcher ouch in unser sprach verständlich usgesprochen und gebruicht werden soll", wurde zurückgelegt.

Höchst beachtenswert sind die „bedenken der bildern vnd meß halber", welche die drei Leutpriester und Zugesetzten samt den Ratsverordneten geltend machten. Was dieselben gegen Lehre und Praxis in Bezug auf Messopfer und Abendmahl vorbrachten, wird nachdrücklich als Vorgabe von bekannten Drittpersonen hingestellt. Es geschieht in Wendungen, welche beweisen, daß Unterschreiber Joachim von Grüt die Feder führte. Die Gründe, welche derselbe zu bekämpfen wagte, enthalten in aller Kürze die „Fürbringen" Zwinglis über Fragen, welche ernstes Erwägen verdienten. Es ist „vil mißbruch", daß die Priester über ihre gewidmete Pfründen hinaus für „gelönte messen, desgleichen gradi, jahrzit, dritzigst, selzedel, guldenmessen, auch messen von den heiligen seelen, vnd für diß vnd jenes anligen, vnd dann auch in solliche meß fründ zogen gebet, gesang, lesen, opfer vnd ordnungen, wider die ere gottes vnd solichs sacraments des altars. Die Meise sig ein abschüchlicher unzimlicher nam vnd solle man so, in solcher handlung dannen thun.

Die Priester sollen solich amt haben in ir kleidung oder habit wie bißhar, allein vf gott den allmächtigen vnd Christum sin einigebornen sun, vnd der selen heil, vs der heiligen gschrift, vnd sust von niemand anderm. Es soll Niemand gezwungen werden, weder priester noch lay, mann noch wyb, dann so vil im sin andacht darzuo reizt", wie es M Herren bisher nachgelassen. Was in Canonen gegen die hl Schrift, die Ehre Gottes und Christi diene, solle man bessern oder dannen thun Doch sollen die Verpflichtungen der Pfründen „wysend vf meßhaben, singen, lesen, beten vnd gottesdienst nach Gutfinden dero, so die besitzend", bis auf christenlichen Entscheid gehalten werden. Dagegen solle das lautere Wort Gottes zu Stadt und Land nach rechtem göttlichen Verstande ernstlich gepredigt Friede, Ruhe und Liebe Gottes und des Nächsten gefordert werden, damit man in „erkanntniß gottes, sin vnd des Nachsten Liebe kennen, vnd nach diesem Leben das ewige Leben erlangen möge"

Es war schließlich auch die Frage „von einem dritten vnd vierden artikel, nämlich vnsatzung vnd gemeinen bruch des sacraments fleisches vnd bluots Christi, wie man das hinfür sollte halten Ist geratschlaget, daß derselb

artikel dißmal fälle ruowen und gebruchi worden wie von altem har, denn diser artikel mer red und disputierens erfordere, als der one alles mittel den glouben betreffe und kein mißbruch“. Es ist hier deutlich von dem ersten offenen Angriffe Mag. Ulrich Zwingli über das Dogma von der Transsubstantiation die Rede. Der Rat scheute sich über diese Frage, weil sie „one alles mittel den glouben betreffe“, einen Entscheid zu fällen. Offenbar bemühte sich der gelehrte Unterschreiber die Entscheidung wenigstens zu verzögern. Er erlangte leider einen ziemlich salomonischen Entscheid, mit welchem sich auch Mag. Ulrich Zwingli, welcher seine Liturgie auf Weihnachten 1524 einzuführen entschlossen war, befreunden mochte. Der Rat erklärte, „daß disc obgeschriben meinung allein um der schwachen willen und die noch nit in dem wort gottes sygend gegründt, werde an die hand genommen“.

Recht gründlich wurde durch das Mandat vom 15. Juni 1524 der Handel wegen den kilchengötzen von M. H. entschieden. Bilder und Tafeln, welche die Kirchhoren auf gemeine Kosten angeschafft, durfen nach Mehrheitsbeschluß „in bywasen ires pfarrers und etlicher darzuo verordneten zuchtiklich ordenlich und one unfuor“ aus den Kirchen getan werden. Die geringen Milderungen des Ratschlages wurden gestrichen. Neue Bilder durfen keine gemacht und aufgestellt werden. Nur die Kreuzifixe wurden noch geduldet, doch wo man die Götzen beibehalten will, darf ihnen weder mit Kerzen und Lichter „zuouslen“, noch sonst wie Ehre erwiesen werden.

Das Mandat, wie man mit den „kilchengötzen handlen soll“, war, jedenfalls von Zwingli, theologisch begründet. „Als dann ll. Herren durch das war gottlich wort bericht und in den vergangenen tagen durch iro und andere gelerten, ouch sidtar durch niemand anders erfunden, denn daß der allmechtig Gott im alten und nüwen testament die bilder oder gotzen verbotten hat zuo machen, denen dhein ere zuo bewysen, ist das habend M. H. nach geyptem rat, Gott zuo lob und eren, und damit derselb allein in der menschen herzen geeret und angeruffet werde, angesechen und beschlossen, die bilder an allen orten, wo die geert werden, hinweg zuo tuond, damit manklich sich von den gotzen gantz und gar zu dem lebendigen waren Gott kert, und ein jeder

alle hilf und troſt bi dem einigen Gott durch unſern herren Jeſum Chriſtum ſuoche, den allein anrüefe, und im eer erwiſe. Und die güeter vnd koſten, ſo an ſoliche bilder gelegt, ſollent an die armen dürftigen menſchen, die ein ware bildung Gottes ſind, verwendt werden.“

Gerade auf dieſen Zeitpunkt traf von Biſchof Hugo eine ſchriftliche Antwort auf den Wunſch M. Herren von Zürich, als Gutachten über die Frage wegen Bildern und Meſſe ein. Dieſelbe erſchien zugleich im Drucke als „Underrichtung des hochwürdigen fürſten und herren Hugo, biſchofen zu Coſtanz, die bildnuſſen vnd das opfer der meß betreffend, burgermeiſter und rat zuo Zürich uf den erſten tag junii des 24. jares uberſandt.“ In ſeinem Schreiben betonte Biſchof Hugo, es ſei bisher in Betreff der hl. Meſſe bei allen chriſtlichen Ständen niemals Streit geweſen. Bezüglich der Bilder ſei jeder Mißverſtand von der hl. Kirche verworfen worden, die Chriſtenheit darüber in Einmut geweſen und niemals ein Zweifel geſtattet worden. Weil in Zürich über dieſe Fragen neulich Irrung und Zwieſpalt entſtanden ſeien, habe er dieſelben etlichen Univerſitäten und Gottesgelehrten unterbreiten laſſen und ſende ihre Gutachten dem Rate zu. Er habe, da auch anderswo Irrung entſtanden ſei, die Schrift in Druck gegeben. Jedermann ſolle belehrt werden, daß Bilder und Meſſe in der hl. Schrift genugſam begründet ſeien. Dieſer Bericht ſolle deshalb „der heiligen kilchen und allen chriſtenlichen lerern underworfen werden, der zuoverſicht, daß ſunderer, ſelbſtgetröſter vnd unerhörter verſtand der gſchrift und ander nüwerung darwider nit ſtatthaben möge.“

Die Räte wieſen die würdevolle Zuſchrift zunächſt an die „Verordneten“ in Glaubensſachen, welche darüber nicht ſchlüſſig wurden. Am 15. Juni 1524 wurde jedoch beſchloſſen: „Es ſoll ouch M. Uolrich Zwingli ſamt andern gelerten das buoch, ſo unſer Gn. H. von Coſtanz geſchriben, die meß und götzen betreffend, zuo handen nemen, und über all artikel gſchriftlich antwurt, doch mit fründlichen worten ſtellen. Daſſelbig ſoll wider an mine herren glangen, ſich daruf zuo beraten, ob man ſölichs in druck geben ſölle oder was man damit handlen wölle.“

M. Ulrich Zwingli beeilte ſich mit der freundlichen Antwort an Biſchof Hugo nicht gar ſehr; um ſo eifriger war er befliſſen, gegen die Götzen den letzten Kampf durchzuführen. Zunächſt wurden alle Bilder und Kreuze an den Stadt- und Kloſtertoren, ſowie die Feldkreuze und Helgenhüsli beſeitigt. Am 30. Juni 1524 begann der Bilderſturm oder „Götzenkrieg“ zu Stadt und Land; in Zürich wurde er bei verſchloſſenen Kirchtüren durch die Stadtwerkleute, Schmiede, Schloſſer, Steinmetzen, Zimmerleute und Bölknechte ausgeführt; er dauerte zwölf Tage. Die drei Leutprieſter und zwölf Ratsherren führten die Aufſicht. Es gieng mehrfach geradezu vandaliſch zu. Nicht einmal die Glasgemälde, Chorſtühle und Grabkreuze blieben verſchont. Die Götzen wurden „mit der Zyt alle zerbrochen“, wie Bullinger erzählt, „verbrent vnd ze nütz gemacht. Da faſt koſtliche werk der Malery vnd Bildſchnitzery, inſonders ein ſchöne köſtliche tafel in der waſſerkilchen, vnd andere köſtliche vnd ſchöne werk zerſchlagen wurdent. Das die abergläubigen vbel beduret, die rächt glöubigen aber für ein großen fröhlichen Gottsdienſt hieltend.“ Dieſer „fröhliche Gottsdienſt“ erhielt eine ſonderbare Weihe durch den Aufruhr im Thurgau, den Götzenkrieg in Stammheim; das „geſchänden, zerryßen vnd zerſchlagen, rouben vnd vßtragen viler dingen“, ſchließlich durch Plünderung und Brand der Karthauſe Ittingen, am 11. Juli 1524, durch das „vngeſchickt wäſen“ der eifrigſten Freunde Zwinglis: Hans Öchsli, Erasmus Schmid und Adrian Wirth. Zwingli und der Rat ließen ſich weder durch dieſe revolutionären Vorgänge noch durch das kräftige Auftreten der Eidgenoſſen, am Wenigſten durch die wiederholten Vorſtellungen des Biſchofs, des Legaten Ennius Filonardi und Papſt Klemens VII. irre machen.

Im Großen Münſter wurde das Kreuz am Chorbogen abgebrochen. Die Altarbilder wurden weggeriſſen, die Wandgemälde mit Steinäxten abgepickelt und ſtark übertüncht. Man ſieht die Spuren dieſes fröhlichen Gottesdienſtes heute noch. Orgelſpiel, Leichen- und Wettergeläute, das Bringen der letzten Ölung, die kirchlichen Segnungen wurden abgetan. Jedermann ſolle fürder „aller derglichen ſuperſtition müeßig gan und gar abſtan, als die alle wider das wort Gottes ſtritind.“ Es war dieſer Handel mit den Götzen den zwölf Orten und gar manchem in der Stadt

Zürich ein großes Kreuz. „Item, da auch alle bilder vnd götzen zum großen münſter vß der kilchen vnden vnd oben vff dem gwelb grumpt vnd hinusthan werrend, da tede man das münſter vff. Da lüffe jedermann darin vnd ein jetlicher zerrte da vnden in der kilchen ſine ſtüel ab, vnd trüegend die heim, vnd zerrte einer diſſen, der ander ein andren ſtuol. In eim halben tag war kein mer in der kilchen, vnd gienge wild zuo. Und iſt nüt minder, als man in denſelbigen Zitten vnd tagen — des Chroniſten Gerold Edlibach — ſagt, daz etlich der zuogäbnen, ſy werind denn von klinen oder großen räten, mit den bildren äben grob vnd vaſt vngeſchicklichen handletend; daz man doch in kurzen jaren von vnſern altvordren uncriſtenlich geacht, vnd nit on mercklich buoß an lib, eer vnd leben vsgangen werend. Item ouch vil, die ſo gar vngeſchicklich handletend, an ire im lib, läben, eer vnd guot abgiengen vnd wenig glück hettend.“

Ende Juni erhielt der Götzenkrieg einen vorläufigen Abſchluß. Es war immer noch der Widerſtand des Volkes zu fürchten; die Eidgenoſſen machten bereits ernſtlich Miene, Zürich, deſſen Prädikanten ſie den Aufruhr im Thurgau zuſchrieben, von den ewigen Bünden auszuſchließen. Mit Papſt Klemens VII. und Ennius Filonardi beſtanden Unterhandlungen wegen den rückſtändigen Soldbeträgen. So war kluge Vorſicht geboten. Das Ungeſtüm des Pöbels wie der Enthuſiasmus des Reformators und ſeiner Freunde in der Regierung hatten jedoch erkannt, daß Meſſe und Bilder in der Bibel unbegründet ſeien. Der Rat ließ ſich bereden, was ſpekulativ wahr ſei, müſſe notwendig auch politiſch gut ſein. Es wurde nun geraten, daß Meſſe und Bilder in der Stille abgetan werden ſolle. Vorerſt galt es, den Beſchwerden der Eidgenoſſen gegenüber das Volk für die Handlungen ſeiner Obrigkeit ſolidariſch und mitverantwortlich zu machen, in demſelben ſich einen Rückhalt ſowohl gegen den Widerſtand der Katholiken als gegen die Umtriebe, Rotten und Sekten der Wiedertäufer zu ſchaffen. Ebenſo wollten M. H. die Beſchwerden des Biſchofs zu Konſtanz los werden.

Die erſte Anfrage an das Volk geſchah durch Vortrag M. H. an die Gemeinden vom 7. Juli 1524. Sie machte dem bisherigen Vorgehen, M. Herrn wollen ſich in ihrem Fürnemen einer Belehrung aus der hl. Schrift unterwerfen, ein gründliches

Ende Es handelte sich um endgültige Sicherung des Evangeliums nach der untrüglichen Richtschnur M. Ulrich Zwinglis durch feierliche Zustimmung und geschworenen Eid der frommen und gehorsamen Untertanen. „Söllent wir und ir in dem, das die ere Gottes, unseres erlösers, unser seelen seligkeit und unsere conscienzen antrifft, uns zusammenhalten, und das gotzwort ze handhaben, ze schützen und beschirmen eins sin. Und so das beschicht, dann ist Gott bi uns, welchem niemand uf ertrich noch in der hell widerstan mag. Darum so wöllend üch fründtlich und tugentlich underreden und uns üweres willens und gemütes gebürlich, was wir uns gegen üch versehen sollent, antwurt geben'"

Die Volksabstimmung erfolgte vom 7. bis 17 Juli 1524. Es sind sehr auffalliger Weise nur zwei Antworten erhalten; allein Bullinger berichtet über das Ergebnis in kurzen Worten: „Hieruff ervolget die Antwort einhällig allenthalben das die Landschaft ir herren badt, das sy fürohin wie bißhar wöltind sich fridens flyßen. Wo man sy aber vber sömlichs trangen wöllte, wöllend sy zur Stadt trostlich lib vnd guot setzen vnd sich alls die gehorsamen erzeigen." Eine vorbehaltlose Zustimmung zum hl. Evangelium göttlicher hl. Geschrift ist in diesen Worten keineswegs enthalten Jedenfalls ist dieselbe nicht aus einer freien Aussprache und Stimmabgabe des zürcherischen Landvolks hervorgegangen, welches von all den großen ernsten Fragen weniger verstand, als Burgermeister Markus Röust und die Blinden von den Juden.

Am 18. August 1524 erschien Zwinglis Antwort auf den „Unterricht" Bischof Hugos, und zwar als Mandat des Rates im Drucke unter dem Titel

„Christenlich Antwurt burgermeisters vnd rates zuo Zürich, dem hochwürdigen herren Hugen, bischofen zuo Costanz, über die vnderricht beider artiklen der bilder vnd meß, inen zuogeschickt. Also in göttlicher Warheit gegründt, daß menglich ersehen mag, was davon vnderm christenem Volk billich sölle gehalten werden'" Diese umfangreiche Schrift ist polemisch, doch „fründlich" geschrieben, wie es der Rat befohlen hatte. Dieselbe enthält kaum einen Gedanken, welchen Zwingli nicht schon in den Schlußreden und auf den bei den Disputationen vorgebracht hatte. Das Buch war auch nicht so sehr bestimmt, Bischof Hugo und seine Gelehrten zu unterrichten, als

dem Volke die Untrüglichkeit des göttlichen Wortes in Bezug auf Bilder und Meſſe darzutun, das Vorgehen gegen dieſelben für allemal als eine Gottestat zu rechtfertigen. Biſchof Hugo bekam den endgültigen Beſcheid, M. H. werden im Worte Gottes „fürſaren“. Seine Gelehrten wurden verächtlich behandelt, weil ſie nur „menſchenleren“ vorgebracht, welche anzunehmen ſich M. H. von Zürich und allen Chriſtenmenſchen keineswegs geziemte. „Dann wir je der meinung ſind, dem hellen wort Gottes unabgelaſſen nachzekummen, ſo vil Gott gibt, vnd alles, ſo ſich darwider ufgericht hat, wider abzebrechen, nit us unſrem us Gottes rat vnd kräften. Zuodem wir uns gwüßlich verſehend, er werde, das er angefangen hat, zuo eer und lob ſines namens vollenden. Im ſye lob und dank in ewigkeit geſagt. Amen!“.

Der Rat war fortan „vice ecclesiae“ eifrig befliſſen, unter Leitung Mag. Ulrich Zwinglis, mit Gottes Hülfe, Rat und Kräften, niederzubrechen, was wider das Wort Gottes aufgerichtet war. Der Klerus war dabei behülflich. Um Oſtern 1524 begannen die Prieſterehen in großer Zahl, am Stifte, zu Stadt und Land. Die erſten waren Propſt Heinrich Brennwald, Protonot. Apost., Ulrich Zwingli, Prädikant am Großen Münſter, Dr. H. Utinger, Kuſtos, Protonot. Apost. et Comes sacri palatii, Mag. Kaſpar Großmann, Prediger am Spital. Später folgten aus der Prälatur: Dr. H. Engelhard, Leutprieſter am Frauenmünſter, Propſt Mag. Art. Felix Frei, Kantur Konrad Schmid, Abt Wolfgang Joner, die Äbtiſſin zum Frauenmünſter, Katharina von Zimmern. Ihrem Beiſpiele folgte der niedere Klerus, Chorherren, Pfarrer, Kapläne, Mönche und Nonnen. Der Einſpruch des Biſchofs war nicht mehr zu beſorgen; das Heiraten der Prädikanten galt beinahe als göttliches Gebot.

Zwinglis öffentlicher Kirchgang mit Anna Reinhard erfolgte am 2. April 1524. Derſelbe machte großes Aufſehen, da am 31. Juli 1524 das erſte Kind, Regula, geboren wurde. Die Gegner warfen ihm vor, er habe „us gytigkeit“ die reiche Witwe zur Ehe genommen; Zwingli erklärte, Anna Reinhard habe ihm eine Morgengabe von 400 Gl. nebſt Kleinodien, aber auch drei Kinder erſter Ehe, Gerold, Agatha und Margaretha, und damit viele Sorgen in die Ehe gebracht. Muſik und Geſang diene ihm nun zur „Ergetzlichkeit“, wenn er ſeine Kinder „geſchweigen“ müſſe.

Um den lebeluſtigen Stiefſohn Gerold von Knonau hatte Zwingli ſich ſchon früher angelegentlich gekümmert, und für denſelben 1523 die kleine, im Geiſte des Humanismus gehaltene Schrift verfaßt: „Quo pacto ingenui adolescentes formandi, sint.“ Zwingli erhielt aus ſeiner Ehe drei Kinder, die ihn überlebten. Über das innere familiäre Leben des Reformators iſt ſehr wenig bekannt. Anna Reinhard ſtarb 1538 im Hauſe des Antiſtes Bullinger. Mit ſeinem Enkel Huldrich erloſch ſein Stamm im Jahre 1601.

Der Ittinger Handel und darauf erfolgte zahlreiche und heftige Angriffe, welche ſowohl in der Preſſe als auf der Tagſatzung erfolgten, die Beſchwerden des Papſtes und der Biſchöfe, ſowie das Auftreten der Wiedertäufer nahmen Zwinglis raſtloſe Arbeitskraft völlig in Anſpruch. Seine nächſten Ziele ließ er darüber keineswegs außer acht.

Gegen Ende des Jahres 1524 wurde gegen die drei Orden der entſcheidende Schlag geführt und gleichzeitig der Götzenkrieg wieder aufgenommen. Zuvor ſollte das Volk auch für dieſen Schritt mitverantwortlich gemacht und zugleich der von ſeite der Eidgenoſſen drohenden Kriegsgefahr begegnet werden. Es wurde deshalb, und weil das Ergebnis der Abſtimmung im Juli nicht befriedigt hatte, am 20. November 1524 ein gedruckter Fürtrag des Rates an die Stadt- und Landgemeinden, ſowie an die Zünfte erlaſſen, welcher die Staatspolitik M. Herren rechtfertigte und dafür die Zuſtimmung des Volkes verlangte. Betreffend das hl. Evangelium haben M. Herren ſich entſchloſſen, bei demſelben zu verbleiben, ſofern man ſie nicht auf Grund göttlicher Geſchrift zu widerlegen vermöge. M. Herren hoffen, die Untertanen werden an dieſem Beſchluſſe ihr Gefallen finden. „Sie möchten ſich auch von inen erkundigen, weß ſich ein Stadt Zürich allenthalben zuo den irigen, ob ſich Krieg vnd überfal zuotrüege, ſollte verſächen. Hieruff gefiel von allen gemeinden ein einhällige Antwort, erzählt Bullinger, damit ein erſamer radt gebätten ward, by dem wort Gottes vnd heiligen Evangelio zuo blyben, bis mit dem wort Gottes ein beſſers anzeigt wurde. Item daß man ſich wölle ſovil möglich vor krieg vergoumen vnd männklichem rächt pietten und rächtens geſtan. Ob aber hierüber ſy yemandts bekriegen vnd vberfallen wöllte, wöllend ſy zuo dero ſtadt ſetzen lib vnd guot, vnd Gott laſſen walten; deß verband man ſich mit dem

sind. Alßo daß da alle wällt wider Zürich was, vnd insonders alle Eydgnossen sich wider jn setztind, jn doch sich einhällig vff jren verlaßend vnd hindurch fuerend." Die zweite Abstimmung fand Ende November 1524 statt. Die zahlreichen Antworten der Gemeinden sind noch erhalten. Über die Art und Weise wie das Evangelium „in Furgang" gebracht wurde, urteilt Kessler:

Die einhellige Antwort der Landschaft gieng dahin, daß die Obrigkeit furohin wie bisher sich des Friedens wolle befleißen. Wo man sie aber, um des hl. Evangeliums willen drängen wolle, so seien sie gerne dazu bereit mit Leib und Gut zur Stadt zu stehen, und sich ihr in allen Dingen gehorsam zu erweisen. Die ganze Folge beweist, wie aufrichtig und entschieden es mit dieser Bewegung des Landes gemeint war. Wenn aber in den einzelnen Antworten teils das Begehren vorkommt, die Böswilligen in der eigenen Mitte darniederzuhalten, teils Beschwerde über Zwietracht im Rate ausgesprochen wird, bald wider die Ausschwätzer, bald wider die Gegner des Gotteswortes und die Suppenesser in den Klostern geeifert, und sogar insinuiert wird, wenn die Obrigkeit solche zu strafen nicht stark genug sei, so wolle man ihr dabei behilflich sein, **so ist das nicht der Ausdruck der Gedanken des Volkes, sondern die Gesinnung des jungen Zürich**, einer redlichen und ehrlichen Stadtbürger, welche, vom Evangelium gewonnen und gehoben, als **Obervögte und Landschreiber** der vertrauenden Landschaft in evangelischer Gesinnung vorangiengen und befliessen waren, **die ihnen Anvertrauten durch die geistige Freiheit und die sittliche Kraft des Volkes zu beglücken**."

Es war diese Abstimmung über Glaubenssachen durch das Volk, wozu auch Knaben von 14 Jahren gehörten, ein damals unerhörtes, in jeder Hinsicht folgenschweres Ereignis. Die Glaubensfrage war somit zur politischen Sache des gemeinen Mannes gemacht. Mag. Ulrich Zwingli griff von jetzt an als geistiger Urheber der Bewegung ohne Rückhalt und einschneidend in die Staatspolitik der Eidgenossen ein. Von einem Zurückweichen im „lutherischen Handel" war für ihn, Magistrat und Volk keine Rede mehr. Ihm stand vielmehr unverrückbar als Ziel künftiger Politik fest: von Zürich aus müsse das hl. Evangelium sofort gesamten Eidgenossen auf-

gedrängt werden. Zunächst wurde in Zürich zu Stadt und Land alles niedergerissen, was dem göttlichen Worte entgegenstand.

Am leichtesten gieng es am Frauenmünster. Am 30. November 1524 übergab Frau Katharina von Zimmern das Gotteshaus, als wäre es ihr Eigentum ohne jede Rücksicht auf ihre Stellung zu Reich und Kirche und die Ansprüche der abwesenden, nach Gerold Edlibach acht, Konventfrauen, gegen lebenslängliche standesgemäße „Provision" für ihre Person, an Bürgermeister und Rat. Damit giengen die immer noch ansehnlichen Güter und Rechtsame der Äbtei, so das Recht, den Stadtschultheißen wahlen und Münze prägen zu dürfen, samt der Münsterkirche und deren Kloster an die Stadt über. Am 5 Dezember 1524 wurde der Handel verschrieben. Die Äbtissin wurde nach allen Ehren auf Lebenszeit versehen und durfte in der Abtei bleiben. Sie handelte zum großen Verdrusse ihrer treu katholischen Familie, und heiratete ihr zum Trotze im 45 Jahre ihres Alters, 1525, den schwäbischen Ritter Eberhard von Reischach. Ihre Ehe war nicht glücklich; der Gatte fiel 1531 bei Kappel. Das Leibgeding wurde nicht nach Vertrag ausgerichtet und Katharina von Zimmern starb um 1544 in dürftigen Verhältnissen.

Am 3. Dezember 1524 gelangte Mag. Ulrich Zwingli vor den Rat mit seinem Gutachten gegen die drei Orden „Was mit den münchen zuo Zurich gehandlet werden soll". Alle Mönche der drei Klöster: der Prediger, Augustiner, und Barfüßer, sollen sofort in das Kloster der Barfüßer zusammen gethan werden. Fremde, die nicht Konventangehörige sind, sollen mit einer ziemlichen Zehrung in ihre Konvente und zu ihren Obern gesandt werden. Wer verhindert ist, erhält Frist bis Ostern 1525, dann muß er ohne Zehrung wegziehen. Diejenigen, welche zu den Zürcherkonventen gehören sollen zur Handarbeit, oder wenn sie dazu fähig sind, zum Studium gezogen werden, „daß man sy zuo dem gottswort bruchen könne". Wenn sie weder das Eine noch Andere wollen, soll man sie ihren Provinzialen zusenden. Die alten, geschickten und einheimischen Mönche werden ins Barfüßerkloster zusammen gebracht. Dort müssen sie Kutten und Orden hinlegen, und sich „zimmlicher, züchtiger Kleidung befleißen". Die Kloster der Augustiner und Prediger sollen fortan zur Behausung armer, dürftiger Leute verwendet werden, ebenso das

Kloster der Barfußer nach Absterben der Mönche. Zur Verwaltung der Gefälle werden vom Rate getreue Liebhaber des Evangeliums und Vertrauensmänner Zwinglis als Pfleger gesetzt, denen alle Gefalle strengstens zu entrichten seien.

Der Rat wurde schon am 3. Dezember 1524 vollzogen „Glich nach dem mittag, erzahlt B. Wyß, an alle fürsehung vnd warnung, namen die obristen drt Zunftmeister, ouch ander des raats, mit samt den stattknechten, nit gefangen, aber mit guoter gewarsame, denn keiner heit mogen entrunen oder sich verschlüfen, die Predigermunch all bi einem zuo den Barfuoßen. Und angends um die zwei kamen sie zu den Augustinern, berueffend die münch all, muoßtend ire gwaltschlüssel uf den tisch in der konventstuben legen vor mine herren. Nach langer red vnd guoten worten füerten sis ouch uber die ober prucken zu Barfuoßen. Und leqtend also die herren von der statt in alle Kloster lüt von kleinen vnd groxen raten, da redlich rum uf ward gemacht. Vnd als man damals redt", ergänzt Gerold Edlibach, „so ward mit töffen vnd drahen wenig gespart, vnd luode je einer den andern, so dan die Pfleger gern hattend, vnd grenge im fuß zuo."

In gleicher Weise wurden bald nachher die Ordensfrauen und Beghinen in den Stadtklostern nach Ötenbach zusammengetan. „Da söltend sy all, ob es inen gefällig, ir läben by einandren beschließen. Die allsamen, die bliben warend, sind abgestorben, also das keine mehr übrig war, im 1567 jar." Das Predigerkloster wurde später als Spital eingerichtet; ins Augustinerkloster der „Muoshafen" des Almosenamtes, und in dessen Kirche die Munstätte verlegt. Das Barfüßerkloster wurde Obmannamt fur den Schaffner der Klostergefälle. Im Frauenmunster wurde 1538 eine Lateinschule untergebracht. Ötenbach wurde zum Siechenhause, Seldenau abgetragen.

Die Kloster auf der Landschaft wurden sofort ebenfalls aufgelost. Zürichberg, Embrach, Heiligenberg, Berenberg und Gremm wurden bis auf wenige Gebäude abgeschlossen. Propst Brennwald zog nach Zürich in die alte Sammung beim Grimmenturm. Er war beauftragt, Gefälle, Gülten und Renten aller Klöster und Bruderschaften „in ein ordnung zuo bringen; das er ouch ordentlich that; darnach, 1542 gen Töß in das Kloster gesetzt ward". Die zurcherische Obrigkeit kam rasch zu verhältnismaxig großen

Mitteln; den Armen kam weniger zu. Die Zahl der auf Grund des hl. Evangeliums und göttlicher Geſchrift, nach Gutachten von Mag. Ulrich Zwingli ihres Standes, Rechtes und Eigentums beraubten geiſtlichen Perſonen betrug nach Gerold Edlibach einzig in der Stadt Zürich zu Ende des Jahres 1524: 92 Säkularprieſter, 30 Ordensprieſter und 92 Chorfrauen, ohne Konversbrüder und Laienſchweſtern. In den Stadtkirchen beſtanden 96 Altäre, davon 20 im Großen Münſter, 12 im Frauenmünſter. Im Großen Münſter brannten an Feſten und Samstagen im Chor in der Kirche vor den Altären 81 Ampeln; „die gengint ouch all hin vnd ab".

Der Aufhebung der Klöſter folgte in der Stadt ſofort ein neuer Götzenkrieg. „Uf ſant Luzien, Otiligen- und Sant Joſt abind", 12. Dezember 1524, da ward Zürich von kleinen und großen Räten erkennt: „die begrebniß beder heilgen obgemelt Felix und Regulen, die lange Zit der ſtat Zürich patron geweſſen waren, vnd von allen menſchen hochgeehret, daz man die ouch ſol hin vnd abſchliffen. Die da erſt nüwklich in kurzen jaren von vil fromer lütten mit vergülten koſtlichen tafflen vnd ſidinen tüecher ire färch verdekt ob den grebren; ouch allwegen brunnend zwölf amplen, wenn es dublex und ſamſtag warent. Diße begreptniß wart gar und ganz geſchliffen". So der Katholik Gerold Edlibach. Ihn ergänzt H. Bullinger nach Angaben des Kuſtos Dr. H. Utinger. „Dieſelben Cörpel der heiligen Martyrer hieß ein eerſamer Rath vnd die Burger dannen vnd vß der kilchen thuon, und ſo etwas gebeins darin were, erlich vnd ſtill begraben oder in das beinhuß heymlich zerſtröwen". Die wenigen Reliquien, welche man in den Särgen fand, wurden „eerlich beſtattet", die Särge ſelber ſamt den vergoldeten Gittern und mehrere Altäre im Schiffe der Kirche hinweggetan.

Als die Verordneten über die Särge im Frauenmünſter kamen, fanden ſie ein Brieflein Biſchof Eberhard II. aus dem Jahre 1272, welches bezeugte, daß darin Aſche und Gebein der Äbtiſſinen Hildegardis und Bertha liegen. „Sömlich Gebeine vnd anders, heilthum genampt, me, hat H. Bullinger in der Sakriſty im thurm zu Frowenmünſter funden vnd geſähen vnd verſchafft, das es alles eerlich iſt begraben vnd gar ſtill abwäg gethan worden, damit nit me könde zuor abgöttery brucht werden von vnberichten aberglöubigen lüthen." Dr. Joh.

fahrt warf 1525 Zwingli vor, „er habe der seligen marterer gebein hingenommen und in die Lindtmag geworfen, die er", wie Bullinger versichert, „doch nie gesähen hat noch angerüert". Wenn auch Bullinger sagt nicht, daß er selber „St. Felix und St Regulas Heylthum" vorgefunden. Nach einer ziemlich alten und beständigen Überlieferung, welcher Bullingers Darstellung in keiner Weise widerspricht, wurden die Reliquien der Stadtpatrone einer altchristlichen Stadt Zurich schon 1525 nach Arbermatt im Tale Urseren geflüchtet. Dort werden sie heutzutage noch in der Pfarrkirche verehrt.

Zu Ende des Jahres bestanden noch das Stift zum Großen Munster, die Abteien Kappel, Rutti und St Georgen zu Stein a Rh., mit bereits angefochtenen Rechten. Auch ihr Los war ausgemacht. Das Chorherrenstift besaß noch seine hohe und niedere Gerichtsbarkeit uber die Stiftshöfe, „Stock und Galgen, sine regalia und freyheiten, die noch in der Chorherren gewalt und besitzung warend. Aber zinstags des 20. Decembris 1524 im jar kert M. Ulrich Zwingli für Radt im Namen des ganzen Capittels und that diesen Furtrag": Propst und Kapitel ubergeben M. H. damit sie nicht der Liebe des Herrschens geziehen werden, die hohen und niedern Gerichte, unnachteilig Zehnten, Zinsen, Renten und Gulten, „Nit dannt man uf eigenen nutz komme, sondern damit by dem Großen Münster das blybe, dann man die bestimpten notturften der leer und andern dingen halb versehen möge." Daneben empfahlen sich die Herren vom Kapitel der Treue und Freundschaft, welche ne bei M. H. bisher gefunden haben, und erboten sich ihnen als ihre Gehorsamen und Willigen in allen gebürlichen und möglichen Dingen. Daß die „Regalia und Freyheiten", welche des Stiftes gutes Recht und Schirmvogtei verburgten, auch dahingefallen, sahen die Herren viel zu spat ein, als es 1525 zur Übergabe der „freyheiten, vergabungen und bestätigungen der gerichten und gütern, so das Stift hat von konigen und keiseren beschechen, by einandern in brieffen vergriffen", kam.

Rascher und leichter als in andern Gotteshausern vollzog sich die Umwandlung nach der neuen Lehre in der Abtei Kappel. Wolfgang Joner, genannt Ruppli, aus Frauenfeld, war seit 9. November 1519 Abt dieses heute noch anmutig und heimelig

in schönster „Cisterzienserlage", „Bernardus valles amabat", am Westfuße des Albis gelegenen, sehr begüterten Gotteshauses. Abt Wolfgang war, nach der Schilderung seines Freundes H. Bullinger, „ein gottförchtiger, gelerter, auch dapferer und den armen geneigter Man", der gerne predigte, studierte und mit gelehrten Leuten verkehrte. Er hielt die zwölf Herren seines Konventes zu fleißigem Studium an „und setzte all sin sinn darin die rächt lere zuo fördern und vßbringen". Es geschah dies sowohl im Kloster selber als auf den zahlreichen Patronatspfarreien, wozu Baar, Menzingen, Neuheim, Meerenschwand und Beinwil im Freiamt gehörten, sowie in den untergebenen Abteien Frauenthal und Rathausen. Zudem war die ehrwürdige Klosterkirche bisher als Mittelpunkt eines regen kirchlichen Lebens von vielem Volke besucht. Seit 1523 stand Abt Wolfgang mit Eifer und Nachdruck Zwingli in allen seinen Fürnehmen zur Aufnahme des Evangeliums bei. Sein Kloster wurde der Mittelpunkt des Abfalles für das Amt Knonau und eine Gefahr für die katholische Kirche in der ganzen Nachbarschaft. Den Freunden in Zürich leisteten Abt Wolfgang und Schulmeister Heinrich Bullinger als Kundschafter und Berater über die religiöse und politische Lage in Zug, Schwyz, Luzern, im Freiamt und in den Ländern die größten Dienste. In Zug war der Zorn hierüber bei den Katholiken schon derart, daß sie 1524 drohten, zur Vergeltung dessen, was der Kartause Ittingen widerfahren, das Kloster zu verbrennen.

Des Abtes tüchtiger und tatkräftiger Gehülfe war seit 17. Januar 1523, nach seiner Versicherung unabhängig von M. Ulrich Zwingli, der 19 Jahre alte Schulmeister Heinrich Bullinger. Derselbe, Sohn des Leutpriesters zu Bremgarten, wurde in Emmerich bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens und in Köln bei den Dominikanern gebildet, dann aber sehr frühzeitig mit des Erasmus von Rotterdam Schriften und Ideen bekannt. Sein Wirken in Kappel 1528—1531, und dessen Erfolge schildert er selber.

„Der Schulmeister nam sich weder des Münchenwerks noch des Chorgesangs noch kylchen gar nüt an, onet daß er die predig hört, battet und vs der kylchen ging, und sich ouch der müß nit annam, als er sünlichs anfangs dem Apt angedinget hat: trang in allen lectionibus sacris vf ein Reformation, ouch in den

bſundern Geſprächen mit dem Apt vnd Conventherren. Die Conventherren huobent an predigen, zugend die Münchskleider ab. Etlich wybetend vnd giengend vß dem Kloſter, wurdend hernach pfarrer vnd predicanten. Ettlich lerntend vnd trybent handwerch." Allein genau ſo kommlich, wie Bullinger ſchildert, wurde die „Superſtition" in Kappel, 1525, nicht abgetan. Einzelne Mönche hielten treu zu Kirche und Orden. Das Volk verlangte drohend Herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes. Die Übergabe der Abtei an den Rat von Zürich zum Zwecke einer Schule, „die dem wort Gottes glychmäßig ſye", wurde erſt 1527 vollzogen, wie eine Tafel im Kreuzſchiffe der Kloſterkirche bezeugt. An die Mönche erinnern noch die ſtattlichen Chorſtühle in der gotiſchen Kirche und das tägliche Veſpergeläute.

Schwieriger geſtalteten ſich die Verhältniſſe in Rüti und St. Georgen zu Stein a. Rh. Abt Felix Klauſer und die Mehrzahl ſeiner Mönche leiſteten in Rüti entſchiedenen Widerſtand. Ebenſo raffte ſich Abt David von Winkelsheim zu Stein gegenüber der Drangſalierung durch den Kloſtervogt Konrad Luchſinger, Zwinglis Vertrauensmann als Pamphletär, zu mutiger Gegenwehr auf. Zudem lagen die größten Beſitzungen beider Klöſter außerhalb dem zürcheriſchen Gebiete; deshalb konnten M. H. nicht ohne Weiteres ihre Hand darüber ſchlagen. Die Geſchicke beider Abteien ſollten ſich erſt im Sommer 1525 zu Gunſten des Evangeliums entſcheiden.

Was Zwinglis Vorträge und die obrigkeitlichen Maßnahmen zum Untergange der Stifte und Klöſter verſäumten, holten die Angriffe und Schmähungen der Prädikanten und Litteraten ein. Die Bauern verweigerten ihre Abgaben welche ſie früher willig entrichtet hatten, und beriefen ſich dafür auf die Prediger des göttlichen Wortes. Selbſt der Rat war nicht mit allen Wühlereien einverſtanden. So wurde der Fanatiker Wilhelm Räubli ſeiner Pfründe entſetzt und verbannt. Simon Stumpf in Höngg, weil er überall Unruhe ſtiftete und den Abt zu Wettingen gröblich beleidigt hatte, mußte am 23. Dezember 1523 ſeine Pfründe aufgeben und Urfehde ſchwören. Auf Zwinglis, ſeines Gönners, Verwenden begnadigt, wurde er 1526 wegen neuen Umtrieben im Wiedertäufelhandel eingekerkert und 1527 auf immer ausgewieſen.

Der Handel mit den Wiedertäufern zu Stadt und Land, vom Herbſt 1523 bis ins Jahr 1527 brachte für Prädikanten und Magiſtrat ſchwere Sorgen und Arbeiten. Allein, während ſonſt überall, aufgeſchreckt durch die revolutionären Leidenſchaften und Begehren der fanatiſierten Volksmaſſe, in Städten und Ländern der Eidgenoſſen eine Reaktion gegen das Evangelium ſich geltend machte, nahm dasſelbe in Zürich ſeinen beſtändigen Fürgang. Weder die Bemühungen der Eidgenoſſen noch die Vorſtellungen der Biſchöfe von Konſtanz, Baſel und Chur erreichten das Geringſte. Kilchengötzen, Chorampeln, Feldkapellen und Bruderſchaften wurden überall, wo ſie noch vorhanden waren, am 12. März 1525 ſogar die Schlachtpanner der Zürcher „chriſtlich, nachſpürlich vnd früntlich“ aus der Waſſerkirche auf Befehl M. H. ab- und weggetan. Geiſtliche, „welche nach den Mandaten M. H. nit gelobten und die göttlich Schrift alten und nüwen teſtaments nit rächt gebruchten“, ſondern, wie der Kaplan zu Pfäffikon, „die lere Jeronimuſſen vnd anders ouch, was die chriſtenliche kilchen lehrt“, zu predigen wagten, wurden in den Turm gelegt, zur Verantwortung vor das Glaubensgericht der drei Leutprieſter geſtellt mit Geld und Haft gebüßt, ſchließlich, „wo ſie witer ungehorſam erſchienen“, weggewieſen. Jedes Amt im Dienſte des Biſchofs und alle Abgaben an denſelben wurden verboten.

6. Abſchaffung der Meſſe und des katholiſchen Gottesdienſtes, 13. April 1525.

Der neue Ritus des Nachtmahls.

Bisher hatte Zwingli mit ſeiner Glaubenslehre über die hl. Euchariſtie als Opfer und Kommunion zurückgehalten und nur „ettlichen vertruwlich die rächt leer von dem heyligen ſacrament geoffnet. Diſen artikel nam er ouch zuo letſt an die hand zuo leeren, da die Bäpſtiſch leer darvon in großer achtung war, da er lieber wolt vorhin die rächten gründ des gloubens legen, das er hernach diſter troſtlicher daruff buwen möchte, vnd den ſchädlichen Irrtum vß der kylchen predigen vnd bringen. Hievor iſt gemäldt, wie ein radt der Stadt Zürich gewilliget, die Bilder abzuothuon, doch mit der meß ein zytli ſtill zuo ſtand, bis verſchmürtzen were der Bilder abthuon. Mithin zuo zwang

man nieman zuo der Meß, darum ſy abgieng diſe zyt lang des 1524 jars bis in das 1525 jar, als vil vnd lang wider die meß vnd anbetten des Sakraments geprediget war.“ Diſe leer, daß die Meſſe des Prieſters ein Opfer ſei, daß Chriſtus leiblich im Sakramente zugegen ſei, angebetet und genoſſen werde, hatte, nach Zwinglis Predigten und Bullingers Darſtellung, der Papſt mit ſeinen Gelehrten und Mönchen und fürtrefflicher Prieſterſchaft in die Welt geſetzt, mit Hülfe der heimlichen Beicht und Durchächtung und Marter gegen Alle, welche nicht glauben mochten, daß die Meſſe ein Opfer ſei für Lebendige und Abgeſtorbene, „ouch das ynſchließen, harum tragen, anbätten vnd fürren diſes Sacraments vnd vil andere derglychen irrthum.“ Viele fromme Gläubige habe es „in iren conſcientzen gepyniget“, weil ſie nicht glauben konnten was die Pfaffen fürgeben, und deshalb „des tüfels“ erklärt wurden. „Da hat nun Zwingli den getrengten vnd betrüegten wollen zuo troſt vnd hülff kummen vnd hat die erſte leer Chriſti wider an die hand gnomen, und gelert:

„Die wort Chriſti: das iſt min lib, das iſt min bluot, ſyend ſacramentaliſche reden, wie ſy der Herr ſelbs oßlege, es ſyend widergedächtnuſſen vnd Zeychen, oder ſacramenten ſyns libs vnd bluots. Der lib vnd bluot Chriſti ſyend liblich zuo der gerächten Gottes, da man anbätten ſolle, vnd nit in dem brod, vnd werdint nit liplich gäſſen vnd trunken.“ Dann das fleiſch Chriſti, liplich gäſſen, nütze nüt, wie der Herr ſelbs ſage Joan. 6. Darum diewyl er nüt deßminder ein ſpys und trank ſye, vnd gäſſen vnd trunken müſſe werden, ſo beſchähe ſömlichs geiſtlich, durch den glouben und nit liplich mit dem mund, onet ſo vil die ſakramentlich nießung belange. Wider dieſe leer ſatzt ſich Dr. Luther und lärt: brot vnd wyn wäre in irem wäſen, aber mit dem brot vnd wyn wäre wäſentlich vnd warlich zuogägen der war lib vnd bluot Chriſti, vnd werdent die mundlich gäſſen vnd trunken von glöubigen vnd vngläubigen.“

Der längſt erſehnte Entſcheid war von Zwingli mit allen Mitteln und kluger Berechnung vorbereitet. Im März 1525 hatte Zwingli in ſeinem großen Hauptwerke, welches er König Franz I. von Frankreich widmete, dem „Commentarius de vera et falsa religione“, theologiſch ſeine geſamte Lehre, namentlich jene über

das Dogma von der Eucharistie, weitläufig dargelegt. Am 6. April 1525 war zum voraus seine neue, dem Roma gleichfalls unterbreitete lateinische Abendmahlsliturgie, in deutscher Sprache ziemlich verkürzt, als „Aktion des nachtmals, gedachtnuß oder Danksagung Christi, wie sie zu ostern zu Zurich angehebt wirt im jar 1525", als Ritual für die „wachter oder pfarrer, und den diener" herausgegeben worden. Gegenüber der „Missa", welche Zwingli im Jahr vorher in der „Epicheresis" ausgearbeitet hatte, ist die „Aktion des Nachtmals" ein sehr nüchternes, ja armseliges Formular, zugleich ein Beweis, daß der Verfasser in seiner Dogmatik ernstliche Fortschritte gemacht und den Anschauungen der Wiedertäufer sich genähert hatte.

Bei Begründung seiner neuen Liturgie, welche weder Priester noch Opfer und Altar kannte, alle Zeremonien und rituellen Gewänder strengstens verpönte, gab sich Mag. Ulrich Zwingli, 1527, in der „Amica exegesis id est expositio Eucharistiae ad Martinum Lutherum", die ärgsten Blößen, welche seine theologische, liturgische und patristische Wissenschaft in sehr bedenklichem Lichte erscheinen lassen. Er berief sich auf alte Ritualbücher und Agenden, die er oder seine Mitbrüder in einzelnen Kirchen vorgefunden hatten, auf die altchristliche Sitte, neugetauften Kindern die hl. Kommunion zu reichen. Er behauptete, kein Altar des Großen Münstero sei über dreihundert Jahre alt, der erste Hochaltar 1178 durch Bischof Hartmann von Augsburg geweiht worden, in den Stiftungsurkunden der Benediktiner-, Cisterzienser- und Wendikantenklöster seien keine Altäre erwähnt, folglich sei vor dreihundert Jahren keine Messe gelesen worden.

Zwingli verwechselte die „mysteria sacramentorum" mit den „eulogiae et benedictiones panis et vini". So gelangte er in M. Luther gegenüber zu der unglaublich einfaltigen Behauptung, der Ritus des „mandatum Domini" am hohen Donnerstage, mit Austeilung der Eulogien von Brod und Wein, wie er ehemals in der Stiftskirche St. Leodegar zu Luzern, vermutlich damals noch als Benediktinerritus im Kapitelhause gefeiert wurde, sei der ursprüngliche, von ihm, Mag. U. Zwingli erneuerte Ritus des Abendmahls, wie ihn Christus und die Apostel gefeiert haben. Diese zur Belehrung Dr. M. Luthers und seiner Anhänger angeführte Stelle in der „Amica exegesis" lautet wörtlich:

„Mitto multa, sed non etiam illud, quod *Lucernæ*, Helvetiorum pago, ea die, quam *Cœnam Domini* etiammunc vocamus, in ædificium vel *cœnam* unam conveniunt, qui in curia sunt canonici et senatores urbis cum præposito Collegii. Ibi legitur nescio quid ex sacris litteris aut patrum sermonibus. Interim inferuntur *caseus* et *panes azymi*. Quumque jam tempestivum est, surgit præpositus et panem benedicit his verbis: *Hoc dona charitatis tendunt dextera Dei patris*' Protinus religiose edunt qui sedent, et circumstantibus præbent. Ac simul *datur in templum ac passim intermentatorum magna vis circumfertur*. Postea concio sequitur. Quid itidem *signum est veteris cœnæ* Hoc non ideo scripsi, quasi id passim apud omnia collegia quid simile deprehendatur, sed ut ostendam paulo tardioribus: *domi habere, qua discere possint, nostros nostros non sensisse, quod corpoream Christi carnem in pane ederent, etiam si holocaustum panem symbolicum corpus dominicum appellant*"

Am Mittwoch vor dem hohen Donnerstage, dem sogen. „Grammen Mittwoch", 12. April 1525, erfolgte vor dem Rate der Zweihundert über die Feier des Abendmahles der verhängnisvolle Entscheid. In allen Kirchen war noch das Fronamt gefeiert und die Passion gesungen worden. Die Oration der Messe am hohen Donnerstag „Deus a quo et Judas reatus sui poenam et latro confessionis suæ præmium sumpsit" sollte nicht mehr gesungen werden, sondern die ganze hochfeierliche Liturgie der Charwoche der „Action des Nachtmals" weichen. Unmittelbar nach dem Gottesdienste traten die drei Leutpriester vor Bürgermeister und Rat der Zwei „Diacosii". Wortführer war Heinrich Engelhard, „in utroque juris pontificii doctor, nunc vero pauperis Christi discipulus." Widerpart war Joachim von Watt, „scriba quidam, quin album an ater sit, nescio". So schreibt Zwingli am 30 November 1525 in einer Verteidigungsschrift „Subsidium sive coronis de Eucharistia".

Nach dieser Darstellung gieng der entscheidenden Sitzung ein heftiger Auftritt, „conflictatio", am Dienstag, 11. April 1525, voraus. Es wurde kein Entscheid gefällt, sondern vier Ratsherren mußten denselben mit Engelhard, Leo Judä, Megander, Myconius und Zwingli, „nobiscum", vorbereiten, um den letzten, immer noch unwollen Widerstand, welchen der gelehrte Unterschreiber den Leutpriestern entgegensetzte, zu brechen: „Id vero ad hunc maxime

finem fiebat, ut quibusdam obstrepantibus undique satisfieret.“ Es war ein ernſter und wohlbegründeter Einſpruch erhoben worden: wie die Leutprieſter dazu kämen, der Entſcheid in dieſer Frage zweihundert Laien zu übertragen. „Quidam nos calumniantur, quod ea, quæ totius Ecclesiæ esse debeant, nos per ducentos agi patiamur, quum totius urbis et vicinarum ecclesia sit plus minus septem millium“. Zwingli, welcher bisher unter „Ecclesia“ das Volk in den Kirchhören verſtand, welche kurz vorher Leib und Gut zum Evangelium geſetzt hatten, erklärte nun, es gebe Fragen, welche nicht vor das Volk gehören, „haud tuto multitudini committi posse quasdam“, dieſe „Ecclesia“ habe ihre Vollmachten in Glaubensſachen an die Zweihundert übertragen, auf ſo lange und ſoferne dieſelben ſich an das Wort Gottes halten und ſich der untrüglichen Richtſchnur des göttlichen Wortes, „regula verbi“, fügen. Damit war, ſtatt der „Verfüernuſſen“ des römiſchen Antichriſt ohne weiteres das neue unfehlbare Papſttum Mag. Ulrich Zwinglis als „ecclesiastes“ und ſeiner Prädikanten als „episcopi“ aufgerichtet. Das Kardinalskollegium oder Konzil der „diacosii“ hatte nur ihre Anbringen, welche ſämtlich aus Zwinglis Feder ſtammten, durchzuführen.

Die äußerſt lehrreiche Begründung des neuen Kirchenrechtes gründet ſich auf die Schlußrede vom 29. Januar 1523 und lautet wörtlich: „Qui verbo Dei præsumus Tiguri, jam olim libere monuimus Diacosios, quod ea, quæ judicio Ecclesiæ totius fieri debeant, ad eos non alia lege rejici patiamur, quam si verbo duce consulant et decernant. Deinde, quod ipsi non sint aliter Ecclesiæ vice, quam quod ipsa Ecclesia tacito consensu hactenus benigne receperit eorum Senatus vel consulta vel decreta.“ Deswegen hat Zwingli dem Volke geraten, die äußeren Angelegenheiten der Kirche den Zweihundert zu überlaſſen, damit ſie nach der Richtſchnur des göttlichen Wortes geordnet würden, aber auch ihm verſprochen, wenn dieſelben ſich nicht an die „regula verbi“ halten, gegen ſie zu ſchelten und zu ſchreien: „pollicentes, sicut ceperint regulam verbi contemnere, nos confestim prodituros eos et vociferaturos.“

Zwingli erzählt ſodann, wie am 12. April 1525, nach langem Wortſtreite mit dem Unterſchreiber ſeine Formel: „Hoc significat aut figurat: corpus meum esse pro vobis traditum, aut: Hoc est Symbolum corporis mei pro vobis traditi“ als Dogma anerkannt

und der Ratsbeschluß gefaßt wurde, das Nachtmahl sofort und künftig nach dem Brauche Christi und der Apostel zu feiern, doch so daß den Schwachen und Törichten, „infirmis et rudioribus“ für dermalen erlaubt wurde, den alten Brauch beizubehalten. „Scitum est *Senatus decretum totius Ecclesiae nomine*, ad hunc ferme modum: *Eucharistia, Deo volente, juxta institutionem Christi apostolorumque ritum posthac utimur. Infirmis ac in fide adhuc rudioribus jus esto, hac vice tantummodo vetere more uti. Missa in universum ac abolita, antiquata et ablicata esto, ut ne crastino die repetatur.*“

„Mox“, fährt Zwingli weiter, „quod felix faustumque sit, gratulata est tota Ecclesia praeter paucos, ne quid durius dicam, sive imperitiores sive rudiores, qui in hanc lucem etiamnum tetram dirigere negabant. Illumnet nos omnes Deus et homo Christus Jesus, vera lux, ut, quicunque adhuc hallucinentur, libenter videre queant, quod verum est.“ Darauf erzählt Zwingli seinen berühmten Traum in der Morgenfrühe des hohen Donnerstags. Der Schreiber habe mit ihm gestritten und ihn derart in die Enge getrieben, daß er seinen Einwänden nicht zu begegnen wußte. Da sei urplötzlich im Schlafe ein Mahner, „monitor“ erschienen, ob er weiß oder schwarz gewesen, wisse er nicht mehr, und habe ihn auf die Worte Exodus XII. 11 hingewiesen. „Est enim Phase, id est transitus Domini.“ Darüber habe er am hohen Donnerstag gepredigt, alle Nebel zerstreut, und darauf an den drei Ostertagen ein außerordentlich zahlreich besuchtes Pascha gefeiert, während die Zahl jener, welche sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnten, wider Erwarten klein gewesen sei.

Zwinglis Rituale vom 6. April 1525 verordnete ausdrücklich, damit die Sach nit gar dürr und roum verhandlet werde, etliche Ceremonien und damit der menschlichen Blödigkeit etwas zugegeben werde und das Menschenherz etwas gereizt würde, die sogsprechende Kommunion. Indem wir aber anderer kirchen mer Ceremonien, als villicht inen füeglich und zur andacht förderlich, als da sind gsang und anders, gar nit verworfen haben wellend. Dann wir hoffend, alle wächter an allen orten sygind dem herren zuo buwen und vil volks zuo gewünnen“. Am hohen Donnerstag 1525 war auf dem „gfletz“ vor den Chorstufen des Großen Münsters für das ungäste Volk Kommunion, am Charfreitage für die Gläubigen

mittlern Alters, am Ostertag für die Allerältesten vorgesehen. „Die schüßlen vnd becher sind hölzin, damit die pracht nit wieder komme. Disc ordnung werdend wir, als es unsern kilchen gefallen wird, viermal im jar bruchen: zuo ostern, pfingsten, herbst, wienacht. Weitere „zeremonien und kilchengepräng" wurden nicht vorgeschrieben, damit nit dem alten irrsal mit der zyt wider statt gegeben wurde. Sytemal ein lange zit har us gots wort starck und klar gnuog herfürbracht, daß das nachtmal Christi treffenlich mißbruicht ist, so wird not sin, so dem göttlichen wort vngleichförmig, dannen than wurde."

Der neue „Bruch des Nachtmahls" gestaltete sich wie folgt: Nach kurzem Gebete des „Wächters" wird die Epistel 1. die Korinther XI. 20 gelesen, darauf Gloria „Ere sun Gott in den Höhinen", „von man vnd wyb" abwechselnd mit verständlicher „hocher Stimm" gebetet. Eine kurze Erhorte über das Sakrament wird gelesen, das apostolische Glaubensbekenntnis abwechselnd gebetet. Hierauf folgen kurze Ermahnungen und Verleiung der Einsetzungsworte, dann folgt die Spendung des „Nachtmahls". Der Ritus lautet wörtlich:

„Demnach tragind die verordneten diener das ungeheblet brot harum, vnd neme ein jedlicher gloubiger mit siner eignen hand einen biß oder mundvoll darvon, oder lasse im dasselbig bieten durch den diener, der das brot harum treit. Vnd so dann mit dem brot so vil vorgangen sind, daß ein jeder sin stucklen gegessen habe, so gangind die andern diener mit dem tranck hienach vnd gebind einem jedlichen zuo trinken. Vnd diß alles geschehe mit solicher eer vnd zucht, als sich der gemeind Gottes vnd dem nachtmal wol gezieme." Mit Psalm 116: „Laudate Dominum omnes gentes" und dem „Ite in pace!" zu deutsch schließt die Feier. Weitere rituelle Vorschriften sind keine gegeben von Zeremonien, Ornaten und Gesang ist keine Rede. Der Rat gebot sofort, daß nicht das Volk, sondern nur die „Studiener" responderen sollen. Er verweigerte auch den von Zwingli verlangten Ausschluß öffentlicher Sünder vom Tische Gottes.

Später wurde, offenbar mit Rücksicht auf Altgläubige und Lutheraner wieder eine Anlehnung an den altkirchlichen katholischen Meßritus versucht. In der Kirchenordnung für Zürich, Bern, Basel und andere christliche Städte ist das Zeremoniell wieder reicher

geſtaltet und der Ritus des Nachtmahls feſtgeſetzt. Zuerſt wurde eine Predigt, „sermo satis longus, ante chorum pro gradibus“, gehalten, darauf das Nachtmahl gefeiert. „So ſtat denn in der kilchen, an dem ort, do etwan die meſſiſchen altär geſtanden ſind, ein tiſch mit einem linenen tuoch, „mantili“, rein bedeckt, daruf das vngeblet brot, „panis azymus“, vnd die becher mit wyn, „crateres“. Das iſt gar nüt verachtlichs, vnrein vnd unbrüchlich, aber alles one pracht vnd hoffart. Da iſt kein ſyden, gold noch ſilber, doch alles ſuber und rein.

„Um den tiſch herum ſtehen die diener der kilchen, „ministri“, welche die ſchüßlen, darin das brot der Dankſagung lit, vnd die becher, harum der gemeind fürtragend. Die gemeind knüwet allenthalben durch die kilch hinweg, doch die mann beſonders und die wyber beſonders, jeder an ſinem ort, alſo daß er die aktion ſehen und hören mag. Dann ſtellet ſich der pfarrer, „pastor sive episcopus“, mit zweyen diaconis, „diaconus et hypodiaconus“; da ſtat im je ein diacon an der rechten vnd an der linken ſyten.“ Liturgiſche Kleider, Kruzifix und Leuchter wurden nicht geduldet, im Gegenſatze zum Rituale Dr. Luthers, welcher dieſe katholiſchen Gebräuche ſtandhaft beibehielt. „Pastor sive episcopus in medio illorum stet, non alia veste, quam vulgo usitata est honestis viris et ministris ecclesiæ.“ Erſt ſpäter wurden Talar, Barett und „Büffli“ als geiſtliches Kleid geduldet.

Zu Stadt und Land wurde der neue Ritus, der „Tiſch Gottes“, ſofort durchgeführt, „mit großem verwundern viler lüten, vnd noch mit vil größern fröuden der glöubigen. Das ungeheblet brot wurde gegeſſen und der Wein getrunken in dankſagung und widergedechtnuß des lidens Chriſti, daß er uns mit ſinem liden vnd ſterben erlößt vnd mit ſinem bluot all unſer ſünd abgeweſchen hat.“ In den großen Kirchen wurde die ſitzende Kommunion gefeiert, indem Brod und Wein herumgetragen wurden. In kleinern Kirchen fand die wandelnde Kommunion ſtatt, indem die Gläubigen an den Tiſch Gottes vor dem Chor traten.

„Es warend ouch etlich burger Zürich, die wol an der Meß vnd allem Bapſttum warend, die vermeintend, diewyl man zum glouben nieman zwingen ſoll, daß man inen dann die Waſſerkylchen oder ſonſt ein kylchen gegeben ſöllt, in deren ſie Meß läſen vnd hören möchtind. Das ward inen vs vilen vrſachen abge-

schlagen, doch um fridens willen nachgelassen, daß sy an orten und enden zuo der Meß und zuo dem Sacrament gan mochtend, da sy die Meß fundint. Aber nach der Berner Disputation, 1528, ward menklichem verboten zuo der Meß zuo gand." So berichten uns Bernhard Wyß und Heinrich Bullinger

„Vf die krumbe mittwuchen 1525 hatte man in Zurich die letzte meß", erzählt Gerold Edlibach, „vnd morne, vf den hochen Donstag, da wurde der nüw tisch Gotts vfgericht, vnd das brot vnd der wyn vnder das volk vßteilt, das gestel eim wol, dem andern nütz. Vnd ward das sacrament vnd das helig öl mit samet andren gezierden vß den sacristigen genommen, vnd alle altar, is noch in den kilchen waren, wurdent entplözet, vnd alle VII zit weder mer gesungen noch gelesen, vnd alle büecher vs dem cor genomen vnd verwustet."

„Nun sind", nach dem glaubenseifrigen Bernhard Wyß, „etlich so gottloß gsin, die diese verembarung und sollichen rat gottes verachtend, den nit annamend, sonder woltend in ir alten verwarten gwonheit bliben und sich die lang gewärt form berichten lassen. Das ließ man des fridens ouch nach, aber iren warend nit vil. Dieselbigen hätten gern gesehen, daß man inen ein eigne kilchen verordnet hatte, darin si mäß haltend vnd sich berichten ließend. Aber ein ersamer rat wolt dasselbig nit gestatten. Und zuo jar, nun in der großen wuchen und darvor, fuorend etlich gen Baden, etlich gen Wettingen, etlich gen Dietikon, vnd etlich gen Schlieren und Einsidlen, und ließend sich da berichten vf die vorige form. Aber der gmein man was inen nit hold, darum, daß si sich also sündretend. Doch ließ man es uf dißmal um fridens willen aber geschehen."

7. Einzug der Kirchengüter und Kirchenschätze. Durchführung der neuen Religionsordnung. 1525—1526.

Durch das ganze Jahr 1525 regten im Gebiete der Stadt Zürich die Wiedertäuferei, verbunden mit allgemeinen Volksunruhen und nicht zum mindesten die von Zwingli eifrig betriebene römische Soldfrage die Geister auf. Burgermeister und Rate, Landvogte und Prädikanten hatten vollauf zu tun, die Sekten und Rotten niederzuhalten und den Wortführern der Wie-

dertäufer den Prozeß zu machen, den Beſchwerden und Wünſchen der Untertanen ein Genügen zu tun. Es war eine gefährliche Lage, als die verhafteten Bauernführer faſt ſämtlich erklärten, ſie ſeien von den Prädikanten durch das helle Wort Gottes berichtet worden, nicht ſchuldig zu ſein Pfaffen, Mönchen und Junkern, auch der Obrigkeit, Zehnten, Zinſen und Abgaben zu entrichten. Bedenklicher war es, als die Häupter der Wiedertäufer, bisher vielfach vertraute und eifrige Anhänger der drei Leutprieſter, auf Meiſter Ulrich Zwingli als ihren Lehrmeiſter über die Taufe ſich beriefen, ſelbſt auf der Folter zu ihren Anklagen ſtanden. So zwiſchen zwei Feuer geſtellt, wußte Zwingli gegen Altgläubige und Wiedertäufer ſich dadurch zu ſichern, daß er das Kirchenregiment dem Rate, „vice ecclesiae“, übertrug, jedoch deſſen oberſte Leitung als Biſchof und Wächter, „ecclesiastes“, in ſeiner Hand behielt. So gelang es ihm, beide Arten von Antichriſten zu überwinden und die neue Ordnung den Wünſchen des Magiſtrates anzupaſſen. Damit war ſeine faſt unbedingte Herrſchaft in geiſtlichen und weltlichen Sachen auf abſehbare Zeit geſichert. Zwingli ſäumte nicht, dieſe Vorteile auf das Rückſichtsloſeſte auszunützen.

Zunächſt wurde der Kampf gegen die letzten Reſte des alten Kirchentums ſieghaft und gründlich zu Ende geführt. Die Frauen von Seldenau und der Sammnung zu St. Verena wurden nach Ötenbach gebracht, eine große Zahl der Mönche mit Leibgedingen abgefertigt. An den drei Chorherrenſtiften riß der Tod große Lücken. Die erledigten Kanonikate am Großen Münſter wurden nach Zwinglis Wunſch auf achtzehn geſtellt und Anhängern vergeben. Die Kaplaneien blieben ſämtlich unbeſetzt; Pfrundhäuſer und Gärten wurden verkauft, die Einkünfte ins Almoſenamt gelegt oder für die Schule verwendet. In den kleinen Stiften auf dem Lande wurde inventariſiert; Kirchenzierden und Gülten nahmen die Ratsboten zu handen. In die Klöſter Rüti, Bubikon, Töß, Kappel, Stein und „anderswa“ wurden auf deren Koſten „zuoſätzer, vffäher vnd ſchirmer“ geſchickt. Am 4. Oktober 1525 wurde alles „Silber- und Goldgeſchirr“, welches aus den Klöſtern nach Zürich gekommen war, verzeichnet. Am gleichen Tage wurde beſchloſſen, das weiße Silber aus den Klöſtern ſolle zuſammengeſchmolzen und dann verkauft werden. Wenn es keinen Abſatz finde, ſolle man's dem Münzmeiſter übergeben.

Das vergoldete Silber der Kelche, Monſtranzen und Kreuze ſolle nach Gutachten der Goldſchmiede verwendet werden. Einzig der Abt zu Kappel erhielt Erlaubnis, die Kleinodien und Ornate zu verkaufen, um des Kloſters Schulden zu bezahlen.

Von den Kirchengütern der Kirchhören kam der größte Teil, zum Ärger der Gemeinden, gleichfalls in das Seckelamt der Hauptſtadt. Alle Jahrzeitſtiftungen, Bruderſchafts- und Kapellengüter wurden ſämtlich und unverzüglich eingezogen, jeder Widerſpruch niedergeſchlagen. Die Lehenherren wurden gezwungen, katholiſche Pfarrer und Kapläne zu entlaſſen. Wenn ſie ſich deſſen weigerten, tat es der Rat. Alle Prädikanten mußten von den drei Leutprieſtern examiniert und approbiert werden. Die Gerichtsbarkeit des Biſchofs in Eheſachen wurde aufgehoben und am 10. Mai 1525 einem Ehegericht übertragen, deſſen Satzungen Zwingli verfaßte. Im Tribunal ſaßen Dr. Engelhard, Leo Judä und Dr. Utinger nebſt vier Ratsherren. Über die Beſchwerden des Landvolkes mußten die drei Leutprieſter ihre von Zwingli abgefaßten Gutachten vor M. H. abgeben. Zwingli hielt ſich ſcheinbar im Hintergrund, aber die in ſeiner Handſchrift zahlreich vorliegenden Aktenſtücke beweiſen, daß die oberſte Leitung des Kirchenregimentes und der politiſchen Angelegenheiten mehr als je zuvor in ſeine Hand gelegt waren, daß ſein Wille fortan gerade in den meiſten und wichtigſten Fragen entſcheidend blieb und kaum mehr einen Widerſpruch duldete. Im Sommer kamen die beiden reichen, angeſehenen Abteien Rüti und Stein a. Rh. an die Reihe, das Schickſal der übrigen Gotteshäuſer zu erdulden.

Abt David von Winkelried zu Stein hatte ſeit Jahr und Tag unter dem Einfluſſe Mag. Ulrich Zwinglis ſchwer gelitten. Erasmus Schmid, welchen der Rat von Stein als Leutprieſter gewählt hatte, verſtand es, die Bürgerſchaft gegen Abt und Konvent aufzuwiegeln. Die Leutkirche wurde niedergeriſſen und der Abt genötigt, die Kloſterkirche für die Predigt des göttlichen Evangeliums zu öffnen, dem katholiſchen Prediger die Kanzel zu verbieten und die Götzen abzutun. Im Ittinger Aufruhr ſtanden die Prädikanten Erasmus Schmid und deſſen Freund und Nachbar Hans Öchsli auf Burg in der vorderſter Reihe. Die Bürgerſchaft von Stein hoffte von der Aufhebung des reichen Kloſters für ſich großen, zeitlichen Gewinn, namentlich auch das Recht,

ſich ihren Biſchof, Hirten und Wächter ſelber wählen zu dürfen. Abt David ließ ſich ſoweit einſchüchtern, daß er ſein Kloſter mit allen Rechten und Gütern den Herren von Zürich übergab. Im Konvente entſtand Zwietracht; mit der Regierung der vordern Lande erhob ſich ein ſchwerer Anſtand, weil der größte Teil der Gotteshausgüter unter Landeshoheit und Schirmvogtei des Hauſes Öſterreich ſtand.

Abt Felix Klauſer zu Rüti hatte allen Neuerungen beharrlichen Widerſtand entgegengeſetzt und deshalb ſowohl mit den Herren von Zürich, einzelnen Mönchen und der aufgereizten Bauernſame des Amtes Grüningen harte Kämpfe beſtehen müſſen. Als abgeſagter Feind des neuen Evangeliums floh er am 23. April 1525 mit den Kleinodien und Dokumenten ſeines Gotteshauſes nach dem nahen Rapperswil. Er wurde von den aufſtändiſchen Bauern eingeholt und die Schätze wurden ihm abgenommen. Der Abt ſelber konnte in Rapperswil eine Zuflucht finden und ſtarb daſelbſt am 22. März 1530. Der Konvent blieb nun ohne kanoniſches Oberhaupt und großen Drangſalen ausgeſetzt. Im Mai 1525 wurden beide Klöſter Stein und Rüti unter Vogtſchaft geſtellt, darauf am 17. Juni 1525 mit den Konventen eine „Verkommnuß“ abgeſchloſſen. Die Begründung lautet für alle Klöſter im Gebiete der Stadt und Republik gleichförmig und iſt jedenfalls, mit Rückſicht auf die „Artikel“ der Bauern, von Zwingli redigiert:

„Wir, Burgermeiſter und Rat der ſtadt Zürich bekennen offenlich und thuon kund allermänklich mit dieſem Brief: Nachdem wir dann uß dem wort gottes und der heiligen göttlichen geſchrift des alten und nüwen teſtaments luter, heiter und klar gelert und underricht ſind, daß in den örden, klöſtern, kleidungen, gottsdienſten, als mans genempt, ſind gehalten worden, nützit fyg, ſonder fyend ſölicher klöſter und orden ir güeter almoſen, vnd ſöllend zuo ufenthalt der armen vnd nit, wie bishar, zuo einem ußerlichen geiſt und gottsdienſt, an dem doch nüt fyg, und der in der waren göttlichen geſchrifft keinen grund hab, bewendt werden, ſo haben wir aus Grund deſſen, und damit der war gottsdienſt und die rechten Ordensliit, das ſind die armen notturftigen criſten, verſehen werdint, mit wolbedachtem muot, guotem rat und rechtem wüſſen angeſehen und fürgenommen ein Verbeſſerung, änderung vnd reformation all unſer klöſter in unſer ſtatt Zürich

und ouch unſern graſſchaften, herrſchaften, allenthalben in unſern gepieten, wo ſie gelegen ſind."

Mit Rüti kam folgende „Verkommnuß" in ſechs Artikeln zuſtande: Die Mönche dürfen in ihrem Kloſter als „behuſung" wie bisher bleiben, doch ſoll der Amtmann, welchen M. H. dahin ſetzen werden, freien Gang darein und daraus haben. Die Konventherren ſollen auch mit Eſſen und Trinken wie bisher gehalten ſein und jährlich dreißig Gulden als Leibgeding erhalten. Die Herren ſollen dem Amtmann in allen ziemlichen und billigen Dingen Gehorſam leiſten, auch dem ſtatt tun, was ihnen von M. H., „es ſyg mit ſingen, läſen oder kleidungen", wird geordnet werden. Was ein Konventherr aus des Kloſters Gut vorſchlägt, erhält die Stadt Zürich. Privaterwerb fällt an die Erben.

Das Abkommen mit Abt David und Konvent zu Stein lautete bedeutend ſchroffer. Am 5. Juli 1525 ward der rohe und gewalttätige Tuchſcherer Kunz Buchſinger, ein Haupt der Gyrenrupfer, wahrſcheinlich auf Vorſchlag ſeines Freundes Zwingli, zum Kloſtervogt ernannt. Am gleichen Tage wurden zwei Ratsherren verordnet, Abt und Konvent abzufertigen und „zum ſtillſten" des Kloſters Freiheitsbriefe, Zinsbriefe und Silbergeſchirr nach Zürich zu bringen. Während der Rüti-Ammann in Zürich wohnte, nahm Buchſinger ſeine Reſidenz zu Stein im Kloſter; er ließ Konventherren wie Bürgerſchaft ſeinen Hochmut fühlen. Erasmus Schmid wurde für ſeine treuen Dienſte mit dem Kanonikat von Mag. Erhard Battmann gelohnt. Die Anſprüche der Bürger zu Stein auf Kloſter, Güter, Kirchenſchatz und Patronatsrecht wurden am 19. Auguſt 1525 abgewieſen und das Recht, den Schultheißen wählen zu dürfen, verſagt.

Die Mönche zu Rüti und Stein mußten Kutte, Schappel und Tonſur wegtun, ſamt allem Götzendienſt der Meſſen und Zeremonien und dem römiſchen Gemurmel. Dafür erhielten ſie 14 Gl. Leibgeding, Tiſch und „Scherer" im Kloſter; wer austrat oder weibete, wurde mit einer Auskaufsſumme abgefertigt. Die Mönche ſollen ſtatt dem Abte ihrem Kloſtervogte gehorſam ſein, mit einander eſſen und trinken, und das göttliche Wort aus dem Munde des Prädikanten fleißig hören, den „lezgen" des ihnen verordneten Schulmeiſters beiwohnen. Abt David, hochverdient als Erbauer des ſchönen Kloſters, ſah ſeinen Fehltritt ſofort ein.

Er vermochte weder auf seine regulare Stellung als Prälat, noch auf Feier der hl. Messe zu verzichten. Er legte weder das Ordensgelübd ab, noch fügte er sich den Weisungen des Klosterregtes. Nicht mehr guten Willen zeigten die Konventherren zu Rüti.

Anders dachte der oberste Bischof, Hirte und Wächter, Mag. Ulrich Zwingli. „Er suchte", schreibt Dr. Ferdinand Vetter, „den alten Klosterbrauch durch wahren göttlichen Geist zu beleben, und die Mönche zum Verständnisse des göttlichen Wortes, als der künftigen Grundlage aller Verhältnisse anzuleiten, wofür sie selbst einen geschickten Leser und Lehrer der hl. Schrift begehrten". Zwingli selber machte sich an die Arbeit, für beide Konvente eine Lebensregel abzufassen: „Wie sich die Herren ze Rüti und ze Stein mit lesen und hören der heilgen Schrift haben zu halten". Dieselbe erhielt am 23. August 1525 die Approbation von Bürgermeister und Rat. Dieselbe ist sehr eigenartig begründet:

„So das lob Gotts von unserm Mund nimer kommen oder erhören soll, und aber nit allein kindlich, sunder tüel und närrisch ist, so wir in lobent mit worten, die weder wir noch ander verstönt, so ist von allen dingen not, daß die von Stein und Rüti mit einem, der si nach der dry hilfpriester rat offentlich, verständlich und wol lere, versehen werdint. Und damit die heilig schrift inactruckt werde ist eben als not daß sie dieselben übent, mit zuchten und gemessen zuo hören und zuo lässen. Alle Tage um gelegne Morgenszeit sollen eine Stunde lang — statt Mette und Laudes — vier bis fünf Kapitel des hl. Geschrift alten Testamento zusammenhängend, anfangend mit dem Buche Genesis, gelesen werden und das mit zimlicher stimm, nit ze hoch, nit ze veder, ouch mit rächter maß, nit ze schnell, nit ze träg. Und so diss capitel verlesen sind darauf ungefar vier psalmen, mit einer stimm, unisono und demnach ein tag um den andern Benedictus Dominus Deus Israhel, oder Te Deum laudamus, alles mit einer stimm, demnach Kyrie eleison, etc., Pater noster, daruf die collect desselben Sonntags, die ganzen wuchen vs und vs. Und so si das alt testament und die psalmen usgelesen haben, ist darvon widerum aufgehoben. Nach dem lesen soll der lerer — statt Konventamt und Horen — anhäben, so vil er meint, ½, oder ze Sunnentag ein ganz stund, im nüwen Testament ze lesen, klarlich und verstentlich uszelegen, und indem also für-

zefaren unz uf Apocalipsim. Zu Vesperzit ſöllent aber die genannten Herren anheben im nüwen Teſtament zwei capitel oder drei nach gelegenheit, und demnach drei pſalmen am Dixit Dominus anheben, und im Beati immaculati, ſo ſi daran kummend, dry buochſtaben für dry pſalmen leſen, demnach Magnifiat oder Nunc dimittis, eins ums ander, Pater noster, daruf die collect, uf eine halbe ſtund. Nachdem ſoll der lerer — ſtatt der Komplet — ein ſtund ein guoten trefflichen latiniſchen leren, darmit ſie die ſprach wol ergrifent, mit den grammaticis preceptionibus, wo es not iſt."

Weder in Rüti noch in Stein waren die Konventherren mit dem Regiment ihrer Vögte und der Karrikatur des „opus Dei cui nihil præponatur" zufrieden. Sie leiſteten ihren Bedrängern jahrelangen Widerſtand, welcher erſt mit der völligen Auflöſung der Konvente endigte. In Kappel wollte das Volk die Mönche mit Gewalt anhalten, Chorgebet und Meſſe nach altem Brauch zu halten, worauf ſie einen Amtmann erhielten, der das hl. Evangelium ſchirmen mußte.

In Stein wurde Abt David von dem Tyrannen Kunz Luchſinger in ſtrenger Haft gehalten und ſehr roh behandelt. Am 29. Oktober 1525 entzog er ſich ſeinem Loſe durch heimliche Flucht nach Radolfzell. Dort bemühte er ſich, ſein Kloſter zu retten, ſtarb jedoch als treuer Sohn des hl. Benediktus ſchon am 11. November 1526. Der Konvent des St. Georgenkloſters friſtete auf ſeiner Propſtei Klingenzell im Thurgau und den Gütern in Schwaben ein kümmerliches Daſein, bis derſelbe 1581 der Abtei Petershauſen inkorporiert wurde.

Mehr Schwierigkeiten bereiteten Propſt und Kapitel des Stiftes zum Großen Münſter. Die Herren ſahen zu ſpät ein, daß ſie für Wahrung ihrer Rechte zu wenig getan, und mit der Reformation vom 29. September 1523 den feſten Grund, auf welchem ihre Rechte, Freiheiten und Stiftungen beruhten, verlaſſen hatten. Wohl hatte das Kapitel bei Übergabe ſeiner weltlichen Herrlichkeit am 20. Dezember 1524 verlangt, es ſolle ein Revers ausgeſtellt werden, daß es bei den zwei Verträgen „gäntzlich zu verblyben" habe. Der Beſcheid lautete, die Ordnung ſei in beider des Stiftes und Rates Namen im Druck ausgegangen, „were diſe ſach verbriefet gnueg vnd bedörffte nit wyter verbrieffes vnd ſigles

Es ſagt auch, wie Bullinger ausführt, Mag. Ulrich Zwingli, das Kapittel ſollte kein Revers begärt haben, diewyl ein erſame Stadt Zürych ſömlich anſächens von gewälten här gewäſen, vnd noch ſye, das, was ſy mundtlich erkannte vnd zuoſagte, nit anders dann verbrieffet vnd verſiglet gehallten wurde. Deß ſich ein Kapitel vergnüegen ließ."

Das „vergnüegen" nahm ein jähes Ende, als der Magiſtrat am 19. Auguſt 1526 die bisher eingebrachten Silber- und Goldſchätze der Kloſterkirchen zu Stadt und Land durch eine Ratsverordnung beſichtigen und inventariſieren ließ, und ſofort Ratſchlag hielt, „wie man ſofort zu Münze und Gold kommen und Schaden verhütet werden könne." Der Beſchluß wurde unverzüglich durchgeführt. Am 14. September 1525 traten zwei Ratsherren vor Propſt und Kapitel, „im Namen der Stadt Zürich, und forderten alle Kleinod, gold, ſilber und kilchenzierd und gewand der kylchen zuo dem großen Münſter zuo handen des Burgermeiſters, radts und der burgern Zürych." Das Kapitel legte ſofort durch eine Abordnung an den Rat feierlichen Proteſt ein, und tat den Herren zu wiſſen, wie das Stift ſeit dem alten Zürichkriege merklichen Schaden gelitten habe, große Koſten mit Bauten tragen müſſe und an Zehnten und Zinſen großen Eintrag leide. Die Kirchenzierden ſeien nicht erbettelt, ſondern ehrlich von den Vorfahren geſtiftetes Eigentum der Münſterkirche. Bitterlich bat das Kapitel, ſeine Not anzuſehen und ihm die Kirchenſchätze als wohl erworbenes Eigentum zur Linderung eigener Not zu belaſſen. So wenig als dieſe Anbringen fruchtete die Berufung auf die königlichen und kaiſerlichen Privilegienbriefe, mit welchen das Stift mehr als manches andere begabt ſei und die Verwandtſchaft und Freundſchaft der Herren mit den Familien der Stadt, die Verſicherung treuer Ergebenheit und willigen Gehorſams gegenüber den Satzungen M. Herren, die Bitte um ihren Schirm.

Die Ratsverordneten erſchienen am 2. Oktober 1525 neuerdings vor dem Kapitel und ließen ſich durch Kuſtos Dr. H. Utinger die Sakriſteien öffnen, um alle Kleinodien, Ornate und Gewänder aufzuſchreiben. Umſonſt baten die Chorherren, man möge den Kirchenſchatz für Zeiten der Not der Stadt und des Landes verſchließen, und ein doppeltes Inventar aufnehmen, eines für den Rat, das andere für das Stift, „der kylchen laſſen; daruff ant-

wurtet ein eerſamer Radt, was er da tädte, das geſchäh nit one nodt. Dieweyl man wol ermäſſen könne, was koſtens die Stadt mit enderung der religion, mit den tagen vnd andern beſchwerden täglich wachſe. So könne man mit diſer kylchen nit anders, den mit andren handlen."

Das Schickſal des Kirchenſchatzes war entſchieden. Er kam mit den Kleinodien und Kirchenzierden aller Stifts-, Kloſter- und Pfarrkirchen zu Stadt und Land ins Seckelamt; Gold und Silber kamen in die Münze, die Ornate wurden verſchleudert oder zu ſehr profanen Werken verwendet. Nicht einmal die Choralbücher und die Chorherrenbibliothek blieben vor raubgierigem Vandalismus der Fanatiker verſchont. Wehmütig, ja geradezu rührend ſind die Schilderungen des Chroniſten Gerold Edlibach über alle dieſe unſäglich rohen Vorgänge im Oktober 1525, „als man die kilchen und klöſter enplünderet vnd der kilchenſchatz zuo der ſtat handen genomen ward".

„Anno domini 1525 jar da namen min herren von Zürich zu gemeiner ſtat handen uß beden ſtiften vnd uon ſant Petter, ouch den fünff klöſtren zun bredier, augenſtinren, barffoſſen, an Öttenbach vnd ſant Frennen, jm ſamling, ouch uff dem land in jren grichten vnd gebieten vnd pfarkilchen, vß allen ſacriſtigen von kelch, pattenen, muſtrantzen, von ſilbrinen krützen, färchen vnd muſtrantzen: deß uil uon edlem geſtein vnd berlin koſtlichen verſetzt vnd von helffenbein koſtlich gemacht waz, darin den uil der lieben helgen gebein gelegen warend, ouch vil cöſtlicher altertücher vnd meßgwand, die alle von gueter ſiden, vnd mit berlinen vnd edlem geſtein die krütz daroff geſtickt, daz man für ein merckklich gut ſchätzt.

„Vnd von den meßgwand, corkapen, corröcken, vnd andren dingen, wie ein prieſter mit eeren uff ein helgen hochzitlichen tag oder alter, ſo er meß haben oder daß ampt ſingen, ſölt gan, vnd dem gotzdienſt zugehört, waz aller gnüg da, deßglichen füralter von dem Burgunſchen hertzogen, vnd guldine korkapen, vnd ouch ſwartze meßgwand mit guldflamen, die zu Granßen gewunen warend; vnd der helgen färch ouch alſo bedeckt, ouch deß cardinals von Sitten meßgwand, corkapen vnd tücher vm vnd ob dem alter, vnd alltertücher, waz koſtlicheß was, ward vff dem köffhuß jn den kamern verkouft, vnd daz nachgültig luderwerch vndrem helmhuß. Vnd, als man ſagt, beſchachen vnglich köuff, vnd uß der ſiden aller ward

glöſt 15 gl., vnd daruß muſt man zalen, waz die uerordneten von minen herren vnd die gantmeiſter verzert vnd vertöſt, vnd ander mit jn. Daz traf ein erbarn ſum, daz wenig geltz vber ward; vnd, als man ſagt, wurdent uß den meßgwand uil manßwamslen, vnd den frowen uil halßgeleren gemacht, vnd uerbrämt vff die röck vnd ſchuben. Vnd diſen blunder uerköſtend vnd gab man jetlichen 10 guldin für ſin lon.

„Vff mentag nach deß hetligen crütz tag vor vnd nach zu herpſt, ouch jm obgemelten jar 1525, da wurdent den prieſtren zum großen münſter, als ſi die uesper vnd gumplet geſungen hatten, alle gſangbüchere daruß, dan ſy die vij zitt vber vil hundert jar ſungen, ab den pultbretter vnd jn ſtüllen von den uerordneten genomen vnd in die obriſten cantzlig beſchloſſen, darmit man kein zit am morgen oder am abint mer ſingen kont, weder mettinen vnd andre zitt; vnd alſo fürhin nütz mer geſungen nach geleſen.

„Vnd uff ſamſtag nach der heilligen jungfrow ſant Fiden tag, ouch jm obgemelten jar, da nament die verordneten daz heltum vß dem fronalter jm kor zum großen münſter, mit uil gelechter vnd geſpöt, vnd büd je einer dem andren daruß ze trincken, vnd entwichten den altar, vnd tribent allerleig vnfuor, der uil wol erſpart wer worden. Item in diſſen tagen giengen die uerordneten vber alle liberigen Zürich in daz münſter, vnd über andre liberigen jn den pfarkilchen vnd clöſtren, vnd nammend daruß alle büecher, die ſy fundent. Item die glertten, die ſich der bücher uerſtündent, die meintend, daz ſy mit 1000 guldin nüt gemachet werend, dan ſy mit güttem bermett vnd coſten geſchriben warend. Dero waz ein großer huff, die alle uerkouft, zerrißen vnd zerzertt wurden, vnd keinß gantz bleib.

„An ſilber, ſo daz alles züſamen geſchmelzt iſt vnd glüttret, ſo uon kelichen vnd paten, ouch uon muſtrancen vnd crucifixen, ſilbrinen färchen, bruſtbildren, rouchueßren, vnd waß der kilchen kleinnot waren, ouch plenar uon bücheren vß allen kilchen züſamen kumpt, ſo wirt erfunden 563 marck vnd je die marck vff 9 gl. geſchetzt, diß ſilber iſt uermüntzet vnd verthan. So iſt an gold erfunden 90 march gelüttret ouch minder oder mer, daruß ſind guldin geſchlagen vnd all uaſt ouch verbrucht. Von edlem geſtein vnd berlinen, als man ſagt, uaſt fil da geweßen ſye; wühin daz kommen, oder wie fil man daruß glöſt, daz iſt mir nüt zu wüſſen vnd ſchrib nütz deruon."

Weiter vermerkt Edlibach, wie man die „Glöglin uß den helmen nam, vnd vß den glöglinen vnd den großen kertzstöcken, die möschin warend, büchsen vff die thürm zu der were goſſen, vnd gienge ab, daz man nümen für das wetter noch keinerley mer lütte, es ſchneite oder regnete.“ Selbſt die Gräber der Verſtorbenen waren nicht mehr ſicher. Alle Grabſteine mußten innert Monatsfriſt weggeführt werden, ſonſt nahm ſie der Baumeiſter zu gemeiner Statt handen. „Item, es wurdent ouch vil erlicher lüten begreptniß zerſchleizt, zerriſſen vnd abthan; da ze beſorgen iſt, daz vil mer haß daß bracht hab, dann güetliche min da gewürkt hetten.“ Noch zum 12. März 1526 ſteht die Eintragung: „Es erkanntend ſich abermals min herren von Zürich, das man alle ſtüell in den drjen kilchen — der drei Orden — ſollt abbrechen, desglichen am Öttenbach, und ſamlig zu ſant Vrenen. Ouch daruß wurden trottenhüſer und karrenhüſer und bindhüſer, darin man faß geleit vnd ander wueſt.“

Längſt war in Zürich jedes freie Wort der Katholiken unterdrückt und mit Strafe bedroht. Der greiſe und hochangeſehene Seckelmeiſter Gerold Edlibach ſpricht ſich mit ſchüchterner Zurückhaltung aus. Allein gerade ſeine ſchlichte Erzählung beweiſt am beſten, wie groß die Mißſtimmung vornehmer Kreiſe über alle dieſe Vorgänge, den Götzenkrieg, die Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſtes, die Aufhebung der Klöſter, die Plünderung der Kirchen und Sakriſteien war. Selbſt Bernhard Wyß, der begeiſterte Anhänger Mag. Ulrich Zwinglis und ſeines Evangeliums, kann ſich eines leiſen Tadels nicht enthalten, wenn er auf dieſe Vorgänge, die Verwüſtung und Plünderung der ehrwürdigen Kirche zum Großen Münſter zu ſprechen kommt.

„Anno 1524, uf ein tag des 30 brachmonats, warend von den Conſtafel zwen man, vnd ſunſt von jeder zunft ein man, on ſteinmetz, zimerlüt und ſunſt ruchknecht, und fieng man an, ob dem fronbogen das groß crüz und alle bild ab den altären zuo thuon, und das gemäl, ſo in ölfarwen gemacht was, abzebicken mit ſteinaxen, vnd wider zu verdünchen, daß es nüt blibe. Item das man alles heiltum und die färch, darzuo das köſtlich gätter, darin die zwen großen färch ſtuondend, gar dannen gethan, vnd die wand verwißget hat. Item alles gebein vs den färchen genommen. Wan es komen ſig, mag ich nüt wüſſen. Aber die

ſilberne bruſtbild vnd färch, alle zuo miner herren handen genommen, vnd es zerſchmelzt hat. Item in allen kilchen, ouch zum Großenmünſter, und ſucht alle mäßgewand, chormentel, alben, umbler, altartüecher, und ſölich ding verkouft und das gelt über den gehaltenen koſten an das gmein täglich allmuoſen husarmer lütten der ſtatt Zürich verwent. Und iſt alles geſchehen, damit alles gepräng, ſo man zuo diſen dingen gebrucht hat, vnd all abgötteryg abgethan wurdend.

„Anno Domini 1527 jar, vff den 8. tag des monatz dezember, ergänzt Edlibach ſeine Chronik, vff mentag nach Nikolaus, da ward das groß hübſch vnd guet werk, die in kurtzer zitt gemacht war, die orgel, ſo mit vill regiſtren zum großen münſter waz, namlich mit pfiffen, floütten, rußpfyffen, ſumbren vnd den poſunnen vnd nogelgeſang, abgeſchliffen vnd zerbrochen, das darvor mit vil großen coſten gemacht waz. Deßglichen ouch die andren orglen zum frowen münſter, in der waſſerkilchen, brediger vnd auguſtinren klöſtren ouch. Gott ſchicke es zum beſten amen!

„Anno Domini im 1528 jar, vff ſant Jakobstag, 25. Heumonat, der war vff ein ſamstag, da erkannten ſich klein vnd groß rätt zürich, daz man die kilchen vnd turm ze ſant ſteffen, die ouch die eltſte lütkilchen waz, ſchliffen ſölt, und ouch alle andre kapellen vnd kilchtürnly vnd helmhüsli, darin kein zitgloggen hiengend, hin vnd weg ze thun. Vnd liegend ouch zu ſant ſteffen bin 70 erlicher mannen jm ſelben kilchhoff begraben, die zu tädwil in einer ſtatz zürich not ankomen, vnd begraben ſind. Zum erſten ward abgeſchliffen der helm vff der waſſerkilchen vff den 23. tag herpſtmonatz im 1528 jar."

Wer heute die beiden ehrwürdigen Münſterkirchen und ihre Kreuzgänge in Zürich beſucht, mag vor den abgedeckten Reſten der abgepickelten und übertünchten Wandgemälde ſinnend ſtehen, nebenbei in der St. Peterskirche und in der Abteikirche zu Kappel das koſtbare Chorgeſtühl der Stifts- und Kloſterkirchen, in Rüti, Kappel und Stein die großartigen Kloſterbauten bewundern.

Überall, wo noch Pietät für die Stiftungen der Altvordern, Sinn für die koſtbaren Werke religiöſer Kunſt, Verſtändnis für Würde und Schönheit des Gottesdienſtes, für Heilighaltung der Kirchengüter nnd Kirchenzierden vorhanden war, erregte dieſes Vorgehen der Herren von Zürich Entſetzen und Widerwillen. Im

eigenen Lande entstand Aufregung, weil nur ein kleiner Teil der eingezogenen Kirchengüter den Kirchhören und dem Almosen der Armen verblieb. Selbst begeisterte Liebhaber des Evangeliums ärgerten sich, daß Ornate und Kirchengewänder auf dem Kaufhause öffentlich, unter Spott und Hohn, als „Grümpel“ vergantet wurden, daß man die kostbarsten Kleinodien der Goldschmiedekunst „alles gold und silber, monstrantzen, kelch, und was der hayligen rüstung, und ornata, klegnot oder heilthumb genennt war“ zerschlagen und in die Münze geschickt wurde. „Was sunst der kylchen zierden, guldine Stuck, sammet, carmesin, damast, syden und dergleychen, ward um ring geld verkoufft“ damit, wie selbst Bullinger zugesteht, „vil hochfart getriben ward von liechtfertigen lüthen dis ernsthafte lüt redtend, es were möger besser gewesen, man hätte den Plunder all uf ein husen gelegt und verbrönt“.

Dr. Johannes Fabri, welcher sich Zwingli gegenüber bald nachher in offener Zuschrift über diese bilderstürmerischen und kirchenräuberischen Maßregeln beschwerte, erhielt eine unsäglich rohe, eines Mannes unwürdige Antwort. Der Reformator rechtfertigte den Rat, daß er die von den „meyneiden ynchbischofen gemachten und zu docken spyl gemachten kleider“ am Grempelmarkt verkaufen ließ: „Ein oberkeit hats nit darum verkoufft, das man hochfart und bubery damit trybe. Ich weiß ouch kein besundere nutzbarkeit so darinn beschichen sye. Merk allso: Es hat ein Ersamer rat alldas, in den armen röck, und zimliche hemden und klender machen gaben, dem armen voll lassen anmachen, und das ander verkoufft und in das allmusen gegeben. Und dörfiend sich pfaffen nämmen im großen Spiegel geschowen, wie wol inen die dangkittel anstundind. So vil Zwingli von diser sach“ fügt Bullinger bei. Besonnener als der Reformator verantworteten sich die Laien.

Die Eidgenossen der fünf Orte machten umsonst ernstliche Vorstellungen, Zürich möchte wieder bessere Wege wandeln. Selbst Bern tat im November 1525 vergebliche Schritte, den Katholiken wenigstens die Wasserkirche zu retten; auch dieser „Götzentempel“ wurde ausgeräumt und dem Gottesdienst entzogen. Das erregte Unwillen. Etliche zu Luzern und Zug ließen auf die neuen Zürcherbatzen und Schillinge neben dem Reichsadler und dem Bilde Karl des Großen, „der Statt Zürych zu schmach und trutz, kelchli stampfen und prägen, und nannten dieselben Reich-

batzen und ·Schillinge. „Sömlich ſchmach verdroß nit unbillich erenlüth übel.“ Die „erenlüt“ verantworteten ihre Vaterſtadt mit dem Beiſpiele des Königs von Frankreich, und der Venediger, ſowie vieler anderer Fürſten und Herren, welche ebenfalls Geld und Silber aus den „kylchen genommen und gemüntzet“. Auch ſonſt habe man oft die Schätze aus Gold und Silber aus den Kirchen genommen und es „zuo hochem notturff der kylchen gebrucht. Nun aber gebrucht ein erſamer radt Zürich ſömlich gold vnd gällt, das von kylchenguot har kam, nienen zuo anders, dann zuo fürdernuß des göttlichen worts. Dann die enderung der religion, der Ittingerhandel, das emſig tagen mit den Eidgnoſſen, von rächten, ouch hin vnd har ryten, vnd andere gemeine händel, ein ſömlich guot hinnamend vnd verzertend, das man an den kylchen Schätzen nit genug hat, ſunder ouch uß der Stadtſeckel vnd guot gar vil darſtrecken muoßt.“

Über das Vorgehen, welches Mag. Ulrich Zwingli und die unter ſeiner Anleitung handelnden Zürcher Magiſtrate in den drei Jahren von der erſten Disputation bis zur völligen Abſchaffung des katholiſchen Glaubens ſich erlaubten, gehen die Urteile ſelbſtverſtändlich von jeher und für immer auseinander. Über die Art und Weiſe, wie Zwingli und der Rat das Stift zum Großen Münſter behandelten, möge das beſonnene Urteil Mörikofers genügen, welcher die Tatſachen regiſtriert und dann ſchreibt:

„Dieſes rückſichtsloſe und gewalttätige Verfahren des Rates gegen das Stift und deſſen koſtbare und kunſtreiche Kirchenſchätze mußte die Altgeſinnten unter den Chorherren tief kränken und empören. Als nun einige derſelben ihren Unwillen laut ausſprachen und ſelbſt Drohworte ausſtießen, wurden Hans Hagnauer und Erhart Wyß gefänglich eingezogen und in den Wellenberg gelegt; und die gleiche Strenge hatte ſelbſt der Probſt Felix Frei zu erfahren. Allein die geringe Schuld und die Ungefährlichkeit dieſer Männer gab ihnen bald wieder die Freiheit. Von Zwinglis Beteiligung in dieſer Sache verlautet nichts. Da er ſich aber bei Entfernung der Bilder in dem derben Scherze gefiel: Sind die Neſter abgetan, ſo kehren die Störche nicht wieder, ſo läßt ſich denken, daß er auch mit der unwiederbringlichen Beſeitigung der Behältniſſe der Reliquien und der übrigen abergläubiſch verehrten Kirchenzierden einverſtanden war“. Das

Stift St. Felix und Regula war mit Preisgabe ſeiner Stellung zu Kirche und Reich, mit Wegnahme aller Kirchenkleinodien und Bücher noch lange nicht am Ende ſeiner ſelbſtverſchuldeten Leiden angekommen.

Auch die letzte Spur innerer und äußerer Selbſtändigkeit ſollte nach dem Worte Gottes gänzlich ausgereutet werden. Der „Rathſchlag der predig halb“ vom 13. November 1525 machte dem katholiſchen Gottesdienſte ein gründliches Ende. Es wurde von M. Ulrichen alſo geraten und von M. H. verordnet, daß an allen Werktagen, zur Sommerszeit um 7 Uhr, zur Winterszeit um 8 Uhr „von den glerten ein lezgen in der bibli und heligen geſchrift in den dryggen Sprachen, nämlich hebragiſch, griechiſch vnd latin“, wie ſeit Oſtern 1525, gehalten werde. „Ein Predikant ſoll an den gratſtegen ſtan, und da tütſch mit guotem verſtand dem volch ze verſtan gen das, ſo die glerten in iren ſprachen gehandlet hettind.“ Es ſoll zu dieſem Vortrag, „ſo das tütſch anfachen wurde“, ein Zeichen geläutet werden. Damit ſoll den frommen Ratsherren das Sitzen im Rat ermöglicht, „das mummen vnd metzengeſchäft müeſſiggender vilſchwetzender wiber“ verhindert werden.

Auf Anbringen von ſechs Ratsherren über die Kapitel der Chorherren wurde am 3. Februar 1526 beſchloſſen: Das Stift müſſe jährlich Rechnung geben; die Zahl der Kanonikate ſei auf achtzehn bis auf Erledigung zu mindern, die Kanonikate am Frauenmünſter ſeien einzuſtellen. Wenn eine Perſon abgehe, „ſolle derſelbig teil gemeiner ſtadt zuoteilt werden.“ Zudem hatten M. H. erfahren, daß in den Gehaltern auf den Sakriſtien mehr Freiheiten und Briefe gefunden wurden, als M. H. überantwortet wurden. Dieſe Briefe wurden dem Propſt abgefordert, in der Sakriſtie verſchloſſen und die Schlüſſel von den Verordneten zu handen genommen. Die Gerichtsherrlichkeiten beider Stifte wurden von M. Herren an ſich gezogen, und die Chorherren den „hinderſäſſen“ gleichgeſtellt. Dem biſchöflichen Delegaten Mag. Hans Widmer wurde am 10. April 1526 verboten zur Verteilung der hl. Öle im Lande herumzureiten und die Stadt zu verlaſſen. Einzig nach Zofingen darf er reiſen, um dort eine Chorherrenpfründe zu erlangen.

Am 14 April 1525 wurde Mag. Ulrich Zwingli zum Schulherrn, „scholasticus“, des Großmünsterstiftes erwählt. Seine Tätigkeit richtete sich sofort darauf, die Stiftsschule umzugestalten, und, gleich dem Kapitel, in den Dienst des Evangeliums zu stellen. Der ganze Unterricht lag nun in Zwinglis gewaltiger Hand. Er holte in neuer Weise und in kluger Berechnung nach, was Bischöfe, Pröpste und Kapitel kurzsichtig in Bezug auf höhern Unterricht und Volksbildung nur allzusehr versäumt hatten. Jörg Binder, Jakob Ammann und Bernhard Wyß hatten schon seit Jahren in diesem Geiste gewirkt; seit 1523 unterstützte sie der Moderator an der Frauenmünsterschule, Oswald Myconius. Die Grundlage seines Vorgehens hatte Zwingli von langer Hand durch den Übergabevertrag vom 24 September 1523 gelegt. Dasselbe begegnete keinen ernstlichen Schwierigkeiten. Im Kapitel regierte Zwingli. Propst Felix Frei war nur noch Güterverwalter im Namen der Verordneten. Als Kammerer und Kellner des Stiftes wurden vom Rate bewährte Diener Zwinglis bestellt.

So oft eine Prabende ledig wurde, wurde sie nach dem Wunsche des Schulherrn vergeben. Aus dem geistlichen Institute wurde ein Professorenstift für Exegeten und Philologen. Der erste Lehrer des reformierten Stiftes und Lehrer der erweiterten Stiftsschule, des späteren „Collegium Carolinum“, war der kranke Jakob Wiesendanger, „Ceporinus“, aus Dynhard, „so die hebrâisch Letzen gehept“. Ihn ersetzte am 21. April 1526 Dr. theol. Konrad Kürschner, „Pellicanus“, aus Rufach, ein hochgelehrter Mann, seit 1512 als Guardian der Barfüßer ein Haupt der reformatorischen Bewegung zu Basel. Jakob Ammann aus Zürich und Rudolf Ambühl, „Collinus“, aus Luzern, erhielten gleichzeitig Pfründen „um das söllent sy die krechischen letzgen truwlich lesen“. Ambühls diplomatisches Talent machte ihn überdies zum Vertrauensmanne Zwinglis in dessen politischen Praktiken.

Den Unterricht leitete und beaufsichtigte Zwingli, der sich von jeher als Humanist und Theologe zum Lehrer berufen wußte, selber. Er drückte demselben sein geistiges Gepräge auf. Mit den theologischen Studien waren philologische Disziplinen verbunden. Später, nachdem die Schülerzahl gewachsen und mehrere Pfründen erledigt waren, kamen der Schulmeister zu Stein am Rhein, Jakob Müller, „Rhellicanus“ und Jost Buchmann,

„Bibliander", aus Bischofzell, sowie der streitsüchtige Dr. Sebastian Hofmeister, „Carpentarius", an die reorganisierte Munsterschule

Den Mittelpunkt des Unterrichtes für Gebildete, einheimische und auswärtige, selbst Juden, bildeten seit 19. Juni 1525 die Lezgen im Chore der Großmünsterkirche, die Prophezei, welche Zwingli bis am 1. Oktober 1525 selber praſidierte. Chorherren und Kaplane, Prediger, Schulmeister und Studenten waren unter Strafe zur Teilnahme verpflichtet. Die Prophezei wurde in der Woche fünfmal, im Sommer von 7—8 Uhr in der Kirche, im Winter spater 8—9 Uhr auf der Chorherrenstube gehalten. Heinrich Bullinger und Bernhard Wyß geben uns eine recht anschauliche Schilderung wie die Prophezei entstand, das kanonische Chorgebet verdrängte, aber auch als Last für viele, welche bis zum Tode Zwinglis gehalten wurde. Bernhard Wyß als eifriger Zuhorer erzahlt darüber:

„Anno 1526 fieng meister Ulrich Zwingli an zum Großen Münster zu predigen das alt testament, dem gmeinen und allem volk das buoch der geschöpfit, und das us der ursach, die wil das gmein volk in achtenthalben jar des nüwen testaments nun wol bericht warend, beducht im quot sind, das nun einen under inen, den predicanten, das alt testament auch an die hand nemend, und das tat er selbs, und ward also in 3½ wochen usgeprediget, wiewol er etwan dazwüschen am fritag im Frauenmünster den frömden zuo lieb ander ding prediget.

In disen jaren war ouch daselbs zum Frouwenmünster ein schulmeister, von Lucern pürtig, hieß Oßwald Geißhüsler, ein sunder liebhaber man des genanten Zwingli. Diser Myconius war gelich in der leer des heiligen Evangeliums mit meister Ulrichen und meister Lowen in allen stucken und artikeln. Uberaus am morgen lang im testament der evangelisten, in würkung der bolten, ouch der epistlen Pauli. Zuo siner lazgen giengen pfaffen und leien, wib und man, in die schuol zum Frowenmünster. Und als es zuo eng wolt werden und man die maß in Zürich abgethan hat, da lert man blöcher und sitz daselbs in chor, macht im ein sunder pulpret. Daselbs macht er sin red uf tütscher sprach us, dermaßen köstlich, das vil lut sprachend, sie hortind in vil lieber, dann der andren predicanten dheinen, denn er was

mit der uslegung vast guot. Und geschicht, nach Bullinger, welcher uns die genaueste Schilderung der neuen Gottesdienstordnung zum Großen Münster bietet, um die nachmittag 3 Uhr für die Vesper.

„Wie nun under dem Bapstthum prim, terz, sext und non im Chor gelesen und gesungen nam man für, an deren statt um die acht in Chor die heiligen bibelschen geschr ist zuo rechtem gutem christlichem verstand uß den ursprünglichen sprachen zu lesen: das alles ordnet der Zwingli gar ordentlich. Dann alle prarrer, predicanten, chorherren und caplanen und größeren Schueler besambletend sich im Chor zum großen münster, satztend sich in das gestuel. Da hub M. Ulrych Zwingli an batten: dann vssen 19 brachmonat 1526 um die acht ist die erst Lection im Chor zum großen münster gehalten, und sprach die hübsche Collect.

„Omnipotens, sempiterne et misericors Deus, cuius verum est lucerna pedibus nostris, et lumen semitarum nostrarum, aperi et illumina mentes nostras, ut oracula tua pure et sancte intelligamus, et in illum, quod recte intellexerimus, transformemur, quo magestati tue nusquam displicemus. Per Christum Dominum nostrum. Amen."

„Darnach lad dann ein Studiosus den text, den man us der Bibli lasen so vil und so fer, als man m erklären wil. Und list in in Latinischer sprach wie die Bibli dann in Latin verdolmetschet ist. Dann hept man an zuo lesen von anfang der Bibel und fart mit für alle tag durch das ganze jar, ußgenommen den Sontag und fritag. Und wenn man mit allen buechern des alten testaments gsch ist, so hept man die Bibli widerum vom anfang an. Man list ouch sunst anders nit in dieser Lezgen, dann das alte testament.

„Nachdem aber der jung das Latin gelesen, ist dann angestanden D Jakobus Cöporinus, und hat eben denselben Text widerum gelesen, doch in Hebräischer sprach, darin das alte testament ursprünglich geschrieben ist, und erklärt das hebraisch in Latinischer sprach. Darnach list dann Zwingli den griechischen Text eben des selben orts, vß den Septuaginta, und erklarts ouch mit Latinischer sprach, zeigt ouch an den rechten verstand und bruch des gegenwärtigen orts. Zuletzt zeigt der prediger ouch in Tütsch an, was in den sprachen gelert ist, mit zugethanem gebatt zum letsten, einem tütschen vater unser,

und daruf all prieſter und ſchuoler ſprachend amen! In dieſem Jar 1525, des 5. tags novembris wurdend die fünf büecher Moſi vsgemacht in 20 wuchen.

„Vnd erſt im herbſt hernach, 14. September 1525, ward das Chorgeſang, das genempt wirt cantus gregorianus, gar uß den kylchen Zürych gethan. Dann ob glych vil vß der heiligen geſchrifft vnd ſunders der pſalter geſungen iſt, wird er doch in einer frömden ſprach gſungen, die der kylchen nit verſtäntlich iſt. Vnd iſt ſömlichs wider die apoſtoliſch ordnung, Cor. 14. Darzuo iſt merteils läſen vnd gſang, fürnemlich von den feſten vnd heyligen abgöttiſch vnd untragenlich geweſen. Darum es billich abgethan iſt. Uff den 8. Juli 1526 huob M. Vlrich Zwingli an, von der Cantzel predigen Geneſim, das erſt buoch Moſis.“

Für den Volksunterricht wurde ebenfalls geſorgt. Lutheriſche Bibeln und Flugſchriften, die „Chriſtliche Ynleitung“, und andere Schriften Zwinglis, Katechismen im Geiſte der böhmiſchen Brüder, das Wort Gottes der Prädikanten auf der Kanzel waren, begleitet von den Mandaten M. Herren, wohlberechnete und treffliche Mittel, dem Evangelium raſchen Fürgang zu bereiten. Schon ſeit 1527 war in allen Kirchhören für die Jugend eine zweimalige Prüfung zu Oſtern und im Herbſt in der Lehre Chriſti angeordnet. An Sonntagen wurde im Großmünſter um 11 Uhr eine Chriſtenlehre für die Jugend und Dienſtboten unter Aufſicht der Schulmeiſter gehalten. Im Großen Münſter erklärte Zwingli ſeit 8. Juli 1525 dem Volke an allen Sonntagen die Bücher des alten Teſtamentes am Vormittag. Myconius erklärte im Frauenmünſter an den Sonntagen nachmittags zur Vesperzeit das neue Teſtament.

Mit praktiſchem Geſchicke und gutem Erfolge wußte Zwingli dem Evangelium eifrige Liebhaber zu gewinnen, indem er über die aufgehobenen Stifte und Klöſter treu ergebene Freunde als Verordnete und Pfleger ſetzte, die kirchlichen Armenordnungen zur Polizeiſache umgeſtaltete. Er ließ die Klöſter als Krankenhäuſer benützen und überwies einen Teil der Kirchengüter und des Erlöſes aus den verkauften Kirchenzierden den Gemeinden und Kirchhören. Das Lob ſeiner Biographen, daß Zwingli gerade auch auf dieſem Gebiete der Säkulariſation zu humanitären Zwecken ſehr vorbildlich und recht Bedeutendes gewirkt habe, iſt durchaus nicht

unberechtigt. Zahlreiche Mandate geben Kunde von seinem Eingreifen in die Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter für Armen- und Krankenpflege. Allein gerade auf diesem Gebiete boten sich dem sonst allgewaltigen Reformator die größten Schwierigkeiten und schwere Anstände. Sowohl der Rat als die Vorsteher der Kirchhören, welchen auf Grund göttlicher hl. Schrift jeder Sinn für Heiligkeit des Kirchen- und Stiftungsgutes abhanden gekommen war, wollten nicht begreifen, daß die eingezogenen Kirchengüter, deren sie selber gar sehr bedurften, „eine spys und almuosen der armen dürftigen" seien. Weitaus die meisten Einkünfte fielen in das Säckelamt der Stadt Zürich.

Es gelang mit Mühe, den Kirchhören einen Teil der Pfrund- und Jahrzeitgüter zu sichern. Die Prädikanten durften sie nicht frei wählen, wie ihnen feierlich, als auf das untrügliche Wort Gottes gegründet, versprochen war. Dieselben wurden in Zürich examiniert, approbiert und von dort aus den Gemeinden zugesandt. Die geistlichen und weltlichen Patronatsherren, namentlich die Prälaten auswärtiger Gotteshäuser konnten ihre Rechte und Gefälle nur behalten, wenn sie sich den Mandaten fügten, die Götzen ausräumten und Prädikanten präsentierten, welche das reine Wort Gottes predigten. Dagegen gelang es den katholischen Orten mit vieler Mühe, die auf ihren Gebieten und in den gemeinen Vogteien gelegenen, sehr zahlreichen Patronatskirchen der Stifte zum Großen- und Frauenmünster, der Abteien Kappel, Rüti und Stein abzulösen und den katholischen Glauben zu sichern. So kam Merenschwand an das Stift im Hof zu Luzern, Beinwil an Muri. Meistens jedoch, besonders in den Landen und in Zug, wurde das bisher beschränkte Patronatsrecht völlig an die Kirchgemeinden übertragen. Zum Vorteile der katholischen Kirchgemeinden und der Pfarrherren war dieses Recht in jenen wirrevollen Zeiten und auch später keineswegs.

Die Patronatsrechte der aufgehobenen Stifte und Klöster auf dem Gebiete der Stadt Zürich zog der Stadtrat ohne weiteres an sich. Er bemächtigte sich auch der Äcker, Gebäude, Liegenschaften, Rechtsame, Rent und Gült und sonstiger Gefälle. Den Gemeinden blieb nur ein sehr bescheidener Teil als christliches Almosen. Propst H. Brennwald hatte Jahre lange Arbeit mit Ordnung der Verhältnisse und oft genug Klagen

über die Habgier der Magiſtrate. Nicht minder beſchwerlich lauteten die Einwände der Gemeinden, welche ſich, wie die Stadt Stein a. Rh. in ihren wohlerworbenen Rechten gekränkt, in ihren Hoffnungen auf reiches Erbe aus dem Kloſtergute getäuſcht ſahen. Jakob Gretſch, Biſchof, Hirte und Wächter zu Stein, Nachfolger von Erasmus Schmid, welcher mehrmals die Tyrannei des Kloſtervogtes Kunz Luchſinger, die unerſättliche Habgier der Herren von Zürich ſchriftmäßig von der Kanzel ſchalt, wurde 1528 vor Rat und Synode nach Zürich beſchieden. Der arme Mann büßte ſein Prophetentum auf das Härteſte. Die magere Pfründe wurde ihm genommen, und er mußte mit Weib und Kind in die Verbannung wandern. Zwingli, welcher das harte Urteil ſprach, hatte mit dem ergebenen Freunde ebenſowenig Erbarmen, als der ſtrenge Magiſtrat mit den enttäuſchten Bürgern von Stein.

Am 18. März 1526 erſchien die große Satzung in Eheſachen. Darin war den Pfaffen befohlen, ihre „verargwenten Husjungfrowen und Kellerinnen“ entweder zu entlaſſen oder innert 14 Tagen zur Ehe zu nehmen, und dieſelbe durch öffentlichen Kirchgang zu beſtätigen. Viele Prieſter zogen fort; die letzten, welche in die Ehe traten, waren nach Bernhard Wyß, die ziemlich bejahrten Herren Propſt Frei und Dr. Engelhard. Die Feſtfeiern regulierte die Ordnung der firtagen. Es wurden nebſt den Sonn- und Heiligtagen mit den erſten Nachtagen der letztern noch Allerheiligen, Auffahrt, Neujahr, die Apoſteltage, vier Tage U. L. Frau, St. Johannes Bapt., St. Maria Magdalenatag, auch St. Felix und Regula beibehalten. Die Anhörung des göttlichen Wortes war ſtrenge geboten, alles „Wärchen“ außer im Notfalle, Spielen, Tanzen an den Vorabenden, das „Feilhaben von Branntwein, Krut, Böllen und ander Ding“, das Fleiſchhauen, das Arbeiten in den Gütern, Reben und Hölzern war bei ſtrenger Buße unterſagt. Damit waren alle andern „Bepſtiſchen fyrteg allerdingen abgethan; es ward ouch ermäldte Ordnung nit anders, dann uf wytere erlütherung angenommen.“ Später wurden auch alle „feſt der Creaturen“ abgeſtellt. An die Stelle des Kirchengebotes und der Gewiſſenspflicht war der äußere Zwang des obrigkeitlichen Mandates getreten.

Gegen jene Prieſter und Laien, welche ſich dem Evangelium nicht fügen wollten, folgten Maßregeln in Hülle und Fülle. Alle

Pfaffen, Chorherren und Kaplane, welche ihre Platten scheren lassen, auswärts Messe lesen und Kindertaufe halten, die „Lezgen“ nicht besuchen oder nicht bis zum Ende ausharren, dafür beim Wein sitzen und Unruhe stiften, ebenso über Laien, welche auswärts die Messe und das Sakrament besuchen, sollen von M. H. strenge gemahnt und im Falle des Ungehorsams bestraft werden: der Pfaff mit Verlierung der Pfrunde, Bürger und Bürgersfrauen mit Geldstrafen. Rats- und Gerichtsherren sollen ausgestoßen werden, „daß er dem, das die gemein kilchöri zuo Zurich für göttlich und cristenlich angenommen hat, verachtet, dawider handlet und tuot. Soche, welche sust wandlen in der frombde, da man mes haltet, solent in solcher Straff nit begriffen sin.“ Eine Reihe von Geistlichen, welchen diese Gewissenstyrannei unerträglich war, verließ Stadt und Landschaft Zürich. Eine große Anzahl Gemeinden wollten Goßen, Kirchenzierden und Altäre nicht leiden, wurden aber dazu gezwungen. Einzig Winterthur erhielt die Erlaubnis den Verkauf der Ornate, welche Bischof Hugo in die St. Laurenzenkirche, in welcher er die hl. Taufe empfangen, geschenkt hatte, bis auf weitern Entscheid zu stündigen.

Widrige Vorgänge, über welche die amtlichen Akten schweigen, berichten die Chronisten, besonders als Augenzeuge Bernhard Wyß. Im Sommer und Herbst 1526 wurden in allen Kirchen zu Stadt und Land die Altäre abgebrochen, soferne dies nicht schon früher geschehen war. Was Zwingli und Bullinger zur Begründung dieses Vandalismus anführen, wird heutzutage kein besonnener Kenner der christlichen Archäologie und Liturgik zu behaupten wagen. Schon Dr. M. Luther war der Belehrung unzugänglich, die Altäre seien späteren Ursprungs und anfänglich keine Kirche mit Altären gebaut worden, und die Liturgie des Meßopfers sei erst im sechsten Jahrhundert entstanden weil ursprünglich Ulrich Zwingli's Lehre vom Sakrament und Abendmahl als christlich und apostolisch gegolten habe. Eine neue Abstimmung in den Volksgemeinden, 24. Juni bis 8. Juli 1526, ergab ein großes Mehr zu Gunsten des Evangeliums. „Für die letzten und entscheidenden „Fürnemen“ gegen die Überbleibsel des katholischen Götterdienstes war jetzt kein Widerstand mehr zu befürchten. Einzelne Landgemeinden baten, die „großen mißbrüch abzuthelen und die widerspenstigen in der statt abzestellen und zu strafen.“

„Anno 1526, vf donnerstag den 26. tags höwmonats hat man den großen fronaltarſtein zue Barfuoßen im chor danen gethan, und morndes am fritag den großen hübſchen fronaltarſtein im chor zum Frowenmünſter, ouch mit der ſtatt wärklüten danen getan, und hat man muot, ſi in allen clöſteren ze nemen, zu einem boden der cantzel und lättner zum Großenmünſter ze bruchen. Alſo vf ſant Frenentag, was ſamstag 1. September anno 1526, legt man den ganzen boden mit dieſen altarſteinen, und ligt der predigerſtein, der iſt faſt lang, in der mitte. Uf dem ſtadt der prädicant meiſter Uolrich Zwingli und ander nach im. Uf Zinstag des 4. tags ſeptembris darnach brach man den fronaltar vnd all altar hinieden im Großenmünſter, und wollt man ſi in monatsfriſt in allen kilchen gar abbrechen. Und alſo im 1526 jar, uf den 5. 6. und 7. tag ſeptembris, brach man in den drig pfarrkirchen in der ſtatt all altar glatt und ſuber ab, darzuo die ſacramentshüſer ouch. Und vermuret man die löcher, damit ſi vf unſer herren tag dannen werind. Und uf ſant Felix und Regula tag — 11. September — 1526, tett meiſter Uolrich Zwingli die erſt Predig im nüwen predigtſtuol.“

Unſer Herren Tag, die Kilchweihe des Jahres 1526 war ein großes Jubel- und Freudenfeſt, ein „dies triumphalis“ für Mag. Ulrich Zwingli, um den Sieg des Evangeliums zu feiern. Mit „ſpilen, trummen, pfifen vnd fröuden“ wurden die Gäſte in die Stadt begleitet, von Bürgermeiſter und Räten bewirtet. Die amtliche Zählung ergab 5913 Männer; es wurden 1482 Kopf Wein, jedem Gaſte ein Quärtli guten Ehrenweins kredenzt. Die vergangenen drei Jahre, 1523—1525, hatten für Zwingli eine Reihe von Siegen und Triumphen gebracht: Lostrennung von jedem kirchlichen Verbande mit Biſchof und Papſt, Aufhebung des Zölibates, der Klöſter und Stifte, Beſeitigung jeder geiſtlichen Jurisdiktion, Säkulariſation des Klerus und der Kirchengüter, Abſchaffung der Bilder und der Meſſe. Den Eidgenoſſen, insbeſondere den katholiſchen Orten, ſollte bewieſen werden, daß in Stadt und Landſchaft Zürich unter dem hellen Glanze des göttlichen Lichtes, chriſtliche Liebe und Einigkeit, Friede und Ruhe herrſchen, und das Reich Gottes nach dem Muſter von Mag. Ulrich Zwingli aufgerichtet ſei.

In Wirklichkeit war so ziemlich das Gegenteil. Mit berechneter Arglist und rohester Gewalt war der tausendjährige Bestand der katholischen Kirche vernichtet und der katholische Gottesdienst unterdrückt. Doch brauchte es wiederholtes Eingreifen des Rates, bis alle Götzen und Altäre in den Landkirchen entfernt waren. Scharfe Mandate mußten die Liebhaber des göttlichen Evangeliums zum Anhören der Predigt und zur anständigen Feier der Sonntage zwingen. Das Stift zum Großen Münster beklagte sich über Treu- und Wortbruch bei Wegnahme seiner Rechte, Güter und Kirchenschätze. Abt Fetz, der als Flüchtling zu Rapperswil lebte, und die Mönche zu Rüti und die Ordensäbte in Schwaben beklagten sich, M. H. drangen sie wider Brief und Siegel von ihren Eiden und Gelübden. Die Kirchhören bezichtigten den Rat des Wortbruches und der Gewalttätigkeit, weil er ihnen, im Widerspruche mit dem klaren Worte Gottes, das Recht verweigere ihre Bischöfe, Hirten und Wächter zu wählen, und das Kirchen- und Jahrzeitgut, statt es als Spyß und Almuosen der Hausarmen und Dürftigen zu verwenden, zum besten Teile für die politischen Zwecke der Stadt verwende, daß viele Pfleger sie durch Schlemmen und Prassen auftreiben, daß die Versprechen wegen Minderung der Zehnten und Lasten nicht gehalten würden. Allein jeder Widerspruch wurde gewaltsam unterdrückt und mit harter Strafe belegt; jede freie Meinung ausspioniert und als Frevel am göttlichen Worte und Ansehen M. H. geahndet.

Die Fürsorge des Magistrates um Fortgang des Evangeliums hatte, selbst nach dem Urteile begeisterter Lobredner von Zwinglis reformatorischer Tat, eine sehr materielle Grundlage. Was den reformierenden Regierungen am meisten schmeichelte, der Reformation vielleicht am meisten forthalf, das war, selbst nach dem Urteile von Protestanten, die Säkularisation der Klöster und Stiftsgüter und die Erlangung ihrer Jurisdiktionen, besonders jene der beiden fürstlichen Stifte in Zürich. Jene Klöster, welche sich nicht freiwillig übergaben, wurden von der Obrigkeit teils mit List und Überredung, wie Propst und Kapitel am Großen Münster und an andern Orten, wie die Klöster in Zürich, mit Gewalt dazu gebracht. Abt David zu Stein a. Rh. empfand die fromme Habgier derer von Zürich. In den Landschaften, welche durch diese Sequestrationen dem gemeinen Gute

eingiengen, ſah man den wichtigſten Vorteil, welcher der Abgang der Klöſter dem Staate bringen konnte. Es war in der Tat etwas, woraus ſich die Stadt recht wohl erholen konnte. Alle beſondern Geſellſchaften, welche ihre ausſchließenden Rechte, Freiheiten, und gar noch Reichtümer haben, ſeien es Zünfte, Klöſter oder Familien, ſind ebenſo viele Kränkungen für das Ganze, wenn ſie nicht dem Ganzen untergeordnet ſind. Aber alles, alles ſollte dem Staate gehören!

An Stelle der verheißenen Freiheit im Lichte des göttlichen Evangeliums war für Bürger und Bauern eine bisher unerhörte und manchen unerträgliche Knechtſchaft der Geiſter und Gewiſſen getreten. Dieſer Glaubenszwang, welcher ſtrenger und drückender war, als die Zuſtände in der katholiſchen Kirche, wurde in keiner Weiſe durch den vorgeblich freien Geiſt Zwinglis und den demokratiſchen Charakter des Staatsweſens kompenſiert. Mag. Ulrich Zwingli war einer der zielbewußteſten und rückſichtsloſeſten Autokraten, die je gelebt haben.

Dieſes mußte ſchon am 5. September 1526 Propſt Felix Frei, ſeit 1519 Zwinglis getreuer Gehilfe im Fürnemen des hl. Evangeliums erfahren. Der Propſt hatte durch den Notar des Stiftes Mag. Hans Widmer, der unterdes weggezogen war, einen „alten latiniſchen permentin Brief“ über die Patronatsrechte des Kapitels und des Biſchofs zu Konſtanz kopieren laſſen. Die Sache wurde ruchbar und M. Herren veranſtalteten eingehende „Nachgänge“. Herr Propſt wurde auf zwei Monate in den Wellenberg gelegt und erſt am 17. November 1526 gegen eine Bürgſchaft von 300 Gl. aus ſeiner ſtrengen „fanknuß“ entlaſſen. Auf den Liſten der Chorherren ſteht fortan Mag. Ulrich Zwingli an der Spitze, nach ihm H. Bullinger. Propſt Mag. Felix Frei überlebte das ganze Kapitel der katholiſchen Zeit, und ſtarb erſt am 19. April 1555 als „ultimus praepositus“.

VI. Zwinglis Propaganda und Kampfschriften gegen die Katholiken.

1525–1526.

1. Zwinglis „Commentarius de vera et falsa religione.

Zu gleicher Zeit da Mag. Ulrich Zwingli Lehre und Verfassung der katholischen Kirche in Stadt und Landschaft Zürich mit Hilfe des Rates, wie er glaubte, auf immer und gründlich zerstörte, sah er sich veranlaßt, sein Glaubenssystem gegenüber Freund und Feind zu begründen, den erstern als das wahre Christentum, das lautere und untrügliche Gotteswort Christi, der Propheten und Apostel zu empfehlen, die andern mit den Waffen der Polemik zu bekämpfen. Zwingli entfaltete als Schriftsteller inmitten der Stürme, welche er zu gleicher Zeit in Zürich mit Katholiken und Wiedertäufern, mit den Gegnern in der Eidgenossenschaft und bereits auch mit den Lutheranern in Deutschland zu führen hatte, eine rast- und ruhelose schriftstellerische Tätigkeit. In Schwaben, Hessen, bis nach Franken zählte der Reformator zahlreiche und einflußreiche Mitarbeiter. Die Reichsstädte Straßburg, Mülhausen, Augsburg, Nürnberg, Lindau, Memmingen, auch die Bischofsstadt Konstanz, waren mit seiner Lehre bekannt geworden. Zwingli selber war überzeugt, sein Vorgehen in Zürich sei für die deutschen Städte vorbildlich, wie dem Evangelium Fürgang zu schaffen sei, und den Magistraten ein Fingerzeig, wie sie das Kirchenregiment mit samt den Kirchengütern in die Hand bekommen. Im Gegensatze zu Dr. M. Luther, welcher sich an die Fürsten gehalten, sah Mag. Ulrich Zwingli die Städte berufen, Förderer, Träger und Mittelpunkte des Evangeliums zu sein. Er führte darüber mit seinen Vertrauten einen lebhaften Briefwechsel. Einzig sein Zwiespalt mit Luther vereitelte nach menschlicher Berechnung einen glücklichen Ausgang dieser Politik.

Allein Zwinglis politischer Scharfblick reichte weiter, sobald es ihm diente, knüpfte er auch mit Fürsten Verbindungen an. Sein Augenmerk war zunächst nach Frankreich gerichtet. Dort waren die häretischen Bestrebungen nie erloschen. Der Geist der Albigenser und Waldenser wirkte vielerorts im Geheimen fort.

Dr. Fabri hatte Zwingli geradezu vorgeworfen, er wärme die alten Irrlehren der Pikarden wieder auf. Die gallikaniſche Kirche lag ſeit 1517 vollſtändig in den Feſſeln der abſoluten Königsmacht und im Dienſte der Finanzpolitik. Sobald Luther aufgetreten war, fanden ſich überall Anhänger, auch in Paris ſelbſt, an der Sorbonne und am königlichen Hofe. Zwingli glaubte nicht ohne Grund, im gallikaniſchen Syſtem und in der abſoluten Staatspolitik, in der bittern und treuloſen Feindſchaft des Königs gegenüber Kaiſer Karl V. Anknüpfungspunkte zu finden, ſein Evangelium den Franzoſen genehm zu machen. Er trug auch kein Bedenken, dem glücklichen Fortgang des Evangeliums in Frankreich ſeine bisherige politiſche Feindſchaft zu opfern, den Krieg gegen Penſionen und Reisläufer einzuſtellen, ſofern König Franz I. ſich in den Dienſt des göttlichen Wortes ſtellte. Die Bekanntſchaft mit Bruder Franz Lambert aus Avignon und Wilhelm Farel aus Gap in der Dauphiné weckte die Hoffnung, daß auch in den Reihen des Klerus vielfach Hunger nach der Speiſe des göttlichen Evangeliums vorhanden ſei. Ein franzöſiſcher Adeliger, Anemundus Coctus, reiſte zu Luther und Zwingli, um ſowohl deren vielgeprieſene Perſon als ihre Glaubenslehre kennen zu lernen. Anemundus Coctus riet Zwingli, mit dem Domprediger Petrus Sebivilla zu Grenoble in Verbindung zu treten, damit er in der Dauphiné und in Piemont, den Sitzen der Waldenſer, für Ausbreitung des Evangeliums tätig ſei. Gleichzeitig war Luther bemüht, mit Herzog Karl von Savoien in Bekanntſchaft zu kommen. Zwingli ſelber ſchrieb an den Domprediger zu Grenoble am 12. Dezember 1523 ein umfangreiches Hirtenſchreiben: „Huldrychi Zwinglii, Tigurini Episcopi vigilantissimi ad Petrum Sebivillam, Gratianopolitanum Ecclesiasten epistola". Luthers und Zwinglis Briefe giengen 1526 als Flugſchrift im Druck aus mit dem bezeichnenden Motto: „Praedicabitur hoc Evangelium regni in universo orbe, in testimonium omnibus gentibus, et tunc veniet consummatio. Matth. 24." Zwingli pries den raſchen Fortgang und baldigen Sieg des Evangeliums, und wußte die Begeiſterung für offene Predigt desſelben zu wecken: „Persuade tibi, Zwinglium tuum futurum, dummodo Christi discipulum esse audimus." Allein nach einem Jahre mußte Sebivilla ſein Apoſtolat einſtellen. Er ſtand vereinſamt; beinahe wäre er in die

Hände der Phariſäer und der Inquiſition gefallen. Satan vernichtete die keimende Saat des Evangeliums in Südfrankreich Sebivilla wurde bei Todesſtrafe verboten, ferner dasſelbe zu predigen. Wichtig und dauerhaft wurden dagegen die Beziehungen Zwinglis zu Wilhelm Farel, der 1523 ſofort von Baſel aus ſeine Theſen, über welche er diſputierte, nach Zürich ſandte.

Große Hoffnung gewährte der Brief des Antonius Papilio, eines gebildeten Humaniſten zu Lyon, welcher mit den Hofkreiſen gut bekannt war, und eifrig für das Evangelium wirkte. Papilio gab am 7. Oktober 1524 Zwingli, „Tigurino Episcopo“, über verſchiedene Verhältniſſe ziemlich optimiſtiſche Auskunft. Ein Freund, Antonius Dubletus, „vir piis omnibus in Christo conjunctissimus“, hat von Zürich gar erfreuliche Nachrichten gebracht. Papilios Herz ſchmilzt vor Troſt, zu hören, wie Zwingli, von Gottes Erbarmung unterſtützt, das Volk der Zürcher, „Tigurinos tuos“, ein Volk, bisher mehr Beſtien als Menſchen gleich, „feras potius quam homines“, zum blutigen Kriegshandwerke geboren, dazu noch von verbrecheriſcher Habſucht erfüllt, auf die beſſeren Wege des hl. Evangeliums geführt, unter das Joch Chriſti gebeugt und gleich aus Steinen Kinder Abrahams erweckt habe. „Vere potens est Deus, ex lapidibus istis suscitare filios ipsi Abrahæ. Hocque nunc imprimis mirabile in oculis nostris per verbum suum Dominus effecit!“ Es folgt eine längere Exkurſion über die Herrſchaft des Antichriſt in Frankreich, über die „satellites Romani idoli“, die vielen Klöſter, Kollegien und Schulen, Faſten, Riten und Zeremonien, welche das göttliche Wort in Frankreich erſtickten, während der Herr über den Zürchern waltet, „ut primi sint, qui erant novissimi“. Dann folgt die leſenswerte Stelle:

„Interim nihilo secius suæ Domino reliquiæ salvæ sunt, in diesque credentium numerus augetur, qui pro se quisque, quoad licet, Christi negotium promovent, *in omnesque occasiones intenti*, qua fenestra aperitur, sacrum hoc incendium vibrant, quamque possunt latissime spargunt. *Quod ad regem spectat*, excellenti quidem non minus ille judicio est, quam fortuna. Verum, ut nunc est rerum status, multitudine negotiorum obruitur, ad hoc, quod plerisque omnibus nostrum ingenium est, foro utitur, impotentiæ quoque Behemot illius cedere cogitur interdum. *Quamquam, si*

mihi ea esset authoritas, quam tu existimas, apud illum, prius, me authore, susque deque omnia misceret, profundasque maris voragines pedibus ingrederetur, Christum ducem unum sequens, omni in illum unum spe projecta, quam ad Pharaonem illum vel tantillum respiceret. Affuturum tamen non desperamus dominum, qui, quod in cristianissimo rege cepit, perficiat. Nam et clarissima mater — Louiſe von Savoien — recte sapit, supraque feminarum nostratium consuetudinem superstitionibus vacat. Soror vero regis — Margaretha, Herzogin von Alençon, ſpäter Königin von Navarra — nescio an quamquam parem habeat. *Ita me Deus juvet, ut in illa vigere, vivere, spirareque illum existimo, existimantque, qui Dei sunt, apud nos omnes.* Superest, mi Zwingli, ut tu et tuis tuorumque nos exhortationibus precibusque adjuves, nosque vicissim Deum patrem obtestamur per Jesum Christum, ut magis ac magis verbo suo successum in suorum cordibus præbeat."

Mit Grüßen ſeitens aller Chriſtgläubigen, „omnes, qui sunt Christi", war die Mahnung verbunden, Zwingli möge ſein bereits angefangenes Buch: „De vera et falsa religione", der Königin-Mutter widmen. Zwingli fand im Winter 1524/25 Muße, ſein theologiſches Hauptwerk auszuarbeiten. Er entſchloß ſich, dasſelbe dem „rex christianissimus", Franz I. zu widmen. Dasſelbe erſchien um Mitte März 1525 als ſtarker Band von mehr als 400 Seiten, unter dem Titel: „De vera et falsa religione Huldrici Zwinglii commentarius", und trug die Widmung an den König von Frankreich an der Spitze. Den Abſchnitt „De cœna" gab Zwingli ſofort, am 18. März 1525, deutſch heraus unter dem Titel „Widergedächtnus von dem nachtmal Chriſti, Huldrychen Zwinglins meinung." Leo Judä überſetzte 1526 das ganze Werk ins Deutſche: „Von warem vnd falſchem Glouben, Comentarius, das iſt Vnderrichtung Huldrych Zwinglins, vertütſchet durch Leonem Jud."

Auch dieſes Buch, die Zuſammenfaſſung der theologiſchen Anſchauungen Zwinglis, iſt nichts weniger als ein wiſſenſchaftlich durchgearbeitetes, auf tiefern Studien oder ruhigem Denken beruhendes Werk. Der Verfaſſer legt ſelber dem Leſer gegenüber bezüglich ſeiner Darlegung des chriſtlichen Glaubens ernſte Bedenken vor: „Sic ubique festinatum, ut sæpe relegendi vix fuerit

beatus: tam abest, ut ulla castigandi aut ornandi adfuerit. Sed recte dabet: Commentarius non est liber nondum depressus in unum. Quae te vero offendere videbuntur, optime lector, ne tu meis incognita causa damnare, sed vide, an, quae dicimus, sint sibi simplicitati conformia necne. Vale, et si ibi videas nos errare, Christum precare, ut et ipse idem aliquando videam. Si vero rectius prisci erroris nebulas et reliquias iterum precare, ut omnem simul caligo mea auferat is, qui lux est, ut omnes simul possimus, quod verum est, videri. Amen!"

Der Inhalt des Buches ist in 24 Kapitel abgeteilt. Zwingli nimmt die Ausführungen der frühern Schriften unverändert wieder auf. Derselbe bezeichnet sein Buch als „Commentarium nervulus brevis et dilucidus sic dogmatis praelegis festinatum, rastrum quidem, sed vere sarcire et idoneum". Alle theologischen Fragen über Gott den Menschen, Religion, Evangelium und Kirche, alle Fragen der Moral und des Kirchenrechtes, die Lehre von den Sakramenten, den Gelübden, von Anrufung der Heiligen und Verehrung der Bilder, die Lehre von der obrigkeitlichen Gewalt sind in umfassender Darstellung besprochen. Wer Zwinglis Lehrsystem studieren und würdigen will, muß vorab den „Commentarius de vera et falsa religione", und das im Juli 1531 erschienene, ebenfalls König Franz I. gewidmete Buch „Christianae fidei brevis et clara expositio" zur Hand nehmen. Der „Commentarius" gibt, nach dem Urteile von Dr. Rudolf Stähelin die Grundlinien eines Lehrsystems, „in welchem zum ersten Male in der Reformationszeit die evangelische Heilslehre unter eine umfassende religionsphilosophische Betrachtung gestellt, und in ihrem Gegensatze gegen die katholische aus dem Wesen Gottes und des religiösen Grundverhältnisses heraus als die wahre Religion gerechtfertigt wird, und welches zugleich neben diesem gemeinsamen Gegensatz gegen die mittelalterliche Scholastik auch die Lehreigentümlichkeit Zwinglis gegenüber den reformatorischen Mitarbeitern Zwinglis zuerst in ihrer vollen Eigentümlichkeit hervortreten läßt."

Zunächst fällt die stark polittisierende Widmung an König Franz I., „Christianissimo Galliarum regi", in Betracht. In derselben entschuldigt Zwingli zuerst seine Unkenntnis der Sitten und Gebräuche des französischen Hofes, und klagt über die Menge derjenigen, welche den König umgeben, so daß die Wahrheit und

deren Verkündiger nicht zu seinen Ohren dringen: Bischöfe, Kardinäle und Prälaten, „quidam purpurati pileatique Episcopi“. Dennoch wagt es Zwingli, seinen „Commentarius“ dem allerchristlichsten Könige und seiner Nation, die von jeher im Rufe christlicher Gesinnung steht, zu widmen. Nachdem Germanien sein Auge dem Lichte der Wahrheit zu öffnen beginnt, will er auch Gallien das Heilmittel bieten, durch welches dasselbe wiederum erstrahlen soll. Darauf folgt eine lange Jeremiade über das Joch der römischen Gefangenschaft, das große Verderben der Menschheit, welches gerade auch die Könige und Fürsten durch ihre Herrsch- und Habsucht und die beständigen Kriege mitverschuldet haben. Mehr noch sind Urheber allen Unheils die ungelehrten Bischöfe und Prälaten, die reichen Abteien und Klöster mit ihrem privilegierten Grundbesitze, die müssigen Mönche und Nonnen, welche aus dem Gelde des Volkes schmarotzen, die königlichen Einkünfte schmälern und die Armut des Volkes unterhalten. „Non possum“, lautet die zarte Spekulation auf die Bedürfnisse des königlichen Fiskus und die Gelüste des armen Mannes. „Christianissime rex, hic non libere, quod sentio proloqui: quasi fuit amentia, pietas enim esse non potuit ut Reges patererentur intra fines suos monasteria otiosorum hominum exstare! Si prædones aliquot arcem unam et alteram exstruxissent, nonne tibi exercitibus tuis deturbati et fusi? cum tamen non usu extra discrimen raperent: vindicem enim manum timere cogebantur. Nunc autem, quum tot prædonum impune grassantium monasteria ubique ceu delicinarum omnium paradisi et lustra tanto tempore viguerint, neque obscurum sit, ut omnia omnium bona sibi vendicent, quo fit, ut ad hunc modum adflictam plebem nemo consideret!“

Um diesen Verderbnissen der Fürsten und des Klerus, dem Jammer des Volkes ein Ende zu bereiten, hat Gott sein Wort wiederum durch die Predigt des göttlichen Wortes leuchten lassen, und Propheten auferweckt, welche dasselbe verkündigen: „Ex sceleribus nostris colligere possumus, deum ogi, ut verbum mittat et virgam.“ Zu den Propheten gehört auch Zwingli: „Hanc ob causam, quum, clarissime rex, ipse quoque viderem, iniquissima bella, pugnis atrocissimis exundare omnia, rapinis, contumeliis, furtis, latrociniis omnia conspurcari ac dubia reddi, admoni et

ipse manum aratro, vocemque extuli sic, ut avarissima Roma et idolum, quod illic colitur, etiamsi caro sit crassissima, tamen exaudierit. Tua igitur clarissima celsitudo, o Christianissime rex, hoc, quidquid est operis, tibi dicatum, benigno vultu accipiat. Scripsit aliquando *sanctissimus doctissimusque vir Hilarius, ex Gallis tuis natus, ad omnes Germaniæ fratres et episcopos. Utinam ergo fiat, ut vires reddidisse aliquando gloriari possimus; quod equidem ego non ad nostrum incultum libellum refero, sed ad alia Germaniæ doctorum piorumque hominum scripta.*“

Auf dieſe Apoſtrophe folgt eine Schmähung wider die Doktoren der Sorbonne, welche von der hl. Schrift, Gottesgelehrtheit und Weltweisheit nichts verſtehen, der Habſucht und dem Bauche dienen. Sie ſollen Zwinglis Schrift leſen, aber nur auf Grund der hl. Schrift beurteilen, und ſeine Freunde zu Beratern annehmen. Damit werden ſie an ihm einen Mitbruder gewinnen; anſonſt wird er ihre Gutachten als Schwindel betrachten. „Id autem, si fecerint, lucrabuntur fratrem; sin minus, flocci faciemus, quidquid tandem cornicentur.“

An dieſe Auslaſſung ſchließt ſich eine begeiſterte Schilderung der Vorteile und Verdienſte, welche König Franz I. durch Förderung des göttlichen Wortes gewinnen würde. „Sed mihi crede, charissime Rex, quod ubicumque Magistratus verbo non conatur habenas imponere, ibi optimi quique cum Magistratu sentiunt. Quo deinde facile arcentur hypocrytæ isti et ventres, qui se diaboli ritu in angelos lucis transformant. Sic habet incrementi ratio. Emolumentum, si quis spectare velit, perlecto libro inveniet, quantum respirationis possit Regibus populisque, si ad Evangelii verbum mores reformare statuerimus, provenire“.

Der „Commentarius“ blieb ohne die gehoffte Wirkung. König Franz I. geriet ſchon im April 1525 mit ſeinen Söhnen in kaiſerliche Gefangenſchaft. Er fand weder Zeit noch Luſt, ſich mit dem Buche zu beſchäftigen. Seine Staatspolitik hatte ſich mit den Lehren und Abſichten Mag. Ulrich Zwinglis ſchwerlich befreunden können. Auch er war Machiavelliſt, und hielt die Gallikaniſche Kirche auf Grund der pragmatiſchen Sanktion von Bourges völlig in ſeiner Gewalt. Zu dem Zwecke, Religion und Kirche als Werkzeuge des Despotismus ausnützen zu können, hatte folglich der allerchriſtliche König weder Rat noch Beiſtand der Prädikanten

in Zürich und Wittenberg, „Doctorum piorumque Germaniæ hominum“, nötig. Sehr richtig bemerken die Herausgeber von Zwinglis Werken: „Francisco regi parum curaverat religio; præterquam si ancillaretur et subserviret politicis rebus quamdiu spirabat, atque per eius nomen cum suæ ecclesiæ cives tum protestantes decipere solitus est. Jam illo concordato, quod Leoni X. gratificatus erat, pragmaticam sanctionem, jus et libertatem Gallicanæ ecclesiæ per sæcula vindicata peremerat, quoniam Pontificis ope suam gloriam dominandique cupiditatem expleri cogitabat; sed etiam ipse fallebatur.“

Aus dem Briefe Zwinglis an Dr. Joachim von Watt vom 28. Mai 1525 vernehmen wir Näheres über Zwinglis Stellung gegenüber den Humaniſtenkreiſen. Zwingli konnte Dr. Vadian berichten, mit welcher Stimmung Erasmus den „Commentarius“ und Zwingli ſelber den Weiſen von Rotterdam und Glarean beurteilte: „*Erasmus Roterodamus*, ubi Commentarium nostrum in manum cepit, ut familiaris eius quidam prodidit, dixit: *O bone Zwingli! quid scribis, quod ipse prius non scripserim!* Utinam Erasmus suo stylo argumentum nostrum tractavisset! Jam persuasus esset orbis, et ego non tanta invidia laborarem. Ego semper malui delitescere, sed noluit Dominus, cuius voluntas fiat. Utinam libellus noster *Erasmi* titulo signatus esset! Non cruciaret me pudor ac metus vanæ gloriæ. Coram Domino loquor: posteaquam lecta essent ab omnibus nostra, vellemus nomen apud omnes in oblivionem abiisse! *Glareanus* furit non modo in me, sed etiam in Oecolampadium; omnia movet. Vide, ut cordium cogitationes revelentur, cum Maria, hoc est, hi, qui Christi mater, soror et frater sunt, persecutionis gladio feriuntur. Quis in isto — Erasmo — tantam gloriæ cupiditatem esse credidisset? in hoc autem — Glareano — tantum malignitatis et veneni. *Oecolampadius* in carcerem conjectus est — war ein bloßes Gerücht — die 23. Maii, si vera narrare possunt hæc mendacissima tempora. *Christus ipse in hoc innocente pioque homine captus, quoties eius captivitatis memini, videtur.* Verum hæc te nihil turbent. Hæc initia sunt malorum. Væ urbi isti! A lacrymis, mihi crede, in adflictione huius justi minus tempero, quam si ipse in carcere stringerer!“

2. Polemik mit Joachim von Grüt, Jakob Sulzbach und Valentin Kemper.

Über die Vorgänge zwiſchen den drei Leutprieſtern und Joachim von Grüt während den Streitigkeiten der Jahre 1523 bis 1526 beſitzen wir eine ausführliche Darſtellung des letztern. Dieſelbe iſt nach dem Urteile des Proteſtanten G. E. Haller mit der rühmlichſten Sanftmut und Beſcheidenheit geſchrieben, während nach demjenigen von P. Gall Morel aus den Verhandlungen Zwinglis nicht nur unbeugſamer ſondern gewalttätiger Charakter in grellem Lichte hervortritt. Dieſe Quelle iſt die im Mai 1526 zu Freiburg i. B. gedruckte Vorrede zu Joachim von Grüts verlorner Schrift: „Chriſtenlich anzeigung Joachim von Grüts, das im ſacrament des altars ſei fleiſch und blut Chriſti; wider den ſchädlichen verfüeriſchen irtumb Ulrich Zwinglins in Zürich.“

Von Grüt korrigiert und ergänzt in weſentlichen Punkten Zwinglis höchſt einſeitige Darſtellung. Derſelbe vertrat ſchon im „Götzenkriege“ den Bilderſtürmern gegenüber die verſtändige Meinung, es ſollten zwar alle unwürdigen Bilder und Gemälde aus Kirchen und Kapellen entfernt, dagegen die ehrbaren Bilder, der Heiligen und Jeſu Chriſti, das Kruzifix und die Darſtellung der Leidensgeſchichte „ſo zur andacht reizen“, beibehalten werden. Doch Zwingli drohte, er werde ſofort „an der cantzel offentlich darwider predigen und ſchreien.“ Von Grüt erklärte, er ſehe wohl, Zwingli wolle regieren und predigen, und „nit leyden, daß jemants andres wolle oder redte, dann ſovil er ſagte, vnd im gefiele, vnd gieng damit weg“. Ebenſo war der Unterſchreiber eifrigſter Gegner Zwinglis, der Prädikanten, und Wiedertäufer in der Zehntenfrage. Er bewies, daß der Zehnten im A. T. geboten, im N. T. beſtätigt ſei: „daß man den ſoll geben. Das ich nun mit der hilff Gots ſo luter vnd clar volbracht, das weder der Zwinglin noch ſine mitpredikanten darwider gar nichts mochten“. Noch entſchiedener vertrat der Unterſchreiber die kirchliche Lehre über Meßopfer und Abendmahl gegenüber den Angriffen Zwinglis, der Prädikanten und Täufer. Seiner Einſprache war das zögernde Verhalten der Räte zu verdanken. Zwingli griff den gefürchteten Gegner heftig an in der polemiſchen Schrift „Subsidium sive coronis de Eucharistia“.

Hans Salat, welcher den „ereumann“ Joachim von Grüt persönlich kannte und dessen „Kurze Anzeygung“ vor sich hatte, hat uns auch dessen Schilderung der Vorgänge in der Karwoche 1525 wegen Einführung des Nachtmahls aufbewahrt. Der Unterschreiber beschuldigte Zwingli, er lese das sechste Kapitel S. Johannis falsch und lege die klaren Worte Christi auf seine irrige Lehre aus, wie er ihm aus Cyrillus, Chrysostomus und Augustinus ausführlich bewies. Der Unterschreiber hielt Zwingli vor, er dulde keine andere Meinung als die Seinige. Zugleich erklärte derselbe vornehm, in allen weltlichen Sachen wolle er gerne der Obrigkeit williger und treuer Diener sein; in Glaubenssachen lasse er sich nicht befehlen und halte fest an dem Glauben seiner frommen, ehrbaren Eltern und Vorfahren. Als Zwingli sich für seine rationalistische Deutung der Einsetzungsworte auf Wiklef und die Waldenser berief, und erklärte, es liege ihm nichts daran, ob man ihn wiklefisch, waldensisch oder ketzerisch schelte, bedeutete ihn von Grüt bei dieser offenen Erklärung häretischer Gesinnung. Er überwies Zwingli des Widerspruchs, derselbe habe sich 1523 im ersten Artikel der Schlußreden auf den alleinigen Christus und die hl. Schrift berufen, durch welche der Geist Gottes lehre, so daß sie keines Richters bedürfe. Nun bekenne er, 1525, mit vielen Menschen, die er erst noch als dem Irrtum und Gebrechen verfallen erklärt habe, sich über Auslegung der hl. Schrift beraten zu haben. Ferner tadelte er Zwingli, weil dieser in Zürich mit seinen Praktiken geeilt, und die Zürcher von der Kanzel aus gedrängt, daß sie an die Sache gehen; Zürich, als einem „fürnemen Ort vil erlicher lüt“ stünde es an, voranzugehen und anzugreifen. „Und schribt der ereumann“, fügt Salat bei, „daß ein frommer, verstendiger, erlicher Züricher anfengklich dick zuo im gseit hette, was wil man wetten, es sige ein heimlicher geistlicher pundschuoh.“

In Zürich war jedoch zu Ende 1525 jede Aussicht auf erfolgreichen Widerstand seitens der Katholiken vereitelt. Die römische Soldfrage wirkte verhängnisvoll auf die kirchlichen Fragen ein, und Zwingli säumte nicht, die Lage für seine Sache auszubeuten. Joachim von Grüt wurde deshalb im Herbst 1525 nach Rom gesandt, um die Angelegenheit zu ordnen. Als er um Neujahr zurückkehrte ohne die gehoffte Geldsumme mit-

kennen, sondern mit dem Wunsche Papst Klemens VII., Zürich möge zum alten Glauben der Väter zurückkehren und von Zwingli und dessen Praktiken abstehen, ruhte der volle Haß des Reformators und seiner Anhänger auf ihm, dem „huorensohn", und um seine Stellung als Unterschreiber war es geschehen.

Dennoch wollte von Grut gemäß dem Wunsche der Eidgenossen und mancher Freunde in Zürich mit Zwingli über Messe und Altarsakrament disputieren. Sogar von Rom aus bestellte er sich Bücher, um die schwierigen Fragen auf Grund der hl. Schrift und der Kirchenväter gründlich zu studieren. Er erhielt nach seiner Rückkehr von Rom vier, dann acht Wochen Zeit. Die Anhänger Zwinglis waren beunruhigt, „dann si forchtend, er gewünne im." Allein das Gespräch kam aus triftigen Ursachen nicht zu stande. Die Gegner verlangten, der Unterschreiber solle seine Thesen in Zürich vor Bürgermeister und Räten, in Gegenwart von Geistlichen und Weltlichen aus Stadt und Land, verteidigen. Von Grut, der sich bereits nach Rapperswil begeben hatte, bestritt das richterliche Ansehen des Rates in Glaubenssachen, „dann der Zwingli hat sye ouch nie die gschrifft lassen richten". Sodann verlangte von Grut für sich und seine Freunde freies Geleite. Insbesondere aber stellte er die Bedingung, das Ergebnis des Gespräches solle unparteiisch, „versiglet und bewart", den hohen Schulen zu Paris, Basel, Freiburg i. B., Tübingen oder andern gesandt und von diesen beurteilt werden. Keine dieser Bedingungen wurde angenommen, und das Gespräch in Zürich fiel, kaum zum Unglück für die katholische Sache, dahin. An dessen Stelle trat im Mai 1526 die Disputation zu Baden im Aargau.

In Zürich lebte noch ein Verteidiger des alten Glaubens, welchen nur das Ansehen seines greisen Vaters, des Chronisten, und seiner Brüder schützten, Chorherr Mag. Jakob Edlibach. Dieser auch in den Augen Zwinglis ehrenwerte und theologisch wohlgebildete Priester hatte im Herbste 1525 mit Zwingli persönlich die Kontroverse über Messe und Eucharistie geführt. Als dies ohne Erfolg blieb, schrieb Edlibach seinen vornehm und gediegen gehaltenen „Tractatus de Eucharistia ad Mag. Huldricum Zwinglium", eine der ruhigsten Streitschriften der Reformationszeit. Zwingli beantwortete dieselbe am 14. August 1526 durch die sehr weit-

läufige „Responsio brevis Huldrychi Zwinglii ad epistolam satis longam amici cuiusdam haud vulgaris.“ Allein Mag. Jakob Edlibach mußte, als vorgeblicher Anhänger der Solddienste in den berüchtigten Reisläuferprozeß verwickelt, ebenfalls weichen. Er resignierte sein Kanonikat am 11. November 1526 und zog als Pfarrer nach Grenchen bei Solothurn. Auf der Disputation zu Bern, 1528, bekämpfte er Zwingli mit männlicher Entschiedenheit. Im gleichen Jahre wurde Edlibach Chorherr, 1532 Propst zu Zurzach und starb daselbst am 19. Januar 1546.

Ein bedeutender Gegner der Lehre Zwinglis war Valentin Kompar, alt-Landschreiber in Uri. Derselbe bestritt schon 1524 Zwinglis Lehren in einer nach dessen eigener Aussage „zuchtigen“, leider verlorenen Schrift, „daß ich nach noch dheinen gsehen hab, deß gschrift so ängstlich nur begere die warheit zuo erduren, als die din, ouch das one schmach und schänzelwort.“ Kompar hatte in seiner Schrift Zwinglis Ansichten von Schrift und Tradition, Bildern und Fegfeuer angestritten, und dieselbe unter großem Beifall an der Landsgemeinde verlesen. Es mochte Zwingli ungelegen kommen, daß sein Evangelium in Uri, welches mit Zürich in uralten Beziehungen stand, und Neigung für die neue Lehre hoffen ließ, einen Gegner gefunden, der sogar dem Reformator selber Achtung abnötigte. Doch bemerkt er in seiner „Antwurt Huldrychen Zwinglis Valentino Compar, alt landschriberen zuo Uri geben“, welche am 27. April 1525 im Druck erschien, wenn Kompar nicht vor der Landsgemeinde aufgetreten wäre, so würde Zwingli ihm nicht antworten.

Die „Antwurt“ ist „den frommen, ersammen und wisen landammann, rat und ganzer gemeinde zuo Uri, sinen günstigen lieben herren“ gewidmet. Der Hauptinhalt, die Widerlegung des Landschreibers, enthält nichts, was nicht in den Schlußreden stünde, ist aber ziemlich ruhig gehalten. Die Einleitung ist eine Schutzrede des Verfassers, seiner privaten Lebensführung und öffentlichen Tätigkeit in Glarus, Einsiedeln und Zürich, und bietet sehr wertvolles biographisches Material. Die Hauptsache ist die Widmung, vermöge der stark zutage tretenden religiös-politischen Tendenz, die Landleute zu Uri als die ältesten Eidgenossen für das Evangelium zu gewinnen. Der Verfasser stellt gleich anfangs Wilhelm Tell, „den gottskräftigen Helden und

erſten anheber eidgnöſſiſcher freyheit, und ungmeſſnem haſſer des gwalts", als ſein Vorbild hin.

„Gottsforcht zuo pflanzen wär ich geneigt, vnd was alle fygend von minen jungen tagen redend, wird ſich nimmer anderſt erfinden by allen frommen, denn daß ich die ding, die einer eydgnoßſchaft mögend ſchaden, treffenlicher weder keine pfaffen zuo minen zyten gewert habe. Glycher wys wär ich ouch berett, üch ze Uri in allweg zuo dem evangelio zuo dienen; denn das ſelb der einig troſt der menſchlichen ſeel iſt. Es legt die warheit an tag; es leert Gott recht erkennen, recht lieb haben, recht in jn vertruwen; es macht friden, aber göttlichen friden. Darum ſo zücht es die untrüw harfür, offnet den vnglouben, zeigt die frevnen ſchalkheiten, glychsnery vnd falſchen geiſt an. Darum ſo ſchryend wir ſo ungeſtümlich; denn entweder es zeigt unſer laſter und untrüw an, ſo mögend wir es nit erlyden, als den eigennützigen beſchieht. Oder aber es zeigt die warheit, ſo verletzt man dann die luge, als dem papſt beſchicht; deß gwünn vnd gwerb ligt ganz vnd gar darnider, wenn das evangelium eroffnet wirt. Nun habend aber unſre vordren mit gheinem volk mee übler zyten ghebt, weder mit den geiſtlichen. Darum ſich ſeer ze verwundren iſt, daß wir inen nit nachfarend. Denn hättind ſy ſich von dem ungöttlichen papſttum wol anderſt entſchüttt."

Mag. Ulrich Zwingli verlangte, daß die „Antwurt" an der Maien-Landsgemeinde 1525 verleſen oder doch, wie es ſich jedem füge, zu leſen gegeben werde; „dann ſy nit wenig frucht bringen wirt zuo der waren gotts eer. Es iſt kein nüwer gloub, ſunder der alt, wie in Gott durch die heiligen Apoſtel geleert hat." Sehr zweifelhaft iſt, daß Zuſchrift und Anerbieten verleſen und angenommen wurden. Die Vorgänge in Zürich ſeit Oſtern 1525 waren nicht dazu angetan, den Landleuten von Uri das Evangelium des „ſchrybens, ſo von Zürych kummt, zuo denen jr von alter har bſundre meinung ghebt habend vnd ſy zuo üch, vil deß gnemer" zu machen. Zwinglis frommes Anerbieten, den Urnern das Evangelium zu bringen, fällt überdies in eine Zeit, da er ſich bereits ernſtlich mit politiſchen Praktiken und ſtrategiſchen Plänen gegen die fünf innern Kantone beſchäftigte, um ihnen das Evangelium mit Gewalt „genehm" zu machen, falls ſie ſich nicht freiwillig Chriſto gewinnen ließen.

Die Klagen des Reformators, daß er stets neue und schwere Kämpfe zu bestehen habe, waren trotzdem nur zu sehr begründet. Einerseits tadelten die Revolutionäre das Zögern und Schwanken in seinem Vorgehen als Halbheit und Heuchelei gegenüber den Altgläubigen. Die letztern dagegen sahen in Zwingli das geistige Haupt des kirchlichen und politischen Umsturzes. Während Zwingli die Freunde von der Linken zu beruhigen sich bemühte, nahm er den Kampf mit den katholischen Gegnern entweder persönlich oder durch seine Litteraten, und zwar oft mit einer Heftigkeit auf, welche besonnenen Freunden geradezu gefährlich schien.

Schon 1523 hatte der greise Dr. Hieronymus Gebwiler, Lehrer der Rhetorik in Straßburg, gegen Zwingli geschrieben, ihm Schmähungen der Mutter Gottes und der Heiligen vorgeworfen, dabei sogar die Ansicht geäußert, man sollte fast glauben, Zwingli sei von Juden und Turken beeinflußt. Zwingli ließ „den alten Schulmeister, der in vil künsten, vorus des geistlichen rechtens verschlissen und usgenutzet ist", durch einen „Schwyzerbur und Hafengießer", Hans Fueßli, eine äußerst derbe Antwort widerfahren. Er selber schrieb die Vorrede. Fischer haben, nachdem Christus getödtet war, dessen Lehre verkündigt. „Und nam mee zuo, dann do er lyblich hin war. Also, wenn ir wanend die vertryben han, welche sich uf die göttlich warheit bas verstand, und das gottswort eigenlich bruchen, werden die hafner, müller, glaser, tuochscharer, schuohmacher, und schnyder leeren. Es ist jetzt an denen: die fischer hand es vor gethan. Ouch ir, lieben schueler des Gebwyler, wellend ir die göttlich warheit klar horen, zuchend von dem rhetor und kumend zuo dem hafengießer!"

Zwingli selber behandelte ehrenwerte und hochgebildete Gegner, wie Dr. Hieronymus Emser, Hofprediger in Dresden, Dr. Kaspar Schatzger, Provinzial der Observanten, Dr. J. Fabri, „Heterli", Dr. Johann Eck, „Gegg", Dr. J. Kochlaus, „Kochlöffel", Heinrich VIII., „küng von Engelland", in keinem edlern Tone. Als die drei Bischöfe Hugo zu Konstanz, Christoph zu Basel, und Sebastian zu Lausanne sich am 1. April 1524 in sehr würdevoller Zuschrift an die Tagsatzung wandten, um Schutz und Hülfe baten, und auf das künftige allgemeine Konzilium hinwiesen, verfaßte Zwingli zu handen der Eidgenossen eine Entgegnung: „Huldrych Zwinglis anmerkung uf der

dry bischofen fürtrag an die sämtliche Eidgnoßschaft."
Zwingli bestritt rundweg und in heftiger Sprache jede Autorität der Bischöfe und Konzilien, die Bischöfe schalt er Wölfe, die vom neu hervorgehenden Lichte des Evangeliums nichts wissen wollen, die treuen Hirten lästern und verfolgen. Er stellte den Grundsatz auf „den Prediger solle die Kirchhöre wählen, darin er predigen wirt, denn diese wirt über in urteilen, fast nieman. Denn dies urteil hat unser lieber Herr Jesus Christus dem gemeinen menschen gegeben, da er spricht Hüetend üch vor den falschen Propheten. Ir werdend sy an den früchten erkennen. Das ist zuo gemeinen Christen geredt." Den Eidgenossen, besonders den vier Waldstätten, sollen Zürich und die andern Orte, welche dem Evangelium „zuofallend", lieber sein als Papst und Bischöfe, lieber als alle Fürsten und Herren. Zürich will ihnen durch das Gotteswort Freiheit, Frommkeit und Ehre retten, „und so ir uch einfaltiglich diesem nachhaltend in einbarung des göttlichen worts, mag uch nit geschadt werden weder von den fürsten der welt noch der höllen!"

Fortwährend kämpfte Zwingli gegen Fremdendienste und Pensionen als unchristliche Werke der Habsucht und des Ehrgeizes, als eine Gefahr für das Evangelium und die Freiheit des Vaterlandes, die Arbeitsfreude der Völker, und als Verderbnis der guten Sitten. Die schlichte schöne Heimat soll den Eidgenossen genügen. Trägt das Vaterland auch nicht „zimet, imbet, malvasi, nägelin, pomerantzen, inden und solliche wyberschleck, so treit es anken, käsen, milch, pferd, schaf, veh, landtuoch, wyn und korn überflüssig, daß ir darby schone starke lüt erziechen, und was ir in üwern landen nit habend, ring mit dem andren, das ir in ünsern landen habend, deß andre menschen manglend, ertuschen und koufen mögend." Das Heilmittel gegen alle Übel des Vaterlandes ist die Erkenntnis Gottes aus seinem eigenen Wort. Zwingli tat in diesem Sinne abermals einen kraftigen Schritt, zugleich in der Absicht, das Entschreiten der Bischöfe unwirksam zu machen und dem Evangelium neuen Fürgang zu verschaffen. Er richtete, diese seinen Namen kund zu tun, an die Tagsatzung in Luzern und die Eidgenossen am ersten Montag des Mai 1524 die Schrift:

„Ein trüw vnd ernstlich vermanung an die frommen Eidgnossen, daß sy sich nach jrer vordren bruch und gehalt leitind, damit sy die untrüw und gefärd jrer

fygenden nit beleidigen mög. Beschriben von einem eidgnossen, der jez usländisch, der aber von herzen gern jrer eeren und guotens zuonemen sähe."

In dieser Zuschrift dringt zum Schlusse wiederum der Gedanke durch, das Evangelium, wie es Zwingli als die „Erkantnuß Gottes" verkündigte, sei das einzige Heilmittel für alle Schäden, Übel und Gefahren der Eidgenossenschaft. „Nun ist gottes erkanntnuß nienenhar klärer kommen, dann us ihrem eignen wort. Wöllend jr nun Gottes erkanntnuß under üch haben, damit jr fridlich und gottesfürchtlich under üch lebind, so stellend allein darnach, das üch das gottswort eigentlich nach ihrem natürlichen sinn geprediget, one zwang und gewalt aller menschlichen wysheit klärlich und verständlich an tag gelegt werde. Dann werdind jr sehen, daß die ürwern von selbs unguoter stucken abston werdend. Alsdann by uns offenlich von etlichen orten geredt wirt, daß sy frömbes krieges abgestanden synd, allein us underricht des gottswortes. Lassend üch nit an die pfaffen, die zuo üch weinend kummend, es gang an jren opfer und pracht ab und schryend: das ist kätzerisch, das ist lutterisch! sunder sehend, was man mit dem wort gottes fürnem, ob man allein zuo der eer gottes und guotem der conscienzen dringt oder uf dem harkommen, pracht und gwalt der pfaffen. Und so jr das sehend allein zuo der eer gottes und seelenheil reichen, so fürdrend es, Gott geb, was jener und diser sag. Denn das wird uch fromm gottesfürchtig lüt ziehen; damit werdind jr unser vaterland behalten, und obs glich dem tüfel leid wär. Dann wo gottsforcht ist, da ist die hülf Gottes, wo die nit ist, da ist die Höll und alles jamer und unrechtes. Darum losend dem gottswort, denn das wirt üch widerum zerächt bringen."

Allein weder die Tagsatzung noch gemeine Eidgenossen waren vorderhand gesonnen, „die trüw und ernstlich vermanung" zur Aufnahme des göttlichen Wortes zu beherzigen. Sie erregte vielmehr das Gegenteil. Bedenken der Schwankenden und Entschiedenheit der treuen Katholiker. Bisher hatten viele die Tragweite der kirchlichen und politischen „Fürnemen" nicht erkannt, die Praktiken Mag. Ulrich Zwinglis ziemlich leicht genommen und sich vor dem Ansehen des mächtigen Zürich und seines ruhelos tätigen Leutpriesters, wie Hans Salat klagt, fast rettenlos

gebeugt. „Denn er, Zwingli, vnd die Zürcher ſetzten täglich brief vnd botſchaften, löuffer vnd poſten in alle umligende ſtett vnd ort, vnd ſchicktend zu hetzen vnd ynblaſen mit vil erdichten glatten worten, vnd meinungen. Durch ſöllich vil vnd mengerley vnabläſſig ir practicieren, vnd daß alle gemelte ort vnd end, Toggenburger vnd Gaſterer, ouch Glarus, Schaffhuſen vnd andere, inen von Zürich wol, aber den V. vnd andern criſtenorten vbel zuowäg vnd fern lagend, etlichen höchſte berg entzwüſchen, vnd ouch das die altglöubigen, wie ob gehört, ließen hingan, nienen ſo tapfern ernſt anleittend, vnd us vnflyß vil verwarlost ward. Iſt deßhalb leider vil volks in den elenden, arbeitſeligen, cläglichen abfall kommen, vnd gewänt, ſy ſyend zum beſten dran."

Die Sachlage änderte ſich, als Zürich im Frühjahre 1524 immer gewalttätiger vorging, und die drei Biſchöfe warnend und mahnend ihre Stimme erhoben. Noch mehr gingen vielen, welche bisher geſchwankt hatten, die Augen auf, als die Untertanen im Thurgau im Sommer 1524 ſich unter Leitung der Prädikanten zum Aufſtande erhoben, die Bilder zerſtörten, die Kartauſe Ittingen plünderten und verbrannten, Steuern und Abgaben verweigerten, und von Zürich aus offenkundig und tatkräftig unterſtützt, dem regierenden Landvogte Joſeph Amberg von Schwyz den Gehorſam verweigerten. Damit wurde der „lutheriſche Handel" zu einer religiöſen und politiſchen Angelegenheit, welche zu entſchiedenem Widerſtande führte und die Tagſatzung jahrelang mehr als jedes andere Geſchäft in Anſpruch nahm.

Auch der Klerus in den fünf Orten, ſah ſich zu entſchiedener Haltung gedrängt, ſollte ihm und dem Volke nicht das nämliche Schickſal wie in Zürich beſchieden ſein. Staatsmänner und Politiker wurden ſtutzig, als die Prädikanten, vielfach fremde Leute, welche gegen Pracht und Gewalt der Biſchöfe zu eifern nicht müde wurden, und nichts ſuchten als „Gottes eer und der nächſten nutz", jetzt bei allen politiſchen und religiöſen Händeln das große Wort mit unerhörter Heftigkeit und Leidenſchaft führten. Zwingli nahm die „hargeloffnen" Prädikanten in Schutz: „Syg aber ein jeder wannen er welle ſyn, wenn er zur verantwurtung uß dem göttlichen wort geſtat, was ligt daran, ob er frömd oder heimiſch ſyg."

Die Anmaßung, mit der Zwingli als „ecclesiastes" in Zürich weit mehr als früher die Biſchöfe und Legaten ſeinen beſtimmenden

Einfluß zur Geltung brachte, und als „Vogt aller Eidgenossen" die Hegemonie Zurichs auf allen Gebieten des kirchlichen und staatlichen Lebens genehm zu machen entschlossen war, wirkte auf weite Kreise auch solche, denen „pracht und gwalt" des katholischen Klerus nicht eben genehm war, ernuchternd zurück. Allein mit allen diesen Bedenken war zweien der größten Schwierigkeiten nicht abzuhelfen: der Unklarheit und Unentschiedenheit über die tiefsten Fragen des Glaubens und des praktischen religiösen Lebens, und dem Wunsche der Magistraten, durch Beseitigung der geistlichen „pracht und gwalt" das Gebiet ihrer Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten zu erweitern, zugleich durch Einzug der Kirchen- und Klostergüter ihre Finanzen zu stärken, welche das Ausbleiben der Jahrzeit-Miet und Gaben in bedenklichem Maße geschwächt hatte.

3. Kleinere Händel und der Sakramentsstreit.

Mit größtem Eifer war Zwingli um diese Zeit bemüht, hervorragende Prediger, welche seine Lehre bekämpften, für das Evangelium zu begeistern. Er hatte großen Erfolg gegen den Dr. Erasmus Ritter, Münsterpfarrer in Schaffhausen. Dieser war 1523 aus Baiern berufen worden, um Dr. Sebastian Hofmeister zu bekämpfen; er tat es anfänglich mit großem Eifer und Erfolge. Allein schon am 4. Januar 1524 konnte ihm Zwingli in „amicum exordium" als „Episcopus Scaphusae, Vorschriften erteilen, wie er das Evangelium predigen solle. „Ne provide vivas, ac solide omnia docens, citraque insignem audacitatem, ut doctrinam nemo convellere, vitam nemo reprehendere possit." Ebenso wandte er sich am 28. Februar 1524 an Dr. Wendelin Oswald, Ord. Pred., Münsterprediger zu St. Gallen. In einem weitläufigen Schreiben suchte er denselben seine Lehre um des Friedens willen genehm zu machen und ihn zu bestimmen, das Evangelium zu predigen. „Et si sic feceris, spero coronam tibi repositam esse, quam suo tempore justus judex reddet. Amen. Omnia boni consulas! nam christianae tranquillitati et praesertim urbis vestrae consultum esse cupiens, haec ad te scripsi. *Urget enim nos ecclesiarum sollicitudo*, quae te quoque, aliquando, spero urgebit. Vale! servetque te Christus, si hoc ei tribuas, incolumem. Huldricus Zwinglius, si hoc ei tribuas, tuus! Dr. Wen-

delin Oswald trat auf dieſe „sollicitudo omnium ecclesiarum“ nicht ein, bekam aber dafür 1526 den Zorn Gottes mächtig zu ſpüren, wie Dr. Fridolin Lindower, Pfarrprediger zu Bremgarten.

Längere Zeit war Zwingli mit Jodokus Heſch, Schaffner zu Ittingen, Freund des Landvogtes Joſeph Amberg, in guten Beziehungen geſtanden. Weil aber der Kartäuſer ſeit der zweiten Disputation im Evangelium irre wurde, ſogar Zwingli gegenüber ernſte Bedenken ſich erlaubte, behandelte ihn der letztere mit Drohungen. Allein Heſch ließ ſich nicht eines andern belehren. P. Jodokus, der früher als Schulmeiſter in der Welt gelebt, ſich große Erfahrungen geſammelt, und einen klaren Blick bewahrt hatte, gab dem Reformator am 28. Februar 1524 eine Antwort, welche dem Ordensmanne zur Ehre gereicht, und zum Beſten gehören dürfte, was je über Zwinglis Perſon und Wirken geſchrieben wurde. Er gab Zwingli über deſſen bald ſchöne und erbauliche, bald rauhe und heftige Schreibart die aufrichtige Kritik:

„Multa tu, Zwingli, et, pie et sancte mones, sed utinam tam civiliter quam feliciter. Quod si civilius fecisses, et si orthodoxorum patrum sententiis atque diuturnis ecclesiæ consuetudinibus scripta tua, quasi linum lino, fuissent annexa, plures haberes et fautores et propugnatores, et simul uberiorem fructum demulsisses. Non omnia, quæ tuo phrontisterio exeunt, mihi probantur, id ego ingenue fateor.“

Jodokus Heſch verwahrt ſich zwar gegen den Vorwurf, er habe Zwingli und deſſen Schriften öffentlich von der Kanzel der Häreſie beſchuldigt. Allein auf deſſen eigene Bitte: „Vis, plane dicam, Huldrice, quid de te et de tua doctrina sentiam? Dicam libere“, antwortete der Kartäuſer: „Sunt in te, mi Zwingli, dotes, a quibus nihil non exspectare debebat Helveticus ager: ingenium ardens, vividum, solidum, masculum; memoria ampla, præsens, promta; animus dexter et ad omnia versatilis, lingua vocalis et expedita. Quibus nimirum virtutibus, si sana doctrina accesserit, ab orthodoxorum Patrum sententiis et ecclesiæ consuetudine nihil diversa, futurum esset, ut te non tam Tigurini quam totius Helvetiæ ager unicum et perpetuum decus salutaremus.

„Sed cum ea, quæ tu doces, cum sententia Patrum a diametro pugnent, atque etiam consuetudines ab universa ecclesia receptas nomini Christiano respuendas spernas, irrideas, subsannes,

nihil boni animus mihi de te præsagit. Erras, haud dubie, mi Zwingli, tota via, immo vehementer exorbitas, et alios una tecum in parem trahis dementiam. Alioqui, quotquot retro fuerant orthodoxi Patres errasse necesaum est, atque universam prorsus ecclesiam, quam Paulus tamen fundamentum et columnam veritatis appellat, utpote quæ spiritum sanctum perpetuum nacta sit instructorem. Unde non parum, sed multa ex nostratibus, etiam gentis primoribus, conjecturam faciunt, ita enim ruina undique apud nos per hominum ora volat, nec id te latet, tuam doctrinam teque, nisi resipiscas, cum ea Vulcano esse sacrandos. Sed hæc ab exitu probabuntur. Hæc tibi, mi Zwingli, extra invidiam scribo, ut, quid alii de te sentiant non ignores."

Es möchte ſcheinen, daß Jodokus Heſch ein Jahr ſpäter anders geurteilt habe. Durch Brief vom 8. März 1525 verſichert ihn nämlich Zwingli ſeiner Hochachtung und ladet ihn nach Zürich ein, wo er gute Aufnahme finden ſoll: „Modo, dejecta hypocrisi, ad Deum fortem, vivum venias ad bibendum. Summa: omnia erunt tibi indubia, tuta et secura." Es iſt jedoch ſehr zweifelhaft, daß die Einladung angenommen wurde; die heftigen Ausfälle gegen die Kartäuſer zu Ittingen im Buche „Vom Predigtamte" beweiſen eher das Gegenteil.

Der Kampf über Meßopfer und Nachtmahl, führte zur Abfaſſung der Streitſchrift „Subsidium sive coronis de Eucharistia". Dieſelbe erſchien am 17. Auguſt 1525. Die deutſche Ueberſetzung: „Nachhuot von dem nachtmal oder dankſagung Chriſti", von Schulmeiſter Jörg Binder beſorgt, folgte am 30. November 1525. Die Schrift wurde der Familie May und den Gläubigen zu Bern gewidmet. Dieſelbe iſt weſentlich dem „Commentarius" entlehnt; ſie ſoll zunächſt denſelben als „Subsidium" ergänzen und Zwinglis Lehre von Sakrament und Nachtmahl als die einzig wahre Satzung Jeſu Chriſti gegenüber den Römern und „anthropophagi" aus der hl. Schrift tiefer begründen. Beſondern Wert verleiht ihr die Darſtellung der Kämpfe in der Karwoche 1525, in welcher der Unterſchreiber, „scriba quidam", in derbſter Weiſe behandelt wird. Der Verfaſſer beteuert, daß er in der Lehre über Euchariſtie und Abendmahl keineswegs Nachbeter von Dr. Karlſtadt ſei, gegenteils ſeit Jahren ſeine ſelbſtändige Anſicht insgeheim vertreten, aber mit derſelben klüglich zurückgehalten habe.

„Fuimus ante plures annos, quam nunc conveniat dicere, huius opinionis de Eucharistia, quam et per epistolam et in Commentario promulgavimus. Sed consilium erat, eam non temere in vulgum disiparе, nec margaritas ante porcos projicere, nisi cum doctis et piis hominibus contulissem. Quae res omnium ferme opinionibus maxima, quum aliquando prodiret, et patronos haberet multos, et invidiam istam clamosam declinare posset, quae a legendo, audiendo, judicando solis quiritationibus deterret pias mentes.“

Das Buch „Subsidium sive coronis de Eucharistia“ hat infolge ſeines dogmatiſchen Inhaltes eine grundlegende Bedeutung. Dasſelbe gab, nebſt dem Briefe Zwinglis an Matthäus Alber über das Altarsſakrament vom 16. November 1524, Anlaß zum Sakramentſtreite. Gegen Mag. U. Zwinglis rationaliſtiſche Lehre vom hl. Sakramente erhob ſich nämlich der heftigſte und nachhaltigſte Widerſpruch aus dem eigenen Lager bisheriger Freunde und Mitarbeiter. An der Spitze der Gegner Mag. Ulrich Zwinglis ſtand kein Geringerer als Dr. Martin Luther mit der ganzen Kraft ſeines Anſehens. An der Seite Luthers ſtritten Dr. Johannes Bugenhagen, „Pomeranus“, Dr. Jakob Strauß, „Struthio“, Prediger in Baden-Baden, Matthäus Alber, Prediger in Reutlingen, Johannes Brenz in Schwäbiſch-Hall, Erasmus und viele andere. Ein ſtandhafter Gegner Zwinglis war in der Lehre vom Abendmahl Benedikt Burgauer, Pfarrer zu St. Laurenzen in St. Gallen. Alle dieſe Theologen-Gegner bekämpfte Zwingli ſowohl in Briefen als in zahlreichen Streitſchriften, ohne jedoch dieſelben bekehren zu können. Die Briefe ſind höchſt wertvoll zur Kenntnis der handelnden Perſonen und der religiöſen und politiſchen Vorgänge des Jahres 1525. Der bedeutendſte iſt das große Sendſchreiben Zwinglis vom 5. April 1525 an Dr. Johannes Ökolampadius und die Prädikanten zu Baſel, „piissimis verbi ministris apud Basileam, fratribus in Domino charissimis“, ein für die Reformationsgeſchichte dieſer Stadt bedeutſames Aktenſtück.

Zwingli brachte ſelber am 23. Februar 1526 den Kampf vor das Volk durch das Buch: „Eine klare Underrichtung vom nachtmal Chriſti durch Huldrych Zwingli, tütſch, als vormal nie, um der einfaltigen willen, damit ſy mit niemands ſpitzfündigkeit hindergangen werden, be-

ſchrieben.“ In dieſem Kampfe wurde Zwingli von Dr. Johannes Ökolampadius unterſtützt, welcher 1525 ſeine Schrift: „De genuina verborum Domini *hoc est corpus meum*“ herausgab. Dieſelbe wurde durch Ludwig Hätzer überſetzt unter dem Titel: „Vom Sakrament der Dankſagung, und dem natürlichen Verſtand der Worten Chriſti: Das iſt mein Leib, nach der gar alten Lehrern Erklärung.“ Luther eröffnete den Kampf gegen Zwingli und Ökolampadius durch die „Epistola ad Rütlingenses“; Zwingli ſchrieb gegen ihn das Hauptwerk: „Amica exegesis id est expositio Eucharistiæ negotii ad Martinum Lutherum, Huldrico Zwinglio auctore“. Das umfangreiche Buch erſchien am 28. Februar 1527 bei Froſchauer.

Zwiſchen den Theologen zu Wittenberg und Zürich waltete fortan über die Lehre von der hl. Euchariſtie ein leidenſchaftlicher Kampf. Die Folge war eine Zwietracht unter den Häuptern beider Richtungen, deren Gehäſſigkeit nicht einmal der weltkluge Eifer der bekannten Straßburger Vermittlungstheologen Dr. Wolfgang Capito, Dr. Martin Buzer und Kaspar Hedio und des Landgrafen Philipp von Heſſen durch zweideutige Glaubensformeln und diplomatiſche Winkelzüge zu überbrücken vermochte.

VII. Die römiſche Soldfrage. 1523—1526.

1. Stellung des hl. Stuhles. Der Legat Ennius Filonardi. 1523—1525.

Papſt Hadrian VI. hatte gleich nach Antritt des Pontifikates den bewährten Diplomaten Ennius Filonardi nach der Schweiz geſandt. Deſſen Aufgabe war zunächſt die Erneuerung der Bündnisverträge; nebenbei ſollte er Mag. Ulrich Zwingli für die Intereſſen des hl. Stuhles gewinnen. Der Legat war vorher nach Rom gereiſt und hatte Se. Heiligkeit über die kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe in der Eidgenoſſenſchaft genau und zuverläſſig unterrichtet. „Peropportune accidit, ut Venerabilis frater Ennius, episcopus Verulanus, prælatus noster domesticus, a vobis ad nos accedens, nos de omni statu rerum vestrarum, de animo in hanc sanctam sedem apostolicam vestrorum, deque ceteris rebus

omnibus ita edoceret, ut, quae antea rumore et fama intellexeramus, certius apertiusque quasi manu comprehenderemus; qua opinione vel scientia potius vestrae summae fidei ac virtutis, et in hanc sanctam sedem observantiae adducti, quam vos non verbis et promissis, sed factis praeclaris ac praestantibus ipsius libertatem atque dignitatem armis vestris protegendo ostendistis.“

Schon am 15. November 1522 hatte Zürich durch ſeine Geſandten, welche dem Papſte die Obedienz erweiſen mußten, die Bezahlung der Soldrückſtände von 1521 verlangt. Ältere Forderungen an den hl. Stuhl beſtanden nicht. Die Truppen waren gut gehalten und bezahlt worden. Bevor das Schreiben „Non dubitamus“ vom 24. Januar 1523 nach Zürich gelangte und der Legat perſönlich in Zürich eintraf, hatte Zwinglis Einfluß den Abſchluß eines neuen Bündniſſes bereits vereitelt. Das Entgegenkommen des Papſtes wies der Reformator ſchroff zurück. Ennius Filonardi trat ſeine dritte Sendung zu den Eidgenoſſen, wie ſein Biograph J. Kaspar Wirz ausführt, bald nach der erſten Zürcher Disputation, im April 1523, an, um dieſelbe noch ſechs Mal unter den größten Widerwärtigkeiten, Störungen und Gefahren zu verſehen. Der kluge und weitſichtige Prälat befolgte nebſt der politiſchen Miſſion bis 1533 auch eine weſentlich religiöſe Aufgabe, und zwar mit ebenſo viel Umſicht und Tatkraft als Erfolg. Sein Beſtreben war, die katholiſchen Stände unter ſich zu einigen und wo möglich die Getrennten zum alten Glauben zurückzuführen. Wirz, wohl der beſte Kenner aller bezüglichen Aktenſtücke des vatikaniſchen Archivs, charakteriſiert Ennius Filonardi gegenüber den argen Verunglimpfungen durch die neuere Polemik wider die römiſche Kirche, welche meiſtens aus deren eigenem Schoße hervorgegangen iſt, geradezu als den größten aller Nuntien in der Schweiz. Derſelbe hat in die Entwicklung der ſchweizeriſchen Verhältniſſe tiefer eingegriffen als jeder andere päpſtliche Geſandte vor und nach ihm, tiefer ſelbſt als Kardinal Matthäus Schinner.

Überaus troſtlos waren die Verhältniſſe, faſt unüberwindlich die Schwierigkeiten, unter welchen Ennius Filonardi 1523 ſeine Miſſion antrat. In Rom ſelber hatte er eine mächtige Gegenpartei, an deren Spitze ſein politiſcher Antipode, der Biſchof zu Piſtoja, Joh. Anton Pucci ſtand, welcher ſeit ſeiner letzten Nuntiatur

mit Zürich zerfallen war. Auf der Tagſatzung wirkte ihm, dem Freunde des Kaiſers, der franzöſiſche Geſandte Dangerant mit dem großen Anſehen ſeiner Partei und allen Mitteln der Diplomatie entgegen. Vor allem aber hatte Mag. Ulrich Zwingli die triftigſten Gründe, Ennius Filonardi, welcher in Zürich ſich ein gutes Andenken bewahrt hatte und redlich für die Löſung der Soldfrage eingetreten war, vom Schauplatze ſeiner Taten ferne zu halten. Konnte Zwingli es auch nicht hindern, daß dem Legaten das Geleite zugeſtanden wurde, Zürich ſollte derſelbe nicht betreten, um dort ſeinen Einfluß zur Beſiegung der kirchlichen und politiſchen Revolution, welche Stadt und Land in Aufregung hielt, nach dem Wunſche des Papſtes geltend zu machen.

Als der Biſchof von Veroli im April 1523 nach Zürich kam, war der Bruch mit dem Papſt und Biſchof, die Vernichtung der kirchlichen Auktorität ſo gut wie vollendet. Die Anhänger Frankreichs bezeugten ihm als Sachwalter des Kaiſers offene Abneigung. Sein Aufenthalt in Zürich war unter ſolchen Umſtänden unmöglich geworden, der Legat mußte in Konſtanz wohnen. Als Dr. Fabri und Filonardi nach Zürich gehen wollten, um Zwingli auf der zweiten Disputation entgegenzutreten, wurde beiden das freie Geleite verweigert. Gardehauptmann Röuſt erhielt nur ſchwer die Erlaubnis des Rates, in ſeiner Stellung bleiben zu dürfen.

Um die Zürcher zu begütigen, hatte der Legat mit perſönlichen Opfern den Schuldbetrag von 30,000 Gl. auf 23,000 Gl. ohne Zinsberechnung herabgemindert, die Ehrengeſandten nach Rom mit 580 Gl. entſchädigt, und die baldige Abzahlung der Reſtanz durch Papſt Hadrian VI. in Ausſicht geſtellt. Der Rat verſicherte darauf S. H. ſeiner Treue und Ergebenheit. Als die Bezahlung nicht gleich erfolgte, beſchwerte ſich Zürich am 27. April 1523 in einem Schreiben, das nach Mörikofer von Zwingli beeinflußt war. Meine Herren von Zürich finden beim hl. Stuhl weiter nichts als gute Worte. Der Franzoſe zahle gut; faſt ſollte man glauben, der Papſt ſehe die Schwierigkeiten, welche die Obrigkeit mit ihren Untertanen habe, gerne, und ſei nicht geneigt, der Stadt Treue und Glauben zu halten. Ennius Filonardi ſandte den groben Brief zurück. Als Hadrian VI. eine Schuldverſchreibung von 23,000 Gl. ausſtellte, ſtellte der Rat von Zürich am 24. September 1523 eine kleinliche Gegenrechnung von 24,915¼ Gl. und 500 Dukaten auf.

Bald darauf wurde Ennius Filonardi nach Rom berufen, um dem neugewählten Papſte Klemens VII. über die Lage in der Eidgenoſſenſchaft zuverläſſige Kundſchaft zu geben. Der Rat von Zürich erhielt durch Brief des Gardehauptmanns Kaspar Röuſt bereits am 22. November 1523 die Botſchaft, daß am 19. November der Kardinal Julian von Medici als Klemens VII. zum Papſte erwählt worden ſei und am 27. November gekrönt werde. Er riet ſeinen Mitbürgern, eine Geſandtſchaft nach Rom zu ſenden, dem Papſte die Obedienz zu erweiſen, und die Verhältniſſe zu ordnen. „Iſt mir kein Zwifel, ſi wurde wol gehalten, dann ich weiß warlich, daß kein bapſt hette mögen werden, der einer loblichen ſtadt Zürich gnädiger und beſſer wäre. Sovil han ich von S. H. jetz vnd vornacher verſtanden.“ Zürich befolgte den Rat und ſandte eine Botſchaft, Hans Rudolf Lavater, Fähndrich, und Jakob Werdmüller, Lieutenant, eifrige Freunde Zwinglis, und Joachim von Grüt, Schreiber im Feldzuge von 1521, nach Rom.

Wahrſcheinlich an dieſe erſte Abordnung und an Gardehauptmann Röuſt richtete ſich eine undatierte Inſtruktion des Rates im Geiſte Zwinglis: Die Boten mögen Klemens VII. über den Hinſcheid der Päpſte Leo X. und Hadrian VI., daraus M. Herren viel Unruhe entſtanden ſei, ihr Beileid ausdrücken. Sie ſollen dem Papſte auch die Freude S. H. über die Wahl bezeugen, weil S. H. als Angehöriger des Hauſes Medici in der Vereinigung mit Papſt Leo X. ebenfalls begriffen ſei. „Ungezwifflet, er werde deſter gnädiger ſich gegen der loblichen Stadt Zürich in ihren anliegenden ſachen erzeigen. Der Papſt möge ſich erinnern, wie in vergangenen Jahren eine Stadt Zürich mit großen trüwen und ſorgen dem ſtuol zuo Rom zuogezogen, erlich und wol gedient hab; deß ir Heiligkeit ein ſtadt Zürich billich genteßen laſſen ſöllte.“ Bei der Audienz ſoll Rudolf Lavater, unzufrieden mit dem Ausgang der Unterhandlungen, Sr. Heiligkeit den Fußkuß demonſtrativ verweigert haben.

Biſchof Pucci konnte am 20. März 1524 an Zürich ſchreiben, der hl. Vater werde nur den halben Sold bezahlen, weil die Zürcher Truppen den Dienſt nicht vollendet haben und die päpſtliche Kammer zu größern Leiſtungen unvermögend ſei. Doch erbiete ſich S. H. zu größerm Entgegenkommen: „*modo vos, Domini Turicenses, tales et erga sanctam Romanam Ecclesiam in hu, quæ con-*

cernunt irreprehensibilem ac immaculatum christianæ fidei cultum exhibeatis, ut intelligat Sanctitas sua, vos Ecclesiam Romanam, *ut charissimam matrem vestram ac omnium christianorum reverendam, colere, defendere atque tueri*. Hoc si feceritis, ut fecistis hactenus, et imposterum vos facturos non dubitatur, nihil est, mihi credite, quod de romano pontifice et præsertim de Clemente septimo, nedum sperare sed vobis firmiter polliceri possitis."

Noch deutlicher lautete das gleichfalls vom 20 März 1524 datierte Breve „Audito adventu oratorum". Verfasser ist Kardinal Jakob Sadolet, Bischof von Carpentras, nach Dr. Rudolf Stähelin ein sehr einsichtiger und wohlgesinnter Prälat. Der Papst äußert seine Freude über die Abordnung der Gesandtschaft, aber ebenso sein Befremden, daß Zürich einzig nur die Soldfrage, „unius prætensi stipendii petitio", vorbrachte. Zu seinem tiefsten Schmerze hat S. H. erfahren, daß die Herren von Zürich durch etliche die lutherische Häresie predigen und unter dem Volke verbreiten lassen. Sie mögen diese Predigt des Irrtums abstellen und ferner nicht mehr dulden, dann werden sie das größte Entgegenkommen finden. Die Spitze war gegen Zwingli und die Prädikanten gerichtet. „Confidentes, vos, tam diu inter devotos filios sanctæ sedis filios de cetero non permissuros fore, quod aliquis deinceps in oppido et dominio isto vestro loquatur aut faciat, quod devotam et religiosam plebem istam a sanctæ matris Ecclesiæ præceptis ac sanctorum patrum institutis deviare abque seducere possit. Præfatos oratores vestros libenter audivimus, eorumque postulatis, quantum ratio requirebat et vires nostræ præsentia suppetebant, benignas aures præbuimus, ut ex eorum relatu cognoscere poteritis."

Auf das Feierlichste betont Se. Heiligkeit sein aufrichtiges Wohlwollen für die Eidgenossen, und bittet sie, diese Gesinnung einzusehen und anzuerkennen. „Si opus esset, ex debito et amore pii patris non parum sanguinis nostri pro vobis effunderemus." Um seine Gesinnung durch die Tat zu beweisen, Friede und Eintracht zu befördern, sendet S. Heiligkeit als Vertrauensmann den bewährten Ennius Filonardi, damit er alle Geschäfte als aufrichtiger Freund der Eidgenossen besorge. Die ganze schöne Stelle ist Zeugnis, daß der Pontifikat Klemens VII. in Bezug auf Leitung der Kirche, gerade gegenüber den ebenso schwierigen als verwi-

renen Zuſtänden in Zürich und der Eidgenoſſenſchaft von weitſichtigen Geſichtspunkten getragen, der Papſt von apoſtoliſcher Hirtenſorgfalt beſeelt war.

Gardehauptmann Röuſt ſchrieb gleichzeitig am 21. März 1524 nach Hauſe die eindringliche Mahnung: „Darum ouch üch, minen gnädigen Herren zu bedenken iſt, was ir nutz, lob und eer mag ſin, damit ſi ouch gegen bäpſtliche Heiligkeit mag beliben in großer achtung, als ſi dann, nach minem bedunken, bis jetz geſin ſind.“ Ennius Filonardi, welcher gleichzeitig ſeine vierte Legation angetreten hatte, verſicherte ſeinerſeits am 7. Mai 1524 von Konſtanz aus Burgermeiſter und Räte des größten Entgegenkommens, wenn ſie tun, was ihnen wohl anſteht: die Dinge ernſtlich betrachten, und ſich gleich ihren Vordern zur heiligen Kirche neigen. Zürichs Antwort war die Abſchaffung der Kreuzgänge, Bilder und des Fronleichnamsfeſtes. Noch am 7. Juli 1524 gab Ennius Filonardi dem Magiſtrate Nachricht, die Herren mögen offenen Sinnes, „aures aperire“, mit dem Papſte über die Angelegenheiten der Kirche unterhandeln; dann werde der Sold bezahlt und das größte Entgegenkommen bewieſen. Die Geſandten ſeien des Wohlwollens Sr. Heiligkeit verſichert worden, „sicut ipsi sciunt. Sed postea ex quibusdam litteris s. S. immutatam et indignatam ob illam novellam fidem et divini cultus mutationem in Dei, sanctorum et sanctitatis suæ et apostolicæ sedis apostolicæ spretum.“ Allein Zürich, das von Rom keine Glaubensvorſchrift, ſondern nur Geld wollte, hütete ſich, ſchreibt Mörikofer, auf dieſen Glaubensbrief zu antworten.

Der Papſt hatte ohne Zweifel das vollſte und heiligſte Recht, als Oberhaupt der Kirche die Unterdrückung der neuen Lehre und die Herſtellung der kirchlichen Ordnung von den Magiſtraten Zürichs mit aller Entſchiedenheit zu verlangen. Es geſchah in mildeſter Form. Eine ganz andere, ernſte Frage iſt, ob es politiſch klug, überhaupt rechtlich in Ordnung geweſen ſei, die rein materielle Soldfrage mit der religiöſen Frage in dieſer Weiſe zu verbinden, die Bezahlung der Schuld von der Rückkehr zum alten Glauben abhängig zu machen. Es iſt dieſe Frage auch unter der Vorausſetzung berechtigt, daß die Bündniſſe von 1516 und 1521, welche die „assidua devotio erga S. Sedem apostolicam et obedientia erga S. Romanam Ecclesiam“ vorausſetzten, nie

rechtlich gekündigt waren, ferner, daß die meiſten zum Solde berechtigten Hauptleute ſeit 1521 der Lehre Zwinglis anhängig, „apostatæ a fide catholica“ geworden waren. Es gilt das Bedenken auch unter der ſichern Annahme, daß Abneigung von Joh. A. Pucci das Verhalten der Kurie und franzöſiſcher Einfluß die Politik von Zürich beſtimmte.

„Der Handel wegen der Soldfrage ſpielt, bemerkt J. K. Wirz mit vollem Rechte, in der Geſchichte der Reformation eine verhängnisreiche Rolle. Das ſtete Zurückbleiben der Soldgelder hatte beim Zürcher Volke und vielen andern Eidgenoſſen ſeit langem eine tiefe Verſtimmung hervorgerufen, welche ſowohl der franzöſiſche Geſandte gegen den Legaten und deſſen Politik auszunützen verſtand, als Zwingli es leicht machte, nicht nur dem Legaten den Aufenthalt in Zürich zu verunmöglichen, ſondern auch Behörden und Volk gegen Papſt und Kirche zu verhetzen und den Einfluß der immer noch ſtarken katholiſchen Partei zu lähmen. Als Ennius Filonardi im April 1524 nach Konſtanz zurückkehrte, fand er die Lage troſtloſer und verworrener als vorher. Seit der zweiten Zürcher Disputation war Zwinglis Sieg entſchieden. In Bern, Baſel und Schaffhauſen war in dieſer Zeit die Kirchenpolitik ſchwankender als je. Der Thurgau ſtand, von Zürich begünſtigt, in offenem Aufruhr.“

Die Volksabſtimmung im Juli 1524 ergab in Stadt und Landſchaft Zürich ein Mehr, daß Burger und Untertanen gleich dem Magiſtrate „ganz begierig und geneigt ſeien, alles, das die ere des einigen Gottes und unſers Herren Jeſu Chriſti, der ſin roſenfarwe bluot allein für uns vergoſſen hat, zu fürdern, dem allein anzehangen, das heilig Evangeli, die war göttlich gſchrift und Gottes wort ze hanthaben, dasſelbe ze ſchützen und beſchirmen.“ Damit hatte das Volk die Mitverantwortung für das Vorgehen Zwinglis und die Kirchenpolitik ſeiner Regenten in allen Teilen übernommen. Allein der Legat gab auch nach dieſem Siege des Evangeliums ſeine Hoffnung noch nicht auf, Magiſtrat und Volk von Zürich auf andere Wege zu bringen, und die Haltung des hl. Stuhles zu rechtfertigen. Vor ſeiner Romreiſe ſchrieb er am 26. Juli 1524 neuerdings an Bürgermeiſter und Rat. Er beteuerte ſeine liebevolle und treue Fürſorge für das Wohl der ihm früher ſo eng befreundeten Stadt Zürich, „excellentissimæ reipublicæ“, wie er auch dem hl. Stuhle die Treue

bewahre. Er bete für Zürich und sehne sich gleich einem Mitbürger nach dem Tage, die Stadt wieder in ihrem frühern Glanze strahlen zu sehen: „bona omnia et illam pristinam pulcherrimam lucem in civitate vestra cupio, ad quam tanquam justitiæ et splendoris normam omnes Christiani principes conformabant."

Bürgermeister und Rat dagegen ließen dem Nuntius am 12 August 1524 ein Schreiben an den Papst folgen, worin sie das Soldanthaben neuerdings reklamierten, und den Vorwurf der Ketzerei abzuweisen sich bemühten. „Non possumus tamen satis mirari, vestram sanctitatem *nos de Lutherana secta suspectos habere*, ac si eam foveamus. Recte siquidem Sanctitas vestra de nobis persuasa est, *quippe qui nihil concupiscamus patimur quam purum verbum Dei*, et ut quisque ex sacra novi et veteris testamenti scriptura defendere potest. Etsi aliter factum fuerit, ubi de errore informari possumus, volumus et lubentissime ab eo cadere; *secus facere non licet propter salutem*."

Zu Ostern 1525 kehrte Ennius Filonardi zum fünften Male als Legat zurück. Er überbrachte das große Breve „Vetus illa nam [illegible]", vom 14. Februar 1525, mit Kreditive an die April-Tagsatzung zu Baden. Das Schreiben ist über den Gesandten des Lobes voll. Gardehauptmann Röust empfahl am gleichen Tage durch persönliches Schreiben den Legaten zu guter Aufnahme. Er wußte zu berichten, es werde mit treffenlicher fygantschaft wider eine lobliche Stadt Zürich gehandelt. Doch sei der Papst „ganz gnedig vnd geneigt willens vnd kann ermessen, woher solich fygentschaft kumpt, vnd hat sich bishar nit lassen bewegen, keinswegs wider iwer gnaden ze syn." Erst nach langen Verhandlungen wurde dem Gesuche des Legaten um freies Geleite für die Tagsatzung entsprochen. Ennius Filonardi fand die Lage noch viel ernster als im Jahre zuvor. In Zürich hatte soeben jeder katholische Gottesdienst aufgehört. Das Stift zum Großen Münster war reorganisiert, die Klöster waren aufgehoben. In Konstanz hatte das Evangelium, von Zürich aus mächtig gefördert ebenfalls siegreichen Fürgang genommen. Der Legat sah sich genötigt, seine Residenz nach dem bereits gefährdeten Chur zu verlegen. Von Chur aus richtete der Legat bereits am 24 April 1525 ein nachdrückliches und würdiges Mahnschreiben an Bürgermeister und Rat von Zürich. Er bat inständig, die ihm so teure Stadt

Zürich möge dem hl. Stuhle wiederum die alterprobte Treue erweiſen, zur Kirche zurückkehren und damit die endgültige Löſung der Soldfrage herbeiführen. „*De quibus omnibus nihil dubitaretur*, si, quæ novimus justa et honesta, sine disputatione amplecteremur, *et ad vetustissimos ac sanctissimos ritus ac probatissimos mores et simplicem illam ac sanctissimam helveticam vitam redire vellemus.* Rogo veniam et Deum supplicite deprecor, ut surdorum aures aperiantur, et *mihi* tandem gratiam concedat, ut eandem Turicensium urbem, quam 13. anno conspexi, iterum intueri et venerari valeam.“ Von allen dieſen Wünſchen des Prälaten ſollte keiner in Erfüllung gehen. Zwingli pries das Zürchervolk, welches der „allmächtig Gott uß den päpſtlichen Finſternuſſen wie die Israeliſchen Kinder uß Egypten gefüert.“

Beſſern Erfolg hatte vorderhand das Breve: „Vetus jam illa conjunctio“, vom 14. Februar 1525 bei Luzern, den katholiſchen Orten und den Biſchöfen. Das Schreiben gehört zu den wichtigſten Aktenſtücken der Reformationszeit und beſitzt grundlegende Bedeutung für die Haltung des hl. Stuhles. Dasſelbe iſt an die dreizehn Orte gerichtet und von Jakob Sadolet gezeichnet.

„Elegimus ex multis, quos ad vos mitteremus, Ennium Filonardum, Ep. Verulanum, hominem non solum fidum et prudentem, et rerum vestrarum usu consuetudineque peritum, sed qui tanto vobis studio, tanto amore deditus est, ut nihil eximiæ et maximæ laudis ac commendationis, quod non assidue ex ore illius in celebritatem et gloriam vestri generis nominisque procedat. Ei igitur, venerabili fratri Ennio, quamvis ætate gravi et laboribus perfunctus sit, *commisimus arcana omnia consilia nostra vobiscum conferenda, et quid habemus in dignitatem et salutem vestram, ut quantam rerum vestrarum curam, quove amore capiamur, is vobis exponat.* Quem ut benique et grate audiatis, ac illius verbis, nosmet ipsos veluti loquentes, attendatis audiatisque, Devotiones vestras magnopere in Domino hortamur, vobis *promittentes, si nostra paterna monita et consilia,* vestra prudentia et bonitate accepta, ut optamus, *fuerint,* vos vestræ eximiæ virtutis uberiores fructus, quam unquam antea, fore laturos. Sicut et confidimus, et omne, quod vobis utilitati, commodo ornamentoque esse possit, omnibus votis a Deo omnipotente petimus et obsecramus.

sed haec cuncta idem episcopus Verulanus, nuncius noster, aget nomine nostro copiosius vobiscum; cui plenam fidem adhibeatis."

Das Breve führt sodann über die Vorgänge in Zürich eine gegenüber früher bedeutend schärfere Sprache. Zunächst beklagt sich der Papst im Allgemeinen über die schlimmen Zeitverhältnisse, besonders über die Türkengefahr und den religiösen Zwiespalt. Dann folgt die Stelle über die Zustände in Zürich:

„Quo etiam tempore, id quod animo nobis dolori fuit, aliquot ex societate et gente vestra pagi sectae *Lutheranae fallacibus lactatati inescatis, a vera et patrum et majorum vestrorum pietate aliquantum deseruerunt*, quo nihil nobis gravius evenire potuit. Nam etsi apud quoscunque Deo sacratos et verae fidei signaculo munitos populos haec delabes pernicioса moderet, atque nobis molesta sit perolesta, propterea quod hanc curam et vigilantiam pastoralem universo gregi christiano debitam admittentes, tamen in natione et gente Helvetica omne ejusmodi damnum et detrimentum nostrum proprie cor et hujus sanctae sedis viscera vulnerat. Quo enim illa amantius in vobis, dilectis filiis nostris acquiescit, hoc plus sentit ex hac alienatione doloris, cum praesertim intelligat, ex hac quoque causa non exiguas esse inter vos dissensiones excitatas.

„At nos quidem in hac animi molestia non parum inde solatii sentimus, quod non solum maxima pars vestrum in recta fide est constans illamque Deo omnipotenti illibatam conservat, sed etiam apud nos jam non semel restitit, ut auctoritatem nostram obtinere vellemus, atque hominem idoneum cum facultatibus, quae nostra authoritate et virtute, et sedulitate vestra fretus, corrigere, quae depravata sunt et lapsa restituere in pristinum statum posset.

Im Breve an Luzern lautet der Passus: „*In quo defendendae et propugnandae verae et sanctae religionis studio vestra virtus et pietas praecipue se ostendit. Vos enim catholicae fidei tutelam et patrum majorumque nostrorum, qui spiritu sancto pleni fuerunt, auctoritatem divexus illam impiam sectam quodam singulari zelo pientissime susceptis, vestra enim in hoc, vestra unquam erimus et commemorabilis laus est.*"

„In qua re lautet der Text an alle dreizehn Orte weiter, tum nos salutem vestram, et honorem tum nationis Helvetiae, tum vestrum proprium nobis ante oculos proponamus, speramus etiam vestra singulari et diligenti opera futurum, ut fidei catho-

licæ inprimis et huius sanctæ sedis honoris ratio habeatur, et quidem præcipue vobis faventibus, qui honorem summi Dei, qui salutem animarum vestrarum, qui sedis apostolicæ decus, a qua tot ornamenta et decora ad vos profecta sunt, salvum atque inviolatum retinere voluistis. Hic animus vester, hæc pietas, hæc sapientia, si quid addi amori nostro erga vos potuit, permultum addidit. Præclarum erat antea nobis, qui patris et nomen et mentem in vos gerimus, tales habere filios, virtute, fidelitate, fortitudine præstantes, verum etiam ita religiosos, ita Deo deditos, ita ecclesiastici nominis cultores habere."

2. Joachim von Grüt als Unterhändler in Rom. Endgültiger Bruch zwischen Zürich und dem hl. Stuhle.

Im ereignis- und schicksalsschweren Sommer 1525 ruhten die Verhandlungen Zürichs mit dem hl. Stuhle, welcher selbstverständlich über alle die bemühenden Vorgänge auf das Genaueste unterrichtet und dadurch in seinem Verhalten bestärkt wurde. Papst Klemens VII. trug sich, offenbar beeinflußt von Sadolet, dessen Bistum dem Einflusse der Waldenser ausgesetzt war, mit dem Erwägen, die religiösen und kirchlichen Fragen durch ein Religionsgespräch zu lösen, welches zu Lausanne oder Genf stattfinden sollte. Zürich seinerseits tat einen weitern Schritt, die Soldfrage zu schlichten, indem Burgermeister und Räte am 5. Oktober 1525 den als theologischer Gegner Zwingli widerwärtiger, den Katholiken angenehmen, auch in Rom hochangesehenen Unterschreiber Joachim von Grüt zu der überaus schwierigen und verantwortungsvollen Sendung abordnete, beim hl. Stuhle die Zahlung der verfallenen Pension zu fordern. Von Grüt, welcher sich dem Auftrage sehr ungern unterzog, erhielt 100 Gl. Zehrung, „damit er deſter bas gefertiget werde", und die Erlaubnis, dem Papste Ehrerbietung im Namen M. H. zu erweisen, und von demselben „schenki und eerungen, es sye mit gold, silber, siden gwand, kleinoter, zu der Stadt handen, als andere auch getan, anzunehmen. Und so er also anheimisch komen ist, wöllent wir mit im sins solds vnd lons halb früntlich, nach gestalt der sach, eins werden und in benüegig machen." Doch soll er dermalen der Soldforderung halber mit der Kurie in kein Recht stehen.

„Und ob in bäpſtlich Heiligkeit anzuge oder fragte des glaubens wegen, wie, was oder welcher geſtalt wir uns hielten ꝛc., ſoll er im anzöigen unſer mandat, ſo wir deßhalb den unſern zugeſchickt, deßglichen die antwurten, ſo wir bishar unſern getrüwen lieben Eidgnoſſen und mänglichem gegeben haben.“ Der Bote mußte S. Heiligkeit, wie Salat richtig erzählt, auch die „Chriſtliche Ynleitung“ überreichen.

Am 14. Dezember 1525 erſtattete Joachim von Grüt ausführlichen Bericht an Burgermeiſter und Räte. Se. Heiligkeit, mit Zwinglis Lehre und Schriften bereits gut vertraut, habe ihm verſichert: „es kämen doch ſo ſchwer klegten von üch, wie ir handletind mit geiſtlichen perſonen, mannen und frowen, und andern Dingen, und beſunder mit abtüjung des hochwirdigen ſacraments des zarten fronlichnams vnd bluots Chriſti, unſers Herren, daß ſin heiligkeit mit üch nüt könnte handlen, denn iro geplürte ſolichs nit, ir kartind üch dann wider uf den rechten weg. Sin H. könde und möchte ſich ouch nit genuog verwundren vnd erbarmte ſi, daß ein ſölich erlich, criſtenlich, fromm, wis und vernünftig volk, deren vordren, ouch ſi ſelbs, ſo criſtenlich, frombklich und wislich hättend geregiert vnd gelebt, ſich ſo liechtlich, vnd bald durch einen einigen mentſchen hette verfüeren vnd in ſölich weſen bringen laſſen, mit vil ſchärpfern worten, dann ich ſchrib.“ Der Papſt habe in Gegenwart und unter Zuſtimmung der Biſchöfe von Capua und Piſtoja verſichert, alles Vergangene vergeſſen zu wollen, die Soldbeträge von 24,815 Gulden zu bezahlen, aber nur unter der Bedingung, daß M. Herren ſamt Stadt und Land zum katholiſchen Glauben zurückkehren. Der hl. Vater wolle zunächſt auf ſein, des Botſchafters Anhalten, denſelben Gelegenheit geben, ſich über die chriſtliche Wahrheit zu unterrichten und erbiete ihnen ein Religionsgeſpräch in Genf oder Lauſanne. Über ſeine ſchwierige Stellung Zwingli gegenüber äußerte ſich der Unterſchreiber ebenſo würdig als feſt. Bei Überreichung der „Ynleitung“ und der Antwort an die Eidgenoſſen, habe er, unter Hervorhebung ihrer frühern Treue gegen den hl. Stuhl, S. Heiligkeit nach beſtem Vermögen ſeinen Gnädigen Herren günſtig zu ſtimmen verſucht.

„Aber für mich ſelbs ſag ich noch das, wie ich dick offenlich vor üch und im dem Zwingli, under ougen geſagt hab des hei-

ligen ſakraments halb, daß der mann irre; das ſag ich noch und werd im darin gar nüt nachlaſſen. Und ich wöllt lieber, daß ir mich hettind daheimen gelaſſen, ſo hett ich können die geſchrift erleſen. So hand ir mich harin geſchickt; das kompt mir übel. Und ſo bald ich wil und platz haben mag, werd ich in nit unerſuocht laſſen. Das ſöllend ir von mir guoter meinung verſtan, und es üwern biderben lüten in der ſtadt und uf dem land frölich ſagen. Und ich hett es langeſt gern getan; ſo hat es ſich nit wöllen ſchicken. Ir wüſſend ouch wol, wie gern mans hat gehört, wenn ich es hab angerüert. Aber Gott weiß allerdings, wenn es zit iſt. Und ob jetz bi üch uß lere üwerer prädikanten etwas nüws, dem alten widerwärtig, würde fürgenommen und gehandlet, daß S. H. das zuogebe der zit und den jetzigen löufen. Dann diſe nüwerung wäre nit allein bi üch, ſunder durch ganz Tütſchland, und beſcheche villicht darum, daß Gott der allmächtig unſer ſünd alſo ſtrafen und uns deſt bas in erkanntnuß ſin wöllte bringen."

Deswegen möge S. H. den Sold bezahlen, der Neuerung halber ſich nach Notdurft entſchließen, in Überzeugung, E. Herrlichkeit werde deſſen ouch ſtatt tun. Ferner habe S. Heiligkeit dem Geſandten von Zug Auszahlung des Soldes verſprochen; er werde gleichzeitig mit Zürich, oder, wenn die Stadt nicht zum alten Glauben zurückkehre, für ſich allein bezahlt werden. Die freien Hauptleute werden beſonders ausbezahlt mit Ausnahme eines einzigen, „wil er lutheriſch ſig". Hauptmann Röuſt gehe ihm zur Hand. „Darumb, mine gnädigen Herren, ſo wöllind es umb in verdienen; dann er mag üwer diſer zit gegen ander lüt lüzel genießen." Der hl. Vater habe ihn erſucht, in Rom zu bleiben bis zu Eingang des Religionsgeſpräches unter Vorſitz eines Legaten. Er hingegen habe S. Heiligkeit gebeten, das Geſpräch möchte in der Eidgenoſſenſchaft und in der Nähe von Zürich gehalten werden. Die Gn. Herren mögen die Sachen wohl bedenken, S. H. Antwort geben, und zwar in deutſcher Sprache, „damit ihr alle wiſſet, wie die Worte lauten!"

Das Schreiben endet mit ernſten Vorſtellungen: „Gnädigen minen Herren! bedenkend die ſach wol. Ich ſchrib üch nit gern diſer dingen halb; urſach wüſſend ir ſelbs. Aber luogent darzuo, ſuſt werdent ir und die üwern verachtet, wohin man kompt. Es ſagt warlich jedermann, wo ich zuo den lüten kommen und man

diser sachen zuo red wird' ach Gott, wie ist ein solich erlich volk und wesen in disen fall komen! Lieben Herren! man heißt uns leyen. Das ist so gmein, daß ich eben tuon, als dor ich es nit tuo und ich muoß im gvonen, ich woll oder nit. Aber darbi klagt man all ven ein erlich Ort, als stadt und land Zurich, ir s falls. Der Gott verlich uch sinen heligen Geist und ze tuond alles, das im ere und will ist!"

Gleichzeitig mit dem Briefe des Unterschreibers erhielten Bürgermeister und Rat von Zurich das Breve vom 11. Dezember 1521, welches mit den Worten beginnt: „Cum venisset ad nos, a [illegible] nostris, dilectus filius Joachim, scriba vester, homo accu[illegible]tus et prudens." Dasselbe ist ebenfalls von Kardinal Jakob Sadoletus gezeichnet, in klassischem Latein und ruhiger Würde abgefaßt und gehört zu den wichtigsten und denkwürdigsten Aktenstücken der schweizerischen Reformationsgeschichte. Der Papst erläßt die Schuldforderung vom Feldzuge nach Parma und Piacenza im Herbste 1521, wie sie Zurich gestellt unbedenklich [illegible] in ihrem vollen Betrage an, und erklärt sich bereit, dieselbe sofort auszubezahlen, sobald Zurich sich verpflichte, den frühern kirchlichen Zustand wieder herzustellen, und Sr. Heiligkeit von diesem seinem redlichen Willen tatsächliche Beweise gebe. Die Stelle lautet im Urtext mit bestimmter Bezugnahme auf das Vorgehen Zwinglis, der Predikanten und des Rates in Zurich:

„Satisfactum tri volumus, si tamen intellexerimus, illam [illegible] pecuniarum fidelibus summi Dei et catholicæ fidei ac [illegible] Sedis apostolicæ amantibus attribuendam esse. In quo [illegible]num nos jamdudum accepimus dolorem, præsertim cum, si [illegible] catholica et Sedes apostolica alicunde injuria vexantur, [illegible]mus in vobis omne præsidium eius defendendæ collocatum, [illegible], qui et plurimis vestris factis atque officiis, et ipso nomi[illegible]nis nore ac titulo ecclesiasticæ libertatis defensores semper fuistis [illegible]ti, illam ab impiis hæreticis et falsarum opinionum novatoribus [illegible]culeari permiseritis; vestrasque mentes, bene antea in fide [illegible]onica et cultu vero summi Dei fundatas, a nefariis hominibus, [illegible]em pietatem et religionem confundentibus alienari et perverti [illegible]tis passi. Quod et pro honore Dei omnipotentis indignum pro paterna erga vos benevolentia nostra grave et molestum

maxime exstitit. Nec tamen possumus cogitare, qua ratione leves et temerarii homines adversus fidem veram et Ecclesiam catholicam, in qua Spiritus sanctus per electos Dei largo flumine divinitatis locutus est, et omnem scripturæ veritatem aperuit et docuit, quæ quidem Ecclesia errare non potest, suas impias opiniones ac sententias vobis in vera fide patrum vestrorum natis et educatis potuerunt comprobare.

„Quod si, id quod Deus avertat, in his novis et impiis erroribus perstare propositum vobis haberetis, quomodo possemus nos non solum erga vos uti liberalitate, sed pecunias ullas, etiam si maxime vobis debitæ essent, juste et pie persolvere, cum alienis a fide recta, nec quæ ipsorum quidem patria et a vita bona sunt, illis jure relinqui debeant. Sed si vos, filii dilecti, quorum sæpe virtus fidei sanctæ Christi et apostolicæ Sedi fuit adjumento, *rejectis pravis suasoribus*, ad rectum institutum vestræ fortissimæ nationis in Deo rite colendo et vicario Christi hacque Sede sancta veneranda voluntates vestras sensusque retuleritis, tunc non modo vobis supradictæ pecuniæ libentissime persolventur, sed suarum rerum omnium sedes Apostolica et nos in virtute vestra spem subsidiumque omne constituemus.

„Quod, ut faciatis consulatisque vestræ perpetuæ laudi, et piæ, veræ rectæquæ religioni studia vestra addicatis, a Devotionibus vestris maximopere in Domino petimus et obtestamur. Etiam, quoniam exhibuistis per vestras responsiones, nobis et confœderatis Helvetiis ac universis per publicos vestros libellos datos, vos de errore velle informari, *sumus parati, hominem eruditum in sacris litteris, plenum boni spiritus, in aliquem locum mittere, puta Gebennam vel Lausannam, quorum alterum vobis eligendum et diem statuendum arbitrio vestro relinquimus, si vos ad respiciendum lumen veritatis animos vestros reflectere volueritis, qui docent vos fidem patrum vestrorum, per quam solam aditus in vitam æternam est, impiosque suggestores falsarum opinionum, quibus a recta semita fuistis deducti, veris divinis litteris, auctore spiritu sancto, refellat et coarguat.*

„In qua quidem re et in omnibus nostrum ardens studium vestræ et præsentis et perpetuæ salutis poteritis intelligere, sicut cum eodem Joachim, scriba vestro, in hanc sententiam locuti sumus. Quem hortati sumus, ut id ad vos perscriberet, et quem

apud nos detinemus, hoc sola de causa, ut, quam primum in hanc nostram sententiam veneritis, et de solutione et de homine legando disponamus, cum quibus scriba vester est ad vos rediturus, ut intelligatis, a nobis omnia quam paterne fieri. Quod si vos, precibus et hortationibus nostris pro salute vestra susceptis, quod absit, non acceseritis, *nihil horum cum Deo et cum bona conscientia possumus facere, sicut et vos optime ex sacris canonibus et omni divino humanoque jure cognoscere potestis.*“

In Zürich waren die Vorgänge zu Rom lange vor Ankunft des Breve „Cum venisset“ bekannt. Am gleichen 14. Dezember 1525 wurden die ansässigen Guardiknechte aus dem Erbe des Kardinals Schinner bezahlt, um so beim Volke dem Verhalten der Kurie gegenüber eine gute Stimmung zu machen. Als das Schreiben Joachim von Grüts und das Breve „Cum venisset“, am 29. Dezember 1526 offiziell bekannt wurden, richtete sich der Zorn Zwinglis gegen den Unterschreiber. Wie von Grüt dem Papste richtig vorausgesagt, hatte es nicht nur mit dem vom Papste vorgeschlagenen Religionsgespräche seine unübersteiglichen Schwierigkeiten, sondern Zwingli und seine Anhänger wollten von einem Gespräche, welches unter der Auktorität des Papstes stattfinden sollte und sich an das kirchliche Lehramt anschloß, ihrer Stellung gemäß nichts wissen. Es galt daher, ein solches mit allen Mitteln zu hintertreiben. Damit war ein Weiteres gewonnen: der Papst, welcher die Bezahlung des Soldes von der Unterwerfung unter seine Auktorität und der Herstellung der kirchlichen Ordnung abhängig machte, konnte um so leichter des Treu- und Wortbruches gegenüber Stadt und Volk von Zürich angeklagt, seine Anhänger im Rate und Klerus des letzten Restes von Einfluß beraubt werden.

Auf Zwinglis Ratschlag hin schrieb der Rat am 10. Januar 1526 an Joachim von Grüt, welchem der Reformator allerhand gefährliche Praktiken wider Zürich unterschob, daß er beim Papste luoge und allen Fleiß anwende, daß die Soldbeträge bezahlt werden, oder aber heimkehre. Man werde dann untersuchen, woher der „hinderstall“ der Bezahlung komme, und weshalb er mit des Papstes Gelehrten nach Zürich reiten wolle, „so er doch den Zwingli über unsre usgangnen mandat unruowen nit erlassen will.“ Man solle ihm eine Kopie des päpstlichen Briefes zuschicken,

und verlangen, daß der Papſt bezahle und Sendung der Gelehrten nach Zürich verordne „uf 8 oder 14 Tage ungfarlich.“ So ihm nicht begegnet wird, es erfolge Bezahlung oder keine, ſoll er ſofort heimkehren. Alle Briefe des Papſtes und Joachims ſollen dem Gardehauptmann überſandt werden, damit er ſie dem Papſt in Beiſein Joachims vorweiſe. „Mit ermannung, daß er allen flyß anwende; denn wo das geld nit komme, möge er wol ermeſſen, woruf die gemeinden geneigt ſyend zuo fallen. Mögend im in guoter meinung zuo wüſſen thon haben.“ Andere „Anzeigen uf Bapſts und underſchribers gſchrift“ ſind derart in „flammendem Zorne“ abgefaßt, daß ſie vom Rate nicht angenommen wurden.

Nicht beſſer, und aus gleicher Urſache, ergieng es einem von Mag. Ulrich Zwingli verfaßten Entwurfe von drei Ratſchlägen zur Antwort auf das Breve „Cum veniſſet“. Die Abhaltung eines Geſprächs in Genf oder Lauſanne wird rundweg zurückgewieſen, dafür werden, „ſo feer wir ſehend, daß nit uffatz gethon werden mag, und gebürliche verſicherung gſchicht mit gyſel oder leiſtung, Bern, Baſel, Schafihauſen, St. Gallen, Coſtenz“, lauter Zwingli und Zürich wohlbefreundete Städte vorgeſchlagen. Zwingli wollte als Bürger der Stadt nur in Zürich disputieren. Auf Bezahlung der im Kriege wohlverdienten und wiederholt verſprochenen Soldrückſtände wurde kategoriſch beſtanden. „Wo aber üwer heiligkeit uns bezahlung tuot“, „heißt es zum Schluſſe des dritten Ratſchlages, „wöllend wir zuo dem borgen, deß wir lang gebeitet, mit höchſtem dank bekennen, und, ob Gott will, in künftiger zyt mit underthäniger fründſchaft und dienſt erzeigen, daß wir nit allein dem hl. Stuol zuo Rom, ſonder einem jeglichen halten wöllend, darum wir im pflichtig ſind, und uns von der einigkeit chriſtenlicher kilchen nit laſſen ſchränzen.“

Zwingli wagt die Gründe für Verweigerung der Soldzahlung nicht zu beſtreiten. Entſchieden beſtreitet er jedoch Häretiker zu ſein und die Zürcher zu Irrlehren verleitet zu haben. Daneben dringt bereits der Grundſatz durch, die Bündniſſe berühren nur eine weltliche Sache und nicht den Glauben. Beachtenswert iſt das Erbieten des dritten von Zwingli geſchriebenen Ratſchlages: „Suſt iſt die welt jez alſo geſinnet, und vil gebrucht mit läſen, daß ſy ſich nit laßt ab irem verſtand mit gwaltsmandaten wyſen, ſy ſech dann ſelbſt die warheit, und werde damit uberwunden.

Hiermit ſchicken wir üwer heiligkeit commentarium, den Zwingli vergangnes jar dem künig von Frankrych zuogeſchryben hat mit ettlich traktätlinen meer, darin eine ganze ſumm vergriffen iſt der dingen, darum man hüt zangget, vf welche art ouch unſere predikanten leerend. Uber ſöllich ſumm welle üwer heiligkeit jre glerten ſetzen und darwider laſſen ſchryben im druck usgan, unſern herren zuoſchicken; werden und ſollend ſy gebürlich antwurt geben. Da wirt der allmechtig Gott die warheit nit laſſen underligen, ſunder aller menſchen herzen üfnen und die unwarheit an tag bringen. Und werdend wir one allen zorn ſölichem kampf ſtill zuoziehen zu bereden ſyn, und uns zuo end der ſach gebürlich halten."

Am 10. Januar 1526 erließen Bürgermeiſter und beide Räte ein ausführliches lateiniſches Schreiben, „Cum singulari desiderio pedes SS. osculando", an Se. Heiligkeit, welches ebenfalls von Zwingli redigiert wurde. Dasſelbe legt den Standpunkt, welchen ſowohl der Magiſtrat als ſein Berater dem hl. Stuhle gegenüber feſthielten, im Sinne der drei Ratſchläge mit aller nur wünſchbaren Klarheit und Beſtimmtheit dar. Der Stil dürfte als hinreichender Beweis dienen, daß ſich in Zürich auch im Falle einer ſofortigen Auszahlung der Soldrückſtände die Verhältniſſe in keiner Weiſe zu Gunſten der katholiſchen Kirche würden geändert haben.

Das Schreiben „Cum singulare desiderio" iſt nichts weniger als devot gehalten, gegenteils in manchen Stellen gegenüber dem Oberhaupte der Kirche äußerſt höhniſch und beleidigend. „Der Rat mag, wie Mörikofer ausführt, Zwingli, deſſen Beihülfe zur Antwort an den Papſt man bedurfte, den erſten Entwurf zu theologiſch einläßlich und zu ſcharf gefunden haben, namentlich in betreff der Beſchuldigungen gegen den Unterſchreiber. Doch auch die adoptierte Redaktion, deutſch für den Rat, lateiniſch für den römiſchen Hof, kann kaum von einem andern herſtammen als von Zwingli, und zwar in ſo harmloſer Offenheit und ſicherer Ruhe, daß ſelbſt der Humor nicht fehlt." Das Schreiben verdankt zunächſt das wohlwollende Entgegenkommen des Papſtes, beklagt ſich aber ſofort über den Vorwurf der Verführung zu Abfall und Häreſie durch einen oder mehrere gottloſe und häretiſche Männer, ſo daß S. H. darob nach allen Rechten die Bezahlung der Soldrückſtände verweigern müſſe. Als Beweis folgt das Glau-

bensbekenntnis der Zürcher auf Grund des Apoſtolikums und der hl. Schrift des alten und neuen Teſtamentes.

„Credimus enim, quod Ecclesia catholica errare non possit; credimusque quod, cum agamus, quæ Deus et filius eius unigenitus Jesus Christus præcepit, et docuit, non erremus. Credimus denique, etsi quidquid in veris divinis litteris fundamentum non habet nec Deus jussit, non fecerimus, propterea tanquam desertores cristianæ fidei accusari debeamus. Quam ob rem, Bme. Pater, petimus, ut v. Sanctitas semper, quæ meliora sint, de nobis et de nostris sentire velit. Imputatio hæc perversæ fidei inprimis nobis molesta et gravis est, et magno dolore nos afficit. Concionatores enim nostri nihil nos docent, neque nos aliud quidpiam recipimus, nisi quæ ratione per veram divinam scripturam veteris et novi Testamenti ad fidem et veram spem veri æternique Dei perduci queamus. Longissime enim absit a nobis, a vere cristiana fide vel tantillum abscedere, cum omnis nostra spes, omne solatium et fides in verum sit æternum Deum et in filium eius unicum Jesum Christum Dominum nostrum.“

Daran reiht ſich das Verlangen, Se. Heiligkeit möge den Soldbetrag, welcher, wie Ennius Filonardi und andere Legaten wohl bezeugen können, durch Treue und Tapferkeit wohl verdient ſei, ſofort ausbezahlen. „Quod nos, Sedi Apostolicæ non ita multis ante annis secundum tenorem fœderis nostri exhortati, quidquid obligatione debeamus, præstiterimus, animas, corpora, vitam, honorem, et quiquid nostrum erat, exponentes. Quocirca bona spe tenemur, v. S. pro bona ipsius voluntate nulla de causa præfixam pecuniæ summam nobis denegaturam esse, sed per legatum nostrum ad nos illico transmissuram, *quum quidem a Christo, præceptis eius ac fide, quantum per gratiam eius licuit, nunquam defecimus; constituimusque vestræ Sanctitati et sedi Apostolicæ deinceps exhiberi fideli animo, quidquid debemus, ut decet obedientes et pios.* Apud nos enim est est, et non non; si cui promittimus, omnino esse volumus. Id quod Christi fidelibus ante omnia congruit, tum erga Christianos tum Turcas, sine omni excusatione.“

Die Frage wegen der Disputation kam Zwingli in hohem Maße ungelegen. Dr. Johannes Eck, Profeſſor und Vizekanzler an der Univerſität zu Ingolſtadt, ſelbſt nach dem Urteile der Herausgeber von Zwinglis Werken, „der gelehrteſte, beredteſte,

gewandteſte und kühnſte Kämpfer für den bisherigen Kirchenglauben", hatte ſich ſchon am 13. Auguſt 1524 anerboten, mit dem Reformator zu kämpfen und deſſen Irrlehren zu widerlegen. Joachim von Grüt hatte bald nachher ein gleiches Anerbieten vorgebracht. Ulrich Zwingli ſtand daruber, unterſtützt von Dr. Sebaſtian Hofmeiſter in Schaffhauſen, mit Dr. Joh. Eck in heftiger litterariſcher Polemik. Als Klemens VII. das Religionsgeſpräch vorſchlug, erklarte der Reformator im Schreiben „Cum singulare desiderio", er werde ſich nur in Zürich auf ein Geſpräch über die ſtreitigen Religionsfragen einlaſſen. Die trefflich gelegene Stadt, dem hl. Stuhle einſt ſo angenehm und treu in deſſen Dienſten, wunſche das Geſpräch in ihren Mauern und biete jedermann, wie die frühern papſtlichen Legaten zur Genuge wiſſen, Sicherheit und Annehmlichkeit für ein ſolches Geſpräch:

„Quod civitas nostra ad hoc consilium locum praestare queat aptissimum omnium, qui in nostris terris existunt. Suspicionis profecto insidiarum carere non posset, si hoc tempore S. S. eam fundare velit, praesertim si nos circa fidem tam perniciose erraremus! Decet namque Sanctitatem vestram imprimis ut patrem, vicia et morbos inquirere in his locis et eradicare, ubi errata sunt. Medicina enim non juvat, nisi adhibeatur ubi dolor est. Neque dubium sit S. v., si ex concionatoribus nostris quisquam in errore deprehensus fuerit, nec se ad recantationem promptum praestiterit, quin hunc non minus debita pena adficere destinaverimus, quam si in ullo alio loco foret.

„Accedit, quod scriba noster nobis denunciavit, se prorsus unum ex nostris concionatoribus compellaturum super doctrinam Sacramenti Corporis et Sanguinis Christi. *Quocirca facile S. v. intelligere potest, quod nobis minime conveniat, duos nostre urbis preces dimittere, atque ad jura civitatis.* Quapropter iterum erit commodissimum, ut v. S. illum virum, quisquis sit, cum dicto scriba nostro huc in nostram civitatem transmittat. Sic enim alter alteri facilius erit auxilio, et negotium suum proclivius in lucem deproment, eritque labor unus, ubi, si aliter fieret, binum opus fieret."

Den diplomatiſchen Verkehr des hl. Stuhles mit Zürich in der Soldfrage und allen kirchlichen Angelegenheiten ſchloß das Breve Klemens VII. „Ex litteris vestris cognovimus" vom 26. Januar 1526. Der Papſt bedauert mit tiefem Schmerze das Verharren

der Kirche in verderblichen Irrtümern und ihren Widerstand gegenüber seinen Bemühungen, sie auf den Weg der Wahrheit und Treue zurückzuführen. Dabei anerkennt er sehr wohlwollend, daß sie an den Artikeln und Grundwahrheiten des christlichen Glaubens festhalten. Anders stehe es mit **Bestreitung der Auktorität des kirchlichen Lehramtes und der Tradition** durch die Ansprüche und Widerfechtungen Zwinglis in dem Schreiben vom 10. Januar 1526. Der Papst betont dieselbe auf das Nachdrücklichste in seiner Darlegung, welche den dogmatischen Hauptinhalt des Schreibens bildet.

„Ac quod vos in eisdem litteris numeratis aliquot, de sanctæ articulis, et illis et reliquis fidem vos habere et in ea firmiter hærere significatis, gratum admodum nobis est, ut ingenue et simpliciter, ac quemadmodum veros christianos decet, est prolatum: in quo vero a simplicitate discreditis, et in eo subest fraus, non vestra sed seductorum vestrorum, cum aliter interpretari ac majores nostri, sanctissimi viri, plenі spiritu sancto interpretati sunt, contenditis, nobis grave et molestum est, susceptumque dolorem, quem desiderium vestræ salutis in nobis excitat. Ipse enim Dominus testante, se missurum posteaque mittente, *sanctissimus apostolis et eorum successoribus spiritus sanctus datus est*, qui præcunte paraque, quæ in sacris codicibus seriatim perscripta non erant, instructa sunt, *sanctæque catholicæ Ecclesiæ data et divinitus ordinandi et sanciendi singula auctoritas*. Cui quæ non subiciuntur pure et libere, quique simplicitatem apostolicæ locutionis *sua calliditate subvertere conantur*, hi jam sunt de hac recta observantia in uno imprimis necessario articulo *hæreseos opinione delirbati*, cui etiam errori ille alter necesse accedit, quod se a communione sanctorum sejungunt. In quo vos, filii dilectissimi videte per Deum immortalem, quid agatis. Tot jam retro sæculis, tot conciliis tantorum præceptis, et auctoritate Sanctorum retenta et observata sunt.

„Cum alia multa ad veram fidem spectantia tum ipsum imprimis *sanctissimi Corporis et Sanguinis Domini sacramentum*, quo nos maxime Deo conjungit, firmatque in nobis fidem, spem et charitatem, ab hac fide et institutione cum discreditis, Sanctorum ne communioni adhæretis? Quanquam hæc ita a nobis scribuntur, quasi in sancto Evangelio aperte et dilucide non sit positum, de

esse corpus et sanguinem Domini, quæ verba ita clara sunt, ut interprete non indigeant, a quorum verborum recto et sincero, et catholicæ Ecclesiæ authoritate cum vos discedatis, qua auctoritate id facitis? Non ulli certe ex iis, quibus spiritus veritatis et sapientiæ est locutus, *sed vanissimis quibusdam seductoribus animarum vestrarum,* qui, dum sibi popularem aurem appetunt, de vestrarum animarum pernicie non laborant, efficiuntque, ut vos, parum grati filii, et patres, avos, majoresque vestros erroris ignorantiæque in fide catholica damnetis et ab omnipotente Deo ipsi damnemini.

Sodann kommt der Papſt auf das Anerbieten eines Religionsgeſprächs in einer neutralen Stadt und deſſen Zurückweiſung ſeitens Bürgermeiſter und Räte von Zürich zu ſprechen. Er fordert ſie nun auf, ſich in Rom ſelber der Auktorität des hl. Stuhles zu ſtellen und zu unterwerfen. Ihre Boten ſollen gute Aufnahme und volle Sicherheit finden. Dort ſoll die volle und ganze Wahrheit ans Licht gebracht und über die Glaubensfragen nach Gerechtigkeit geurteilt werden:

„Quam jacturam filiorum nostrorum æquo animo non possumus ferre, illud etiam condolentes, quod, cum obtulissemus vobis nos missuros in medium aliquem locum viros doctos, Deum timentes, qui viam veritatis edoceant et coarguant sancto Spiritu cooperante, vos audientes *seductores vestros,* non acceptavistis conditionem tam æquam, magisque petitis, ut eam in civitatem vestram destinemus, tutum et commodum locum illis promittentes. In quo requirimus profecto solitam modestiam generis vestri. Nam nos, cum medium locum vobis offerebamus, humanitate id faciebamus, et benevolentia erga vos inducti, de nostra aliquantum dignitate decedentes. Satis enim constat, de rebus fidei apud ipsum caput Ecclesiæ agi et tractari convenire, quod vos, cum ad vestra loca revocatis, faceretis arroganter, *si vestra hæc culpa ac non illorum esset, qui ad suam impietatem sustinendam vestro favore et nomine abutuntur.* Sed si medius vobis non placet locus, hæc urbs — Roma — et commodissimum et maxime securum receptaculum erit, *ad quam et qui opiniones istas tueri statuunt, et quos vos destinare volueritis, omni cum gratia et benignitate nostra, accepta etiam omni fide securitatis suæ, nobis sponsoribus et protectoribus, possunt accedere, ut æquo pioque judicio veritas vobis eluceat.*“

Zum Schlusse versichert der Papst nochmals Burgermeister und Räte im Falle eines Entgegenkommens in Glaubenssache seiner aufrichtigen Liebe und Fürsorge. Er verspricht sofortige Auszahlung der Soldgelder und in jeder Hinsicht das weitgehendste Entgegenkommen.

„Nos enim, nullo odio nec cupiditate, sed tantum studio et amore vestræ salutis hanc rem vobis declarare cupimus. Ad negotio, si vos diligentes et faciles præbueritis, ac ad nos, veri patris animo vestri amantissimos prompte accesseritis, non solum pecuniarum, quas vobis allegatis debitas, sed omnium beneficiorum, quæ a nostra liberalitate proficisci poterunt, in vos conferendorum justissimam nobis et honestissimam dabitis occasionem. Ac reipsa cognoscetis et experiemini, nos in vestra virtute, amici, fortitudine non mediocrem partem nostræ et sanctæ Sedis apostolicæ dignitatis positam et collocatam habere velle."

Gardehauptmann Kaspar Röust schrieb am 9. Januar 1526 nach Zurich, er und Joachim von Grüt haben es an Bemühungen, den Papst zu größerm Entgegenkommen zu bewegen, keineswegs fehlen lassen, er bedauere den geringen Erfolg derselben. Hauptmann und Garde bewahrten dem hl. Stuhle ihre Treue, trotzdem öfters, besonders aus Zurich, der Befehl ergieng, innert vier Monaten nach Empfang des Briefes heimzukehren. Dieser Befehl wurde am 20. Januar 1527 erneuert, mit der Weisung, sich beim Papste um Auszahlung der Soldbetrage zu bewerben. Die Garde kehrte nicht heim. Kaspar Roust starb am 6. Mai 1527 mit der Leibgarde den Heldentod, als sie im „Sacco Romano" den Papst und die Kardinäle gegen die Wut der deutschen Landsknechte schützten und deren Flucht in die Engelsburg mit ihren Leibern deckten. Eine Heldentat, „Helvetiorum fidei et virtutis", welche derjenigen des 10 August 1792 wurdig zur Seite steht. Die Soldfrage blieb ungelöst. Die Schweizergarde wurde für längere Zeit nicht hergestellt und jeder unmittelbare diplomatische Verkehr zwischen Zurich und dem hl. Stuhle horte bis 1803 ganzlich auf. Die Familie des Gardehauptmanns zog nach Zurich.

Unterschreiber Joachim von Grüt, welcher Zwingli als angesehener und gewissenhafter Beamter, wie als hochgelehrter Gegner langst im Wege war, mußte unverzüglich seine Stelle aufgeben und Zurich so schnell wie moglich verlassen. Er war mit

Unrecht verdächtigt, daß er als Freund von Dr Fabri den Papst gegen Zwingli eingenommen und in der Soldfrage übel beraten habe Von Grüt zog brotlos als Opfer seiner mannhaften Glaubenstreue mit seiner zahlreichen Familie nach Rapperswil, wo er eine Rechtfertigungsschrift gegen Zwingli verfaßte Joachim von Grät „ist ein Beweis, wie bei dem vollständigen Siege der Reformation in Zurich ein offener Feind Zwinglis daselbst keinen Boden mehr haben konnte." Im Frühjahr 1527 reiste derselbe als Pilger nach Rom. Dort starb er als Opfer des Klimas oder der Pest, nicht wie Bullinger und andere nach ihm berichteten, an Gift, welches der Papst ihm reichen ließ, um ihn nicht erhalten zu müssen. Im Camposanto der Deutschen bei St. Peter erhielt er ein würdevolles Begräbnis.

VIII. Streit gegen Wiedertäufer und Revolutionäre.

1. Zwinglis erster Kampf gegen die Wiedertäufer im Frühjahre 1525.

Während Zwingli den heftigsten Kampf gegen die katholische Kirche zu Ende führte, erhob sich gegen ihn und die von ihm geschonene Ordnung eine äußerst gefährliche und sehr rührige Gegnerschaft aus seinen vertrautesten Kreisen. Es waren jene erleuchteten Gläubigen und Gutgesinnten, „vere christiani, fideles et spirituales" welche dem göttlichen Worte zugejubelt, Zwinglis Vorgehen gefördert, durch ihr Ungestüm den schwankenden Rat vorwärts gedrängt, das unwissende Volk fanatisiert hatten. In allen Kämpfen seit 1522 waren diese Männer, nach Volksgunst strebende Prediger und in der hl. Schrift wohlbelesene Laien, die lautesten Rufer im Streite. Sie vertraten die Richtung der Waldenser und Hussiten. Im Kampfe gegen Pfaffen und Mönche, Bilder und Messe, stellte sie Zwingli auf der Kanzel, im Rate, auf den Zünften und Schenkstuben in das Vordertreffen. Der Vorhalt, Zwingli sei ihr Lehrmeister und Beschirmer gewesen, wurde von den hervorragendsten Führern nachdrücklich erhoben.

Diese häretischen Elemente waren in Stadt und Landschaft Zürich zahlreich, wie es scheint, auch im Klerus vertreten. Vor allem

aber waren es zwei Zürcher aus vornehmen Familien, Männer von guter humanistischer Bildung, welche jetzt gegen Zwingli auftraten Felix Manz, Sohn des Propstes Dr. Johannes Manz, und Konrad Grebel, Sohn des hochangesehenen Magistraten Jakob Grebel, in Wien Freund und Mitschüler, seit 1521 Schwager von Dr. Joachim Vadian. Beide waren hochstrebende und neuerungssüchtige Männer, mit Zwingli seit langem eng befreundet und nebst den Gyrenrupfern die rührigsten und einflußreichsten Förderer des Evangeliums in den Kreisen, welchen Übertreter des Fastengebotes und Götzenstürmer angehörten. Sie zogen die vollen Konsequenzen aus den Schlußreden und Predigten des Reformators. Mit ihrem Anhange waren sie überzeugt, gerade wie dieser vom hl. Geist erleuchtet zu sein und das Evangelium ebenso gut zu verstehen, wie die Schuster, Schneider, Schlosser, Schmiede und Hafengießer. Sie wollten es sogar besser verstehen als Meister Ulrich, Meister Löw und alle Prädikanten. Sie waren mit diesen einig im Niederreißen und Zerstören, aber uneins in der Frage, wie das neue Gottesreich aufzurichten und zu ordnen sei.

Zwingli warfen sie vor, er bleibe nicht bei den Folgerungen seiner Lehre, sondern auf halbem Wege stehen, schmeichle den Großen und führe ein neues Papsttum ein. Schon 1523 hatte Konrad Grebel schwere Klagen über Zwingli, weil derselbe den Greuel der Messe nicht sofort zerstörte. Er nannte ihn, Propst Brennwald, Komtur Schmid und Abt Joner geschorne Ungehemet Verletzter Ehrgeiz, weil Manz die Professur des Hebräischen, Grebel jene des Griechischen nicht erhielt, soll nach Bullinger beide Freunde Zwinglis von diesem abgestoßen und den Wiedertäufern in die Arme getrieben haben. Allein auch andere Freunde und Werkzeuge des Reformators, bei denen nicht unbefriedigter Ehrgeiz, sondern Fanatismus aus Erleuchtung des Geistes maßgebend war, wandelten die nämlichen Wege. Vollends gefehlt ist es, diese Kreise, welchen, gleich Zwingli der Papst als Antichrist und die katholische Kirche als Teufelswerk erschien, zu beschuldigen, sie seien in mittelalterliche Weltflucht, mönchische Askese und römische Werkheiligkeit zurückgefallen, und haben der einzig berechtigten Kirche Zwinglis und des Magistrates gegenüber eine radikale Sonderkirche organisieren wollen. Viel zutreffender sprach sich ein Zürcher Täufer aus, welcher sich verantworten mußte, weshalb er die Predigt nicht

beſuche: „wil Gott geredet habe: hüetend üch vor den falſchen propheten; nun ſygend die ſelbigen pfaffen die falſchen propheten, Si habend den papſt mit ſiner ler verachtet und verſchrumen, und ſitzend ſy jetz in dem neſt.“

Zwingli hatte die wahre Kirche 1523 in ſeinen Schlußreden und in ſpätern Schriften als eine auf das Gotteswort gegründete Volkskirche der einzelnen Kirchhören und die Verkündigung der wahren Lehre Chriſti und der Apoſtel durch erleuchtete Laien proklamiert, und damit das Volk gefangen. Nun war er daran, mit Hülfe des Magiſtrates eine Staats- und Herrenkirche einzurichten, deren Biſchöfe, Hirten und Wächter die Prädikanten waren. Das Evangelium durfte nicht mehr frei nach Erleuchtung des Einzelnen verkündigt werden, ſondern einzig nach der unbetrogenlichen „regula verbi“, welche Zwingli dem Magiſtrate und den Prädikanten vorſchrieb und letztere dem Volke predigen mußten. Das Recht, die Kirchhören mit Biſchöfen, Hirten und Wächtern zu verſehen, zogen Zwingli und der Rat an ſich. Daher die Rede gieng, Papſt und Biſchöfe, Dr. Luther und Ulrich Zwingli ſeien ſchließlich einerlei, das neue Pfaffentum ſogar noch ſchlimmer als das frühere unter dem Papſte. Es kam auch vor, daß Leute aus dem Volke den Prädikanten die Frage ſtellten, wer ſie zur Predigt bevollmächtigt habe.

Dazu kam in Zürich und Umgebung das Auftreten fremder Prädikanten, welche, unbehelligt und offen, begünſtigt von der Kanzel, in Winkelverſammlungen und Wirtshäuſern predigten. Sie galten als Evangeliſten und Propheten, ſo lange ſie mit Zwingli und Leo Judä im Haſſe und Niederreißen des Beſtehenden einig giengen, und ihre Abſichten förderten. Es waren dies Ludwig Hätzer, Kaplan am Stifte, Wilhelm Röubli aus Rottenburg am Neckar, ſeit 1523 Kaplan in Wytikon, Hans Brötli, „Panicellus“, früher Biſchof in Quarten, ſeit 1524 Helfer in Zollikon, Simon Stumpf aus Franken, ſeit 1520 Leutprieſter in Höngg. Dieſe rührigen Liebhaber des Evangeliums kannten als Prediger und Litteraten kein Maß; ſie gewannen auf viele einheimiſchen Freunde einen faſt unbedingten Einfluß und predigten gleich dieſen gegen Abgaben, Zehnten und Gefälle an die Pfaffen. Dem bedächtigen Zwingli fiel ihr Ungeſtüm ſchon 1524

höchſt unbequem. Er ſoll bereits damals eine antitrinitariſche Schrift Ludwig Hätzers unterdrückt haben.

Zu dieſen Prädikanten geſellte ſich ein zahlreiches ebenſo rühriges als fanatiſches Laientum aus der Burgerſchaft und Auswärtige, Politiker, Schulmeiſter und Litteraten, welche ſeit dem Faſtenſtreite, 1522, bis zur endgültigen Beſeitigung der letzten Reſte des katholiſchen Gottesdienſtes zu Stadt und Land eine überaus tatkräftige Rolle ſpielten, weil ihnen, wie Klaus Hottinger, das Zerſtören ein „frölicher Gottsdienſt“ war. Andres uf der ſtülzen oder krucken, genannt Kaſtelberger aus Graubünden, ein lahmer Büchergrempler, der lutheriſche Büchlein vertrieb, hielt ſeit 1521 Winkelverſammlungen, in welchen die hl. Schrift erklärt wurde; die „Ketzerſchule“ erfreute ſich bis 1525 eines ungeſtörten Wirkens. Es wurde im Hauſe der „Manzin“ und eines Stiftskaplans die „ler Pauli“ vorgetragen. Zu Andres uf der Stülzen geſellte ſich 1524 Jörg Blaurock, nach ſeinem Kleide ſo geheißen, aus Bonaduz. Ein ausgeſprungener Mönch von St. Luzius in Chur, ſehr beredt und halb verrückt, war derſelbe beim Volke beliebt. Er nannte ſich ſelber ſtolz Bruder Jörg vom Hauſe Jakob oder Bruder Jörg vom hl. Geiſte.

Dieſen Kreiſen ſtanden Ulrich Zwingli und ſein Bruder Leo Judä geiſtig ſehr nahe. Den Vorwürfen der Gegner gegenüber, Zwingli befördere durch Wort und Beiſpiel den Umſturz in Kirche und Staat, und gehe durch Predigt des Aufruhrs und der Widerſetzlichkeit ſeinen Anhängern voran, wollte der Reformator freilich von keiner Mitſchuld wiſſen. Er gab am 28. Dezember 1524 zu ſeiner eigenen und der Freunde Rechtfertigung eine maßlos heftige Druckſchrift heraus, und widmete ſie den „brüedern in dem lychnam Chriſti“ zu Mühlhauſen unter dem Titel:

„Welche urſach gebind ze ufruoren, welches die waren ufruorer ſygind, und wie man zuo chriſtenlicher einigheit und friden kommen möge.“

Wahre Ufruorer ſind nach dieſer Schrift die hohen Biſchöfe, Pfaffen, Mönche und Nonnen, ſodann die Fürſten, Gewaltigen und Reichen dieſer Welt. Dieſelben ſchaben und ſchinden durch Zehnten, Zinſen und Abgaben die armen Chriſtenleute aus, treiben Wucher und Falſchmünzerei, bringen Krieg, Armut und Elend über die Chriſtenheit. Ein beſonderer Abſchnitt iſt dem Papſttum

gewidmet, welches mit allem Greuel der Verführnis die betrogene Chriſtenheit heimgeſucht hat. In der Frage über Zins und Zehnten iſt der Reformator ſehr entgegenkommend. Die Kindertaufe iſt ihm nach dem neuen Teſtament nicht geboten, wohl aber durch die Beſchneidung im alten Bunde vorgebildet. Zwinglis Ratſchlag zu Friede und Einigkeit geht dahin: die Herrſchaft des Papſtes und der Biſchöfe müſſe hinweggetan werden. Alle Pfaffheit, Mönche und Nonnen ſoll man abſterben laſſen. Wenn Biſchöfe, Äbte, Prälaten ſich dieſer Reformation weigern, wird Gott gefräßige Tiere über ſie ſchicken, oder ihnen das Los bereiten wie der Rotte Korah, Dathan und Abiron, dem alten Heli, dem ganzen jüdiſchen Pfaffentum. „Iſt es nit alſo usgerütet, daß ſy in aller welt nümmen wüſſend, welche des geſchlechts ſind!“

Dieſe Sprache wurde von den Freunden Zwinglis und dem Volke nur zu gut verſtanden und trug ihre Früchte, wie die gegenüber den alten Zuſtänden äußerſt gehäſſigen Antworten der Gemeinden auf die obrigkeitlichen Volksanfragen beweiſen. Große Kreiſe ſchloſſen ſich 1524 an die innerlich durchaus verwandte Richtung der deutſchen Wiedertäufer und Sozialrevolutionäre auch äußerlich an, und bildeten Zwingli gegenüber eine ſog. „radikale Partei“. Thomas Münzer hielt ſich im Herbſte 1524 längere Zeit zu Grießen in Schwaben auf. Dort wurde er von Felix Manz, Konrad Grebel und andern „unruhigen Geiſtern“ oft beſucht. Nach Bullinger ſogen dieſelben bei Münzer den Wiedertauf ein. Allein Manz, Grebel und Dr. Hubmeier ſagten aus, Zwingli habe, bevor ſie Münzer gekannt, über die Taufe die nämlichen Lehren vorgetragen, und ſogar gepredigt, man ſolle die Kindlein nicht taufen; er wolle aber ſeine Worte nicht getan haben. Sie verwarfen gleich ihm jede ſakramentale Kraft der Taufe. Zugleich verlangten ſie ſtandhaft, die Taufe dürfe auch als äußeres Bundeszeichen den Kindern nicht geſpendet werden, „bis ſie zuo iren tagen kämind, vnd den Glouben ſelbs verjechen könntind.“ Röublt predigte ſchon zu Oſtern 1524 in Wytikon: „wer ein Chriſt ſein und ein chriſtlich leben führen wollte, bedürfte des toufens nüt; wenn er kind hett, ſo wollt er die nit toufen unz uf die zit, das ſi zuo iren tagen kämind, und ſelbs götti und gottinen gewünnen könntind.“ Die „catabaptiſten“ führten die Kindertaufe auf Papſt Nikolaus I. zurück, was ſelbſt Zwingli zu ſtark war.

In Zürich, den Filialgemeinden und manchen Landpfarreien fanden ſeit 1524 öffentlich durch Prädikanten und Laienprediger zahlreiche Wiedertaufen Erwachſener ſtatt. Zwingli ſah jetzt in dieſer Handlung der „Radikalen“ das Schlagwort der Sekten und Rottenzeichen der Sonderkirche. Es kam zu Geſprächen zwiſchen Grebel, Manz und den „Gelehrten“, an deren Spitze ſtets Zwingli das Wort führte. Jenen gegenüber trat nun der letztere für die zwangsweiſe Kindertaufe ein. Die Wiedertäufer weigerten ſich beharrlich, ihre Kinder zur Taufe zu bringen und beriefen ſich dafür Zwingli gegenüber auf ſein eigenes Wort und die „unbetrogenliche gwüſſne der hl. geſchrift“. Grebel warf Zwingli vor, er verfolge ihn mit Unrecht als Aufrührer; er dulde keinen Widerſpruch und habe ihm die Rede im Hals erſtickt. Manz verlangte, Zwingli und die Prädikanten ſollen ohne ſeinen Rat nichts predigen; ſeine Anhänger ſtörten die offiziellen Predigten und zerbrachen den Taufſtein in Zollikon.

Zwingli wollte nun die Kindertaufe, entſprechend ſeiner Auffaſſung der Erbſünde, keineswegs als „sacramentum fidei“, im katholiſchen Sinne, ſondern als „signum christiani foederis“ rette und als äußeres Pflicht- und Bundeszeichen für ſeine Staatskirche verbindlich erklären. Offenbar glaubte er dadurch, wie durch Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſtes und Einzug der Kirchengüter, die Anhänger der Sonderkirche zu gewinnen. Die Wiedertäufer, „catabaptistæ“, ſollten gleich den „antichristi“ durch ein Religionsgeſpräch auf Grund göttlicher hl. Geſchrift überwunden werden. Am 12. Januar 1525 ergieng das Mandat „an alle Verirrten, welche redend, man ſolle die jungen kind nit toufen, bis die zu iro tagen kommen.“ Sie wurden, geiſtlich oder weltlich, auf 17. Januar 1525 nach Zürich einberufen.

„Als am 17. Jänners ward“, nach Bullingers Bericht, „ein Geſpräch oder Disputation angeſähen von der Oberkeit, zu hallten vff dem Radthuß, vor rädten vnd burgern Zürych, vnd vor den gelerten: da ſtuondent die obgemelten, inſonders Mantz vnd Grebel, ouch Röublj, vnd thadten ire gründ dar, die kinder köndtend nit glouben, verſtuondent nit, was der Touff were. Der touff ſollte geben werden den glöubigen, denen das euangelium vorhin geprediget, die es verſtanden, darum des touffs ſelbs begärtend, und den alten Adam töden, in einem nüwen läben

wolltind läben. Von dem allem die Kind gar nüt wüſſind, dorum ghöre inen der Touff nit. Hiemitt zugend ſy an die geſchrifften vß dem Evangelio, vnd gſchichten der heyligen Apoſtlen, vnd zeigtend, daß die Apoſtlen nit kinder, ſonder nur alte verſtändige lüth getoufft habind. Dorum ſolle man inen ouch alſo thuon. Vnd diewyl man nit alſo töuft ſye, gälte der kindertouff nütt vnd ſölle man ſich widerum touffen laſſen.

„Daruff antwortet Zwingli ordentlich aller maß, wie er ſine gründ vnd antworten hernach in dem buoch begriffen, das er an die von St. Gallen vom Touff, widertouff vnd kindertouff geſchrieben hat. Die Töuffer mochtend ouch nit ſine gründ dannen thuon, noch ir meynung erhalten. Das ich, der diſes ſchrybet, alles ſelbs angehört hab, vnd darby und mit geſin bin. Nach vollendeter Disputation wurdent die Töuffer von der Oberkeit ernſtlich vermanet, abzuoſtan und rüewig zuo ſin, diewyl ſy doch mit Gotts wort ir ding nit möchtend erhalten. Das aber an inen nüt verfieng. Dann ſy ſagten: Sy müßtend gott mee dann den menſchen gehorſam ſin. Vnd wurd die vnruow je länger je größer. Beſonders warend ſy gen Zollikon geradten, da ſy große verwirrung ſchuoffend, vnd ir abgeſunderte kylchen vffzuorichten mit allem Kyb vnd frävel vnderſtuondent."

Zwingli ſelber gab ſchon am 19. Januar 1525 ſeinem Freunde Dr. Vadian kurzen Bericht über den Verlauf der Disputation: „Salvos jube omnes fratres; mone insuper, ne de non baptizandis infantibus tragœdiam excitent. Nam nos hesterna die, qua ad objectionem eorum respondimus, sic de baptismo disseruimus, ut, qui æquis animis adfuerunt, adaerant, necessarium esse, ut mundus hanc sententiam de Baptismo audiat. *Certum est, sic disseruisse, quomodo hactenus neminem viderimus.* Sed dominus judicabit. *Senatus super hoc decretum factum est: omnes liberos suos intra octiduum baptizandos, qui tincti non sint, aut ex urbe imperioque toto migrandos.* Perstat *C. Grebelius*, et pauci alii, hi nullius momenti."

Der von Zwingli erwähnte und jedenfalls durch ihn bewirkte Ratsbeſchluß iſt datiert vom 18. Januar 1525 und lautet wörtlich: „Habent unſere Herren, Burgermeiſter, Rat und Burger ſich erkennt: daß man die kinder, ſo ſi werdint, onangeſehen diſer irrung, ſölle toufen. Und ſöllend ouch alle die, ſo ire kind bishar ungetouft gehebt habind, die in den nächſten acht tagen laſſen toufen.

Und wölliher das nit wöllt tuon, der ſoll mit wib und kind und ſinem guot derſelben vnſer Herren ſtadt, gricht und piet rumen, und ſi darin ungeſumpt laſſen, oder erwarten, was inen witer begegne."

Am 21. Januar und 1. Februar 1525 wurde dieſes Mandat dahin ergänzt, daß auch die Haustaufen, außer im Notfalle, verboten wurden, und verordnet, daß „die bſundren ſchuolen, ſo in ſolichen ſachen handlen", abzuſtellen ſeien. Beſonders ſollen Felix Manz und Konrad Grebel von ihrem Fürnemen abſtehen, ſich des disputierens müßigen und ſich M. Herren Meinung gefallen laſſen. Eine Disputation werde nicht mehr geduldet; wer über den Glauben ferner Aufſchluß verlange, ſolle es dem Bürgermeiſter oder den drei Oberſtmeiſtern anzeigen. „Vnd damit man deſter rüewiger ſöllicher lüten halb hinfür blibe, ſo iſt witer beſchloſſen, daß uß miner herren gepiet ſchweren ſöllent: namlich der pfaff — Wilhelm Röubli — von Wytiken, der helfer — Hans Brötli — zuo Zolliken, Ludwig Hetzer und Andres uf der Stülzen; und ſöllent in acht tagen das land rumen." Andres uf der Stülzen erhielt am 28. Januar 1525 einen Monat Stundigung, wurde aber in ſein Haus gebannt, und durfte fürder keine Verſammlung der „verirrten lüten" veranſtalten.

Am 1. Februar 1525 wurde ferner beſchloſſen: da etliche Pfarrer auf dem Lande gegen das Mandat predigen, ſollen die Vögte und andere „uflosen und erkennen. Und wo ſi es warlich erfinden und darbringen mögen, ſoll man dieſelbigen Pfarrer fänglich annemen und in den wellenberg legen und daruf witer ze rat werden, was man mit inen handlen wölle."

Die Wiedertäufer kehrten ſich an dieſe Mandate in keiner Weiſe. Sie hielten die Taufe und den „Tiſch Gottes" nach Lehre der Apoſtel. Einer der Bekehrten, welcher ſofort als Apoſtel die größten Erfolge erzielte, war Jörg Blaurock; nächſt ihm ſtanden als Häupter Konrad Grebel, Felix Manz und Hans Brötli im Vordergrunde. Sie wirkten als Spender der Taufe, als des Zeichens der Bekehrung und der Verſöhnung zu Ablaſſung der Sünden, des Brodes und Weines vom Tiſche Gottes als Zeugnis der brüderlichen Liebe, und als Prediger der wahren Lehre Chriſti. Sie ſtrebten Gütergemeinſchaft an, um, wie Manz erklärte, die Hilfsbedürftigen zu erleichtern. Sie erklärten, als Diener, Knechte und Gehorſame Gottes laſſen ſie ſich im Glauben an Chriſtus ihren

Hauptmann, Schöpfer und Heilmacher von keiner weltlichen Gewalt in dem hindern, was der hl. Geiſt ſie weiſe. Sie werden M. H. nur ſo weit gehorchen, als das göttliche Wort ihnen geſtatte. Darauf wurden am 7. Februar 1525 vierundzwanzig Täufer von Zollikon ins Auguſtinerkloſter zur Haft gelegt. Auch Manz und Blaurock waren dabei. Gegen Urfehde und 1000 Gl. wurden ſie ſchon tags darauf entlaſſen, erhielten aber einen Verweis und mußten bekennen: „daß ſi unrecht getan wider Gott, und wider den nächſten mit ärgernuß unbillich gehandlet habent.“

Auch dieſe Warnung fruchtete nichts. Blaurock warf Zwingli vor, er tue der Schrift Gewalt an, „und die mer fälſchti als der alt Bapſt. Deß entblöt er ſich, vor minen Herren oder wo man wöll antwurt zuo geben.“ Hart war der Kampf zwiſchen Zwingli und Felix Manz. Letzterm wurde am 18. Februar 1525 von Burgermeiſter und Rat feierlich unterſagt: „daß er hinfüro von ſölichem toufen, brotbrechen und derglichen handlungen und vfwiſen, heimlichs praktizieren, dardurch großer ſchad und bluotvergießen erwachſen möcht, abſtan ſölle, und ſich deß nit mer üeben. Dann wo er witer handlete, wurde man mit im ouch witer handlen.“ Allein Manz erklärte Zwingli gegenüber ſofort, er habe keinen Grund, vom Wiedertauf abzuſtehen; wollen die Herren ſolches nicht leiden, ſo mögen ſie ihn wegſchicken. Zwingli möge gegen den Wiedertauf ſchreiben, dann wolle er, Manz, ihm „in Geſchrift antwurt geben“. Andere Leute wagten die ſtrafbare Äußerung: „Die Bücher der jetzigen Pfaffen ſeien nütz dann ketzerbücher, die alten Bücher ſeien gerecht geweſen. Und die alten pfaffen haben uns nit verfüert, aber die jetzigen pfaffen verfüerend uns!“

Trotz allen Verhören, Warnungen und Strafen hörte das Taufen nicht auf; es wurde offen gepredigt, wer nach der Taufe wieder in eine Sünde falle, müſſe mit dem Banne aus der Kirche der Heiligen ausgeſchloſſen, und damit die Obrigkeit niederzulegen genötigt werden. Hans Brötli erließ aus der Verbannung apoſtoliſche Hirtenſchreiben an ſeine auserwählten Brüder in Zollikon. Zu dieſen gehörte auch Hans Forſter, Schulmeiſter von Luzern. Darauf ließ der Rat die Täufer am 16. März 1525 fänglich annemen und eintürmen. Er beſchloß am 18. März 1525, es ſollen die Schlachtpanner aus der Waſſerkirche, Ampel nebſt Götzen aus der Burgkapelle auf Kyburg entfernt werden. Zugleich wurde

verordnet, Blaurock und Manz ſollen vor die drei Leutprieſter und die Glaubenskommiſſion der ſechs Ratsverordneten geſtellt werden und die beiden Schulmeiſter das Verhör niederſchreiben.

Das Geſpräch fand am 20. März 1525 auf dem Rathauſe ſtatt. Die Akten ſind nicht erhalten, aber Bullinger erzählt uns den Vorgang, jedenfalls für Zwinglis Erfolg beſchönigend. Sowohl Blaurock als Manz vertraten hartnäckig ihren frühern Standpunkt. Es kam zwiſchen den Parteien zu ſehr heftigen Szenen; die Gefangenen wurden daher in den Hexenturm gelegt und neuen Verhören unterworfen, in denen Zwingli, Leo Judä und Megander wiederum als Vorläufer in der Lehre von Wiedertauf hingeſtellt wurden. Bullinger geht in ſeinem Berichte über dieſe Zwiſchenfälle ſehr gemeſſen hinweg:

„Vff den 20. Martij ward abermalen ein geſpräch mit inen vnd iren anhängern, deren etliche gefangen genomen warend, gehalten. In dem ſy nit mee mit gottswort darbrachtend, dann ſy in dem erſten gethan. Vnd ward gar flyßig mit inen geredt und ghandlet. Daruff ein erſamer radt mit inen gar ernſtlich redt, vnd ſy vermanet abzuoſtand, dann man nit mee von inen lyden werde ſömliche ſchädliche ſünderung vnd tränuung. Es wurdent ouch etlich in gefangnuß behalten, etlich vßlender — Brötli, Röubli, Hetzer und Andres uf der Stülzen — vom Land verſchickt. Das alles nit mee bi inen vermocht, dann daß ſy mit iren ſachen fürfuorend, vnd ouch in die herrſchaft Grüenigen gerietend, darin ſy vil vnrath anrichteten. Von dem hernach."

In Wirklichkeit war aus ſehr erklärlichen Gründen in dieſem Geſpräche nicht Mag. Ulrich Zwingli Sieger, ſondern die Häupter der Wiedertäufer. Ihnen zu gefallen, ſie zu gewinnen und jede Sonderkirche zu verhindern, arbeitete er ſofort ganz im Geiſte der Gegner den neuen Taufritus ohne Menſchenſatzung aus. Sein Büchlein „Vom bruch des nachtmals" ſetzte zu Oſtern 1525 den Tiſch Gottes, welchen Gerold Edlibach ausdrücklich auf die Wiedertäufer zurückführt, an die Stelle der hl. Meſſe und des katholiſchen Abendmahlsritus. Den Kirchenbann, welchen die Wiedertäufer der Lehre von Wiklef und Hus entlehnt hatten, wies der Rat, gegen Zwinglis Ratſchlag, ſofort und entſchieden zurück.

Zwinglis feſte Hoffnung, die Anhänger der Sonderkirche zu gewinnen, ſollte ſich aber trotz ſeines wohlberechneten Entgegenkommens nicht erfüllen. Die Diener, Knechte und Gehorſamen Chriſti wollten von der Auktorität des neuen Papſtes auch ferner nichts wiſſen, überzeugt, daß ſie gerade ſo wie er oder noch beſſer vom hl. Geiſte gewieſen und erleuchtet ſeien. Dieſe Zuverſicht ſteigerte ſich noch vor Oſtern. Am 5. April 1525 konnten Blaurock, Grebel und Manz ſamt Genoſſen aus dem Hexenturme entfliehen. Die meiſten wandten ſich nach dem Oberlande, in die Gemeinden des Amtes Grüningen. Sie betörten das einfältige Volk mit der Vorgabe, ein Engel habe ſie, wie einſt St. Petrus, aus Kerker und Banden befreit, und der Meſſias ſei bereits erſchienen, um mit ihrer Hilfe ſein Reich zu begründen. Sie predigten nicht nur gegen das Papſttum, welches man durch den Wiedertauf niederlegen müſſe, ſondern auch gegen die neuen Kanzel- und Pfründenprediger, welche die Wahrheit nicht recht verkündigen. Am heftigſten ſprach ſich vor dem Volke und ſpäter in den Verhören Bruder Jörg vom hl. Geiſte aus: Zwingli, Luther, der Papſt und ihresgleichen ſeien Diebe und Mörder. Die Kindertaufe ſtamme wie alle Menſchenſatzungen, vom Teufel. „Witer ſagt er und redt er offenlich, Miner Herren predikanten verfürint M. H., habint ſi verfüert und werdint ſi verfüeren. Sie tüegind ouch der gſchrift gwalt an und feltſchtind die, ſyen ouch ſampt ihren anhängern dieben und mörder Chriſti.“

Zwingli fand mitten in den zahlloſen Wirren des Frühjahres 1525 noch Muße, die Wiedertäufer welche um ſo gefährlicher waren, weil ſie ſtets verſicherten, ſeine Grundſätze und Lehren zu verteidigen, welche er nun beſtreite, litterariſch zu bekämpfen. Der Reformator nahm dabei willkommenen Anlaß, ſeine Grundſätze über Verkündigung des Gotteswortes allem Volke darzulegen, die alleinige Berechtigung des von ihm ausgehenden und von der Obrigkeit beſtätigten Hirtenamtes zu verteidigen, und damit ſeine Auktorität als oberſter Biſchof, Hirte und Wächter der Seelen gegenüber den Angriffen der Gegner zu befeſtigen.

Schon am 27. Mai 1525 erſchien Zwinglis Schrift: „Von dem Touff, vom widertouff vnd vom kindertouff.“ Dieſelbe iſt Burgermeiſter, Räten und ganzer Gemeind der Stadt Sant Gallen gewidmet. Die Stadt war ein Hauptſitz der Wieder-

täufer: die Schrift konnte zu St. Laurenzen nur unter größtem Tumulte der zahlreich anwesenden Taufer verlesen werden. Das Buch enthält die Begründung von Zwinglis durchaus rationalistischer Lehre von der Taufe, „daß der touf kein fund abwaschen mag". Für die Kindertaufe beruft er sich jedoch nicht nur auf das untrügliche Gotteswort, sondern auch auf den hl. Augustinus, auf das jüdische Zeremonialgesetz der Beschneidung, das Kreuz auf den Waffenkleide der Eidgenossen. Den Wiedertaufern warf er vor, sie kreuzigen Christus durch „eigentrachtigkeit oder anschlag eines nuwerung. Dann ich weiß, daß der kindertouf christenem volk zuo vil guotem dient, vnd daß in gott nit wirt lanen abetun noch den widertouf ofgan." Er versichert den Widertaufern: „Daß ich inen nit wychen und die irrung nit will wachsen lassen, diewyl ich leb." Zum Schlusse folgte „die form des touss, wie man die jez zuo Zurich bruucht, und fro alle zuosatz, die in gotteswort nit grund habend, underlanen", und die Thesen Zwinglis über die Taufe. Die Schrift „Vom touf vnd widertouf" ist deswegen sehr wichtig, weil sie in klaren Worten sowohl Zwinglis Lehre als zahlreiche historische Notizen über den Taufstreit in Zürich enthält.

Zwingli selber legte diesem Buche eine hohe Bedeutung bei. Er war überzeugt, daß bisher noch keiner so gut, klar und gründlich über Taufe und Nachtmahl geschrieben, dieselben auf die Satzung Christi und den Brauch der Apostel zurückgeführt habe. In der Sprache eines Kirchenvaters wußte er denn auch Johannes Ökolampadius von der untrüglichen Richtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen. Allein ganz anders, über alle Maßen zornig lautet die Sprache Zwinglis im Widmungsschreiben vom 28 Mai 1525 an Dr. Joachim von Watt. Der Kampf mit den Wiedertäufern wird als der heftigste geschildert, welchen der Reformator bisher zu führen hatte.

Die Feinde schalten ihn „parricida, latro, fur, homicida, praestigiator, venefious, et quidquid sceleratorum ac scelerum excogitari potest. Taceant Demosthenis Ciceronisque Philippicae mille beluis verba sonantibus. Seditio est, factio, haeresis", eifert Zwingli, „non baptismus. Simul enim docent, christianum hominem non posse gerere magistratum, ac ad omnia sua flagitia mendacia, se oggannunt: Deo magis obedire oportet quam hominibus. De optimo

omnibus ac innocentissimis non aliter loquuntur, quam si trifaucis Cerberi latratus audias; omnem hominis sensum exuerunt, beluarum autem induerunt. Ita se in omnia vertunt, nisi maturissime occurratur Consilio et Ecclesiae oratione. Apud nostros tolerabilis factus est tumultus eorum, sed tantis sudoribus, ut nemo putasset."

Die Predigten und Winkelſchulen der Wiedertäufer in Zürich waren jetzt in den Augen des Reformators und ſeiner Freunde nichts anderes als eine Sünde gegen den hl. Geiſt, Anmaßung und Läſterung des Evangeliums. Zwingli ſah ſich genötigt, ſein Auftreten gegenüber den „rotteriſchen Predigern als trüwer diener Gottes", als im Worte Gottes begründet hinzuſtellen. Es geſchah dies am 30. Juni 1525 in ſeinem Buche „Von dem Predigamt", gewidmet „finen ſunders lieben herren und landlüten, den erſamen und wyſen landsrat und ganzer gemeind der grafſchaft Toggenburg". Schon im Titel bewies Zwingli ſeinen Zorn gegenüber den „lätzköpfigen hochmüetigen klapperer, jenen frefenen, die ſich ſelbs zu apoſtlen und predigern ufwerfen, mit jrem predigen ouch größern zwitracht ynfüeren möchten." Er warf ihnen vor, „daß ſy ſo vil wolgeleerter wyſer männer, ſo vil gottsförchtiger frommer menſchen verſtand und warnung verachtet und wider alle gründ des göttlichen wortes den widertouf angehebt und ſich ſelbs für apoſtel ufgeworfen hend und in ein jeder kirchhöre, da glych der biſchof und die ſchaf gläubig ſind, one bewilligung oder anſuochen der gemeind. Sind das nit zerſchnyder, wie ſy Paulus nennt, könnend ouch größer fygend des krützes Chriſti ſyn weder die, ob ſy ſich glych mit großer demüetigkeit beſchirmend." In dem Buche „Vom predigamt" ſieht man, „wie die ſelbsgeſandten ufruorer, nit apoſtel, als ſie wöllend geſehen ſyn, wider gottes wort thuend, daß ſy eim jeden getrüwen wächter und prediger des evangelii under ſinem volk prediginen uſſchlachend, one durft vnd erloubnuß der gemeind und wächters". Auch Abt Franz zu St. Gallen, die Kartäuſer zu Ittingen, die katholiſchen Pfarrer, kurz alle, welche den alten Glauben, „das verwirret papſttum beſchirmend, leerent nit, gwaltſamend aber das wort. Wee, wee, wie iſt doch denen blinden lüten immer zu thuon; ſich, in welchen abwegen das papſttum iſt!"

2. Bauernaufstand und neue Kämpfe mit den Wiedertäufern. 1525—1526.

Die großen Zugeständnisse machten die Wiedertäufer noch „läpköpfiger", als sie bisher gewesen waren. Bereits schlugen die Wellen der deutschen Bauernaufstände auch in die Eidgenossenschaft, zunächst gerade in das wohlvorbereitete Gebiet von Zürich hinüber. Die religiös-revolutionären Ideen verbanden sich mit sozialpolitischen Begehren und weitgehenden Umsturzplänen. Dieselben wurden ebenfalls mit dem klaren Gotteswort begründet. Die Volksbewegung im Gebiete von Zürich stand, schreibt Salomon Vögelin, im engsten Zusammenhange mit dem großen Bauernaufstande. „Beide giengen hervor aus einer Übertragung der neuen religiösen Grundsätze auf die politischen und sozialen Verhältnisse. Indem der katholische Glaube, die Kirche in ihrem Innersten erschüttert wurde, erfolgte eine Erschütterung aller Begriffe. Die Niederwerfung der Glaubenslehren und Institutionen der katholischen Kirche stellte sofort alle sozialen und politischen Einrichtungen in Frage."

Wie Salomon Vögelin ferner betont, waren die Wiedertäufer die eigentlichen Sozialdemokraten und Radikalen ihrer Zeit. Sie hatten das Unglück, in der Bibel Dinge zu finden, welche Zwingli dort nicht fand, und Dinge, welche er fand, nicht zu finden. So mußte es selbstverständlich zu einem erbitterten Kampf zwischen dem Urheber und Wächter der seit 1523 staatlich organisierten Gotteskirche und den Jüngern der auf die Gemeinschaft der Heiligen und Auserwählten gegründeten Sonder- und Rottenkirche kommen. Zwingli behandelte die Anhänger der letztern sofort gleich den Altgläubigen. Darob vergaß freilich der Reformator nur allzusehr, daß er jetzt Grundsätze und Versprechen leugnete, welche er selbst und seine Mitarbeiter als Lockspeise des Evangeliums dem Volke gepredigt und zugesichert hatten, so lange es den Kampf wider die Lehren und Institutionen der katholischen Kirche zu gunsten der eigenen Lehre galt.

Die Zeitgenossen waren über die geistige Verwandtschaft der Predigt des Evangeliums mit den dogmatischen Lehren der Wiedertäufer und den sozialpolitischen Forderungen der Bauernbünde und Burgerschaften keineswegs im Zweifel. Die Bauern erklärten wiederholt, sie haben Zehnten und Abgaben willig bezahlt, so

ſie von den Prädikanten auf Grund göttlicher hl. Schrift belehrt wurden, ſie ſeien dieſelben den Pfaffen nicht ſchuldig. Die in vornehmen Kreiſen Zürichs im Jahre 1525 vielfach geltende Auffaſſung gibt in ſeiner ruhigen Art der Chroniſt Gerold Edlibach:

„Und als dann in diſem 1525 vnd andern vergangnen jaren in Zürich vnd andern enden, gerichten und gebieten von etlichen predikanten fil an den kantzlen brucht wurden, vnd beſunder, daz ſy an keinem Ort an der gſchrift fundent, daz man den zenden ſchuldig zuo geben were, denn allein den biſchofen, und werent die pfarrer, die das wort Gotz verkuntend, und nit den klöſtren vnd andren lüten, weder edlen noch unedlen, geiſtlichen noch weltlichen, deßglichen von rent, gült vnd vnbillichen zinſen, deßglichen von eigenſchaft der lüten des libs, von ſtüren, fellen vnd gläßen. Da were man nüt ſchuldig, weder tagwen noch hüener zuo geben, weder äpten, prelaten, edlen vnd vnedlen, vnd denen, die das alles ſo vnnutzlich vertädind vnd verbruchtend, es werind bäpſt, kardinell, biſchöff, äpt, pröpſt, pfaffen, münch, nunnen, nienethin vßglaſſen. Item, daz alles von fil ungelerten bredikanten in vnd vor der ſtat an den kantzlen vf daz allergröbiſt dem gemeinen man fürgeben ward, daz nun ze beſorgen iſt, daz es die warheit werde ſyn.“

Durch das ganze Jahr 1525 waltete neben und gemeinſam mit dem wiedertäuferiſchen Handel der große Aufſtand des zürcheriſchen Landvolkes. Seit 1524 befanden ſich in Deutſchland die Bauern gegen ihre geiſtlichen und weltlichen Oberherren in offener Auflehnung. Sie ſtellten in den bekannten 12 Artikeln ein ſozialpolitiſch-religiöſes Programm auf, deſſen Grundſätze den Lehren des Huſitismus und Waldenſertums entlehnt, durch die Predigten der Reformatoren und die Schriften revolutionärer Litteraten ergänzt war. Der Aufſtand des Thurgau im Sommer 1524 ſtand mit den Vorgängen in Deutſchland im engſten Zuſammenhange. Die Häupter der Bewegung waren Zwinglis ergebenſte Freunde, und der Rat in Zürich geſtand offen ein, daß die Bewegung unter ſeinem Schutze zuſtande gekommen ſei. Während dem Aufruhre, im Ittingerhandel und Bilderſturme zu Stammheim, wie in den nachfolgenden Prozeſſen waren Zwingli und der Rat von Zürich eifrige Anwälte aller des hl. Evangelii halber Bedrängten und Verfolgten gegenüber dem Willen der Tagſatzung,

die Empörer und Kirchenräuber zu beſtrafen. Die Unruhen im Thurgau waren kaum beendigt, als der Aufruhr auch in das anſtoßende Gebiet von Zürich übergriff.

Das Zürchervolk lebte nach allem, was wir wiſſen, zu Anfang des 16. Jahrhunderts in keineswegs drückenden, geſchweige denn unglücklichen Verhältniſſen. Die ſozialen und bürgerlichen Zuſtände waren, wie überall in der Eidgenoſſenſchaft, ſo auch in Zürich unvergleichlich beſſer als in deutſchen Fürſtenlanden. Zu Stadt und Land herrſchte Wohlſtand und Zufriedenheit und ein bedeutendes Maß geiſtiger Bildung. Die Abgaben waren leicht erträglich, die ſtaatlichen Verhältniſſe für dieſe Zeit wohlgeordnet. Der regierenden Burgerſchaft der Hauptſtadt wurden Stolz und Üppigkeit, Ehrgeiz und Habſucht zur Laſt gelegt. Das Landvolk erfreute ſich trotzdem bedeutender Rechte und Freiheiten. Der letzte und höchſte Entſcheid der Volksabſtimmungen über wichtige Staatsangelegenheiten lag vor und ſeit Hans Waldmann als Referendum in ſeiner Hand. „Der direkte Kontakt zwiſchen Obrigkeit und Volk, das Referendum als Volksentſcheid, ſind, wie Salomon Vögelin hervorhebt, keineswegs eine Entdeckung, auf welche die Zürcher bis zur Ankunft des Toggenburger Pfarrers hätten warten müſſen. Es war vielmehr eine alt-zürcheriſche Übung, die von Waldmann vorübergehend unterbrochen, nachher aber wieder gehandhabt wurde. Zwingli hat ſich dieſes Inſtrumentes, das er vorfand, mit außerordentlichem Erfolge bedient, und die durchſchlagende Kraft einerſeits ſeiner kirchlichen, andererſeits ſeiner politiſchen Reform beruht auf eben dieſen Volksentſcheiden.“

„Im Frühjahre 1525 erhob ſich, ſchreibt Mörikofer, unmittelbar aus dem Schoße des Volkes eine weit größere Gefahr als von den überſpannten Wiedertäufern. Das Volk der Landſchaft ſah an ſeinen Grenzen den anfangs glücklichen Aufſtand der ſchwäbiſchen Nachbarn, welche die Teilnahme der freien Schweizer zur Erreichung ähnlicher Zuſtände anriefen, und deren zwölf Beſchwerde-Artikel, voll ernſter, frommer, auf die Schrift gegründeter Mäßigung die Herzen gewinnen mußten. Auch auf dem Landmann der Schweiz ruhten noch Beſchwerden, welche mit der evangeliſchen Wahrheit im Widerſpruche zu ſtehen ſchienen, und deren Beſeitigung er von ſeiner Obrigkeit noch mit mehr Fug und Recht fordern zu können glaubte, als der deutſche Bauer.“

Dieſe Beſchwerden erhielten ihren ſehr bedenklichen Ausdruck am 23./24. April 1525 durch die Plünderung der Klöſter Rütti und Bubikon. Am 25. April 1525 ſtellten die Bauern von Grüningen 27, am 2. Mai 1525 diejenigen der Grafſchaft Kyburg und der Herrſchaften Andelfingen, Eglisau, Rümlang und Neuamt 17 Artikel, am 2. Mai Greifenſee ebenfalls 27 Artikel zu handen der Obrigkeit und zur Prüfung auf, ob die bisherigen Auflagen mit dem Worte Gottes nicht im Widerſpruche ſeien.

Nach dem größeren Teile der den verſchiedenen Artikeln vorausgeſandten Einleitungen iſt eine Übereinſtimmung und Beteiligung der Geiſtlichen bei den Wünſchen des Volkes nicht zu verkennen; dies gilt namentlich von den aus Deutſchland eingewanderten Prädikanten. Ihre Begehren giengen, wie Mörikofer bezeugt, ſehr weit. So wollten ſie keine Zehnten, keine Fronden, keinen Zoll, keine Wirtſchaftsgebühren mehr ſchuldig ſein, keine Lehen empfangen. Alles Kloſtergut ſollte im Amte bleiben, das Stiftungskapital nicht mehr beſtehender Pfründen den Erben herausbezahlt werden. Pfarrer und Kapläne, die ihnen nicht das reine Wort Gottes verkünden, ſollen die Gemeinden entſetzen und einen andern nehmen dürfen, ſo oft es die Notdurft erfordert. In allen weltlichen Dingen wollen ſie die Obrigkeit anerkennen.

Das Begehren der Zürcher Bauernſame ging nach Beſeitigung oder Erleichterung der Feudallaſten und auf Beſchränkung der Zehntenpflicht, wie ſie von den Prädikanten gewieſen waren. Die deutſchen Wiedertäufer gingen noch viel weiter. Sie verlangten Güter- und Weibergemeinſchaft, Aufhebung der Leibeigenſchaft, die freie Predigt gegenüber dem von Zwingli geordneten Prediger- und Prophetenamt, Aufhebung der Kindertaufe.

Die „Rotterer", wie Jörg Blaurock und Jakob Groß von Waldshut, verlangten für ihre Predigt das freie Wort, „an ſtatt Gottes, als ein geſendtes vom vatter, zuo verkünden das wort Gottes." Die ketzeriſchen Prädikanten ſolle man beſeitigen; ſie ſitzen auf fetten Pfründen, ſtatt als gute Evangeliſten dem Evangelium ſtets nachzufolgen und auszugehen wie die „potten Gottes, und hettind den geiſt der forcht, des gits vnd eigennutz. Der Zwingli vnd der Leu lägend zuo Zürich und tätend nüt denn bellen, wie zwo bös lütſchen an kettinen, kämend aber nienend hin."

Die Führer der Bauern setzten auf 5. Juni 1525 eine große **Volksgemeinde in Toß an.** Es erschienen über 4000 Männer unter Pfeifenspiel und Trommelschlag. Auch sechs Ratsverordnete aus Zürich fanden sich ein. Die Versammlung verlief äußerst stürmisch. Die Beredtsamkeit des Landvogtes auf Kyburg, **Rudolf Lavater,** sowie die kluge Gastfreundschaft der Frauen zu Toß und des Rates zu Winterthur verhinderten einen offenen Aufruhr. Ohne irgendwelches Ergebnis gieng die Gemeinde auseinander. Auf den 15. Juli 1525 wurde eine zweite **Volksgemeinde in Kloten** festgesetzt. Der Rat aber stellte gegen jede Auflehnung ein Kriegsrecht auf und traf Maßregeln zum Schutz der Stifte Embrach und Toß. Die Konvente zu Rüti und Stein wurden bevogtet. Auf den Volksgemeinden zu **Kloten** und **Gossau** wurde darauf beschlossen, die Entscheidung über die Artikel der Obrigkeit anheimzustellen. Zugleich versicherten sich M. H. durch Anfragen treuer Ergebenheit der Kinder Israels, welche Gott aus der Knechtschaft des römischen Pharao weggeführt habe, besonders der Gemeinden am See und im Amte Knonau. Die Antworten lauteten teilweise recht beschwerlich über die Predigten der Pfaffen. Die Vertreter der Gemeinden, „mit sampt allem vnd jeden seliorgern und predikanten", wurden auf 22. Juni 1525 nach Zürich „zu M. Herren betagt vnd beschriben." Die Zurcherbauern fügten sich nachdem ihre deutschen Freunde, die schwäbischen Bauern am 12 Mai 1525 bei **Böblingen, Thomas Münzer** am 15 Mai 1525 bei **Frankenhausen,** völlig besiegt und grausam bestraft worden waren. Nur das Amt Grüningen, der Herd der Wiedertäufer, leistete noch Widerstand.

Am 28. Mai 1525 gaben Burgermeister und Rate ihren Bescheid auf Ratschlag der drei Leutpriester und der Ratsverordneten. Sie erklärten, in Betracht, da wir alle Kinder Gottes sind und brüderlich gegeneinander leben sollen, daß alle ihre Eigenleute frei und aller Lasten der Leibeigenschaft fürder ledig seien. Zwinglis Ratschlag gieng dahin, der große Zehnten sei beizubehalten, der kleine nachzulassen, das Stiftungsgut der Kirchen den Kirchhören zu belassen, die Jahrzeitgüter den Armen zuzuweisen. Über die Kirchen- und Klostergüter wurde Zusicherung gegeben, es sei ein Teil derselben den Gemeinden zu überlassen und den Vögten darüber Rechnung zu stellen. Bezüglich der Privatrechte

wurde an Urkunden und Urteilsſprüche verwieſen. Zuletzt erinnerten M. Herren, ſie haben des göttlichen Wortes wegen, und weil ſie mit fremden Herren nichts zu ſchaffen haben wollen, der Feinde genug und bedürfen der Ruhe und Eintracht. Die Antwort M. Herren an die Gemeinden lautete wenig entgegenkommend und fand beim Volke keine gute Aufnahme.

„Zwingli, günſtiger geſtellt und beſonnener in ſeinem Vorgehen als Dr. Luther, hatte, wie Salomon Vögelin ausführt, das Programm der Zürcherbauern ſcharf und grundſätzlich abgelehnt, dasſelbe mit der ganzen Schärfe ſeiner Dialektik bekämpft. Er verſtand es, den Entſcheid ſo lange hintanzuhalten, bis die herben Schläge, welche in Deutſchland die Bauern niederwarfen, auch unſern Leuten den Mut nahmen, weiter auf ihren Forderungen zu beharren, und ſie ſich freuten, in die Arme der Obrigkeit zurückzukehren.“ Zwingli war auf die Obrigkeit angewieſen, welche ihm beiſtand; denn er bedurfte zur Durchführung ſeines Werkes einen feſten Rückhalt. Die Forderungen der Bauern aber ſtellten die geſamte Staatsökonomie in Frage, und ihre letzten Ziele waren unberechenbar. Die ganze ſoziale Bewegung, welche Zwingli früher ſo mächtig gefördert hatte, war ihm jetzt zuwider, faſt ebenſo ſehr wie das Treiben der Wiedertäufer. Auf die Bauern, welche Herren werden wollten, machte er die böſen, nichts weniger als volkstümlichen Verſe:

„Schöne pferd, wyte Feld und der gmein Mann
Sind ſtark Ding dem, der ſie recht bruchen kann.
Läßt man ſy inen gar und ganz
Liegen ſy wüeſt on frucht und pflanz!“

An der Konferenz vom 22. Juni 1525 verfocht Unterſchreiber Joachim von Grüt neuerdings mit großer Gelehrtheit und zum Gefallen M. H. das göttliche Recht des Zehnten, wogegen Zwingli dasſelbe beſtritt. Dagegen forderte er die Zehnten für die Obrigkeit, die Kirchen, die Armen und die unnützen Pfaffen, bis auf deren Abſterben als eine „ofrechte ſchuld“. Von Aufhebung des kleinen Zehntens war jetzt keine Rede mehr. Heftig tadelte der Reformator in ſeinem Vortrage an die Seelſorger und Verordneten der Ämter im Auftrage M. H. das ungeſchickte Predigen der Pfaffen auf der Kanzel „und darneben bim win“, daß man „nach göttlichem inſatz oder rechten“ den Zehnten zu geben nicht

schuldig sei. Dann folgt eine Mahnung zu Ruhe, Friede und Einigkeit „bis M. H., mit hilf M Ulrichen Zwinglis und anderer gelerten verständigen rathschlagen, die sachen grüntlich erwägen und luogen was si nach vermög des göttlichen worts nachlassen könnind oder nit, und deß nit destminder zins und zehnden mänigliche geistlichen personen gebint nach inhalt der mandaten. So ist der der priesterschaft von M H gesagt, deß si die geschrift wol nit eigentlich beschint, sich des heiligen Evangelium, das truwlich zu verkünden flissint, bruchint und liebint, ouch mer uf ruow als uf unruow stiftind. Dann wo das nit sollt beschechen, wurde man gegen den ungehorsamen und widerspennigen mit straf handlen, nach eins jeden verdienen und gelegenheit der sachen."

Durch die „Vermanung" an die Prädikanten, welche Zwingli redigierte, wurde die Staatskirche an Stelle der 1523 in den Schlußreden und im „Hirt" verheißenen, vom Volke gewünschten Volkskirche gesetzt. Jeder Widerstand dagegen wurde mit Geldstrafen, Absetzung und Gefangnis bestraft. Auf die zahlreichen Vorwürfe, welche darüber dem Reformator gemacht wurden, verteidigte sich derselbe in der Schrift „Subsidium sive coronis de Eucharistia", oder „Nachhut vom Nachtmal". Diese Rechtfertigung vermochte die Wiedertäufer nicht zu begütigen: im Oberland dauerte die Auflehnung fort, und rief schärfern Maßregeln gegen die Ungehorsamen und Widerspenstigen.

Die Zehntenfrage wurde schließlich nach dem Ratschlage Joachim von Gruts durch das Mandat M. H. vom 11. August 1525 endgültig geregelt. Offen sagte man, in der Zehntenfrage habe der Rechtsgelehrte über den Gottesgelehrten gesiegt. „Die Herrn haben mit ihren Verordneten sampt etlichen geschriftgelehrten die heiligen geschrift mit sunderm flis durchgangen, ersuocht und erlernet, und kommen an keinem ort des göttlichen worts erfunden, daß irgend jemand den Zehnten, insbesondere den Kirchenzehnten zu geben nicht schuldig sei. Sie wollen daher, daß ihrer Ordnung schon für dies Jahr und fürohin järlich gelebt und nachkommen werde." Der große Zehnten soll ohne Abgang wie bisher an die Zehntenherren, geistlich oder weltlich, entrichtet und zum Unterhalte der Kirchen und Seelsorger verwendet werden. Auch den kleinen Zehnten lassen M. H. in keiner Weise „abschränzen", doch soll derselbe nur von einer Saat jährlich gegeben werden. „Und wo und

von welchem dem allem, wie obſtat, nit gelobt wurde, und ſölichs zuo klag käme, den wurden wir über die ſtraf, deren er von Gott warten muoß, mit unſer zitlichen ſtraf dermaſſen ſtrafen, daß er wellte uns, als ſiner oberkeit, inhalt göttlicher geſchrift, gehorſam erſchienen ſin.“ Damit war das von Zwingli beſtrittene göttliche Recht des Zehnten durch das Anſehen ſeines Gegners ziemlich unverblümt wieder hergeſtellt. Die Wendung erklärt ſich aus politiſchen Erwägungen und dem Geldmangel im Staatshaushalte. Die Obrigkeit konnte ſo wenig als Zwingli des Zehntens entbehren, wollten ſie nicht auf die nötigen Mittel zu ihren Fürnemen verzichten.

Weiter wurde verfügt, daß auch die Kilchenzehnten, „widerumb, inhalt des göttlichen wortes, in einen rechten bruch komment, die pfarrer mit zimlicher narung darus enthalten, und das übrig nach dem willen gottes mit der zit verwendt werd.“ Dagegen wurde eine allmälige rechtliche Ablöſung der Zehntenpflicht zugeſichert. „Und iſt hieruf unſer ernſtlich, — von Zwingli geſchrieben — ermanung, ir wellind umb zitlicher güeter willen, die ir und üwer frommen vordern jewelten ſchuldig geweſen und noch ſind dem göttlichen wort, daß ir üch halten wellend, dhein anſtoß geben, damit ir nit in die rach gottes fallind, ſonder uns in denen und anderen göttlichen dingen, als üwer oberkeit, inhalt des göttlichen worts, gehorſam zu erſchinen. Daran tuond ir ein göttlichs, chriſtenlichs werk, und inſunders gefallen.“ Damit war freilich die Klage verbunden, „nachdem der allmächtig Gott mit Offnung ſines Wortes uns, wie ehemals die Kinder Israels aus der Knechtſchaft Ägyptens, meerenteils aus den päpſtlichen Finſternuſſen geführt habe, erzeige ſich, wie Etliche dieſe Freiheit und Erlöſung zur Kindſchaft Gottes in Ungehorſam zu mißbrauchen geſonnen ſeien.“ Nach Bullinger lautete das „judicium populi“, der Kinder Israels, ſehr verſchieden: „Die Erbarkeit war diſer erkantnuß und erlüterung zuofrieden. Aber die im Evangelio ir eigen gſuoch gern funden hättend, warend unwillig, fluochtend den pfaffen vnd redtend ouch dem wort Gottes übel. Etlich zehendent niteſtminder nit rächt. Darum ſy an lib vnd guot geſtraft wurdent.“

3. Zwinglis Streit mit Dr. Hubmeier und Religionsgespräch. Ausgang der Häupter des Wiedertaufs. Prozeß gegen Ratsherr Jakob Grebel. 1525—1526.

Dem Magistrate von Zürich war es zwar gelungen, das Landvolk in seinen sozialpolitischen Forderungen zufrieden zu stellen, und mit dessen Beihülfe die neue kirchliche Ordnung zu sichern. Allein der Sieg war nichts weniger als vollständig. Im Oberlande dauerte die religiöse und soziale Gährung fort. Die Patriarchen der Wiedertäufer, Felix Manz, Konrad Grebel und Jörg Blaurock, zu denen sich im Spätherbste 1525 Simon Stumpf, im Winter Dr. B. Hubmeier gesellten, predigten fortwährend, nicht nur auf freiem Felde, in Privathäusern und Schenken, sondern auch in den Kirchen.

Dr. Balthasar Hubmeier aus Friedberg in der Wetterau, daher „Pacimontanus“ genannt, ehemals Freund von Dr. Johannes Eck und Domprediger zu Regensburg, 1523 Pfarrer zu Waldshut, wurde mit Zwingli bald befreundet. Seit Thomas Münzers Auftreten hatte er seine Pfarrkinder und die Schwarzwälder zur Empörung gegen die österreichische Regierung und die Abtei St. Blasien verleitet. Er fand in Zürich und St. Gallen begeisterte Aufnahme. Auf dem zweiten Religionsgespräche kämpfte er eifrig gegen die Messe und die lateinische Kirchensprache. In St. Gallen predigte er vor zahlreichen und begeisterten Gläubigen auf offenem Platze; in Schaffhausen fand er gastfreundliche Aufnahme. Von Zürich aus liefen ihm mit Wissen des Rates 300 Mann Freischaren zu. Dieselben waren angeführt von Zwinglis Vertrauensmann Rudolf Kollinus und zogen aus, um ihren christlichen Brüdern beizustehen, das Wort Gottes zu verteidigen und dem Herren Christus zu gehorsamen.

Die Tagsatzung, von der Regierung zu Ensisheim gedrängt, verfügte schließlich Dr. Hubmeiers Ausweisung und Heimberufung der Zürcher Freischaren. Dr. Hubmeier selber betrachtete Zwingli noch zu Ende des Jahres 1524 als Gegner der Kindertaufe. Er widmete als „Huldrici Zwinglii in Christo frater“ diesem eine Streitschrift gegen Dr. Johannes Eck, „Elephantus“. Nach längerm Schwanken trat Dr. Hubmeier zu Ostern 1525 entschieden auf Seite der Wiedertäufer. Er ließ sich von Wilhelm Röubli mit

Gläubigen die Wiedertaufe spenden, und erteilte dieselbe per-
[illegible] an 300 Gläubige. In Waldshut waltete, wie in Zürich, der
[illegible] gegen Bilder und Messe. Die Taufprediger verbreiteten sich
[illegible] Waldshut aus überall hin, besonders nach St Gallen und ins
[illegible] von Zürich. Ihr Wirkungskreis war vorzüglich das Amt
[illegible]. Die Oberhäupter waren wiederum die drei Patriarchen
[illegible] Wiedertaufe, Jörg Blaurock, Felix Manz und Konrad
[illegible]. Diese predigten nicht nur in Privathäusern und auf
[illegible] Felde, sondern auch in den Kirchen. Die Prädikanten
[illegible] vor der Predigt oder riefen sie ab der Kanzel.

Conrad Zwingli in seiner Schrift „Vom touf, widertouf und kindertouf" den Rotten und Sekten den Krieg erklärt [illegible] Dr Hubmeier den Kampf gegen ihn auf. Er schrieb [illegible] Sommer 1525 wider Zwingli und die Prediger in Zürich das Büchlein „Von dem christlichen Touf". Am 2. Oktober [illegible] übersandte Ökolampadius die Schrift an Zwingli und bat [illegible] dieselbe in Kürze zu widerlegen. Es geschah dies durch die [illegible] erste gründte antwurt über doctor Balthazars touf-[illegible], durch Huldrichen Zwinglin", welche am 5. November [illegible] Froschauer erschien und Zwinglis Lehre von der Taufe [illegible] in sehr scharfen Sätzen zusammenfaßte. Nachdem sich [illegible] bereits am 6. Dezember 1525 seiner rechtmäßigen Obrigkeit hatte [illegible] müssen, floh Dr. Hubmeier nach Zürich und predigte im [illegible]. Er wurde vom Landvogt Jörg Berger in Grüningen [illegible], nach Zürich gebracht und dort in den Wellenberg gelegt.

Im Unterlande wurde die Täuferei von Flüchtlingen aus [illegible] Waldshut gefördert. Fortwährend wurde der Wieder-[illegible] gewendet, die Kindertaufe als Teufelswerk verworfen. Nicht [illegible] gemeines Volk, sondern gutgestellte und angesehene Landleute, [illegible] in der hl Schrift, hielten sich standhaft zu den Sekten [illegible] Rotten, mieden und schmähten die Gottesdienste der Predi-[illegible]. Dr Hubmeier erklärte öffentlich, Zwingli habe ihm vor drei [illegible] persönlich versichert, auf der Kindertaufe halte er nichts. [illegible] behandelte ihn der Reformator mit dem herben Selbstgefühl [illegible] Gegner Erkenntnis und Disputierkunst. Er bestritt, gegen die [illegible]taufe geschrieben zu haben, gestand aber seine Ansicht zu: wenn [illegible] die Taufe zum Sakrament der Wiedergeburt machen wolle, [illegible] man besser ab, bis die Kinder wüßten, was die Taufe wäre.

Gegen Dr. Hubmeier erhob Zwingli den Vorwurf, er habe durch ſeine wiedertäuferiſchen Lehren Waldshut ins Verderben geſtürzt.

Allein die Wiedertäufer ließen ſich dadurch nicht belehren. Sie erklärten fortwährend, man erſticke ihnen die Rede im Munde, Zwingli und die Prädikanten lehren Irrtümer und verfolgen die wahren Gläubigen und Diener Chriſti, welche gemäß der apoſtoliſchen Lehre nur eine Taufe der Erwachſenen und Kirche der wahrhaft Gläubigen anerkennen. Gegenüber der offiziellen Lehre, die Kindertaufe ſei im N. B. als Bundeszeichen an Stelle der Beſchneidung im Zeremonialgeſetze des A. B. getreten, behaupteten die Täufer deren Unhaltbarkeit. Die Beſchneidung habe nur für die männlichen Nachkommen Abrahams gegolten, die Taufe aber ſei Juden und Heiden ohne Unterſchied des Geſchlechtes zu ſpenden. Sie ſtammen auch nicht von Abraham und den Juden, ſondern von Heiden ab. Fortwährend erhoben die Täufer herbe Klagen, daß Zwingli, ſeiner frühern Lehre ungetreu, den Kirchhören die nach apoſtoliſcher Satzung ihr zuſtehenden Rechte genommen und dem Magiſtrate übertragen, den Zehnten wiederhergeſtellt, und ein neues Papſttum eingeführt habe. Sie fanden Anklang auch bei denen, welchen nicht ſo faſt die Kindertaufe als Teufelswerk galt, vielmehr der Zehnten und die Predigt des Gotteswortes nach obrigkeitlicher Vorſchrift läſtig fielen.

Am 8. Oktober 1525, Sonntag, betrat vor mehr als 200 Perſonen Jörg Blaurock zu Hinwil die Kirche und begann von der Kanzel zu lehren: Die Kirche ſei „die Stätte Gottes, da man ſoll das gottswort verkünden, ſo bin ich hie ein gſendter vom vatter, zuo verkünden das wort Gottes.“ Als der Pfarrer kam und predigen wollte, ſprach Blaurock von der Taufe. Der Pfarrer wollte ihn widerlegen, aber der Tumult wurde ſo arg, daß Landvogt Jörg Berger von Grüningen herbeigeholt wurde. Mit Mühe gelang es ihm, Blaurock und Grebel zu verhaften und ins Schloß abzuführen. Manz konnte entrinnen und wurde erſt drei Wochen ſpäter in ſeinem Verſtecke gefunden. Als ſodann der Vogt die Täufer nach Zürich abführen wollte, beſtritten die zwölf Geſchwornen des Landgerichts ihm und den Herren von Zürich, geſtützt auf kaiſerliche Freiheiten, das Recht, in Dingen, die den Glauben und die Seele betreffen, zu entſcheiden. Das gleiche Recht beſtritt der Rat den Untertanen von Grüningen, als denen, welche ſeinen

Mandaten am meiſten widerſprochen hätten. Allein die Abgeordneten und die Ehrbarkeit, d. h. die Untervögte und Geſchwornen, erklärten, die Pfaffen haben ſie in Aufruhr und Widerwillen gebracht, und baten, man möge ſie nicht dafür entgelten und auch die gefangenen Wiedertäufer zum Worte kommen laſſen. Sie wünſchen, daß „ouch mit dem Zwingli gredt werde, daß er biderb lüt zuo red laſſe kon, und einem armen gſellen ſin red nit im hals erſtecke, darmit die ſach eigentlich erduret werde.“ Der Landvogt empfahl dem Rate dringend, zwiſchen den Häuptern der Täufern und den Prädikanten von Zürich ein Religionsgeſpräch abzuhalten, und zu demſelben zwölf Abgeordnete der Herrſchaft Grüningen einzuladen.

Zu Anfang November 1525 ſchrieb der Rat „fry und ſtattlich“ das Religionsgeſpräch aus, „darin jedermann fry reden laſſen, was ein jeder mit gſchrifft zu erhalten verhoffte. Auch zwölf Mann der Herrſchaft Grüningen wurden einberufen, „gefliſſen zuo loſen, vnd ſelbs zuogägen erfaren, wer rächt oder vnrächt hätte“. Zugleich ergieng ein obrigkeitliches Mandat von Burgermeiſter und Räten an die Wiedertäufer, auf das Geſpräch ſich einzufinden. „Unſer entliche meinung und will iſt, daß alle, die mit rächter, marer göttlicher geſchrifft beſchirmen, handthaben, bewären oder erhallten wöllend, das der kinder touff vom tüfel erdacht vnd der widertouf rächt; daß ſi rächt gethan haben, das ſy ſich wider touffen laſſen, vnd ſy nit vnrächt gethan, vnd das man die kinder gotts nit ſölle touffen. Das dieſelben alle, ſampt vnd ſunders, uff das offen geſpräch kummen ſollen vff mentag nach allerheyligen tag, was der 6. Novembris; ſo wird man, genugſam verhören, vnd das, ſo ſich geſürt, fürgang haben laſſen.“

Es fanden ſich zahlreiche geiſtliche und weltliche Zuhörer, auch viele Täufer aus St. Gallen und der Fremde ein. Der beſtimmt erwartete Dr. Hubmeier hielt ſich ferne und wurde ſehr vermißt. Abt Joner, Komtur Schmid, Dr. Sebaſtian Hofmeiſter und Dr. Joachim von Watt wurden zu Präſidenten beſtellt. Blaurock, Grebel und Manz ſtellten ſich gegen die Prädikanten Ulrich Zwingli, Leo Judä und Kaspar Megander. Zur Sprache kamen die Theſen Zwinglis: den Kindern der Chriſten ſei die Waſſertaufe als Gotteskindern nicht zu verweigern, die Beſchneidung ſei das Vorbild des Kindertaufs. Die Wiedertaufe habe keinen Grund

im Evangelium, und jene, welche sich wiedertaufen lassen, kreuzigen Christus, „uß Eigenträchtigkeit oder Anschlag etwas nüwerung“.

Am 6 November 1525 begann das große Religionsgespräch mit den Wiedertäufern und dauerte drei volle Tage. Die Versammlung wurde auf der Ratstube bei offenen Türen mit Gebet eröffnet. Störungen von seite der Wiedertäufer und großes Gedränge nötigten den Rat, die Versammlung in die Großmünsterkirche zu verlegen. Trotzdem Zwingli die Einsprüche der Gegner mit rechtderben Witzen aus dem Felde zu schlagen sich bemühte, und der Rat die Patriarchen aufforderte, von ihrem falschen „Fürnemmen“ abzustehen, wollte alles bei den „kybigen Köpfen“ nicht verfangen. Sie wurden deshalb wieder in den Turm gelegt, aber bald entlassen, doch mit der Drohung, falls sie mit ihrer Trennung fortfahren, werden sie aufs Härteste gestraft. Die Abgeordneten von Grüningen mußten M. H. Gehorsam geloben und bezeugen, daß die Täufer „gwaltig mit göttlicher hl. Schrift überwunden syend“. Zwingli hielt sich des Sieges gewiß, allein die Täufer behaupteten von sich das Gleiche.

Eine Vermahnung des Rates, welche am 16 November [illegible] von den Kanzeln aller zehn Pfarrkirchen der Herrschaft Grüningen gegen die Wiedertäufer verkündet wurde, führte zu neuem Widerstande. Ebenso wenig fruchtete die Erklärung der zwölf Abgeordneten, die Täufer seien in Zürich aus der hl. Schrift genugsam unterwiesen worden, deshalb sei der Obrigkeit zu gehorsamen und den Wiedertäufern fürder „kein gestand zu geben“. Die Rottgeister wurden erstlich aufgefordert, bis zum 21 November 1525 sich zu unterwerfen, und es wurde zur Überredung keine Mühe und Arbeit gespart. Allein von hundert Rottern bekehrten sich nur dreizehn. Der Landvogt war ratlos und bat um strengere Maßregeln. Am 30 November 1525 erließen Bürgermeister und Rate ein neues, von Ballinger mitgeteiltes, äußerst scharfes Glaubensmandat an die Untertanen der Herrschaft Grüningen. Dasselbe bezeichnete die Wiedertäufer, daß sie „mit ihrem Geschwätz one allen Grund warer göttlicher geschrifft den armen frommen menschen furgeben, geprediget und one alle erlaubnüß der kilchen verkündt, daß der kindertouf nit von Gott sonder vom tüfel kumme, mit fälle abgebrucht werden, und dadurch Zwietracht und Zertrennung fründtlicher liebe zwischen den menschen, die vorher eins gewesen, er-

wachſen ſei.“ Alles Mahnen, Foltern, Strafen und Verbannen, ſogar das Geſpräch in Zürich habe nichts genützt.

Darauf folgt die obrigkeitliche Erklärung gegen die Wiedertäufer: „Und als die Wiedertöufer Konrad Grebel, Felix Manz und Jörg von Huß Jakob vnd ire anhänger wider M. Ulrichen, M. Leo Juden und H. Kaspar Großman, ouch andern, die den kindertouff beſchirmt, dry tag an einandern, morgens vnd abends, in vnſerm radthuß vnd dem großen Münſter gredt, hat ſich für vnd für, vnd zuoletzt durch die ware göttliche geſchrifft des alten vnd nüwen teſtaments aller ſterkſten gründen erfunden, daß M. Ulrych Zwingli mit ſinen anhängern die widertöufer fry überwunden, den widertouff vernütet vnd den kindertouff behalten habend. Es iſt ouch in ſömlichem geſpräch gar heyter an tag komen, daß die anhänger, Rotter, Secter vnd Zangger des widertouffs ire handlung uß fräffenem, vermeſſenem, hochfertigem vnd vnverſchämptem gemüet vnd keinem gueten geiſt gefüert, hiemit ein beſonder Sect vnd rott wider das geheyß gottes, ouch zuo verachtung zytlicher Oberkeit, vnd zuo pflantzung aller ungehorſame vnd zerſtörung chriſtenlicher liebe gägen dem äbenmenſchen anzuofahen vnd an ſich zuo ziehen erdacht. Dann ſye je, wie obſtadt, vermeinend one Sünd vnd beſſer dann ir äben-Chriſten zuo ſin. Wiedann ſömlichs ire wort, wys, werk vnd gepärdt ſchynbar anzeigend.

„Vnd vff ſömlichs alles iſt vnſer verbott vnd ernſtlich meinung, daß hinfür menklich, man vnd frowen, knaben vnd dochteren, von ſomlichem widertouff abſtündind, den nit mer bruchend ſunder die jungen kind touffind. Dann wer hinwider handlete, ſo offt das beſchäch, der ſoll um ein march ſilbers geſtrafft werden. Vnd möchte ſich yemandts ſo vngehorſam erzeigen, wir wurdind wyter mit im handlen, vnd die vngehorſamen in diſer ſach nach irem verdienen büßen vnd nüt nachlaſſen. Darnach ſoll ſich menklich wüſſen zuo richten.“

„Hernach, ergänzt Bullinger das Mandat, da gar nüt hälffen wollt, dann das die widertouffer wider göttlich und wältlich rächt vnderſtandent mit iren Sekt für zuo trucken, ward die widertöuffery by lyb vnd läben, ouch ſy zuo ſchirmen vnd herbergen verbotten.“ Das mittelalterliche Strafrecht gegen Häretiker, von Zwingli bisher ſo hart als Tyrannei und Blutdurſt des römiſchen

Antichriſt und ſeiner Trabanten geſcholten, wurde nun zu Gunſten ſeiner Lehre gegenüber den Wiedertäufern, welche ſich den Mandaten nicht fügen wollten, zur Geltung gebracht. Hiezu brauchte es einen langen Kampf. „Es war, ſchreibt Dr. Emil Egli, für Zwingli eine ſchwere Aufgabe, Leuten, mit denen er auf grundſätzlich gleichem Boden ſtand, entgegenzutreten. Manchmal mochte ihn dieſes Verhältnis zu ſeinen einſtigen Getreuen ſchmerzen. Es iſt ſchon deshalb nicht nur glaubwürdig, ſondern nicht anders denkbar, als daß er möglichſt ſchonend gegen ſie verfuhr, wie z. B. gegenüber Dr. Hubmeier.“ Simon Stumpf vermochte er im April 1527 nicht vor neuer Ausweiſung unter Todesſtrafe zu bewahren. Zwinglis erſte Gutachten gegen die Lehren der Wiedertäufer ſind auffällig ruhig gehalten, ſein Entgegenkommen in Bezug auf Lehre und Kultus war das größte.

Allein trotz des Einſchreitens der Obrigkeit dauerte die Wiedertäuferei fort. Sie erhielt ſogleich neuen Aufſchwung, nachdem zu Anfang Dezember 1525 Dr. Hubmeier, als Hochverräter aus Waldshut flüchtig, arm und verlaſſen, ſich nach Grüningen wandte. Alle Verſuche, die Widerſpenſtigen zu beruhigen, ſcheiterten. Hubmeier fand zwar ratſam, in Zürich ein Verſteck zu ſuchen, wurde jedoch entdeckt und zu milder Haft in den Wellenberg gebracht. Die Auslieferung an die Regierung zu Enſisheim gemäß der Erbvereinigung wurde als „unerhört und nie gebruchtˮ am 3. Januar 1526 abgewieſen; dagegen wurde Dr. Hubmeier am 18. Januar 1526 genötigt, mit den drei Prädikanten zu disputieren und zu erklären, er werde nun, auf den Bericht welchen ihm M. Uolrich, M. Leo Jud und Dr. Baſtian Hofmeiſter aus der göttlichen Schrift getan, „fines irrſals abſton, vom widertouf laſſen. Er halte den Kindertauf für gerecht und götlich und wolle ouch den widerruof tuon, wo man will. Er hat dis von herz und mund glich gredt und ſich bekennt.“ Der Widerruf ſollte im März 1526 öffentlich im Frauenmünſter nach der Freitagspredigt Zwinglis geſchehen. Allein Dr. Hubmeier, vom Geiſte geſtärkt, verteidigte abermals den Wiedertauf. Er wurde neuerdings in den Wellenberg gelegt und erklärte nun, er wiſſe nicht was er getan. Falls er den Wiedertauf verteidigt, ſo habe es der Teufel aus ihm geredet. Am 6. April 1525 erfolgte der endgiltige und feierliche, aber nichts weniger als aufrichtige Widerruf, zu-

nächst in Zürich, dann zu Gossau, „darum, daß die Täufer in Grüningen“, wie Bullinger schreibt, „disen doktor für ein propheten hattend. Da sy anhören mueztend, das er ein falscher Prophet war, vnd sy vnrecht mit synem gedruckten Buoch gelert hat.“

Zwingli und der Rat fanden für gut, Dr. Hubmeier abzufertigen. Der unglückliche Schwärmer, welcher bestritt, daß er die Gütergemeinschaft verteidigt, die obrigkeitliche Gewalt bekämpft, und sich selber als sündelos hingestellt habe, aber gestand, wie St. Augustinus und andere nach ihm, über die Taufe geirrt zu haben, hielt umsonst um Erbarmen mit seinem Elende und Schutz vor seinen Feinden an. Er wurde über die Grenze gebracht, und floh nach Konstanz, von dort nach Mähren zu den böhmischen Brüdern. „Da kart er sich, nach Bullinger, als ein lugg vnd unbeständig roor, widerum zuo den widertöuferen vnd macht da vf ein nuws vil vnrodt.“ Dr. Balthasar Hubmeier, 1528 gefänglich nach Wien geführt, dort von Dr. Johann Fabri, jetzt Bischof zur Wiener-Neustadt, in einem Gespräche seiner Irrlehre überführt, wurde zu Wien als Irrlehrer und Aufrührer verbrannt und seine Frau ertränkt.

Während Dr. Hubmeier in Nöten schwebte, kamen auch die drei Patriarchen vor den Richterstuhl der Prädikanten und Ratsverordneten. Grebel und Manz verlangten neuerdings gegen Zwingli über die Wiedertaufe, welche sie aus der Schrift erfunden, schreiben zu dürfen. Von Blaurock wurde am 5. März 1526 ein Brief verlesen, in welchem behauptet wurde: er, Bruder Jörg vom Hause Jakob, sei der wahre gute Hirte der Schafe, die wahre Türe zum Schafstalle, mit seinen Brüdern Manz und Grebel ein Anhänger „des herren brodes“. Er sei entschlossen, sein Leben wie Christus dahinzugeben, und, wie dieser am Kreuze, sein Blut in der Trotten zu vergießen. Der Papst, Luther und Zwingli seien alle Diebe und Mörder. Schließlich wurde Blaurock gestattet, mit Zwingli und Leo Judä drei Stunden lang zu disputieren. Er behauptete, sein himmlischer Vater habe ihn nach Zollikon gesandt, seine Schafe zu weiden. Fest bestand er darauf, auch ferner taufen zu dürfen, wurde aber nach langem Zanken als eigensinniger und verirrter Mann abgeschieden. Am 7. März 1526 erfolgte wider die Patriarchen und jene irrseligen Verführten, welche gegen alle Mahnungen, M. H. Urteil und Mandat, „verstoupft“ geblieben, die

Erkanntnis: sie seien ins Gefängnis zu legen, und, wenn sie ferner die Wiedertaufe spenden, „zuo ertränken ohne alle gnad"

Als die Patriarchen und fünfzehn ihrer eifrigsten Anhänger in ihrer „verstopftheit" verharrten, folgte noch am 7. März 1526 die weitere Erkanntnis: die Gefangenen sollen im neuen Turme auf Stroh gelegt und bei Wasser und Brod gehalten werden, und niemand dürfe zu ihnen wandeln. Sie sollen also im Turme ersterben, und, nach dem Konzept „ertulen". Die Frauen sollen gleich den Mannern gehalten werden. Den bekehrten Wiedertäufern wurde ferner strengstens befohlen, von Wiedertauf und Winkelpredigten abzustehen, „die kilchen in der rechten pfarr" zu besuchen. Jedermann erhielt Befehl, „daß er desgelichen die touffer weder huse noch hofe, und inen kein underschlouf noch furschub, auch kein spis, trank noch ufenthalt gebe in keinen weg. Dann wo er solichs übertreten und ungehorsam erschienen sollte, wurde man wiederumb zuo demselben griffen und in von stund an mit alle gnad ertranken lassen." Gleichzeitig wurde auch über einzelne Pfarrer Gericht gehalten, welche gegen Zinsen und Zehnten gepredigt und dadurch Unruhe und Aufruhr gestiftet hatten. Das Volk trat im Juni 1526 entschiedener als je zuvor für das Ansehen der Obrigkeit zur Handhabung des Gotteswortes ein: damit war man zu christlicher Einigkeit gelangt. Doch vielfach geschah es mit der Bitte: M. Herren, mogen den Frieden mit den Eidgenossen wahren und den Reden der Pfaffen nicht allzuviel Glauben schenken. Die Beschwerde der Herrschaft Grumingen lautete gegen dieselben sehr eindringlich und scharf.

Die Wiedertäuferei schien bereits im Niedergange. Konrad Grebel gieng nach Graubunden und starb im Mai 1526 zu Maienfeld an der Pest; die Anhänger auf dem Lande waren eingeschüchtert. Hartnäckige wurden strenge gestraft. Allein im Herbst brach der alte Geist wieder hervor. Felix Manz und Jörg Blaurock, auf Urfehde freigelassen, traten neuerdings im Oberlande auf. Sie hielten große Versammlungen, tauften und predigten. Auch aus dem Unterlande am Rhein liefen Kundschaften über neue Umtriebe der Wiedertäufer ein. Der Rat sah sich am 19. November 1526 genötigt, das Mandat vom 7. März in verschärfter Form zu erneuern und verkünden zu lassen. Landvogt Berger zu Grumingen hatte jetzt besonderes Glück. Es gelang ihm, am 3. Dezember 1526, Felix

Manz und Jörg Blaurock nebſt zwei andern fanatiſchen Wiedertäufern in einem Gehölze abzufangen. Er hatte das Mandat nicht verleſen laſſen und dadurch ihre Flucht verhütet. Die Gefangenen wurden nach Zürich verbracht, in den Wellenberg gelegt, vor die Prädikanten und ein Gericht geſtellt. Weder Manz noch Blaurock wollten Widerruf leiſten. Am 5. Januar 1526 wurde über dieſe beiden Patriarchen des Wiedertaufs das endgiltige Urteil geſprochen.

Felix Manz, welcher gegen alle Belehrung durch die Prädikanten und andere Schriftgelehrten, „daß der Widertouf nach dem Evangelium nit beſtan möge, ſondern verworfen und gemeinen chriſtlichen Ordnungen abbrüchig und verletzlich, und der kindertouf, ſo ungfar in gemeiner Chriſtenheit gebrucht, gerecht, und dem Wort Gottes gemäß ſye", wurde angeklagt, „daß er bei ſinem irrtum und eigenköpfige beſtändig kämpfte, und in ſeinem verſtopften fürnemen eigenwilliklich beſtanden, getouft, ouch ſekt, rotten und verſammlungen unter ſchein und deckmantel chriſtlicher verſammlung und kilchen habe uferwecken und zurüſten wollen, durch gefährliche Lehren ärgernuß, embörung und ufruoren wider chriſtenlich ordnung, darus zerrüttung gemeins chriſtenlichs frids, brüederlicher lieb und burgerlicher einigkeit und entlichen alles übels gefolgt iſt." Das Urteil lautete: „Felix Manz ſolle dem nachrichter übergeben werden, der im ſin händ binden, in ein ſchiff ſetzen, und uf dem nidren hüttli, die händ gebunden, über die knüw abſtreifen, und ein knebel zwiſchend den armen und ſchenklen durchhinſtoßen, und in alſo in das waſſer werfen und in dem waſſer ſterben und verderben laſſen, und er damit dem gericht und recht gebüßt haben ſölle."

Das Urteil wurde ſofort vollzogen. Als Manz ins Waſſer gezogen wurde, ſang er mit lauter Stimme „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum!" und verharrte, von vielen als Martyrer bewundert, „ſtyf vf ſinem fyh bis in ſin end". Darauf wurde er ertränkt und bei St. Jakob begraben.

Am gleichen Tage ergieng das Urteil gegen Jörg Blaurock. Auf ihm lag die beſondere Klage, er beharre auf dem Wiedertauf und habe die Prädikanten und ihre Anhänger Diebe und Mörder geſcholten. Blaurock wurde bei gebundenen Händen und nacktem Oberleibe von den Stadtknechten mit Ruten durch die Stadt gepeitſcht, „dergeſtalt, daß das Bluot nachhin gange". Er wollte die verlangte Urfehde bei Strafe des Ertränkens nicht leiſten, weil

Gott verboten habe, einen Eid zu ſchwören. Als ihm mit dem Wellenberg gedroht wurde, „ſchwur er, zog die ſtraß hinuß, vnd ſchüttlet ſinen blawen rock vnd ſine Schuoh uber die Statt Zürych.“ Blaurock wandte ſich zuerſt nach Appenzell, von dort nach Tirol. Im Jahre 1529 erlitt er zu Klauſen bei Brixen den Feuertod.

Zwinglis Sieg war nicht das Werk freier Überzeugung der Irrenden. Er hatte ihnen mit rückſichtsloſer Tatkraft entgegengewirkt. Dem Reformator ſtanden bei ſeinem Vorgehen alle Mittel der obrigkeitlichen Gewalt und des moraliſchen Zwanges zu Gebote. Dem kräftigen Einſchreiten des Rates war es gelungen, die Wiedertäufer ihrer Häupter zu berauben und die Rottierung zum Stillſtande zu bringen. Gänzlich unterdrückt wurde die letztere freilich nicht. Die Anhänger wurden gleich den Katholiken außer Recht geſtellt und ſpäter wiederum einzelne hingerichtet. Im Amte Grüningen und in Bülach erhielt ſich trotzdem die Wiedertäuferei noch länger fort. Die Verſammlungen fanden vielfach nachts in Häuſern und Wäldern ſtatt. Am 14. Auguſt 1527 kam zwiſchen den Städten Zürich, Schaffhauſen und St. Gallen ein Konkordat zuſtande, welches gegen die Wiedertäufer die ſtrengſten Maßregeln: Geldſtrafen, Kerker, Verbannung, ſchließlich für Hartnäckige die Strafe des Ertränkens verhängte. Dieſe Grundſätze wurden in proteſtantiſchen Orten gemeines Recht. Wilhelm Röublt und Ludwig Hätzer, welche in Deutſchland ihr Weſen trieben, wurden dort ebenfalls mit dem Tode beſtraft.

Für das Gebiet von Zürich ward das Vorgehen gegen die Täufer ſeit 1525 bis ins einzelnſte geordnet und der Beſuch des offiziellen Gottesdienſtes „in der kilch der rechten Pfarr“ unter ſtrenge Aufſicht, jede Verſäumnis unter harte Strafe geſtellt. Zwingli gab ſchon zu Ende 1525 eine Agende heraus: „Ordnung der chriſtenlichen kilchen zu Zürich, Kinder zu toufen, die Ee zu beſtäten, die Predig anzefahen vnd ze enden; Gedechtnuß der abgeſtorbenen. Das Nachtmal Chriſti zu begon.“ Taufe und Eheinſegnung durch die Prädikanten, „offenlich vor der kilchen“, wurden ſtrengſtens anbefohlen. Durch Mandate vom 30. Mai 1527 wurden amtliche Regiſter für die Staatskirche verordnet: Taufbücher, „daß man wüſſe, wer getouft vnd nit getouft ſye, damit der widertouff vber nacht nit wyder inbräche. So findt man ouch alle Zyt in dem buoch,

uff welchen tag, in welchem Jar ein yetlicher getoufft ſye, vnd wer in zum touf gehebt habe, vnd man das alter der knaben vnd töchtern am Ehegricht eigentlich wüſſe. Denn es begibt ſich dick, das vätter und müeter die kinder jünger machen wellend, damit ſie die bezogne Ee hindern mögind". Ehebücher. „Wirt es guot ſin, die bezognen Ee, vor der kylchen beſtät, anzuoſchryben, das man wüſſe, wer eelich by einandren ſitzend, das man dieſelben möge tryben zuo dem kylchgang oder von einandren." Später folgten noch die Totenbücher. Die Pfarrbücher der reformierten Staatskirche, waren jedoch, wie Dr. Emil Egli hervorhebt, keine ſpezifiſch kirchliche, von der Synode beſchloſſene Einrichtung, wie denn überhaupt in der Reformationszeit der Unterſchied zwiſchen bürgerlich und kirchlich im modernen Sinne nicht vorkommt.

Den Kampf Zwinglis und der Obrigkeit gegen die Wiedertäufer im Gebiete von Zürich faßte das große Sittenmandat vom 26. März 1530 in geſetzliche Form. Nicht nur wurden die Rottierer außer Recht geſtellt, ſondern auch alle, welche ihnen Hilfe und Zuflucht erwieſen, und in denſelben noch Menſchen achteten, mit den ſchärfſten Strafen bedroht. „Da ſich etlich der irrigen ſect über unſer ſchwere mandat und verbott, nit zuo kleiner unſer verachtung und ynfüerung ſchweren irrſals anzemaſſen und darin ze verwicklen underſtandind, ouch etlich der unſern inen fürſchuob und unterſchlouf gebind, ſi inzüchind, enthaltind und ſich irer irrſeligen leren, winkelpredigen und heimlichen verſammlungen gnoß und teilbar machind: und dann dieſe ſect zuo zerrüttung aller oberkeiten und guoten regimenten zum höchſten dienſtlich iſt.

„So gebieten wir nochmalen zum türiſten, treffenlicheſten und ernſtlicheſten, ſo hoch, trüwlich und vätterlich wir jemer ſöllend, könnend und mögend, daß ſich mängklich, bi hocher und ſchwerer unſer ſtraf und ungnad, von diſen ſchädlichen verſammlungen und irrigen leeren abzüche, denen niemals anhange, inen ouch kein hilf, anderlei ſchlouf noch ſtatt, platz noch fürſchub gebe, ſi nit uſenthalte, huſe oder herberge, auch keinerlei gemeinſchaft noch gſellſchaft mit inen fürneme, ſonder mängklich ſich iren rüwige und gänzlich entſchlache. Gebietend ouch darumb zum allerhöchſten allen unſern landſäßen, zuogehörigen und verwandten, und mit namen allen unſern ober- und undervögten, weiblen, pflegern,

richtern, grichten und geſchwornen, egoumern und pfarrern, wo ſi die erfaren mögend, uns bi iren geſchwornen eiden ze leiden, ſi nienert zu gedulden, noch fürkomen ze laſſen, ſonder angends zuo inen ze grifen, und uns zuo überantwurten, dann wir die töufer, ir gönner und anhänger lut unſer ſatzungen an irem leben, und die, ſo inen fürſchub tuond, ſi nit leidend, verjagend, oder uns fänglich zuoführend, nach irem verſchulden, als lüt, die trüw und eid an iren Herren überfaren hand, one gnad ſtrafen, daran niemants ſchonen!"

Gegen die irrſeligen Wiedertäufer und heimlichen Katholiken, „unghorſam, ungottsfürchtig, widerſpännig lüt", welche aus der Predigt wegblieben, zu ſpät kamen, im Wirtshauſe oder auf dem Kirchhofe ſaßen und die Verkündiger des Gottswortes verlachten, verſpotteten und ſchänzelten, ergieng im gleichen Mandate das allerernſtliche Gebot: „daß ſich mängklich, er ſyge edel oder unedel, hoch oder nider ſtands, wib und man, kind und gſind, wie die in unſer Stadt Zürich landſchaft, oberkeiten, herrſchaften, gerichten und gebieten geſeſſen und wonhaft ſind, niemals usgeſcheiden, welicher nit durch krankheit oder andere eehaft, redlich, tapfer urſachen ſich entſchuldigen mag, beſlyße, zum wenigeſten all Sunntag bi guoter Zit zur kilchen und zur predig ze gan, alſo daß ein jeder, wenn das dritt zeichen oder zeſammen gelütet hat, gehorſamlich da erſchine und ſich niemant mit einicherlei geſägden uszeziechen oder ze hinderhalten underſtande."

Strenge wurde verboten, die Seelenhirten in der Predigt mit Lärm, Spott oder mit „boldern und widerbellung anzufallen", zu unterbrechen, die Kirche vor Ende derſelben zu verlaſſen. Fehlbare ſollen auf dem Lande von dem Pfarrer, den Ehegaumern und Untervögten, in der Stadt Zürich von den Zunftmeiſtern zur Rechenſchaft gezogen, gemahnt, beſtraft und zur Gehorſamkeit gebracht werden. Alle, welche ſich „nitt beſſern und der gemeind in kilchen- und chriſtenlichen ſachen ſich nit glychförmig machen, ſich in ſachen der ſeel und conſcienz belangend von einer gemeind abziechend," ſollen vom Prädikanten, Unterwogt oder Zunftmeiſter im Namen der Kilchen gewarnt, im Falle der Widerſpännigkeit geächtet, „von der nießung anderer gemeinſchaften gtlicher dingen abgeſundert ſin, und uß ihrer gemeind, zunft vnd gſellſchaft, ouch von gebruch wunn, weid, holzes, felds, und aller gemeinen

nutzungen, und in der ſtadt von irem gwerb und begangenſchaften ausgeſchloſſen ſein, und ſöllichs ſo lang beharren, bis ſi ſich zur chriſtenlicher gehorſame ergeben, und daran niemants verſchonen noch fürheben." Die Pfarrer auf der Landſchaft wurden ſtrengſtens verpflichtet, Ungehorſame und Widerſpenſtige anzuzeigen: „ſo lieb im göttliche eer, unſer huld, vnd ſin pfruond ſyge, daß wir die wiſſen mögend, fürer nach irem verdienen ze ſtrafen und gehorſam ze machen."

Trotz aller Verfolgung war der Widerſtand der Täufer und Rottierer in Zürich und anderwärts zäher als Zwingli vorausgeſehen. Brötli, Röubli, Hetzer, Hans Denk irrten als Taufprediger in den Städten Süddeutſchlands, zu Konſtanz, Ulm, Straßburg, Worms herum; in Bern, St. Gallen, Baſel, in Graubünden, ſelbſt in katholiſchen Gegenden, hatten ſie bedeutenden Anhang. An vielen Orten, namentlich in St. Gallen, verübten ſie die ärgſten Schwärmereien. Zwingli ſah ſich genötigt, gegen die Täufer neuerdings, zunächſt auf der Disputation zu Bern, und auch ſpäter als Polemiker aufzutreten und ihre für Staat und Kirche verderblichen Irrſale zu bekämpfen. Ihre Lehren waren ihm Unkraut und ihre Prediger Schwindler, Rottierer: „herba infesta, improba, noxia, turbulenta, seditiosa, errones et consiliabulorum duces". Der Reformator verfolgte dabei ſtets den Zweck, vor aller Welt den üblen Vorwurf geiſtiger Verwandtſchaft mit den Schwarmgeiſtern und himmliſchen Propheten, welche ihm die Lutheraner vorwarfen, abzulehnen, die Einheit in Predigt, Kindertaufe und Nachtmahl als im Gotteswort begründet zu fördern, und das Verfolgungsedikt der drei Städte als Notwendigkeit hinzuſtellen. Er ſchrieb an alle Diener Chriſti das umfangreiche Buch, „In catabaptistarum strophas elenchus". Dasſelbe wurde am 31. Juli 1527 fertig geſtellt, und erſchien gleichzeitig mit dem Mandate der drei Städte in der Öffentlichkeit.

Noch zu Ende 1530 geriet Zwingli in Streit über die Fragen von der Taufe mit dem Schleſier Kaspar von Schwenkfeld, Hofjunker des Herzogs Friedrich zu Liegnitz, welcher ebenfalls die Notwendigkeit der Taufe und jede Gnadenwirkung der Sakramente überhaupt beſtritt. Zwinglis Lehren und Schriften waren auch in Schleſien bekannt, und Schwenkfeld fand ſich veranlaßt, dieſem ſeine Auffaſſung in 46 Theſen, „quaestiones", zu unterbreiten. Zwingli nahm den Kampf gegen das verführeriſche Gift „venenum dulce ad

pestem caritatis", auf, und verfaßte eine umfangreiche, doch mild gehaltene Gegenschrift, wohl bewußt, daß, wer die sakramentale Kraft der Taufe leugne, deren Notwendigkeit schwer behaupten könne.

Der Täuferhandel hatte bereits im Herbste 1526 einen Prozeß im Gefolge, an welchem Zwingli hervorragend beteiligt war und schwerer Mitschuld bezichtigt wurde. Junker Jakob Grebel Vater des Wiedertäufers, und Schwiegervater von Dr. Joachim von Watt, gehörte zu den angesehensten Ratsherren. Er war 1526 ein „alter, erbarer, wyser vnd in der Statt Zürich gar ein ansächlicher und wolgeachter man, hat einen schneewißen breiten bart und ein schneewiß haar, denn er über 60 jar alt und wolgehalten war". In den Jahren 1517—21 hatte er päpstliche und kaiserliche Pensionen bezogen, und dieselben, wie Zwingli ihn jetzt beschuldigte, statt für des Sohnes Konrad Studien, für sich verwendet. In den kirchlichen Händeln war er einer der eifrigsten und einflußreichsten Mitarbeiter des Reformators, allein vielfach Gegner seiner politischen Praktiken. Zwingli zerfiel mit ihm schon 1524. Er beschuldigte ihn geheimen Einverständnisses mit Joachim von Grut, Ennius Filonardi, Dr. Johann Fabri und den katholischen Eidgenossen. Zwingli drohte ihm, wenn er dies leugne, für seine Sünde mit dem Tode des Ananias. Freunde von ihm hatten die Überlassung einer Kirche in Zürich an die Katholiken befürwortet. Ferner warf er ihm vor, er habe den Rat für die geturmten Wiedertäufer um Gnade gebeten, und führte über ihn bei Dr. J. von Watt bittere Klagen. Am 21. September 1526 denunzierte er ihn, wie alle Pensioner, von der Kanzel als heimlichen Gegner des Evangeliums und nach fremdem Golde dürstigen Rhetor. Das Reislaufen, die Jahrgelder und das ungöttliche Papsttum waren ihm der Krebsschaden der Eidgenossenschaft.

„Wenn Zwingli mit schonungsloser Hartnäckigkeit gegen die Pensionäre zu Felde zog, erfüllte er nur", gesteht Mörikofer, „eine erforderliche Notwendigkeit, dem Evangelium den Weg zu bahnen. Allein die Herbigkeit seiner Sinnesart und seine mißtrauischen Voraussetzungen verleiteten ihn bisweilen zu gewagten Schlüssen". Am 11. und 12. Oktober 1526 trat er recht leidenschaftlich vor dem Diktaturtribunal elf ihm unbedingt ergebener Ratsherren als Ankläger und Kundschafter wider Jakob Grebel auf. Er veranlaßte dessen Verhaftung und Verhör. Am 30. Oktober 1526 erfolgte

die Hinrichtung durch das Schwert. Die Aufregung war derart groß, daß viele flohen und die Stadttore mehrere Tage geſchloſſen blieben. Angeſehene Männer, darunter bisher eifrige Liebhaber des Evangeliums, wurden nebſt Grebel in den Reisläuferprozeß verwickelt, eingekerkert und gefoltert. In den Verhandlungen tritt Zwinglis Perſönlichkeit ſehr ſtark und nicht gerade ſympathiſch in den Vordergrund. Bullinger bemerkt darüber: „Deß Jakob Grebel ſich bis uf die ſtund, das er ſterben ſollt, nit verſähen, ouch zuo letzten melt er, das er ſömlichs nit verſchuldet. Darvon ward vil geredt, vnd vermeint man, ſo er nitt in yl dahin gericht, wäre im hernach am läben nütt beſchächen. Darum er ouch vil lüthen vbel rum; vil achtend das ſin Sun Konrad nit die minſte vrſach ſines vatters ſeligen todt geweſen. Andere gabend andern vnd andern die ſchuld.“ Das Schickſal des hochbegabten Sohnes mochte den Vater mit Zwingli endgültig in Widerſpruch gebracht haben, wie auch Dr. Vadian ſich ihm entfremdete. Im Lager der Gegner Zwinglis konnte der angeſehene, in alle politiſchen und religiöſen Praktiken eingeweihte Magiſtrat dem Anſehen des Reformators ſehr gefährlich werden.

Nicht nur in Zürich, ſelbſt auswärtigen Freunden erſchien der Tod Jakob Grebels als das Werk perſönlichen Haſſes. Zwingli ſelber rechtfertigte ſich am 29. November 1526 in ſeinem Schreiben an Ökolampadius, Kapito und die Freunde zu Straßburg über ſein Vorgehen gegen den „grex Catilinarius“. Das Bekenntnis gegenüber den Brüdern in Baſel und Straßburg macht einen ſehr bemühenden Eindruck. Der Reformator bemerkt, es gehen die Vorgänge in Zürich die Freunde wenig an. „At hoc scio, vobis non magnopere curandum esse!“ Sodann vergleicht Zwingli den Prozeß mit dem catilinariſchen Handel in Rom, beruft ſich auf Salluſtius und Cicero und ſucht ſein Verhalten zu rechtfertigen. Er habe den Kampf gegen die Verräter des Vaterlandes und hartnäckigen Widerſacher des Evangeliums „grex Catilinarius, corrupti homines“, mit Vorbedacht und Entſchloſſenheit aufgenommen.

„Omnia ergo circumspicientibus videbatur ulcus istud pensionariorum, immo proditorum et prævaricatorum aliquantulum exulcerandum esse. . . . Fateor, constantissime invexi in *proditionis flagitium*, ipsumque sic admotis omnibus arietibus concussi, ut conscia pars aperte videret, murum concidisse, quamvis alii, quod

metus erat, iram ac indignationem simularent, alii tamen, quod res erat, ægre dissimularent. . . . Tormentis per cannabinos funes torti et veluti semen triti sunt. Repertæ erant *literæ* quædam, quas omnes putabant me ignorare, super quibus optimi quique diligenter consultabant et clanculum. Sed et aliunde pluribus tam viis tam modo didiceram. . . . Constituitur *dictatura* ad præsens malum, non Romanorum more, ut unus aliquis summæ totius rei præesset, sed *optimates viri undecim*, quibus inquirendi ac disponendi provincia demandatur. . . . Grebelius, pater Cunhardi Grebelii, qui fuit Catabaptistarum coryphæus, vir nobilis ac summæ apud nos auctoritatis, capite plexus est. Patruus Jodoci in plaustro stercore oppleto evectus est. Sic enim in stercore salutem invenire debent, qui ventris stercorisque causa patriam produnt. Est et alius quidam tortus, homo mancus, cui brachium sinistrum, quod dextero brevius esset, mox inter initia disiluit, flagitioso homini ac audacissimo. Hanc remoram *injecit Dominus* flagitii cumulo. Viget adhuc dictatura et inquisitio. Nos inter hæc omnia ad constantiam adhortati sumus, ut malum tollatur, quum exempla protulerimus, quibus hoc hominum genus imperitis fieret cognitum!“

Neuere Biographen Zwinglis fällen über den böſen Handel ein für den Reformator keineswegs günſtiges Urteil. „Der alte Ratsherr Grebel, erklärt Mörikofer, der ſchwache, aber unglückliche Vater, war für Zwingli kein gefährlicher Mann. Es hätte dieſem nicht ſchwer gehalten, ihn von jedem künftigen Einverſtändnis mit ſeinen Gegnern abzuſchrecken. Zur Sicherung Zürichs und des Evangeliums wäre es an den äußerſt ſcharfen geſetzlichen Beſtimmungen genug geweſen, welche gegen Ende des Jahres, 13. Dezember 1526, aufs Neue wider Miet und Gaben erlaſſen werden.“ Dr. Rudolf Stähelin bemerkt, Zwingli ſei im Prozeſſe gegen Jakob Grebel bereits die Wege gewandelt, welche ſpäter Calvin in Genf betrat. In der Verquickung der Intereſſen des evangeliſchen Glaubens mit denen der ſtaatlichen Unabhängigkeit und Wohlfahrt ſei das Bedenkliche des von Zwingli aufgerichteten theokratiſchen Syſtems deutlich zutage getreten.

4. Letzte Maßregeln gegen die Katholiken. 1526—1530.

Die große Volksgemeinde an der Zürcher Kirchweihe, St. Felix und Regulatag, 11. September 1526, war das Siegesfeſt des Evangeliums über alle Widerſacher. Die mächtige Partei der Penſionsherren und Reisläufer war überwunden; die Lehren der Wiedertäufer waren als Rottierung unterdrückt und ihre Bekenner außer Recht erklärt. Auch die katholiſche Kirche, ihre Lehren, Inſtitutionen, Rechte und Güter waren dahingefallen bis auf die leeren Mauern der Kirchen und die Glocken. Zwingli konnte ſich eines dreifachen großen Sieges über zwei Gegner rühmen, welche bei ſeinem Auftreten in Zürich als unüberwindlich galten, und zugleich ſich brüſten, die Sekten und Rotten im eigenen Lager wehrlos gemacht zu haben. Dieſer Triumph war das Werk eines Mannes, welcher mit rückſichtsloſer Tatkraft und kluger Berechnung aller politiſchen und religiöſen Verhältniſſe ſeine Ziele verfolgte.

Zwingli war ſich ſeines großen Erfolges wohl bewußt. Er ſäumte auch nicht, ſich deſſen zu rühmen und die Früchte, welche das göttliche Evangelium in Zürich hervorgebracht, in lebhaften Farben zu ſchildern. Er tat es nicht nur ſeinen Freunden, ſondern auch den Gegnern, ſelbſt Dr. Luther und dem Papſte gegenüber, im Bewußtſein, daß ſeine Lehre das unbetrogene Evangelium Chriſti und der Apoſtel ſei. Im Zehntenhandel verglich er ſich 1525 mit Moſes. Wie Gott der Allmächtige die Kinder Israels an der Hand Moſes aus der Knechtſchaft Egyptens und der Tyrannei Pharaos errettete und ins gelobte Land hinüber führte, ſo er das Volk von Zürich zur wahren Freiheit der Kinder Gottes durch das helle Licht ſeines Evangeliums. „Ir wüſſend, ſchrieb er an das Volk, in was finſternuſſen und unwüſſenheit des heils man uns gefüert hat vil hundert jar, mit denen die geiſtlichen nit allein unſer lyb vnd guot zuo überlegen geweſen ſind, ouch die ſeelen ſchädlichen verfüert haben. So hat nun der allmächtig Gott mit ufthuon vnd erſcheinen ſines worts uns nüts minder weder die kinder Israels us egypten, us den päpſtiſchen finſternuſſen meereren theils gefüert."

In Zürich herrſchte Ruhe und Friede, brüderliche Liebe und Einigkeit, und niemand wagte, wie Mykonius bezeugt, ein offenes Wort zu reden. Die angeſtammte Liebe und Anhänglichkeit des

Volkes zur alten Kirche war in Abneigung und Haß verwandelt, welcher sich im Handel der Wiedertäufer sogar gegen die Urheber der neuen Zustände wandte. „Was vor wenigen Jahren noch ehrwürdig und heilig war, schreibt Salomon Vögelin, Messe, Sakramente, Altäre, Bilder, fromme Stiftungen, mußte jetzt verdammt, geschmäht und verworfen werden. Im ganzen Gebiete von Zürich durfte keine Messe mehr gelesen, keine Kulthandlung vollzogen werden.“ Selbst eine Botschaft von Bern, welche im Dezember 1525 den Rat von Zürich ersuchte, es möchte den Katholiken eine der vielen Stadtkirchen von Zürich überlassen werden „ut vel unam Missulam admitterent“, wie Zwingli spottete, wurde abgewiesen. Bürger, Hintersäßen und Untertanen hatten seit 1526 nur die Wahl, ihr Burger- und Landrecht aufzugeben oder auf jede mit der neuen kirchlichen Ordnung nicht übereinstimmende religiöse Übung zu verzichten. Gegen jene, welche sich nicht fügten, Geistliche und Laien, Gemeinden und Patronatsherren, schritt der Rat mit Strafen ein. Viele Katholiken, welche dieses Joch nicht zu tragen vermochten, wanderten aus; andere hielten sich stille und hofften auf bessere Zeiten. Anstatt der feierlich proklamierten Freiheit der Kinder Gottes und Erlösung der Konszienzen aus den Fesseln menschlicher Satzungen und päpstlicher Knechtschaft hatte Zwingli mit Hilfe der Obrigkeit, unter wiederholter Zustimmung des Volkes, in seiner Staatskirche einen Glaubenszwang eingeführt, der keine Gewissensfreiheit duldete und drückender war, als die frühern Zustände in der katholischen Kirche.

Der Besuch der Messe in auswärtigen „fremden“ Kirchen wurde, weil M. Herren zum großen Mißfallen, wiederholt, so nach dem Übergange Berns zur Reformation, der auf Zürich sehr ermutigend einwirkte, endgültig durch Erlaß vom 20. Januar 1525 unter ein Mark Silber „zuo rechter Buoß one Gnad“ verboten. Das denkwürdige Mandat lautet im Haupttexte wörtlich:

„Dann diewilen kundt und offenbar, daß die meß im nit Gottes nit allein nit gegründt, sonder auch vilmer ein verkerlich, abgöttische, und uß dem bapsttum erstift und erdichtet sach ist, und nach Lehre der Berner Disputation nit nutzit und ein grüwel vor gott ist, hattind M. Herren gänzlich vermeint, die iren wärind billich anders gesinnet, und in besuochung der messe ruowig gewesen. Damit aber fürderhin die ere Gottes und sin ewig heilsam wort

je länger und türer geüfnet und vil unrats, zweiung und groß ärgerung underlassen werde, gebietend und verbietend unser Herren vorgenannt, und wellend gehebt han, daß sich mengklich der iren, wo die usserthalb iren gebieten harus kommend, da man noch meß zu halten pflegt, geistlich oder weltlich, frow oder man, jung oder alt, niemans usgenommen, die meß abtüsent, zuo einer oder meer nit mee gangint, darhinter standint, noch dero zuosechind."

Am längsten weigerten sich der Schaffner zu Bubikon und die Kirchhoren Wadenswil und Richterswil, zu welch letzterer das schwyzerische Wollerau als Filiale gehörte, Messe, Bilder und Altäre wegzutun. Sie standen unter Gerichtsherrlichkeit und Patronatsrecht des Johanniterordens, welcher den alten Glauben schätzte. Der Schaffner wurde abgesetzt. Am 2. Mai 1529 ergieng an beide Kirchhoren das seit 1526 übliche Mandat zur Ausräumung der Kirche in allerstrengster Form. „Ist unser will, sunder geheiß, befelch und meinung, daß si die gloggen unverruckt hangen lassen, aber die tafflen, gotzen und bilder one witern verzug verbrennen, die altar schlissen, die kilchen fuhern und rissgen; die kelch kleinoter und kilchenzierd zum furderlichsten verkoufen, das gelt zusammenlegen, und dann witern bescheid und rat, wie sie sich furder damit halten, und wie es verwandt werden solle, von uns fordern und empfachen." Wollerau gieng leer aus: in Wadenswil und Richterswil blieben die Altäre bis ins Jahr 1530.

Im September 1529 langten wieder ernste Klagen ein, daß in mehreren Kirchen und Kapellen noch Altäre und Götzen fortbestehen, Lichter gebrannt werden, daß viele Herrschaften und Gesinde, nicht zur Predigt und zum Tische Gottes gehen, die Seelsorger schmähen und verachten. Über Chorherren und Kapläne lauteten die Beschwerden, daß sie und ihre Ehefrauen das Gotteswort unwillig und saumselig hören oder verschlafen, schlecht haushalten, statt die Letzgen zu besuchen, beim Weine sitzen. Alle Mahnungen und Strafen vermochten solchen abgöttischen „Verfüerungen" nicht abzuhelfen. Das große Sittenmandat vom 26. März 1530 das Werk Zwinglis, faßte schließlich alle diese Klagen gegen das heimliche Beharren im Papsttum zusammen, und verfügte strenge Beobachtung der obrigkeitlichen Mandate „unter schwerer Straf und Buoß". Für Geistliche bestand sie in Entzug der Pfründe.

„So wir ouch uß grund des unfelbaren wort Gottes die meß, altar, bild, gemäld und ander derglychen abgöttiſch verfüerungen in unſer ſtadt und landſchaft um göttlicher eeren willen hingeleit und abzetuon gebotten, werdend wir doch darnebend bericht, daß in ſchlößren, kilchen, kappellen und andren hüſern unſerer landſchaft noch 'götzen, bilder, altär und gmäld ghalten, und an etlichen orten zuo verdachten zyten liechter geſechen, beſunder bi etlichen kappellen oder derſelben hofſtetten mit ſölichen liechtern noch etlich walfart und opfer fürgenommen werdind. Die wyl wir dann wolbericht, daß ſölich geprüch und aberglouben Gott zum höchſten mißfällig, darum, unſern vorusgangnen mandaten anzehangen, ſo wellend und gepieten wir mängklichem, der ſyge, wer er welle, zum höchſten, bi härter und ſchwerer unſer ſtraf, daß mänglich von diſen verfüerungen abſtande, ſich deren müeßige, entſchlage, ouch ſoliche bilder, altar, und derglichen ärgerliche ding hin und abweg tüege, und ſich des ends gemelten unſern chriſtenlichen anſechungen verglyche, wie dann ſölichs ein jeder Chriſt von göttlicher eeren halber ſchuldig iſt. Dann wo ſich jemands ihr widerſetzen, und diſem unſerm gebott nit ſtatt tuon wurd, den wurdend wir dermaß hierumb ſtrafen, daß er wölte ſich gottes und unſerts willens befliſſen haben. Wir gebietend ouch darumb allen unſern amptlüten, ober- und undervögten, pfarrern und egoumern, uns ſolichs, wo ſie das erfaren oder innen werden mögend, bi iren eiden ze laiden, ſo lieb inen unſer huld ſyg, und ſy unſer ſchweren ſtraf nit erwarten wellend."

Zwingli beherrſchte, ſchreibt Dr. J. K. Bluntſchli, als Theologe und Politiker ſeit 1525 den Magiſtrat mit unbeſtrittenem Anſehen. Er kannte kein Nachgeben. Die Auktorität der chriſtlichen Kirche, wie dieſelbe ſich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet hatte, verwarf er als Menſchenſatzung, ſoweit ſie ſich nicht, nach ſeiner „regula verbi", durch unmittelbare Schlußfolgerung aus der Schrift begründen ließ. Sein Kampf galt von Anfang nicht blos der Entartung der Kirche; er galt der geſamten hiſtoriſchen Grundlage und Erſcheinung der römiſch-katholiſchen Kirche, ihrer ganzen Exiſtenz und Geſchichte. Aus dieſem Haſſe Zwinglis gegen die Inſtitutionen der katholiſchen Kirche erklärt ſich ſein Kampf gegen Meſſe und Sakramente, Bilder und Zeremonien. In der Tendenz, den Gottesdienſt von allem Menſchentand und Götzenwerk zu

reinigen, allen Aberglauben auszukehren, gieng man nirgends ſo weit wie in Stadt und Landſchaft Zürich. Die Kirchen wurden im Innern kahl, der Kultus kaltverſtändig, der ganze Gottesdienſt nahm mehr und mehr das Gepräge einer Schule an, in welcher das Evangelium gelehrt und erklärt wurde. Zwingli und der Rat wußten jeweilen in kritiſchen Momenten klug und umſichtig ſich der Zuſtimmung der Volksgemeinden bei Handhabung des Evangeliums zu ſichern. Sie erreichten die freudige, durch die neugläubigen Geiſtlichen, Landvögte und Amtleute formulierte Zuſtimmung, an dem Evangelium feſtzuhalten, mit Leib und Gut der Obrigkeit beizuſtehen, wenn es gelte, ſie beim Gotteswortе und den Mandaten zu ſchirmen. Hie und da äußerte ſich auch, geſteht gemäß den Tatſachen Dr. Bluntſchli, der gereizte Hunger nach den fetten Kloſtergütern.

Freilich, ganz ohne Widerſtand lief die Ausräumung der Kirchen ſelbſt im Gebiete von Zürich nicht ab. Manches koſtbare Heiltum, Kleinod und Bild wurde verborgen oder nach auswärts in Sicherheit gebracht. Manche Gemeinden, nicht nur am See, ſondern auch im Tößtale und im Amte Knonau weigerten ſich beharrlich, Altäre, Bilder und Kirchenzierden abzutun, und mußten durch ſtrenge Mandate dazu gezwungen werden. Viele Pfarrer predigten die alte Glaubenslehre; ſie wurden eingetürmt und abgeſetzt. Wiederholte Strafen nötigten Chorherren, Kapläne, Mönche und Nonnen der aufgehobenen Stifte und Klöſter zum Anhören der Letzgen, das Landvolk zum Beſuche der Predigten. Die Mönche zu Rütti zeigten ſich beharrlich widerſpenſtig. Sie trugen, ermutigt von ihrem Abte, die Tonſur, das weiße Ordenskleid, hörten das Gotteswort mit Unwillen, laſen auswärts in den Pfarrkirchen Meſſe, wallfahrteten nach Einſiedeln. In Privathäuſern wurden, ſelbſt in Zürich, heimlich Meſſen geleſen und Sakramente geſpendet, aber bald rückſichtslos unterdrückt. Der Beſuch der Predigt des göttlichen Wortes wurde mehrmals allen eingeſchärft, welche, „ſtatt dasſelbe zu loſen“, in den Kreuzgängen, auf den Brücken und Straßen hin und hergehen. Selbſt die Badenfahrten wurden verboten, doch ſpäter auf Bitten und „vil ſüße wort“ deren von Baden hin wieder geſtattet.

Die Art und Weiſe, wie in Zürich alle äußern Formen des Gottesdienſtes, Zeremonien, Geſang und Orgelſpiel beſeitigt, die

Kirchen ausgeweißt, Altäre und Sakramentshäuschen abgebrochen, die Niſchen vermauert, die Kirchenſchätze eingeſchmolzen wurden, iſt längſt auch von proteſtantiſcher Seite als Werk eines zerſtörenden Übereifers verurteilt.

„Es läßt ſich, geſteht Dr. Rudolf Stähelin, nicht in Abrede ſtellen, daß in der bis aufs Äußerſte durchgeführten Vereinfachung des Kultus eine Rückſichtsloſigkeit gegen das Beſtehende ausgeübt wurde, welche über die Grenze des durch das Evangelium Gebotenen hinausging, und die um ſo zerſtörender wirkte, als der in Zürich eingeleitete „Götzenkrieg“ bald überall, wo die Bewegung unter Zwinglis Einfluß ſtand, mit der gleichen Gewaltſamkeit wiederholt und als das entſcheidende Kennzeichen des Sieges betrachtet wurde. Eine reiche aufblühende Kunſtentwicklung iſt dadurch zum Stillſtand gebracht und manches wertvolle Erzeugnis derſelben zerſtört worden. Auch für die Pflanzung des evangeliſchen Chriſtentums wird man es nicht als Förderung betrachten können, daß in dieſer Weiſe das äußere Zerſtörungswerk zu einer Hauptſache gemacht und als die Gewähr für evangeliſche Entſchiedenheit hingeſtellt wurde.“

IX. Ausbau der neuen Kirchenverfaſſung.

1. Die Grundlagen der Staatskirche.

Es iſt hier die Frage zu erörtern, welche Ordnung Mag. Ulrich Zwingli an Stelle der katholiſchen Kirchenverfaſſung ſetzte. Dabei handelt es ſich nicht darum, Zwinglis theologiſche Anſchauungen wiſſenſchaftlich darzulegen, eine Aufgabe, welche noch kein katholiſcher Theologe unternommen hat, welche ſelbſt für proteſtantiſche Theologen ſehr ſchwierig iſt. Hier handelt es ſich zunächſt um die Frage: Wie richtete der Reformator ſeine neue Kirchenordnung gemäß ſeiner Lehre ein? Grundlagen, „principium et fundamentum“, die „regula verbi“, ſind enthalten in den 69 Schlußreden für die beiden Zürcherdisputationen vom Januar und Oktober 1523, und weiter ausgeführt in den polemiſchen Werken des Reformators, beſonders prägnant im „Commentarius de vera

et falsa religione“ und im „Subsidium de Eucharistia“. Den Abſchluß von Zwinglis theologiſcher Lehre bezeichnet die Schrift: „Ad Carolum Imperatorem fidei Huldrychi Zwinglii ratio“ vom 3. Juli 1530. Dieſelbe wurde Karl V. und den Reichsfürſten zu Augsburg überreicht, und iſt als offizielle Darlegung, „confessio“, des Verfaſſers zu würdigen.

Das Programm Zwinglis wurde für Stadt und Landſchaft Zürich in den Jahren 1523—1531 mit Hülfe von Magiſtrat und Volk in allen Teilen durchgeführt. Die 69 Schlußreden boten dem Reformator das Mittel, die bisherige kirchliche Ordnung niederzureißen, zu zerſtören und an deren Stelle eine völlig neue Organiſation zu ſetzen. Zwingli ebnete ſich den Weg dazu, indem er den Entſcheid in allen theologiſchen Fragen dem Rate übertrug, und gleichzeitig ſich das Recht erwirkte, daß er als Zenſor alle Bücher, welche in Zürich gedruckt erſchienen, beſichtige, daß ohne ſein Wiſſen und Willen in Zürich nichts gedruckt werden dürfe. Er bekam freie Hand, indem er den katholiſchen Gegnern die Kanzel verbieten und auf den Disputationen das freie Wort entziehen ließ. Er wurde Sieger, als der Rat ſeine Lehre, als im Evangelium begründet, alleinberechtigt erklärte, die Zuſtimmung des Volkes für dieſelbe erlangte, und durch obrigkeitliche Mandate das Programm des Reformators in allen Teilen durchführte. Zwingli wurde das Oberhaupt der neuen Kirche, indem der Magiſtrat faſt in allen Forderungen den Wünſchen und Ratſchlägen Meiſter Ulrichs ſich willfährig zeigte, ihm die Neuordnung der kirchlichen Verhältniſſe übertrug, ihn durch ſein Anſehen gegenüber allen Widerſachern unterſtützte.

Zwingli beſtritt in den Schlußreden jedes kirchliche Lehramt, „magisterium“, in Bezug auf Erklärung und Verſtändnis der hl. Schrift, der „clara et sufficiens scriptura“. „Alle ſo redent, das Evangelium ſye nüt one Bewärnuß der Kilchen, irrend und ſchmähend Gott. Der einige Weg zu Gott iſt Chriſtus. Wer eine andere Türe ſuocht oder zeigt, iſt ein Mörder der Seelen und ein Dieb. Chriſtus iſt der einige Hauptmann und Heerführer, das ewige Haupt und Heil der Gläubigen. Alle die in ihm als ihrem Haupte leben, ſind Glieder und Kinder Gottes; ſie bilden die Kilchen oder Gemeinſame der Heiligen, hußfrow Chriſti, „ecclesia catholica“. Wer ohne Chriſtus handelt, beſchwert und ſchlägt ſich ſelber mit unweiſen Geſetzen. Wo dem Evange-

lium geloſet wird, erlernt man klarlich und luter den willen Gottes, und wird der menſch durch ſinen geiſt zuo im zogen und in ihn verwandlet. Im Glauben an das Evangelium beſteht unſer Heil, denn alle Wahrheit iſt klar in ihm, und Unglaube iſt unſere Verdammnis. Darum ſollen alle Menſchen allen Fleiß anwenden, damit das Evangelium Chriſti allenthalben einig gepredigt werde."

Es liegt immer noch im Streite, was Zwingli unter Evangelium verſtanden habe, und wie er den Begriff des Glaubens auffaßte. Über die Frage, wem die Auslegung des Evangeliums zuſtehe, ſprach er ſich verſchieden aus. Zunächſt ſprach er gegenüber der Auktorität der Väter, Konzilien und Theologen das Recht den Gläubigen der einzelnen Kirchhören zu; ſpäter nahm er die unbetrogenliche gewüßne Richtſchnur in Auslegung der hl. Schrift, die „regula verbi", für ſich in Anſpruch.

In der Kernfrage: wer in der neuen Kirche das geiſtliche Amt zu vergeben, die Pfarreien zu beſetzen und das Kirchenregiment zu führen habe, änderte Zwingli mehrfach ſeine Anſicht, und geriet ſcheinbar mit ſich ſelber in Widerſpruch. In der Schlußrede beſtritt er jeden „pracht und gwalt der geiſtlichen", nicht nur den „pracht", alle politiſchen, mit dem Lehenſtaate verbundenen Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten der Päpſte, Biſchöfe und Prälaten, ſondern auch den „gwalt", jede hierarchiſche Jurisdiktion der Weihe, jede Sendung und Inſtitution durch den Biſchof oder geiſtlichen Kirchenpatron. „Dannenhar wir ſähend, lauten die elfte und ſechszehnte Schlußrede, der geiſtlich genampten ſatzungen von irem pracht, rychtagen, ſtänden, tittlen und geſatzten ein vrſach aller unſinnigkeit ſyn. Im Evangelium lernet man, das menſchen leer und ſatzungen zuo der ſeligkeit nüt nützend."

Alle geiſtliche Gewalt ſollte an die weltliche Obrigkeit übergehen, und dieſe ſollte nicht nur über das äußere Rechtsgebiet, ſondern auch über die großen Fragen des Glaubens zu entſcheiden befugt ſein. In dieſem Sinne handelte Zwingli bereits, als er vor der erſten Disputation die Handhabung des Faſtengebotes dem Magiſtrate übertrug. Die weltliche Gewalt wurde zur letzten Inſtanz in Glaubensſachen erhoben, ſobald Burgermeiſter und Räte dem Biſchof Hugo die Jurisdiktionsverträge kündigten, Bilder, Meſſe und alles Züſelwerk der Zere-

monien, Cölibat und Ordensgelübde, weil im Worte Gottes nicht begründet, abrogierten. Alle Mandate berufen sich ausdrücklich auf Ratschlag und Furbringen der drei Leutpriester, zunächst unseres Predikanten Meister Ulrich Zwingli. Scheinbar hatte der Magistrat die bischöflichen Rechte übernommen, in Wirklichkeit übte sie Zwingli aus. Seine Stellung war nach Dr. Bluntschlis Urteil jener der frühern Bischöfe durchaus ähnlich und er regierte als solcher in Zürich.

Um das Volk zu gewinnen, machte Zwingli eine Schwenkung. Er proklamierte Aufhebung der Klöster und Stifte, die Abschaffung der Zehnten und Abgaben, die Beseitigung der Patronatsrechte zu Gunsten der Gemeinden. Jede Kirchhöre war ihm die Kirche Christi, die Trägerin des Glaubens. Sie besaß als solche das Recht, ihren Bischof, Hirten und Wächter zu wählen, gemeinsam mit diesem den Kirchenbann zu verhängen. Der Hirte bekam das Recht, gegenüber der katholischen Glaubenslehre die Lehre Christi und der Apostel frei zu predigen. Im Buche „Der Hirt" und in den „Anmerkungen zum Fürtrag der drey bischofen" nahm er die Befugnis der Kirchhöre zur Pfarrwahl als ein göttliches Recht in Schutz. Diese Forderung war eine Lockspeise zum hl. Evangelium, und wurde als solche in die 12 Artikel der Bauern in Süddeutschland und in der Eidgenossenschaft aufgenommen. Die Wiedertäufer vertraten dieselbe mit fanatischem Eifer und verlangten das Recht der freien Predigt für jeden, der vom hl. Geiste erleuchtet und gewiesen werde.

Die Haltung des Reformators änderte sich völlig, sobald das Volk für die Kirchhöre nicht nur das freie Wahlrecht, sondern auch die Befugnis forderte, die Pfarrer und Kaplane, welche nicht recht predigen, entfernen zu dürfen. Im Buche „Vom Predigtamt", welches am 20. Juni 1525 erschien, wird das Wahlrecht der Gemeinden wiederum sehr bedeutend eingeschränkt, und den Wiedertäufern gegenüber ein Recht vorgetragen, welches der ursprünglichen Lehre Zwinglis von der weltlichen Gewalt in den Schlußreden entsprach. Das Buch rief den vollen Zorn der Gegner hervor, weil der Verfasser sowohl das Bannrecht als das Wahlrecht der Kirchhören, und die freie Predigt der „selbsgesandten ufrurer" beseitigte.

An die Stelle der Päpste, Kardinäle, Bischofshöfe und Äbte, der „doctores" mit den „roten hüeten, guldenen ringlin, syden-

gewand vnd vergüldten hemdlin", treten die wahren Biſchöfe, wächter und Hirten als Nachfolger der Apoſtel und Evangeliſten. „Diß amt iſt der leer halb nüts anders weder ouch das apoſtelamt. Aber darin iſt der Unterſcheid, daß die apoſtel wandler oder reiſer warend; ſo wonet ein jeder biſchof ſeßhaft an dem ort, da er biſchof oder pfarrer iſt. Die Apoſtel dorftend kein beſitzung haben, ſo zimpt den pfarrern eigens zuo haben." Den Wiedertäufern gegenüber, welchen auch die Prädikanten „bauchprediger um der pfruonden willen waren und verhofftend, man möchte die pfarrer verſchupfen, und dann wäre das nächſt, daß ſy an iro ſtatt für pfarrer ufgeworfen wurdend", betonte Zwingli, jeder Pfarrer müſſe eine Pfründe beſitzen und dieſe aus dem Kirchengute dotiert werden. Der freien Predigt durch die ſelbsgeſandten Apoſtel der Täufer gegenüber verwies der Reformator nunmehr klärlich auf Grund der hl. Schrift des alten und neuen Teſtamentes, daß eine Sendung zum Predigtamte göttlichen Rechtes ſei. Er war aber in arger Not über die Frage, wem dieſelbe zuſtehe. Von der kirchlichen Sendung durch Biſchöfe und Äbte, aber auch von einer freien Wahl ſeitens der Kirchhöre durfte keine Rede mehr ſein.

„Zuo vermerken iſt, daß gar by allen chriſten die wal us des papſts kraft in einen gewalt und tyranny iſt verkert geweſen. Denn eintweders die hohen biſchöf, äbbt, lehenherren wider das gefallen der gemeind pfarrer gemacht habend us iren ſtallknechten, köchen und kupplern. Oder aber, ſo die gemeind hat die wal gehebt, hat ſy, one ratſchlag der frommen geleerten glöubigen mee einen biſchof erwält us gunſt, weder us anſähen der ſtucken und zierden, die Paulus beſtimmt. Darum ſo iſt der wal halb kein göttlicheres, weder daß die gemeind mit rat etlicher frommen wol verſtändigen biſchöfen, oder chriſten einen pfarrer nekieſind, als wir wol merken Titum gethan haben. Obglich Paulus ſpricht: daß du ordneſt! hat er dennoch nit allein verordnet, als aber die tyranniſchen biſchof verſtond wellend. Urſach: So das urtheil des Bannes, ouch der leer, überall der gmeind iſt, viel mee das erkiesen um einen leerer, nit eins frömbden pochbiſchofs oder abbts ſin ſoll, ſonder der kilchen, die rats wnſer chriſtenlicher propheten und evangeliſten pfligt. Dann es ſchlechtlich ouch der lutren einfeltigen gmeind allein nit zuoſton will, als klarlich us der leer Pauli vom bruch des

worts ermeſſen wirt, ouch us den vordrigen byſpilen. Dann die leer der gſchrift daſelbs nit der einfalten gemeind empfolen wirt, ſunder den propheten, dolmetſchen und zungenleereren, wiewol der ouch wirt erloubt, darzuo ze reden.

„Durch den bank hinweg, von der apoſtel zyten har bis uf unſere zyt, behauptet Zwingli, in grellſtem Widerſpruche zu ſeinem eigenen Verhalten, hat ſich nieman zuo einem biſchof ufgeworfen, ee unz er erwält iſt. Ich red allein von den rechten predigenden biſchofen oder pfarrern. Von den andern, den tyrannen, dero etlich ſo groß bluotvergießen zuorüſtend, red ich nit. Dieſelben ghörend wol mit einander kriegen um die wal der bistum. Paulus redt in der gemeind von allen füerern des worts: Wie werdend ſy predigen, ſy werdend denn geſandt? An welchen worten wir offenlich ſehend, daß ſich niemand predigens annemen ſoll, er ſye denn geſandt. Dann ſich nie keiner ufgeworfen hat zu der apoſtel zyten; ouch allweg für ketzer, das iſt anhänger, geachtet ſind, die ſich ſelbs ufgeworfen habend. Er zeigt ouch an andren orten an, Paulus, von denen, die in dem wort füerend jetzt ſind, da er ſpricht: die prieſter oder biſchof, die ſich wol haltend in irem fürgeſetzten amt, ſollend zwifalter eerung würdig geacht werden. An welchen kuntſchaften klärer dann das liecht iſt, daß ſich des biſchofsamts nieman annemen ſoll, als welcher darzuo geſandt und darzuo erwält iſt!“

Das Volk hatte im Juni 1525 abermals, und zwar einhelliger als zuvor, dem hl. Evangelium zugeſtimmt, und der Obrigkeit bei Handhabung desſelben ſein unbedingtes Vertrauen ausgeſprochen; ſchrieben doch Bürgermeiſter und Rat an Papſt Klemens VII., ſie haben in ihrer Kirchenpolitik gebundene Hände „propter vulgus“. In den Augen Zwinglis war damals die Übertragung der Patronatsrechte an den Magiſtrat, als Inhaber der höchſten Gewalt, durch freiwilligen Verzicht der Gemeinden erfolgt, um dem Rate die Durchführung des Evangeliums und der neuen kirchlichen Ordnung gegenüber dem Widerſtande der Päpſtler und Rottierer zu erleichtern. Die Annahme des Evangeliums galt Zwingli als die legale, weil von den Kirchhören „vice ecclesiae“ vollzogene, Übertragung der in den zwölf Artikeln beanſpruchten kirchlichen Rechtſame an den Magiſtrat, die „frommen wyſen, chriſten“, als Schirmherren des hl. Evangeliums.

Diese Übertragung geschah fernerhin unter dem Vorbehalte, daß Ratschlag und Entscheid in allen kirchlichen Fragen bei der verordneten Kommission liege, zu der, nebst dem geistigen Haupte Mag. Ulrich Zwingli, noch Leo Judä und Dr. Engelhard, Komtur Schmid, und Abt Joner, zeitweilig auch der Pfarrer an der Predigerkirche, Mag. Kaspar Großmann gehörten. Das von Gott verordnete Organ, durch welches alle Geschäfte eingeleitet, beraten und durchgeführt wurden, war in allen Fragen Zwingli. Unter den „propheten, dolmetschen und zungenleerern" verstand er zunächst sich selber. Er wurde auch als Haupt anerkannt und als „episcopus et ecclesiastes Turicensis" in allen Tonarten gefeiert.

Zwingli erachtete gegenüber den begründeten Anfechtungen, daß er sogar den wichtigsten aller Entscheide, über Abschaffung der Messe zu Ostern 1525 dem Rate der Zweihundert überließ, und im Sommer nicht vor das Volk brachte, eine Rechtfertigung für nötig, um den Vorwurf, er habe Volk und Magistrat irre geführt, von sich abzulehnen. Im „Subsidium de Eucharistia" hat er seine Auffassung vom Kirchenregimente sowohl der katholischen Lehre als der Rottenkirche gegenüber, mit aller Klarheit dargelegt und als dogmatische und rechtliche Grundlage des von ihm seit 1523 begründeten Kirchentums hingestellt. Es geschieht mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der sich über jede geistliche und weltliche Obrigkeit und widerwärtige Lehrmeinung erhaben weiß, seiner Auktorität bei Magistrat und Volk völlig sicher ist.

„Dicam hic obiter de usu senatus diaconorum, propter quem quidam nos calumniantur, quod ea, quae totius Ecclesiae esse debeant, nos per ducentos agi *patiamur*, quum totius urbis et vicinorum ecclesia sit plus minus septem millium. Sic ergo habeant isti: *Qui verbo praesumus Tigueri*, jam olim libere monuimus diaconos, quod ea, quae judicio Ecclesiae totius fieri debeant, ad ipsos non alia lege rejici patiamur, *quam si verbo duce consulant et decernant*. Deinde quod ipsi non sint aliter *Ecclesiae* vice, quam quod ipsa Ecclesia tacito consensu hactenus *benigne susceperit* eorum Senatus vel consulta vel decreta. Vulgavimus eandem sententiam apud universam Ecclesiam, admonuimus etiam hac tempestate, qua nonnulli stupidissimis adfectibus, quos tamen spiritum, si Dus placent, videri volunt, *haud tuto multitudini committi posse quosdam*. Non quod *vereamur* Deum Opt. Max. defuturum, qu-

minus dirigat Ecclesiam suam, sed rebus teneris non miscendum esse contentionis occasionem.

„*Suasimus ergo,* ut plebs judicium externarum rerum hac lege diaconiis permittat, *ut ad verbi regulam omnia comparentur, simul pollicentes, sicubi cœperint verbi authoritatem contemnere, nos confestim prodituros esse ac vociferaturos.* Consentit ad hunc usque diem *ecclesia,* tametsi decretum super illa re nullum promulgaverit; sed placiditate et tranquillitate, quibus hactenus utitur, consensum suum sic probat, ut ipsam ægre laturam adpareat, si quis Evangelii successum arguta curiositate impedire conetur, simul non ignorans, *ut rebus istis debeamus ad Christi nostrumque decorem sic uti, ut pax Christiana servetur.* Quid ergo de *immutandis ritibus* occurrit, ad Senatum diaconiorum refertur, non absque exemplo. Nam et Antiochia duos modo, Paulum et Barnabam, Hierosolymam mittit, nec ipsa decernit, quod tamen jure potuisset. Causa fuit, quod immoderatam contentionem vereretur, quæ, quanto maior est concio, tanto magis crudescit. Quod autem diaconii in his rebus *Ecclesiæ,* non suo nomine, agant, hinc adparet, *quod, quidquid apud nos statuitur,* puta de imaginibus, de celebranda eucharistia et similibus, id eis Ecclesiis, qui in oppidis et in agro sunt, liberum reliquit, ubi nimirum, quod ecclesiæ non sunt tantæ, contentionis incendium non magnopere metuendum esse vident. *Cessit consilium sic, ut ex Deo esse facile cognoscas.*

„Sic igitur soliti sumus hactenus ante omnia *multitudinem* de quæstione, quæ senatus judicio cognoscenda erat, probe docere. *Ita enim factum est, ut quodquod diaconii cum verbi ministris ordinarent, jam dudum in animis fidelium ordinatum esset.*

„*Denique senatum diaconiorum adivimus, ut Ecclesiæ totius nomine, quod usus postularet, fieri juberent, quo tempestive* et cum decore omnia agerentur. Factum est itaque, ut contentionis malum ab Ecclesia prohiberetur, non aliam ob causam, quam nimirum ob multitudinem adfectuumque audaciam, et in eum locum retruderetur, ubi innoxie audiri ac vinci posset. Occalluerunt enim tribunalium et prætoriorum aures ad litigia et rixas. *Sic utimur Tiguri diaconiorum senatu, quæ summa est potestas Ecclesiæ vice.* Quum ergo, ut missa in universum aboleretur, ageremus, secutum est *Senatus decretum totius Ecclesiæ nomine,* ad hunc ferme modum: Eucharistia, *deo volente,* juxta institutionem apostolorumque ritum

posthac utimur. Interim ac in fide adhuc rudioribus sat esto, hac vice tantummodo veteri more uti. Missa in universum sic abolita, antiquata, et ablegata est, ut ne crastino quidem die repetatur.“

In Zürich hatte der Reformator alle selbständige geistliche Gewalt und privilegierte Stellung des Klerus beseitigt: der Hirte und Wächter sollte nur lehren und die Seelsorge gemäß den Mandaten der Obrigkeit üben, in allem übrigen den Laien gleich sein. Als Prophet ist er jedoch von Gott zum Haupte des Volkes aufgestellt; er soll furchtlos, dem Rufe des Herrn getreu, den Gewaltigen der Erde wie den Völkern den Willen Gottes predigen und gegen sie kämpfen, wenn sie von Gott abgefallen sind. Gott wird einst die Seelen der Gläubigen von ihm fordern. Diese Überzeugtheit von der Stellung des Propheten tritt seit 1522 in allen Streitschriften und in zahlreichen Briefen zutage. Zwingli sprach sie am klarsten und nachdrücklichsten auf der Kanzel und in den Gutachten, welche er dem Rate unterbreitete, wie in den Mandaten aus, welche seinem Geiste als Prophet und Evangelist entflossen. Für sich selber nahm Zwingli als Prophet eine oberste leitende Stellung in Anspruch. Er machte dieselbe auch dem Rate gegenüber geltend. Seine Vorbilder waren die Propheten Amos, Elias, Moses, welche an Gottes Statt dem Volke Israel seine Sünden vorhielten. Zwingli überwachte die untergeordneten Hirten und Wächter gerade so wie Obrigkeit und Untertanen. Ihm, als dem Haupte der Kirche, sind die Pfarrer zu Stadt und Land in strengen Gehorsam, welchen der Rat anbefiehlt, unterworfen. Zwingli prüft und visitiert die Prediger; er zieht sie zur Rechenschaft, und verordnet ihre Anstellung und Absetzung. Als Propheten und Volkstribunen haben die Prediger die strengste Pflicht, sein Evangelium zu predigen und nach seiner Anleitung das religiöse und sittliche Leben der Gemeinden zu überwachen.

Seit März 1525 erklärte Zwingli im Großmünster die Propheten Isaias und Jeremias „ut das köstlichste, derglichen vor nie verstendiger gehört worden“. Dadurch begeisterte er Magistrat und Volk, und gewann sie zu willfährigen Dienern. Äußerlich war auch er als Bürger und Prediger wie jeder andere, den Satzungen und Mandaten von Burgermeistern und Räten untertan; er hatte weder zu befehlen noch zu regieren. Allein geistig, als Prophet und Evangelist, stellte er sich über den Rat, erfüllte ihn mit seinem

Gedanken; er leitete und bestimmte alle Schritte der weltlichen Obrigkeit, nicht nur die kirchlichen, sondern auch die politischen. Der Prädikant am Großmünster repräsentierte die Kirche und beherrschte die ganze Obrigkeit seit 1525 in vollkommener Diktatur. So ist es zu verstehen, wenn Zwingli sagt, in Zürich handle der Rat „vice ecclesiae". Über der weltlichen Obrigkeit stand Zwingli, „nos qui verbo Dei praesumus Tigori"; er handhabte das untrügliche Richtscheit des Evangeliums, „regula verbi", und an diese waren die Magistrate gebunden. Sowohl gegenüber den Katholiken als den Wiedertäufern wurde verfügt, was Zwingli gebot. Wenn dieser dem Rate die Besorgung der „res externae ecclesiae" übertrug, so begriff er darunter die äußere Handhabung der neuen kirchlichen Ordnung in Bezug auf die Kirchenzucht wie in Verwaltung und Verwendung des Kirchengutes, die Beschirmung seines Evangeliums durch Satzungen und Mandate. Die „res internae", die innere Leitung der Kirche: Lehre, Predigt und Kultus, behielt Mag. U. Zwingli in seiner starken Hand. Als oberster Seelenhirte regierte er Kirche und Staat gleichmäßig; seine Religion diente seiner Politik und seine Politik seiner Religion. Alle Gewalt lag in seiner Hand, und er übte gewissermaßen, nach dem Worte Dr. Bluntschlis, die Alleinherrschaft im Staate aus; ohne ihn und gegen seinen Willen durfte nichts geschehen. Diese auktoritäre Stellung im Staate verleitete Zwingli, mit großer Vorliebe an großen politischen Operationen tätigen Anteil zu nehmen, und seine Ziele nicht immer mit den lautersten Mitteln anzustreben.

Die Einführung der neuen Kirchenordnung in Stadt und Landschaft Zürich war allerdings das Werk des Rates, welcher in alle kirchlichen Verhältnisse eingriff, dieselben von Grund aus umgestaltete und jeden Widerstand unterdrückte. Ratsmandate beseitigten das katholische Kirchenwesen und stellten die neue Ordnung als verbindlich hin. Richtig ist, daß ohne die Willfährigkeit der Magistrate das Evangelium in Zürich schwerlich die Oberhand gewonnen hätte. Zahllose obrigkeitliche Mandate sorgten seit 1523 für Abschaffung des katholischen Gottesdienstes und Einführung neuen Kultus. Alle Maßnahmen: das Verbot der Predigt nach katholischer Lehre, die Aufhebung der Klöster, die Säkularisation der Kirchengüter, die Abschaffung der Bilder, der Messe, die

Ausräumung der Kirchen, waren nur die Durchführung der Ideen Zwinglis. Die Formulare der neuen Liturgie für Taufe und Nachtmahl, die Verordnungen zur einheitlichen Verkündigung des Evangeliums stammten aus seiner Feder. Der Rat verlieh den Ratschlägen gesetzliche Kraft und stellte jeden Widerstand unter Strafe. Der Reformator war Gesetzgeber, der Magistrat vollziehende Behörde; er diktierte dem Rate und durch diesen dem Volke gemäß dem Worte Gottes seinen Willen.

Die Urteile über das neue Kirchentum, in welchem eine weltliche Behörde berufen war, in allen Fragen des Glaubens und des Kultus, „circa Ecclesiam", durch Mandate zu approbieren, was Zwingli und die Prädikanten, „quia verbo Dei praesumus Tigurini", ihr als unfehlbare „regula verbi" vorlegten, hat von Anfang an bei Anhängern und Gegnern Zwinglis die verschiedenste Beurteilung erfahren.

Die Wiedertäufer warfen Zwingli vor, er habe seine Grundsätze verleugnet und auf Kosten der von ihm gepredigten christlichen Freiheit ein neues Papsttum aufgerichtet. Die Katholiken sagten das Gleiche, und Hans Salat spottet, in Zürich sei der Prädikant am Großen Münster alles in allem gewesen: Baumeister, Rat und Stadtschreiber, Papst und Bischof in einer Person. Neuere Biographen und Historiker sagen das Gleiche, nur nicht mit denselben Worten.

„Die obrigkeitliche Leitung der Kirche war, nach den Ausführungen von Dr. Rudolf Stahelin, nicht nur der folgerichtige Abschluß einer Entwicklung, die sich schon lange vor der Reformation immer deutlicher angebahnt hatte, sondern sie war auch, nach der beharrlichen Abweisung der reformatorischen Forderungen durch die Bischöfe, die einzige Möglichkeit, die kirchliche Umgestaltung in einer rechtlich geordneten und das Ganze des Volkes umfassenden Weise durchzuführen. Ohne sie hat sich auch sonst in der Reformationszeit die evangelische Kirche nirgends als lebensfähig erwiesen. In Zürich entsprach sie dem Gange der bisherigen Entwicklung. Wie nirgends sonst war hier die Reformation das Ergebnis eines freien, von gemeinsamer Überzeugung getragenen Zusammenwirkens des weltlichen und des geistlichen Elementes. Wohl waren es die Gedanken Zwinglis, die in der neuen Gesetzgebung zur Ausführung gelangten, aber

die Obrigkeit eignete ſich dieſelben erſt an, nachdem ſie ſich in ſelbſtändiger und ſorgfältiger Prüfung von ihrer Wahrheit überzeugt hatte.

„Die ausführliche Rechtfertigung der gottesdienſtlichen Änderungen zeigt am deutlichſten, wie vollſtändig der Rat ſich auf dieſem Gebiet als die maßgebende Autorität betrachtete und die Verantwortung dafür auf ſich zu nehmen bereit war. In der Tat gelangte in der Kultusordnung die Idee der chriſtlichen Obrigkeit, die von Zwingli an die Stelle der alten Hierarchie geſetzt worden war, in ihrem vollen Umfange zur Durchführung. Wohl bildeten die drei Leutprieſter, verbunden mit den ihnen beigeordneten Ratsmitgliedern, eine Art kirchlicher Behörde, die in den wichtigeren Angelegenheiten dem Rat ihre Gutachten und Vorſchläge einzureichen hatte. Aber ihre Kompetenz war durch kein Geſetz geregelt; die letzte Entſcheidung auch in rein kirchlichen Dingen blieb dem Rate vorbehalten. Bei den Gemeinden der Landſchaft kam zu dem Bedürfnis nach kirchlicher Ordnung noch das politiſche Untertanenverhältnis, in dem ſie ſich der Stadt gegenüber befanden, und wirkte dazu mit, daß denſelben das Recht der Selbſtregierung, welche ihnen Zwingli anfangs zugeſprochen hatte, bald wieder entzogen wurde.

„Mit dem Begriff der chriſtlichen Obrigkeit wurde die Mitbeteiligung des Staates an den kirchlichen Aufgaben ausdrücklich anerkannt. Aber ebenſo beſtimmt war dadurch auch dem geiſtlichen Amt die richtige Stellung zugewieſen. Durch die Beſchränkung ſeiner Aufgabe auf den Dienſt am Wort wurde ihm im Gegenſatz gegen die frühere Herrſcherſtellung ſein geiſtlicher Charakter zurückgegeben und zu gleicher Zeit doch auch ſeine Selbſtändigkeit gegenüber der obrigkeitlichen Gewalt zur Anerkennung gebracht, wie ſie in dem von Zwingli betonten Beruf des Geiſtlichen als Wächter ſeines Volks und als Nachfolger der altteſtamentlichen Propheten gefordert iſt.

„Der lange Kampf, den geiſtliche und weltliche Gewalt miteinander um die Herrſchaft geführt hatten, war zu Gunſten der letzteren entſchieden. Aber die Entſcheidung erfolgte nicht nur aus Beweggründen weltlicher Politik, ſondern aus dem Selbſterhaltungstrieb des vom Evangelium neu erweckten chriſtlichen Geiſtes. Sie erſetzte das bisherige auswärtige

Regiment des Papſtes und der Biſchöfe durch eine einheimiſche Leitung der Kirche, die dazu genötigt war, ſich mit den Bedürfniſſen und der Entwicklung des Volkes in lebendiger Fühlung zu halten. Indem ſie dieſelbe der Obrigkeit übertrug, gab ſie dieſer zugleich in dem der Geiſtlichkeit anbefohlenen Gotteswort die Macht zur Seite, durch die ſich die Kirche auch unter den neuen Verhältniſſen in ihrer Selbſtändigkeit behaupten und das Volksleben, unbeſchadet ſeiner Freiheit, unter die Herrſchaft des chriſtlichen Geiſtes ſtellen konnte. So bewährt ſich in der Art, wie ſich die Reformatoren mit ihrer Kirchenbildung an die gegebenen Verhältniſſe angeſchloſſen, ihr geſunder Sinn und ihr Verſtändnis für das geſchichtlich Notwendige. Zwingli insbeſondere mußte ſich ſagen, daß durch dieſe Einfügung der Kirche in den Organismus des Staates ſeine Reformation am erfolgreichſten gegen die ſie bedrohenden äußeren und inneren Gefahren geſchützt, und in der ihr eigentümlichen Verbindung kirchlich-religiöſer und bürgerlich-ſittlicher Ziele weiter ausgebaut werden konnte.

„Schwer fallen die Proteſte ins Gewicht, die von Seiten der täuferiſch oder päpſtlich Geſinnten gegen den ihnen auferlegten Gewiſſenszwang erhoben wurden, indem nun als Folgerung aus dem ſtaatskirchlichen Prinzip der Grundſatz hergeleitet wurde, daß auch in Glaubensſachen, wie in den bürgerlichen Angelegenheiten, das Recht der Mehrheit für alle gültig ſein ſollte. Aber auch dies waren Verhältniſſe und Anſchauungen, die keineswegs bloß in der Eigenart Zwinglis, ſondern in der allgemeinen Betrachtungsweiſe der Zeit begründet waren.“

Schärfer als Dr. Stähelin beurteilt, wie Dr. Bluntſchli, auch Salomon Vögelin die Kirchenpolitik des Reformators: „Zwingli kam zu einer Art Theokratie, wobei er allerdings mit ſeinen frühern Grundanſchauungen brechen mußte. Er war bei ſeinem Reformationswerke in durchaus demokratiſchem Sinne von den einzelnen Kirchgemeinden ausgegangen. Dieſe hatten ſich im Grundſatze über die Annahme der neuen Lehre auszuſprechen, und, nachdem die Entſcheidung gefallen war, die Reformation in ihren Grenzen durchzuführen. Auf die einzelnen Kirchgemeinden ſollte ſpäter auch die Synode und die Kirchenverfaſſung aufgebaut werden. Allein Zwingli hat die Kirchenverfaſſung nicht eingeführt, ſondern die Kirche der Staatsgewalt untergeordnet. An die Stelle des Biſchofs trat

ganz einfach der Rat in Zürich. Den Rat aber beherrſchte der Pfarrer am Großmünſter, welcher, wie gewohnt, nach dem Vorbilde der Propheten, für ſich als Träger des Wortes Gottes, die letzten Entſcheidungen in Anſpruch nahm. Zwingli hielt ſich für verpflichtet, ein Staatsweſen nach dem Willen Gottes zu geſtalten, und zunächſt in Zürich das Gottesreich auf Erden durchzuführen. Dazu konnte er aber nicht mehr die Gemeindeautonomie gebrauchen, ſondern nur eine ſtramme, rückſichtsloſe Regierung von oben, den ſtarren Glaubens- und Sittenzwang. Der Reformator hatte im Verlaufe ſeiner Tätigkeit einen völlig neuen Horizont gewonnen und darüber die Grundlagen ſeines Werkes preisgegeben. Ausgegangen war er von der Forderung der freien Predigt, von dem Verlangen, daß jeder ſelbſt in der Schrift forſche und dort finde, was zum Heile ſeiner Seele notwendig ſei. Angelangt iſt er beim ſtarren Predigt- und Glaubenszwange. Ausgegangen iſt er von der Reformation als einer freien Tat des geſamten Volkes, angelangt iſt er bei einer Theokratie, in der alles von einer durch einen Prieſter geleiteten Obrigkeit befohlen wird."

2. Kirche und Obrigkeit in Zürich.

Zwingli band das Regiment der weltlichen Obrigkeit ſchon in ſeiner 42. Schlußrede an eine wichtige Bedingung: „daß der weltliche gwalt nach der Schnur Gottes fahre", „ut ad regulam verbi omnia comparentur". Die Hirten und Wächter ſollen die Handlungen der Obrigkeit an dem untrüglichen Richtſchyt des Wortes Gottes prüfen. Fährt dieſelbe außer der Schnur Gottes, dann müſſen die Vorſteher des Wortes Gottes dieſes dem Volke anzeigen und gegen die Obrigkeit ſchreien, „prodere et vociferare". Alsdann werden die Untertanen von der Pflicht des Gehorſams entbunden, da man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen. Das Volk ſoll die Obrigkeit entſetzen. Allein Zwingli kam ſchon 1525 von dieſer Theorie ins Gegenteil und ſuchte für ſeine Lehre Schutz bei der weltlichen Obrigkeit, ſowohl gegenüber den altgläubigen Orten, Papſt und Kaiſer, welche Herſtellung der frühern kirchlichen Ordnung verlangten, als gegenüber den Wiedertäufern, welche Zwinglis Lehre als Abfall von der Lehre Chriſti erklärten, und jede äußere kirchliche Ordnung für die Kirche der Auserwählten verſchmähten.

Das Gleiche war der Fall in Bezug auf **Handhabung der Kirchenzucht und Beſetzung der Pfarreien.** Der Klerus, welcher ſich der biſchöflichen Gewalt gegenüber ablehnend und widerſpenſtig verhalten hatte, mußte nun die ſchwere Hand des neuen Kirchenregimentes fühlen. Über Verwaltung der Seelſorge und Beobachtung der Mandate wurde ſtrenge Aufſicht geführt und jede Übertretung als Verbrechen wider die Obrigkeit beſtraft. Mit einer Schärfe, welche unter dem biſchöflichen Regimente den heftigſten Widerſpruche begegnet wäre, regierte nun der Rat in die Lebensführung der Prädikanten wie des verleibdingten Klerus hinein. Es traf dieſes Los zunächſt die Chorherren und Kapläne am Großen Münſter.

Von einem freien **Wahlrechte der Kirchhören, Patronatsrechte** auswärtiger Klöſter und Stifte war ſeit 1525 keine Rede mehr. Die Patronatsrechte der aufgehobenen Stifte und Klöſter zog der Rat als chriſtliche Obrigkeit an ſich. Allein auch er konnte als Patron nicht frei verfügen. Die Bewerber mußten den drei Prädikanten in Zürich vorgeſtellt, von dieſen genehmigt und dem Rate oder dem weltlichen Patronatsherrn empfohlen werden. Am 12. Mai 1526 ward ein **Examen** durch die drei Leutprieſter vorgeſchrieben. Ein Ratsbeſchluß M. Herren vom 20. Oktober 1526 lautet: „Haben ſich M. H. entſchloſſen, daß ſi perſonen Prädikanten in ir ſtadt Zürich fürgehalten, und ires rats darin begärt werden ſöll, wölchen ſi under denen perſonen für die geſchickteſten und den armen undertanen, berichtung halb göttlichs worts, für den tougenlichſten finden und erkennen, und daß ſi dem ſelbigen alsdann minen Herren Rät und Burger anzöigen ſöllen, damit ſi witer nach geſtalt der ſachen das beſt deshalb handlen mögen.“ Die drei Leutprieſter hatten auch ein maßgebendes Wort bei Maßregelung und Abſetzung von Bepfründeten. Eine Ratskommiſſion mußte im Frühjahre 1527 die Pfarreien heimſuchen über Lebenswandel und Amtsführung der Hirten und Wächter, ihre Tauglichkeit zur Verkündigung des Gotteswortes genaue Kundſchaft erheben, und M. Herren darüber Bericht erſtatten.

Viel Arbeit und Sorgen gab die **Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter** in Stadt und Landſchaft Zürich. Die Beſitzungen und Gefälle der Klöſter hatte der

ohne weiteres an ſich gezogen. Die Begründung liegt in den Artikeln 33 und 34 der Schlußreden: „daß unrächtfertig guot nit templen, klöſtern, münchen, pfaffen, nunnen, ſunder den dürftigen gäben werden ſoll. Der geiſtlich genempt gwalt hat ſines prachts keinen grund, aber der wältlich gwalt hat kraft und beveſtigung us der leer und tat Chriſti.“

Sofort erhoben ſich auf der Landſchaft ernſte Klagen, daß die Kirchengüter ſtatt den Kirchhören der Stadt zuflößen, keineswegs zu Gunſten der Armen verwendet und übel verwaltet würden, daß ſelbſt die Pfarrer unter dieſen Umſtänden vielfach Not leiden müſſen. Der Pfarrer zu Stein am Rhein, Jakob Grotſch, predigte im Herbſt 1527: die Herren von Zürich nehmen zwar keine Jahrgelder und Penſionen, wohl aber die einträglichen Kirchengüter; er „ſehe ouch anders nüt, denn durch ire amptlüt ſchindens und ſchabens; inſonders wärind etlich, ſo das wort gottes angenomen hettind in einem ſchin, damit ſie mit glimpf uf das guot komen möchtind, und demnach das wort verlaſſen, und das, ſo münchen und pfaffen unrecht gſin, wäre inen guots guot. Es wäri gewunnen roubguot.“ Nicht allein der Stand der Pfaffen ſei böſe und ihre Sünde groß, ſondern auch „der mererteil des gwalts in aller bosheit überhandt nimpt, daß ſi kein gottsförcht händ, kein liebe zuo den undertonen, ſunder nüt denn ſchinden und ſchaben, ſchreigen, der armen lüten iren ſchweiß in füllerygg, huorygg und aller üppigkeit verzeren. Wider die ſoll ſich ein hirt ouch legen; denn die propheten legten ſich nit allein wider die pfaffen, ſonder ouch wider die küng. Helias ließ ſich nit bnüegen der baalspfaffen, ſonder er ſatzt ſich ouch wider den gottlos küng, den Achab. Da ward er ufrüriſch geſcholten; er aber ſagt: Du biſt der Ufruor macht. Alſo ſind ſi noch.“ Grotſch traf damit den Kloſtervogt Kunz Luchſinger, welcher den Armen ihr Gut entzogen und ſeit vier Jahren mehr gefrevelt habe, als alle Bürger zu Stein, ebenſo die Ratsherren von Zürich, welche Gülten, Urbarien, Jahrzeitgüter und Kleinodien der Abtei St. Georgen nach Zürich gebracht, die Kloſterſchule aufgehoben, ſogar das Schulhaus, welches Abt David verordnet hatte, verkauft, und den Bürgern von Stein ihre verbrieften Rechte genommen hatten. Den kühnen Propheten traf dafür 1528, durch Zwinglis Entſcheid, das Los der Abſetzung und Verbannung.

Auch der Rat hatte ſtets ſchwere Klagen gegen Pfarrer und Kirchgemeinden über ungetreue Verwendung der Kirchengüter und mangelhafte Entrichtung des Zehntens; während man von Zuſtellung von Kirchengütern an die Gemeinden zu Armenzwecken, wie Dr. Egli ſchreibt, auffallend wenig erfährt. Am 2. Januar 1527 wurde eine Ratskommiſſion beſtellt, mit dem Auftrage, ſich nach dem Einkommen der Prieſter zu erkundigen, und darüber zu wachen, daß die Armen- und Kirchengüter nicht verzehrt werden. Das ſtrenge Mandat vom 12. Oktober 1527, wohl eine Folge der eingelangten Beſchwerden und des obrigkeitlichen Unterſuches in den Kirchhören, beweiſt, daß das Kirchengut vielfach nicht zu Gunſten der Armen und Dürftigen verwendet, ſondern damit recht übel gewirtſchaftet wurde.

„Uns langt für und für an", lautet der Erlaß an alle Untervögte der Landgemeinden, „wie bi dir und anderswo uß der kilchen güetern und järlichen nutzungen und gefäll mit unnützem vertuon und überflüſſiger zerung, in ſchlaftrünken und ſunſt, ein unmaß und unordnung von denen, ſo mit geſchäften derſelbigen kilchengüetern beladen ſind, gebrucht und fürgenommen werde. Das uns zu ſonderm großen undank und mißfall kompt, wol wiſſent, daß damit den armen dürftigen bi dir und in andren kilchhörinen, denen uß unſer erkanntnuß das kilchenguot zuo irs libs notturft und ufenthalt erſcheinen ſöll, deſtminder hülf, ſtür, und handreichung beſchicht. Befelchen dir daruf mit allem ernſt, du welliſt diß unſer ſchriben den kilchenpflegern eroffnen und daran ſin, damit ſolich unmaß abgeſtellt und den armen wol hus gehalten werd. Daran tuoſt du uns ein groß gefallen; dann wo das nit beſchächen und uns ferner klagt fürkommen ſöllt, wurdind wir luogen, damit die ſchuldigen beſtraft und das fürgenommen wurd, ſo die billichkeit erhieſch."

Das Benefizialrecht wurde durch Mandat vom 14. April 1526 geordnet. Zwingli hatte bereits durch 62, 63 und 64 der Schlußreden in dieſer Sache vorgeſorgt: „Die göttlich gſchrift erkendt ouch kein prieſter, dann die das gottswort verkündent. Denen heiſt ſy eer embieten, das iſt liplich narung zuo dienen. Alle, ſo irrung erkennend, ſoll man nüt laſſen entgelten, ſondern ſy im friden ſterben laſſen und demnach die widem chriſtenlich verordnen." Die Pfarrpfründen betreffend, lehrt das Buch „vom Predigt-

amt", „ſoll man inſechen, daß die Pfarrer und lütprieſter allenthalb nit ſchnöde und ringe competenz oder narung habind, damit für und für wolgeſittet und gelert lüt erzogen werdind, damit ouch den pfaffen nit urſach geben werde, den gyt und gutzel, wie vormals, wieder ufzerichten. Doch ſoll diſe narung mer mit underſcheid geſchöpft werden, dann die pfarren nit überall glich ſind koſtens und arbeit halb." Die Verwaltung blieb, wie bisher, Sache der Kirchenpfleger und Patrone, jedoch unter ſtrenger Aufſicht des Rates. Weil der Rat mit Pfründeangelegenheiten, Einſetzung und Abſetzung, Beſoldung der Prädikanten täglich und ohne Unterlaß überlaufen war, damit die Anliegen der Gemeinden und Pfarrer bald erledigt würden, ergieng am 19. Mai 1529 das Mandat, alle derartigen Geſchäfte und Beſchwerden ſollen zunächſt an die Verordneten über Schöpfung und Benamſung der Pfründen, das Pfründengericht gewieſen werden. Mag. Ulrich Zwingli und die verordneten Beiſitzer ſollen die Vorbringen behandeln und entſcheiden, im Notfalle vor den Rat bringen. Den Patronatsherren als Zehntenbeſitzer wurde, geſtützt auf das kanoniſche Recht und die „verdammnis durch die hochen biſchöf" anbefohlen, aus dem Zehnten den Seelſorgern ihre ziemliche Nahrung zu reichen. Die Jahrzeiten und das Gut reicher Pfarreien ſollen für das Armengut verwendet, den Chorherren, Kaplänen und Ordensleuten „libgeding wys" auf Lebenszeit belaſſen werden.

Auch in Zürich brachte das eingezogene reiche Kirchengut wenig Segen. Die Auslagen der Stadt wurden immer größer und die vorhandenen Mittel reichten nicht aus. Die Stifts- und Kloſtergüter wurden in Anſpruch genommen, Kloſterhöfe, Pfrundhäuſer und Gärten verkauft. Die noch vorhandenen Kirchenkleinodien der Klöſter kamen in die Münze. Das Blei vom abgebrochenen Helmturme der Waſſerkirche und den Türmen anderer Kirchen und Kapellen wurde gemäß Ratsbeſchluß in das Büchſenhaus gebracht. Am 14. September 1528 wurde auch der reiche und koſtbare Kirchenſchatz des Frauenmünſters, nach dem Urteile der Zeitgenoſſen noch ehrwürdiger und wertvoller als derjenige des Chorherrenſtiftes, eingezogen. Er war an Gold und Silber wohl zehn Zentner wiegend. Die Kreuze, Reliquienſchreine und Heiligenbilder, zahlreiche Kelche, ſowie die ſilbernen Einbände der Meß- und Evangelienbücher wurden in die Münze abgeliefert.

3. Synoden und Sittenmandate.

Die obrigkeitliche Viſitation der Pfarreien im Sommer 1527 brachte nicht nur in Bezug auf Verwaltung des Kirchengutes Mißſtände zu Tage, ſondern „ouch etwas klägt und mangels ettlicher prädicanten leer und läbens halb“. Mit den Sitten der Laien ſtand es trotz allen Mandaten nicht zum Beſten. Im Geheimen waltete noch die Eigenrichtigkeit der Wiedertäufer und die päpſtiſche Verfüernis. Bürgermeiſter und Räte wurden deshalb veranlaßt einſchneidende Maßnahmen zu treffen. Am 26. September 1527 ergieng das Mandat: „Als dann an M. Herren gelanget iſt, daß die Prädikanten in iren gerichten und gebieten das göttlich wort unglicher gſtalt verkündint, und nit all zum geſchickteſten ſyent; deßglich, daß etlich in den wirtshüſern ſchier mer dann ander laien mit ſpilen, trinken und anderem unfuog iren pracht und weſen füerint, ſind zuo Abſtellung desſelben von M. Herren verordnet: Bürgermeiſter Röuſt und drei Ratsherren mit Meiſter Uolrichen Zwingli, M. Löwen und Dr. Engelhart, ſich eines verrumpten tags, uf welichen man alle prieſter in M. Herren lantſchaft welle beſchriben, zuo vereinbaren und den anzuſetzen.“

Zunächſt wurden verſchiedene Nachgänge gehalten, namentlich über die Winkelpredigten der Wiedertäufer, heimliche Gottesdienſte der Katholiken und Verſäumnis der Predigten. Strenge Mandate wurden erlaſſen gegen Spielen, Tanzen, zerhauene Kleider, Fluchen und Schwören, gegen Trinken, Trummen und Pfiffen und das „burenböggenwerch“ an den Faſtnachttagen.

Am 8. April 1528 ergieng das Mandat an alle „Pfarrer, lütprieſter und prädikanten, auch an gemeine kilchgenoſſen einer jeden pfarr unſer ſtadt und lands, Gott zu lob, ouch zuo beſchirm und handhabung ſines ewigen wortes, damit daſſelbig bi uns allenthalben einhelliglich gehört und geprediget, ouch bi den verkündigern desſelben alle ärgernuß, ob die under inen wäre, abgeſtellt und fürkommen werde“: es ſollen künftig alljährlich zweimal, zu Oſter- und Herbſtzeit um St. Felix und Regula, auf feſtgeſetzte Tage alle und jede Pfarrer und Prädikanten zu Stadt und Land nach Zürich einberufen werden und auf M. Herren Erforderung perſönlich erſcheinen. Es ſoll auch jeder Pfarrer von des andern Lehre, Leben, Kundſchaft geben. Die Kilch-

genoſſen ſollen durch einen oder zwei Männer vertreten ſein, damit ſie in ihrer aller Namen, „ob ſi etwas anligens, klegt oder beſchwernuß zuo iren pfarrern oder prädikanten, irer leer oder läbens halb hätten, allda vor uns oder unſern verordneten erſchinen und eröffnen ſöllen ſolich ir anliegen und beſchwerd.“ Die Einberufung erfolgte auf 18. April 1528, Dienstag vor St. Jörgentag, ins Rathaus nach Zürich. Das Mandat mußte auf allen Kanzeln verkündigt werden.

Mit dieſem Erlaſſe hatte der Rat als Inhaber des Kirchenregimentes, im Namen und an Statt der Kirche ein uraltes kirchliches Inſtitut, die Oſter- und Herbſtſynoden wieder ins Leben gerufen und den neuen Verhältniſſen angepaßt. Die Verſammlung ſollte M. Herren willen vernehmen, und dieſe wollten handeln, „was ſich gepüren wird“. Von den Verordneten ſoll auf dem Synodus je nach Geſtalt der Sachen und Gelegenheit und was die Billigkeit erfordert, gehandelt werde. Zwingli war bei Einführung dieſer Synode mit Vertretung der Kirchgemeinden durch Laien hervorragend beteiligt. An die Synode waren von ſeite des Magiſtrates als deſſen Vertreter Bürgermeiſter Diethelm Röuſt, acht Ratsherren und Stadtſchreiber Dr. Wolfgang Mangolt abgeordnet. Auf der Liſte der 119 geiſtlichen Synodalen ſind zwar die drei Leutprieſter der Stadt Zürich zuletzt aufgeführt. Sie gehörten jedoch als „Biſchöfe“ zu den Verordneten. Zwingli war, wie auf den Religionsgeſprächen in Zürich und Bern, das geiſtige Haupt der Verſammlung, und führte mit Leo Judä den Vorſitz. Abt Joner und Komtur Schmid ſaßen unter den Pfarrern. „Es gereicht Zwingli zur höchſten Ehre, ſchreibt Mörikofer, daß er der erſte und lange Zeit der einzige unter den Reformatoren iſt, welcher nicht nur gelegentlich, ſondern geregelt und verfaſſungsmäßig geordnet die Synode ins Leben geführt. Schon daß er den kirchlichen Verſammlungen dieſen Namen gab, weiſt daraufhin, daß es ihm darum zu tun war, die Geiſtlichen der zürcheriſchen Kirche an die Aufgaben und Pflichten der Synoden der alten Zeit zu erinnern.“

Nachdem am 18. April 1528 vorerſt die Synodalordnung verleſen und von den Ratsverordneten die Aufgabe der Verſammlung kundgegeben war, wurde der Prädikanteneid gefordert, und „jeder pfarrer in Eyd gefaſſet“. Die Prädikanten mußten zunächſt

der Stadt Zürich in allen gebürlichen Sachen Treue und Gehorſam ſchwören, und dann geloben: „daß ich das heilig Evangelium und wort Gottes, ob ich das zuo leren oder predigen erfordert oder berüeft wurd, trülichem und nach rechtem criſtenlichem verſtand, ouch nach vermögen alten und nüwen evangeliſchen teſtaments, lut miner Herren von Zürich vorusgangnen mandaten, leren und predigen, und dawider keine Dogma und leer, die zwyflig und noch nit uf der ban und erhalten ſyg, nit inmiſchen, ſi ſye denn zuovor gemeiner ordenlicher verſamlung der prädikanten, ſo järlich zweimal gehalten wird, anzöigt und erhalten."

Alle Pfarrer und Helfer wurden einzeln nach den Ämtern ausgeſtellt, jeder in ein ſcharfes Verhör genommen, und ihm vorgehalten, was Gemeinde und Amtsbrüder über ſein Predigen und Leben zu klagen wußten. „Item, alle und jede pfarrer wurdent usgeſtellt, und ir leer und läbens halben nachfrag gehalten und kundtſchafft ufgenommen. Was dann einem jeden zuo ſagen war, tat Mag. Ulrich Zwingli, dann er der präſidenten einer war; und war im Mag. Leo Judä behulffen. Was denn mengel in den kilchen warend, ward ouch anzogen, beradtſchlagt und verbeſſeret. Zuo end wurden ſy all vermanet, ir pflicht zu leiſten." Die Zenſuren der Synode und Bemerkungen Zwinglis ſind noch erhalten. Sie leiſten den Beweis, daß der neue Klerus ſeine gewaltige Hand zu fühlen hatte, und bilden ein hochintereſſantes Kultur- und Sittenbild, welches ſpäter in ein Sittenmandat zuſammengefaßt wurde.

Die auf Leibgeding geſetzten Pröpſte, Chorherren und Kapläne der drei Stifte, ſowie die zum „ſterben im friden" verurteilten Mönche und Prieſter waren auf die Oſterſynode nicht einberufen worden. Dieſe beſchloß deshalb eine Nachſynode für die Chorherren, „München und Caplanen, namblich alle die, ſo libding nemen, ſy ſygen burger und handwerker oder nit, in ſtatt und uf dem land. Und ſöllen die prädicanten und pfarrer, auch die amtlüt, als Luchſinger und derglichen, einem Burgermeiſter eines jeden gelegenheit, und warum ein jeder belöumdet ſyg, anzöigen tuon." Nach Wunſch der Synode ſetzte der Rat durch Mandat vom 25. April 1528 dieſe zweite Verſammlung und Zenſur auf Dienstag vor Chriſti Himmelfahrt, 19. Mai 1528, an. „Dieweyl wir dann ouch bericht ſind, daß

etliche, ſo der kilchen und pfruonden gueter nüßen, in irem wandel und weſen ſich dem göttlichen Wort ungemäß und ganz ärgerlich erzeigen, und die fryheit des geiſtes inen zuo fürſtand irs muotwilligen, ärgerlichen wandels fürziechen, demſelbigen ſo vil möglich vorzeſin und inſechung ze tuon."

Am 19. Mai 1523 fanden ſich 16 Chorherren, an der Spitze Mag. Ulrich Zwingli, und 22 Kapläne zum Großen Münſter, je fünf Chorherren und Kapläne zum Frauenmünſter, ſechs Chorherren von Embrach, dreizehn ehemalige Mönche der drei Orden, und die verpfründeten Prieſter vom Lande, fünf Herren vom Zürichberg, vier von Rüti, vier von Stein, elf von Kappel mit dem Schulherrn Heinrich Bullinger, ferner zehn Konventherren von Heiligenberg und Beerenberg und viele andere verleibdingte Geiſtliche ein. Im ganzen waren es 106 Perſonen, von denen manche noch am alten Glauben hiengen. Die Synode nahm einen ähnlichen Verlauf und fällte ebenſo ſtrenge Zenſuren wie die frühere.

Die erſte Frucht der beiden Synoden waren zwei ſcharfe Mandate über Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter, Entrichtung des Zehntens, Sicherung der auf fremden Gebieten gelegenen Kirchen- und Kloſtergüter, Verwendung der Gotteshäuſer, Kirchenzierden, Pfründen, Häuſer und anderer von den Geiſtlichen herrührenden Dinge zu Gunſten der Stadt Zürich.

Bei der Zenſur der Geiſtlichen blieb es nicht, ſondern es wurde auch eine Maßregelung für beide Räte in Ausſicht genommen. Auf geſchehene Predigten Zwinglis hin wurde ſchon am 17. Juni 1528 der Anzug gemacht, jeder Ratsherr ſolle einzeln angefragt werden, welchen Glauben er bekenne, ferner ob er bereit ſei, um des Glaubens willen für M. Herren Leib und Gut einzuſetzen, „damit man unter einandern eins gloubens wäre."

Da M. Herren fanden, „diewil man bishar nüt ſonders geſpürt, daß jemans nit der meinung ſyg, daß es bi miner Herren usgangnen mandaten, gebotten und verbotten, den glouben und andere ding belangende geſtraz bliben, und ein jeder wider usgangnen mandat, noch wider das, ſo under minen Herren das mer wirt, nüt reden noch handlen ſoll, lut des geſchwornen briefs. Und wo einer das nit hielte, ſonder darwider redte und handelte, ſoll ein jeder den andren harumb laiden, bi ſinem eid. Nützit deſterminder, daß ouch die alten nachgäng, ſo uf etlich perſonen vorhanden, fürhin geſuocht,

die fürderlich an die hand genommen, und darüber auch gehandlet werden soll nach gestalt der sach und eines jeden verhandlung."

Durch diesen Beschluß war der **Glaubenszwang** für die Räte proklamiert und der Ausschluß widerwärtiger Ratsherren vorbereitet. Als besondere Vergehen galten Beobachtung der Fasttage, Versäumen der Predigt und Wegbleiben vom Tisch Gottes. Im Herbst 1529 und im Frühjahre 1530 fanden wieder zwei Synoden statt, deren Akten nicht erhalten sind, wohl aber Eingaben der erstern: „Betrachtung gemeiner Versammlung etwas mänglich christenlich zu verbessern." Es handelte sich um Abolierung der Pfründen, Ordnung des Kirchenbesuchs, Haltung der Feiertage, Almosen, Kirchengüter, Winkelwirtschaften und Ehehändel. Besondere Beschwerden ergiengen wider die heimlichen Versammlungen der Wiedertäufer und die „abgöttische verreterey" der Katholiken.

Das **große Sittenmandat** vom 26. März 1530 berücksichtigte alle diese Beschwerden. Dasselbe ist eine umfangreiche Zusammenfassung zahlreicher früherer Erlasse und, nach Bullinger, eine Wirkung der evangelischen Predigt. „Wie nun vil gemeiner sich allenthalben harfür tatend, ward an Canzlen vast das volk zu der buoß und beßerung vermanet. Zuo Förderung aber alles guoten ward ein Mandat von Rädten und Bürgern Zürich gestellt, darin die vorigen alten zuosamengefaßt und verbesseret wurden." Der Rat hatte, bevor das Mandat erlassen wurde, die Untervögte und Verordneten der Gemeinden einberufen. Der **Inhalt** gibt der Titel: „Christenlich ansehung des gemeinen hilgangs, zuo hörung göttlichs worts, zuosampt abstellung der unnützen überflüssigen wirtshüsern, und ürtinen, mit angehenkter erklärung, ernüwerung und verbesserung etlicher mandaten und geboten durch uns, Burgermeister, klein und groß rädt der statt Zürich, der fyrtagen, kilchenrechnungen, götzen, ouch zuotrinken, spilens, gerens, tanzens, der töuferen und anderer, unmaßen von nahar usgangen, jetz von nüwem geordnet und ernüweret."

Die Begründung dieses Mandates, welches tiefer als die frühern in alle Verhältnisse eingriff, das bürgerliche, gesellschaftliche und kirchliche Leben mit puritanischer Strenge ordnete, und sowohl gegen die Rottierung der Wiedertäufer als gegen die abgöttischen Verführungen des Papsttums die härtesten Maßregeln

ergriff, lautet wörtlich: „Als dann uns uß verkündigung des hellen unbetrüeglichen wort Gottes, das wir vorab Gott dem allmächtigen zuo eeren und zuo unserer besserung, nach dem richtschyt begründeter biblischer geschrift, one vermischung menschlichen guotdunkens, ungeschücht allerlei ungunsts, sorgen und geferligkeiten, so uns darob zugestanden, in unser stadt und landschaften zu verkünden geboten, unser und der unseren ärgerliches zerbrochenes Läben etwas under die ougen geschlagen, und wir darus billich bewegt worden, söllichs, so vil an uns, uß oberkeits und christenlichen amtspflichten zuo verbesseren, und eins fromms, erbares wesen, ouch guot christenlich sitten by den unsern ze züchten, und deßhalb zu abstellung allerlei ergerlichen untugenden und lasteren, deren christen billig ledig sin söllend. Und wiewol uns ouch unverborgen, daß der fromm und guotherzig keines Gsatzes bedörftig, wir aber leider befindend, daß unser gebot und christenlichs ansehen von etlichen verstopften, vihtischen gemüeten nit allein ring geachtet, sunder frevenlicher ungehorsamer wys mit verhängtem zoum, ungeschücht Gottes und unser straf überfaren und verbrochen werdend." Deshalb werden alle vorausgegangenen Mandate erneuert, gebessert und bestätet. „Im namen Jesu Christi, unsers seligmachers, im zuo sunderm lob und wolgefallen, ouch zu ufgang und erhaltung guoter erbarer policey und christenlichen lebens, zuo vorteil und erlichterung des gemeinen armen manns", wird das Mandat vom 26. März 1530 erlassen, ouch by vermydung göttlicher unhuld, und unser schweren straf stif gehalten ze werden erkennt und gebotten."

Die Satzungen des Mandates in Bezug auf Wiedertäufer und Katholiken, Besuch des Gottesdienstes und Acht gegen Widerspenstige sind bereits erwähnt worden. Dasselbe traf nebstdem stramme Verfügungen über Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter, Haltung der Feiertage, öffentlichen Kirchgang und Einsegnung der Brautleute. Einschneidende Beschränkungen trafen das bürgerliche Leben. Alle Winkelwirtschaften, welche neben den Ehehaften entstanden sind, und zum Unmaße im Essen, Trinken, Spielen und andern Lastern führen, werden abgetan. Die Weinbauern dürfen Getränk vom Faß verkaufen, aber in ihren Häusern nicht gastieren. Der Rat bestimmt die nötige Zahl der Wirtshäuser; der Unterwogt, das Gericht oder die Geschwornen bestellen

den Wirt. Alles Zutrinken und die Schlaftrünke werden verboten und kein Einheimiſcher darf ſich nach 9 Uhr abends in einer Wirtſchaft finden laſſen. Kein Wirt oder Stubenknecht darf Einheimiſchen über 10 Schilling borgen. Alle Spiele mit Karten, Würfeln, Brett- und Schachſpiel, Kegeln, Wetten und Stöcklen, „under was ſchyns, ouch mit welchen farben, liſten oder gfärdem genempt“, werden, keinerlei ausgenommen, bei einer Mark Silber verboten. Alle fremden Krämer und Hauſierer, welche dem Volke ihre Sachen aufſchwatzen, ſollen verzeigt und ausgewieſen werden. Für das ganze Gebiet von Zürich wurde einerlei Maß und Gewicht verordnet, für Wirte, Metzger und Bäcker eine ſtrenge Ordnung aufgeſtellt.

„Eine auffallende Erſcheinung iſt es, ſchreibt Dr. Bluntſchli, wie ein ſolches die individuelle Freiheit nicht hinreichend beachtendes Gebot, der Ausfluß einer Geſinnung, welche in den erſten Zeiten der Reform weder von der Obrigkeit noch vom Volke geteilt worden war, die Zuſtimmung der Vorgeſetzten des Landes und des Großen Rates erlangte und keinen lebhaften Widerſtand des Volkes fand. Sie läßt ſich nur aus der Verbindung zweier Momente erklären:

1. Aus der geiſtigen Gewalt, welche der Glaube an die Auktorität des göttlichen Wortes, und daß dieſes Sittengebot darauf begründet ſei, über alles Volk ausübte;
2. Daraus, daß die entſchiedenſten Bekenner des Evangeliums und der Reform zu Stadt und Land die Vorgeſetzten waren und die Macht in Händen hatten.

Ohne Zweifel hatte Zwingli auf dieſes Sittenmandat, welches weit ſtrenger war als die Verordnungen Hans Waldmanns, den größten Einfluß geübt. Er war entſchloſſen, ſein Ideal von Staat und Kirche in Zürich mit puritaniſchem Eifer zu verwirklichen; wo es ſo große Umgeſtaltung galt, war auch die äußerſte Strenge unentbehrlich. Zwingli war ohne Zweifel der Erſte, welcher zu ſolchem Eingreifen berufen war. Er verglich ſich ſelber, und nicht ohne eine gewiſſe Wahrheit, mit den Propheten des alten Teſtaments, welche den göttlichen Willen auch den Richtern und Regenten des jüdiſchen Volkes verkündet haben. Sein Staatsideal hatte einen theokratiſchen Zug.“

Am 25. und 26. Oktober 1530 fand eine kleinere vierte Synode im Beiſein von vier Ratsherren und der drei Leutprieſter ſtatt. Dieſe, „presbyteri ecclesiarum majoris, minoris et S. Petri“, führten den Vorſitz. Jetzt wurden 87 Prädikanten in Zenſur genommen, denn es zeigte ſich, daß trotz des Sittenmandates noch ſehr vieles zu verbeſſern war, und an vielen Orten dem Willen der Obrigkeit keineswegs nachgelebt wurde. Die Vertretung der Kilchhören fiel weg; „hätte ſie fortgedauert, ſo hätte, bemerkt Dr. Bluntſchli, die Synode an Bedeutung den Großen Rat übertreffen und ſich über dieſen erheben können“. Die Synodalen hatten verſchiedene Klagen über die Widerſpenſtigkeit der Landjunker gegen das Evangelium, die Nachläſſigkeit etlicher Ober- und Untervögte bei Handhabung der Mandate und Behandlung der „frommen pfarrer und ir byſtender. „In Ürikon hat man noch Altäre, Tafeln und Meßplunder in der Kapelle, und gehen die Leute, „ungliche halb des Gloubens“ am liebſten nach der Ufenau zur Kirche. Doch iſt zu hoffen, daß die Ufenau bald „glöubig“ wird. In Wädenswil zeigt ſich ebenfalls noch Widerſtand gegen das Evangelium und großer Verkehr mit den katholiſchen Anſtößern von Schwyz und Zug. Es wird viel Unzucht mit ſpielen, ſchweren, ſufen, huoren geſpürt; die Gottesleute der Komturei ſtützen ſich auf ihre Freiheit nnd wollen weder Satzungen noch Buße annehmen. Auch die Wiedertäufer laſſen das ſtrenge Aufſehen der Obrigkeit als nötig erſcheinen.

Einige Pfarrer verlangten Einführung des Kirchenbannes; ſie bekamen jedoch kein Gehör, ſondern die Mahnung, getreulich nach dem Eide und den Mandaten zu halten. Böſe Klagen ergiengen über Chorherren und Kapläne, ganz beſonders über die Mönche zu Rüti, „die noch dem pabſttuomb me dann dem Evangelio anhangend“. Dieſelben ſind „allem wolluſt ergeben, und hand des ſtudierens kein acht“. Auch der Schulmeiſter und Pfleger Wolfgang Krötl hält ſich nicht dem Evangelium gemäß. Er ſoll ſich gebürlich halten und ein Eheweib nehmen. Die Konventer von Rüti, welche noch jung und fähig ſind, ſollen nach Zürich gebracht werden, und dort „zur leer ſich fürderen, predigen und leſſen hören, damit ſi mit der zit ouch mögind gebrucht werden.“ Ein folgenſchwerer Beſchluß lautete, die Prädikanten in der Grafſchaft Baden und in den freien Ämtern, welche es

begehren, „in den synodum anzenemen. Denn si mögend vil guots schaffen bi iren undertanen, so si recht bericht und getrülich leren werdend; dann der synodus ein groß fürderniß ist, als man täglich mag empfinden.“

4. Befestigung des Regimentes. Die Heimlichen und Sönderung der Räte.

In den beiden Räten war, nachdem Joachim von Grüt 1526 hatte weichen müssen, Zwinglis Einfluß ein unbestrittener. In der Behörde war kein Staatsmann, welcher ihm gegenüber einen selbständigen Willen zur Geltung brachte. Nach dem Prozesse gegen Jakob Grebel wagte niemand mehr offen zu widersprechen. In Werner Beyel, welcher 1529 auf Stadtschreiber Dr. Wolfgang Mangolt folgte, gewann er einen willfährigen Vertrauten. Die beiden Bürgermeister Diethelm Röust und Heinrich Walder waren ihm unbedingt ergeben; und im Rate der Zweihundert stand ihm stets eine sichere Mehrheit zur Verfügung. Weil aber einige von den adeligen Gesellschaften und Zünften, wie die Konstafel zu Rüden und Meise, sich den Mandaten gegen Messe und Fasttage nicht fügten, auch die politischen Pläne des Reformators mißbilligten, predigte der Reformator heftig gegen sie.

„Denn meister Ulrich Zwingli hat us dem propheten Esaja im 60. capitel streng wideren gwalt geprediget und si gestraft, daß si den rat nit reinigen wöltend von iren unglöubigen ald gotlosen, die sich allmal wider das göttlich wort satztend und inen nit schmecken wolt. Und demnach, uf mitwuchen des 9. tags decembris, da ward das mer unter den räten und burgern, das man von der Constafel und allen Zünften eine nach der andren sölt verhören, und einen nach dem andren fragen, ob er zuo predigen oder dem tisch gottes gan wölt und was gloubens jeder were. Also wurdend zum Rüden sechs neben sich gestellt, aber doch, daß es an iren eeren uf diß mal nit schaden sölle. Das tat man morndeß am donstag ouch. Deßglichen den kleinen räten am samstag des 12. tags decembris 1528. Und welicher sich erkant, unrecht getan haben, und der wölte sich fürohin zum gotswort und dem gotstisch schicken mit andren christenmenschen, den ließ man bliben. Und welcher das nit tät, den satzt man nebend sich.“

Durch diese Sönderung der beiden Räte gewann Zwingli die entschiedene Oberhand. Um ihre Ratsstelle nicht zu verlieren,

fügten ſich viele, die mit Zwingli keineswegs einverſtanden waren, den Mandaten. Sechs Ratsherren wurden am 16. Januar 1529, nachdem Zwingli den Frevel auf die Kanzel gebracht, gebüßt und vom Rate geſtoßen, weil ſie an Neujahr, welches auf einen Freitag fiel, auf der Zunft zu Rüden „fiſch und nit fleiſch gäſſen“. Um den letzten Widerſtand zu brechen, wurde am 28. Juni 1529 der Konſtafel oder adeligen Geſellſchaft zu Rüden das Vorrecht genommen, ſechs Ratsherren mehr als die bürgerlichen Zünfte in die Räte zu ſetzen. Dieſes Vorgehen, welches an den Oſtrazismus der altgriechiſchen Republiken erinnert, machte zunächſt großes Aufſehen. Allein bald wurde das Beiſpiel von andern Städten nachgeahmt.

Das Regiment in Zürich geſtaltete ſich immer ſelbſtherrlicher. Am 20. November 1524 wurde den Bürgermeiſtern und Obriſtmeiſtern die Vollmacht übertragen, vier, fünf oder mehr Ratsherren beizuziehen, damit ſie, „wenn je zuo ziten ſchwer, groß ſachen vorhanden ſyend, darin heimlicher wys zum beſten handlen“. Nachdem durch die letzte Abſtimmung des Volkes im Juni 1526 das Evangelium und die geiſtliche Gewalt des Rates endgültig geſichert war, hörten die Volksanfragen auf. Die Staatsgeſchäfte wurden ſchon ſeit 1525 nicht mehr dem kleinen Rate vorgelegt, ſondern von den Zweihundert abgetan. Im Prozeſſe gegen die Penſioner und Ratsherr Jakob Grebel waltete ein Ausſchuß von elf Ratsherrn mit diktatoriſcher Gewalt. Alle kirchlichen Angelegenheiten wurden von den hiezu beſtellten Verordneten, Schriftgelehrten und Ratsherren beſorgt, der Rat hatte nur noch das Recht, ihren Beſchlüſſen die rechtsgültige Geſtalt der Mandate zu geben. Der Entſcheid aller wichtigen Staatsangelegenheiten kam ſchließlich in die Gewalt einer oligarchiſchen Behörde, zu deren Beſetzung Räte, Burgerſchaft und Volk nichts zu ſagen hatten: des Rates der Heimlichen. Zwingli ſaß von Anfang in dieſer Behörde, und ſein Einfluß war in allen Sachen maßgebend. Seine kirchlichen, politiſchen und kriegeriſchen Entwürfe wurden den Heimlichen unterbreitet und von ihnen gutgeheißen. Als auch dieſes nicht genügte, wurde 1530 noch ein engeres Kollegium, die Heimlichen der Heimlichen, ausgezogen, welches Zwingli unbedingt beherrſchte. Dieſes autokratiſche Regiment, deſſen Urheber und Seele Mag. Ulrich Zwingli war, gründete ſich auf das Gottes-

wort, die unbetrogenliche „regula verbi“. Weil Zwingli ſich auf das Vorbild der Propheten ſtützte, und ſeit März 1528 die Propheten Iſaias und Jeremias ſeinen Predigten zu Grunde legte, hat man ſein Regiment als Theokratie bezeichnet. Allein Zwingli war nicht nur Theologe und Schriftgelehrter, ſondern ebenſo ſehr Staatsmann und Humaniſt, als ſolchem ſchwebte ihm die Tyrannis und Diktatur der griechiſchen und römiſchen Städte vor Augen.

Zur Unzufriedenheit mit den kirchlichen und religiöſen Zuſtänden trat die Abneigung mit den politiſchen und kriegeriſchen Praktiken des Reformators und des geheimen Rates. Beſonnene Kreiſe befürchteten nicht nur den allgemeinen Bürgerkrieg mit den katholiſchen Eidgenoſſen, ſondern auch eine große Gefahr für Zürich und die Eidgenoſſenſchaft. Schon im Jahre 1526 hatte, wie Salat erzählt, „ein guoter eerenmann des rats von Zürich in geſeßnem rat Zwingli antwurt geben, ſprechende: Mag. Uolrich, üwer fürnemen gfallt mir gantz nüt; ir gand mit ſachen um, da ich bſorg, ſt ein bös end nemen werden. Und kan üwerm gyt nieman zuokon, oder den ſtellen. Deshalb ouch die helgen ſacrament und der allmechtig gott im himmel nit ſicher vor üch ſind; und ir werdend noch ein ſtatt Zürich in groß lyden, angſt und not bringen. Des ward der guot from man uß dem rat geſtoßen und kam nimmer darin, bis die märre kamend, daß die Züricher z'kappel gſchlagen warend. Da beſchickt man in und begert ſins rats.“ Wie dieſer Ratsherr dachten auch andere, allein jeder laute Widerſpruch wurde mit Ausſchluß aus den Räten beſtraft. Altgläubige Staatsmänner, wie der Chroniſt Gerold Edlibach, zogen ſich aus den Ämtern zurück.

Beſtändige Kriegsgefahr, mancherlei erſchrockenliche Erſcheinungen und böſe Zeitläufe, Teuerung und die als „engliſcher Schweiß“ bekannte Peſtilenz trugen zur allgemeinen Not bei. Am 16. Mai 1528, morgens um 9 uhr, „erſchein ein großer ring ob der ſtatt Zürich, wit um die ſonnen, als groß um ſich, daß er die ſtatt anzeſehen umgeben hett. Der was wyßfarw, und wäret ein ſtund. Durch den ring giengend an ein end zwen ander kleiner ring, und was der groß ring eins guot werkſchuochs breit angeſehen. Erſcheinen dry wiß rund kugeln, als wenn die ſonn durch etlich wolken ſchint. Was diß bedüte, weiß gott allein“ klagt Bernhard Wyß. Bald darauf trat eine große Teuerung der

Lebensmittel, beſonders des Fleiſches ein, welche erſt im Oktober 1528 durch Einfuhr von Schafen und 150 ungariſchen Ochſen gelindert wurde. Im Frühjahre 1529 entſtand große Not an Mehl und Brot. Straßburg ſandte 500 Mütt Roggen, welche verteilt wurden. Der Rat beſchränkte die Freiheit der Müller und Pfiſter, ließ ſelber mahlen und backen; er führte die obrigkeitliche Mehl- und Brotwage ein. „Durch dieſe ordnung wurden müller und pfiſter, erzählt Bullinger, häftig erzürnet, und der nüwerung gar unlydig. Und ward die ſchuld dem Zwingli gäben, als dem, der mit ſinem predigen und radtſchlagen große urſach zuo diſen dingen gäbe. Dann von alterhar hat alle zyt das predigen müeſſen mee beſchuldiget werden, dann das unrächt, das wider gottes wort beſchächen iſt, und darwider man hat predigen müßen“, bemerkt dazu Bullinger. Die wiederholte Sünderung der Räte und die Beſchränkung der Konſtafel, „diewyl der Geſchworen brief anders luth, bracht vil und großen heimlichen nyd und haß. Es ward auch M. Ulrich Zwingli nit wenig geſchuldiget und gehaſſet, als der zuo ſömlicher enderung gehulfen und geradten hätte. Zuodem kam, daß noch mee zwytrachts under den burgern und heymlichs nydts gebar, und daß man heymlich widerwärtiger gegeneinander ward, dann vormals je.“

Der glückliche Ausgang des erſten Kappelerkrieges, der Übertritt der Städte Baſel, Schaffhauſen, Straßburg und Ulm zum Evangelium, deſſen Fürgang im ſt. galliſchen Stiftslande, und in den gemeinen Vogteien, das chriſtliche Burgrecht mit den Städten und Landgraf Philipp von Heſſen hoben Anſehen und Macht des Reformators.

5. Gegnerſchaft der Kirchenpolitik Zwinglis in Zürich. 1526—1531.

Zwingli war im Begriffe großartige, die ganze Chriſtenheit umfaſſende Pläne durchzuführen. Von Anfang ſeines Wirkens war Zwingli überzeugt, ſeine Lehre ſei das wahre Evangelium, die reine Lehre Chriſti und der Apoſtel. Er ſprach es offen aus, dasſelbe müſſe der geſamten Chriſtenheit frei geprediget und zur Herrſchaft gebracht werden. „Darum, lautet die vierzehnte Schlußrede, alle Chriſtenmenſchen iren höchſten flyß ankeren ſöllend, daß das Evangelium Chriſti einhellig geprediget werde allenthalb.“

In Zürich war es bereits Staatsgebot, daß niemanden erlaubt ſei, eine andere Meinung zu haben als der Leutprieſter am Großmünſter. Der geheime Rat, hingeriſſen von des Mannes kühnem Geiſtesfluge, berauſcht von den Hoffnungen einer glorreichen Zukunft, iſt ſein willenloſes Organ. Seine Stellung war eine beinahe univerſelle. Nicht nur in den Städten der Eidgenoſſen war ſein Einfluß in allen kirchlichen Fragen maßgebend, auch in den ſüddeutſchen Reichsſtädten war ſogar Luthers Anſehen durch dasjenige Zwinglis ernſtlich bedroht. Während Luther, auf den Boden einer politiſchen Weltmacht geſtellt, ſich mehr und mehr zurückzieht, wächſt Zwingli über die Grenzen ſeines engen Vaterlandes immer mächtiger hinaus. „Bis weit in den Norden hinauf, ſchreibt Dr. Hermann Spörri, zu der „natio libera et bellicosa“ der Dithmarſen, bis nach Oſtfriesland und Schweden überwacht er den Fortgang der evangeliſchen Lehre. Dem König von Frankreich widmet er im Juli 1531 ſeine Schrift: „Christianae fidei brevis et clara expositio“, und ſchreibt er Bedingungen faſt wie einem Vaſallen vor. Herzog Ulrich von Württemberg und Landgraf Philipp von Heſſen, mit denen er ziemlich machen kann, was er will, harren der Winke, welche er ihnen in Geheimſchrift zukommen läßt.“ Mit dem Dogen Contarini in Venedig hatte Zwingli Verbindungen geſucht. Das Pfaffenkaiſertum in Deutſchland und das ungöttliche Papſttum zu Rom für immer abzutun, war das Ziel, welches Zwingli vorſchwebte. Der Sieg des Evangeliums, der nahe Sturz des Papſttums, erſchienen ihm als ſichere, unabwendbare Tatſachen. In dieſer Überzeugung erklärte Zwingli, als er am 29. Juli 1531 vor Rat ſtund: „daß er die Statt Zürich gern groß machte, wenn ſy nur gott volgtend“.

Im eigenen Lande erfuhr der Reformator entſchiedenen und beharrlichen Widerſtand. Die fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden nebſt Zug, denen meiſtens Freiburg, Solothurn, Glarus und Wallis zur Seite ſtanden, wollten eine gründliche Reformation der Kirche, aber keine kirchliche Revolution. Bern hielt ſeit 1525 wohl zum Evangelium, verfolgte aber eine Zürich gegenüber ſelbſtändige Politik. In weiten Kreiſen herrſchte die Überzeugung, die Eidgenoſſen ſollen ſich um des Glaubens willen weder bekriegen noch unterdrücken. Allein zum Programm Zwinglis gehörte es ſeit 1525, die katholiſchen Kantone müſſen die freie

Predigt des Evangeliums auf ihrem Gebiete unbedingt geſtatten, deſſen Widerſacher zur Strafe ziehen, das Regiment der Oligarchen und Penſioner beſeitigen, die politiſche und kirchliche Hegemonie Zürichs anerkennen. Das Mittel dazu war ihm der Krieg. Allein Zwingli erreichte nicht mehr als den Beſchluß vom 16. Mai 1531, es ſei über die fünf Orte die Grenzſperre zu verhängen, und dieſelben durch Abſage der Zufuhr aller Lebensmittel auszuhungern.

Zwingli war mit der Abſchlagung des Proviants durchaus nicht einverſtanden. Dieſelbe erſchien ihm als eine halbe und geradezu gefährliche Maßregel; er wollte den ſofortigen Krieg gegen die fünf Orte. Am Pfingſttage 1531 mußte Zwingli von der Kanzel des Großmünſters das Mandat gegen die fünf Orte verkünden, „mit ernſtlichem befälch, das fürohin nieman me üzid ſölle laſſen zuogan den fünf Orten, ouch gar nüt mit inen handlen mit koufen oder verkoufen, bis uf witern beſcheid; doch wo ſy an die fünförtiſchen ſtießind, ſollten ſy mit inen nüt unfrüntlichs handeln, noch ſy underſtan zu ſchädigen. Das nur etlichen gefiel, etlichen mißfiel."

„Und als Zwingli des ſelben tags predigte, erzählt Bullinger, redt er under andern worten alſo: welcher ſo fräven iſt, daß er unter den ougen heißt liegen, dem iſt not, daß er wort und fuſt mit einandern gan laſſe. Dann ſchlacht er nit, ſo wirt er geſchlagen. Alſo ſchlahend ir den fünf Orten den proviand ab, als übelthäteren. Da ſölltend ir den ſtreich volgen laſſen, und die armen unſchuldigen nit hungern. Diewyl ir aber ſtill ſitzend, als habend ir nit genuogſame urſach zur ſtraf, und ſchlachend inen nüt des minder ſpys und trank ab, ſo nötend ir ſy, üch zuo ſtrafen und ſchlahen. Somliche red achtend etlich ufrüerig und ein anhetzen ſin zum krieg, andern ein nodtragen ſin."

Zwingli begnügte ſich mit dieſer Pfingſtpredigt keineswegs. Er arbeitete ſofort, um den endloſen Verhandlungen, welche zu Bremgarten zwiſchen Zürich und Bern, den Schiedsorten und den fünf Orten den ganzen Sommer hindurch ſtattfanden, ein Ende zu machen, einen Kriegsplan zur endgültigen Unterdrückung der fünf Orte und ihres gottesläſterlichen Weſens aus, den Ratſchlag: „Was Zürich und Bern zuo betrachten ſy in dem fünförtiſchen handel". Zürich und Bern ſollten die Eidgenoſſenſchaft nach dem Vorbilde Israels leiten, wie zwei Ochſen einen Wagen, die fünf

Orte aus der Verwaltung der gemeinen Vogteien ausgeſtoßen werden. Summa Summarum: „Wer nicht Herr ſein kann, dem iſt billig, daß er Knecht ſei!“ Allein dieſes nach Dr. Bluntſchli nicht nur für die Beurteilung der damaligen Verhältniſſe, ſondern auch für ſpätere Bewegungen in der Eidgenoſſenſchaft ſo wichtige Programm der „tapfern Arznei“ ſcheiterte am Widerſpruche Berns und der Gegnerſchaft in Zürich. Zwingli ſah ſeine Stellung bedroht und ahnte das Hereinbrechen einer ſchweren Kataſtrophe.

Mandate, Ordnungen und Synodalbeſchlüſſe hatten nicht vermocht, die gewünſchte Einhelligkeit herzuſtellen. Die Oſterſynode des Jahres 1531 führte ernſte Klagen über Mißachtung des göttlichen Wortes und der obrigkeitlichen Mandate. Das Regiment der Heimlichen und der beabſichtigte Religionskrieg galten als Gefahr für das Vaterland. Zu Stadt und Land war nicht nur das Volk gegen die Ordnungen der Obrigkeit unbotmäßig, ſondern die Verordneten mußten am 6. Auguſt 1531 zur Übernahme ihres Amtes durch Ratsbeſchluß genötigt werden. Zwingli ſah ſich, um ſein ſchwer bedrohtes Anſehen zu retten, zu einem entſcheidenden Schritte gedrängt. Es geſchah im Bewußtſein ſeiner Unentbehrlichkeit in dieſen gefährlichen Zeitläufen, die ſein Werk zu vernichten drohten, und im Vertrauen auf die ihm bisher bei allen ſeinen Praktiken unbedingt ergebene Mehrheit der Räte.

„In dieſen ſchweren händlen, erzählt Bullinger, markt M. Ulrich Zwingli, daß es ouch in der Stadt Zürich nicht einhällig ſtuond, und das iren vilen nit ernſt war, ouch den 5 Orten mer dann der Stadt Zürich ſelbs guots gontend ꝛc. Deß kam er am 26. July 1531 für radt und burger, und erzält, wie er jetz und in dem einlifiſten jar inen das heilig evangelium geprediget und ſy vätterlich und mit gantzen trüwen gewarnet, und under anderm grundlich vil und dick anzeigt, was großen übels darus inen und gemeiner eydgenoßſchaft ervolgen, wenn die fünf ort, das iſt der huff der penſionern, oberhand gewunne. Das alles gelte by inen nüt. Sähe man darby, daz man in radt fürdere und alſo im radt habe, denen das bluotgelt noch nit erlydet, darzuo der fünf orten beſte frünt und dem evangelio fygend ſyend. Hiemit halte man in der ſtadt übel hus und ſye wenigs guots zu erwarten. Vnd diewyl im oder der warheit nit gevolget

werde, und er doch an allem ſchuldig und doch unſchuldig, ſin müeſſe, ſo näme er jetzund urlaub. Werde ſich anders verſächen ꝛc. Deß erſchrack man übel; es wurden die beiden Burgermeiſter, die drei Obriſtmeiſter und vier von Räth und Burgern verordnet, Zwingli ſines fürnemen ſtill zuo ſtellen. Alſo war der beſchickt um die 8 uf das radthus, ouch vil und allerley mit im geredt, daß er wiederum am 29. Juli 1531 vor radt ſtuond, und anzeigt, daß er die ſtatt Zürich gern groß macht, wenn ſy nun Gott volgtend. Und uff der beſſerung wöllte er by inen bliben, mit Gottes gnad ſin beſts thuon biß in todt."

Noch einmal vereinigte Zwingli die höchſte kirchliche und politiſche Gewalt in ſeiner Hand. Der Rat ſah ſich genötigt, gegen die von dem Reformator gerügten Übelſtände mit ernſtlichen Mandaten und ſtrengen Bußen einzuſchreiten. Wehmütig beklagte der Rat, offenſichtlich mit den Worten Zwinglis, in ſeinen Mandaten: „die vor ougen ſchwebend türungen, ouch ſterbents, und ander ſchwer am himmel erſechne erſchreckliche cometen, umb unſer ſünden willen vorhanden. Demnach ougenſchinlich mit zeichen am himmel und ſuſt in vil ander weg, daß gott, unſer einiger heiland, über unſere ſünd dermaſſen bewegt, daß wir, wo wir uns nit faſt in all unſerm wandel, handel, tuon und laſſen, in allen ſtänden zuo beſſerung ſchickend, großer ſchwerer ſtraf erwartend ſind. Dannenher ouch wir arme ſündige menſchen uns zuo beſſerung ſchicken, und gott um gnad und verzichung one underlaß von herzen pitten, ein fromm, erbar, rechtgeſchaffen leben füeren, und nit nur mit ytlen worten one werch chriſten ſin, und genempt werden ſollen. Deshalb unſere herren, Burgermeiſter, klein und groß rät, für not und guot angeſächen, mängklichen mit hohem ernſt, inen jendert müglich, zuo vermanen und väterlich zuo begeren, daß ſich mängklich beſſeren, und von den laſtern, damit gott erzürnt, abſton, dann ſi ouch die übertreter der mandaten wider die faſten usgangen, hoch und für nach gebür wellend ſtrafen".

„Alles ſpil wollen M. Herren abgetan haben, es ſyg mit dem täſchli, tafelen, rorſchießen, und keinerlei ſpils, ſo jetz vorhanden, ald in künftig zyt noch geſuocht, erdacht oder erfunden werden möchtent, darin nüt usgenommen, nüt usgeſcheiden, tuon und machen ſöll, abgeſtrickt und verbotten ſein. Alle öffentlichen Hochzeiten und das unverſchämte Umwerfen auf den Tänzen

werden ſtrengſtens unterſagt, „wiewol wir noch bishar den unſern und allenthalb in ſtatt und land ziemlicher fröuden mit eren an offnen hochzyten, wie billich, wohl gegunnen.“ Die Vögte wurden beauftragt, ſtrenge Aufſicht zu führen und Übertretungen ohne Gnade zu beſtrafen. In allen Kirchen wurde verkündigt: So jemants ein offen hochzit haben wölle, daß der- und dieſelben ſöliche hinfüro in ſinem eignen hus zuorichten und bi keinem wirt mer verdingen, darzuo das allen auf einen tag, und nit länger dann bis abents zu bättenzyt, und ouch nur an einem gelegnen platz getanzet werden ſölle.“

Die fahrläſſige Verwaltung der Vogteien, Klöſter- und Stiftungsgüter, „wobei es den Amtleuten etwa ufgangen, und der gemein nutzen gar übel bedacht und gefürdert worden“, nötigte zur Einſetzung einer Ratskommiſſion, welche neuerdings alle Verwaltungen unterſuchen und die Schäden derſelben feſtſtellen mußte.

Der Rat ſchritt mit ſtrengen Maßregeln zur beſſern Beobachtung der Kirchenordnung ein. Viele halten ſich ſchlecht, klagt ein Ausſchreiben vom 10. Auguſt 1531. „Jung und alt perſonen, wib und mann, wandeln, während man das wort gottes prediget, auf den Bruggen, Gaſſen und Stadtgräben.“ Es werden Aufſeher fahrläßlich beſtellt, welche herumgehen und auf den Kirchgang achten ſollen. In allen drei Pfarrkirchen ſoll die Predigt zu gleicher Zeit beginnen, daß mit jedermann „zur kilchen gange, den Mandaten ſtyf gelebe, und den Sonn- und Fyrtag heilige. Auch an den Werktagen ſollen alle, welche es vermögen, zuo Gebet und Predigt ſich verfügen“. Nach der Morgenpredigt ſoll täglich auch eine halbe Stunde Ermahnung und Gebet gehalten werden. Die auf Leibgeding verpfründeten Pfaffen wurden bei ſchwerer Strafe neuerdings zum Beſuche angehalten.

Die Kinderzucht zeigt große Mängel; deshalb verlangen M. Herren von den Eltern, „daß ſi ire kinder vom ſchweren zum betten, und zuo allem guoten ziechind“. Wenn bei den Kindern etwas „ſchwüren und unzucht“ bemerkt wird, werden M. Herren die Eltern zur Strafe ziehen, „und inſunders wird man fürohin alle Sonntag die mittel predig um die einlife für die dienſt und kind haben.“ Die Kinder ſollen fleißig zum Beſuche angehalten, entweder von den Eltern oder dem deutſchen Schulmeiſter zur Kirche geführt werden. Die lateiniſchen Schulmeiſter ſollen alle Feiertage ihre

Knaben mit ſich zur Predigt nehmen, die deutſchen Schulherren ihre Kinder alle Samstage „im glouben und gebet berichten“, und dieſelben zur Kirche führen.

Zur Aufregung der Geiſter trugen allerhand Naturerſcheinungen bei: Kometen, Sonnenringe und Ruten erſchienen am Himmel; Erdbeben und Blutregen waren damit verbunden. Mißgeburten und geſpenſterhafte Geſtalten vermehrten den allgemeinen Schrecken. Bullinger weiß, gerade wie Mykonius und Salat, davon zu berichten; insbeſondere gedenkt auch er des großen, gar erſchrecklichen Kometen, welcher um Mitte Auguſt 1531 am Himmel erſchien: „Hat ein langen ſchwantz, den ſtrackt er gägen mittag. Wenn er niedergieng by nacht, ſchein ſin Schwantz nit anders dann ein für in einer eſs. Die farw war bleichgäl. Vnd alls Zwingli mit H. Jörg Müller, apt zuo wettingen, des abends uff dem kylchhoff in Zürich zum großen Münſter neben dem Wettingerhuß gefraget wurd, was das bedüte? antwurt er: mich und mengen eerenmann wirt es koſten, und wirt die warheit und kylch not lyden; doch von Chriſto werdent wir nit verlaſſen.“

Am 10. Auguſt 1531 begab ſich Zwingli, begleitet von Rudolf Kollinus und Werner Steiner, heimlich nach Bremgarten, wo er beim Chroniſten und Prädikanten Heinrich Bullinger ſeine Wohnung nahm. Bern ſollte zum Kriege gedrängt werden. Allein die Boten, Schultheiß Joh. Jakob von Wattenwil und Ratsherr Peter im Hag, wollten von einem Angriffe nichts wiſſen. Zwingli ſah böſe Tage kommen. Die fünf Orte werden bei einem Überfalle ſiegen, ſtellte er den Boten vor, „und werde es vil fromer lüthen koſten, und der leer und kylchen ein merklichen abbruch, darzuo ein verwirrung aller Dingen bringen, ja ſy ſo fräven machen, daz zu ſorgen, ſy werdint nit bald me zum evangelium bringen, und je länger je verherteter werden. Man werde auch großen obertrang von pfaffen haben; doch werde das ouch ſin end haben.“ Bei ſeinem Weggang von Bremgarten erſchreckte ihn die Erſcheinung einer ſchneeweißen Geſtalt. In der Ahnung eines kommenden Verhängniſſes nahm Zwingli, der von jeher ſtark zum Fatalismus neigte, bei Zufikon von ſeinem Freunde gerührten Abſchied. „Da gnadet er mir zum dritten Mal mit Weynen, ſagt: Min lieber Heinrich! Gott beware dich, und biß thrüw am Herren Chriſto und ſiner kylchen!“

Das Mandat vom 7. September 1531 gibt der Bekräftigung Ausdruck: „Als dann bishar der bruch gewesen, das ir uns zuo sonderen eren uf unser kilchwyhe erschinen sind, das uns ouch diser zit ein hoche fröud wäre, sitemal wir aber gloublich verständigt, daß die fünf ort dermaßen mit hunger und mangel genötigt, daß si es kein länge me erlyden mögend, sonder als vil als all ein stund bereit, grüst und des willens sygent die proviand zu reichen, und sich daran wol zuo versechen so si eins solichen besinnt, daß si es uf die kilchwihi, dann zuo andrer Zit, so villicht unser biderwen lüt anheimsch, an d'hand nemen würden. Angesichts dieser sorglichen geschwinden löuf, und in Bedenkung solicher gefaren wird den Unterthanen befohlen, auf ihre rechte kilchwihe anheimisch zu bleiben, den Kriegsbefehlen nachzukommen, und bei Sturm und Überfall sich als Biederleute zu erweisen."

Wahrscheinlich an der Kirchweihe, 11. September 1531, hielt Mag. Ulrich Zwingli, in wehmütiger Stimmung bei Auslegung des Propheten Jeremias, seine von Bullinger und Myconius überlieferte Predigt, in welcher er der ungetreuen Stadt Zürich und den fünf Orten ein göttliches Strafgericht verkündigte. „Dannach Zwingli je länger je me markt große untrüw, böse praktik, schädliche heymliche nyd, haß und zwytracht, sprach er zu unlang vor dem krieg under andern worten an der Cantzel also predigen: Nun, wolhin, kein truwe warnung hilft nüt an mich. Die pensiöner wöllent ir nit strafen. Ein kettin ist gemacht und ist gantz. Die wirt mir und manchem frommen Zürcher dem hals abziehen. Denn es ist um mich zuo tuon. Da bin ich bereit und willig gägen Gott. Mine herren aber miessend diese lüt nimmer mee sin. Dir aber werdents den lon geben und dir uf dinen kopf ein zunstäcken spitzen. Denn du willts also haben, strafen will sy nit. Des werdent sy dich strafen. Es wirt aber Gott sin wort nüt des minder erhalten. Und wirt ir pracht ouch ein end nemen. Gott walte sin und erhalte sin kylchen. Und diese predig gieng vilen träffenlich zuo hertzen, sagten harnach, als das war worden, gar vil darvon."

II. Abteilung.

Stellung der Tagſatzungen, des Papſtes und der Biſchöfe gegenüber Zürich.

Kirchenpolitiſche Ereigniſſe bis zur Disputation in Baden. 1522—1526.

I. Politik der Eidgenoſſen gegenüber Zürich bis zur Disputation zu Baden.

1. Der Papſtzug im Herbſte 1521.

Sowohl die lutheriſche Bewegung in Deutſchland als das Auftreten Mag. Ulrich Zwinglis in Zürich wirkten ſofort auf die politiſchen und religiöſen Verhältniſſe der Eidgenoſſenſchaft beſtimmend ein. Das Verlangen des Legaten Joh. A. Pucci, die Eidgenoſſen möchten die lutheriſchen Büchlein verbieten, auffangen und verbrennen, iſt ein Beweis, wie ſehr die Bewegung die Geiſter erregte. Weder die Tagſatzung noch die einzelnen Obrigkeiten wagten entſcheidende Schritte; die häretiſchen Schriften wurden überall verbreitet und eifrig geleſen. Es iſt gar kein Zweifel, daß ſchon ſeit 1520 vielerorts im Sinne der neuen Lehre gepredigt und polemiſiert wurde, ohne daß die kirchlichen und weltlichen Behörden ernſtlich dagegen eingeſchritten wären. Salat bezeugt, was Zwinglis Briefe beſtätigen, daß derſelbe „mit predyen, trul, interpretieren, leſen, ſchryben und um ſich werbung“ tätig geweſen, „alſo daß vil predicanten an vil orten in der eidgnoſchaft ouch anfiengend ſin unleer und irrung uſſchryen und predyen.“

Mächtige Förderung für Zwinglis Predigten boten anfänglich weniger die kirchlichen Mißſtände, ſondern die politiſchen Händel, zunächſt das Bundesverhältnis zu Papſt Leo X. Sein Einfluß hatte bewirkt daß Zürich, im Widerſpruche mit den andern zwölf Orten, die Erneuerung des Bundes mit Frankreich verweigerte. Kardinal Schinner erreichte nur mit Mühe und durch Verwenden des Kaiſers, daß der Rat von Zürich am 2. September 1521 ſich dem hl. Stuhl anhängte und von den Franzoſen zog, trotz den Abmahnungen der zwölf Orte erſt nach langen Bedenken das Bündnis mit Papſt Leo X. erneuerte. Der Papſt erhielt eine Truppe von 2000 Zürchern, zu denen ſich noch 1300 Söldner aus Zug und andern Orten geſellten. Der Vertrag erklärte ausdrücklich, die Truppen dürfen einzig zum Schutze des Kirchenſtaates und gegen keinen Verbündeten der Eidgenoſſen, zunächſt alſo nicht gegen Frankreich, verwendet werden. Zürich ſtand allein. Die

andern Orte hatten wohl die zwei Breven „Nihil jam diu“, vom 2. Auguſt, und „Quamvis existimem“ vom 11. Oktober 1521 erhalten. Allein weder die Erinnerung an die altererprobte „devotio et fidelitas“, noch die Warnung vor den „malae suasiones“ der franzöſiſchen Diplomaten vermochten die ablehnende Haltung der zwölf Orte zu ändern. Drohungen mit dem Kirchenbanne verſtärkten den Widerſtand.

Kardinal Schinner, welcher die Söldner zum Papſte nach Italien führte, war unbeſonnen genug, beim Auszuge zu erklären, der Zug gehe gegen die Franzoſen in der Lombardei, welche die Franzoſen mit Schweizerſöldnern beſetzt hatten. Das Anſehen des Kardinals war bereits im Sinken; er galt auch in Zürich als ein Betrüger und Verräter. Um ſo mehr erregte jetzt ſein Verhalten als Treubruch und Verletzung der Kapitulation großen Unwillen. Mit Erfolg griff ihn Zwingli auf der Kanzel als blutgierigen und treuloſen Fleiſchverkäufer an. Der Rat war im Begriffe, die Söldner ſofort heimzuberufen; am 26. September 1521 verbot er durch ein Mandat ſtrengſtens alles fernere Reiſen in fremde Dienſte. In dieſen Tagen trat der Leutprieſter auf der Kanzel des Großmünſters, „der ſich durch kein Übel erſchrecken ließ, mannlichen gemüets und dapferer red“, gegen das päpſtliche und franzöſiſche Bündnis auf. „Hindern wiñ richt er diſe ding nit us, aber von der Kanzel ſach er keinen an, weder bapſt, keiſer, küng, herzog, fürſten noch herren, ouch die Eidgnoſſen, wider derſelben penſionen er ſo mannlichen redt, darum er us allen orten ein großen uffſatz gewann.“

Die Söldner wurden vorläufig nach der Lombardei geführt, zunächſt um den Übergang der Adda als Durchpaß nach dem Kirchenſtaate zu erzwingen. An ihrer Spitze ſtanden Hauptleute aus den angeſehenſten Geſchlechtern der Stadt Zürich. Die oberſte Führung übernahmen die Kardinallegaten Matthäus Schinner und Julian von Medici. In Reggio ſtanden 1500 Eidgenoſſen unter dem Legaten Joh. A. Pucci, welcher ſie im März 1521 geworben hatte. Der Zug gieng nach Mailand und richtete ſich wider die im Dienſte Frankreichs ſtehenden Soldtruppen der zwölf Orte. Nur mit ſchweren Bedenken ließen, trotz den klaren Beſtimmungen des Kapitulationsvertrages, die Zürcher ſich zum Kampfe beſtimmen, der für ihre Tapferkeit glücklich endete.

Am 19. November 1521 fiel Mailand in ihre Gewalt. Nach Eroberung der Lombardei wurden die Zürcher gegen Herzog Franz Maria von Ferrara geführt, welchem ſie Parma und Piacenza abnahmen. Es geſchah ebenfalls mit Widerwillen; ſie wurden aber belehrt, es handle ſich um Verteidigung der hl. Kirche, der früher beide Städte zugehörten.

Die Truppen lagen noch in beiden Städten, als Beſatzung wohl gelitten und freundlich gehalten, als am 1. Dezember 1521 Papſt Leo X. ſtarb. Zu Hauſe waltete eine ſehr bedrohliche Stimmung über dieſe Vorfälle. Franzöſiſch und päpſtlich Geſinnte lagen in bitterm Hader, ſchmützten und ſchmähten ſich gegenſeitig. In Zug mußte Pfarrer Andreas Winkler mit dem Sakramente aus der Kirche unter die entzweiten Bürger treten, um Blutvergießen zu verhindern. Zürich bekam die heftigſten Vorwürfe, weil es den Papſtzug bewilligt hatte; die Söldner, welche aus den zwölf Orten ohne Erlaubnis mitgezogen waren, wurden mit ſchweren Strafen bedroht. Überall entſtanden „zerwürfniſſen, zucken, ſchlachen und ufruor“.

Der Papſtzug von 1521 war zunächſt, nach Bullinger, „ein fürnem und unſelig urſach, daß hernach die genampten zwölf ort ſich wider Zürich, in allen ſachen, inſonders des gloubens, ſo grimmig findlich erzeigtend und widerſatztend“. Zürich „war fro, daß es uff den Tod Leonis X. der päpſtiſchen pündnuß gelediget war“, und ſich der franzöſiſchen Einung vom 18. Januar 1522 entſchlagen hatte. Zunächſt mußte Ennius Filonardi, welcher in guten Treuen gehandelt hatte, den Groll aller Eidgenoſſen verſpüren. Als er im Dezember 1521 nach Zürich reiſen wollte, wurde er in Bellinzona gefangen, nach Altdorf und Schwyz geführt. Als offener Feind behandelt, bekam Filonardi die ungemeſſenſten Vorwürfe zu hören, daß er die Eidgenoſſen verraten und zertrennt habe.

Die Truppen wurden alsbald nach dem Tode des Papſtes heimberufen. Dr. Goro Gherſio, Biſchof zu Fano, gab ihnen das nötige Reiſegeld. Die Städte Parma und Piacenza wurden am 19. Februar 1522 von den drei Kardinaldekanen des Konklaves als Unterpfand für die Soldforderung von 50,000 Gl. verſchrieben; allein vom hl. Kollegium und Clemens VII. wurde das Abkommen zurückgewieſen. Das Anſuchen der Kardinäle um Feſthalten am Bündniſſe wurde nicht berückſichtigt. Die meiſten Hauptleute ſtellten ſich zu Hauſe auf Seite Zwinglis und wurden in Religion und Politik

seine eifrigsten Anhänger. Die Soldfrage beschäftigte schließlich nicht nur Zürich, sondern auch die Tagsatzung, welche dieselbe noch im Frühjahre 1531 an den hl. Stuhl brachte.

Der moralische Sieg lag auf Zwinglis Seite. Er predigte fortan eifriger gegen alle Bündnisse, Fremdendienste, Pensionen und Jahrgelder als ein Verderben des Vaterlandes. Er wurde auch der politische Berater des Magistrates in Zürich. Der Kampf für das Evangelium war jetzt zugleich der Krieg gegen das Unwesen der Pensionen und Oligarchen, das wirksame Schlagwort für alle Anschläge und Praktiken gegen Papst, Bischof und ihre Anhänger. Mag Ulrich Zwingli war der volkstümliche Prediger des innern Friedens und der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft, der Eiferer für christliche Denk- und Handlungsweise gegenüber den politischen Lastern seiner Zeit. Schon Bullinger hat dieses Moment betont:

„Da man ouch klar sicht, ja gryfft, die recht ursach der zertrennung, großer widerwertigkeit und uneinigkeit der Eydgnoschaft, welche etliche uß haß, gydt und übermuot uf Zwingli weltend, und schryend, er habe zertrennt ein fromme Eidgnoschaft, so man doch das Widerspil sicht. Dan Zwingli hat nit nur disen Bapstzug, sonder alle frömden pündnussen, und das galt nämen, von einem herren hie, vom andern dort, gescholten und gewert. Dieselben frömbde pündnussen aber und frönd herren gält, zusampt den listigen Cardinalen, Bischöfen und Legaten, die, die habend die Eydgnoschaft wider einandern gefiert und gehetzt und bracht in große uneinigkeit. Daran wir dann ouch schuld tragend, das wir dem schantlichen fasel gelost, und inen das schnöd, verdampt gält abgenommen habend."

Der Kampf Zwinglis gegen fremde Bündnisse und Pensionen fiel zusammen mit seinen ersten Angriffen gegen die katholische Kirche. Bullinger ist schwerlich im Unrechte, wenn er behauptet, die erste politische Gegnerschaft in Zürich und auf der Tagsatzung sei Zwingli aus den Kreisen der „fürnemmen pensioner und kriegslüth" entstanden. „Ouch ander, die hievor für predigen wol gerüemt und fast nahin gelouffen warend, die schultend Zwingli jetzund ein kätzer. Vil, denen der glouben nie sunders angelegen war, namend sich jetzund des glaubens an, sagtend, sy wölltend den alten waren glouben wider den kätzer Zwingli schirmen, und was inen nit um den glouben, sondern um den kronensack zuo tuon."

Gegenüber den kirchlichen Gegnern des Reformators iſt jedoch der Vorwurf politiſcher und religiöſer Heuchelei durchaus unrichtig. Gerade der Kampf gegen Fremdendienſte und Jahrgelder hatte Zwinglis Anſehen auch außerhalb Zürich beim Volke groß gemacht. Darauf beruhte gerade die Macht ſeines gleichzeitigen Angriffes auf die kirchlichen Inſtitutionen; das Evangelium wurde mit Berechnung, im Gegenſatze zu den Verführniſſen des Papſttums und den Mißbräuchen im kirchlichen Leben, in Wort und Schrift allen Eidgenoſſen angeprieſen, vom Volke und vielen „vornemen penſioner und kriegslüth“ hingenommen. Überall war Zwinglis Name gefeiert; ſein Auftreten gegen die Fremdendienſte galt als patriotiſche und ſittliche Großtat.

Die Lage änderte ſich, ſobald der politiſche Streit hinter den religiöſen Anfeindungen zurücktrat. Zwinglis Auftreten gegen Biſchof und Generalvikar, die Angriffe auf Papſt Hadrian VI. und deſſen Reformbeſtrebungen machten Aufſehen. Die Predigten an der Romfahrt zu Luzern, an der Engelweihe zu Einſiedeln, und die polemiſchen Schriften Zwinglis brachten Klarheit in die zweifelhafte kirchliche Lage; der geiſtige Zuſammenhang mit der lutheriſchen Bewegung in Deutſchland lag offen zutage. Es handelte ſich nicht mehr um innere politiſche Mißſtände, ſondern um die wichtigſten religiöſen Fragen, wie Biſchof Hugo betonte. Die Vorgänge in Zürich ſeit dem Faſtenſtreite mußten alle jene Kreiſe zum Widerſtande aufmuntern, welche in redlicher Überzeugung an den Lehren und Inſtitutionen der Kirche feſtzuhalten, die vorhandenen Mißbräuche zu beſeitigen entſchloſſen waren.

Gerade im Mittelpunkte des Widerſtandes, in den fünf innern Orten, waren die ſehr zahlreichen Gegner der Fremdendienſte von jeher die angeſehenſten Männer; ihnen war es ſeit Anfang der religiöſen Wirren nicht um den „kronenſack“, ſondern um den „alten wahren Glauben“ zu tun. Die Akten der eidgenöſſiſchen Tagſatzungen und Abſchiede ſeit 1522 bieten hiefür den vollgültigen Beweis. Nicht als Gegner der Fremdendienſte, ſondern als Prädikant und Polemiker hat Zwingli auch im Klerus der fünf Orte eine Gegnerſchaft gefunden, welche feſt überzeugt war, daß ſeine neue Lehre die Eidgenoſſenſchaft religiös und politiſch zertrenne.

2. Haltung und Beſchlüſſe der Tagſatzung; 1522—1524.

Bald nach Zwinglis Auftreten fand die Tagſatzung Urſache und Anlaß, ſich mit kirchlichen Fragen zu beſchäftigen. Zu Neuenburg wurde an Sonn- und Feiertagen von den Chorherren die Kanzel nicht nach Vorſchrift mit dem hl. Evangelium verſehen, und dieſer Mißbrauch als unchriſtlich erachtet. Den Chorherren wurde erklärt, die regierenden Orte werden aus den Einkünften des Stiftes einen Prediger beſtellen. Andererſeits wurde zum Ernſtlichen gewarnt, wie die Prediger allenthalben in der Eidgenoſſenſchaft mancherlei predigen, was dem gemeinen Mann zu Unwillen, Zwietracht und Irrung im chriſtlichen Glauben erwachſe. Die Boten ſollen heimbringen, daß ihre Prieſter von ſolchen Predigten abſtehen. Abt Franz zu St. Gallen wurde in Rom gegen Anklagen in Schutz genommen, ebenſo Abt Andreas zu Wettingen gegenüber der Stadt Baden, welche wider die Verträge einen Prädikanten, wahrſcheinlich Zwinglis Freund Erasmus Schmid, berufen wollte.

Papſt Hadrian VI. erließ am 27. April 1522 aus Saragoſſa ein ſehr freundliches Breve „Quanta semper vestra constantia“. an die dreizehn Orte: „sanctae Romanae Ecclesiae conservatoribus, confoederatis nostris“. Er bat die Eidgenoſſen inſtändig, „per viscera misericordiae omnipotentis Dei et per nostram summam in divinam misericordiam pietatem“, ihn bei ſeinen Bemühungen für Friede, Verſöhnung und Eintracht der chriſtlichen Völker zu unterſtützen, und verſprach ihnen, er werde ſie auszeichnen durch die weitgehendſten Vergünſtigungen: „stipendia, honores, titulos, emolumenta et augmentum dignitatis“. Die Tagſatzung zu Luzern gab darauf am 27. Mai 1522 den trockenen, der Geſinnung Mag. Zwinglis und der franzöſiſchen Diplomatie entſprechenden Beſcheid: die Tagſatzung freue ſich darüber und ſehe es gerne, wenn Se. Heiligkeit überall Friede und Ruhe ſchaffe.

Seit Herbſt 1522 traten die kirchlichen Händel immer häufiger in Vordergrund, um von den Verhandlungen der Tagſatzung nicht mehr zu verſchwinden. Abt Andreas und Konvent zu Wettingen klagten am 15. Dezember 1522, der Leutprieſter zu Höngg, Simon Stumpf, habe ſie als Diebe und „nütſöllende“ Mönche erklärt, welche weder Gott noch der Welt etwas nützen. Einen

Prediger, der anders lehrte, habe der Pfarrer als Lügner hingeſtellt. Der Biſchof möge denſelben von der Pfründe ſtoßen und der Abt einen Nachfolger beſtellen. An den Rat von Zürich ergieng das Verlangen, Abt und Biſchof in ihren Rechten zu ſchützen, und dem Leutprieſter keine Hilfe zu bieten. Der Abt hatte Simon Stumpf vor den Biſchof ins Recht gefordert; der Rat von Zürich brachte den Handel vor Propſt und Kapitel, und ſtellte damit das biſchöfliche Gericht ab. Biſchof Hugo abſolvierte den Leutprieſter und entſchied am 10. Januar 1523, „uß früntlicher willfahrung“, in Erwartung, daß der Streit vom Rate beigelegt, der Leutprieſter, „und ander ſines anhangs, wil ſy uß eignem fürgfaßtem frevel an uns, als ir oberkeit, ſo verachtlich one grund und urſache ghandlet, gewieſen werden, damit ſie ſich erzeigen, wie chriſtenlicher ordnung und herkomen nach gezimpt, und wyter zwitracht, ergernuß und unruw nit verurſachen.“

Auf der Tagſatzung zu Baden wurde am 15. Dezember 1522 der erſte grundſätzliche Entſcheid gefaßt, mit welchen Mitteln die Eidgenoſſen den kirchlichen Neuerungen entgegentreten ſollen. „Sodann iſt beredt, daß jeder bott an ſyn herrn und obern ſölle bringen, zu ratſchlagen, und ein jedes ort by den ſinen verſechen und abſtellen, daß im hinfür ſölliche nüwen predigen nit mee beſchechind, ſunder by dem alten bruch zuo bliben, und inſunders mit unſern Eidgnoſſen von Baſel und Zürich geredt, daß ſi by inen das drucken ſölicher nüwen büechlin abſtellen. Dann es iſt zuo beſorgen, wo man ſöllichem nit dapfern widerſtand tuon werde, daß darus große unruow und ſchad uferſtan wurde.“ Zwingli gab auf dieſe Abſchiede ſeine Antwort durch die 67 Schlußreden und auf dem erſten Religionsgeſpräch in Zürich, an dem ſich die eidgenöſſiſchen Orte nicht beteiligten.

Der Kampf nahm einen ſtreng religiöſen Charakter an, als Biſchof Hugo; mit ſeiner Eingabe vom 21. Mai 1522 von Propſt und Kapitel zum Großen Münſter abgewieſen, ſich an den Rat von Zürich und zugleich an die Tagſatzung wandte, ihr Anſehen als Schirmherren der Kirche und chriſtlicher Obrigkeiten ins Mittel rief. Durch Schreiben vom 10. Auguſt 1522 erhob der Biſchof wieder ernſtliche Klagen über dem „kuntlichen offenen irſal, unſerm glouben widerwärtig, ſo an den kanzeln und ſunſt usgeſpreit werden, welliche meerenteils daruf ſich gründen wellen,

daß die christenmenschen keinen der hl Kirchen oder menschl
satzungen, ordnungen und guoten gewonheiten zu gelaben schu
syen. „Ir wüssent ouch, wie ergernuß, widerwertigkeit und z
solichs under gemeinem cristlichen volk verursacht; und so
daß daß menklich im fürnemen wirdet, sich von jeder geistl
oberkeit und gehorsame uszeschließen, und nach furgefaßter se
getröster wissenheit ze leben

„Ist ouch unser früntlich, ernstlich bitt und getruw ern
ir wellend all und jede üwer undertanen, verwandten und z
hörigen wysen und underrichten, daß in gemein cristenlich
von der kilchen angenommen und lang herkomen ordnungen
ungen und guot gewonheiten eigens fürnemens uf ir sonder
geben nit verachten und verlassen, sonder sich dero, wie ir
eltern, fromm christen, in einiger gehorsami vergnychen und
wie sy dann ergernuß und widerwertigkeit zuo vermuden schu
syen, halten und vollziechen

„Insonder so wellend ir die zu offnen und ufschlachen ü
teils nit hindern, und in üweren oberkeiten nit verhandern,
ob jemands darwider ichts understeen wurd, in was das gesch
dasselbig üwers gwalts fürkomen, abstellen und undertr
und sunst hierin handlen, wie uch uß befolcher verwalt
ouch eigner wissenheit und verstand, zu heil und wolfart gem
üwer undertanen zuo tuond gebürt, und wir des ich ongezw
getröstten. Was dann wir, als die geistlich oberkeit, sy
schuldig syen, es sye mit underwysung, warnung, ermanen st
oder anderm, das wellend wir uch, uf üwer anzeigen, ern
handeln und vollziechen, und das ouch gegen uch guedigs
früntlichs willens erkennen"

Bullinger hat offenbar dieses bischöfliche Schreiben im S
wenn er berichtet: „Nachem der bischof von constanz mit s
Schruben an das Stift Zürich nüt geschaffet hat, nam er einen
dern weg an die Hand, und schickt syn botschaft gen Baden u
Zarrechnung, berichtet die, wie er ein mandat lassen ugan,
allen pfarrern in sinem bistuom verbotten die nüwerung in
leer und im glouben, die jetzund vorhanden sye. Da erfar
große fravel und träffenliche ungehorsame. Darum rüefe e
als die Oberheeren an, im beholffen ze syn, daß er die synen
gehorsam behalten und den waren alten glouben erhalten m

Im Sommer 1522 nahmen die kirchlichen Wirren einen bedrohlichen Charakter an. Das Landkapitel Zürich, welches am 19. August 1522 zu Rapperswil versammelt war, beschloß: es dürfe künftig dem Volke ferner nur dasjenige gepredigt werden, das sich mit der guten bewährten hl. Schrift dartun lasse. Zum Kapitel gehörten Glarus, March, Höfe, Rapperswil und Uznach, nebst einem Teile der Grafschaft Baden, also vielfach Zürich fremdes oder den regierenden Orten gemeinsames Gebiet, für welches die Mandate zu Gunsten der neuen Lehre keine Geltung hatten. Viele Pfarrer begannen nun „zu reden, zu predigen und zu wandlen in der heilgen geschrift, das luter bloß gotswort on aller menschlichen leer zusatz furzutragen."

Einzelne Gemeinden im Freiamte und in der Grafschaft Baden ersuchten ihre Hirten, ihnen das lautere Evangelium zu predigen und versprachen ihnen Schutz wider ihre „Mitgünner". Zugleich waren die zürcherischen Landvögte, Heinrich Rubli in Baden und Thomas Meyer in den Freiämtern „getrüwe günner" der letztere durch Verbreiten und Vorlesen lutherischer Schriften war ein eifriger Apostel des Evangeliums. Die Lage änderte sich, als die Verwaltung an Luzern und Schwyz, das Regiment an katholische Landvögte, Heinrich Fleckenstein und Peter Rhadeller übergieng.

Im Thurgau wurde bereits von Zürich, Winterthur und Stein aus das Evangelium gepredigt, und von Konrad Engelhar und Hans Rudolf Lavater, Landvögten auf Kyburg, kräftig unterstützt. Die Vögte Nikolaus Muheim aus Uri und Josef Amberg aus Schwyz hatten das schwierige und sorgenreiche Regiment in Sargans; erhob der Landvogt Hans Jauch aus Uri bald ebenfalls schwere Klagen. Nach dem Vorbilde von Zürich ließ, nach Hans Salats beredter Schilderung, „sich ernstlich, nicht nur Geistliche sondern auch Laien an zu predigen, disputieren, schrüben schrift ergründen und uslegen, schnider, weber, schuemacher, kramer, strälmacher, ferwer, puren, derman, daß kein kramer ding je gesechen wurde, fründ und gsellen an einandern richt, und widerwertigkeiten ußgeprest." Zufolge Abschied vom 24. November 1522 wurde an die Landvögte geschrieben, wenn sie hören, daß Priester oder Laien ungebührlich gegen den Glauben predigen oder reden, sollen sie dieselben den regierenden Orten anzeigen.

Der Rat zu Luzern nahm sofort eine entschiedene Haltung ein. Er warnte am 30 Dezember 1522 den Rat zu Bern. Wel die lutherischen und zwinglischen Irrlehren in der Eidgenossenschaft täglich mehr überhand nehmen, habe derselbe sich gleich anfangs entschlossen, solcher Meinung keineswegs anzuhangen, sondern werde dieselben nach bestem Vermögen abzuwehren suchen. Bern wurde aufmerksam gemacht, daß einzelne Geistliche Irrlehren über U. Frau „und sunst andere uncristenliche ketzerische stuck“ vorbringen. Luzern klagte ferner, daß auf seinem Gebiete die Leutpriester Hans Buchser zu Sur und Andreas Hunolt zu Aarau, gegen die Chorherren zu Beromünster, ihre Patronats- und Zehntherren Aufruhr erregen, zudem mit etlichen Laien, welche von derselben falschen Opinion vergiftet seien, Unruhe fördern. Bern möge das Gotteshaus bei seinen Rechten schützen, sonst werde Luzern dasselbe anders zu schirmen wissen.

Der erste Handel, welcher sowohl den Bischof und die Eidgenossen als auch Zwingli und der Rat von Zürich ernstlich beschäftigte, ist der Handel mit Hans Urban Wyß von Eglisau, Leutpriester zu Fislisbach bei Baden, „der im geschrey war er predigte auch den nüwen glouben und verwurfe den alten“. Nach Salats Bericht war Wyß „von Zwinglin so vil unterstützt und ingewicklet, daß er gar grob und merklich an der canzel und anderswo redt.“ Diese Predigten und Reden geschahen auf Bitten der Gemeinde, mit Einwilligung des Landvogtes Heinrich Rubli. Sie waren nach dem Berichte der Gemeinde das lautere Gotteswort, „one aller menschlichen leer zuosatz fürgeben“. Der Bericht an die Tagsatzung wirft dem Pfarrer vor, er schmähe die Gebärerin unseres Behalters, verachte die lieben Heiligen und lästere Gott selber. Er lehre, es sei genug, Gott allein anzurufen, die Fürbitte der Heiligen nütze nichts, und ihre Anrufung sei „kuderey“. Ferner habe Wyß ein Eheweib genommen, welches man ihm lassen wolle, wenn die Priesterehe erlaubt werde. Übrigens wollte derselbe von seiner Lehre abstehen und den alten Glauben predigen, um Widerwärtigkeiten zu entgehen.

Urban Wyß wurde nach Baden ins Schloß gelegt, dort zur Verantwortung gezogen, und schließlich nach Konstanz ausgeliefert, um dort nach geistlichem Rechte beurteilt zu werden. Der Bischof ließ den Pfarrer nach Schloß Gottlieben in Haft bringen;

Dr. Fabri nahm denſelben ins Verhör und brachte ihn zum Widerrufe. Zwingli griff deshalb den Generalvikar auf der erſten Zürcher Disputation mit derbſten Worten an. Dieſer antwortete: Der Leutprieſter zu Fislisbach ſei „ein ungelerter Mann, der ſo ungebürlich ding redt, daß er hie noch nieman zuo mälden. Ich hab uß erbärmbd mit im geredt, das er ſyn irrthum widerrüeft hat, wil ouch widerruofen alles das, ſo er von der muoter gottes und von den lieben Heiligen gered habe, das ich hoff, daß er mir darum groß dank ſagen und bald widerum uß der gefängnuß kommend werde.“ Die Haft in Gottlieben muß nicht allzuſtrenge geweſen ſein. Von dort aus vernahm der Reformator die willkommene Kunde, Dr. Fabri habe den Pfarrer foltern laſſen, und durch Drohung mit ewigem Kerker und Feuertode zum Widerrufe gezwungen. Darauf erhielt der „captivus Christi confessor“ in Gottlieben von Zwingli einen Troſtbrief und die Mahnung zur Beharrlichkeit, verbunden mit der Zuſicherung, daß er und der Rat von Zürich ſich ſeiner kräftig annehmen. Der Brief iſt vom 24. Februar 1523, und nimmt Rückſicht auf das Schreiben, welches Biſchof Hugo und Dr. Fabri am 19. Februar 1523 an den Rat gerichtet hatten. „Episcopus Constantiensis scripsit ad senatum, te S. Scriptura victum cessisse; scripsit etiam, neque ignem neque perpetuos carceres tibi unquam tentatos fuisse.“

Das bezügliche Schreiben des Biſchofs in dieſer Angelegenheit rechtfertigt dieſen und den Generalvikar vollſtändig. Urban Wyß ſei auf Befehl gemeiner Eidgenoſſen nach Konſtanz gebracht worden, mit dem Verlangen, nach Recht und Gebühr mit ihm zu handeln, damit ſie und jedermann ſeiner entladen ſeien. Der Prieſter ſei nicht durch Zwang und Drohung des Feuers oder ewiger Gefangenſchaft, wie zu des Biſchofs und der Seinigen Verunglimpfung vorgegeben werde, ſondern, wie der Generalvikar in Zürich bereits ſich ausgeſprochen hatte, auf Vorhalt der hl. Schrift bewogen worden, ſeinen Irrtum zu bekennen und zu widerrufen. Mit Rückſicht auf die mündliche und ſchriftliche Fürbitte M. Herren von Zürich habe der Biſchof ſeine Strafe gemildert, und ihm Gefangenſchaft in Gottlieben auferlegt. Weil der Biſchof auf Verlangen gemeiner Eidgenoſſen habe handeln müſſen, könne er den Prieſter ohne deren weitere Schritte zur Zeit nicht ledigen.

Anders als Bischof und Generalvikar schrieb Mag. Ulrich Zwingli. Die Nachricht vom Widerrufe hat ihn sehr betrübt „Quod jam per scripta revocasses hoc, quod per *Christi spiritum* recte sapis, me vehementer contristavit. Quae equidem vehementer fui admiratus, non tam quod te Christus paulisper mergi passus esset, nam Petrum se abjuratem restituit, quam quod eos, qui Evangelio Christi pessimis artibus, imo apertissimis mendaciis oppugnant, hanc gloriam cederes, ut de te ac per te de *Christo* apud filios huius saeculi triumpharent. Qui, quam imprudenter essent gloriaturi hinc patet, quod jam infecta re a Tiguro solventes passim jactitarunt, quam nos magnifice vicerint, quasi tamen haud magis vicerant, quam hydra Herculem. Proinde constans esto; quod vere credis, ad mortem usque profitere! Qui enim usque in finem perseveraverit, hic salvus erit. Agunt amici omnes diligenter causam tuam. Spero autem, et senatum Tigurinum in dies magis ac magis facturum!"

Aus dem Briefe geht hervor, daß Zwingli noch andere näherliegende Sorgen und Befürchtungen hegte, als das Geschick seines Freundes und den Triumph der Söhne dieser Welt über Christus. Er wußte, daß seine Persönlichkeit und Lehre ebenfalls in Frage kamen, und Gegenstand der Verfolgung werden konnten weniger von seiten der bischöflichen Kurie als der Eidgenossen.

„Nam Vicarius Constantiensis, dum apud nos esset, dixit coram senatu palam, se apud te invenisse scelestissimam tum *conspirationem* tum *conjurationem*. Unde nostris facile fiet manifestum, dum tuum negotium tractabimus, non nihil istius sceleris perhiberi. Episcopus negat, quicquam, quod ad me attineat nomenque meum tentatum esse a suis; forte tamen heri potest ut clam ei rabulae isti aliquid consilii coeperint. Verum tu perstas! Nec negare, quod fidis amicis promisisti: nam ea erit liberationis tuae aptissima occasio. Plura nunc scribere non locus est nec tempus. Ita me distrahunt negotia, tum finienda, ut arbitor, cum dissolvar. Omnia tamen possum in Christo, qui me confortat. Vale, et christianum pectus te habere tolerantia et constantia proba. Ora Deum per Christum, ut te labi non sinat aut inferorum portas cedere. Ecclesia nostra pro te orat, servet te Christus incolumem!"

Pfarrer Urban Woß wurde von der kirchlichen Behörde im Mai 1523 unversehrt aus seiner Haft entlassen. Auf Dr Fabri

aber lastete der Vorwurf, er habe sein Opfer um des Evangeliums willen geistig und leiblich gefoltert, um Geständnisse zu erwirken. Bullinger weiß nichts davon. „Da disputiert Faber mit im in der gefangnuß, in welcher er lang enthalten ward. Und ist das der Anfang gsin, daß die Eidgnossen sich wider das Evangelium gmeelegt, und angehept verfolgen, und das uf anstiften der geistlichen, welche zuo allen Zyten Christum Pilato und Herodi furstellend." Nach seiner Ledigung nahm Urban Wyß den Widerruf zurück und erhielt Anstellung in seiner Heimat.

Das ereignißreiche Jahr 1523 und die beiden Religionsgespräche in Zürich, denen gegenüber die Eidgenossen teils eine bestimmt ablehnende, teils eine zuwartende Stellung einnahmen, brachte überall neue Irrsale und Unruhen zum Ausbruche. Die Tagsatzung sah sich zu entschiedenem Auftreten genötigt. Anschaulich schildert Salat, wie Zwingli es verstanden, nicht nur die Zürcherbauern, sondern auch die Glarner, Toggenburger, ferner Gasterer, Thurgauer, und andere Untertanen gemeiner Eidgenossen sich und der neuen Lehre anhängig zu machen:

„Er, der Zwingli richtete dem gmeinen man ein wolgerichte zuo. So richt ers dann ouch an, daß rat und gewalt Zürich gemelte puren bsuochten, inen gsellschaft taten, vil wins schanktend, mit iren durch die stadt gespaziert, und groß eer erzeigtend, allweg und stetz mit angeben ires furnemens sy darzuo ze locken. Uß dem dann die armen, schlichten und ouch glych wolverstendigen ab dem land, so dergleichen nit gewont, hiemit erblendet und bstrickt, daß sie meintend, sie müeßend demnach, um verdienens willen sölicher guottat, glych alles das tuon, glouben und halten, wie die zürcher und inen anhangen, bystan und helfen in irem furnemen, mit wunsch und begären, daß die von Zürich, als hochverstandig geeenlüt, ir und der ganzen Eidgnoschaft oberherr wärend.

„So ist dann Zürich obgenanter landen und umsäßen kornmarkt, trybung und losung, dahin und dannen si sich bewerbend und spulend, deshalb all wuchenmerkt der huff und vil in die statt Zürich komen. Ist aber dann Zwinglin ganz unverdrossen und gleitig gsin, uf alle act die landlüt und puren vom gwalt und gmein ganz früntlich zuo empfangen han und lan, mit inen ze handlen, sin meinung in sy zuo stoßen, die obern wider ein gmein, die gmein von ghorsame ze richten und bringen, jedem

sagen was er gern hört, und dann darby etwas siner irrstuck angehenkt, und si verblendet mit dem schyn, sy werden, so sy im anhangend, fry lüt werden, der zins, zenden und andren pfaffenbeschwarden entladen.

„Item, seit inen vor mit langen umstenden, wie sie von den pfaffen und geistlichen so lange betrogen, und verfuert warend ir eigen, so doch all cristen fry soltend sin. Man wär den geistlichen, auch den großen hansen und edlen weder zins noch zenden weder hüet noch gans schuldig. Darum wär nun die zit hie so si selbs wettind, das Gott si us iren beschwärden entledigen und erlösen wett. Ist er vor und in der sach ganz unverdrossen gsin mit überflüßigem schryben, schicken, rönnen, louffen zuo jedermann, mit sim truck und schriften, menklichem die zuo geschicken und schenken. So darf es nit not, weist menklich, dem gemeinen man und menschlicher Blödigkeit den knopf ufzelösen, der. wol wol ze machen und ledigen. Es hatt bald funden und findt er im selbs volg und statt. Und hat dann Zwingli mit gedachten landläten und puren vil gastung, huod und süert sy herin gan mit inen um, redt von gott und stes inen den tüfel, sin bücher und schriften in herz und busen."

Bald zeigten sich die Folgen dieser Volkstümlichkeit. Abt Franz zu St Gallen brachte schon seit 1522 beständige Klagen über Ungehorsam seiner Untertanen vor. Der Prior zu Ittingen beschwerte sich am 28 März 1528 vor den Tagherren zu Baden, daß er einen Überfall der Kartause befürchten müsse. Die Äbtissin zu Königsfelden klagte gegen die Bürger zu Mellingen, Abt Barnabas zu Engelberg gegen die von Küßnacht, welche den Heuzehnten verweigerten. Die Meisterin zu Hermetschwil, eine Goldlin von Zürich, war, von der lutherischen Lehre angesteckt, mit Kleinodien, Kleidern, Hab und Gut aus dem Kloster gelaufen, um einen Schuster in Bremgarten zu heiraten. Auf Verlangen ihres Vaters wurde sie gefangen ins Kloster zurückgebracht und die Ehe getrennt. Auf den Tagsatzungen intriguierte der französische Gesandte mit Erfolg gegen Papst, Kaiser und den päpstlichen Legaten Ennius Filonardi, welcher freies Geleit verlangte. Böse Sachen berichtete Landvogt Jauch aus Sargans. Hans Brötli, Pfarrer, oder, wie er sich nach der Lehr Pauli schrieb, Hirte der Seelen und Bischof zu Quarten, hatte in Zurich ein

Eherecht genommen, die Ehe in Quarten selber eingesegnet und der Braut das Sakrament gereicht. An Fasttagen habe Brötli mit dem Pfarrer zu Murg Fleisch gegessen, auch wider das Fastengebot gepredigt. Die Messe habe er von der Kanzel als Erfindung der Päpste und Pfaffen, das Messelesen um Geld als Todsünde, die Zeremonien als „ein luter Gugelfuor" erklärt. Brötli mußte Quarten verlassen und kam als Helfer nach Zollikon, wo er, als einer der ärgsten Schreier, sich sofort den Götzenstürmern und Wiedertäufern anschloß.

3. Beschlüsse der Tagsatzung gegenüber der neuen Lehre.

Ratsherr Kaspar von Mülinen griff zu Baden am 16. Juni 1524 den Reformator und die Zustände in Zürich an. „Liebe Eidgenossen, lautet der von ihm verlesene Brief aus Zürich, werent by zyt; damit die lutherisch sach mit denen, so damit umgand, nit überhand gwinn. Dann unser predicanten hand uns in unser statt Zürich dahin gebracht, daß, so es min Herren gern woltind wenden, so mögent sy es nit. Und es ist darzuo komen, daß etlicher in sinem eignen hus nit sicher ist. Er bedörfte, daß er ander zuo im näme, die mit harneisch werend, damit im nüt beschehe. Und hat die sach sich also ingerissen, daß unser puren uf dem land weder zins noch zehnden mer wölten geben. Und sye ein söliche zwoung in unser statt und uf dem land, derglichen nie gehört ist."

Ferner wurde beschlossen, weil Zürich Leute bei sich dulde, welche den Eidgenossen feindlich seien, wie man aus Schriften ersehen könne, welche in neuester Zeit in Zürich erschienen, müsse daraus der ganzen Eidgenossenschaft große Zwietracht und Schaden widerfahren. Zwingli habe gepredigt: „Die Eidgenossen verkaufen das christliche Blut und essen das christliche Fleisch!" Deshalb sei es nötig, mit Zürich „ernstlich red zu bruchen" und ihm den Willen der Eidgenossen kund zu tun. Diese wollen erfahren, wessen sie sich von Zürich zu versehen haben. Am 7. Juli 1523 beschloß die Tagsatzung zu Bern, die Landvögte zu Baden und Frauenfeld seien beauftragt, Zwingli auf Betreten „länglich anzenehmen".

Die Beschlüsse wurden nicht einhellig gefaßt. In Zürich machten dieselben jedoch großes Aufsehen. Zwingli persönlich entschuldigte und verwahrte sich, als habe er jemals, wie zu Bern be-

hauptet worden, gegen die Eidgenossen Schmähworte gepredigt oder es sei ihm gar „ein schnöder Gedanke von dem fronlichnam und bluot Christi“ in Sinn gefallen, noch viel weniger sei von ihm wider das hl. Sakrament gepredigt worden.

Der Rat von Zürich nahm sich seines Leutpriesters kräftig an. Er ließ in den Klöstern und bei der Burgerschaft strenge Nachgange darüber halten, wer denselben bei den Tagherren verleumde, und gegen ihn üble Reden führe. Er nahm den Prädikanten und seine Lehre in amtlichen Ausschreiben eifrig in Schutz mit dem gewohnten Vorbehalte, die Prädikanten befaßen sich der Luthers nicht, sondern lehren auf Grund der lautern hl. Schrift; wer sie widerlegen wolle, möge es ebenfalls auf diesem Grunde tun; sonst dieselben unangefochten lassen. Das Verlangen, Zürich möge Zwingli und andere Prädikanten hinterhalten, abstellen und dermögen, ihres Fürnehmens abzustehen, blieb ohne den gewünschten Erfolg. Im Gegenteil, Zwinglis Macht und Einfluß waren größer als je zuvor. Zürich verlangte die Abschrift des Briefes, welchen Kaspar von Mulinen verlesen hatte.

Bullinger hat den Tagsatzungsbeschluß vom 7. Juli 1522 nicht einmal der Erwähnung wert erachtet. „Darauf auch die Zürcher mit geburlicher Antwurt begegneten; aber nut destminder ires gefallens und Zwinglis angebens stark fürfuorend“, schreibt Hans Salat. „Und als nun Zwingli markt, daß im kein widerstand von den Zürchern keins wegs mer, sunder all ding im alle gruntlich geacht was, dann er von geistlichen, weltlichen, jungen und alten, arm und rychen hochgetragen und verehrt, war er je lenger je mer so großmüetiger, und stuond aller Zürcher merken nur in im, als dem der alles könnte und wuste. Stuond Zwingli nun vom schimpfen zum ernsten, huob an, die bilder zuo verfechten, unsers lieben Herrn Jesu Christi, der junkfrowen Marie, ouch aller userwelten, ouch die hl. Maß zu reprehendieren und als ungerecht zuo verklagen. Schickt Zwingli und ward um sich an alle ort zu sinen bystendern, pfaffen und leyen; macht aber den anschlag ganz aller dingen, nit minder und ouch, wie man spilung einer comedy und spils usgibt, die stend mit gereimten worten und rymen; also gab er jedem sine meinung an. Fand des aber volg; dann er was selbs alles in allen dingen, macht kalt und warm nach sinem willen und gfallen, also daß er wurde gesehen ein fürst, vatter, und der höchst under allen gierten.“

Aus der Landvogtei Baden kamen ernſtliche Beſchwerden. Der frühere Helfer in Zurzach, Matthäus Bodmer, hatte gepredigt, die Mutter Gottes ſei nichts anderes geweſen als eine gewöhnliche Frau und habe drei Söhne gehabt; dazu habe er viel andere unchriſtliche ketzeriſche Reden geführt. Er wurde ins biſchöfliche Schloß Klingnau gebracht. Ferner klagte der Landvogt Fleckenſtein, daß die biſchöfliche Kurie zu Konſtanz jene Prieſter, welche ſolche freventliche Irrtümer und Ketzereien lehren, nicht nach Verdienen und Gebühr beſtrafe, ſondern wieder gehen laſſe, wie den Herrn Urban Wyß in Fislisbach und andere, „die jetz vil böſer ſind als erſtmals“.

Landvogt Fleckenſtein hatte zunächſt die höchſt ärgerlichen Frevel im Auge, welche ſich gegen Ende des Jahres 1523 zu Weiningen bei Fahr zugetragen hatten. Die Gemeinde ſtand unter der Hoheit der regierenden Orte; die niedere Gerichtsbarkeit bis ans Blut beſaß die Familie Meier von Knonau; Leutprieſter war Jörg Stähelin, vorher Helfer des Leutprieſters in Zürich; Patronatsherr war der Pfleger zu Einſiedeln.

„Der pfaff, berichtet die Klageſchrift, ſegnet kein wychwaſſer, und gibt ouch nüt um vil ander ding, was die hl. kilch vor altem ufgſetzt und gebrucht hat, tuot und begat er keins. Er hat ouch uf dieß heilig hochzyt — Weihnachten — nit meß, dann allein am heiligen tag.“ Jörg Stäheli hatte ferner in ſeiner Kirche den Pfaffen von Höngg, Simon Stumpf, in die Ehe gegeben, und darauf Stumpf den Pfaffen von Weiningen. Stähelin hatte das Sakrament etlichen der Seinigen unter der Meſſe „ungebichtet“ geſpendet und ihnen erklärt, ſie haben es vordem niemals recht empfangen, dann jetzt aus ſeiner Hand mit ihm.

Das Schlimmſte war jedoch der nächtliche Bilderſturm in der Kirche und die Vorfälle im Wirtshauſe zu Weiningen. Die Altartafeln wurden ohne Willen und Wiſſen der Gemeinde weggetragen und beſeitigt. Die „ehrbaren Alten“ hatten die koſtbare Tafel des Fronaltars in einer Kammer eingeſchloſſen, um ſie zu retten. Die Kammer wurde von „etlichen jungen unrüwigen“ erbrochen und die Bilder ins Wirtshaus getragen. Dort wurden mit den Bildniſſen St. Johannſen und St. Katharinen, ſogar mit „der bildnuß unſers Herren am Krütz, wie man den am karfrytag zöigt“, derartige gottesläſterliche Worte und Werke

gebraucht, daß die Tagſatzung dem Landvogte befahl, die Täter ſofort zu fangen und in Baden feſtzuhalten.

Die Verhaftung ſtieß jedoch auf Schwierigkeiten. Etwa 300 Bauern erhoben ſich am 27. Januar 1524 zum Schutze der Bilderſtürmer zu Weiningen. Wider Brauch und Eidespflicht entſtand ein Sturm und Auflauf, der ſich bis vor die Tore der Stadt Zürich ausdehnte. Als bald darauf in Weiningen eine Feuersbrunſt entſtand und der Landvogt erſchien, rückten die Bauern ſtatt mit Kübeln und Eimern zum Löſchen, als gienge es zu Krieg und Aufruhr, mit Harniſch, Spießen und Hellebarden auf. Zürich beſtritt jede Mitſchuld, anerkannte für „maleſiziſche Fälle“ die hohe Gerichtsbarkeit des Landvogtes zu Baden, ſchützte dagegen die niedere Gerichtsbarkeit, und das Recht des Verhöres für den Zwingherrn. Zürich beſtritt ferner, daß das Zerſtören der Bilder maleſiziſch ſei. Die Frevler wurden gelinde beſtraft und Jörg Stähelin behielt ſeine Pfarrei.

Zu gleicher Zeit entſtand ein Bilderſturm zu Stammheim. Dieſes Dorf gehörte unter die niedere Gerichtsbarkeit von Zürich, die höhere Juſtiz übte der Landvogt im Thurgau aus. Kirchlich ſtand die Pfarrei unter dem Patronatsrechte des Abtes zu St. Gallen, und in den Verband des Landkapitels Steckborn. Der alte Pfarrer und Dekan Adam Moſer hieng bezüglich Meſſe und Bilder am alten Glauben, die Kirchhöre aber verlangte einen Helfer, welcher ihr das reine Evangelium predige. Der Dekan erlaubte das und erbot ſich, daß der Helfer bei ihm wohne, und das Gotteswort verkündige „zuo dem allerrüchſten, und nachdem das möcht verguot gehept werden“. Zürich mahnte anfangs zur Ruhe; Landvogt Muheim verbot die Predigt durch einen neugläubigen Helfer, und befahl dem Pfarrer, die Kanzel wie bisher nach dem alten Glauben zu verſehen. Gleichzeitig berichtete der Landvogt am 27. Januar 1524 an die Tagherren zu Luzern, in Stammheim habe einer das Kruzifix in Stücke gehauen mit den Worten: „Biſt du Gott, ſo wirſt du bluten!“ Junge Knaben haben im Beiſein des Schulmeiſters und anderer die Bilder mit Steinen beworfen. Dieſer Handel müſſe als maleſiziſch betrachtet werden; wolle er aber ſtrafen, ſei ein Anflauf zu gewärtigen. Untervogt Hans Wirth und ſeine geiſtlichen Söhne Hans und Adrian, von Zürich und Stein aus unterſtützt, eiferten für das Evangelium.

Zürich ſuchte die Beſchwerden zu entkräftigen, indem es den Eidgenoſſen die Akten der Disputation und Zwinglis „Chriſtliche Ynleitung“ überſandte. Damit war die Verſicherung des Rates verbunden, Zürich habe gehandelt: „Im namen Gottes, one verachtung aller oberkeiten und menſchen, nieman zuo ſchmach noch vorteil, oder daß wir uns für andere criſtenliche menſchen erheben, ſonder um der eer Gottes und unſer ſeelen heils willen.“ „Wir achtend ouch“, ſchrieb der Rat am 2. Januar 1524 an die drei Biſchöfe von Konſtanz, Chur und Baſel, an die Univerſität daſelbſt, ſowie an alle Eidgenoſſen, „daß es keiner menſchlichen oberkeit widrig, oder abzeſtellen gezime, obſchon ein ganz commun, ein ganze kilchhöri oder doch ein jeder ſonderiger menſch für ſich ſelbs zu tro ſeelen ſeligkeiten und hinlegung der beſchwerde irer conſcienzen, by dem obriſten Gott, der unſer aller herr iſt, durch Chriſtum Jeſum den rechten wäg durch das heiter liecht ſiner worten und durch den glouben der evangeliſchen, waren, göttlichen geſchrift ſuochen und dem nachfolgen wöllte.“

Das Opfer der großen Erregung, welche ſich der katholiſchen Obrigkeiten infolge des Bilderſturmes und der neugläubigen Predigt bemächtigt hatte, wurde der Schuſter Nikolaus Hottinger. Nach ſeiner Verweiſung aus Zürich zog derſelbe in der Nähe von Waldshut, in Zurzach, Klingnau und Schneiſingen herum. In den Wirtshäuſern und bei Privaten predigte er aus lutheriſchen Büchlein gegen die Meſſe als Gotteslästerung, Betrug und Narrenwerk, ebenſo gegen Bilder und Heiligenverehrung als Götzendienſt. Wer etwas anderes predige als das Evangelium, ſei ein Ketzer und Seelenmörder. Landvogt Fleckenſtein ließ den ſchwärmeriſchen Winkelprediger verhaften und in das Schloß zu Klingnau legen, und nahm bei geſchwornen Eiden über ſeine Reden Kundſchaft auf. Der Rat von Zürich und die Verwandten legten Fürbitte ein; der Rat von Klingnau fand die Vergehen Hottingers nicht „maleſiziſch“. Der Landvogt aber ließ Hottinger nach Baden ins Gefängnis bringen.

Das Landgericht fand den Handel „nüw und ſchwär, warent nit willig in zuo verurteylen“. Darauf nahm ihn der Landvogt Hottinger nach Luzern auf die Tagſatzung. Wie Bullinger erzählt, erklärte der Angeklagte „troſtlich, er wüſſe, daß er den wahren Chriſtenglouben habe, und daß er by dieſem glouben mit Gottes

hilff dapfer verharren wölle. Die Botten aber der Eidgenoſſen richteten uf Verhörung des gerichtshandels zuo Baden, und ſind uf kundſchaft, ouch uf ſin eigen bekanntnuß, daß er ſöllte mit dem Schwert vom läben zum tot gericht werden.“ Hottinger beharrte am Richttage, 9. März 1524, bis zum letzten Augenblicke feſt auf ſeinem Glauben, wie drei Jahre ſpäter ſein Freund Felix Manz in Zürich. Er verteidigte denſelben für ſich und Zürich noch auf der Richtſtätte „als die rächt und göttlich warheit“. Er bat alle um Verzeihung und Fürbitte: „dann nach dem end iſt's vergebens für todte zuo bitten. Vnd hiemit befilch ich min Sel in dine händ, min herr und erlöſer Jeſu Chriſte! Erbarme dich min und empfach min Seel! Alſo ward er gericht mit dem Schwert; und war der erſt man, ja Marterer Chriſti, der von wegen der evangeliſchen leer in der Eydgnoſchaft getödt worden iſt.“

Mit den religiöſen Wirren und Jurisdiktionshändeln war die traurige Periode der kirchlichen Streitigkeiten eröffnet. Gleichzeitig gab es Injurienhändel und Scheltungen. Einen böſen Anhang erhielt vorerſt der Prozeß gegen Klaus Hottinger. Diethelm Becker, Salmenwirt in Zürich, ſchmähte die Eidgenoſſen in „hochrüerenden“ Reden wegen ihres Urteils Ketzer, Böſewichter und Mörder. Dieſer Handel gelangte vor die Tagſatzung. Becker wurde in Zürich berechtigt, getürmt, und mit einer Mark Silber beſtraft. Der Wirt zu Töß hatte einigen Luzernergäſten gegenüber ſich geäußert, man ſei in der Eidgenoſſenſchaft gute Chriſten geworden, und habe den rechten Glauben angenommen, „usgenommen die kuoſchwänz und kuomüler in den grotzen und in den Ländern da innen. Man müeß ſy bald ouch leren und darzuo halten, daß ſy ouch den rechten criſtenglouben annemen.“ Gleichzeitig ſtand der Rat zu Luzern in einem böſen Rechtshandel mit Buchdrucker Adam Petri und dem Rate zu Baſel wegen einer dort erſchienenen anonymen Schmähſchrift auf die Stadt Luzern, welcher Dr. Sebaſtian Hofmeiſter zugeſchrieben wurde.

4. Unterhandlungen ſeitens Biſchof Hugo zur Herſtellung der kirchlichen Ordnung.

Gegenüber dem Beſtreben, unberufene Geiſtliche ohne jede kirchliche Sendung in kirchliche Ämter, Laien in das Predigt- und Lehramt einzudrängen, die neue Lehre zu verbreiten und der

Gottesdienſt zu ändern, die kirchliche Jurisdiktion ſelbſt über Geiſtliche zu beſeitigen, hatte Biſchof Hugo ſchon in dem Paſtoralſchreiben „Paulus electionis vas“, vom 10. Juli 1523 entſchieden Stellung genommen; den Klerus hatte er gleichzeitig zur Treue gegen die Kirche ermahnt. Alle Bitten und Ermahnungen hatten wenig gefruchtet. Nicht nur in Zürich, ſondern auch im Thurgau, in der Grafſchaft Baden, in der Stadt St. Gallen, in den ſt. galliſchen Stiftslanden, in Schaffhauſen, und ſchließlich in Bern ſetzte man der biſchöflichen Auktorität offenen Widerſtand entgegen. Der Biſchof, in ſeiner eigenen Reſidenz bedroht, fand es nicht ratſam, mit kirchlichen Strafen einzuſchreiten, nachdem in Deutſchland der Kirchenbann über Dr. Luther zur kirchlichen Revolution geführt hatte, welcher gegenüber ſogar der Kaiſer machtlos ſchien.

Biſchof Hugo ſandte eine Botſchaft auf die Tagſatzung in Bern, und ließ durch den Hofmeiſter, Fritz von Andwil, am 8. Auguſt 1523 ſeine ernſten Beſchwerden vortragen. Bisher ſei es Übung geweſen, daß einer, welcher Prieſter werden wolle, ſich der biſchöflichen Behörde ſtelle, und in Konſtanz examinieren laſſe. Wenn Prieſtern eine Pfründe geliehen werde, ſollen dieſelben ebenfalls dem Biſchof zugeſchickt, von demſelben zur Seelſorge admittiert und inveſtiert werden. Nun aber haben einige Prieſter ohne jede kirchliche Sendung und Inveſtitur in Pfründen und Seelſorge ſich eingedrängt. Ferner verweigern viele Prieſter, entgegen dem Abkommen mit Biſchof Thomas, die Entrichtung der Biſchofsſteuern. Sie wollen über ihre Vergehen gegen kirchliches Recht und hergebrachte Ordnung weder angeklagt noch ins Recht gewieſen werden, ſondern verachten die biſchöfliche Jurisdiktion. Sie predigen keineswegs die wahre Lehre Chriſti und das reine Evangelium, ſondern miſchen darunter allerlei weitſchweifige Materien. Auch veranlaſſen ſie Ordensleute, daß dieſe ihrer Gelübde und Orden ſich eigenmächtig entledigen, und ſich in die Ehe begeben. Alles das gereiche weder zu chriſtlicher Liebe noch zur Förderung der Frömmigkeit, ſondern zu Unruhe und Unfrieden. Dieſe Prieſter geben vor, ſie haben für ihr Fürnehmen von der Obrigkeit die Befugnis erhalten, was der Biſchof nicht glauben mag.

Biſchof Hugo mahnt und bittet die Obrigkeiten, ſie mögen ſich an die Verträge und Verkommniſſe mit Biſchof Thomas

halten, den biſchöflichen Stuhl und die Kirche zu Konſtanz in ihren Rechten und Freiheiten ſchützen. Ihre unbotmäßigen Prieſter ſollen die Obrigkeiten anhalten, daß ſie dem Biſchof ſich in billigen Sachen gehorſam erzeigen, ſeine Rechte, Gebote und Mandate achten, und von ihrem ungebührlichen Vorhaben abſtehen. Falls die Prieſter dieſes nicht tun, mögen ſich die Obrigkeiten derſelben nicht annehmen, zum mindeſten aber den Biſchof nicht daran hindern, daß er die Widerſpenſtigen rechtlich verfolge und zur Strafe ziehe. Sollte dies nicht geſchehen, und dem Stifte Konſtanz ſeine bisherige Rechtſame entzogen werden, mögen die Obrigkeiten ermeſſen, welchen verderblichen Schaden ſolches Nachſehen bringen müßte. Inſtändig empfiehlt deshalb Biſchof Hugo ſein Stift dem Schutze der Eidgenoſſen, mit dem Erbieten, ſolches Entgegenkommen nach Kräften „zu verſchulden“.

Das ebenſo würdige als wohlbegründete Eingreifen des Biſchofs hatte einſtweilen keinen Erfolg. Im Gegenteil liefen neue Klagen ein. Bern beſtritt die biſchöfliche Gerichtsbarkeit über den Prieſter Pfarrer Jörg Brunner zu Kleinhöchſtetten, und des Minoritenprovinzials in Königsfelden. Landvogt Muheim erklärte: das Verbot der lutheriſchen Predigt werde von manchen Pfaffen im Thurgau verachtet; andere Prieſter ſeien aus dem Zürichbiet gekommen, in das Kloſter Däniken gedrungen, und „predigent und underwyſend die kloſterfrowen, ſy mögint wol man nehmen, das yetlich zuo tuon in willen ſy; welches ein anfang, der in andern frowenklöſtern im Thurgöw von etlichen kloſterfrowen ouch angenommen werden, und des alſo ein fürgang überkommen möchte. Dann ein münch uß dem kloſter Cappel, der an ſtatt mines herren von Cappel als obrer des kloſters Denniken ir viſitator ſin ſölt, gen Tennikon kommen iſt, und eine kloſterfrow hinweg gefüert hat.“

Biſchof Hugo und ſein Generalvikar griffen ſeit Neujahr 1524 entſchiedener in die kirchlichen Angelegenheiten ein. Oft genug hatte der Biſchof den Vorwurf vernehmen müſſen, er handle gegen übeltätige und neugläubige Prieſter zu wenig ſtrenge. Seinerſeits hatte er berechtigte Klage, daß die Obrigkeiten ihn am Strafen hindern. Am 9. Januar 1524 erſchien das Hirtenſchreiben: „Dudum sane“. Nebſt der Türkengefahr beklagte dasſelbe die Spaltung und Zwietracht in der Kirche, die wachſende Verbreitung und böſen Folgen

der neuen Lehren: „Varias et peregrinas doctrinas, ex quibus inter Christi fideles invidia, contentio, convicia, suspiciones malæ, mordacissimæ obloquutiones, et id genus alia monstra oriuntur.“

Am 27. Januar 1524 gelangte Bischof Hugo durch eine Botschaft an die Tagsatzung zu Luzern, auf welcher Zürich nicht vertreten war, mit Klagen über Ungehorsam und Widerspenstigkeit der Priesterschaft, nebst dem Ansuchen, die Obrigkeiten möchten ihm gegen dieselben ihre Hülfe leisten. In Anbetracht der mißlichen Verhältnisse wurde dem Bischof erklärt, man wolle ihm alles Entgegenkommen beweisen, welches man ihm schulde. Weil jedoch die Tagherren nicht wissen, welches die fehlbaren Priester seien, und worin sie sich verfehlt haben, erwarten sie genaue Auskunft und wollen diese Angelegenheit auf die nächste Tagsatzung verschieben. Am 28. und 29. Januar 1524 war die Priesterschaft der Landkapitel Luzern und Zug mit einer ernsten Beschwerde vor die Tagsatzung getreten. Sie baten „ernstlich Inen in sollich Irrung beholfen und beraten ze sin, denn wo wir Eidgnossen Söllichs in wyten und langen Verzug stellend, wüssend sy nit mer lenger seelsorger ze sin.“ Bischof Hugo reichte der Tagsatzung zu Luzern am 16. Februar 1524 eine neue Beschwerde ein. Die Botschaft bekam die Zusage, man werde ihn bei Bestrafung der lutherischen und anderer ungeschickten Pfaffen unterstützen, aber auch den Vorwurf, er bestrafe bisweilen viel zu gelinde, „mehr am Seckel als am Lyb“. Man bitte und warne ihn, künftig strenger zu sein, sonst wäre man genötigt, die ungeschickten Priester selber zu bestrafen.

Heinrich Bullinger datiert auf 26. Januar 1524 den Erlaß eines Glaubensmandates von 20 Artikeln, welche meistens den Reformvorschlägen der katholischen Fürsten Deutschlands, welche im Juli 1524 erlassen wurden, entsprechen. Die Artikel erstreben die Aufrechthaltung des „heiligen Gottsworts, wie es nun ob 1400 Jahren verkündt worden ist, nach altem loblichen Bruch und gewonheit der Kilchen“, der Messe, Sakramente, der österlichen Pflicht und Fastengebote. Es wird bestimmt, das alle die alten „loblichen brüch und gewonheiten der heiligen Christenlichen Kilchen, so bißhar gehalten sind, hinfür gehalten und gehandhabt söllend werden von geistlichen und weltlichen. Item es sol niemant mines gnedigen Herren von Constanz Mandat nit understan, weder zuo verhindern, zu verspotten noch zuo verachten, sonder

dem sol trüwlich nachkummen werden. Wöllend auch, das [illegible] Artikel strang und recht gehalten werdint, so lang das [illegible] bericht und beschend kummen wird von Conzilien [illegible] heyligen Christenlichen kilchen. Dannach aber ferrache [illegible] tikel, schließt Bullinger seinen Bericht allenthalben gebotten [illegible] dem end, wer der sye, wyb oder man, jung oder alt, auch [illegible] lantvogten, und menglichem in gemeinen Herrschaften gebotten wurdent, mit befalch, darob zum strangisten zuo halten. Sol ein groß jubilieren by den pfaffen, und trem anhang kummen [illegible] mit kleiner kumber by den rechtgloubigen."

Letztere Bemerkung des Zürcher Chronisten dürfte nicht sein; ebenso richtig ist, daß es sich zu dieser Zeit ernstlich [illegible] handelte, ein Mandat in diesem Sinne zur Aufrechthaltung [illegible] katholischen Glaubens zu erlassen, daß Bischof Hugo dazu mahnte und die Tagsatzungen darüber ernstlichen Ratschlag pflogen. Die Frage ist jedoch, ob ein solches Glaubensmandat am 26. Januar 1524 wirklich zustande gekommen sei, und in der Art, wie Bullinger erzählt, promulgiert wurde. Bullinger stand, als er seine Chronik schrieb, es war nach 1554, den Ereignissen zeitlich ferne. Ihm auch Hans Salat, welcher in Luzern die Kanzlei besorgte und Verhandlungsprotokolle der Tagsatzungen vor sich hatte und [illegible] Hand derselben alle Ereignisse genau verzeichnete, spricht von [illegible] eines solchen Mandates auf 26. Januar 1524.

Er berichtet zunächst die Vorstellung der Geistlichen [illegible] fünf Orte und fährt dann fort: „Und sodann der vogt von [illegible] emptern im Argöw, Thomas Meier damals auch [illegible] Zürich was, füert er allemal, und fuor auch dester mee in [illegible] empter, vil lutersche büechli mit im, las dann und predget [illegible] der gmeind und underwyst sy in irr nüwen opinion. So dann [illegible] uffrosen obgemelten vogts dieselben puren um Murt und [illegible] ettlich anfiengend, zu verbottnen tagen fleisch fressen, ließ [illegible] ein offen mandat usgan in all kilchörinen und an die [illegible] vögt, solch frafen übertreter anzuozeigen oder fahen."

Aus den Akten ergibt sich, daß über einzelne Mandate [illegible] Aufrechthaltung der katholischen Lehre und kirchlichen Gebräuche, besonders des Fastengebotes, gegen das Verbreiten und [illegible] lutherischer Bücher und Schriften, geratschlagt wurde, ferner, [illegible] die Landvögte im Aargau und Thurgau mehrere Mand[illegible]

verkündigten. Ein ſolches gedrucktes Mandat der Obrigkeiten erhielt auch Ennius Filonardi, und ſandte dasſelbe an den Papſt. Ein Mandatsentwurf aus dieſer Zeit war auch dem Lektor der Barfüßer zu Bern, Dr. Sebaſtian Meier bekannt, und wurde von demſelben als Fälſchung der Geiſtlichen erklärt und lächerlich gemacht.

Franz Rohrer kommt zum Schluſſe, das Mandat der 20 Artikel ſei ein gedruckter Entwurf geweſen, welcher am 28. Januar 1524 vor der Tagſatzung beraten wurde. Derſelbe war zunächſt, wie auch Bullinger betont, für die Landvögte im Aargau, Thurgau und Rheintal beſtimmt, kam aber nicht zur Ausführung.

Damals waltete ein Streithandel vor der Tagſatzung, welcher die Lage eigentümlich beleuchtet, und zugleich erklärt, weshalb weder die Mandate der Landvögte noch die Beſchlüſſe der Tagſatzung in den Vogteien zur Vollziehung gelangten. Bartholomäus Berenwenger, Geſandter von Appenzell, hatte zu Luzern, wie er ſich entſchuldigte, ohne böſe Abſicht, vielleicht unbedacht beim Weine, die Äußerung getan: „Der lutheriſche Handel müſſe ſeinen Fürgang nehmen. Wenn man ſolches wehren oder ſtrafen wollte, würde ſich der gemeine Mann, namentlich im Rheintale und Thurgau, verbünden und ſöllichs mit gwalt beharren.“ Dieſe Rede kam vor die Tagſatzung. Es wurde ſtrenger Nachgang gehalten, ob noch andere beteiligt ſeien, „etwas pratik oder pundſchuoh“ dahinter ſtecke. Das Weitere ergibt ſich daraus: Berenwenger hatte ſich nicht „verhauen“, ſondern richtig prophezeit; er war mit Dr. Vadian und Zwingli befreundet, deſſen Buch „Der Hirt“ ſeit 26. März 1524, überallhin unter Klerus und Volk verbreitet wurde.

5. Gemeinſames Vorgehen ſeitens Clemens VII. und der Biſchöfe.

Dem Pontifikate Clemens VII. wird gewöhnlich der Vorwurf gemacht, ſeine und der Kurie kirchliche Politik ſei derart verweltlicht geweſen, daß dieſelbe für die religiöſen Angelegenheiten jedes tiefere Verſtändnis verloren habe. Dieſer Vorhalt iſt unberechtigt, in Bezug auf die Eidgenoſſenſchaft eine Unwahrheit. Ennius Filonardi war im Spätherbſte 1523, unmittelbar nach der Papſtwahl und der zweiten Disputation nach Rom gereiſt. Dort hatte er ſowohl Clemens VII. als dem hl. Kollegium über die Zuſtände in der Eidgenoſſenſchaft ausführlichen Bericht erſtattet, und gewirkt im Sinne des Friedens und der Verſöhnlichkeit,

um den Vorort Zürich der Kirche zu erhalten und der Ausbreitung der neuen Lehren, der „Lutherey“, mit vereinter Kraft und Auktorität geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit Schranken zu ſetzen; die Einheit des Glaubens zu bewahren. Die Korreſpondenz des hl. Stuhles beſorgte in vornehmer und beſonnener Weiſe als Sekretär des Papſtes, Jakob Sadolet, Biſchof zu Carpentras. Dieſer hochgebildete Prälat, Humaniſt, Rechtsgelehrte und Theologe eiferte für eine wahre Reformation der Kirche, wie ſie noch zu ſeinen Lebzeiten das Konzil zu Trient begann.

Dem Einfluſſe des Biſchofs von Veroli, wohl auch des mit ihm befreundeten Generalvikars zu Konſtanz, iſt jedenfalls das ſofortige und entſchiedene Eingreifen des Papſtes und der Kardinäle in die kirchlichen Verhältniſſe zu verdanken. Schon am 14. Dezember 1523 ſtellte der Biſchof von Velletri, „Vulteranus“, für ſich und ſeine Genoſſen, „suo et aliorum condeputatorum nomine“ im Konſiſtorium den Antrag, es ſoll nach Deutſchland und der Eidgenoſſenſchaft je ein Nuntius geſandt werden; der Papſt nahm den Antrag wohlwollend auf und übergab ihn reiflicher Beratung: „Sua sanctitas eis injunxit, ut examinarent et deliberarent, quid agendum; postea referent.“

Papſt Clemens VII. hatte ſich ſchon am 6. Dezember 1523 beeilt, gegenüber Bürgermeiſter und Räten von Zürich, „ecclesiasticæ libertatis defensoribus“, ſein Wohlwollen und Vertrauen auszuſprechen, und Ennius Filonardi ſofort nach ſeiner Legatur zurückgeſandt. Das für den Rat beſtimmte Breve „Cum ad summi apostolatus apicem“, bewies nicht nur Entgegenkommen in der Soldfrage, ſondern nahm auch Rückſicht auf die längſt erſehnte Eintracht der chriſtlichen Fürſten und Völker. Die Eidgenoſſen, zunächſt der Vorort Zürich, ſollten unverzüglich gewonnen werden. An den Vorort ergieng die angelegentliche Bitte, die Räte ſollen aus ihrer Sonderſtellung treten, und ſowohl die Friedenspolitik Sr. Heiligkeit, als den Krieg gegen die Türken, welche Rhodus bedrohten, tatkräftig unterſtützen.

„Devotiones vestras, quas et præcipuas in sedem apostolicam pietate et erga personam nostram affectu semper animatas cognovimus, hortamur in Domino, ac per Deum ipsum rogamus, *ut vos, cum dilectis filiis ceteris cantonibus vestris, ecclesiasticæ libertatis defensoribus, ita agatis, ut vestra diligentia et totius nationis*

vestræ auctoritate tam necessaria pax constituatur, et arma a Christi fidelibus aversa in Christi hostes convertantur.“

Zürich trat aus ſeiner Sonderſtellung nicht heraus. Wohl ſandte der Rat eine beſondere Abordnung nach Rom, aber weniger um dem Papſte zu huldigen, als um die rückſtändigen Soldgelder zu fordern. Die übrigen zwölf Orte dagegen vereinbarten ſich am 31. Januar 1524 auf der Tagſatzung in Luzern zu einer gemeinſamen Botſchaft, welche Sr. Heiligkeit das Obedienzſchreiben: „Sincero et ferventi mentis affectu“, aus der Feder des Stadtſchreibers Heinrich von Alikon, zu überreichen hatte. Dasſelbe überſtrömt im Namen aller Eidgenoſſen vom Lobe auf den neugewählten Papſt, und gedenkt mit Wärme der alten Freundſchaft und Treue zwiſchen ihnen, Sr. Heiligkeit und dem apoſtoliſchen Stuhle. Daneben wird dem Papſte ſtrenge Neutralität in den Händeln zwiſchen den chriſtlichen Fürſten als wahre, des hl. Stuhles würdige Friedenspolitik empfohlen, insbeſondere die Vorliebe und Treue der zwölf Orte zu dem verbündeten „rex christianissimus“ mit auffälligem Nachdrucke betont. Die kirchlichen Fragen, ſowie die Stellung der zwölf Orte und des Papſtes zu denſelben werden im Namen aller Eidgenoſſen begeiſtert und rechtgläubig hervorgehoben.

„*Et nos et nationis nostræ universi* gaudemus, lætamur et superexaltamus, certo certius arbitrantes, sacrosanctæ triumphanti ac militanti ecclesiæ, ipsique sedi apostolicæ et omni Christianorum orbi a spiritu sancto inspiratum et exinde datum pastorem optimum, justitiæ amatorem, quietis et pacis nedum instructorem, sed et conservatorem, hæreticorum et quorumcumque fidei Christianæ et Christianorum statui insidiantium correctorem, flagellum et destructorem, hominemque clementissimum et omnium virtutum et sanctitatis plenum, prout sua jam demonstrant principia, quæ hucusque vestra sanctitas operata est. . . . Peragat igitur Sanctitas vestra, et constanter perseveret, ut finis principio optimo et præmissis dotibus respondeat, et *nos ipsumque regem* diligat et perseveret. Sic itaque S. V. exoramus et ea omnia confidimus, supplicantes, quod, si quid valemus, quod S. V. delectet, et utilitatem et honorem suum et sanctæ Romanæ ecclesiæ et sedis apostolicæ concernat, illa nobis jubeat et mandet; et nos lubenti animo tanquam humillimi et devotissimi subditi sui cuncta exsequemur.“

Clemens VII. beantwortete das Schreiben der zwölf Orte vom 31. Januar 1524 am 25. Februar 1524 durch das Breve „Gratas accepimus litteras vestras“, und zwar den aufdringlichen politiſchen Teil mit wohlbedachter Kürze. Er verſicherte die Eidgenoſſen auch für die Zukunft ſeiner Freundſchaft und Fürſorge: „Ad veterem nostrum in Devotiones vestras animum paternam etiam adjunximus charitatem!“ Einläßlicher ſpricht ſich das Breve mit Rückſicht auf die Beſchlüſſe der Januartagſatzung in Luzern über die religiöſen Fragen aus:

„Monitaque vestra illa grate accepimus, quibus nos ad pacis procurationem et *hæreticorum extirpationem* exhortantes, vos nobis fore adjutores promisistis. Quod quidem auxilium et promissionem vestram magni æstimamus; ac in altero quidem præclari vestri facti, quod serpere quærenti ad vos per impias suorum ministrorum factiones sathanæ aditum interclusistis, fama et prædicatio jam cum maxima vestra gloria ubique pervulgata est. Cui facto nos etiam honorem habituri et gratiam relaturi data occasione sumus. In altero vero, *quod ad pacem* et *ad concordiam generalem attinet*, credere vos volumus, nos, simulac pastorale officium exercendum suscepimus, ceteris humanis affectibus postpositis, communis erga cunctos patris et pietatem et curam suscepisse .... Devotiones quidem vestræ, si suas partes interponent ad suggerendam pacem, nihil alienum facient, aut *ea fide*, qua Deo inprimis sunt obstrictæ, aut *ea laude*, quam multis piis et fortibus suis factis alias sunt consecutæ. Quod ut agere et in eo elaborare nobiscum velint, magnopere illos in Domino hortamur.“ Das Breve „Gratas accepimus“ wurde der Tagſatzung zu Luzern, welche am 21. März, und wieder am 1. April 1524 zuſammentrat, durch Ennius Filonardi unterbreitet. Der Antrag, mit dem Papſte in Friedensunterhandlungen einzutreten, wurde verſchoben.

Ennius Filonardi war unterdeſſen nicht untätig geblieben, ſondern hatte mit Umſicht das Möglichſte getan, ſowohl die Biſchöfe als auch die zwölf eidgenöſſiſchen Orte für ein gemeinſames Vorgehen zu beſtimmen. Es handelte ſich um die Aufrechthaltung des „status quo“ in Bezug auf Glaubenslehre, Gottesdienſt, Disziplin und Rechtſame der Kirche, um Unterdrückung der neuen Lehre und gemeinſame Durchführung der dringendſten Reformen. Dabei trat fortwährend die Abſicht zu-

lage, wie man Zürich von der neuen Lehre wieder zur Einhelligkeit im Glauben bringen könne. Man war noch darüber einig, daß die neue Lehre sowohl dem Buchstaben als dem Geiste der geschworenen Bande widerstreite, daß die legitimen kirchlichen Organe, zunächst die Bischöfe, zur Reformation der Kirche, und zwar unter Beihülfe der weltlichen Obrigkeiten, berechtigt seien. Doch fehlt es bereits nicht an Drohungen: Angesichts der Saumseligkeit der Bischöfe werden die Obrigkeiten in die kirchlichen Verhältnisse reformierend eingreifen und fehlbare Priester zur Strafe ziehen. Hierseits klagten die Bischöfe, die Obrigkeiten bestreiten oder beschränken ihre Gerichtsbarkeit und hindern sie, irrgläubige oder unbotmäßige Priester zu strafen.

Der Bischof von Verolt und Dr Fabri vertraten die richtige Auffassung: sowohl die „potestas regiminis" als das „jus coercendi" liegen als Recht und Pflicht bei den Bischöfen. Sache der Obrigkeiten, als der Schirmvogte der Kirche sei es, angesichts der neuesten Vorgänge, dieselbe nicht nur nach alter Auffassung in ihrem äußern Rechtsbestande, „quoad temporalia", sondern auch in ihrem bedrohten innern Leben in Bezug auf Glaube und Disziplin, „quoad spiritualia", zu schützen. Ennius Filonardi ist der erste Legat bei den Eidgenossen, welcher eine religiös-kirchliche Auffassung seiner Stellung anerkannte und durchzuführen sich bemühte. Offenbar stand ihm dabei Dr. Fabri als Generalvikar und Diplomat zur Seite. So wurde vorerst erreicht, was unter gegebenen Verhältnissen ebenso nötig als schwierig war: das einmütige Vorgehen der drei Bischöfe von Konstanz, Basel und Lausanne. Aus den Akten ergibt sich, daß Papst und Kurie das Vorgehen des Legaten nicht nur billigten, sondern tatkräftig unterstützten.

Clemens VII. tat frühzeitig ernste Schritte, um ein gemeinsames Handeln der Bischöfe zu bewirken. Am 5. März 1524 erließ er an Bischof Hugo das schöne Breve „Ex litteris". Den Ennius Filonardi hat Se. Heiligkeit vernommen, wie treu und standhaft der Bischof seine Herde vor der Häresie bewahrt, und als wachsamer Hirte die Anschläge der Irrlehrer zu vereiteln sich bemüht. „Te tuum ovile tibi a Domino creditum a venenatis errorum haereticorum morsibus tutum servasse, vigilemque pastorem et constantem episcopum inter circumstantes illorum minas

egisse.“ Hugo möge, bittet der Papſt, in ſeinem frommen Handeln beharren. Gott wird ihn dafür reichlich belohnen und Se. Heiligkeit zu gelegener Zeit ihn nach Gebühr bedenken. Die Diözeſanen werden es Biſchof Hugo zum Ruhme anrechnen, daß er den katholiſchen Glauben mutvoll verteidigt und in den großen Gefahren aufrecht erhalten hat. „In instituto hoc tuae pietatis itinere pergas, laudabiliaque coepta constanti tenore prosequaris, ut post Dei omnipotentis gratiam a te promeritam, nostrumque tibi amorem paterne habeant conciliatum tui Constantienses, quod de suo pastore pie praedicent et posteritati mandent: sub concitata et tumultuante fere omni provincia, tuum gregem, te praesule, a circumstantibus venenis et rugientibus circa leonibus, tua cura, vigilia, prudentia, pietate Deo et sanctae fidei suae fuisse incolumem servatum.“

Biſchof Sebaſtian zu Lauſanne erhielt ebenfalls, wenn gleich erſt am 19. April 1524, ein Breve: „Ex litteris“, und zwar auf Anregung des Legaten Ennius. Der Biſchof wird gelobt, daß er ſich auf der Tagſatzung einfinden werde, und mit kräftigen, ja ſcharfen Worten zu feſtem Auftreten ermuntert. Bevor das Breve erſt erlaſſen war, hatte der Biſchof in dieſem Sinne gehandelt. „Intelleximus“, ſchrieb ihm der Papſt, „Fraternitatem tuam *Helvetiorum conventui* propediem habendo esse interventuram, in quo *adversus Lutherum eiusque sectam insanam* potissimum est agendum. Quorum quidem furori et impietati, ut ab *episcopo Verulano* aliisque fide dignis accepimus, restitisti et resistere conaris. In isto pio instituto permaneas, ad ipsumque conventum tanquam bonus athleta in ecclesia Dei contra eius fidei sanctae depravatores *alacrius proficiscaris*.“

Das Eingreifen des Papſtes in die kirchlichen Angelegenheiten der Eidgenoſſen ſtieß aus politiſchen Gründen auf große Schwierigkeiten. Zwingli hatte bereits nebſt dem von ihm beherrſchten Rate von Zürich auch den mächtigen Anhang in den andern Orten für ſich. In den zwölf Orten begegnete die päpſtliche Partei dem Mißtrauen der Magiſtrate und den Intriguen der franzöſiſchen Diplomaten und ihrer Parteigänger. Überdies beſtanden zwiſchen allen drei Biſchöfen und den einzelnen Obrigkeiten vielfache weltliche Händel, welche das gute Einvernehmen ſtörten.

6. Die freundliche Inſtruktion der Eidgenoſſen an Zürich. 21. Februar 1524.

Die täglich ſich mehrenden Wirren und Händel, deren Urſprung in Zürich geſucht wurde, die Klagen des Biſchofs, der altgläubigen Geiſtlichkeit, beſonders die Beſchwerden der Landvögte über die Unruhen in den Vogteien, hatten ſchon am 13. Januar 1524 zu ernſten Verhandlungen auf der Tagſatzung zu Luzern, auf welcher Zürich nicht vertreten war, geführt. An der nächſten Tagſatzung, 26. Januar 1524, wurde der Zürcher Geſandte Hans Eſcher, welcher die gedruckten Akten der zweiten Disputation nebſt der „Chriſtliche Inleitung“ Zwinglis überbrachte, hart angefochten. Jakob Troger, Landammann zu Uri, rief ihm zu: „Ir ſchickent uns büechli; ſchiktind ir uns den Zwingli, den kätzer, das wär uns lieber. Und vil ander reden wärind im begegnet unſers gloubens halb.“ Auch von anderwärts gieng öftere Kundſchaft ein, wie an katholiſchen Orten gegen den Glauben der Zürcher ſehr unglimpflich geprediget und geredet werde.

Die Eidgenoſſen, namentlich die fünf Orte, hatten ihrerſeits ſchwere Klagen über böſe Reden, welche von Zürchern gegen ſie gefallen waren. Bereits herrſchte in Zürich in weiten Kreiſen gegenüber den Anhängern des alten Glaubens ein feindſeliger Geiſt. Der Rat zu Schwyz beklagte ſich am 8. März 1524 gegenüber Zürich, wie die Pilger, welche nach Einſiedeln fahren, von den Zürchern zu Stadt und Land verſpottet würden. „Was ſy darmit meinen, ſemlich fart ze tuon; es ſyge nienfür; und was ſy by dem wydſtock thuon wellent? Sömlichs begegnet uns ſo vil, daß es uns eben faſt befrömden will. Und wiewol Ir vermeinent, üwerer ſachen ſo gewüß ze ſin, daß ir ſemlicher farten nit bedörfent, iſt darum nit jedermann volkomen. Deshalb wir vermeinen, die wirdig ſtatt nit umſunſt von Gott zuo eren ſiner mueter werde userleſen ſin. Wir wenen ouch, chriſtenliche ordnung halte in, daß ein jeder handle und wandle neben ſinem ebenmenſchen, um das ſich nieman an im ergern ſoll. Darum iſt an üch unſer gar früntlich ernſtlich bitt, ir wellent allenthalb by den üwern ſchaffen, daz man die bilger, ſy ſyent wer ſy wellent, one ſemliche verhindernuß ziehen laſſe, ſunder ſy mer fürdern, dwilen niemand wüſſen mag, durch was mittels Gott den menſchen in ſin gnad ziechen mag.“

Die Tagsatzung zu Luzern faßte alle Klagen gegen Zürich in eine Denkschrift zusammen: die Freveltaten zu Weiningen, den Bildersturm zu Stammheim, eine aufreizende, „ganz grobe" Predigt in Elgg gegen die Katholiken, die Schmähung der fünf Orte als „Knobengel und Knomüller". Zürich seinerseits sandte am 8. Februar 1524 je zwei Abgeordnete, sämtlich Anhänger des neuen Glaubens, an die einzelnen Orte und an die Tagsatzung zu Luzern. Auch Zürich hatte Beschwerden: Die Eidgenossen drohen Zürich mit Krieg, man habe seine Ratsboten zweimal von der Tagsatzung ausgeschlossen, und beschränke seine Herrschaftsrechte in den gemeinen Vogteien. Mit Unrecht werden die Zürcher Ketzer und abgefallene Christen geschmäht, und seinen Prädikanten übel nachgeredet. In Zürich werde der wahre christliche Glaube auf Grund göttlicher hl. Schrift gepredigt; die Obrigkeit bedauere, daß das göttliche Evangelium nicht recht verstanden werde. Viele Vorhalte seien übertrieben. „Wir begärend ouch nüt nuws zuo machen, sondern begärend wir, daß unser geschwornen pünd und bot, so unser altvordern mit der hülf Gottes gemacht und überkommen hand, werden gehalten, und frömdder herren, meinungen und sachen werde müeßig gangen".

Die Tagboten nahmen diese Beschwerde heim. Über das weitere Vorgehen entstand sofort Mißhelligkeit. Schaffhausen fühlte sich nicht berufen, den Zürchern in Glaubenssachen einen Zwang aufzulegen. Basel und Solothurn wollten nur weiter handeln, wenn sämtliche zwölf Orte einmündig seien und rauhe Worte vermieden werden. Glarus wollte mit Zürich nur gütlich und früntlich reden, Bern vorerst die Meinung von Zürich erwarten. Die fünf Ort nebst Freiburg erklärten: „Sie wend luter by dem alten glouben blyben, daran setzen lyb und guet, und mit Zürich reden, was eben zuo reden ist." „Eben grob!" schrieb der Bote von Schaffhausen heim. Dagegen gab der Vorort Luzern am 18. Februar 1524 nach Bern und Schaffhausen die bündige Erklärung ab: Alle andern Orte seien entschlossen, „einmündig und einhellig" bei dem alten wahren Christenglauben zu verharren, jedoch „ernstlich und früntlich" mit Zürich zu reden, und dasselbe zu ermahnen, es möge sich von den Eidgenossen nicht sondern, und „nit ins widerspil liggen", sondern sich ihnen gleichförmig machen. Mit diesem ernsten und freundlichen Ver-

gehen war auch Bern einverſtanden. Eine bloß teilweiſe Verantwortung des Rates von Zürich wurde zurückgewieſen; Schaffhauſen bekam die Bemerkung, man ſehe, daß ſie die gleichen Chriſten ſeien, wie die Zürcher, und die Drohung, daß man mit ihm gleichfalls über ſeinen Glauben „reden“ wolle.

Am 21. Februar 1524, Sonntag „Reminiscere“, kam der Entwurf des Vortrags aller Beſchwerden, welche die Eidgenoſſen wider Zürich der Glaubenshändel wegen vorzubringen hatten, als fründliche Inſtruktion zur Ausfertigung. Derſelbe iſt von der Staatskanzlei Luzern verfaßt, ſehr entſchieden, aber nichts weniger als „grob“ gehalten. Die Denkſchrift erklärt im Eingange: Schon ſeit Jahren haben ſich viele ſeltſame und unruhige Händel zugetragen und greifen täglich um ſich. Die Einigkeit des wahren Chriſtenglaubens, wie er unter Gottes Gnade und Erleuchtung des hl. Geiſtes von den heiligen und hochgelehrten Vätern und Lehrern der Kirche im Laufe der Jahrhunderte zuſammengefaßt worden, werde durch etliche frevle Menſchen und ihre leichtfertigen Handlungen in ſeiner Einigkeit zerteilt und zerrüttet. Schon lange wäre es nötig geweſen, in die Fußſtapfen der lieben Altvordern zu treten, ſich zu vereinbaren, ſolche Neuerungen abzuſtellen, und vor allen Dingen die Ehre Gottes, U. L. Frauen, der lieben Heiligen und Engel zu retten und aufrecht zu erhalten. Angeſichts der zunehmenden Gefahr habe man ſich entſchloſſen, mit dem Rate von Zürich, wo ſich der Herd und die Pflanzſchule ſolcher Zwietracht und Irrung befinden, zu reden, damit den großen Mißhändeln, welche daraus ſowohl dem wahren chriſtlichen Glauben als auch der Eidgenoſſenſchaft erwachſen, dem Haſſe und Mißtrauen, welche daraus hervorgehen, vorgebeugt werde.

Die frühern Klagen gegen Zürich wurden erneuert und durch neue Beſchwerden ergänzt. Zürich wolle auch in Orten, als Weiningen und Stammheim, wo es nur die niedere Gerichtsbarkeit beſitze, den regierenden Orten, welche die hohe Gerichtsbarkeit zuſtehe, erklären und vorſchreiben, was „malefiziſch“ ſei. Landvogt Thomas Meier leſe den Bauern im Freiamt lutheriſche Büchlein vor, und verleite ſie zum Bruche des Faſtengebotes. Die fünf Orte haben dagegen ein Strafmandat erlaſſen, und erſuchen Zürich zu verſchaffen, daß der Vogt dasjenige tue, was ſeines Amtes ſei. In der Irrung und Leichtfertigkeit ſei es ſoweit gekommen, daß

Priester sich Eheweiber nehmen, Mönche und Nonnen aus den Klöstern in die Ehe laufen und darob ihre Gelübde vergessen, wodurch Klöster und Stifte in Zerrüttung und Abgang kommen. Die löblichen Gottesdienste werden gemindert und vernichtet, die Kirchenzierden und Gotteshäuser, die guten Werke und die Priesterschaft verachtet. Die christliche Ordnung mit Singen, Lesen und Beten, Beichte und Buße, selbst die hl. Messe, werden gescholtten, die Sakramente ohne Reue und Buße empfangen, Maria und die lieben Heiligen geschmäht, die Bildnisse der Heiligen zerstört. Wenig fehle, daß an der Gegenwart des zarten Leichnams Christi im hl. Sakramente gezweifelt werde. Solche Irrungen müssen jedem Christen zu Herzen gehen, und ihn zur Abhülfe bewegen.

Diese unerhörten Händel rühren von Mag. Ulrich Zwingli, Leo Judä, andern Priestern und ihren Anhängern her. Was sie predigen, wisse man nicht genau, aber sie legen das Wort Gottes so aus, wie es ihrem Gefallen diene. Dadurch werde allenthalben Zwietracht, Haß, selbst Zerstörung christlicher Liebe und Treue gepredigt. Der Rat von Zürich solle deshalb mit Zwingli, Leo Juda und ihren Anhangern, Geistlichen und Weltlichen, so verfahren, daß Unfriede, Zank und Frevel vergutet, Klöster und Kirchen bei ihren Rechten gehandhabt, Reiche und Arme geschirmt werden, daß jede Obrigkeit die Ihrigen in Friede und Einträchtigkeit regieren könne. Niemals seien die Eidgenossen willens gewesen, Zürich zu bekriegen. Sollte jemand solches geredet haben, möge der Rat ihn anzeigen, damit er nach Gebühr gestraft werde. Ihr, der Eidgenossen Wille ist es, die Bünde an Zürich treulich zu halten, von ihm wird erwartet, daß es das Gleiche an ihnen tue.

Ernstlich, dringendst zum Allerhöchsten bitten die Eidgenossen, die Räte von Zürich mögen als getreue, liebe Eidgenossen tun, was die Bundesbriefe fordern. Zürich möge erwägen, was aus diesen Händeln erfolgen möchte, wenn nicht alle Eidgenossen eine heilig Treue und Liebe zu einander setzen, zuweilen sogar mehr als die Bünde selber erheischen. Deshalb soll sich Zürich raten, weisen und bewegen lassen, sich nicht sondern, vielmehr den Eidgenossen gleichförmig machen. Im Vereine mit diesen solle Zürich unbefugte Neuerungen ausreuten und unterdrücken, die Ehre Gottes, U. L. Frauen und aller Heiligen beschirmen, Ruhe und Einigkeit wieder herstellen, und dadurch behülflich sein, wes-

res Unheil zu verhüten. Es solle dafür sorgen, daß Unruhen und Empörungen, wie sie zu Weiningen, Stammheim, und gegenüber dem Schaffner der Komturei zu Wädenswil vorgefallen, verhindert und gestraft werden. Die Eidgenossen seien einhellig entschlossen, die neue Irrung des Glaubens in ihren Gebieten, zu Stadt und Land zu unterdrücken, damit man solcher Mißbräuche entladen werde.

In weitgehendstem Maße kam die „freundliche Instruktion" vom 21. Februar 1521 den Wünschen der Zürcher in Bezug auf Abstellung der Mißbräuche entgegen. Auch andere Orte beklagen sich über viele Beschwerden und große Gewalt, welche sie von Päpsten, Kardinalen und Bischofen, geistlichen Prälaten und Obrigkeiten, sowie durch Kurtisanen mit Anfallen, Verkaufen und Vertauschen der Pfründen, ferner durch Betrug falscher Ablaßkrämer erlitten haben. Schwere Klagen werden erhoben über Mißbrauch des Kirchenbannes in weltlichen Händeln „und sunst in ander weis und weg", über den langen, weitschweifigen und kostenden Geschäftsgang der bischöflichen Gerichte. An solchen Unbilden haben alle Eidgenossen ihr Mißfallen, und sind sie bereit, mit Zurich gemeinsam darüber zu sitzen, Ratschläge und Vorsorge zu treffen, damit man solcher Mißbräuche sich entlade und dasjenige vereinbare, was zu Lob, Nutzen und Ehre aller Eidgenossen diene.

Offenbar hatte die Mehrheit der Orte, um Zurich, Bern und Basel möglichst entgegenzukommen, sich um Hauptfragen herumgedrückt. Haben die Bischofe, zunächst derjenige zu Konstanz, Papst Clemens VII. und die Prälaten zu diesen in alle kirchlichen Fragen und ins religiöse Leben tief einschneidenden Verhandlungen auch ein Wort zu sprechen? Oder ist es Aufgabe der weltlichen Obrigkeit, von sich aus, kraft des Schirmrechtes, den alten Glauben aufrecht zu erhalten, die neue Lehre zu unterdrücken, die Mißbräuche zu beseitigen? War diese Haltung richtig und klug, überhaupt noch katholisch, gerade in diesem Momente, als die drei Bischofe, der Legat Ennius Filonardi und Papst Clemens VII. sich ernstlich anschickten, den berechtigten Wünschen der Obrigkeiten entgegenzukommen, soweit es ihnen gemäß den Kirchengesetzen zustehe, bis ein allgemeines Konzil die schwebenden Fragen endgültig würde entschieden haben? Die Obrigkeiten sollten

bald genug erfahren, daß auch das weitgehendste Entgegenkommen bei Zürich erfolglos bleibe, sie selber weder berufen noch befähigt seien, die Kirche in diesen Zeitläuften ohne tatkräftige Mitwirkung der berufenen Organe zu reformieren.

Am 25 Februar 1524 traten die Boten der Eidgenossen in Zürich zusammen. Das Hauptgeschäft war, mit den Räten im Sinne der freundlichen Instruktion zu reden. Der Rat zeigte ein gutes Entgegenkommen. Das Fastengebot wurde unter Strafe aufrecht erhalten, Bilder und Messe wurden gegenüber dem Drangen der Prädikanten und Rottierer geschützt. Die Botschaft wurde freundlich aufgenommen und angehört. In wenigen Punkten gab Zürich nach; die Beratung der Hauptbeschwerden wurde verschoben, zunächst auf den 8 März, dann auf den 27. März 1524. Die Sache sei schwierig und der Rat mit schweren Geschäften beladen. „Dz warend aber uszüg, bemerkt Hans Salat, alle diese Dinga z verdruß uff den langen bank zuo spilen, darunder in sich stark bewurbend, ouch merkend, ir part von etlichen orten gestercki und inen zuostan werdend in kurzem: damit sy dann ein jedes für nemen. Das ouch die botten uf dem tag wol merkend, und darinen wider antwurdend der meinung: das aber iren herren und obern nit gefellig, wunders vermeinend, disen sachen furderlich ustrag ze geben. Und war darum ein ander tag angesetzt, auf 8 Mar. 1524, zinstag nach mittefasten zuo Lazern. Da die von Zürich dann um alles anbringen luter und entlich antwurt gen sölend. Daby es bleib, und verrittend die botten uf einen usgesetzten tag gen Frowenfeld."

Zu Frauenfeld kamen am 6 März 1524 verschiedene Beschwerden vor. So die Frage, ob Bischof Hugo oder die eidg. Orte ein Glaubensmandat erlassen sollen: Klagen über die geistliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Sachen einer-, Angriffe auf bischöfliche Hoheitsrechte durch die Neugläubigen andererseits. Der Bilderssturm und die neugläubige Predigt des Adrian Wirth, sowie der Bruch des Fastengebotes seitens Etlicher von Stammheim führten zum Zwiespalt. Die Boten glaubten, das „Fleisch fressen" in der Fasten sei „malefizisch" und gehöre vor den Landvogt; der Bote bestritt diese Ansicht, und erklärte, der Handel gehöre an die niedern Gerichte, also an Zürich. Die Tagsatzung trat wiederum am 9. März 1524 in Luzern zusammen. Die Beratungen, wie

das Faſtengebot zu ſchützen ſei, ob Zürich und Schaffhauſen von den Tagen auszuſchließen ſeien, wie man die Pfaffen, „welche zur Ehe greifen“ beſtrafen wolle, traten völlig in den Hintergrund gegenüber dem Hauptereigniſſe, welches verhängnisvoll auf die Löſung der religiöſen Fragen einwirken mußte: die Hinrichtung des Schuſters Nikolaus Hottinger. Bullinger ſchildert den Eindruck dieſes Blutgerichtes: „Wil redtend eerlich von diſes frommen redlichen mans ſeligem tod; by welchen ouch fyn tod vil gebracht, und ſy zuo göttlicher warheit und ewiger ſeligkeit gefürdret hat. Wie dann ye und ye der todt der uſerwölten Gottes ſin frucht mit im gebracht hat.“

7. Die Antwort des Rates von Zürich an die Eidgenoſſen. 21. März 1524.

Auf der Tagſatzung zu Luzern wurde mit den Boten von Zürich weder ernſt noch fründlich geredet, ſondern ein Tag in der kirchlichen Angelegenheit auf Donnerstag nach Oſtern, 31. März 1524, angeſetzt. Schon vorher, am 21. März 1524, erſchien zu handen der elf Orte die Antwort, welche Zürich gab. Der Titel lautet folgendermaßen: „Antwort, ſo ein Burgermeiſter, Rat und der groß Rat, ſo man nempt die zweihundert der ſtatt Zürich, iren getrüwen lieben Eidgnoſſen der XI orten über ein teil der artiklen, inen inhalt einer Inſtruktion fürgehalten, mit handlicher gſchrift geben habend, und beſchechen iſt uf den 21. tag des monats Mertzen anno Domini 1524“.

In der „Antwort“, welche Bürgermeiſter und Räte der Tagſatzung vorlegte, ſtammen die theologiſchen Ausführungen nicht von Stadtſchreiber Kaspar Frey, ſondern nach Inhalt und Form aus der Feder Mag. Ulrich Zwinglis. „Es iſt kaum zu bezweifeln, ſchreibt Dr. Johannes Strickler, daß dieſe Kundgebung Zürichs aus den Schriften Zwinglis geſchöpft wurden, oder daß der Reformator dem Stadtſchreiber bei der Ausarbeitung an die Hand gegangen ſein dürfte. „Zeitgenoſſen und neuere, wie Dr. Bluntſchli“, betrachten Zwingli als den Verfaſſer. Das Gleiche ſagt Hans Salat in ſeiner derben Weiſe über die Haltung des Rates von Zürich gegenüber den angelegentlichen Bemühungen zur Herſtellung der Einhelligkeit nnd Gleichförmigkeit in den religiöſen Fragen: „Dann unter ſolchem allem fürend ſy ſtetz

für, all dinge unangesechen nach irem und Zwinglis angeben u
erbermklich, trutzlich und ellendiklich, mit so verstockten arbeitsamen
Handlungen, daß es mich zuo verschwygen wager ansicht. Nim
fast zuo reden: dann da ward gehalten weder maß noch verstand"

An die einzelnen Orte wurde ein gedrucktes Exemplar ge
sandt, mit der Bitte, die Denkschrift vor Raten und Gemeinden
zu verlesen und zu beraten. Gleichzeitig wurde die „Antwort"
auch im Publikum verbreitet. Auf der Tagsatzung vom 1. April
1524 beschwerten sich die Eidgenossen, Zürich habe nebst der schrift
lichen Antwort auf etliche Artikel, über andere eine Druckschrift
ausgehen lassen und diese nicht nur in der Eidgenossenschaft,
sondern auch in auswärtigen Städten und Landern verbreitet.
Das sehe man ungerne, weil dadurch Fremde Kenntnis von den
Handeln erlangen, welche die Eidgenossenschaft allein berühren, es
seien auf einem Büchlein „bossen", d. h. Figuren gemacht, und die
Eidgenossen als Bauern erklärt worden. Zürich wurde ersucht,
solche Büchlein abzutun, derartige Schriften nicht langer zu ver
breiten, und die Verfasser nach Verdienen zu bestrafen. Unter
solchen Büchlein war offenbar Zwinglis Predigt „Der Hirt"
verstanden.

Mit der „Antwort" betrat der Reformator zum ersten Male
als Vertrauensmann und Schriftführer des Magistrates den Boden
eidgenössischer Politik auf dem Gebiete der religiösen Fragen.
Zwingli kannte, gegenüber den Begehren und Erbieten der Papstes
und der Eidgenossen für Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung,
kein Entgegenkommen, keine Schonung herkömmlicher Verhältnisse,
keine Rücksicht auf das gegebene kirchliche und politische Recht.
Seine Auffassung, daß er von Gott zum Propheten seines
Volkes berufen sei, führten ihn sofort zu einem völligen Verkennen
der Bedürfnisse der Eidgenossenschaft, zu einem Widerspruche mit
den tatsächlichen Verhältnissen, zu einer Härte und Unerbittlich
keit, welche sich später schwer gerächt haben. Man mag, mit P.
Dändliker zu sprechen, vom Standpunkte kirchlich-religiöser Auf
fassung diese Grundlinien von Zwinglis Politik als großartig
und erhaben bezeichnen, vom allgemeinen menschlichen und natio
nalen Standpunkte aus erscheinen sie einseitig und unnatürlich.

Die „Antwort", welche am 21. März 1524 Bürgermeister
und Räte von Zürich auf die „fründtlich Instruktion" der eidg. Orte

gaben, verdient volle Beachtung. Sie eröffnet die reformatoriſche Kampfpolitik gegenüber dem Beſitzſtande der katholiſchen Kirche und der ihr anhangenden Orte, indem ſie jeden Artikel der Beſchwerden nach den „Angeben“ Mag. Ulrich Zwinglis im Lichte der Richtſchnur Gottes betrachtet. Es kommen hier weniger die politiſchen Klagen, als die ernſten kirchlichen und religiöſen Anbringen der Eidgenoſſen, und die von Zwingli redigierten Antworten in Betracht. Dieſe ſind im Grunde die Ausführung ſeiner vierzehnten Schlußrede, daß das Evangelium allenthalben ohne Menſchenſatzung und einig, wie es ſeit mehr als vier Jahren in Zürich geſchehe, zu der Seelen Seligkeit müſſe geprediget werden.

Auch in Zürich hat anfänglich die Lehre der Prädikanten „ſeltſam und frömbd beducht, dann ſy dem, ſo wir von unſern vordren gehört, unglych, und dann under uns by prieſtern und leyen ungelych verſtand geweſen, dadurch etwas zweyung, und am meiſten under denen, ſo wenig an die predigen gangen, uferſtanden ſind.“ Nun aber wird von den meiſten Prädikanten, laut ausgegangenen Mandaten, „glychförmig nach dem heiligen Geiſt und rechter göttlicher Schrift über die heiligen Evangelien und die Epiſteln der Apoſtlen geprediget, das luter Wort Gottes gelehrt, nicht zur Zweiung und Zertrennung, ſunder in einigkeit unſers alten, rechtes chriſtenlichen gloubens, wie zuo den zyten der Apoſtlen und Evangeliſten, ouch vil hundert jar darnach es geweſen iſt. Wir loſend allein Gottes worten und keins menſchen ſatzung, ſo Gotteswort nit glychförmig. Es iſt ouch by uns die welt, alt und jung, frowen und man, alle geneigt, die bibly zu leſen, alten und nüwen teſtaments, und was darus zogen wirt. Wir laſſend uns ouch nit uf die ſecten, anders dann uf Jeſum Chriſtum ziehen. Wir könnend, ob der Luther oder andere das Wort Gottes an das liecht ziehen, diejenigen, welche es warlich verkündigen, nit vertryben, verachten oder vernüten, ſonder ſetzen uf das Wort Gottes, das ſie fürtragen, unſer troſt und hoffnung.

„Obſchon die hl. göttliche Geſchrift uns an den einigen Chriſtum als den brunnen unſer ſeligkeit verweiſt, können wir doch nit verſton, habend ouch nit darfür, daß der wirdigen muoter Gottes und heiligoſten jungfrowen Marien, aller Gottes heiligen und englen, lob und eer gemindret oder abgezogen werde. Dann ſy

ſelbs by iren zyten den einigen Gott, unſern herren Jeſum Chriſtum, allein vor ougen gehept, den allein angerüeft, den allein geert, und in ſinem einigen namen geſtorben und behalten worden". Der Rat geſteht zu, daß er ein Mandat gegen die Götzen auf Grund göttlicher hl. Geſchrift erlaſſen habe, nachdem viel gelehrte Männer erfunden, daß Gott ſölich bildnuſſen verboten hat. Auch verſpürt man in Zürich mit Zunahme der Gottesfurcht viel Abnahme allerlei muotwillens, und bſunder kriegs, criſtenlichen bluots vergießens, und frömbden dienſten. Keine Sakramente werden verachtet, die Chriſtus eingeſetzt, obwol in vil mißbrüchen und ceremonien, ſingen und läſen, Pfruonden, Opfern, Beichtgeldern und kilchenzierden etwas abgangs iſt, die Prieſterehe geboten, die Ordensgelübde freigegeben ſind, das Kirchengut den Armen zugewendet, Gott mit lezgen und guoten Werken geehrt wird.

In Zürich kennt man keine Sekten mehr, „die uf anfechtung irs eigens gwüns und prachts das gottswort ziehen, ſondern laßt man das Wort Gottes nach dem Geiſt Gottes in ſinem wärd blyben und würken, onangeſehen der menſchlichen ſatzungen, ſo die Bäpſt, Concilia und Vätter ſidhar ufgeſetzt und geordnet haben. Dann wir Gott und ſinem wort meer dann der menſchen ſatzungen und geheiß in ſölichen fall, unſer ſeelen ſeligkeit betreffend, gehorſam ſin müeſſend. Dann, wie kann man das für ein irrung ſchätzen, welches nüt anders dann das häll luter wort gottes iſt? Oder wer mag uns billich der irrthumb ſchelten, ſo wir allwegen ſo offenlich gehandlet haben?" Der Vorwurf, in Zürich werde Zwietracht und Irrung des Glaubens gepflanzt, müßte billich bedauern, wenn der Rat nicht gewohnt wäre, frei mit den lieben Eidgenoſſen zu reden, „wo wir ouch um Gottes und Chriſti willen größer ſchmach zuo erlyden wol bereit wärend." Wie wolle man die Prädikanten angreifen, als ob ſie Zwietracht ſäen, weil ſie das Wort Gottes luterlich lehren, nachdem ſie weder der Biſchof, wie es ſeine Pflicht war, widerlegt habe, noch aus den andern Orten Jemand erſchienen ſei, um ſie ihres Irrtums zu überweiſen? Wenn man Zürich auf Konzilien und Räten „wyter ufziechen und vom Gottswort wenden möcht", will man dieſe Verſammlung nicht erwarten, ſondern an den Herrn Jeſum Chriſtum, als den „einigen troſt, hirten und ſäligmacher ſich ergeben und ihm allein loſen."

Auf den Vorwurf, daß die Prediger in Zürich auf Zertrennung und Zerſtörung der Eidgenoſſenſchaft hinarbeiten, betont die „Antwort“: Zürich ſei bemüht, „das alles, ſo unſer Eidgenoſchaft nit allein zerſtören, ſunder wider einander verhergen möchte“, mit größtem Ernſte, Hingabe „lybs und guots“ zu verhüten. Das einzige Mittel, Eigennutz und Zwietracht abzuwenden, iſt das Wort Gottes; diejenigen, welche ihm folgen, ſind noch niemals ungerecht erfunden wurden. „Ja doch findent wir kein größer urſach, dardurch zerſtörung nit allein unſer Eidgnoſchaft, ſonder aller andern ſtetten, lande und gemeinden geſchechen möchte, dann allein, wenn ſich jemant von dem waren gottswort abwenden und durch ander menſchen leer, die uf ir eigen nutz gat, füeren läßt. Darus muß folgen, daß des jetzigen zwytrachts urſach die ſind, ſo das gotteswort umb eigens gwins, prachts und nutzes willen, on grund warer göttlicher gſchrift, und mit leren händen widerden; wo der eigennutz nit wäre, ſo wäre kein zwytracht in unſer Eidgnoſchaft. Die nimpt aber in keinem weg belder ab, dann das wort Gottes klarlich mit warer hl. gſchrift einhelliglich geprediget wird.“

„Alſo erfindt ſich, daß unſer loblichen Eidgnoſchaft nit widerumb in allen ſachen zuo ruowen und einigkeit verhelfen mag, dann der einig Gott mit ſinem wort. Und der verſtand des göttlichen worts iſt nit eines bſondern volks, ſonder er iſt einhellig allen menſchen, die in gott allein vertruwend und ſinem wort glouben geben. Das ficht man hieran, daß, wo es zuo diſen zyten klarlich geprediget wird, alles volk gmeinlich einhellig, alſo daß man in vil ſtetten tütſch's und welſch's lands, ouch uſſert und innerthalb der Eidgnoſchaft einen einigen verſtand in dem waren wort gottes hat. Ungezwyflet, wo es in unſer aller Eidgnoſchaft allenthalben, ongemenget eigens nutzes, und one forcht des zytlichen guots abgang geprediget würde, könnte uns größere einigkeit nit mögen begegnen!“

Auf Grund des einig und einhellig zu predigenden Wortes Gottes wies die „Antwort“ alle die ernſten Beſchwerden über den Götzenkrieg zu Veiningen und Stammheim, die Öffnung der Klöſter, Minderung der Gottesdienſte, Geſtattung der Prieſterehe, Abſchaffung der Ordensgelübde, der Beichte, des Faſtengebotes, die Angriffe auf die hl. Meſſe und andere Glaubenslehren zurück, und jede Schuld der Entzweiung und Zertrennung von dem Prä-

dikanten ab. Dieſen wird als Apoſteln des Friedens und der Eintracht ein hohes Lob geſungen. „Sy lerend uns ouch, Gott ob allen Dingen förchten, und daß er keinen verlaßt, der ſich uß rechtem vertruwen an in ergibt. Welcher ſich nun ob iren predigen böſert, und keine guote frucht gpirt, da iſt nit des guoten ſamens, ſonder des grunds ſchuld. Wir noch ſy mögen des vorſyn; dann wir von inen nüt gehören, dann rechte ware gottsforcht, und daß eer ze pflanzen geleert werde. Wöllte Gott, daß ir all diſer iro göttlichen leer, als wir bericht; wärend wir ongezwyflet dieſer zweyung jetzmal rüwig. Dann, wo jemant ir leer, ſo Gottes iſt, zu mißhandlen zücht, ſind nit die predikanten, ſonder mißbrucher ſchuldig. Die laſſent wir, wie vorſtat, wo es notturft erfordert, nit ungeſtraft.“ Die Prieſterſchaft der Vierwaldſtätte und andere, welche behaupten, die Prädikanten hindern ſie an der Seelſorge und lehren Irrtümer, ſollen dieſen Vorwurf aus dem göttlichen Worte beweiſen. „Wo das nit, ſo achten wir: haltind ir ſy darzuo, daß ſy üch die göttlich warheit fry und ſtyf fürhaltend und von ſchmachworten ſtandind!“

Auf die Zumutung der „früntlichen Inſtruktion“, Zürich möge mit den Eidgenoſſen darüberſitzen, wie man „zu unſer aller lob, eer und nutzen“ die Mißbräuche beſeitigen könne, äußert die Antwort des Rates deſſen „bſundere große freud, Gott bittende, uns den weg, wie das beſchechen möge, ze offnen. Wir aber achtend, heißt es weiter, daß es allein mit dem wort Gottes ſin möge, welches man halten muoß, als es ouch iſt, weder ir — der bäpſten, cardinälen, biſchoffen, und geiſtlichen prelaten und oberkeiten — leren und ſatzungen. Dann wo man nach iren menſchlichen leren und rechten, ſo im wort Gottes nit grund haben, inen nachlaßt, mag man ſich weder irs gwalts noch ablas erweren. In iren gſchriften und ſatzungen haben ſy genuog darumb; aber mit des göttlichen worts kraft mag aller falſch ires gwalts und mißbruchs umbgeſtoßen werden, und mögen ſy hiemit ſich zytlichs gwalts nit beklagen. Wir ſehend und hörend täglich, daß ſy wider das wort Gottes nüt mögend; darum lerend ſy ſich ſtäts an ander hilf weltlichs gwalts. Und ſo nun wir an dem ort das wort Gottes bruchen wöltend, ſo müeßten wir es ouch an andren orten, da es uns antrifft, ufrecht laſſen blyben, damit alle ding, ſo Gott mißfellig, durch ſin wort und hilf abgeſtellt

werden. Wie wir ſölicher mißbrüchen abkemen und entladen wurden, wöllen wir unſer rat, hilf und ſtür gern mitteilen."

Die Eidgenoſſen werden kurzweg gebeten: „So nemend diſe antworten die uß guotem grund üch geben werden, am allerbeſten, faſſend die zuo herzen. Dann wir üch in allen dingen, ſo uns müglich iſt, und unſere plündt uns wyſend, wie ſich frommen Eidgnoſſen gezimpt, gern willfahren und nach ſchuldiger pflicht gewärtig ſin wöllend. Was aber das wort Gottes und das Heyl unſer conſcienzen antrifft, darvon können wir nit wychen. Aber wie dem allem, ſo iſt, wie wir zuo meeren malen an üch, nit allein als unſer Eidgnoſſen, ſunder als glider und brüeder in Chriſto Jeſu, unſers einigen houptes, ſeligmachers und erlöſers, unſer ernſtlich bit, ir wellend, wie wir, unſer gn. Herrn, den biſchoffen zuo Coſtenz, Thur und Baſel, ouch der hohen ſchuol daſelbs, und üch allen, und jedem Ort inſunders, zum letſten geſchriben haben, daran ſin, daß um Gottes eer, chriſtenlichen frids und liebi, ouch unſer ſeelen heils willen, ob wir wider das wort Gottes handleten, und nach der evangeliſchen leer nit wandletend, uns ſölich hie, zwiſchen Pfingſten, durch üwere ſeelſorger oder ſuſt gelerte menner, mit dem waren glouben und rechter göttlicher ſchrift anzeigen. Das wollen wir nochmalen güetlich erwarten, und uns gegen den gedachten prelaten, dero gelerten, ouch gegen üch, üwern ſeelſorgern, und ſuſt der göttlichen gſchrift erfarnen verſechen. Und wo uns, ouch unſern predicanten, beſſers und warlichers erzöigt und erſcheinen wirt, wöllen wir uns allzyt nach der rechten leer Gottes wyſen laſſen, guoter zuoverſicht, wir werden uß der gnad des allmechtigen Gottes in ſinem wort alſo werden, daß wir zuoletſt durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum mit einandren ſin ewig leben beſitzend. Das helf uns Gott!"

In der „Antwort" ſind zum erſten Male gegenüber der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten mit vollſter Klarheit jene Geſichtspunkte geltend gemacht, welche ſeit Januar 1523 das Verhalten Zwinglis und des Rates von Zürich in den kirchlichen Fragen beſtimmten.

Mag. Ulrich Zwingli und die Prädikanten lehren „das wahrhaft helle und unfelbar Gottswort, das niemer betriegen mag." Der Rat unterſtützt und befiehlt dieſe Predigt zunächſt für ſein Gebiet und ſorgt, daß dasſelbe einhellig geſchieht. Allein das

Gotteswort als absolute Wahrheit ist, nicht nur für Zürich Stadt und Landschaft verbindlich, sondern „auch an andern orten, so es uns antrifft", also zunächst in den gemeinen Vogteien und in den Stiftslanden von St. Gallen, durchzuführen, „damit alle ding, so gott mißfellig, durch sin wort und hilf abgestellt werden". In „unser aller Eidgenossenschaft soll das eing Wort Gottes klarlich und einhelliglich gepredigt" und der katholische Klerus gezwungen werden, die göttliche Wahrheit „frey und fryg" zu verkünden. Gegenüber dem unfehlbaren Worte Gottes gilt kein Ansehen der Papste, Bischoje, Konzilien und Kirchenväter. Die Bischofe und Prälaten, Seelsorger und Gelehrten werden aufgefordert, über ihre Glaubenslehre „hie", vor Burgermeister und Raten von Zürich mit den Prädikanten zu disputieren, und sich von diesen, als höchster Auktorität in Glaubenssachen, ihres Irrtums überweisen zu lassen, „da sy wider das wort Gottes nit mögend".

Mit diesem neuen „kirchlichen System" waren der katholische Glaube und jede kirchliche Auktorität für das Gebiet der Eidgenossenschaft rechtlos erklart. Der Rat von Zürich erklarte seinen festen Entschluß, dasselbe nach Moglichkeit durchzuführen: „Was das wort Gottes antrifft und das heyl unser conscienzen, da werdent wir nit wychen". Zwingli trat dem wurdevollen „Fürtrage" der drei Bischofe als Prophet und Evangelist, dem Bemühen der katholischen Orte, wieder Einhelligkeit im alten wahren Glauben zu schaffen, nach einem drastischen Worte von Hans Salat als „wyt aller Eidgenossen" entgegen.

Vor der Tagsatzung entfaltete sich am 1. April 1524, zum ersten Male seit Bestand der Eidgenossenschaft ein Gegensatz von außerordentlicher Tragweite, das anerkennt auch Dr. Karl Dändliker. „Dort, bei den elf Orten, insbesonders bei den funf Orten und Freiburg, im allgemeinen ein Festhalten an dem historisch gewordenen, an den Satzungen und Glaubensvorstellungen alterer und neuerer Kirchenlehrer. Hier, bei Zürich und den Reformierten, ein entschiedenes Abgehen von diesen spatern Entwicklungsformen kirchlicher Verfassung und kirchlicher Lehre, großtenteils ein Zurückgehen auf die alten Ordnungen des Urchristentums, wie sie in den biblischen Schriften ihr Abbild gefunden hatten. Dort eine Reform auf bestehenden Grundlagen, hier eine Revolution".

Niemals, außer in den Jahren 1481 zu Stans und 1798 zu Aarau, hat wohl eine Tagſatzung aller dreizehn Orte von ſolcher Bedeutung ſtattgefunden, wie jene zu Luzern am 1. April 1524. Die religiöſen ſowohl als die bundesrechtlichen Grundlagen der Eidgenoſſenſchaft ſtanden in Frage. Zwinglis reformatoriſche Beſtrebungen reichten bereits über das Gebiet der Eidgenoſſenſchaft hinaus: „Dann der verſtand des göttlichen worts iſt nit eines beſundern volks, ſunder er iſt einhellig allen menſchen, daß man in vil ſtetten tütſchs und welſchs landes einen einigen verſtand in dem waren wort gottes hat.“

8. Die drei Biſchöfe vor der Oſtertagſatzung zu Luzern. 1. April 1524.

Auf der Tagſatzung zu Luzern, welche am 1. April 1524 zuſammentrat, war Zürich durch Ratsherr Jakob Grebel und Zunftmeiſter Heinrich Walder, Bern durch Anton Noll, ebenfalls Anhänger des neuen Glaubens, vertreten. Das Protokoll wurde von der Kanzlei des Standes Luzern geführt. Dem Tage wurde nicht nur die „Antwort“ des Rates von Zürich überreicht; auch die drei Biſchöfe: Hugo zu Konſtanz, Chriſtoffel zu Baſel und Sebaſtian zu Loſanen ließen gemeinſam auf „erſten Tag des Aprellen“ 1524 der Tagſatzung mündlich und ſchriftlich ihre „meinung“ in den kirchlichen Fragen durch eine ehrliche Botſchaft unterbreiten.

Nach dem Auszuge des Fürtrags, wie ihn Salat gibt, iſt das ſchriftliche Anbringen der drei Biſchöfe von Generalvikar Dr. Johannes Fabri verfaßt. Dasſelbe nimmt bereits Rückſicht auf die beginnenden Bauernaufſtände in dieſen obertütſchen Landen, auf die „Chriſtenliche Bruoderſchaft des heiligen Evangeliums“, und den ſog. „Bundſchuh“, von deren Einfluß die Eidgenoſſenſchaft nicht frei geblieben ſei, wie die Tagherren „ungezwyflet erfarnuß und wüßen trüegend; dero das einfeltig gmein volk nit wenig anhengig worden. Beſchach darum, daß ſolich nüwe leer, under dem ſchyn des guoten, abwerfung gegen den oberkeiten und menſchlichs muotwillens fryheit in allen dingen ze bruchen uf ir trüege. Und wie wol jetz allein die geiſtlich oberkeit angerüert, wurd es doch one zwyfel an weltlichen ſtaat ouch kon, als vilicht an etlichen orten ſich anhuobe.

„Wär ouch kund, was andere frücht diſe leren und nüwerungen bringen, als man täglich ſähe. So volgt namlich darus aller chriſtenlichen ordnungen zerſtörung, alles gottsdienſts vernüttung, Gotts, ſiner lieben muoter Mariä verkleinerung, und aller ſiner userwelten verſpottung, der armen lidenden ſeelen vergeſſung. In Summa: zerrüttung alles ſtaats, und beſonders, das die, ſo darum geordnet, als die geiſtlichen hirten, biſchof, welche zuo rächtem tütſch chriſtenlichen verſtands wächter heißen, ir ampt, es wäre gegen die geiſtlichen oder weltlichen überträtenden, nit gebruchen törſtend; dann ſy darby, als eim jeden weltlichen gwalt criſtenlichen und wol zuoſtünde, vilicht uß vorcht der undertanen und gmeinden, nit gehandhabt werden.

„Daher dann keme, daß jedermann fry, one ſtraf, was in geluſt und verlangte, fürnem, vorab in predyen, offenlich uf cantzlen und in winklen. Einer wär us dem, der us andren frömbden landen, leite jeder das evangely us, nachdem er nydig oder der ſach geneigt, wurde alſo jemmerlich uf vil ſinn, wider uslegung der heiligen criſtenlichen kilchen und der heiligen leren gezogen. Welches zuo fürkomen und mit wächterigem gemüet ze ſorgen, daß diſe und derglychen wölf im den ſchafſtal Chriſti nit brechend, biſchöflichem ampt zuoſtunde; aber es ſigent inen die händ, als vor gehört, gebunden. Dann, ſo weltlich hilf und handhabung inen entzogen, ſig wol zuo gedenken, in irem vermögen, deren dingen halb ſich zuo widerſetzen keinswegs ſtünde.

„Nun ſige war, wir biſchof zuo Baſel und Coſen hettind vorhin vil klagen, glich wie der biſchof zu Coſtenz gethan, zu vorbemelten unſern fründen, gemeinen Eydgnoſſen, welche, als wir wüſſend, von criſtenlicher liebe vor allen communen tütſchs lands höchſten ruom haben, ouch darumb nit unbillich criſtenlicher kilchen ſchirmer und beſchützer genempt werden, unſer botſchaften geordnet, iren rat gehept, ouch ire getrüwe und handhabung, die ſy uns bishar, deß wir inen billig bedanken, nie verſagt, angeruoft, damit weg geſuocht, wie wir in unſern bistuomen, an denen orten inen verwandt, die mißbrüch dieſer nüwerungen, vorab an geiſtlichen perſonen, gebürlicher wys ſtrafen möchten. Wär doch für und für hoffnung gſyn, es wurdend diſe ding durch ein Concilium oder ander gepürlich geſtalt abgeſtellt, oder doch dermaß, wie billich, geendert. So nun das zuo lang in verzug ſich

stelle, villicht von nothaften ursachen, so den höuptern christenlicher kilchen sich zuotragend, und aber sölicher verzug dem heil der seelen und wolfart alles stats zu vil nachteilig wölte geachtet werden, ware deshalben not, daß mittler zyt insachen gescheche.

„Sige dann unser fruntlich pitt und beger, wie dann wir bischof zuo Costenz vor zum teil ouch gepetten und begert, daß vorgedachte unser lieben frund sich uns zuo handhabung cristenlicher ordnungen, es sig in eim oder andern, und insunders, daß em jeder bischof in iren landen und gebieten, im in der geistlichkeit unterwurflich, sin ampt gebruchen möge, als vil inen moglich beflußen wollen, Gott dem allmächtigen, siner lieben muoter Marie, ouch allen lieben heiligen zuo lob und eer, darum die unbekannten hargelousenen predicanten nit also jeder nach sinem eigenen sinn und willen predige, und das einfeltig unverstendig volk mit verkerter uslegung der geschrift mer verblende und verfüere, dann in cristenlicher leer entzunde, sondern daß geschafft und geordnet werde, wie hievor diser ungehorsame gewasen, daß keiner sich des ampts des predigens underneme, er sige denn ouch vor durch sin geistlich oberkeit darzuo für guot und tougenlich angesechen. Und daß sy sunst hierin, der notturft nach, wie wir sondere hoffnung und vertruwen zuo inen habend, die mißbrüch und nuwerung abzestellen diser zyt insachung tun wöllend, jedoch bis von gemeiner Cristenheit ander wag gemeinlich angenemen angesechen werden.

„Dann sust, fur sich selbs und abgesonderter meinungen in gemeiner cristenlicher kilchen ordnungen, on allen zwyfel dem heiligen Evangelio nit widerig, on gemeine christenliche versammlung, und bewilligung deren, so es zuostat, zu andern, will one erloubnüß beider oberkeiten nit gepuren. Es war ouch denen, so somlichs furnemen weltend, gegen andern cristenlichen standen unverantwurtlich, von welichen er für nichtig und frävenlich geachtet, verursacht merklich ärgernuß und zwytracht, schafft zertrennung in der kilchen, welche doch on zwyfel, uß mitwirkung des heiligen Geists und gottlicher geschriften vor tusent jaren deren dingen halb, so jetz in mißverstand gezogen sind, in einigkeit gebracht, und also bishar bliben, wie dann hievor unsern bsundern lieben frunden, Burgermeister und Rat der statt Zürich, uf

ir schriben, uns beiden bischöfen zuo Costenz und Basel, das gesprächs oder versammlung halb beschehen, mit mer worten ouch geantwurtet.

„Und daß mergedachte unser lieben fründ gemeiner Eidgnossen verordnet hierauf diser sorglichen sachen halb, nach cristenlicher tugend und gottesforcht, wie ire altvordern, ouch sy, bishar lobes und eerlich getan, sich zu ufenthaltung cristenlichs gloubens und satzungen bewysen, sigent wir ungezwyfelt, sy deß belonung im glückseligen findend, und in allen anligenden sachen von Gott und hie von der welt hochen ruom, lob und eer empfachen werden; zuo dem wir sölichs alles unsers vermögens umb sy zu beschulden guotwillig erboten haben wöllen. Ob dann sust etwas mißbruch sich mit der zyt in geistlichem stand oder sust sich zugetragen, sygend wir erbüttig, so das an uns begert, mit guotem zuletzten rat darüber zuo sitzen, und, was unsers ampts verwaltung belangt und uns gepüren will, ouch in unser macht stat, helfen abstellen; deß sy uns gänzlich vertruwen söllen."

Diese vornehm und maßvoll gehaltene Eingabe der drei Bischöfe fand eine sehr verschiedene Aufnahme. Es wurde über das Anbringen der drei Bischöfe mehrere Tage lang allerlei geredet, dabei jedoch bemerkt, daß solche Irrungen nicht Jedermann zu gebührlich zu Herzen gehen. Es würden vielmehr nur glatte Worte gegeben, von denen anzunehmen war, daß sie nicht ernst gemeint seien. Einige Orte sind entschlossen, solcher lutherischen Sekte und Irrung festen Widerstand zu tun. Da es jedoch ungewiß sei, wessen sie sich von den andern Orten zu versehen haben, so wird „luter abgredt", es solle jedes Ort auf die nächste Tagsatzung mit „lutern unverdachten Worten, mit ja oder nein", Bescheid und Antwort geben, ob es gesonnen sei, diese lutherische Irrung zu bekämpfen oder nicht. Jedermann solle wissen, was er von dem andern zu halten habe. Diejenigen, welche der Neuerung zu wehren entschlossen sind, sollen sich vereinigen und nach Notdurft handeln dürfen.

Die Kurie zu Konstanz unterbreitete den Orten, welche unter ihrer Jurisdiktion standen, ein Reformprojekt in Form eines Mandates seitens der weltlichen Obrigkeit. Der Ostertagsatzung zu Luzern lag die von Dr. Fabri verfaßte Ausfertigung vor: „mit unser lieben Eidgnossen von Lucern secret insigel in un-

aller namen beſigelt uf Sambſtag nach dem helgen Oſtertag", 2. April 1524, dieſelbe galt allen Dekanen, Pfarrern und Kaplanen „in unſer landſchaft und gepieten geſäſſen." Es handelte ſich um eine Hauptfrage, die Erhaltung der biſchöflichen Auktorität auf dem Gebiete aller unter Jurisdiktion des Biſchofs zu Konſtanz ſtehenden Orte, Stadt und Landſchaft Zürich inbegriffen. Das hochwichtige Dokument, welches die kirchliche Rechtsfrage richtig ſtellte, und ausdrücklich ſich gegen die Prädikanten und die Forderung freier Wahl der Hirten und Wächter richtete, lautet wörtlich:

„Nachdem diſer zit allerlay widerwärtiger haltungen ander dem volk erwachſen, dieſelbigen ouch under üch, dem geiſtlichen ſtand, als wir genuogſam wüſſen haben, ungehorſam und frävel geurſacht, haben wir bedacht, daß uß ſölichem mit der zyt wyter ungehorſam und übels erwachſen, ouch den hochwürdigen fürſten und herren, und pundgnoſſen, herren Hugen, biſchoffen zuo Coſtenz, zu abgang und nachteil ſiner biſchoflichen oberkeit und rechten kommen wurd, und darum angeſehen und beſchloſſen, daß üch niemands, was ſtands und weſen der ſye, ſich gegen gemeltem unſerm gnädigen herren, dem biſchof, als üwern ordenlichen obern, ſchuldiger gehorſam, pflicht und rechten abſündern ſölle, ſonder daß ir denſelbigen, wie dann geſchechen ſoll, und by biſchoflicher oberkeit von alter herkomen und geprucht iſt, nachkomen und geleben, und in allweg das thuon und handlen ſoll, das ir von recht altem herkomen und gebruch ſchuldig ſind. Es iſt ouch daruf unſer ernſtlich anſinnen, und meinung, ir wellent üch dem, ſo jetz gemelt, und ſo ir dem rechten alten herkomen und bruch nach ſchuldig ſind, gegen dem obgedachten unſerm gnädigen herren, üwerm biſchof, und obern und den ſinen gehorſamklich und guotwillig erzeigen und üch hieruf bewyſen, wie wir uns gänzlich verſechen. Dann wo das nit geſchechen ſöllt, ſo werden wir unſern gnädigen herren und pundgenoſſen ſin biſchöflich oberkait und recht gegen üch zu bruchen nit verhindern."

Hans Salat bringt über dieſes Aktenſtück die wichtige Notiz: „Ward ouch uf anſuochen herrn biſchofs zuo Coſtentz aber ein Mandat usgeſchickt zuo allen und jeden decanen, pfarrherren, caplanen by den elf Orten, alles das zu tuon und vollbringen fürer ſo wie es an uns kon wär; gantz ernſtlich, des datum ſambſtag nach dem Oſtertag anno 1524."

Den Boten von Zürich, Jakob Grebel und Heinrich Walder, wurde eröffnet und angelegentlichſt aufgetragen, dieſen Abſchied als Meinung der Eidgenoſſen heimzubringen, und ihre Oberkeit zu bitten, ſie möge den Eidgenoſſen behülflich ſein, alle Händel und Zwietracht, ob ſie nun von Luther, Zwingli oder andern herrühren, abzuſtellen, damit Zürich ſich den übrigen Eidgenoſſen gleichförmig mache, ſo daß alle bei dem alten Weſen, dem guten chriſtlichen Brauch und Glauben bleiben. Denn die elf Orte haben ſich entſchloſſen, dafür nach Vermögen zu kämpfen, Gut und Blut dafür einzuſetzen. Zürich möge kurz, bald und bündig Antwort geben. Den Beſcheid gab Zwingli, der ſich und ſein Evangelium ernſtlich bedroht wußte, ſofort in den „Anmerkungen zu dem Fürtrag der dry biſchofen“, anfangs Mai in der anonymen Schrift: „Eine trüw und ernſtlich vermanung an die frommen Eydgnoſſen, daß ſy ſich nach jrer fordren bruch und geſtalt leitind, damit ſy die untrüw und gevärd jrer fygenden nit beleydigen mög. Beſchriben von eim Eydgnoſſen, yetz ußländiſch, der aber von hertzen gern jrer eeren und guotens zuonemen ſehe.“

Größere Freude als Zwingli legte über das Verhalten der Tagſatzungen ſeit Januar 1524 zum voraus der Legat Ennius Filonardi an Tag. Er ſchrieb am 19. April 1524 an die dreizehn Orte: „Wüſſend, günſtigen Herren, daß wir nit anders achten könnend, dann daß ir uß bſundrer gnad von Gott erlüchtet ſyend, widerſtand ze tuon der luteriſchen ſecten, ſo ir ſo löblich habend laſſen ußgan, nach altem loblichem bruch criſtenlicher kilchen. Hebend wir zugeſchickt bäpſtlicher Heiligkeit die berüerten Artikel — offenbar die einzelnen Mandate über Faſtengebot, lutheriſche Büchlein und Predigten, welche ſeit Februar 1524 erſchienen waren —, mit mer heiliger geſchrift geziert, und uf den richstag allen fürſten zuogeſchickt. Dorum, edlen günſtigen Herren, verharrend bis an das end; ſo ſöllt ir empfinden, daß üch by Gott ewiger lon bereit iſt, und er in zyt üwer nit vergeſſen wirt zu guotem.“ Der Legat war über die wirklichen Verhältniſſe viel zu optimiſtiſch unterrichtet; durch ihn war auch Papſt Clemens VII. in dieſem Sinne informiert worden.

„Man darf wohl ſagen, ſchreibt Dr. Wilhelm Öchsli, daß dieſes Anbringen der drei Biſchöfe und der elf Orte einen der

entſcheidenden Momente in der Reformationsgeſchichte bilden. Noch hielt man in Zürich lebhafte politiſche Beziehungen zum Papſte und war man in den äußern Formen vom alten Kirchenweſen nur wenig abgewichen. Noch legte die Regierung allen Neuerungen gegenüber eine ängſtliche Behutſamkeit an den Tag. Noch war die Reformation zu keiner feſten Baſis gelangt. Sie hatte kaum begonnen, und es zeigte ſich in den Reihen ihrer Anhänger ſchon eine verhängnisvolle Spaltung. Das ungeſtüme, leidenſchaftliche Drängen der von Konrad Grebel geführten Radikalen war den Beſonnenen, darunter Mag. Zwingli ſelber, widerwärtig, während ihn jene wiederum der Halbheit und Läſſigkeit beſchuldigten, und gegenüber dem Zaudern der Geſamtheit eine „Kirche der Reinen“ forderten. Prediger, wie Simon Stumpf in Höngg und Wilhelm Röubli in Wytikon hatten das Volk gegen die beſtehende geſellſchaftliche und politiſche Ordnung aufgewiegelt, und kommuniſtiſche Ideen griffen um ſich. Zürich ſtand mit ſeiner ausgeſprochenen Hinneigung zur neuen Lehre allein, der ganzen Eidgenoſſenſchaft gegenüber, und die Erbitterung der fünf Orte, die Verhältniſſe in Stammheim u. ſ. f. ließen eine endloſe Reihe von Verwicklungen, wo nicht den Krieg befürchten.

„Alle dieſe Erwägungen hätten die zürcheriſchen Staatsmänner wohl bedenklich und geneigt machen können, den dringenden Bitten und Mahnungen der Eidgenoſſen Gehör zu geben, zumal dieſe ſich ernſtlich anerboten, die Mißbräuche, welche doch eigentlich die ganze Gährung veranlaßt hatten, abſtellen zu helfen. Und doch finden wir nicht, daß ſie auch nur einen Augenblick geſchwankt hätten. In dieſem kritiſchen Augenblicke bewährt ſich die Macht, welche Zwinglis gewaltige Perſönlichkeit auf die Erſten in der Stadt ausübte, bewährte ſich die Tiefe und urſprüngliche Kraft und Überzeugung von dem „reinen Gotteswort“, welche das zürcheriſche Volk in allen Schichten ergriffen hatte, die ſich weder durch äußerliche Zugeſtändniſſe noch um politiſcher Rückſichten willen zum Stillſchweigen bringen ließ.“

Die elf Orte hatten die biſchöfliche Jurisdiktion anerkannt, im Mandate der zwölf Artikel und im Einverſtändniſſe mit den drei Biſchöfen ein Reformprogramm vor die Oſtertagſatzung gebracht. Gemeinſam wollten die geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten die Mißbräuche beſeitigen, die kirchlichen Zuſtände durch

maßvolle Reformen verbeſſern. Glaubenslehre, Hierarchie und Gottesdienſt ſollten im alten Beſtande bleiben, jeder Entſcheid über die religiöſen und theologiſchen Fragen dem künftigen allgemeinen Konzil überlaſſen werden.

Der Entſcheid der kirchlichen Fragen lag bei Zürich. Trat deſſen Magiſtrat auf die Anbringen und Vorſtellungen der drei Biſchöfe und der elf Orte ein, dann war ein Ausgleich angebahnt und der religiöſe Friede möglich. Allerdings mußten Zwingli, Leo Judä und die Prädikanten entweder ſich einem ſolchen Entſcheide fügen oder ihr Anſehen war dahingefallen, ihre Stellung und Perſon gefährdet. Beharrte der Rat auf ſeinem Widerſtande gegenüber der Friedenspolitik, dann war Zwingli der Sieger. Vor ihm ſollte fortan jeder Widerſpruch ſich beugen; damit ſtanden für die Eidgenoſſenſchaft endloſe religiöſe und politiſche Wirren in Ausſicht. Zwingli war ſeiner Sache gewiß; er konnte an Dr. Bucer nach Straßburg ſchreiben: der Rat kenne keine Menſchenfurcht gegenüber den Anſchlägen der Antichriſten.

Es war offenes Geheimnis, daß die Leitung aller kirchlichen Angelegenheiten und der Widerſtand gegen die Glaubensmandate in der Hand des Prädikanten am Großen Münſter lag. Zwingli, der alle kirchliche Gewalt beſtritt, und das Kirchenregiment der weltlichen Obrigkeit übertrug, duldete keine Einmiſchung des Papſtes, der Biſchöfe und Konzilien. Wollte die Obrigkeit nicht auf die Anſichten und Pläne des Reformators eingehen, ſondern den übrigen Eidgenoſſen ſich gleichförmig machen, und mit den drei Biſchöfen über Abſtellung der Mißbräuche zuſammenſitzen, dann kam für ſie die Lehre Zwinglis zur Anwendung, daß jede weltliche Obrigkeit, welche nicht nach der Schnur Gottes fahre, mit Gott entſetzt werden müſſe. Mit Bürgermeiſter Markus Röuſt teilten die Räte, wie Dr. Bluntſchli ſchreibt, die Überzeugung in theologiſchen Fragen ſtehe ihnen kein eigenes, ſelbſtändiges Urteil zu, und ſie getrauten ſich nicht mehr, ihren „Biſchöfen“, den drei Leutprieſtern, zu widerſprechen, und, wie die Biſchöfe im Vereine mit den Eidgenoſſen es verlangten, der ungemeinen Machtbefugnis derſelben entgegenzutreten.

9. Tagſatzungen zu Beckenried und Luzern im April und Mai 1524.

Die Beſchlüſſe der Oſtertagſatzung hatten ſofort ein Ereignis zur Folge, welches für Ausbreitung wie Bekämpfung der neuen Lehre von größter Bedeutung werden ſollte. Am 8. April 1524 trafen die Boten der fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, beide Unterwalden und Zug in Beckenried eine Vereinbarung zum Schutze des alten wahren Glaubens und zur Unterdrückung des neuen Mißglaubens. Noch am gleichen Tage ſchrieben die fünf Orte an Schultheiß und Räte zu Bern und gaben denſelben amtliche Kenntnis von dem getanen Schritte. Wie aus dem Zuſammenhange hervorgeht, ſollten nicht nur Bern, ſondern auch andere Orte zum gemeinſamen „Fürnemen“ beſtimmt werden. Zürich wird mit keiner Silbe erwähnt, ſondern einzig der Kampf wider die neue Lehre betont. Dagegen wird ſowohl auf den „Fürtrag der drey Biſchoffen“ als auf die „Antwort“ von Zürich deutlich Bezug genommen. Sodann werden die Vorgänge auf der Tagſatzung vorausgeſetzt. Ein Hauptzweck des Tages von Beckenried war, die ſchwankenden Orte zu veranlaſſen, daß ein jedes in den kirchlichen Fragen eine feſte Haltung einnehmen und darüber eine klare Antwort geben ſollte: „ja oder nein, ob es dieſe huſſiſche ierung welle helfen usrüten und weren wellte oder nit.“

Die Beckenrieder Beſchlüſſe werden ſehr mit Unrecht ein konfeſſioneller Sonderbund der fünf Orte genannt. Es wurde weder ein Bündnisvertrag mit Brief und Siegel ausgeſtellt, noch galt die Verabredung für die fünf Orte allein. Bundesrechtliche Fragen werden im Schreiben an Bern, welches einzig über die Vorgänge zu Beckenried amtliche Kundſchaft gibt, gar nicht berührt. Andererſeits ſtanden die fünf Orte vor der Tatſache, daß Zürich ſeit 1521 im politiſchen, ſeit 1523 in religiöſen Fragen ſich von den übrigen Orten geſöndert, und auf dem Tage zu Luzern die beſtimmte Abſicht kundgetan hatte, ſein kirchliches Programm, das „göttliche Wort“, allen Eidgenoſſen aufzunötigen. Inſoferne darf man die Beſchlüſſe von Beckenried füglich als gebotene Notwehr betrachten, welche ſich zum Schutze der beſtehenden kirchlichen und politiſchen Ordnung wider die Abſichten und Praktiken Ulrich Zwinglis und des durch ihn beherrſchten Magiſtrates von Zürich richteten, ſoweit ſie die „böſe Irrung“ der neuen Lehre betrafen.

„Wir wellen hiemit, ſchrieben die fünf Orte am 8. April 1524, unter dem Siegel der Stadt Luzern, an den Rat zu Bern, um ſölich irrung, ſo dann von unſern altvordern, von criſtenlicher kilchen verſammlungen, von vil heiligen vättern und leerern uß hilf und würkung des heiligen geiſtes zu dickenmal für kätzery erklärt und erkennt, und allweg usgerüt und nidertruckt iſt, jetzt gar nit disputieren, iſt auch verbotten und nit von nöten. Uf ſolichs ſo haben wir, die fünf ort, tagleiſtung zuo Beckenried angeſehen und gehalten, jeder bott hat ſiner herren und obern willen und meinung ſich eröffnet, und alſo einmüetig erfunden, auch deß entſchloſſen; und iſt unſer herren und obern einhellig fürnemen und ernſtlich meinung, by chriſtenlicher kilchen ordnung wie von alter har, und by dem alten, waren, rechten criſtenglouben ze bliben, ouch diſe luteriſche, zwingliſche, huſſiſche, irrige, verkerte leer in allen unſern gebieten und oberkeiten uszerüten, ze weren, ze ſtrafen und niderzetrucken, ſo wyt und fer unſer vermögen ſtat. Sind wir ouch ongezwyfelter ſtarker hoffnung und vertruwens zu Gott dem allmächtigen, der werde durch mittel ſines eingebornen ſuns, ouch ſiner würdigeſten gebärerin, der jungfrowen Mariä, ouch aller lieben heiligen und engel fürtretung, uns wenigen nit verlaſſen, ſunder uns, wie vor unſere altvordern, die ouch etwa in kleiner zal groß thaten gethan, ſin gnad, hilf und byſtand erzöigen.“

Mit ſehr ernſten Worten werden Schultheiß und Räte zu Bern als „fromm Eidgnoſſen und guote nachpuren“ darauf hingewieſen: „wo ſölicher luteriſcher handel by üch und under den ünwern wöllte fürbrechen, als wir doch nit verhoffend, wurde das große unruw, unwillen und böſe nachpurſchaft, ouch große zwytracht und vil böſes bringen, als ir ſelbs ermeſſen mögend. Und darumb, getrüwen lieben Eidgnoſſen, ſo ermanend wir üch ernſtlich, ir wellend betrachten und bedenken, was großen lob, glück, ſig und eer, ünwer und unſer altvordern vor zyten in ſolichem glouben erlangt und überkommen habend; darby, in was großer einigkeit, frid und ruow in ſölichem glouben unſer vordern gelebt. Dargegen ſo wellend ermeſſen, was jetz in diſem nüwen glouben und irrung fürgang und wie es ſtand: was gröſter nyd, haß, unfrüntſchaft, zwytracht, ouch alle lichtfertigkeit daraus entſpring:

was glücks wir jetz habend, was einigkeit und früntſchaft ſölichs under uns Eidgnoſſen bringe. Der vater iſt wider ſin kind, bruoder wider bruoder, je ein Ort wider das ander; und iſt zuo beſorgen, durch die ſtraf Gotts ſolichs ein böſtes end uf im tragen werde.

„Hierumb, getrüwen lieben Eidgnoſſen, wiewol wir verſtanden, daß ſölich ierung und mißglouben ouch under üch gewurzelt und ſin ſomen geſäet, hoffen wir doch, daß die fromm dapferkeit, und die handveſten, und fürus der meerteil fürtreffen und by dem alten glouben bliben werden. Und iſt daruf an üch, als unſer getrüw, lieb Eidgnoſſen, unſer allerhöchſt und ernſtlichſt bitt, erſuochen und beger, daß ir üch nit von uns ſündren, noch üſſren, ſonder zuo uns ſton und unſerm fürnemen und willen glichförmig machen, und verhelfen, das beſt thuon, ſölichen mißglouben und zwytracht niderzetrucken und ze weren. Daby iſt angeſehen, daß ir vor zuo tragen üwer botſchaft allweg daby gehebt und geholfen haben, ze ratſchlagen, ſolichen handel abzeſtellen. Und bewyſen üch, als unſer hoch vertruwen zuo üch ſtat. Das wirt, ob Gott will, ongezwyflet üch und uns zuo großem lob, eer, ouch gemeiner Eidgnoſchaft zuo frid, ruow, und wider zuo einigkeit dienen, und vor allen dingen den allerhöchſten Gott uns gnädig und barmherzig ze ſin bewegen. Und bittend, ir wellend uf jetz künftig nächſten tag by üwer botſchaft uns guote antwurt zuoſchicken, und inen befelchen, zuo uns ze ſton."

Die Tagſatzung in Luzern trat auf Mittwoch vor Georgi, 20. April 1524, zuſammen. „Erlüterend ſich, wie Salat genau berichtet, die Ort alle, usgnon Zürich und Schafhuſen, daß ſy wettend by dem alten glouben und criſtenlichen brüchen blyben, wie ir altvordern ſölichs an ſy bracht hättend." Auf dieſem Tage wurde in der Tat ein Glaubensmandat beſchloſſen, welches im Weſentlichen demjenigen entſpricht, welches Bullinger auf den 26. Januar 1524 verlegt. Salat kennt, in Übereinſtimmung mit den Abſchieden, eine „Erlüterung, das die predicanten allenthalb das gotswort, namlich das evangelium, und chriſtenliche leer hl. bewerter geſchrifft, uffgnon von der hl. criſtenlicher kilchen predyen, vnd ſuſt all ander ſtampenien vermyden. Das wyben der prieſter, fleiſch und eier zuo verbotenen zyten eſſen, und ander mißbrüch, jetz von der luterſchen ſect ingeriſſen, ſtrafen und usrüten, by den penen, wie das jedermann anſehen wurd. Und

darzuo ſetzen all ir vermögen, und inſunders welche wärend, ſo zu ſolichem nit verwilligung geben, die wären geiſtlich oder weltlich, mit denen ſölltend und wettend ſy in keinem weg gemeinſchaft han. Darnach möcht ſich jedermann richten, by alter criſtenlicher Ordnung und glouben ze blyben, es wurd dann durch ein concilium anders geſetzt."

In Bezug auf Verkündigung des beſchloſſenen Glaubensmandates und den Vortrag der drei Biſchöfe wurde am 21. April 1524 beſchloſſen: Da nicht alle Orte über dieſe Angelegenheiten gleicher Meinung ſeien, wolle man die Sachen heimbringen. Die Eidgenoſſen ſeien jetzt mit ernſten Angelegenheiten beladen, doch größtenteils einmütig, gleich den Altvordern im alten Glauben und bei den Satzungen und Gebräuchen der Kirche zu verbleiben, auch feſt entſchloſſen, der lutheriſchen Irrung zu wehren. Allein angeſichts der ſorglichen Zeitläufe müſſen ſie dieſe und andere Fragen, auch den Erlaß eines Mandates, auf ruhigere Zeiten verſchieben. Doch halte die Mehrheit der Orte dafür, daß ungehorſame Prieſter beſtraft und zu gelegener Zeit über Abſtellung der Mißbräuche geratſchlagt werde.

Dieſe Abfertigung der drei Biſchöfe war gerade in dieſen ſchweren Zeiten, ſeit die kirchlichen und bundesrechtlichen Fragen weit mehr als bisher in Vordergrund traten, ebenſo unbillig als verhängnisvoll. Mit dem weltklugen Entſcheide, zu gelegener Zeit mit den Biſchöfen weiter zu reden, unterdeſſen, in ſo weit und für ſo lange es dem Ermeſſen der einzelnen Obrigkeiten beliebte, an katholiſchen Lehren und Formen feſtzuhalten, war nicht das Geringſte erreicht. Wahrſcheinlich um Zürich ſich gleichförmig zu machen, hatte die Mehrheit der Orte die Biſchöfe abgewieſen und auf die Zukunft vertröſtet. Es war eitle Hoffnung, auf dieſem Wege zu Friede und Eintracht zu gelangen, wie die nächſten Tage bewieſen. Der Rat zu Luzern mochte dies bedenken, als er durch ſeine Geſandten, Peter Tammann und Jakob von Hertenſtein, an die Tagſatzung die einſchneidendſte Rechtsfrage ſtellte: ob die elf Orte, angeſichts ſeiner ebenſo ſchroff ablehnenden als drohenden Haltung in den kirchlichen Fragen, ferner mit Zürich auf Tagen ſitzen und ihm Abſchiede geben ſollen oder nicht?

Dieſer Ratſchlag begreift ſich, nachdem die kirchlich-religiöſe Frage der kirchlichen Auktorität entzogen und auf den Boden

der weltlichen Politik und ihrer leidenſchaftlichen Praktiken geſtellt war. Allein bundesrechtlich ſtellten ſich die Fragen, ſowohl im Buchſtaben als im Geiſte der ewigen Bünde, überaus ſchwierig. Hat Zürich das Recht, den Glauben in ſeinem Gebiete, in Stadt und Land, zu ändern, und, allen Bitten und Mahnungen der Eidgenoſſen zum Trotze, denſelben Schritt als einer für die ganze Eidgenoſſenſchaft gebotenen zu proklamieren? Hat es ein Recht, als Mitregent den Untertanen in den gemeinen Vogteien die neue Lehre gegen den Willen der andern regierenden Orte aufzudrängen, ein Recht, die Gotteshausleute von St. Gallen zu revolutionieren, und dieſelben, allen Rechten der Abtei und der andern Schirmorte zum Trotze, in ein engeres Burgrecht mit Zürich zu ziehen? Hat der Rat von Zürich, weil Zwingli als Prophet und Diktator ſich vorgeſetzt hatte, daß alle Eidgenoſſen in ſeinem Evangelium einig werden müſſen, ein Recht, die übrigen Orte und den Abt zu St. Gallen anzuhalten, daß ſie ſelbſt auf ihren ſouveränen Gebieten das Evangelium einig und allenthalben frei predigen laſſen, ihre Prieſter nötigen, dasſelbe zu verkünden?

Waren Luzern, die drei Waldſtätte, Zug und Freiburg befugt, einerſeits den Entſcheid eines allgemeinen Konzils abzuwarten, andererſeits die Anbringen von Burgermeiſter und Rat als Aufforderung zur Preisgabe und Zerſtörung ihres Glaubens zu behandeln, deren Vorgehen als Bundesbruch zurückzuweiſen? Konnte die Mehrheit der Orte ſich auf die Bundesbriefe ſtützen, wenn ſie an die Räte von Zürich das entſchiedene Verlangen ſtellte, dieſelben mögen ſich den Eidgenoſſen gleichförmig machen, den wahren Glauben, welchen die Altvordern und ſie ſelber einhellig bekannt, wieder einführen, der Einheit und Ordnung der chriſtlichen Kirche ſich unterwerfen. War es grundſätzlich und folgerichtig, wenn die Räte zu Bern, die neue Lehre und Ordnung, welche ſie für das eigene Gebiet und die Vogteien als Mißglauben und Irrung verboten, für Zürich als vollberechtigt gelten ließen? Konnten die Orte, welche das Anſehen der drei Biſchöfe abfertigten, von ſich aus den alten Glauben aufrecht halten und die Kirche von den Mißbräuchen reinigen?

Lagen die Urſachen all dieſer Wirrſale, Schwierigkeiten und Gefahren im alten Glauben? Dieſer war den ewigen Bünden, den Staats- und Schirmverträgen mit Päpſten, Biſchöfen und Prä-

laten zu Grunde gelegt. Dieſer Glaube war von allen Eidgenoſſen bis 1523 einhellig geglaubt, im öffentlichen und privaten Leben feſtgehalten! Oder lag die böſe Irrung und Urſache aller Zwietracht in der neuen Lehre, deren Urheber offen, in Wort und Tat, die Vernichtung der alten Kirche als das einzig wahre Heil der Eidgenoſſenſchaft proklamierten?

Alle dieſe ernſten Fragen ſtanden ſeit Oſtern 1524 beſtändig im Vordergrunde der eidgenöſſiſchen Politik, bis die Formel gefunden wurde, daß die ewigen Bünde den Glauben nicht berühren, daß folglich jede Obrigkeit für ihre Gebiete und Untertanen in Glaubensſachen nach ihrem Ermeſſen handeln könne.

Den Boten von Zürich, Jakob Grebel und Heinrich Walder, wurde von den Geſandten der elf Orte abermals ernſtlich zugeredet. „Und befalchend inen, erzählt Salat, diß ir anſechen und meinung zum treffenlichſten an ir herrn und obern zuo bringen, und ſy von allerwegen ze bitten, ſolich hendel, herlangend vom Lutrer, Zwingli oder andern, verhelfen abzuoſtellen und ſich andern Orten glychförmig zuo machen. Dann ſy ſich je vereinbart, ſolichs abzuoſtellen und weren nach all irem vermögen, mit darſtreckung irs lybs und guots, und inen hierüber nechſter tagen antwurt ze geben.“ Das gleiche Anſuchen wurde an die Botſchaft von Schaffhauſen gerichtet. Die Mißbräuche und deren Abſtellung ſollen nach Erbieten der Biſchöfe und Prälaten in Beratung gezogen und eine beſſere Ordnung geſchaffen werden. Bern und Luzern ſollen zu gelegener Zeit, wenn wichtige Nachrichten einlaufen, angefragt werden. Allein Baſel ſtimmte nicht zu dieſem Abſchied, erließ ein ſelbſtändiges Predigtmandat zu Gunſten des wahren Wortes Gottes, und erklärte, es verbiete Biſchof Hugo keineswegs den Erlaß eines Mandates, werde aber dasſelbe in Kleinbaſel und Riehen nicht verkündigen laſſen.

Die Beſchlüſſe gegen die neue Lehre führten ſofort zu Beſchwerden des Rates von Zürich, und zu einem diplomatiſchen Briefwechſel, welcher die Einhelligkeit der elf Orte in höchſt zweifelhaftem Lichte erſcheinen läßt. Zürich erließ am 27. April 1524 ein Ausſchreiben an ſämtliche zwölf Orte, worin es ſich über den Abſchied von Luzern beklagte und denſelben auf die fünf Orte zurückführte, trotzdem derſelbe im Namen aller Orte ausgeſtellt ſei. Die andern Orte haben ſich nicht ſoweit entſchloſſen wie die fünf

Orte. Es ſolle wohl ermeſſen werden, daß die Sachen ſchwer und groß ſeien. Wenn von Unterdrückung des hl. Evangeliums und des göttlichen Wortes geredet werde, würden unter dem gemeinen Volke „vil ufruoren“ entſtehen. Deshalb bitte Zürich die Eidgenoſſen, zum fründlichſten und ernſtlichen zu erwägen: „daß wir anders nit begeren, dann göttlichs, erbars und rüewigs, und ouch dem, ſo unſer bünd wyſent, nachkon, die wir trüwlich wellent halten, wo wir ſo vil gnad wellend haben.“

Die Antworten folgten ſofort. Schwyz ſtellte ſich am 30. April 1524 ſteif auf den Standpunkt der fünf Orte. Es will „bös händel abſtellen in unſern gerichten und gebieten, verhelfen abſtellen die beſchwerungen, ſo uns hievor die geiſtlichen prelaten ouch angelegt haben. Aber ouch zuo diſer zyt wöllend wir in dem weſen und bruch bliben nach ordnung und ſatzung der criſtenlichen kilchen, wie das unſer vordren an uns bracht haben, bis zuo der zyt, daß durch Gottes gnad wird verhenkt, daß ein gemein Concilium gehalten wurd. Was dann daſelbs beſchloſſen, wurden wir ouch unſers teils güetlich annemen und vollſtrecken, als frommen criſten gezimpt.“ An Zürich ergeht die entſchiedene Warnung, jede Propaganda für das neue Evangelium auf dem Gebiete von Schwyz zu unterlaſſen. Sollte jemand aus Zürich „büechli“ verteilen oder der neuen Lehre halb etwas zu predigen ſich herausnehmen, ſtatt ruhig zu und dannen zu wandeln, ſo würde er auf Betreten nach gutem Bedünken geſtraft werden. Daneben verſichert der Rat von Schwyz, daß er „nie willens geweſen, und ouch noch nit, darum ützit unfründlichs noch widerwilligs gegen üch oder den üweren fürzunemen, ſunder uns gegen üch als fromm redlichen Eidgnoſſen, nach vermög der pünden, wie ouch ir ze thuon erboten, zuo halten.“

Im gleichen Geiſte, aber beſtimmter, antworteten Landammann und Rat zu Uri am 2. Mai 1524. Der Landrat will weder gegen Zürich noch andere Eidgenoſſen etwas „unfründlichs“ vornehmen, ſondern „im Namen des Herren unſerm glouben und fürnemen, wie der von unſern eltern an uns kon, verharren, und fölichs by uns weren, des glichen, wo wirs zu weren gwalt haben, als in unſern vogtyen. Desglichen wär noch unſer früntlich bitt an üch, üch nit von uns übrigen Orten mit dem glouben ze ſünderen, ſonder by uns einhellegklich zu blyben. Mag aber ſölichs

by üch je nit befunden werden, ſo land wir üch beliben im namen gottes, desglichen wir uns zuo üch ouch verſächend."

Burgermeiſter und Rat zu Schaffhauſen ſchrieben am 30. April 1524, ſie wiſſen wohl, was die Zürcher glauben, und daß ſie in chriſtenlicher Ordnung ſich halten und regieren wollen. Sie ſind keineswegs des Gemütes, Zürich „weder gütlich noch gewaltigklich von üwerm zuo wyſen oder zuo nöten, und ouch nit zu verhelfen, daß ſölichs beſcheche, in guoter hoffnung, ander Aidgnoſſen werdint das ouch nit thuon. Ob ſich aber unruow oder unfrid deßhalben zuotrüege, und wir dann nüts guots und fridlichs darzwüſchen handlen könnten, ſo wellen wir doch uns keins argen bewiſen, wie ir ungezwiflet zuo tagen an unſern antwurten ouch geſpürt haben.

„Ob dann üch etwas beſchwerd und laſt von geiſtlicher oberkeit angelegen und widerwärtig wäre, wie und in was geſtalts das iſt, da wellen wir, mit ſampt üch, und ob Gott will, mit andern Orten, ſo ouch zuo uns ſton werden, darüber ſitzen und ratſchlagen, was dann nottürftig, uns allen nutzlich und eerlich iſt, damit wir deß entladen werden. Dann wir nit minder dann ir an vil dingen ouch beſchwerd und mißfallen tragend. Es iſt aber woll in ander weg abzeſtellen, dann alſo mit ſölicher böſen irrung."

Der Rat zu Baſel warf den Kanzliſten zu Luzern am 30. April 1524 in einer Miſſive an den Rat von Zürich vor, ſie haben „die Feder etwas wyter laufen laſſen, dann im Rate beſchloſſen". Sein Bote habe ſich genau an die Inſtruktion gehalten und dieſelbe erläutert. „Dann von dem heiligen wort Gottes, dem heiligen Evangelium abzetretten, dem widrig ze ſin, das hinderſtellig ze machen, iſt ganz nit in unſerm fürnemen, ſonder demſelbigen, als guoten ſtandhaftigen criſten wol gebürt, heftiglich anhangen."

Bedenklich lautete die Miſſive, welche Bern am 1. Mai 1524 an Zürich ſandte. Der Rat hat ein Mandat ausgehen laſſen. Weil aber den Seinigen „ſchwer und ungemeint" iſt, daß die Prieſter Eheweiber nehmen, daß in der Faſtenzeit Fleiſch gegeſſen wird, daß die Mutter Gottes und die lieben Heiligen geſchmäht und nicht als Fürbitter angerufen werden, und daß man „ander ungehört ſchwärgläubig ſachen bruchen ſölle, hat man ſolches alles usgeſetzt, guoter hoffnung, diewil die anfäng und nüwerungen ſo

lang unvordenkenden zyt nit in übung ſind gewäſen, mit yl, ouch der rüche und härtigkeit nit durchzetrucken ſind, daß hin und für durch die gnad und hilf Gottes ſo vil erlanget, damit wir zuo einhelligem verſtand werden komen. By welichem beſchluß und anſächen wir beliben, und ſunſt alles das werden erſtatten, ſo zur fürderung der eer Gottes, enthalt des criſtenlichen gloubens, und handhabung des hl. Evangeliums, ouch der wort und leer Chriſti dienet.... Können wir ouch nit verſtan, daß uf üch dhein ſunderliche trönung gebrucht ſyn. Dann wir mögen achten, daß ſich nit will gebüren, üch oder ander zuo nötigen oder zuo trängen, anders zuo glouben oder zuo halten, als dann üch wol gefällig ſin will. Und alſo mögent ir unſerthalb wol geruewiget ſin, und üch zuo uns aller eeren und guots vertröſten, und uns für die achten, ſo üch obangezöugter ſachen halb gar ungern überziechen, oder wider üch mit gwalt wölten handlen."

Eine beachtenswerte Antwort gab Solothurn am 8. Mai 1524 über den Abſchied von Luzern. Derſelbe ſei in Bezug auf die lutheriſchen Händel „in ſölichem ſtuck etwas unluter", aber doch nicht in dem Sinne gefaßt, „als ob wider üch von diſer ſach wegen etwas gewaltigs fürgenommen ſölle werden. Solothurn ſei nicht geſonnen, wider Zürich, „ützit unfrüntlichs fürzenemen, oder üch unnützen trang zu tuond, ſondern mit ihm in aller lieb und trüw zuo leben." Seines Gefallens ſei es, das hl. Evangelium zwar „frylichen" predigen zu laſſen, „doch daß guot criſtenlich gewonheiten, von den heiligen vättern und unſern vordern an uns gelanget, ouch in wäſen belieben, bis daß deßhalb ferner mit der heiligen kilchen verſammlung enderung beſchicht. Wir wollen ouch glouben, ir werdend iuwer wysheit nach in diſen dingen by den iuwern fürſechung thuon, dardurch nützit unziemlichs gebrucht werde."

Schultheiß und Rat zu Luzern beriefen auf 14. Mai 1524 die Tagſatzung in ihre Stadt. Dort wollen ſie mit denen, „ſo in diſen ſachen ſonderlich zuoſamen verfaßt", ſich vereinbaren und entſchließen und die Entſcheidung Zürich zu wiſſen tun. „Dann hinderrucks und an wüſſen anderer Orten, zu diſem handel ſonderlich vergriffen, antwurt zuo geben, will uns nit gezimen." Die letztere Bemerkung war offenbar auf Bern gezielt.

Auf der Tagſatzung vom 11. Mai 1524 waren Zürich und Schaffhauſen nicht vertreten, auch wurden nur wenige Fragen beſprochen. Die von Schaffhauſen, welche erklärten, ſie haben keinen neuen Glauben, und wollen gute Chriſten und Eidgenoſſen ſein, wurden aufgefordert, ſich bis zur Juni-Tagſatzung und Jahrrechnung zu Baden, mit „ja oder nein“ zu erklären, ob ſie zu den andern Orten ſtehen und der lutheriſchen Lehre entgegentreten wollen oder nicht. Abt Franz zu St. Gallen brachte ernſte Klagen vor über Drohungen ſeitens der Stadt gegen das Kloſter, über Vordringen der neuen Lehre unter den Gotteshausleuten, über Anfeindungen des alten Pfarrers zu Stammheim.

Wahrſcheinlich lag der Luzerner Tagſatzung das päpſtliche Breve „Etsi vestra virtus“ vom 19. April 1524 an alle dreizehn Orte, nebſt dem Handſchreiben des Legaten Ennius Filonardi vor, welches Zürich hat, es möge ſich wieder zur hl. Kirche neigen. Das Breve iſt eine Lobrede auf Heldenmut und Biederſinn der Eidgenoſſen. Der Papſt wendet ſich eindringlich an alle Eidgenoſſen, damit ſie in den Glaubenshändeln eine feſte Haltung einnehmen. Es muß auffallen, daß der Papſt die eigenartigen Verhältniſſe in Zürich nicht berührt, dagegen von der „Lutherana haeresis“ ſpricht, und Dr. Luther als den „fallax seductor“ der Eidgenoſſen betrachtet. Se. Heiligkeit betont, daß die Eidgenoſſen in ihrem Frommſinne, „vestra erga Deum omnipotentem fide, in christianum nomen pietate“, der Irrlehre den Eingang verſchloſſen haben. Daneben mochte der Hinweis auf die „Episcopi ab haereticis vexati“, und deren Empfehlung in den Schutz, „opem et auxilium“, der Eidgenoſſen, nicht nur in Zürich, ſondern auch zu Bern und Baſel die Magiſtrate ſehr unangenehm berühren.

„Illud quidem non tacebimus, iſt der Wortlaut, vobis admirabili quodam Dei beneficio datum esse, ut, cum armati reliquorum virtutem vestra virtute saepe superaveritis, hanc tamen bellicae opinionis gloriam *hac maiori laude religionis jam vincatis.* Utinam, qui in isto forti et pio Helvetiorum nomine pauci e vobis hac labe — Lutheranae haeresis — dissident, ad veritatis spiritum convertantur et pari vobiscum laude decorentur. Utinam insistant vobiscum vestigiis maiorum suorum, reputentque secum, quam melius sit et vera dignitate plenius, auctorem habere verae religionis Deum et eos, qui Deo adheserunt: *Apostolos, Martyres,*

Doctores, quorum de numero plures *Romani Pontifices* fuere, quam *Lutherum*.

„Ac nos et gratias vobis de eo, *quod per vos pie sancteque est actum*, maximas agimus, et de reliqua per *eandem virtutem et sapientiam vestram*, quam in hoc negocio eximiam prestitistis, per eiusdem veri Dei et filii eius Jesu Christi, Domini nostri, sanctissimum nomen, quod vos ab impiis violari non estis passi, devotiones vestras requirimus, et paterno affectu in Domino cohortamur, ut in hoc conventu, quem propediem habituri estis, illa eadem appareat in vobis intemerata religio, que non tam vestram indicet constantiam, non enim de ea dubii sumus, quam vestram reliquis omnibus declaret voluntatem, ut, quoniam plurimum vestra valitura est auctoritas, ceteri, hoc ex vobis nobilissimo exemplo vel moniti vel confirmati, eandem veram et rectam viam subsequantur, vestraque commemorabilis pietas non solum vobis gloriosa, sed etiam reliquis sit salutaris, et qui ad vestram opem venerabiles fratres nostri *Episcopi, ab hæreticis vexati*, confugerint, auxilio et auctoritate vestra subleventur."

Das Breve „Etsi vestra virtus" wurde von der Tagſatzung nicht beachtet. Die Eidgenoſſen waren durch die ernſten religiös-politiſchen Angelegenheiten aufgeregt, welche die großen Tagſatzungen zu Baden, 6. und 28. Juni 1524, in Anſpruch nahmen. Die Beſchwerden der Gotteshäuſer über Verweigerung der Zehnten und Gefälle mehrten ſich. Aus Bremgarten langte Kundſchaft ein, daß dort nicht wenige der neuen Lehre anhängen, und die Prälaten klagten, daß Mönche und Nonnen aus den Klöſtern zur Ehe laufen. Dr. Hubmeier habe in Waldshut geprebigt, das Sakrament in der Meſſe ſei nichts beſſeres als der Teufel. Der Pfaff und „leckersbuob" zu Dießenhofen habe geredet, man ſolle alle erſtechen, welche die Götzen nicht verbrennen wollen, und die „hergottsfreſſer" zu todt ſchlagen, nebſt andern ungeſchickten Worten mehr. In Appenzell war es zum Disputieren, und darob zur Schlägerei zwiſchen Alt- und Neugläubigen gekommen. Ein Zürcher habe einem von Luzern vorgehalten: beſſer, als das Evangelium zu fördern, gefalle den Eidgenoſſen, das chriſtliche Blut zu verkaufen, zu verraten und zu vergießen.

Die erſte Volksabſtimmung in Zürich, welche ein Mehr für das Evangelium ergab, hatte ſofort Folgen. Aus Stammheim

berichtete der neue Landvogt des Thurgau, Joſeph Amberg, wie dort alles „verrucht und verwildet“ ſei. In der Pfarrkirche und der St. Annakapelle waren Gott zu Lob und Ehren am St. Johannestag, 24. Juni 1524, einige Altäre zerſtört, die Bilder, Tafeln, Kruzifixe, Fahnen und Zierden, ſelbſt das Sakrament herausgenommen im Kalkofen verbrannt worden. Darunter war die Sankt Anna-Tafel, ein „recht landgöz“, wie Bullinger ſchreibt. Es geſchah alles „mit großem jüdiſchem trotz, und rüemtend ſich, ſy hätten nie größer tat ton, noch criſtenlicher werk.“ Es werde keine Meſſe mehr geleſen und der alte Pfarrer ſei vor den Bauern des Lebens nicht mehr ſicher. Urheber und Leiter aller Unruhen ſeien Untervogt Hans Wirth und ſeine Söhne. Zwei derſelben, die Prieſter Adrian und Hans, hatten, von den zürcheriſchen Vögten unterſtüzt, das Evangelium gepredigt, während der Pfarrer und ſein Helfer, welche bald nachher vertrieben wurden, die alte Lehre, Bräuche und Gottesdienſte aufrecht hielten, wie der Landvogt und Abt Franz zu St. Gallen verordneten.

Allein noch beſchwerlicher als die „vil grob, erſchrockenlich hendel durch die pfaffen und die puren zuo Stammen volbracht“, lauteten, nach Hans Salats anſchaulicher Sprechweiſe, den Abſchieden ganz getreu, „vil und mängerley ſchwer ſeltzam ſachen, harfließend uß der nüwen ſect und unleer der Zürcher zwingliſch ſchuol. Kam den boten für, daß die von Zürich jetz mit ſachen umbgiengend, namlich das ampt der heiligen mäß und all bildnußen abzutuond, und das by inen ettlich perſonen verſchiedend ane bicht und empfahung der hl. ſacramenten. Deßglich uff unſers herrgots tag hattends abgeſtellt den loblichen bruch der proceſſion mit dem hl. ſacrament; und als die herrn zuo Auguſtinern das hl. ſacrament im monſtranz uff den altar, wie von alter harkon, gſtellt, hättend ſi, die Zürcher, etlich von räten zuo inen verordnet und gheißen, das ſakrament dannen und ab dem altar tuon, ꝛc. Solchs die botten mit merklichem ſchrecken empfiengend, daruf ſich underredtend, ſolchs mit großem ernſt heimzuobringen, darüber ze ſitzen und ratſchlagen, durch was mittel man ſolchen uncriſtlichen handel abſtellen wellte. Und des zuo tagen fürderlich ernſtlich antwurt ze bringen, tapferlich, unverzogenlich zuo handlen, weil die ſach im abnemen und von wachſung. Als ouch zuo tagen allenthalb beſchach, doch in unervolgter entſchaft, als man hören wirt.“

Es iſt begreiflich, daß alle dieſe Botſchaften einen böſen Eindruck machten. Nach den Abſchieden wurde auf der zweiten Badener Tagſatzung, auf St. Peter und Pauli 1524, eine kräftige Sprache über die „huſſiſche Unſinnigkeit“ geführt. Alle Orte ohne Schaffhauſen und Appenzell, welche geſöndert blieben, waren einig, zu ratſchlagen, was man tun wolle, ſolche wüſte und unchriſtliche Händel abzuſtellen, und die groben Frevel, welche man vor kurzem in Zürich, zu Stadt und Land, gegen Bilder, Sakramente und Meſſe verübt, als unentſchuldbar gänzlich zu mißbilligen. Bisher haben alle freundlichen und dringlichen Mahnungen und Bitten bei Zürich nichts genützt; die Dinge werden gegenteils je länger, je ſchlimmer, wie die eingelaufenen Kundſchaften beweiſen. Die Biſchöfe zu Konſtanz und Baſel ließen durch ihre Botſchaften mit vielen freundlichen Worten das Anbringen vortragen, ſie wollen in den ſchwebenden Händeln ihr beſtes tun, und darin keine Mühe ſcheuen. Sie wurden nicht zu Rate gezogen.

Darüber jedoch, was zu tun ſei, giengen die Anſichten der Orte und Boten wie früher auseinander. Vier Orte: Bern, Baſel, Solothurn und Glarus, wollten zwar bei den alten chriſtlichen Bräuchen und Ordnungen bleiben, aber mit denen von Zürich wiederum „güetlich und fründlich“ reden. Sechs Orte: die vier Waldſtätte nebſt Zug und Freiburg, fanden ſich einmütig zu dem Entſchluſſe, den neuen Mißglauben überall auszureuten, wo ſie zu regieren haben, und daran alles zu ſetzen, was ihnen Gott verliehen hat: Leib, Ehre, Hab und Gut. Sie wollen bis zur nächſten Tagſatzung in Zug ihre Boten mit Gewalt verſehen, und miteinander hoffen, daß auch die vier Orte mit ihnen, nach den drei neugläubigen Orten: Zürich, Schaffhauſen und Appenzell gehen, ſie inſtändig bitten und ernſtlich ermahnen, von dem zwingliſchen Glauben abzuſtehen und bei den alten löblichen Ordnungen und Gewohnheiten, wie ſie ihre Eltern und Vorfahren gehalten, zu beharren, bei denen ſie ſelber glücklich geweſen. Mißbräuche, welche unter den Geiſtlichen erfunden würden, wollen ſie gerne, aber nicht „mit huſſiſcher unſinnigkeit“, abſtellen helfen. Wenn man vor dem Rate in Zürich nichts ausrichte, ſollen die Boten in die Ämter reiſen, und ihre Botſchaft vor das Volk bringen. Sollte auch das nicht helfen, dann müßte man denen von Zürich erklären, daß man mit ihnen nicht

mehr zu tagen sitzen, und ferner keine Gemeinschaft haben wolle. Fromme und biderbe Leute zu Stadt und Land, welche dem alten Glauben anhangen und bereit sind, den neuen Unglauben abzustellen, werde man von der Gemeinschaft nicht ausschließen, sondern ihnen alle Liebe erweisen, Leib und Gut nach Vermögen zu ihnen setzen. Die vier Orte werden wiederum gebeten, sich den sechs Orten anzuschließen, und ihren Boten die nötigen Vollmachten zu geben. Stehe niemand zu ihnen, dann werden die sechs Orte allein nach Zurich, Appenzell und Schaffhausen reiten.

Ein Tag in Zug wurde auf den 11. Juli 1524 angesetzt, jedoch Zurich, Schaffhausen und Appenzell nicht dazu berufen. Bern und Solothurn ließen sich vertreten, doch nur in der vermittelnden Absicht, „was zu fryd, einigkeit und ruowen dienen möcht, nach vermogen zu furdern, ich noch andern gwalt oder schmach zuzefügen, ohne, wie Bern schrieb, ich zuo nötigen, anders zu glouben, dann ich wol gefallt." Solothurn dagegen erklärte, „Befrombden wir uns darby der ungehörten mißbruch und unordnungen, so für und für by uch zunamen, und wider der heiligen cristenlichen kilchen ordnung usbrächen. Bitten uch aber, ir wellend die unwerd so mit bildern, massen und andern cristenlichen sacramenten wider loblich, alt, cristlich bruch so fravenlich handlen, zu ergernuß des gemeinen mans, güetlichen abstellen, bis denzhalb ir und ander, üwer und unser lieben Eidgnoßen zu fruntlicherem verstand der dingen mögen kommen; zu sölichem wir ouch, damit die eer und leer gotts nit undergedruckt werden, aden ugs anwenden."

In Zurich war man über die Beschlüsse der Badener Tagsatzung sehr ungehalten. Der Rat klagte am 2. Juli 1524 bei Luzern und den übrigen Orten: Den Boten von Zurich sei in Baden erklärt worden, zehn Orte sehen es lieber, wenn Zurich keine Boten nach Zug schicke. Wenn „evangelische Sachen" besprochen wurden, habe man die Boten von Zurich, Schaffhausen und Appenzell hinausgewiesen und über die Verhandlungen geschwiegen. Zurich nehme deshalb an, es handle sich um Angelegenheiten des Evangeliums und der gesonderten drei Orte. Luzern und die andern Orte wissen, daß Zurich anerboten, sich auf Grund göttlicher hl. Schrift eines bessern belehren zu lassen, was freilich bis jetzt Niemand unternommen habe.

Das Verhalten der zehn Orte mag politiſch nicht gerade klug, die Drohung der ſechs Orte, in die Gemeinden zu reiten, Zürich von den Tagſatzungen auszuſchließen ſchroff, und mit dem Buchſtaben der Bundesbriefe ſchwer vereinbar geweſen ſein. Allein Zürich hatte durch ſeine „ungehörte mißbrüch und nüwerungen“, zu Gunſten der neuen Lehre, im eigenen Gebiete und in den Vogteien, ſolche ſchroffe Maßregeln provoziert. Übrigens waren die drei Orte von der Tagſatzung in Zug nicht ausgeſchloſſen; ſie anerkannten das ſelber, indem ſie berieten, ob ſie Boten nach Zug ſenden wollten. „Dann das und alles, ſo man mit den Zürchern anfieng, bemerkt Hans Salat, hat by inen keinswegs bewillgung, den andern orten ze willfaren, ſunder ſy allweg uf ihrem fürnemen beharrtend mit durchſchlahung rechtens.“

Die fünf Orte hielten noch einmal Ratſchlag auf dem Tage zu Luzern, 4. Juli 1524, und beſchloſſen, ihren Standpunkt feſtzuhalten. Dazu beſtimmte ſie das Benehmen der Zürcher in den Thurgauer Händeln. Auch ihnen hätte es gefallen, ſchrieben ſie an Bern, „mit keiner rüche, ſonder mit früntlicher bitt und handlung gegen unſere Eidgnoſſen von Zürich zuo handlen, ſofern es erſchoſſen hette. Aber ir ſehend und merkend, je lenger man mit früntlicher bitt mit inen handlet, je ſtrenger und herter ſy in ihrem mißglouben und böſen fürnemen beharrend und fürfarend, und nit allein — durch die Volksanfrage im Juni 1524 — die iren darin ſterkend, ſonder die im Thurgöw und ander unſer Eidgnoſchaft verwandten mit ſölichem mißglouben ſampt den iren verfüerend, ganz frävel und unghorſam machend, daß zuo beſorgen, wo man nit mit allem ernſt darvor iſt, ſölichs zuo unſer Eidgnoſchaft zertrennung und böſeſtem unfall dienen wurde.“

Bern willigte in Abſendung einer Botſchaft, verbot aber derſelben, mit jemand anderm zu reden und zu handeln, als mit der Obrigkeit, oder mit den Boten der ſechs Orte in die Gemeinden zu reiten. Die gleiche Entſcheidung gab Baſel ſeinem Boten. Während die Tagherren der zehn Orte, nebſt dem Boten von St. Gallen, Dr. Joachim von Watt, in Zug tagten und die Boten in den drei Orten zum Frieden mahnten, tobte im Thurgau der längſt vorbereitete Aufruhr. Am 18. Juli 1524 wurde die Kartauſe Ittingen überfallen, geplündert und verbrannt. Als

dieſe Nachricht in Zug eintraf, bemächtigte ſich der Tagherren und des Volkes eine begreifliche Aufregung.

In Zug fuhren Hans Hug von Luzern, der ſpätere Schultheiß, und Vogt Gisler von Uri den Doktor von St. Gallen heftig an: „Alles aufrüriſch läben“ komme von dem Zwingli, und er fördere und entſchuldige deſſen Sachen. Ammann Leonhard Steiner von Zug begütigte den Streit; Dr. Vadian verließ den Ratsſaal und gieng in die Herberge. Bullinger erzählt, etliche wild geſellen haben demſelben die Ohren abhauen wollen. Er wurde gewarnt und flüchtete ſich flux auf Abwege ins Kloſter Kappel. „So gar was domalen, fügt der Chroniſt bei, alle beſcheydenheit verblichen und alle tyranny und böſer muotwill im ſchwank.“ Hans Salat bemerkt in Bezug auf die Bauernaufſtände und religiöſen Wirren, die nun überall ausbrachen, das nämliche: „Und ward in diſem als ouch vil andern fällen, by vilen communen, gmeinden, ſtetten und landen, das fürnemen und wüeten des gemeinen poppels gar gruſam, und erſchrockenlich usbrächen, yngryffen und unſinnigen.“ Von ruhiger Verhandlung war keine Rede. Von Zug brachen am 22. Juli 1223 etlich fünfzig „mutwillige lüt“ nach Kappel auf, um als Rache für Ittingen das Kloſter zu verbrennen. Das Vorhaben konnte mit Mühe verhindert, die Mannſchaft nach St. Wolfgang zurückgebracht und am Auszuge verhindert werden.

Von größerer Bedeutung war die politiſche Rede, welche damals Hans Luſſy, Landammann zu Unterwalden, zu St. Wolfgang gegenüber etlichen Zürchern getan: „Redt er für ſich ſelbs, nit daß mir jemant üt darumb empfolchen hab. Ich weiß aber wol, wie es üch wird gan, und achten es alſo in mir ſelbs. Da fragten ſy in, wie er meinte, daß es werde gon. Da ſeite er: Man wurd dry man wellen hinushaben. Gäb man die, das wär wol und guot; beſchäche das nit, ſo wurde man von uns die pünd hinusfordren, oder ſy wurdint uns die herus geben. Und wurd man uns ouch den feilen kouf abſchlachen und nüt laſſen zuogon; ſo man das tät, wurdint wir in der ſtatt ſelbs einander ſchlahen, und ſölichs nit mögen lyden. Da ſeite er, der zürg: was welltind ir uns abſchlahen? Üch gat von Zürich oder uns wol alſo vil zuo und mer, dann uns von üch. Da ſeite Ammann Luſſy: Was dann inen ſo vil zuogieng? Seite er: korn,

win, ſalz und anders. Da ſeite Luſſy: Wenn ſchon uns deß von üch nüt zuogat, ſo wirt uns der keiſer ſölichs laſſen zuogan, daß wir darin kein mangel habent!“ Dieſe Äußerung hatte nur privaten Charakter. In Zürich wurde das Gerücht verbreitet, die Eidgenoſſen ſinnen des Glaubens wegen auf Krieg.

10. Aufſtand im Thurgau und Verwüſtung der Kartauſe Ittingen.

Im Juni 1524 war zu Frauenfeld der neue Landvogt, Joſeph Amberg von Schwyz, als Landvogt des Thurgau aufgeritten. Er galt bisher als Freund der neuen Lehre, erwies ſich aber in ſeinem ſchweren Amte ſofort als kräftige Stütze des alten Glaubens und eifrigen Gegner der neugläubigen Prädikanten. Jodokus Heſch, Schaffner zu Ittingen, ſoll Amberg mächtig beeinflußt haben. „In Zwinglis Augen, ſchreibt Dr. Bluntſchli, war Heſch kein verächtlicher Gegner. Eben darum mochte er den Haß der zwingliſchen Partei im Volke, voraus in der Umgebung des Kloſters, vorzüglich auf ſich gezogen haben. Das Kloſter Ittingen wurde als eine der Reformation feindliche Burg des Katholizismus betrachtet.“ Heſch hatte einem Bauern von Stammheim gegenüber den Bilderſturm als eine Miſſetat bezeichnet, die Gott rächen werde. Ferner hatte der Prior Heſch gepredigt, der Bilderſturm und dergleichen Händel ſeien gegen chriſtlichen Brauch und Ordnung, doch, wie Salat ausdrücklich hervorhebt, „mit beſcheidenheit redt er das, ganz niemand geſchmützt“. Die Stammheimer jedoch verklagten den Prior in Zürich mit großen Verunglimpfungen und drohten, ſich an ihm zu rächen.

Ganz anderes wurde in Stammheim, in Stein durch Erasmus Schmid, in der Vorſtadt Burg vor Stein, welche in der Landgrafſchaft Thurgau lag, durch Hans Ulrich Öchsli, Zwinglis Freunde, das Evangelium gepredigt. Öchsli ließ in Burg und Eſchenz die Bilder beſeitigen. Darauf nahm ihn der Landvogt in der Nacht des 17. Juli 1524 gefangen und brachte ihn nach Frauenfeld ins Schloß. Die Gemeinden Stein, Stammheim und deren Filialen hatten ſich ſchon im März 1524 vereinbart, ihre Prädikanten gegen Gewalt mit Leib und Blut zu ſchirmen. Als Hans Öchsli bei der Gefangennahme um Hilfe ſchrie, wurde auf Burg Hohenklingen und in den Nachbargemeinden geſtürmt und das Volk aufgemahnt. Untervogt Wirt zog den

herannahenden Volksſcharen mit der Bundesfahne voran; ſeine beiden geiſtlichen Söhne hoch zu Pferd, als Anführer Erasmus Schmid, waren, mit Streitäxten bewaffnet, ebenfalls im Zuge. Der gefangene Pfarrer von Burg konnte nicht befreit werden. Dafür nahmen die aufſtändiſchen Bauern zwei Knechte des Landvogtes gefangen, und zogen am 18. Juli morgens, vereint mit Scharen aus der zürcheriſchen Vogtei Kyburg, wohl 4000 Mann ſtark, vor die Kartauſe Ittingen. Die Zürcher wurden jedoch, angeſichts der drohenden Haltung der Eidgenoſſen, bald wieder heimgemahnt und die Anführer ſchließlich mit Drohungen zum ſofortigen Rückzuge gezwungen.

In der Kartauſe gieng es übel her. Nachdem durch einige von Stein freundlich, wie Bullinger erzählt, vom Prior „ervordret worden ſpys und trank habend ſich da etliche gefüllt, ſind trunken worden, und iſt bald faſt ein ungeſchickt ;wäſen worden, wie es dann in den ufläufen, in denen allerley lüthen zuſamenkomend, pflegt zuo beſchächen.“ Hans Salat gibt darüber eine ausführliche, auf den amtlichen Akten beruhende Schilderung. Die Bauern erbrachen das Kloſtertor mit Gewalt und forderten vom Prior Speiſe und Trank. Die von Stein verſicherten die Mönche, man werde ihnen keinen Schaden tun. Die Väter gaben Zuſage. Allein wütende Bauern erbrachen die Klauſur; ſie mißhandelten Prior und Schaffner mit Hellebarden, und nötigten letztern, alle Schlüſſel auszuliefern. Alle Gemächer vom Keller bis zum Eſtrich wurden aufgebrochen, Bücher und Urkunden mit Hellebarden durchſtochen, zerriſſen und verwüſtet, die Sigille von den Privilegienbriefen gebrochen, die Glasgemälde im Kreuzgange zerſchlagen, Bilder, Tafeln, Kelche, Bruſtbilder und Monſtranzen profaniert, die koſtbaren Ornate und Meßgewande zerſchnitten, das hl. Sakrament aus dem Ciborium geſchüttet und mit Füßen getreten. Viele Kirchenzierden und Bücher wurden beim Sieden der Fiſche verbrannt, andere, darunter eine koſtbare Monſtranz, geſtohlen, und vieles den „jungen Kindern“ heimgebracht. In Küche, Keller, Speicher und Gewandkammer wurde völlig aufgeräumt; den Konventherren wurden die Ordenskleider vom Leibe geriſſen. Zuletzt wurden Kirche und Kloſter angezündet und giengen „in rodtem für uf“. „Diſe handlung iſt im grund leider, fügt Salat bei, alſo und vil gruſamer ergangen, Gott ſyg es geklagt, wie wol hie

mur zum kurzeſten begriffen und verfaßt. Denn ſömlicher tyranny glychen iſt nie gſehen noch gehört beſchehen ſyn zu achten; der türgg het nit ſo tüfelſch ghandlet."

Wie Salat berichtet, ließ der Landvogt im Oberthurgau den Landſturm erſt ergehen, als der Aufruhr in vollem Gange war. Ihm und den Schiedmännern von Schaffhauſen gelang es, die Bauern von der Kartauſe wegzubringen. Von Zürich aus gewarnt hatten zwei Rädelsführer von Stein, Prädikant Erasmus Schmid und Bürgermeiſter Konrad Steffan, entfliehen können. Pfarrer Öchsli wurde trotz Verwenden derer von Stein in Gefangenſchaft behalten. Untervogt Hans Wirth, ſeine zwei Söhne Hans und Adrian, Untervogt Burkard Rüttimann von Nußbaumen, auf Beiſtand von Zürich hoffend, waren nicht geflohen, wurden jedoch nach Zürich gebracht, in den Wellenberg getürmt und verhört. Die Eidgenoſſen aber verlangten, weil die Frevel auf ihrem Gebiete vorgefallen, Unterſuch, Verhör und Richterſpruch vor das Landgericht zu ihren handen.

11. Unterhandlungen der zehn Orte mit Zürich, Schaffhauſen und Appenzell; 16.—22. Juli 1524.

Unter dem Eindrucke der Vorgänge in Stammheim und Ittingen traten die Abgeordneten der zehn Orte ihre Sendung in die drei Orte an. In Zürich erſchienen ſie am 16. Juli 1524 vor Bürgermeiſter und Räten, und ſtellten in neun Artikeln durch Ritter Sebaſtian von Stein, Boten von Bern, ihre dringlichen Bitten, die Neuerungen abzuſtellen, und dem überall vordringenden Mißglauben zu wehren, von neuem vor. Sie beklagten die Angriffe auf das hl. Sakrament des Fronleichnams Jeſu Chriſti, Wegzehrung und letzte Ölung, den Kampf gegen die hl. Meſſe, welche abgetan oder nach Willkür geändert werde, wozu weder Zürich noch geſamte Eidgenoſſenſchaft Fug und Recht beſitze. Zudem werde geprebigt, die Taufe gelte im neuen Bunde nicht mehr als die Beſchneidung im alten Bunde. Mit den Bildern Chriſti, der lieben Mutter Gottes und der Heiligen ſei man zum Erſchrecken aller umgegangen, wie es vordem in der Eidgenoſſenſchaft nie erhört worden, auch habe man die Faſten, Feiertage und Gottesdienſte abgeſchafft. Jene, die Zürich zu ſolchen Fürnehmen

anleiten, predigen, zudem aus schlechtem nidrigem Grunde, man sei nicht mehr schuldig, Zehnten und Zinse zu entrichten.

In Zürich solle man erwägen, wie solche Fürnehmen wider Gottes Wort, christliche Ordnung, für Leib und Seele, Gut und Ehre verletzlich seien, wie geistliche und weltliche Obrigkeit getrennt und verachtet, das gemeine Volk zu allem Ungehorsam und Aufruhr ermuntert werden, wie dies sowohl Zürich als die Eidgenossen bei ihren Untertanen täglich sehen und spüren können. Zürich möge ferner erwägen, wie glücklich und siegreich es den Altvordern bei dem alten, wahren, christlichen Glauben ergangen, wie die Stadt und alle Eidgenossen mit Gottes Gnade und Beistand so große Kraft und Stärke erlangt haben. Noch sitzen Männer in den Räten, welche sich an diese glücklichen Zeiten erinnern. Den frühern Obrigkeiten würde es beschwerlich und verwunderlich sein, alles zu sehen, was jetzt vorgehe. Stets seien in den Kirchen der Stadt Zürich so ehrbare Gottesdienste und kostbare Kirchenzierden, beim Volke so viel Andacht und Gottesfurcht gewesen, sie haben einer löblichen Stadt allgemein zu ganz besonderm Lob und Ruhm gereicht.

Wohl sagen Etliche denen von Zürich, sie predigen ihnen das Evangelium, befolgen das Gotteswort, und berühmen sich großer Gnaden und Heiligkeit. Man erkenne aber nicht, daß solche nach dem Evangelium leben, in Nachahmung Jesu Christi sein Kreuz auf sich nehmen. Wo übergeben die Prediger der neuen Lehre ihren Reichtum, Gewalt, Ehren und Ämter, Hab und Gut, und nehmen in Armut, Demut und Keuschheit gute Werke auf sich, wie es Christus gelehrt, die lieben Heiligen und alten Lehrer der Kirche aus Erleuchtung und Kraft des hl. Geistes getan haben. Die neuen Lehrer streben nach guten Pfründen und Gülten, und lassen sich ersetzen, was ihnen am Opfer abgeht. Sie nehmen reiche Weiber, leben in Lust, Üppigkeit und Leichtfertigkeit mit Essen, Trinken, Geigen, Pfeifen, Singen, Lautenschlagen. Das alles möge Zürich wohl erwägen, bei dem Glauben der Altvordern stehen, den bösen Mißglauben abstellen und bestrafen, und statt sich zu sondern, bedenken, mit welchem Glauben die Altvordern in den Bund der Eidgenossen getreten seien. „O getruwe Eidgenossen! schloß der Bote seine Ermahnung, lassend uch ein ganz Eidgnoschaft lieber syn, dann zween oder drg üppig pfaffen."

Zum Schluſſe des Vortrages erklärte der Bote von Bern im Namen aller zehn Orte, dieſe ſeien entſchloſſen, in allen ihren Gebieten zu Stadt und Land, wo ein oder mehrere Orte zu befehlen und regieren haben, neue Sekten abzuſtellen und die Mißhändel zu ſtrafen. Von Zürich erwarten ſie, daß der Rat die zehn Orte an ſolchem Fürnehmen nicht hindern, vielmehr zur Beilegung der Händel verhelfen werde.

Bürgermeiſter und Räte von Zürich ließen auf dieſen Vortrag durch den Stadtſchreiber die Erklärung verleſen: Sie können auf ſo viele Sachen nicht ſofort eine Antwort geben. Die Artikel ſeien zu lang und wichtig, betreffen Papſt und Prieſterſchaft, die vielen Mißbräuche, geſamte Chriſtenheit und das Heil der Seelen, Ehre, Leib und Gut. Sie glauben jedoch alles bisher ſo getan zu haben, wie es die Bünde erheiſchen, dem chriſtlichen Glauben und guter Ordnung gezieme. Sie wollen ſich von den Eidgenoſſen nicht ſöndern, ſondern mit ihnen ſitzen, ratſchlagen und erklären, weshalb ſie derart, wie bisher geſchehen, zu handeln genötigt worden. Sie begehren nichts anderes, als was Gottes Wort ſie weiſe, und niemand ihnen zum Vorwurf rechnen könnee. Sie wollen den lieben Eidgenoſſen auf Tagen beweiſen, daß in Zürich bisher alles auf Grund göttlicher hl. Schrift des alten und neuen Teſtaments geſchehen ſei, und hoffen, daß ſie mit ihnen darüber einig gehen werden.

Sebaſtian von Stein verlangte die Antwort von Zürich ſchriftlich. Die ſechs Orte gaben die Erklärung ab: „Diewyl ſy in ſölichem mißglouben und nüwen ſect verharren und nit abſton, ſo wellen ir herren und obern nüt mer by inen zuo tagen ſitzen, ſy uf keinen tag beruofen, und kein tagleiſtung mit inen halten. Und wie wol die übrigen vier Ort oder ir ratsbotten jetz kein befelch gehebt, ſo haben ſy doch ſölichs alles in ir abſcheid genomen heimzebringen, ungezwifelter hoffnung, die vier ort werden ſich von inen nit ſöndern, ſonder zuo inen ſton.“ Dem Begehren des Rates, die Inſtruktion ſchriftlich zu überreichen, konnten die Boten nicht erfüllen, weil ſie dieſelben nicht in Schrift empfangen hatten. Die ſechs Orte wurden gebeten, nicht ſo hitzig zu ſein. Sie möchten den Abſchied heimbringen und noch einmal von ihrem Vorhaben gegenüber Zürich abſehen. Andererſeits wurde den ſechs Orten das Begehren, vier bis fünf Verordnete aus jeder Gemeinde zum Vortrage der Boten nach Zürich einzuberufen, abgewieſen.

Der Rat verdankte die Vorträge der zehn Orte als einen redlichen, ehrlichen, freundlichen Vorſchlag. Er gab auf Einladung der Boten auch ſeine Geſandtſchaft zur Tagſatzung in Frauenfeld mit, um dort gemeinſam nach Verdienen und Recht zu beſtrafen.

In Schaffhauſen trat die Botſchaft der zehn Orte am 18. Juli 1524 vor Burgermeiſter und Rat. Ritter Sebaſtian von Dießbach aus Bern entbot in vernünftiger, weiſer und geſchickter Rede der Botſchaft und ihrer Herren und Obern freundlichen Gruß. Dafür wurde warmer Dank mit Verſicherung treuer eidgenöſſiſcher Geſinnung ausgeſprochen. Der Vortrag brachte die kirchlichen Beſchwerden und Anliegen in gewohnter Weiſe zur Sprache. Der Rat antwortete, er habe wohl etlichs Zünſelwerk der Zeremonien abgetan, dagegen ſeien die Bilder noch in den Kirchen; Sakramente, Beichte, die hl. Meſſe und die „ſieben zyt“ werden noch gefeiert, die liebe Mutter Gottes und die Heiligen ſtehen noch in Ehren, und die Wegzehrung werde nach altem Brauche empfangen. Die Gottesdienſte ſeien eher gemehrt als gemindert worden. Alle Hoffnung und Troſt ſetze man auf Gott und ſeinen ewigen Sohn Jeſus Chriſtus, den einigen Heiland, Genugtuer und Seligmacher, und laſſe Jeden ſo glauben, wie er ſeiner Seele Seligkeit zu wirken glaube. Dieſe Antwort mögen ſich die Eidgenoſſen gefallen laſſen. Wollen die zehn Orte zur Abſtellung der Mißbräuche einen Tag anſetzen, ſo wird Schaffhauſen gerne mitwirken und handeln, was gut ſein möge.

Der Rat ſandte ſofort einen Bericht über die „Werbung“ nach Zürich. Darin iſt ausdrücklich hervorgehoben, die Boten haben mit Ernſt erklärt: Die zehn Orte wollen nit anders dann mit recht handeln. „Und als möchte geredt werden, wie ſy uns überziehen, das wellint ſy nit. Sy bittind aber uns mit ernſt, uns angezeigts Lutherſchen Handels zu entſchlachen. Deſter früher werdint ir herren und obern uns tuon, das uns lieb und dienſt fig.“ Der Rat von Zürich verdankte dieſe Mitteilung. „in zuoverſicht mit der zyt im Gotteswort einig ze werden.“

Am 22. Juli 1524 traten die Boten in Appenzell vor den Landrat. Nach dem Vortrage und langen Reden erfolgte der Beſcheid: Um Unfrieden vorzubeugen, habe man durch ein Mandat der Prieſterſchaft verboten, etwas anderes zu lehren, als was ſich als das göttliche Wort auf Grund hl. Schrift von Meng-

klich bewähren laſſe. Jedem Prieſter, der ſolchem auf der Kanzel, im Beichtſtuhle oder am Krankenbette zuwiderhandle, werde die Pfründe abgeſtrickt, und man laſſe ihn wegfahren. Man hoffe, nicht von dieſem Glauben gedrängt zu werden; die lutheriſchen Mißbräuche billige man gar nicht. Das Volk ſei auch entſchloſſen, den lieben Eidgenoſſen die Bünde, in welche ſie aus Gnade aufgenommen worden, getreulich zu halten, und bitten ſie die lieben Eidgenoſſen: „daß ſy gnad ob uns armen lüten haben; das wend wir verdienen um ein lobliche Eidgnoſchaft mit eer, lyb und guot“.

Die Botſchaft der zehn Orte wurde arg geſtört durch die Vorgänge im Thurgau. Die Geſandten und Landvogt Amberg gaben ſofort an alle Orte genaue Kundſchaft. Zürich erklärte „ylends“ durch Ausſchreiben an ſämtliche Orte, wie ernſt es die Seinigen von Ittingen heimgemahnt, und an dem Aufruhr „treffenliche beſchwerd empfangen“, auch bereit und gutwillig ſei, gemeinſam mit den übrigen Orten zu ſchaffen, „daß wir in frid und ruow blibent“.

Biſchof Hugo erhielt ſofort Kenntnis von der Gefangennahme des Pfarrers von Burg und dem Aufruhr in Stammheim, wurde aber mit der Sache weiter nicht behelligt. Landvogt Amberg ſammelte, unterſtützt vom thurgauiſchen Landadel, eine ſtattliche Schar von Kriegsknechten, welche ſich bei Ittingen und Frauenfeld den Aufſtändiſchen entgegenſtellten. Der Rat von Zürich handelte, um den Ausbruch eines Bürgerkrieges zu vermeiden, mit diktatoriſcher Gewalt. Er zwang ſeine Angehörigen ſich von Ittingen, zurückzuziehen, und ſtellte gegen die Aufſtändiſchen 4000 Mann ins Feld. An alle Orte wurde geſchrieben, und der Rat zu Schaffhauſen um Vermittlung erſucht.

Die Ereigniſſe erſchienen derart ſchwer und groß, daß ſchon am 19. Juli 1524 die Tagſatzung zu Frauenfeld ſich einfand, „zuo radtſchlagen, wie man diſen ſachen thuon wöllen, und ſömlichen ufruoren fürkommen; und waren die Eidgnoſſen gar grimmig“, ſchreibt Bullinger. Auf dem Tage gab es gegenſeitige Vorwürfe. Meiſter Hans Öchsli war vom Landvogte gemäß den Mandaten der zehn Orte gefangen worden. Zürich ſah darin Überſchreitung der Vogteigewalt und Eingriff in ſeine Herrlichkeit. Der Landvogt habe in fremdes Gebiet eingegriffen; er hätte nicht derart voreilig bei Nacht und Nebel handeln ſollen. Die zehn Orte hielten entgegen, wegen einer Gefangennahme im Gebiete der

Landvogtei hätte kein Aufruhr entſtehen ſollen. Dazu habe man das Kloſter Ittingen verbrannt; daran tragen nach guter Kundſchaft „das vögtly“ Hans Wirt, und ſeine Söhne, nach Salat, „etwan pfaffen, gar redlich vorfechter und houptlüt Belials“, ſowie Burgermeiſter Konrad Steffan, Prädikant Erasmus Schmid von Stein, Konrad Wepfer von Stammheim, die Hauptſchuld.

Die zehn Orte behaupteten, der Handel ſei, weil Aufruhr, Kirchenentweihung und Kloſterſturm, als „malefiziſch“ mit dem Panner, vor dem Landgerichte in Frauenfeld zu beurteilen; Zürich wandte ein, wenn auch jemand ſchuld ſei, „ſölle man ſy mit Recht, und nit mit dem panner und gwalt ſtraffen; und embüttend ſich hiemit zuo hälfen zuo rächtlicher ſtraff.“ Nicht nur die zehn, ſondern auch die fünf Orte waren uneins, wie gegen die Empörer vorzugehen ſei. „Deren vil vermeintend, mit dem gwalt und panner die von Stammheim und Stein zuo überziehen, und mit der hand, von wägen des ufruors zuo ſtrafen.“ Ein ſolches Vorgehen bedeutete jedoch den offenen Krieg mit Zürich als Gerichtsherr in Stammheim und Landesherr zu Stein.

Die fünf Orte berieten die Sache auf einem Tage zu Beckenried, kamen aber zu keinem Entſchluſſe; „indem aber die botten im entſchließ unglych, ward angeſehen, heim zuo bringen“, erzählt Salat. Nicht nur in den fünf Orten, ſondern auch bei den andern Eidgenoſſen erregten die Vorgänge zu Ittingen großes Aufſehen und ernſte Spannung gegen Zürich. Seiner Fürſorge zur Aufnahme des Evangeliums in den Vogteien ſchrieb jedermann die böſen Vorfälle im Thurgau zu; man zweifelte deswegen ernſtlich, daß der Rat von Zürich, welcher drei Rädelsführern zur Flucht verholfen, die übrigen gebührend ſtrafen werde.

Der Urheber aller dieſer Verwicklungen, Ulrich Zwingli, tritt äußerlich wenig in Vordergrund. In ſeiner Hand lagen jedoch alle Maßregeln und Entſcheide, welche der Rat in dieſen Händeln fällte; auf ihn, als Urſacher der Wirren, legten die zehn Orte die Hauptſchuld. Wie der Reformator gerade in dieſen Tagen dachte, ſchrieb und handelte, beweiſt ſein Hirtenſchreiben vom 16. Juli 1524. Dasſelbe iſt, im Gegenſatze zur Prophetenſprache im „Hirt“, im lateiniſchen Texte eine Nachbildung pauliniſcher Schreibart, gerichtet: „An die erſamen Landrath und ganzen Gemeind ſines Vaterlands, der Gravſchaft Toggenburg.“ Neue Gedanken

enthält der Brief keine, ſondern wiederholt die Schlußrede, daß die Verführniſſe des Papſttums und des Teufels müſſen abgetan, und das göttliche Wort allenthalben gepredigt werden. Die lieben Toggenburger fordert der Reformator zum Danke gegen Gott auf, daß er ſie endlich „us den egyptiſchen Finſternuſſen der irrſäligen menſchenleeren durch den ſunderbaren ratſchlag der göttlichen Wysheit in das wunderbare liecht ſines wortes gefürt habe.“ Gegenüber dem Lügen, Trügen und Schreiern des „böſen Werkes“ habe der Toggenburger ehrſame Weisheit wohl und chriſtenlich gehandlet, daß ſie ſich von keinem Herrn verbieten laſſen, den rechten Glauben und all ihr Vertrauen auf Gott zu ſetzen, und nicht auf eines jeden vortragen die Verkündiger des göttlichen Wortes ohne Recht fachen, käſtigen und tödten laſſen. Der gemeine Mann mag es wohl eine Zeit lang dulden, daß man ſeine frommen Lehrer auf Befehl der gewaltigen Prälaten verfolgt und vertreibt; ſolches wird auf die Länge nicht Beſtand haben, ſondern viel Unruhe bringen. „Dann der künftigen Ufruoren ſeh' ich kein größere Urſach, als daß man ſo frevenlich, uß etlicher unſinniger Pfaffen vorrätſchen, gleich die Verkündiger des göttlichen Wortes überfallen und metzgen will, und nit einſieht, daß uns dieſelben Pfaffen ſo lange Jahre in harte Kriege geführt haben, ſondern man läßt ſich durch dieſelben noch witer verhetzen.“

Der Brief iſt eine lange Belehrung über die verbotenen Götzenzierden der Bilder und Ornate, welche Gott zum Dienſte der Armen verordnet hat, über die falſche Rotte der Pfaffen und Mönche, welche die reine Lehre Chriſti vom Nachtmahl aus Geiz und Mutwillen in ein Opfer verkehrt und die Leute betört haben, ſie würden durch Meßhalten „ſchläflingen“ zum Heile gelangen, während die Welt blindlings ihren Gelüſten und Leidenſchaften fröne. Wollen wir Gottes Lieblinge ſein, ſo dürfen wir ſein Wort nicht zwiſchen Wänden erlernen, ſondern von ihm ſelber. Denn niemand kommt zum Vater, denn Chriſtus habe ihn gezogen, und ſie werden alle von Gott gelehrt.

Längſt hätte Zwingli gerne über ſolche Anliegen geſchrieben; er wollte jedoch dem Tadel ausweichen, als ſuche er bei Menſchen ſeinen Troſt, während die Frommen in Zürich ihm nichts wider Recht antun laſſen, ſo daß er desſelben in Gottes Kraft wohl entbehren mag. Auch wollte Zwingli die Perlen nicht vor die Schweine

werfen, noch ſich gegenüber den Aufſätzen ſeiner Gegner in Gefah begeben und die Bauern zum Aufſtand entfachen. Die Frommen in Lande Toggenburg ſollen Gott dienen im Geiſte und in der Wahr heit, alle Stuck thuon nach dem Evangelium, und all ihren Tro und Schirm auf Gott den Allmächtigen ſetzen. Wer ihnen ſolche verbieten will, dem ſollen ſie antworten: Man muß Gott meh gehorchen als den Menſchen. „Sind wacker und unerſchrocken Gott, der üch erwählt hat, daß ihr in ſinem Lichte wandelnd mehre ſich in üch, daß ir in allem Guoten zuonemind, uf da der Nahm Gottes durch üch erhöcht und geheiliget ſyge, und i nach diſem Jammer ein ewig luſtbarkeit by im beſitzind. Amen!

Dem Magiſtrate von Zürich kamen der Aufruhr zu Stamm heim, und mehr noch die Freveltaten in der Kartauſe Ittinge höchſt ungelegen. Konnten doch beide Ereigniſſe den ſicher gehofften Fürgang des Evangeliums hemmen, den angedrohten Ausſchlu von den Tagſatzungen, die Kündigung der Bünde beſchleunigen und Zürich mit den Eidgenoſſen in ernſte Verwicklungen bringen Es geſchah ſofort das Möglichſte, den Eidgenoſſen gegenüber di unbeſtreitbare Mitſchuld als möglichſt gering hinzuſtellen, und ernſte Beſtrafung der beteiligten Untertanen zu verſprechen.

Gemeinſam mit den Ratsboten von Schaffhauſen ritten auch ſolche von Zürich nach Ittingen und Frauenfeld, um zu beruhigen und „Unrath abzeſtellen“. „Hand unſer Eidgnoſſen von Zürich konnten die Boten der zehn Orte heimberichten, ir treffenlich bot ſchaft darzwüſchen geſchickt, und dermaßen mit allem ernſt ge handlet, als ob diſer handel inen unwüſſend, ſunder ganz leid ſye.“ Sofort wurde auch in die fünf Orte, welche „den Handel für derlich zuo büßen“ drohten, eine Botſchaft verordnet. „Da ſich aber die Zürcher nit ſumptend, beſtätigt Salat, ſunder verfahen ſich deß, ſo dann vorhanden war under den criſtenlichen orten; ſchickten flux ir ernſtlich treffenlich bottſchaft zuo den fünf Orten, von ort zuo ort, mit langer meinung und hohem entſchuldigen, wie dieß und jens, hie und dört gſyn, mit ernſter, langer, wolbeglimpfter und trungenlicher pitt, daß man hierum nüt unfründlichs ſölle fürnemen, noch tätlich handlen. Sy wettend mit höchſtem vlyß und ernſt darob und an ſyn, alle die, ſo ſchuld und urſach diß handels trüegend, jeden nach ſynem verdienen, zum höchſten ſtrengiklich zuo ſtrafen.“

Ende Juli 1524 ritten die Boten von Zürich in die einzelnen Orte. Sie erfuhren, daß der Kloſterſturm überall einen ſehr übeln Eindruck gemacht hatte. Zu Bern erklärte der Rat: er habe an dem unchriſtlichen Handel zu Ittingen gar kein Gefallen, und verlange, daß die frevlen Täter von der Obrigkeit in Zürich zur Abſchreckung anderer nach Erbieten geſtraft werden. Wenn der Rat von Zürich nicht ſtark genug ſei, die Übeltäter zu ſtrafen, ſo wolle man ihm den nötigen Beiſtand leihen. Dagegen iſt der Rat zu Bern nicht geſonnen, bei dieſen ſchweren Zeitläufen mit Kriegsmaßregeln und Gewalt einzuſchreiten, wodurch Widerwärtigkeiten gepflanzt und die Eidgenoſſenſchaft zerſtört würde. Bern wahrt ſich ſeine Herrlichkeiten im Thurgau, und wird davon nicht abſtehen; auch ſoll ſein Bote bei Beſtrafung des Pfarrers Öchsli von Burg mitwirken. Zu Baſel empfand der Rat großes Bedauern über die Unruhen im Thurgau, war aber erfreut, daß Zürich, zu Frieden und Einigkeit ſonderlich geneigt, ſich ernſtlich bemühe, die Unruhen abzuſtellen; er anerbot den Räten von Zürich, ſeinen geliebteſten Freunden, in allweg ſeine guten Dienſte. Auch Glarus bezeugte ſeine Freundſchaft, doch mit höchlichem Bedauern und Mißfallen, daß an einigen Orten des Zürcherbiets die Bilder zerſtört, in ſeinem Gebiete wie in den gemeinen Vogteien andere ungebührliche Dinge verübt werden. Solothurn wünſchte, daß Zürich die Mißhändel abſtelle, alle jene, welche die grobe Freveltat zu Ittingen begangen, beſtrafe, und will dabei behülflich ſein. Wenn Zürich von ſeinem Vorhaben nicht abſtehe, will Solothurn mit den drei andern vermittelnden Orten „reden und erkunden, das wyter darin zuo handlen.“ Die öſterreichiſche Regierung zu Innsbruck verſicherte Zürich ihrer Friedensliebe, und bot, gleich Biſchof Hugo, mit nachbarlichem Willen dem Rate von Zürich bei weitern Mißhelligkeiten „ganz guotwillig, mit allem ernſt und fleiß“ ihre Vermittlung an.

12. Tagſatzungen zu Luzern und Baden. Der Ittinger Prozeß.

Die Tagſatzung zu Luzern begann am 3. Auguſt 1524. Zürich war ebenfalls, wie Schaffhauſen und Appenzell, vertreten. Seine Boten, Jakob Grebel und Konrad Eſcher, erklärten, Zürich anerbiete ſich, ſeine Angehörigen von Stein und anderswo ſelber zu beſtrafen. Betreffend die von Stammheim und andere

den hohen Gerichten der regierenden Orte Zugehörige, welche im Wellenberg gefangen liegen, wolle Zürich alle Orte gemeinſam handeln laſſen, und bitte, dafür einen Tag nach Zürich anzuſetzen. Dieſer Antrag beliebte nicht: weil es ſich um alle bei Aufruhr und Kloſterſturm Beteiligten, auch um Frevel gegen die Bilder und andere Sachen handle, ſollen die Gefangenen von Zürich nach Baden, als allen gemeine und gleiche Stadt gefertigt, dort verhört und abgeurteilt werden. Es wurde deshalb auf 16. Auguſt 1524 ein Tag nach Baden angeſetzt. Zürich ſoll bis dahin den übrigen Orten ſeine beſtimmte Antwort geben, ob es den Eidgenoſſen widerfahren wolle oder nicht. Für den Fall der Widerſetzlichkeit gegen eine Beſtrafung ſoll jeder Ort ſich kriegsbereit halten und wachen, daß jeder Ort bei ſeinen Rechten und die Bünde aufrecht bleiben.

Der Legat Ennius Filonardi legte dem Rate von Zürich und den Tagherren ſchriftlich ein päpſtliches Schreiben, wohl das Breve: „Etsi vestra virtus“ vor. Er verlangte auf Wunſch des Papſtes, vor ſeiner Romreiſe zu wiſſen, was Zürich und die Eidgenoſſen in den lutheriſchen Händeln zu tun gedächten. Die Schreiben wurden verleſen, und der Legat auf den Tag zu Baden vertröſtet. Zu einer fremden oder geiſtlichen Einmiſchung kam es nicht; doch nahm Zürich von Biſchof Hugo die Freundlichkeit an, daß er Pferde lieh, damit ſeine Boten reiſen konnten.

Aus den Akten geht nicht hervor, ob der Beſchluß wegen dem Gerichtsſtand in Baden nur von ſechs oder mehreren, oder allen zwölf Orten einhellig gefaßt wurde. In Zürich ſtieß der Beſchluß nach Rückkehr der Boten ſofort auf Widerſpruch. Der Rat erſuchte die zwölf Orte, Luzern insbeſondere, ſchon am 6. Auguſt 1524, auf ihren Beſchluß zurückzukommen, und in ein Gericht über Schuld und Strafe über die beim „Gelöuf“ nach Ittingen Beteiligten in Zürich einzuwilligen. Ein Verhör in Zürich könne die Gefahr verhüten, daß Unſchuldige mit den Schuldigen beſtraft würden. Der Rat von Luzern wurde gebeten, in dieſem Sinne bei den andern Orten einzuwirken.

Auf der Tagſatzung zu Baden, 16.—21. Auguſt 1524, waren alle dreizehn Orte vertreten, Zürich wiederum durch Jakob Grebel und Konrad Eſcher, Bern durch Sebaſtian vom Stein, das Haupt der katholiſchen Partei im Rate, Solothurn

durch den katholiſchen Schultheißen Peter Hebolt. Den Boten lagen ausführliche amtliche Kundſchaften über die Predigten und den Bilderſturm zu Stammheim und den Überfall der Kartauſe Ittingen, nebſt genauer Schätzung des an den beiden Orten geſchaffenen Schadens vor; für Ittingen allein war derſelbe auf 20,000 Gl. berechnet. Der Prior verlangte als Erſatz 12,000 Gl. Die Angaben bei Salat ſind dieſen Klageſchriften entnommen.

Landvogt Amberg berichtete ſodann, die Bauern im obern und niedern Thurgau bezeigen ſich immer widerwärtiger und wilder. Sie drohen offen, klagte er zum allerhöchſten, daß ſie nächſtens auch an die andern Gotteshäuſer, dann an die Edlen und Reichen geraten wollen. Den eidgenöſſiſchen Landvögten und den „vier Örtli“ werden ſie fürder Gehorſam, Zehnten und Abgaben verweigern, eine gemeine Teilung vornehmen. Die Gerichtsleute, welche Frevel büßen oder Bußengelder einziehen wollen, ſeien des Lebens nicht mehr ſicher. Mit Hilfe der Zürcher Bauern, der Rheintaler, Toggenburger und Gotteshausleute von St. Gallen wollen die Thurgauer freie Leute werden. Wenn die Appenzeller die Klöſter St. Gallen und Rorſchach überfallen, werden ſie im Thurgau ihren Klöſtern das Gleiche tun. Es wurde darüber ernſtlich geratſchlagt, und am 21. Auguſt 1524 ein Mandat gegen die Frevler zu Ittingen erlaſſen. Wenn die Bauern bis 2. September 1524 ſich nicht zum Gehorſam erklären, ſollen ſie dazu gezwungen werden. Jeder Ort ſoll gerüſtet ſein, dem Landvogt bei Ausbruch eines Aufſtandes ſogleich Hilfe zu leiſten.

Der Fürgang des Evangeliums hatte bereits ernſtliche Verhandlungen mit Öſterreich zur Folge. Auf der Tagſatzung fand ſich der kaiſerliche Sekretär Dr. Veit Suter ein. Er beſchwerte ſich im Auftrage des Regiments zu Enſisheim, wie die Untertanen in der Stadt Waldshut, verleitet durch ihren Prieſter, Dr. Hubmeier, eifrig der lutheriſchen Lehre, dieſer Quelle alles Unheils und Ungehorſams gegen die Obrigkeit, anhangen, und trotz allen Befehlen den Prieſter nicht wegweiſen wollen, und zwei von Stein, welche Urheber des Aufruhrs im Thurgau und des Überfalls von Ittingen geweſen — Konrad Steffan und Erasmus Schmid — beſchützen. Die Eidgenoſſen werden angefragt, wie ſie ſich gegen Angehörige verhalten würden, welche denen von Waldshut Hilfe leiſten, und ermahnt, die lutheriſche

Lehre ernſtlich zu unterdrücken und zu ſtrafen. Die Eidgenoſſen baten, die Regierung zu Enſisheim möge die flüchtigen Aufrührer auf Betreten fangen und ausliefern, Angehörige der Eidgenoſſen, welche den Waldshutern zu Hilfe kämen, gleich den ihrigen beſtrafen, und die neue Lehre in den Erblanden unterdrücken.

Die Hauptfrage der Tagſatzung war die Auslieferung der Gefangenen, nämlich der im Wellenberg liegenden Aufrührer und Bilderſtürmer von Stammheim: Untervogt Hans Wirth, ſeine geiſtlichen Söhne Hans und Adrian, und Burkard Rüttiman, Untervogt zu Nußbaumen, an das außerordentliche Gericht zu Baden. Am 19. Auguſt 1524 erkannten Burgermeiſter, Rat der Vierzig und Zweihundert der Stadt Zürich, daß ſie den neun Orten die Gefangenen übergeben, um dieſelben in Baden verhören zu laſſen, und zwar auf deren Erbieten „nützit dann billichs, gebürlichs, und das ſich dem rechten zyme", mit denſelben zu handeln. Die Räte von Zürich erklärten, daß die Eidgenoſſen Zürich „mit keinen eren, fuogen, billichkeiten und rechten ſolich gefangen, lönnind, ſöllint und mögint verhalten", wie es die Bünde und das Stanſerverkommnis enthalten.

„Doch mit begär und pitt, wie Salat auch hierin genau berichtet, man wette die gfangnen allein fragen von des brands, roubs, nams, und ſchantlicher ufruor, zuo Ittingen begangen, wegen, und nit wyter von der nüwen leer und ſekt. Daruf inen mit beſcheidner andtwurt begegnet, und wurden beſunder perſonen von den botten darzuo verordnet, die gfangnen mit und one marter gefragt um all handlung zuo Ittingen, vor und nach ergangen, und ſuſt um allerley hendlen wegen, ſo den botten durch kundſchaft muntlich und ſchriftlich fürkon war."

Am gleichen Tage wurden die vier gefangenen Stammheimer nach Baden abgeführt. Der Magiſtrat von Zürich gab den Gefangenen als Begleiter vier hervorragende Ratsherren, als erſten Jakob Grebel, nach Baden mit, um zu ſorgen und anzuhalten, daß mit denſelben gebürlich und mildiklich verfahren werde. In Zürich machte dieſer Ausgang großes Aufſehen. Ein Bürger, Offrion Setzſtab, rief vor Zeugen aus: „Gſchow, das machent unſer pfaffen; daß gottswunden ſi ſchänd und das evangelium!" Im Rate war nach Bullinger ernſter Streit geweſen. Zwingli predigte ernſtlich darüber, und vermeinte, wie Bullinger erzählt,

eine Stadt Zürich hätte keineswegs von Brief und Siegeln und gemeinem Landsbrauch gehen, ſondern erſt dann die Gefangenen ausliefern ſollen, nachdem ſich bei ihnen, denen das „erforſchen“ zugeſtanden, genugſam ergeben hätte, daß die Mißſtände malefiziſch ſeien. Er erklärte, Gott werde die Zürcher darum ſtrafen, und ermahnte das Volk, Gott ernſtlich anzurufen, daß er den Gefangenen ſeine Gnade mitteile, ſie tröſte und im wahren Glauben ſtärke.

Die Zuſage, nicht über die Religion zu fragen, erkannten die neun Orte nach langem Streite als unzuläſſig, weil gemäß der Aktenlage „dieſer handel nicht könnte ohne nachfrag des glaubens erkundiget werden.“ So berechtigt dieſe Begründung ſachlich war, die Ratsboten von Zürich ſahen darin einen Wortbruch, legten Verwahrung ein, und zogen ſich von den Verhören zurück.

Was verborgen werden ſollte, wurde offenbar, daß Zürich und deſſen neue Religion im Ittingerſturm eine große Rolle geſpielt hatten. Die Klageſchriften des Landvogtes, welche der Tagſatzung vorgelegen, wurden von den ſechs Frageherren den Verhören zu Grunde gelegt. Die peinliche Frage der Folter geſchah nach Bullinger unter ſehr rohen Szenen und Geſpötte einzelner Richter. Was die beiden Geiſtlichen Adrian und Hans Wirth ſeit Anfang 1524 in Stammheim gepredigt und getan hatten, entſprach in allem der Lehre Zwinglis und den Mandaten des Rates von Zürich. Der greiſe Vater Hans Wirth bezeugte mit weinenden Augen, er ſei mit den Vorgängen in Ittingen nichts weniger als einverſtanden geweſen, und habe umſonſt dem Sturme zu wehren geſucht. Auf Andringen der Rädelsführer, beſonders der beiden Häupter des neuen Glaubens in Stein, Konrad Steffan und Erasmus Schmid, hatte der alte Vogt im März 1524, das Panner der verbündeten Bauern übernommen.

Dieſe beiden hatten nach Ausſage des Untervogtes, mit der Axt bewaffnet, die Bauern nach Ittingen geführt, und zu Sturm, Plünderung und Brand aufgereizt. Vater und Söhne Wirth beſtritten jede Mitſchuld und tiefere Kenntnis in Bezug auf die ärgerlichen Vorgänge in der Kartauſe, nachdem ſie auf erſte Warnung des Rates von Zürich gehorſam nach Hauſe giengen, weil ihnen die Sache nicht gefallen, ſondern „leid gſin“. Ähnliche Ausſagen machte Untervogt Burkard Rüttimann. Die bezüglichen Angaben in den Abſchieden bei Bullinger und Salat lauten übereinſtimmend.

Die vier Gefangenen hofften auf eine milde Behandlung „begertend all hier gnaden, wettend ouch sollichs oder dergliche nimmermer tuon. Also ließ man die vier ligen uf wintern bescheyd". Zwei weitere Tagsatzungen zu Baden am 3 und 23 September, beschäftigten sich angelegentlich mit dem Handel. Allein die Hauptursacher, Konrad Stettler und Erasmus Schmid von Stein, Konrad Wepfer von Stammheim, weilten außer Landes in Sicherheit. Dagegen war „Bart Schoch" von Frauenfeld nach Baden in Haft und Verhör gebracht, aber bald gegen ziemliche Urfehde und Geldbuße hin entlassen worden.

Weniger milde erging es den Gefangenen von Stammheim. Die Ratsverordneten von Zürich beteiligten sich wieder bei der Schlußverhören, nicht aber beim Urteilspruche. Ratsherr Hans Escher vertraute sich im Namen des Rates bei den Richtern inständig für die Gefangenen, namentlich für den Vater Hans Wirth, mit Rücksicht auf seine sorgsame fromme Frau, die zahlreiche Familie und das ehrbare Geschlecht. Der Untervogt sei bei allen Leuten ein „verrüemt ersamer redlicher und trumlicher ja auch gehorsamer und der oberkeit gantz ja gar ersamer man gewesen, der sunst ouch jedermann mengklich gutz und ersamlichen gethan habe".

Ammann Hieronimus Stocker von Zug, vor Ausbruch der Glaubenswirren zweimal Landvogt im Thurgau, gab dem Untervogte auf Verlangen das denkwürdige Zeugnis, er hab denselben stets als einen unbescholtenen, ehrsamen aufrichtigen freundlichen, aufrechten und redlichen Mann erfunden, der ihn und der Landvogtei Diener stets freundlich aufgenommen habe. Er sei gegen Heimische und Fremde gast- ja kostfrei gewesen. Sein Haus sei wie ein Kloster Wirtshaus und Spital gewesen. Er Ammann Stocker, wisse nicht, welcher Teufel diesen Mann „in die ufruor" gebracht habe. Weil er aber die Bilder der Mutter Gottes und St Annen verbrannt habe, müsse er sterben. Recht ohne Zug und Recht antwortete ihm Vogt Escher. So müsse Gott sich des frommen ehrlichen Mannes erbarmen. „Das müsse mit der Zyt nit gut geplust gegen einander machen." In keinem Falle ist der Prozeß gegen die vier Männer aus Stammheim, welchen Salat abwendend kurz berührt in Verlauf und Ausgang von Leidenschaft und Harte freizusprechen.

Eines ſchweren Rechtsübergriffes machten ſich die Tagboten und Fragherren zu Baden gegenüber Biſchof Hugo und dem biſchöflichen Gerichte zu Konſtanz ſchuldig. Die beiden Söhne Hans und Adrian, der erſtere ſeit kurzem mit einer Konventfrau aus der Samnung zu Winterthur verheiratet, beſtritten, am Bilderſturm in Stammheim ſich beteiligt zu haben; eine Mitſchuld an den Vorgängen zu Ittingen war nicht zu erweiſen. Dagegen geſtand Adrian Wirth, er habe in Stammheim „uff zwingliſch art gar geprediget und ſich gehalten, vermeint ouch nochmalen, daran nicht unrecht ton han“. Hans Wirth bekannte, daß er nach dem Götzenſturm, um die Tat zu entſchuldigen, auf Anſuchen der Gemeinde, in der Kirche gepredigt: „daß die von Stammheim ihr leben lang nie kein criſtenlichere tat getan, dann daß ſy die bilder verbränt.“ Nun aber waren beide Söhne katholiſche Prieſter, der Häreſie und des Abfalls ſchuldig. In Bezug auf dieſe kirchlichen Vorgehen aber unterſtanden ſie den „privilegium canonis“ und dem biſchöflichen Gerichtsſtande. Es lag alſo eine gröbliche Verletzung der geiſtlichen Immunität vor, welche das kirchliche Recht mit der „excommunicatio latæ sententiæ“ belegte.

Das Urteil über die vier Gefangenen wurde am 28. September 1524 gefällt. Zürich hielt ſich ferne und Glarus ſtimmte nicht dazu. An drei Gefangenen, Vogt Hans Wirth, ſeinem Sohne Hans, ſowie an Untervogt Burkard Nußbaumer, wurde das Urteil, aus Gnaden mit dem Schwerte gerichtet zu werden, am gleichen Tage vollzogen. Die Verurteilten tröſteten ſich gegenſeitig und wieſen den Beiſtand des katholiſchen Geiſtlichen zurück. „Das ouch vil frommer lüthen zu hertzlichem weynen bewegt und allerlei nachgedänkens gebar.“ Mit Nikolaus Hottinger wurden die drei Hingerichteten ſofort als unſchuldiges Blut und ſpäter als erſte Blutzeugen des evangeliſchen Glaubens gefeiert. Noch ſpäter ſpricht der Chroniſt Bullinger von einem Gottesgerichte, welches Ammann Stocker und Landvogt Amberg ſpäter getroffen habe: „Gottes Gericht ſind wunderbar! Sera semper tacitis pœna venit pedibus!“

Adrian Wirth wurde auf Bitten ſeiner braven Mutter begnadigt. Er mußte geloben, eine Wallfahrt nach Einſiedeln zu tun, dort zu beichten, nie mehr Meſſe zu leſen und zu predigen. So maßten ſich katholiſche Laien die Gerichtsbarkeit über Geiſt-

liche an, ohne sich im Geringsten um das bischöfliche Ansehen und das Edikt von Regensburg vom 16. Juli 1524, welches die Beurteilung der Häretiker den bischöflichen Gerichten übertrug, zu kümmern. Der Rat von Zürich handelte später in gleicher Weise und ernannte ihn zum Pfarrer von Altdorf bei Kyburg. Derselbe starb 1563 als Dekan des Kapitels Wetzikon.

Mit dem Urteilspruche zu Baden waren die Schwierigkeiten und Rechtsfragen in keiner Weise gelöst, vielmehr waren die Erbitterung größer, die kirchen-politischen Verwicklungen schlimmer als je zuvor. Zürich sandte anfangs Oktober 1524 Botschaften nach den sechs vermittelnden Orten. Dieselben erklärten wiederum, gemäß vertraulicher Instruktion, Zürich werde bei seinen Verordnungen bleiben, bis es eines Bessern aus der hl. Schrift belehrt sei, und beklagten sich über den angedrohten Ausschluß von den Bünden und Tagsatzungen, die Verbindungen mit der vorderösterreichischen Regierung, Eingriffe in seine Gerichtsbarkeit, den schweren Loos der Gefangenen zu Baden. Zürich verlangte zunächst eine Tagsatzung mit den vermittelnden Orten, und darauf einen allgemeinen Tag. Der Rat wolle nicht, wie gewisse Orte, hinter den andern durchgehen, sondern offen handeln und reden. Er verlange Friede und Ruhe, und erwarte seitens der Eidgenossen freundliches Entgegenkommen.

Der Rat zu Bern antwortete, er wolle von einer Sönderung gegenüber Zürichs nichts wissen und wäre lieber mit allen Orten zusammengesessen, um in den Sachen „gute Lutterung" zu treffen. Mit Zürich und einzelnen Orten, hinterrücks den sechs Orten, zu tagen, um Ordnungen und Artikel aufzusetzen, gefalle nicht, weil etliche Artikel alle Orte berühren. Solothurn wollte ebenfalls von Sondertagen nichts wissen, welche mehr Unwillen als Gutes schaffen würden. Zürich möge unbillige Sachen, die es angenommen und geduldet habe, abstellen, damit man eher zu Rat, Friede und Einigkeit gelange. Schaffhausen war mit dem Ansuchen von Zürich einverstanden, wünschte durch einen Sondertag den fünf Orten zuvor zu kommen, und erklärte, es sei „gutlustig, willig und geneigt", den lieben Eidgenossen von Zürich alles zu tun, was ihnen lieb und kommlich sein würde. In Appenzell waren beide Landräte einverstanden, daß ein Sen-

tag einberufen würde, um die schweren Sachen abzutun, Friede und Einigkeit herzustellen. Sie wollen bei der göttlichen Wahrheit bleiben, aber mit größter Freude vermitteln helfen, die Eintracht wieder herzustellen.

Die von Zürich gewünschte Sondertagsatzung scheiterte an dem Widerstande von Bern und Solothurn; dafür wurde auf 13 Oktober 1524 eine allgemeine Tagsatzung zu Frauenfeld angesetzt. Dieselbe hatte eine große Zahl überaus schwieriger Fragen zu behandeln, welche den Eidgenossen noch vor Kurzem unbekannt waren. In zahlreichen Kirchhören des Thurgau wurde zwinglisch gepredigt und gehandelt, wie es in Zürich gebraucht wurde. Die Eidgenossen wollten das nicht dulden. Der Rat von Zürich erklärte, es habe in Stammheim, und überall, wo Zürich Gerichtsherr sei, in bezug auf Götzen, Messe und andere dergleichen Stucken bei seinen Mandaten zu verbleiben. Auch mögen die Eidgenossen solche Handlungen wider die Bilder nicht als malefiziisch ansehen; dieselben berühren das Gotteswort, und darüber haben die Eidgenossen nicht zu strafen. Zürich wird in dieser Sache Recht darbieten. Basel, Schaffhausen und Appenzell suchten zu vermitteln. Die Zürcher Untertanen, lautete ihr Schiedspruch, sollten für die zu Stammheim und Ittingen begangenen Schädigungen 6000 Gl an die zehn Orte bezahlen, dagegen solle das Gut der zu Baden Hingerichteten ihren Hinterlassenen übergeben werden. Die Aburteilung der drei Rädelsführer: Erasmus Schmid, Konrad Steffan und Konrad Wepfer, sowie der Brandstifter und Heiligtumsschänder zu Ittingen solle den zehn Orten vorbehalten bleiben. Zu Stammheim müssen Altäre und Bilder wieder aufgerichtet werden.

Bischof Hugo und Abt Franz klagten, daß viele Priester in Toggenburg, Appenzell und Rheintal ganz ungehorsam seien, mit Anzeig grober Handlungen. Der Prior zu Ittingen bat um Ersatz des erlittenen Schadens und um Herstellung der verbrannten Urkunden, Urbarien, Zinsrödel und Kirchenbücher. Zwischen Zürich und den Eidgenossen waltete Streit über Auslieferung und Gerichtsstand der nach Konstanz geflüchteten Aufrührer von Stein und Stammheim, und die Zugehörigkeit der Vorstadt Burg bei Stein. Die Regierung zu Enisheim verlangte, von den Eidgenossen unterstützt, daß Dr. Hubmeier, welcher am 1. Sep-

tember 1524 nach Schaffhausen ins Asyl der Abtei geflüchtet wer ihr zu Handen geliefert ins Gefängnis gelegt oder den Leu übergeben werde. „Solichs ward den Schaffhusern zuo mengen mal geschrieben, bemerkt Salat, doch alls umsunst."

Zwischen dem kaiserlichen Rate Veit Suter und den „von Waldstatten" war zu Baden anfangs September 1524 insgeheim praktiziert worden. Die Botschaft der letztern hatte wegen Auslieferung von Dr. Hubmeier und der Flüchtlinge aus Stein und Stammheim, zu Schaffhausen und Konstanz unterhandelt, ohne irgendwie Gehör zu finden. Die Boten haben Veit Suter erklärt, der Rat zu Konstanz weigere sich, die Flüchtlinge auszuliefern, verlasse sich bald auf die fürstliche Durchlaucht, bald auf die Eidgenossen, und stütze sich auf seine privilegierte Stellung als freie Reichsstadt. Die Botschaft habe gebeten, Erzherzog Ferdinand soll durch seinen Statthalter, Graf Rudolf von Sulz mit Konstanz handeln, das würde von Nutzen sein und bei den Eidgenossen guten Willen bringen. Mit höchster „bitt und begehr" wurde gewünscht, der Graf als Statthalter des Fürsten möge ernstlich handeln, die lutherische Sekte zu vertilgen; die Eidgenossen werden dabei redlich zu Hilfe sein, viele „hie zu enden" mögen es wohl leiden, daß den Lutherischen der Trutz gebrochen werde.

Ihm, dem Diplomaten Veit Suter, sei so viel „anzeigt", daß die lutherische Sekte mit der Zeit in Zürich und allenthalben in der Eidgenossenschaft ausgereutet werde; die von Mühlhausen und St. Gallen seien von den Tagherren „redlich capitelt worden". Zürich und Schaffhausen seien „in suspenso", bis sie den Eidgenossen mit den Thurgauern und denen von Stein gerecht werden. Der Gesandte beschwerte sich vor der Tagsatzung zu Baden, daß seitens Herzog Ulrich von Württemberg auf Burg Hohentwiel beständig gerüstet und Verbindung mit der aufständischen Bauerschaft gepflegt werde, welche mit Einfall ins Herzogtum Württemberg und einem Landkrieg drohe. Veit Suter solle die Eidgenossen ermahnen, daß sie sich an die Erbeinigung halten, und ernstlich dazu handeln, daß Herzog Ulrich keine Feindseligkeiten unternehme. Veit Suter bezeugte am 23 September 1524 seinen Freunden, daß die Eidgenossen an der neuen lutherischen Lehre keinen Gefallen finden. Er sprach die Erwartung aus, die Eidgenossen werden die Widerwärtigen des Kaisers und die Aufrührer

der lutherischen Sekte nicht schirmen, sondern zur Bestrafung ausliefern. Das Regiment werde seinerseits das Gleiche tun, und die thurgauer Flüchtlinge ausliefern. Beide Herrschaften sollen darüber einig sein und die nämlichen Mandate erlassen. Die neun Orte beschlossen darauf, wenn der Rat zu Schaffhausen den Dr. Hubmeier auf briefliches Ansuchen nicht ausliefere, werden sie denselben durch eine Botschaft dringendst ersuchen, die Eidgenossen mehr anzuziehen als einen ketzerischen Pfaffen. Allein Dr. Balthasar wurde nicht ausgeliefert, er und seine Anhänger zu Waldshut, im Schwarzwald, Breisgau und Schwaben fanden vielmehr Schutz, Rat und treue Bundgenossenschaft in Zürich, so daß die österreichische Regierung abermals Grund zu ernsten Maßregeln gegen Waldshut und Klagen gegen Zürich und Schaffhausen hatte.

II. Kirchliche Händel und Kriegsgefahren.

1. Waldshuterhandel und Kriegsgefahr in der Eidgenossenschaft. 2. Oktober bis 12. Dezember 1524.

Dr. Balthasar Hubmeier, „ein gelehrter und verkehrter Kopf", hatte zu Anfang des Jahres 1524, mit Hilfe der handfesten Bürger zu Waldshut die Predigt des Evangeliums eingeführt. An Pfingsten wurden acht katholische Priester vertrieben. Die Bürgerschaft erklärte, beständig bei Dr. Balthasars Lehre verbleiben zu wollen. Dafür drohten Erzherzog Ferdinand und die Regierung der Stadt mit Belagerung und Entzug ihrer Rechte. Dr. Hubmeier mußte anfangs September 1524 sich flüchten und begab sich nach Schaffhausen. In Stadt und Landschaft Zürich zeigten sich wegen des hl. Evangeliums große Sympathien für die bedrängte Stadt, überdies großes Verlangen, dem feindseligen Regimente gegenüber die Freiheit der bedrängten Konfizienzen zu verteidigen. Zugleich bot sich Gelegenheit, das Haus Österreich, welches eifrig und entschieden gegen die neue Lehre auftrat, als Feind der Stadt Zürich und ihres Glaubens zu behandeln.

Die Emporung der Waldshuter stand im engsten Zusammenhange mit der von Thomas Münzer geschürten Erhebung der

Bauern im Klettgau, Hegau, Schwarzwald und Elſaß. Zwingli und die Räte unterhielten lebhafte Beziehungen mit den Frommen zu Waldshut und den Bauern; ſie verwandten ſich eifrig für die Stadt. Allein die Herrſchaft erblickte darin, wie die neun Orte, eine Unterſtützung des Widerſtandes und Abfalles gegenüber der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit. Mit Zuſtimmung von Bern, gegen die Meinung von Baſel, Schaffhauſen und Appenzell, unter Verwahrung der Boten von Zürich, kam eine Vereinbarung zwiſchen der Regierung zu Enſisheim und den Eidgenoſſen der neun Orte zuſtande, „daß jeder teil dem andern ſin widerwertigen, ſo hinder die ander flieſen wurden, überantwurten, und doch ſöllichs niemant ſiner obrigkeit nachteilig ſin ſölle.“ Schaffhauſen weigerte ſich aber, von Zürich und Baſel unterſtützt, dieſem Abkommen gemäß Dr. Balthaſar an Bern auszuliefern.

Mit dem Handel des Doktors von Waldshut ſtand eine andere Angelegenheit in Beziehung, welche große Schwierigkeiten bereiten konnte. Die kaiſerlichen Geſandten klagten, es ſeien 140 Zürcher den Aufrührern in Waldshut zu Hilfe gezogen; es verlaute, Zürich zahle jedem einen Batzen Sold, und habe für den Notfall ein Heer von 6000 Mann zu ſenden verſprochen; Speiſe und andere Löhnung tragen die Waldshuter. Die Geſandten wollten wiſſen, wie ſich dieſes Verhalten gegenüber der Erbeinigung und den Verträgen mit dem Hauſe Öſterreich vereinbare, und was die Eidgenoſſen in dieſem Handel zu tun gedächten. Dieſe Anfrage war von ſehr ernſter Bedeutung. Waldshut war öſterreichiſche Landſtadt, welche mit den Eidgenoſſen und Zürich in keinen burgrechtlichen Beziehungen ſtand. Das Erſcheinen der 140 Freiſcharen aus Zürich war eine grobe Verletzung der Erbeinigung mit dem Hauſe Öſterreich und ein Übergriff in fremde Hoheitsrechte.

Wirklich waren am 2. Oktober 1524, angeblich bei Nacht und Nebel, bereits 140 Freiſcharen aus Stadt und Land Zürich nach Waldshut gezogen; 160 Mann rückten unter einem Panner mit den Stadtfarben ſpäter nach. Ihr Anführer war Rudolf Collinus. „Chriſtus Jeſus ein ſun Gottes ſyge, wie die Auszüger an den Rat ſchrieben, unſer houpt und Houptmann. Wir allſamen ſind des gemüets, daß wir wend zuo unſern guoten nachpuren und brüedern in Chriſto Jeſu unſerm herren, welche guoten brüedern zuo Waldshut unbillichen, ungöttlichen, an alles recht und billikeit gewaltiget

werden von etlichen fyenden des helgen gottswords; denſelbigen wend wir byſtan mit lyb, ſeel, eer und guot, und das allſamen durch keines gelts noch einicherley nutzes willen, ſunder allein durch der lutren, waren, unbetrogenlichen leer und wort und eer Gottes. Hoffend, es werde dienen zuo nutz und eer einer loblichen ſtatt und ganzem land Zürich. Wyter iſt kein ufwigler under uns, ſonder der geiſt Gottes het ein jetlichen beſonder bewegt, lyb, ſeel, eer und alle macht darzuoreichen, daß das heilſame Gotteswort beſchützt und nit von den gottloſen ſo unwiderſprochenlich undertruckt wurde."

Allein weder die Regierung zu Enſisheim noch die eidgenöſſiſchen Orte waren mit dieſer Beſchirmung des göttlichen Wortes zu Waldshut einverſtanden. Sie wußten auch, daß der oberſte Hauptmann in Zürich reſidierte. Als die 300 Zürcher an der Klingnauer Kirchweihe, 10. Oktober 1524, zu Waldshut mit der großen Glocke ſtürmten, auch in Hacken und Büchſen ſich übten, um ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen, erfolgte daraus „nit wenig lärmen". Dieſer war um ſo berechtigter, weil Zürich beim Aufſtande der Bauern im Schwarzwald, in der Landgrafſchaft Stühlingen und der Grafſchaft Sulz zur Förderung des göttlichen Wortes nach ſeinen Mandaten ebenfalls beteiligt war, zudem mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg gegen Öſterreich in gefährlichen Praktiken ſtand. Die Waldshuter verließen ſich auf den Beiſtand von Zürich, und erklärten bei allen Friedensverhandlungen der Herrſchaft, ſie laſſen ſich in keiner Weiſe von der Predigt des hl. Evangeliums durch Dr. Balthaſar oder andere drängen, noch deswegen beſtrafen. Das Haus Öſterreich aber war in keiner Weiſe geſonnen, zu Gunſten des göttlichen Wortes auf ſeine landesherrlichen Rechte über Waldshut und die ſchwäbiſchen Gebiete zu verzichten.

Auf dem Tage zu Frauenfeld richteten zunächſt Statthalter und Regiment des Reiches durch eine Botſchaft die ernſtliche Beſchwerde und Bitte an die Eidgenoſſen, daß Herzog Ulrich, von den aufſtändiſchen Bauern unterſtützt, mit dieſen allerlei Unruhen errege. Es ſei zu befürchten, daß der gemeine Mann, ohnehin durch die lutheriſche Lehre zu Aufruhr geneigt, zu Empörungen ſich werde aufreizen laſſen, welche das Reich und die Eidgenoſſenſchaft beunruhigen, alle Obrigkeit unterdrücken, Zwietracht, Krieg und Blutvergießen und namenloſen Schaden

bringen müßten. Die Eidgenoſſen und ihre Bundesverwandten wurden freundlich gebeten, ſie möchten den ausbrechenden Empörungen wehren, den Aufrührern keinerlei Hilfe, Unterſchlauf, Vorſchub, Zuzug oder ſonſtigen Beiſtand leiſten. Die Antwort wurde vertagt und das Verlangen als politiſche Einmiſchung behandelt.

Ernſter lauteten Beſchwerden und Erbieten der Geſandten Wilhelm von Reichenbach und Veit Suter. Sie trugen im Namen ihres Fürſten, Erzherzog Ferdinand, den Eidgenoſſen vor, dieſer ſei entſchloſſen, den alten wahren Glauben, in welchem ſeine Vordern gelebt und geſtorben, nach allen Kräften aufrecht zu erhalten und zu beſchirmen. Die neue Lehre bringe nur Aufruhr und Mißachtung gegen die Obrigkeit, wie der Fürſt ſolches an ſeiner Stadt Waldshut erleben müſſe. Deswegen ermunterte derſelbe die Eidgenoſſen, an ihrem Vorhaben feſtzuhalten, gleich ihm den alten Glauben zu beſchützen, und die neue Irrlehre auszureuten, die Frevler zu beſtrafen und die Erbeinigung nachbarlich zu halten. Er ſelber werde die Waldshuter wegen ihres Aufruhrs ſtrafen; auch habe er am Rhein Mannſchaft aufgeboten, um wehrhaft bei der Hand zu ſein, wenn die Bauern ſich zum Aufſtande zuſammenrotten. Die Eidgenoſſen möchten dabei ein getreues Aufſehen beweiſen, wenn der Fürſt die Erbeinigung gerne halte, auch ſtrenger als bisher zur Beſchirmung des wahren Glaubens, zu Unterdrückung der Irrlehre und Aufrechthaltung der Obrigkeit einſchreiten werde.

Gegen Zürich ergieng die Klage, es mache gemeinſame Sache mit denen von Waldshut und leiſte ihnen Beiſtand; dadurch handle es gegen die Erbeinigung und die Abſchiede der Tagſatzungen. Die Eidgenoſſen ſollen Zürich beſtimmen, ſeine Leute aus Waldshut abzuberufen und die Ungehorſamen zu ſtrafen; richten ſie nichts aus, ſo haben die Geſandten Vollmacht, nach Zürich zu reiten und das Äußerſte zu verſuchen; dieſer Handel könnte zu einem Landkriege gegen die Eidgenoſſen führen. Ferner wurden die Eidgenoſſen erſucht, Herzog Ulrich zu veranlaſſen, daß er von Hohentwiel aus weder Krieg anfange noch die Bauern zur Empörung aufreize; Schaffhauſen ſollen ſie beſtimmen, daß Dr. Hubmeier, welcher von Papſt, Kaiſer und Reichsſtänden als Häretiker erklärt ſei, folglich das Aſylrecht nicht genieße, dem Fürſten auszuliefern, damit dieſer nach dem Rechte

handeln könne. Der Fürſt habe ſich anerboten, den Eidgenoſſen gleichförmig zu handeln; es ſei feſtgeſetzt worden, wie man ſich gegen die Lutheriſchen halten wolle, welche aus den Erblanden ſich in die Eidgenoſſenſchaft oder umgekehrt begeben. Der Fürſt erwarte hierüber beſtimmte Antwort. Die Tagſatzung zeigte in allem gutes Entgegenkommen. Namens gemeiner Eidgenoſſen ohne Zürich, wurde jetzt beſchloſſen, die Flüchtigen gegenſeitig, den Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten beider Teile unbeſchadet, auszuliefern, und darüber beiderſeits ein entſprechendes Mandat zu erlaſſen.

Die Boten von Zürich beſtritten, daß ihre Stadt in Waldshut Leute beſolde, 6000 Mann als Zuzug verſprochen habe; ſie baten, der Fürſt möge die Waldshuter gelinde beſtrafen. Die Geſandten antworteten, Zürich gehe es nichts an, wie der Landsherr ſeine Untertanen behandle, und dasſelbe habe kein Recht, ſich der Waldshuter anzunehmen. Weil die Boten von Zürich nicht wußten, wie ihre Herren von Zürich handeln werden, wurden die Geſandten nach Zürich gewieſen. Die Eidgenoſſen ihrerſeits verlangten, daß Zürich den Waldshutern fürder weder Hilfe noch Beiſtand leiſten werde; wenn es nicht an die Erbeinigung halten und ſtill ſitzen wolle, werden ſie auf Mittel denken, um Ruhe zu verſchaffen. Zürich ließ ſich gegenüber Reichenbach herbei, die Abberufung der Söldner von Waldshut in Ausſicht zu ſtellen, wenn die Waldshuter milde behandelt würden.

Obwohl der Rat von Zürich ſteif und feſt verſicherte, der Auszug nach Waldshut ſei ohne ſeine Gunſt, Wiſſen und Willen geſchehen, fand die Ausrede wenig Glauben, deſto leichter die „landsmär“, etliche Gewaltige haben gedroht, Zürich werde mit ganzer Macht, 6—7000 Mann ausrücken, um die Waldshuter und andere Aufſtändiſche zu unterſtützen. Die 300 Zürcher wurden zwar auf Andringen der Orte heimberufen, blieben jedoch in Waldshut. Die öſterreichiſchen Geſandten, Dr. Veit Suter und Dr. Wilhelm von Reichenbach, wurden beſchuldigt, ſie verhetzen die Eidgenoſſen gegen einander, während der Rat von Zürich ernſtlich und in Güte den Frieden ſuche. Andererſeits ergiengen Klagen, daß die armen Leute im Klettgau bei Zürich Rat und Hilfe finden. Die fünf Orte wurden beſchuldigt, mit Freiburg, Wallis und Öſterreich wider Zürich in geheimen Praktiken zur Unterdrückung des

Gotteswortes zu stehen. Andererseits waren ihre Befürchtungen, daß Zürich ernstlich an Krieg denke, sich rüste und mit seinen Anhängern insgeheim praktiziere, und um neue Freunde sich bewerbe, keineswegs aus der Luft gegriffen. Basel zeigte große Begierde, sich die Waldstätte am Rheine: Rheinfelden, Laufenburg, Säckingen, Waldshut nebst dem Frickgau anzugliedern. Allgemein wurden ein Landkrieg und großes Blutvergießen befürchtet.

Dr. Reichenbach trat nochmals vor die Tagsatzung zu Luzern, welche am 8. November 1524 eröffnet wurde. Er beschwerte sich, daß Zürich keine Antwort gebe, seine Leute nicht heimberufe, und dadurch den Fürsten Erzherzog Ferdinand, hindere, die Aufrührer zu bestrafen. Zürich habe sich der Leute außer der Eidgenossenschaft nicht anzunehmen, und solle angehalten werden, seine Leute aus Waldshut heimzuberufen. Wenn deshalb Kriegsunglück und Unruhen entstehen, weil Brief und Siegel der Erbeinigung gebrochen wurden, möge Zürich bedenken, wer daran Schuld trage. Auch habe der lutherische Haufe auf dem Schwarzwald und anderswo sich wieder zusammengerottet: er sei von Zürich aus mündlich und schriftlich beraten. Gleichzeitig entstand das Gerücht, Zürich beabsichtige einen Überfall auf Baden, Bremgarten und Rapperswil, habe seine Mannschaft aufgeboten und die Glocken zum Landsturm gestellt. Tatsache ist, daß Zürich fürchtete, es werde ihm wegen dem Waldshuterhandel und andern „ein tödlicher Krieg uf den hals gricht", sich in Kriegsbereitschaft stellte, und ernstlich allerhand geheime Praktiken pflog.

Am 12. November 1524 erließen die neun Orte an Zürich „ir ganz ernstlich früntlich pitt und begär", die Räte mögen „dann ir den wys und vernunftig genug sind, daß ir solich handel und sachen wol betrachten, wohin das langen und was darus erwachsen mag, und in disen dingen fürsehung thuon. Ob dergmein volk zuo ufruor und versamlung kame, was darus entston möchte. Dann in sölichen ufrüeren und versammlungen wil lützel und gar nüt angsehen, weder ere, eid, glupt, pflicht: weder pundt, brief noch sigel, und in summa weder Gott noch alle ere." Baden und Rapperswil wurden in wehrhaften Zustand gestellt, und die Mannschaften mit Harnisch, Geschütz und Gewehr versehen, damit jedermann, falls bei Tag oder Nacht der Sturm ausbräche, gerüstet sei.

Auf dem Tage zu Luzern wurde ſodann der Antrag geſtellt, aber nicht zum Beſchluſſe erhoben: „Da auf ſo vielen Tagen mit Zürich ernſtlich unterhandelt und geredet worden wegen des neuen Predigers, des Mißglaubens und der böſen Händel, welche daraus erwachſen, dies alles umſonſt ſei und man ſehen müſſe, daß die Dinge täglich ärger werden, ſehe man ſich genötigt, ernſtere Maßregeln zu ergreifen. Man wolle noch einmal ernſtlich mit den Räten von Zürich reden, und dieſelben durch ihre Tagboten erſuchen, es möge von ſeinem Mißglauben abſtehen, ſeine Praktiken aufgeben, und nicht länger in ſeinem Starrſinn verharren. Falls Zürich ſich deſſen weigere, können die Eidgenoſſen mit demſelben nicht länger regieren und haushalten, ſondern wäre genötigt, die Bundesbriefe von der Stadt herauszufordern, und jene der Eidgenoſſen auszuliefern. Um Mittel und Wege auszufinden, wie man zu einem guten Ziel und Ende gelangen könne, wurde auf 23. November 1524 ein Tag zu Einſiedeln angeſetzt.

Von Einlenken war ſeitens Zürich keine Rede. Die Volksanfrage vom 20. November 1524 bewirkte die Zuſtimmung der Stadt und Landſchaft zu der Politik der Räte. Am 20. November 1524 wurde endgiltig der Rat von ſechszehn Heimlichen beſtellt und mit faſt diktatoriſcher Gewalt ausgerüſtet. Am 4. Dezember 1524 erſchien Zwinglis Schrift: „Welche urſach gebend zuo ufruoren.“ Abt Wolfgang Joner zu Kappel mußte Kundſchafter nach Schwyz, Zug und Luzern ſchicken, um zu erfahren, wie es mit der Volksſtimmung und den Kriegsrüſtungen der fünf Orte beſtellt ſei. Es ließ ſich nichts gewiſſes erfahren, von ernſtlichen Rüſtungen war keine Rede. Nur in Luzern ſei eine ſehr kriegeriſche Stimmung. Es heiße dort unter dem gemeinen Manne, man werde nächſtens nach Zürich ziehen, aber niemanden ſchädigen, ſondern man wolle einzig die Prädikanten „ußher han“. Der Abt aber glaubte, die Zürcher ſollen ſich allein auf Gott verlaſſen, der ihnen ſeinen Schutz zuſichere, wenn man ſie mit Gewalt von dem göttlichen Worte treiben wolle, und den Gegnern das Recht darbieten. Um ſeiner Ehre willen ſolle man jene, welche an ſeinem Worte hangen, in gutem Vertrauen zu Gott beſchirmen; dann werde ihnen ungezwyflet der Sieg bleiben.

Zwingli mußte einſehen, daß zunächſt ſeine Perſon gefährdet ſei. Allein er fand ſich in ſeiner Stellung ſicher. Das Volk

hatte sich mit seiner Politik und Religion solidarisch erklärt. Er war die Seele aller Maßregeln des Magistrates; sein Einfluß auf die Staatsgeschäfte blieb seit dem Tode der Bürgermeister Felix Schmid und Markus Röust ein unbedingter; im geheimen Rate war sein Wort ohne jeden ernsten Widerspruch maßgebend. Er wußte auch seit dem Tage zu Einsiedeln, daß seitens der vermittelnden Orte: Bern, Solothurn, Basel, Glarus, Schaffhausen und Appenzell, nichts ernstliches zu fürchten sei, weil Bern und Solothurn erklärten, von Gewalt gegen Zürich und Herausgabe der Bünde nichts wissen zu wollen. Dagegen sah Zwingli in den fünf Orten und dem Hause Österreich seine und des göttlichen Wortes beharrliche Widersacher. Ihnen gegenüber suchte der Reformator Anschluß an die französische Politik und Herzog Ulrich von Württemberg; er war gesonnen, sein Evangelium in deren Dienst zu stellen. Andererseits wurde nun Österreich als geschworener Feind aller Eidgenossen hingestellt; auf Antrag von Basel wurde zu Einsiedeln ernstlich beraten, ob man nicht seinen Gesandten das freie Geleite versagen wolle, weil ihnen, mehr als am lutherischer Handel, an Zertrennung der Eidgenossen gelegen sei. Nun hatte aber Österreich noch im August 1524 mit Zürich freundliche Beziehungen unterhalten, niemals in die eidgenössischen Verhältnisse eingegriffen, sondern einzig verlangt, daß Zürich seine Untertanen in Ruhe lasse, sich an die Erbeinigung halte und die Freiscaren von Waldshut abberufe. Zürich hatte gerade durch seine dem neuen Glauben dienstbare auswärtige Politik die Kriegsgefahr geschaffen.

In der Waldshuter Angelegenheit erhob zu Einsiedeln der Gesandte des Erzherzogs Ferdinand, Dr. Jakob Stürzel neue Beschwerden über die Hartnäckigkeit der Bürger. Er verlangte nachdrücklichst, daß Zürich aufgefordert werde, sich an die Erbeinigung zu halten. Den Boten von Zürich wurde ernstlich und tapfer zugeredet: „Sie sollen heimberichten, die Räte mögen über die Erbeinigung sitzen, und die eigentlich beschowen, darby ir ungnad daran hangende besechen und bedenken, daß sy gelobt und versprochen, die nach allem inhalt zuo halten. Und wo das beschech, wolte man inen vertruwen, sy seyen so erlich und werdent den nachkomen, und die gentzlich vollstrecken. Und was sy deßhalb für eine Antwort geben, söllent sy angents und unverzogenlich unsern Eidgnossen von Luzern zuoschicken."

Der Rat von Zürich bestritt zwar in seiner Antwort, daß er die Erbeinigung gebrochen, und bezweifelte, ob Österreich dieselbe gehalten habe. Er fand sich jedoch veranlaßt, die Seinigen durch eine Botschaft heimzuberufen. Die Eidgenossen wurden gebeten, sich zu verwenden, daß die armen Leute von Waldshut nicht wider Recht gedrängt und mit Kriegsvolk belastet wurden. Am 1. Dezember zogen 270 Zürcher von Waldshut weg, 30 Mann blieben dasselbst zurück, um die Bürger in ihrem Widerstand zu unterstützen. Der Rat von Zürich erklärte, hievon nichts zu wissen, wurde aber am 12. Dezember 1524 nochmals ermahnt, sich an die Erbeinigung zu halten, seine Leute heimzurufen und der Waldshuter sich nicht weiter anzunehmen. Trotzdem beharrte Waldshut auf seinem Widerstande. Dr. Hubmeier wurde zurückberufen. Er schrieb „ex nidulo nostro Waldshut“ sofort an seine Freunde Ulrich Zwingli, „fratri in Christo charissimo“, und Leo Judä.

Dr. Hubmeier nahm seine reformatorische Tätigkeit wieder mit großem Eifer auf. Er trat 1525 in die Ehe, stellte seinen geistlichen Stand ab, und hielt als Soldat die Wache vor dem untern Tor. Am Montag nach Judica, 3. April 1525, begann er mit Abschaffung der Messe, der Altäre und Bilder. Am Karsamstage, 15. April, spendete er dreihundert Männern und Weibern die Wiedertaufe aus einem „Weichkübel“, der mit Brunnenwasser gefüllt war, am Ostermontag, 17. April, wurde der „Tisch Gottes“ eingeführt. Alles geschah der Herrschaft zum Trotze, nach dem Vorbilde und jedenfalls mit dem Rate seiner Freunde in Zürich.

Die Zustände in der Eidgenossenschaft waren zu Ende des Jahres 1524 bereits derart, daß auf jeden Tag der Ausbruch eines Bürgerkrieges zu befürchten stand. Die Thurgauer Händel waren in keiner Weise ausgeglichen, über die Angelegenheit von Stammheim und Ittingen waltete Zwiespalt, welchen zu beseitigen ein eidgenössisches Schiedsgericht sich vergeblich bemühte. In der Frage, ob Zürich von den Bünden auszuschließen sei, standen die fünf Orte und Freiburg allein. Beide Parteien suchten sich Freunde zu gewinnen, Zürich die vermittelnden Orte, zunächst Bern, dann Straßburg und Konstanz. Die sechs Orte wandten sich an Graubünden, den Abt zu St. Gallen und Wallis, und waren bemüht, auch mit Bern ein Verständnis zu bewahren.

Auf der Tagſatzung zu Luzern, 12. Dezember 1524, lag ein Breve vor, in welchem Clemens VIII. die Widerwärtigkeit unter den Eidgenoſſen ernſtlich beklagte, und verſprach, einen Legaten zu ſenden, der freundlich zum Frieden handeln ſolle. Auch die franzöſiſche Geſandtſchaft eröffnete, wie ſehr König Franz I. die Zwietracht bedauere, welche der lutheriſche Handel über die Eidgenoſſen gebracht habe. Wenn der König etwas zum Frieden beitragen könne, ſo anerbiete er ſeine beſten Dienſte.

Dr. Johannes Eck, Kanzler der Univerſität Ingolſtadt, erbot ſich wiederholt, die Herausforderung Mag. Ulrich Zwinglis anzunehmen und mit demſelben zu disputieren, in getroſter Hoffnung, ſeine Irrlehren zu widerlegen und über den gefürchteten Gegner den Sieg davon zu tragen. Die ſechs Orte ordneten Kreuzgänge und Gebete an, damit Gott im Kriegsfalle ihnen den Sieg verleihe.

2. Zwinglis erſte Kriegspläne gegen die katholiſchen Orte und Öſterreich.

In die Zeit der Badener Tagſatzung, 12.—22. Dezember 1524 fällt der berühmte politiſch-ſtrategiſche Ratſchlag Ulrich Zwinglis. Derſelbe erörtert zunächſt, wie Zürich ſofort gegen ſeine und des Evangeliums Widerſacher ſich zum Kriege rüſten ſolle, Bundesgenoſſen werben, die ſtaatsrechtlichen und religiöſen Verhältniſſe der Eidgenoſſen umgeſtalten könne. Sodann gibt der Ratſchlag Weiſung, wie gegen Öſterreich zu handeln, Frankreich, Savoien, und die ſüddeutſchen Städte für Zürich und das Evangelium günſtig zu ſtimmen ſeien. In erſter Linie und ausdrücklich iſt dieſer Kriegsplan gegen die vier Waldſtätte gerichtet. Über die Entſtehungszeit dieſes Anſchlages wurde lange geſtritten; Dr. Wilhelm Öchsli hat dargelegt, ja mit unabweislichen Gründen bewieſen, daß derſelbe vor Mitte Dezember 1524 verfaßt ſein muß. Die Einleitung legt ſogar die Frage nahe, ob der Ratſchlag nicht vor die Volksgemeinden im November 1524 falle. Über den Verfaſſer iſt kein Zweifel möglich; die Handſchrift des Reformators iſt noch im Original vorhanden.

Wir geben unten die Hauptpunkte dieſes Ratſchlages nach Dr. J. Kaspar Bluntſchli und Salomon Vögelin, unter Benützung der Originalausgabe von Georg Schultheß und Kaspar Marthaler. Die Frage, ob derſelbe nur ein flüchtig geſchriebener Entwurf neuer Gedanken ſei, ob ſelber den Räten, jedenfalls den

„Heimlichen“, unterbreitet wurde, löſt ſich ſachlich dahin, daß die Staatspolitik von Zürich ſeit 1523 auf dieſer Grundlage ſich aufbaute. Nach der Abfaſſungszeit bemißt ſich die ſchwerwiegende Frage: Iſt Zürich von den vier Waldſtätten zum Kriege gedrängt worden, oder hat der Rat, von Zwinglis Anſehen beſtimmt, den Krieg geſucht? Einzelne Punkte aus Zwinglis Programm waren offenbar den Eidgenoſſen bekannt, bevor die Anſchläge „ylends, grob und ruchgewärchet“ zuſammengeſtellt wurden. Sie beſtimmten die ſcheinbar ſo ſchroffe Haltung der ſechs Orte. Dieſen blieb es nicht verborgen, daß Zwingli von langer Hand ein zwiefaches Ziel anſtrebte: die Herrſchaft des göttlichen Wortes auf den Ruinen des katholiſchen Glaubens und die politiſche Hegemonie von Zürich und Bern auf Koſten der Länder.

Die Ereigniſſe ſeit Erlaß der fründlichen Inſtruktion vom 21. Februar, ſowie Zwinglis Briefe im Spätherbſte 1524 ſind hiebei wohl im Auge zu behalten. Sodann fallen in Betracht die Beziehungen zu Anemundus Coctus, Anton Papilio und Wilhelm Farel im Herbſte 1524. Farel predigte das Evangelium zu Mömpelgard, unter dem Schutze des Landesherrn Herzog Ulrich von Württemberg. Er weilte mit Coctus gerade zu Baſel. Der Herzog ſtand in engen Beziehungen zu Johannes Ökolampadius. Auf dieſe ſetzte Zwingli, gerade als ſeine Freunde nach Waldshut zogen, große Hoffnungen. Er ſchrieb am 9. Oktober 1524 nach Baſel: „Rumor est, principem Württembergensem te sibi in usum Evangelii junxisse. Ego ab eo homine aliquando vehementer abhorrui; verum si ex Saulo Paulus factus est, non aliter amplecti possem hominem, quam fratres Paulum, si resipuisset. Quidquid in hac re senseris judica. Nam nos, si fides adsit, cum illo, quæ maximo sint emolumento rei christianæ futura, tractare poterimus. Cupio autem in summa scire, postquam de fide docuisti, ubi nunc sit, et qua ratione tuto queam ad illum litteras dare. Puta, si sit in *monte Peligardi*. Nam si in arce Twiel est, meopte Marte, si voles, ad illum mittam litteras citra tuam operam.“

Sodann fallen in Betracht die Beziehungen des Reformators zu den „Biſchöfen“ im Fürſtenland und Toggenburg, welche gegenüber dem Abte zu St. Gallen und den Schirmorten Luzern und Schwyz eifrig die Sache des Evangeliums vertraten. Zwingli

wurde am 9. Dezember 1524 durch Blaſius Farer, Pfarrer zu Stein, und ſeine Mitbrüder aufgefordert, eilends einen Boten abzuordnen und einem ehrſamen Landrat im Toggenburg zu ſchreiben, was ihm das allernützlichſte ſcheine, damit man ſeine Meinung verſtehe. Die Sache erfordere großen Ernſt, habe ſehr große Gefährlichkeit, und die Schwachen müſſen im Glauben geſtärkt werden. Nicht minder zu beachten iſt die Flugſchrift: „Welche Urſach gebend zuo ufruoren“, welche am 4. Dezember 1524 erſchien. „Respondi ego“, ſchrieb Zwingli am 19. Januar 1519 an Dr. Vadian, „ad furibundas istorum Helvetiorum objectiones aliquot. Qui mox, ut legerunt, sic saeviunt, ut omnes Cerberos, Euripos, Diomedes, et quidquid unquam furiosum, superare videantur. Nam illi ratione aliqua furunt; hic modus nullus est, sed fertur barbaries.“

Erwähnt muß ferner werden, daß am 14. Dezember 1524 auf der Tagſatzung zu Baden von ſeite der Boten von Baſel ein ernſtlicher Antrag geſchah, mit Zürich und Schaffhauſen, „doch in geheim“, zu handeln, daß eine ehrſame Stadt Straßburg zu etlichen Orten der Eidgenoſſenſchaft, nämlich Zürich, Bern, Baſel, Solothurn und Schaffhauſen, in „ein verſtand und bündniß ze bringen“. Es wurde auch eine Botſchaft nach Straßburg geſandt, und dieſe mußte dort „eigentlich erſcheinen und inbilden, wie die ſtatt unſer Eidgnoſchaft wol gelegen und hoch tröſtlich wäre; dann ſy an lüten und guot eben vermöglich; ouch wie es nit darby bliben, ſonder ander ſtett mee zuo uns kommen, das uns eben troſtlich und in vil weg mit der hilf Gottes zu großem friden erſprießlich ſein möcht.“

Dann handelte es ſich um weitere Unterſtützung der armen Leute zu Waldshut. Auf die Annexion der vier Waldſtädte am Rhein und andere Vorhaben bezieht ſich der Ratſchlag: „Item ouch zuo bedenken, was ſchadens und nachteils ein loblich Eidgnoſchaft von den vier ſtetten bishar empfangen, und wie nutz uns die ſin wurden. Und alſo die ſachen wol betrachten, und lichtlich nit von handen ſchlahen, damit wir jetzt nit von uns tryben, darum wir nochmals zuo eroberung vil biderber lüten verlieren, die wir wol erſparen mögen.“

Auf Bern und Solothurn war für ſolche „Praktiken“ kein Verlaß, Schaffhauſen und Glarus hatten ſich wieder dem alten Glauben genähert. Baſel und Appenzell erſchienen in ſehr

zweifelhafter Stellung. Aus Freiburg konnte der Stiftskantor zu St. Nikolaus, Hans Wannenmacher, ſchon am 19. Auguſt 1524 an Zwingli berichten, daß die dortigen Brüder Verfolgung leiden, dagegen ſei Hoffnung, der Bär werde bald ein guter Evangeliſt; Gott möge ſeine Gnade dazu geben. Das Gleiche erwartete Zwingli ſelber von den drei grauen Bünden. Dort hatten ſeine Freunde dem Gotteswworte durch ihre Predigt und Agitation die Wege bereitet. Durch die Ilanzer Artikel vom 6. April 1524 waren ſowohl die weltliche Gewalt als die kirchliche Jurisdiktion des Biſchofs zu Chur beinahe völlig beſeitigt worden. Das Wort Gottes wurde jetzt bereits an mehreren Orten frei gepredigt. Als „Verkünder des Evangeliums Jeſu Chriſti“ ſchrieb Zwingli am 14. Januar 1525 an die drei Landräte, teils im Stile des hl. Paulus, teils im Eifer des Propheten Amos. Er empfahl ihnen Niederlegung des Papſttums und Annahme des Evangeliums. Der Hauptzweck war Abſchluß eines Bündniſſes der drei Bünde mit Zürich, „da kein Stadt üch glegner zu all üwerm Nutz und Frommen, und denſelben vilfaltiglich gefürdert, als, ob Gott will, noch menger pundsmann wol wüſſen mag. Dann ich guoter meinung, Zürich und Pünd, die einandren ſo wol anſtand, wo ich mit Gott und glimpf inen weren kann, nicht möchte ſehen mit falſchem darthun gegen einandren verumeinigt werden“. Zürich werde als lobliche chriſtliche Stadt an den Bündnern, wie von alter her, aufrecht, ehrbar, göttlich und chriſtlich handeln. Gott, der in üch hat angehept das bapſtthuom brechen und üch in ſin erkantnuß füeren, der leit und veſte üch, daß wir all frölichen an dem letzten gricht dörfind erſchinen.“

Dieſe Vorgänge müſſen in Beachtung gezogen werden, will man den Ratſchlag Zwinglis in ſeiner ganzen Tragweite würdigen. Für die innern Verhältniſſe von Zürich fällt derſelbe zeitlich zuſammen mit der Volksanfrage im November, der Aufhebung der Klöſter und dem zweiten Götzenkriege im Dezember 1524. Nun ſollte der Sieg im eigenen Lande zum Triumphe über die äußern Gegner führen; in dieſer Abſicht wurde der Ratſchlag vom Autor „betracht zuo eer Gottes und zu guotem dem Evangelio Chriſti, damit frevel und unrechts nit überhand neme und gottsfurcht und unſchuld vertrucke. Soll man in allen kilchhörinen, in der ſtatt und uf dem land, verkünden laſſen, daß alle

menſchen mit ernſt gott bittend, daß er uns nienen laſſen wider ſinen göttlichen willen weder rathen noch thuon; daß er ouch, ſyge es nit wider ſinen göttlichen willen, unſern fygenden verzieche, und die eer ſines worts harfürbringe; er welle uns gnad verlichen, daß wir in allen dingen nach ſinem willen lebend.“ Dann folgen die Ausführungen, welche weit über den politiſchen Machtbezug der Eidgenoſſen in fremde Lande hinausreichen.

Alles Volk ſolle verſammelt und berichtet werden, wie unſerer Stadt Zürich Kaiſer Karl und Ferdinandus dafür, daß ſie ihnen zu Mailand und Württemberg verholfen hat, mit „groß untrüw vergeltend, ouch die großen verachtung und ſchmach, ſo inſonders Luzern, Uri und Schwyz dem wort gottes und uns als einfaltigen chriſten gethan habend. Das alles ſollen die Unterthanen mannlicher zuo herzen faſſen, und ſeel, eer, lyb und guot zuo gottes wort und einer ſtatt Zürich ſetzen. Die Ratsverordneten ſollen dem Volke gerne zu wiſſen tun, daß ſie bezügliche Ratſchläge bei handen haben, in allem auf Gott vertrauen und mit Gott ſich „alles üblen entſchütten; dieſelben rathſchläg fygend aber in die gemeind nit ze offnen. Wer nicht redlich zur Stadt Zürich und zum Worte Gottes halten will, ſoll es anzeigen; dann ſoll er innert drei Tagen von dannen ziehen; denjenigen, welche ſich dann noch geſchickt erzeigen, will man, ſoferne ſie ſich recht und wohl hielten, gnädig ſein. Die Part, welche an der Gemeinde dem Wort Gottes widerſtrebt, ſich nicht früntlich und geſchickt erzeigt, läßt man „mit ſchadloſen gedingen und verbürgnuſſen ir ſtraß faren bis zuo ustrag der ſach.“

Einläßlich entfaltet der Verfaſſer ſeine Kriegskunſt in bezug auf Hauptleute, Kriegsräte und Milizen. Zum Hauptpanner ſoll als Hauptmann ein redlicher, beſinnter, im Anſchlagen und im Kriege kundiger Mann erwählt werden. Wenn er aber „trüw halb nit fertig wär“, nehme man einen treuen, und gebe demſelben Zugeſatzte, „die habend die Römer Legaten genennet“, die allezeit bei ihm ſeien, Anſchläge machen und betrachten, was in allen Dingen zu tun ſei. Ebenſo ſoll für jedes Fähnlein ein Hauptmann über 1500 Mann mit Zuſätzern geſetzt werden. Allen gebe man „dym eid“ genaue Vorſchriften, wie ſie ſpähen, handeln und angreifen ſollen. „Und ſehe man in allweg me gottsforcht, trüw und warheit an weder kriegens kunſt. Mag man ſy aber

by einandren finden, bruche man denſelben. Die jungen Reichen und Adeligen ſollen zur Reiterei ausgezogen werden, um Kundſchafterdienſte über Berg und Tal, „rick und kluften“ zu leiſten. Ein Dritteil oder Vierteil der Mannſchaft ſollen Büchſenſchützen ſein und im Schießen unterrichtet werden, „mit ſtrytbüchſen, halbſchlangen, haaggenbüchſen, böckle und handbüchſen“. Sodann werden ſämtliche Hauptleute mit Namen aufgeführt und mit Befehlen für den Kriegsfall ausgerüſtet.

Im Hauptabſchnitte: „Wie man ſich hinuswärts halten ſölle“ entwickelt der Reformator ein weitausſehendes Programm ſeiner Glaubens- und Kriegspolitik. Der Groll richtete ſich vorzüglich gegen das Haus Habsburg. Karl V. und Erherzog Ferdinand hatten, wie Zwingli ſich ausdrückte, „uf vorrätſchen etlicher unſinniger pfaffen“, am 16. Juli 1524 das Regensburger Edikt und die 37 Reformationsartikel gegen die Lehre Luthers und Zwinglis erlaſſen. Dem Kaiſer und dem Ferdinandiſchen Hof zu Innsbruck ſoll man „erzellen die guottät one zal“, welche Zürich von jeher bis in jüngſte Zeit dem Hauſe Öſterreich erwieſen haben, und dieſelben bitten, von ihren „Praktiken mit andern Eidgenoſſen gegen Zürich, „ſo nun offenlich bericht ſygend“, abzuſtehen, ſonſt werde Gott ihrer Untreue und Undankbarlichkeit nicht beiſtehen. In Bezug auf den Glauben haben ſich Karl und Ferdinand geweigert, Unterricht im Gottswort, welches auf das alt und neu Teſtament gegründt iſt, von irgend Jemand anzunehmen; ſie wollen ſich ſtetsfort auf concilia ziehen und vertröſten laſſen, welche doch in Kürze nicht zuſtande kommen, weil der geiſtliche Stand eine Reformation und Verbeſſerung übel erleiden mag. Zürich dagegen habe viele Dinge mit gutem Frieden und Ruhe ſeines Volkes geändert und dabei mehr Gottes Ehre als aller Menſchen Gunſt und Ungunſt angeſehen. Doch wolle Zürich ſich gerne eines beſſern belehren laſſen und den Mißverſtand beſſern. Deswegen befremde es, daß der Kaiſer wider ſie ſei. Wenn weder fründſchaft, glychs als billichs helfen welle, was Zürich nicht hoffe, ſolle der Kaiſer allweg gedenken, „daß wir dannoch menſchen ſygind; und der ſig nit des menſchen ſunder Gottes ſye; daß auch der Rat von Zürich, wo er des Kaiſers Praktiken inne würde, dieſelben wirdiglich ſtrafen werde, was dem Kaiſer zum Geſpötte gereichen werde.“

In dem Ratſchlage: an den „Küng von Frankrych und den Herzoge von Saphoy ouch uff glyche meinung zuo ſchryben“ fällt Zwingli völlig aus der Heldenrolle des Patrioten, welcher bei ſeiner Agitation, damit die Eidgenoſſen aller fremden Fürſten und Herren, Bünde und Meinungen müſſig gehen, einzig das Wohl des Vaterlandes im Auge hatte. Zwingli war jetzt überzeugt, daß die Sorge für das göttliche Wort etwas praktizieren mit fremden Herren rechtfertige. Er wollte beiden Fürſten gleicherweiſe ſchreiben laſſen. Daß Zürich nit in die Vereinung gegangen, ſei guter Meinung geſchehen. Es habe den Rat „allweg beducht, ein Eidgnoſchaft ſye zu ſolicher burde ze ſchwach. Darum haben ſie nichts verheißen wollen, was ihnen zu beſchwerlich ſchien. Durch des Königs Schuld habe übrigens die Eidgenoſſenſchaft das Herzogtum Mailand, das „bas gelegen was denn Frankrych“, mit großem Schaden gegen ihn verloren. Dann ſoll man „erzellen“, wie Zürich durchächtet werde. Wenn dem König etwas an der Eidgenoſſenſchaft liege, ſo möge er wohl ermeſſen, daß wenn zwiſchen ihnen, Zürich und den fünf Orten Krieg ſei, „daß im daby nieman dienen mög. Zuodem zieme eim chriſtlichen küng, krieg ze vergoumen. Auch reiche eine ſolche Zwietracht zuo größerung und meerung des kaiſers. Darum ſolle er mit allem vermögen unſer eidgnoſſen hinderſtellig machen und abmanen.“ Welche Hoffnungen der Reformator auf den König von Frankreich ſetzte, den er für ſeine neue Religion zu gewinnen ſuchte, beweiſt der zu gleicher Zeit begonnene „Commentarius de vera et falsa religione“.

Der Rat zu Bern ſolle ähnlich wie Glarus, Appenzell, Baſel und Solothurn, um Beiſtand angegangen und gebeten werden, daß er nicht „ſtille ſitze“, neutral bleibe; denn es läge Gefahr darauf, ſie möchten ihrer Leute nicht gewaltig ſein; es würde ein Teil des Volkes zu den Zürchern, der andere zu den vier Waldſtätten laufen, „ſidmal es den glouben antreffen will.“ Bern ſolle bei den Bünden beſtändig ſein, „und nit anſehen, was ein jeder gloube, ſonder was wir einandren by unſer ſeel ſeligkeit ſchuldig ſygind“. Ferner möge Bern ermeſſen, wie Zürich für und für geumbildet und hintergangen werde. Deswegen möge Bern der Bünde, Trüw und Gerechtigkeit, die wir Eidgenoſſen zuſammen geſchworen, eingedenk ſein. Wenn die vier Waldſtätte

in ſolcher Weiſe über alle Orte Herren würden, wie ſie es gegenüber Zürich, dem vordriſten Ort, verſuchen, wie würde es einem Orte ergehen, der minder iſt als Zürich?

Der Rat zu Schaffhauſen, welcher allen Mahnungen Zwinglis und der Zürcher zum Trotze auf halbem Wege ſtehen blieb, weder Meſſe noch Bilder abſchaffte, ſolle angefragt werden, ob er zu Zürich halte oder neutral bleiben wolle. Wenn das nicht ſein wollte, ſollen in einer Nacht etwa 400 Mann die Rheinbrücke zu Schaffhauſen abwerfen.

Mit der Stadt St. Gallen ſoll ein feſter, ſicherer Bund gemacht werden. „Daß wir miteinandren ſterben und geneſen wellind, und ſy, ob gott will, erobreter Herrſchaften von unſern fyenden gebürlich teilhaftig machen.“ Im Kriegsfalle ſoll man ſich auf die Praktik von St. Gallen verlaſſen, daß ſie mit Beginn des Krieges von Stund an das Kloſter St. Gallen inemind, abt, münch, hab, ꝛc., alles, was da iſt, daß ſie ferner mit den Appenzellern verſchaffen, daß ihnen bſunder lüt zuolouffind und auch Rorſchach-Mariaberg einnehmen. Die Gotteshausleute von St. Gallen und die Toggenburger werden mithelfen, daß auch zu Wyl, wo Markus Murer das Gotteswort predigte, nüt geſpart wird.

Die Grafſchaft Toggenburg ſoll man anfechten, und den Leuten ſagen, ſie werden gleich den Zürchern des Gottwortes halber angefochten werden. Das Landrecht mit Schwyz und Glarus wolle Zürich gerne mit einem Burgrechte erſetzen. Glarus ſoll im Burgrecht bleiben, „ſofer die Glarner gſchickt ſyn wellend“. Obgleich Zürich, wenn Gott den Sieg gebe, „etliche herrſchaften glych allein haben möcht“ ſoll man doch den hilflichen und ſtillſitzenden Orten gegenüber nichts nachteiliges an gemeinen Untertanen handeln. Appenzell ſoll ebenfalls mit Verſprechungen zum Beiſtand bewogen werden.

Dem Turgöw, den Gottshuslüten von St. Gallen, dem Rhyntal und Sarganſerlande ſoll man die Bedrängnis, wie Zürich rechtlos behandelt werde, anzeigen und ſy bei ihren Eyden zum Beiſtande, entgegen den „widerſpänigen orten“, ermanen, und dabei offentlich ſolche „lybrung, als vil ir, der Rath von Zürich, mer vermöginb, verheißen, wenn Gott das Glück gebe, daß ſie an der Ausſteuer mit der Herrſchaft oder mit Gotts-

hüſern ein guot begnügen werdind haben.“ Sollte der Thurgau ſich übel anlaſſen, dann ſoll Zürich „ſtill und bhend“ die Hauptſtadt Frauenfeld einnehmen; dann werden alle Turgöwer an Zürich „härfällig“.

Die gemeinſamen Untertanen von Schwyz und Glarus in Weeſen, Gaſter und Uznach ſollen angefochten werden wie die Toggenburger, damit ſie „Gott und dem rechten byſtandend“. Zürich ſolle ihnen den Wunſch erklären: „ir wellind ſy mit denen von Glaris vil früntlicher halten, dann die von Schwyz“. Wenn das keineswegs ſein kann, ſollen die Vogteien ſtille ſitzen und keinem Teil zuziehen. Es werde, ob Gott will, bald dazu kommen, daß ſie von den Zürchern aus dem Grüningeramt „ynenommen werdind.“

Die ſchwyzeriſchen Untertanengebiete, March, Höfe und Einſiedeln ſollen gleichfalls angefochten werden, daß ſie zu Gott und dem Rechten ſtehen oder ſtille ſitzen. Weil jedoch dieſe Gebiete von „überfall und brand“ ſich nicht erwehren, noch gegen ihre Herren handeln dürften, ſoll man ſie gleich zu Anfang des Krieges unverſehens mit Schiffen und Geſchütz überfallen, ihr Land einnehmen oder ihnen „glimpf machen“, daß ſie ſich gegen ihre Oberherren zu Schwyz „ſperren könntind“.

In gleicher Weiſe iſt Rapperswil anzufechten, und von Zürich und Glarus gemeinſam, wiederum auf Koſten von Schwyz, in Schirm zu nehmen. Wenn ſie ſich hiefür nicht geſchickt erweiſen, mögen ſie ſich auf die Dauer eines Überfalles nicht erwehren. Dabei iſt ohne Unterlaß zu wachen, daß kein Kriegszeug nach Rapperswil geſchafft werde. Der Überfall ſoll bei Nacht geſchehen, und von drei Punkten aus, an der See- und Landſeite, geſtürmt werden. Derglychen möcht man ouch mit der Zyt mit Baden und Brämgarten anſchläg thuon. Den Untertanen der Herrſchaften Baden, Freiamt und Argöw, ſoll gedroht werden, daß ſie den Zürchern, „als ſolchen die gwalt lydind“, beiſtehen; „wo aber das nit ſyn möcht, wellind ir, angeſehen, daß ſy verbrennt müeßtind werden, ein benügen haben, wenn ſy ſtill ſitzind“. Wenn ſie aber mit den Widerſächern ziehen, ſollen ſie zu ſeiner Zeit ob Gott will, nicht unbeſtraft gelaſſen werden. „Kaiſerſtuol und Dießenhofen by verbrennen und verderben, ſo fern ſy es gütlich nit thuon wölltind, tröwen, daß ſy iemand durch ire furt laſſind.“

An Graupünden soll mit Ernst und aller Geschicklichkeit geworben werden, mit Versprechen, daß Zürich „lyb und guot“ zu inen setze, und ihnen Treue halten werde. Doch soll Zürich sich nicht begnügen, daß die Bündner gleich den Bernern stille sitzen. Dann soll man mit den drei Bunden „im gheim anzettlen“, daß auch das Sarganserland und „was zwüschend uns ist“, nicht gegen Zürich sei, und die Bündner allweg mit hut und schutz erreichbar wären. Demnach „sy anzuosen daß sy praktik mit denen im Etschland, Inntal und Tyrol machtind“. Sie, die Bündner, sollen an etlichen Orten einfallen „und allem Etschland von Stund an die fryheit und ein eigen Regiment verleihen, und ein fruntlich bundnussen mit unsern machen, daß man sy nimmer mee verlassen well“. Wirt alles durch geschickt hut wol furbracht. Dann die genannten land des kaisers kasten sind im Zürichland und sind aber im ganz und gar verdrüßig. Allgöw und Walgöw soll Zürich gemeinsam mit den Bündnern anfechten, damit man sy entweder „zu uns bring oder aber sy hinderstellig mach, daß sy nit wider uns ziechind“. Item, den Bünden anzeigen, daß sy auch von stund an die gueteren der gotshuseren uss iren handen nemind, wie auch mine herren gethan habend, mit ziemlicher bescheidenheit. Es sollend auch die houptlüt großen flyß ankeren, ob sy dem kaiser jene stätt, land alb lüt machtend abwenden uf unser syten, daruss ob man Rhy. felden zu denen von Basel gewenden möcht u.“

Die Walliser sind, wie man hört, ungeschickt. Zürich soll ihnen deswegen schreiben und sie mit Ernst ermahnen, beim Rechten zu bleiben, u. Die Hauptleute sollen darüber Fleiß ankehren, ob man Zwietracht unter ihnen machen könnte, denn sonst würden sie keineswegs stille sitzen, sondern zu den vier Orten ziehen. In die welschen Vogteien sollen „alle Ding geschrieben werden in latin und welsch, auch daher mit dem Herzog zu Mailand kundschaft machen, daß er den Walchen, wenn sie gegen Zürich ziehen wollen, einen „blast“ mache, damit sie daheimen blybind.“

Denen von Straßburg soll Zürich das anno 1499 eroberte Fähnlein herausgeben, sie mit christlichem Erbieten um hilf und rat anrufen; es sye die sach allen menschen, die einen globen habind gmein; so fern uns, Zürich, Gott errette, sei Straßburg auch geholfen, so ferne Zürich niedergedrückt würde, „wärind sy

ouch underhin. Mit Coſtenz und Lindöw beſondern verſtand machen, „doch Coſtenz gheim ufthuon“, Zürich laſſe ſie im Thurgau teilhaft werden, wenn ſich die Stadt gleich anfangs mit Zürich in gleichen Fall ſtelle, und Gott das Glück gebe; doch den Thurgauern an gegebenen Zuſagen und den friedlichen Orten ohne Schaden. „Es iſt ouch das ze bedenken, ob man eine bſondre gſchrift an alle ſtätt, die dem evangelio glosend, ſende, und ſich embiete, zu denſelben ze pflichten, ꝛc.“

Im Kapitel „von anſchlägen“ iſt die Rede, wie man die Stadt Zürich und den Albis in wehrhaften Zuſtand ſetzen, „und allweg die widerſpänigen des gottsworts faſt hinuswyſen“ müſſe, um vor den aus Zug heranrückenden vier Orten ſicher zu ſein. Schwyz ſoll man March, Uznach und Gaſter wegnehmen und von Horgen aus über Schindellegi und Altmatt nach dem Hauptort ziehen und dabei „vil rouchs“ machen. In Schwyz ſollen die Zürcher „bhend in der kilchen, was von ſilber und gold wär, rumen, berglychen in den hüſeren, und gfangen hinfüren wyb und kind der gwaltigen, und ſich bhend widerum keeren Horgen zuo. Und ſich brennens halb allweg halten, wie ſy ſich gegen uns hieltind. Wenn ſy uns vor gebrennt hättind, dörfte man ze Kilchgaß ze Schwyz nit mee dann das rathus wol anzünden, müeßt das ganz dorf brännen.“

Falls die Eidgenoſſen der vier Waldſtätte die Zürcher Landleute, mit Verheißung ſie zu Orten zu machen, teilen wollen, ſoll Zürich ihren Leuten entbieten, „ghelf üch Gott zum ſig, ſo wöllind ir, der Rat von Zürich, ihnen die penſtöner, und die von denen wir ſölichs habend, helfen ſtrafen. Das Zürcher Landvolk ſoll ermahnt werden, der freundlichen Herrſchaft und Obrigkeit der Stadt eingedenk zu ſein. Die Waldſtätte haben ihnen ihr Geheiß ſpät gehalten, da ſie ſich nicht einmal an die verſiglet brief und bünd halten, welche Zürich ſeit vielen Jahren mit unſäglichen koſten, mit lybs und leben gefar trüwlich gehalten hat. Das Volk möge einhelliglich zur Obrigkeit halten, und dieſe wird ihre Treue ungezweifelt widergelten an fryheiten und allen vermöglichen gebürlichen Dingen. Sobald man der Praktiken der vier Waldſtätte in Stadt und Gebiet Zürich inne wird, laſſe man offene Verheißungen unter alle ihre Untertanen gehen, und mache daneben auch heimliche Praktiken.

In den Kapiteln vom Hauptmann, seinen Eigenschaften und Listen werden vorbildlich Josua, als Zerstörer der Kanaaniterstadt Hay, Alexander der Große als fürsorglicher Freund der Milizen, Metellus Numidikus als verschwiegener Feldherr, Pyrrhus als Auskundschafter der Gegend, wo Krieg geführt wird, „berg, tal, waßren, grabnen, furten, brunnen“ hingestellt. Ein besonderer Abschnitt ist dem Prädikanten gewidmet. Ein Ding ist, daß der Hauptmann in seinem Lager einen tapfern, christlichen Prädikanten hat, der in biblischen historien und römischen, auch andern heidnischen, wol bericht sye; denn es bedarf vil redlichkeit, eerlich kriegen und tugenden, die der hauptmann nit selbs leert. Der prädicant soll streng gehorsame Gottes den hauptmann leeren, daß sy nüets thuegind, darum sy erstochen conscienzen tragen müeßind. Dann wo die sind, da sind nit mannliche herzen. Der prädicant soll mannliche daby leeren, und verachtung diser welt um Gottes willen und der grächtigheit, und unsre sach vil äfren, daß wir um Gottes worts willen, daß nit wir in die schweren vereinung gangen sind, angefechten werdend, ꝛc. Es mag ouch den gemeinen mann niemen bas in allen dingen berichten weder der prädicant. Item, daß er sy leere: obglich die ersten umkamend an sygenden, darab nit erschrecken; dann die allweg sighaft werdind, die da harrend. Item anzeigen, daß die sig nit one schaden erlangt werdend. Item, daß man sich mit essen und trinken zimlich halt, daß die jungen nit ab dem brastlen der wasen erschreckind. Dann man kein stund sicher ist, was uffstand, ꝛc. Alles mit Gottes wort und lieblichen historien.“

„Dise groben und ruchgewercheten anschlag“, schließt der Reformator seine Kriegsentwürfe, „hab ich ylends zemen ußschriben, um etlicher freinen und unredlicher willen, die über alle zimlichkeit und bund einer loblichen statt Zurich mit krieg tröwend. Bin doch ungezwyfleter hoffnung, der allmachtige Gott werd das fromm volk in der Eidgnoschaft etlicher untrüwen nit lassen entgelten, daß er uns also lasse über einandren gricht werden. Noch hat jeder im sorg und fyß; und, so es je gelten muest, ist quot, man habe sich vorhin wol underredt und bedacht; denn bhendigkeit der sinnen und ratschlagen bringt an keinem ort mee, weder in kriegen. Will hiemit Gott von Herzen gebeten haben, er welle sin statt ein andren weg, weder

jetz anzeigt ist, behalten, und das fromm gemein volk in einer Eidgnoschaft im frieden mit einandren wonen lassen. Amen."

Besonders hervorzuheben ist der Vorschlag: Zürich solle ein gemein truckte schrift lassen usgon, darin aller handel mit einer klaren summ begriffen wurde. Wie die Eidgenossen Zürich zu befehden begonnen um des gotteworts, und weil es nicht in die französisch vereinung gegangen; wie sie wider alle Bunde mit dem Kaiser ein Gespräch gehabt, wie Landvogt Amberg im Thurgau gehandelt habe, bei Nacht und Nebel ins Gebiet von Zürich zu fallen sei, und einen frommen Priester gewaltätig weggetulnt habe, so daß ein landslouf entstanden sei, aus dem bald ein landestrug entstanden wäre, ꝛc. Es sollen vom Rate vier Manner gewählt werden, welche solche Schriften sezen und verlesen lassen, ehe sie [illegible] gedruckt werden; es werde viele Schriften geben und sie fügen, daß sie gedruckt werden. Unter den vier Verordneten seien zwei Gelehrte, Propst Brennwald, Dr. Uttinger oder Zwingli genommen werden. „Dann sy allerbesten muoß zuo den dingen habend. Diese geschriften sollen sie allenthalb vil in die vier waldstatt und demnach in alle ort und and gemeiner eidgnoschaft schicken, doch vorhin bedenken, ob man für ir gmeinden kon mocht. Wo aber nit, demnach lassen usgon, wie obstat."

3. Würdigung von Zwinglis Kriegsplan.

Dieser „Anschlag" Zwinglis, welcher, vielfach ergänzt, erweitert und umgestaltet, für die Eidgenossenschaft eine ganz außerordentliche Bedeutung erhielt, und manche Vorgänge des süddeutschen Bauernkrieges von 1525 in eigenartigem Lichte erscheinen läßt, ist begreiflicherweise auch sehr verschieden beurteilt worden. Dr. Bluntschli anerkennt, daß Zürich gegen Ende des Jahres 1524 ernstlich an Krieg dachte, Geschütz auf die Landschaft schickte und im Stillen alles in Kriegsbereitschaft hielt. In diese Zeit, jedenfalls nicht viel später, datiert er auch den merkwürdigen Kriegsplan, der nicht ohne Zwinglis Mitwirkung verfaßt, von ihm mit eigener Hand geschrieben ist, wenn er auch denselben kaum ganz allein entworfen habe. „Dieser Plan", fährt Dr. Bluntschli fort, „ist ein beredtes Zeugnis, nicht allein dafür, daß Zwingli sich sehr ernstlich mit politischen und kriegerischen Plänen beschäftigte, sondern zugleich dafür, daß er, wo ihm die Erhaltung

oder Durchführung ſeiner Reform beteiligt ſchien, zu gewaltſamen Maßregeln raſch entſchloſſen und in der Wahl der Mittel nichts weniger als ängſtlich war."

Dr. Hermann Eſcher ſieht im Anſchlag, deſſen Abfaſſung er in den Sommer 1525 verſetzt, kein offizielles Aktenſtück, keineswegs das Reſultat einläßlicher Beratung der zürcheriſchen Staatsmänner, ſondern einen kühnen, luftigen Bau, den Ausdruck der von Zwingli ſchon lange mit ſich herumgetragenen Gedanken und Pläne. Es ſei nicht unmöglich, daß Zwingli ſeine Abſichten in vertrautem Geſpräche auch weitern Kreiſen zur Kenntnis brachte. Keineswegs ſei es als nichtiges, grundloſes, wenn auch übertriebenes Geſchwätz zu betrachten, wenn man ſich ſchon 1524 in den fünf Orten erzählte, wie in einem allfälligen Kriege Baſel, Schaffhauſen, Appenzell, Thurgau und Rheintal mit Zürich gemeinſam handeln werden, wie Zürich mit den Gotteshausleuten von St. Gallen unterhandle, und ſich außerhalb der Eidgenoſſenſchaft, in Konſtanz, Straßburg, den Städten am Rhein nach Hilfe umſehe. Dem Anſchlag Zwinglis ſei jedoch die Undurchführbarkeit wohl ſchon an der Stirne geſchrieben. Bei Zwingli haben die kirchlich-religiöſen Geſichtspunkte alle andern Rückſichten in den Hintergrund gedrängt; es habe ſich auch nicht nur um politiſch-territoriale Anſprüche, ſondern um Beſchirmung eines lebendigen Glaubens und einer tief innern religiöſen Überzeugung gehandelt. Zwingli ſei die religiöſe Gemeinſchaft maßgebender als die politiſche erſchienen, ſo daß er ſeinen Blick über die Grenzen der Eidgenoſſenſchaft hinausrichtet und Ratſchläge gibt, wie Zürich auswärts ſeine Stellung befeſtigen ſolle.

Dr. Eſcher fragt ſich ſodann: „Wie ſollen wir es auffaſſen, wenn Zwingli riet, Landſchaften, die zu den Orten oder auch zugewandten Herren — wie zu dem Abt von St. Gallen — im Untertanenverhältniſſe ſtanden, aus demſelben zu löſen und in den mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß von Zürich zu ziehen? Es wäre eine Verleugnung der hiſtoriſchen Entwicklung der Eidgenoſſenſchaft, eine gewaltſame Änderung des ganzen Staatsorganismus derſelben geweſen, wenn jetzt plötzlich gemein-eidgenöſſiſche Vogteien teils ſelbſtändig gemacht, teils an Zürich gezogen, teils denjenigen Gliedern überlaſſen worden wären, die bereit waren, der zürcheriſchen Politik ſich anzuſchließen. Ja noch mehr: es

wäre ein Akt der Ungerechtigkeit gewesen gegenüber allen, in der Not oft erprobten Bundesgliedern, den Genossen einer großen Vergangenheit, welche trotz aller Abneigung gegen die kirchliche Neuerung, trotz allen Drohungen gegen Zürich, doch noch keine Veranlassung gegeben hatten, die ein solches Vorgehen, eine solche Verdrängung aus rechtmäßigem Besitze hätte als erlaubt erscheinen lassen." Ob Erzherzog Ferdinand und Kaiser Karl V. durch ihre Gesandten mit einzelnen Orten unterhandelten, um Zürich zu strafen und die Eidgenossenschaft zu zertrennen, sei nicht zu ermitteln.

Dr. Escher gibt unumwunden zu, daß Zwingli geradezu die kirchlich-religiöse Neugestaltung der ganzen Eidgenossenschaft anstrebte, und zunächst sich genötigt sah, seine Neuschöpfung in Zürich vor Angriffen von außen zu sichern. „Allein die Art und Weise, wie er dies unternahm, ist doch wieder höchst charakteristisch für ihn. offensiv, nicht defensiv gieng er vor. Dem Gegner den Boden unter den Füßen wegzuziehen, erschien ihm als die beste Sicherung seines Werkes, die bewußte, planvoll geleitete Ausbreitung der Reformation, das Hereinziehen weiterer Glieder des eidgenössischen Staatsorganismus in die religiöse oder auch nur politische Interessengemeinschaft mit Zürich, als der beste Schutz vor einem Angriffe."

Der Ratschlag Zwinglis von 1524 ist der Ausgangspunkt für die gesamte Politik Zwinglis, die einzelnen Anschläge genügen, um seine Pläne in ihrer ganzen Schärfe und Rücksichtslosigkeit zu kennen. Es ist auch von Dr. Escher zugestanden, wie stark sich bei Zwingli damals der Beruf des Propheten, des „Hirten", als Haupt des Staates, welches Obrigkeit und Untertanen überwachen muß, aus dessen Händen einst die Seelen des ganzen Volkes gefordert werden, geltend machte. Ein solcher Prophet liegt uns in Anschläge als „Prädikant" im Kriegslager und als Verfasser der Staatserlasse vor. Der Staatsmann Zwingli steht in allerengster Beziehung zum Hirten und Propheten. Was dieser als nachteilig für sein Werk erkennt, sucht jener mit kräftiger Hand abzustellen. Natürlich, schreibt Dr. Escher, wird ein solcher Prophet in einer solchen Stellung auch den Kampf gegen die Gottlosigkeit, welcher ihm zur Pflicht gemacht ist, mit all den Mitteln führen, die ihm zu Gebote stehen.

Ganz anders urteilt über das Kriegsprogramm Zwinglis, in direkter Polemik gegen Dr. Escher und in ausführlicher Darlegung, Dr. Wilhelm Öchsli. Ihm gehen Offensive und Anschläge nicht von Zwingli und Zürich, sondern von den Eidgenossen aus. Die vier Orte waren im Waldshuterhandel die Werkzeuge der Österreicher und bedrohten Zürich mit Ausschluß aus seiner Machtstellung im Staatsverbande der Eidgenossen, wenn es den Mißglauben nicht abstelle. So war die Haltung von Zürich eine defensive. Die Gerüchte, als ob Zürich einen Angriff beabsichtige, waren völlig aus der Luft gegriffen, und wurden vom gemeinen Manne in den fünf Orten nicht geglaubt. Diese Weise wie die Lenker der letztern die ganze Eidgenossenschaft in Alarm versetzten, wäre leichtfertig zu nennen, wenn dem allem nicht die bewußte Absicht zu Grunde gelegen hatte, den Krieg zu provozieren. Zürich tat alles, um ihn zu vermeiden.

Allein Dr. Öchsli gesteht selber, die Kundschafter des Abtes von Kappel haben in den fünf Orten noch Ende November nichts von Kriegsrüstungen gewußt, einzig zu Luzern haben sie Drohungen gehört, am 21 November 1524 solle ein Zug gegen Zürich geschehen, doch nur um die Predikanten herauszuheben, keineswegs um Jemanden zu schädigen. Allein der Tag sei vorübergegangen ohne den gefürchteten Angriff. In Zürich selber habe man noch nicht an einen Krieg glauben wollen, jedoch am 20. November 1524 den Rat der Sechszehn beauftragt, Ordnungen und Ratschläge zu bringen, wie man in diesen geschwinden, sorglichen, seltsamen Läufen die Stadt Zürich und gemeine Landschaft mit Geschütz, Wehren und andern notwendigen Dingen versehen wolle. Die Sechszehn erhielten Vollmacht, in großen schweren Sachen heimlich zu beraten und vier fünf oder mehr Beigeordnete beizuziehen, wenn es ihnen hiezu nötig scheine.

Setzen wir mit Dr. Öchsli und Dr. Stähelin die Abfassung von Zwinglis Kriegsplan in diese Zeit, zuhanden der 16 Heimlichen, so können wir von Kriegsgefahr sprechen. Dasselbe taten auch die fünf, und selbst die neun Orte. Am 11 November 1524 schrieben die neun Orte an Hauptmann und Rate des Landes Wallis. Angesichts der Haltung Zürichs bitten sie um Aufsehen und bundesgemaßen Zuzug im Ernstfalle. Die Läufe seien so beschwerlich, daz wir jetz ein zitlang nit gewüst hand, und noch nit wussend,

ob sich diese händel zu zertrennung, uffrur, enbörung und krieg. das Gott verhaet, ziechen und erlouffen werden." Im gleichen Sinne handelten sie am 12 Dezember 1524, als Zwinglis Kriegsplan bereits ausgearbeitet vorlag; sie schrieben an die Orte und Bundesverwandten, um sich zu erkundigen und guten Willen zu machen, damit jedermann wisse, was er von dem andern zu halten habe. Ebenso ordneten sie Prozessionen und Gebete an, „damit der Herr uns Eidgenossen im Kriegsfalle den Sieg verleihen möge."

Alle diese Beschlüsse waren bloß Vorsichtsmaßregeln für den Ernstfall, keineswegs strategische Vorschläge für fertige Kriegsbereitschaft, und politische Abkommungen. Solche Ratschläge aus der Jahre 1524 in den fünf Orten und Freiburg sind weder den Zeitgenossen noch Spätern bekannt. Selbst Zwinglis Ratschlag kennt keine solche Praktiken: der Autor macht sich vielmehr ein Bild, wie die vier Waldstätte im Kriegsfalle gegen Zürich operieren würden, und stellt die Gesichtspunkte fest, mit welchen Anschlägen und Praktiken der Rat von Zürich dieser Möglichkeit begegnen müsse. Zwingli selber spricht von „krieg trömen etlicher trewen untrüwen und unredlichen; noch hat ein jeder sorg und flyß, als so es je gelten müeßt, ist quot man habe sich vorher wol underredt, und bedacht. Denn bhendigkeit der synen und ratschlägen bringt an dheinem Ort nie, weder in kriegen." Zwingli hofft für das „fromm gmein volk" der Eidgenossenschaft einen friedlichen Ausgang nach seinem Sinne, und bittet Gott, er möge „in Statt" Zürich einen andern Weg, als er selber in seinem Ratschlage angezeigt, behüten.

Mit Recht hat auch Dr. Ochsli beim ersten Eindruck Staunen und patriotische Bedenken über die revolutionäre Kühnheit von Zwinglis Ratschlag. Allein Zwingli will nach ihm jetzt nicht wie später den Krieg. Aber wenn die fünf Orte Zürich den Krieg aufzwängten, oder gar mit Österreich gemeinsame Sache machen, dann hatte dieses das Recht, alle Mittel, welche ihm zur Verfügung standen, zu Rate zu ziehen. Zürich hatte keinen Grund, die rücksichtslos geübte Vorherrschaft der fünf Orte in den gemeinen Vogteien ferner zu dulden, wohl aber diese letztern, weil sie zu den fünf Orten standen, als Feindesland zu behandeln, sogar die Revolutionierung der österreichischen Vorlande als Möglichkeit ins Auge zu fassen.

Von einer Undurchführbarkeit des Ratſchlages will Dr. Öchsli, im Gegenſatze zu Dr. Eſcher, nichts wiſſen, wohl aber betont er, man dürfe den durchaus defenſiven Charakter des Ganzen nicht außer Acht laſſen. Allein ſchließlich lautet das Urteil: „So ſcheint mir im Gegenteil aus jeder Zeile der anſchlägereiche, um Hilfsquellen nicht verlegene, freilich durch keinerlei Romantik und Sentimentalität gehinderte Realpolitiker zu ſprechen!“

Möriko fer behandelt dieſen erſten Kriegsplan Zwinglis ſehr kurz. Er findet in den Anſchlägen keine Eingebungen Zwinglis, dagegen in den Angaben über Trompetenſignale ſolche des Muſikkenners, in der Mahnung zu Sorg und Rat die Regel der Beſonnenheit, in den Ratſchlägen, wie Hauptmann und Prädikant ſein ſollen, maßvolle Weisheit. Es war für Zwingli nicht der Übergriff in ein fremdes und fernes Gebiet, wenn die Gefahr ſeines geliebten Vaterlandes ihn zum gründlichen Nachdenken über eine einſichtsvolle und vorſorgliche Kriegsführung veranlaßte. Weil die ſchweizeriſchen Hauptleute jener Zeit wenig anders als tapfere Haudegen und nicht gewöhnt waren, das Kriegshandwerk aus höhern und umfaſſenden Geſichtspunkten zu betrachten, ſo mußte Zwingli, der Vaterlandsfreund und Republikaner, der Mann, welcher ungeſucht und ohne Prätenſion einer der univerſellſten Geiſter ſeiner Zeit war, ſich bewogen fühlen, die Notwendigkeit des Krieges aus allgemeinen, religiöſen und vaterländiſchen Gründen darzutun, und zugleich die Regeln überſichtlich zuſammenzufaſſen, welche Klugheit und Erfahrung dem zürcheriſchen Feldhauptmann an die Hand geben konnten. In den drei verſchiedenen Ratſchlägen Zwinglis über den Krieg aus den Jahren 1524, 1529 und 1531 iſt von aufgeleſener Gelehrſamkeit keine Spur, ſondern er gibt, was reifes Nachdenken und geniale Auffaſſung von den notwendigen Reformen in den politiſchen Zuſtänden ſeines Vaterlandes ihm darboten.

Man ſieht, geſteht Dr. Stähelin, wie die politiſchen Ziele, welche Zwingli in den letzten Lebensjahren verfolgt hat, ſchon jetzt beſtimmt von ihm ins Auge gefaßt werden. Es ſteht ihm feſt, daß ein Verteidigungskrieg, wie er damals Zürich aufgenötigt zu werden drohte, nur dann wirkſam geführt werden könne, wenn gleich mit dem Angriff begonnen und mit einem

Schlage alle zu Gebote ſtehenden Hilfsmittel in Bewegung geſetzt würden, und daß für den Fall des Sieges kein Erfolg aus der Hand gegeben werden ſolle, der für Sicherung und Ausbreitung der Reformation von Bedeutung ſein könnte."

Beſtimmter ſpricht ſich Salomon Vögelin aus: „Das Gotteswort iſt für Zwingli die Wahrheit, nicht nur für Zürich, ſondern für die ganze Eidgenoſſenſchaft. Da zeigen ſich nun, man muß es ſagen, Zwinglis Energie und Konſequenz in ihrer ganzen Gewalt; vor keiner Folgerung ſchreckt er zurück. Soll die Reform durchgeführt werden, und ſtößt ſie auf Widerſtand, ſo bleibt nur der Zwang übrig. Einmal von dieſen Gedanken beſeelt, hat Zwingli nicht geruht, bis der Bürgerkrieg losgebrochen. Der Gedanke an eine gewaltſame Löſung iſt zuerſt vom zwingliſchen Kreiſe, ja offenbar von niemand anderm als von Zwingli ſelbſt ausgegangen. Es iſt eine ſchmerzliche Verirrung, wenn der Prediger des Friedens, aus deſſen Munde die Worte des Evangeliums erſchallen, wenn gerade er, und zwar nicht in einem Momente der Überſtürzung, ſondern mit ſyſtematiſcher Konſequenz zum Kriege, zum Bruderkriege, zum Religionskriege drängt. Tragiſch iſt es für einen Patrioten, wenn er mit ſich ſelber in einen ſolchen Widerſpruch gerät, und tragiſch, wenn er der Ausgangspunkt für eine Glaubensſpaltung wird, welche unſer nationales Leben auseinander geriſſen hat.

Die Tatſache, daß die Reformation für die Eidgenoſſenſchaft nicht die Eintracht, ſondern Zertrennung, nicht Friede, ſondern Krieg gebracht, iſt unumwunden von proteſtantiſcher Seite zugegeben. Schon Gottfried Emanuel von Haller anerkannte 1787 gegenüber General zur Lauben, daß der Anſturm zu allen Religionskriegen, deren erſter zu Ende des Jahres 1524 in naher Sicht geſtanden,. von Zürich ausgieng. Die politiſchen Geſichtspunkte in Bezug auf die ſtaats- und bundesrechtlichen Verhältniſſe der Eidgenoſſenſchaft führt Dr. Ph. A. von Segeſſer mit ſtaatsmänniſcher Klarheit in ſeiner „Rechtsgeſchichte der Stadt und Republik Luzern" aus:

„Zürich war der erſte eidgenöſſiſche Stand, welcher die Reformation bei ſich aufnahm. Schon in ſeinem Bunde mit den Waldſtätten vom 1. Mai 1351 hatte Zürich vorbehalten, ſich nach Belieben mit Herren oder Städten zu verbinden. In der Mitte

des 15. Jahrhunderts hatte Bürgermeiſter Rudolf Stüſſis Verſuch, den Gedanken Rudolf Bruns, die Bildung einer öſtlichen Eidgenoſſenſchaft in Verbindung mit dem Hauſe Öſterreich zu verwirklichen, den erſten innern Krieg unter den Eidgenoſſen hervorgerufen. Wenige Jahre, nachdem der Tag zu Stans die Eidgenoſſen unter ſich vereint, hatte die Politik und Alleinherrſchaft des kühnen und ehrgeizigen Hans Waldmann, der ſich mit ähnlichen Plänen trug, Beſorgnis und Mißtrauen in den innern Orten hervorgerufen.

„Wie in wichtigen Wendepunkten ſeiner Geſchichte Zürich ſtets dem Impulſe eines Mannes folgte, ſo bekam nun auch bei Durchführung der Reformation Mag. Ulrich Zwingli die ganze politiſche Gewalt in ſeine Hände. Die abſolutiſtiſche Richtung, welche Zwingli der Reformation dadurch zu geben wußte, daß er dieſelbe und alle Kirchengewalt in die Hände der Obrigkeit legte, über welche er ſelbſt den entſcheidendſten Einfluß übte, machte jene zur Staatsſache; die Unterſtützung, welche die Neuerung abſeite des zürcheriſchen Magiſtrates fand, gab ihr zum vorneherein in der Eidgenoſſenſchaft ein neues Element des innern Gegenſatzes, welches alle andern in Hintergrund drängte.

„Die gleiche abſolutiſtiſche Richtung, welche die Reformation überall hatte, wo ſie als Staatsſache durch obrigkeitliche Gewalt eingeführt wurde, der ſtrenge, fanatiſche Geiſt, den Obrigkeit und Volk in ſich trugen, waren das tätige, bewegende Element, welches der proteſtantiſchen Politik in der Eidgenoſſenſchaft dieſe Richtung vorzeichnete. Das alte, 1481 durch den Stanſervertrag bekräftigte Prinzip der Gleichberechtigung der eidgenöſſiſchen Orte, wodurch die Bünde der Eidgenoſſenſchaft entſtanden waren, ſollte aufgehoben, aus dem Bunde ſollte ein Staat werden, in welchem die Mehrheit allein kraft göttlichen Rechtes über die Minderheit zu herrſchen hätte, und zwar nicht die Mehrheit der Orte, deren Gleichberechtigung aufgehoben werden ſollte, ſondern Zürich und Bern, deren Gebiet und Volkszahl diejenige der andern Orte zuſammengenommen zum wenigſten um einen Dritteil übertraf. Die Reformation ſollte die Eidgenoſſenſchaft beherrſchen durch Abſolutismus in republikaniſcher Form, Umſturz des beſtehenden Rechtes durch materielle Gewalt.“

4. Botſchaften und Friedensverhandlungen Ende des Jahres 1525.

Das Herumreiten der Boten von Zürich nach den vermittelnden Orten im Oktober 1524 hatte bei den ſechs Orten, den Waldſtätten, Zug und Freiburg, ernſte Bedenken erregt, um ſo mehr, weil die Verhandlungen ihnen gegenüber als Staatsgeheimnis behandelt wurden. Sicher war ihnen, daß es ſich darum handle, dieſe Orte, die Stadt St. Gallen und die Gotteshausleute der Abtei, ſowie die grauen Bünde für die zürcheriſche Politik zu gewinnen. Sie wußten auch, daß Zwingli hiebei beſtimmenden Einfluß ausübte. Damit trat allmählich gegenüber Bern eine Entfremdung ein. Die Zürcher merkten bereits, wie Salat ſchreibt, daß ihnen mehr Orte zufallen würden, als deren gegen ſie waren. Sie verordneten ihre Botſchafter mit freundlichen Inſtruktionen. „Dann ſy je nach glegenheit, und dem, als man inen begegnet, an jedem Ort ſich entſchluſſend und fürtragend vil und mengerley, ſich ſelbs zu verglimpfen, ſchönen und lieben, dagegen ander, inen widrigen orten nit hoch erhaltend.“ Darauf beſchloſſen am 12. Dezember 1524 die ſechs Orte, ebenfalls ihre Botſchaften nach den vermittelnden Orten: Bern, Solothurn, Baſel, Schaffhauſen, Glarus und Appenzell, ſowie nach Stadt und Stift St. Gallen abzuordnen, und zwar aus jedem Orte einen Boten. Dieſelben ſollten am 28. Dezember 1524 zunächſt nach Bern, von dort in die andern Orte reiten, und die zu Luzern aufgeſetzte Inſtruktion vortragen. Zwei Boten aus Luzern und Unterwalden ſollten am 28. Dezember 1524 nach Wallis reiſen. Den Eidgenoſſen im Rheintale und in Graubünden ſolle geſchrieben werden.

Die Inſtruktion der ſechs Orte, ein ebenſo umfangreiches als gehaltvolles Aktenſtück, beklagt ſich zunächſt darüber, daß Zürich „etwas werbung und handlung hinderrucks und an wiſſen unſer gethan, etlich ſtuck an ſy begert, daß wir aber kein wiſſen tragen, was daſſelbig ir werbung geſyn ſig.“ Bern und Glarus haben den ſechs Orten ihre freundliche Bitte um Auskunft rundweg abgeſchlagen. Die vermittelnden Orte werden gebeten, ſie mögen die Anſuchen der Zürcher ihren Boten eröffnen und in Geſchrift geben, damit ſie dieſelben beſehen, weiter mit den Orten reden und gebührliche Antwort geben können. Die Boten werden im Namen

der ſechs Orte auf jeden Artikel beſondere Antwort geben und ihre Unſchuld dermaßen dartun, daß ſie darob ihr Gefallen haben ſollen, auch beweiſen, daß ſie ſich bisher, wie menklich gut wiſſen mag, gegen ihre Eidgenoſſen von Zürich ſtets aller Ziemlichkeit und Billigkeit befliſſen haben.

Eine Hauptklage gegen Zürich betraf deſſen Haltung in den Thurgauer Händeln, die Aufreizung der Untertanen gegen die kirchliche Ordnung, die regierenden Orte und Landvogt Amberg, die Verweigerung des freien Geleites für letztern durch Zürcher Gebiet. Andere Klagen betrafen den Stammheimer- und Ittingerhandel, und die Weigerung Zürichs, ſeine am Aufſtande beteiligten Untertanen dem Landgerichte oder den Eidgenoſſen zu ſtellen, weil die Frevel, „ungehört mißhändel und türggiſch ſachen", nicht malefiziſch ſeien. Sodann habe der Rat von Zürich den Untertanen ſeine Botſchaften zugeſchickt und ihnen durch ſie fürgegeben, wie die ſechs Orte ſie nicht bei Recht wollen bleiben laſſen. „Und ſy ſtänden alltag in ſorgen, wann wir, die fünf Orte, ſy mit gwalt überziechen und überfallen werden; mit vil andern Worten, damit ſy iren gemeinen man gegen uns Eidgnoſſen in unwillen und unfrüntſchaft bringent; das uns nun hoch beſchwärt. Dann ſolichs mag ſich mit warheit niemer erfinden; wir haben uns bishar alles glimpfs, aller fründlichkeit und zimlichkeit befliſſen, ald ungezwiflet inen gan Zürich geſchickt, ſy ſo hoch und früntlich gebeten und erſuocht, und uf das höchſt ermant, und nüt dann alle fründſchaft gegen inen brucht. Aber wie vil ſolichs erſchoſſen, das iſt denen ſechs orten wol ze wüſſen, die ir potſchaft ouch zum teil darby gehebt hand."

Es wäre zu wünſchen, daß dem Zürchervolke kundgetan würde, wie treu und redlich die ſechs Orte gegen Zürich gehandelt, wie deſſen Herren und Obern gegen ſie gehandelt und ſich ins Widerſpiel gelegt haben. „Es wird geſagt, Zürich habe ein merklich große pratik und verſtand, pflege mit vil Volk im Schwabenland, auf dem Schwarzwald und anderswo außerhalb unſer Eidgnoſchaft, auch mit denen im Thurgau bis gen St. Gallen hinauf. Ferner ſei vorzubringen, wie Herzog Ulrich von Württemberg mit denen von Zürich praktiziere und handle, daß ſchier zu befürchten ſei, daß Zürich dem Herzog zu einem Aufbruch der Untertanen im Thurgau zum Herzog einwilligen und helfen werde. Es errege-

böſen Argwohn, daß die Zürcher ſich mit Gewehr, Harniſch und Geſchütz alſo rüſten, die Ämter warnen und aufweiſen, und ſich ſo ſchicken, als ob all ſtund der ſturm oder offene krieg ausbrechen ſolle.

Ob Zürich einen Verſtand und Anſchlag mit andern Leuten habe, iſt den ſechs Orten unbekannt, aber ſie gedenken, was ſie davon halten und merken ſollen. Wahr iſt, daß ſie, durch ſolche ſeltſame Läufe gewarnt und bewogen, ſich ebenfalls gerüſtet und vorgeſehen haben, damit ſie, wenn der Landſturm ergienge, zur Gegenwehr bereit wären. „Wir ſind aber", fährt die Inſtruktion nach dem Texte bei Salat wörtlich fort, „nie des willens und noch nit, mit denen von Zürich krieg anzefahen, ſofern ſy uns nit darzuo nottrengent und überflüſſig verſuochend; als wir uns ouch zuo inen nit verſechend. Dann wenn unſer Eidgnoſſen von Zürich im glouben und chriſtenlicher ordnung blyben, und tätend, als ire vordren tand hand, da ſy zuo unſern vordern in die pündnis kon ſind, ſo törfftend wir das alles nüt, und wurdend diſer unruow gar vertragen. Und an zwyfel, wenn ir frommen biderben lüt in iren ämptern des rechten grunds und der warheit bericht, ſo wärend wir vil unruowen über, und ſtünde bas in unſer eidgnoſchaft."

„So man aber uf den urſprung und grund wil kon", lautet die Hauptſtelle des Fürtrages, „wannen har uns eidgnoſſen diſe zwytracht langt, unſer Eidgnoſſen von Zürich wider uns alſo verhezt, alſo daß ſy jetz bruchend und handlend in ir ſtatt und ämptern, unſerm waren, alten criſtenglouben ganz widerwertig, das doch iren vordern, und vor kurzen jaren inen ſelbs, ein ungehört uncriſtenlich ding wär gſyn, ſo erfindt ſich, daß ſolchs alles harflüßt und erwächst von iren predicanten, dem Zwingli und andern, ſo das hl. evangely, das gotswort, und die hl. gſchrift in eim falſchen verſtand, und anders, dann die hl. frommen alten lerer nach dem waren geiſt gottes getan, irs gfallens uslegend und die huffiſch liechtvertigkeit predyend, den gmeinen man mit diſem ſüeßen gifft alſo lüedernd, an ſich ziechend und zuo aller unghorſame bringend. Darus ervolgen und erwachſen wird nüt anders dann zuletzt ufruoren und enbörungen in aller Eidgnoſchaft und tütſchen nation."

In dieſem Vortrage kam auch die Frage einer Diſputation zur Sprache, welche ſeit Auguſt 1524 die Tagſatzung

längere Zeit beſchäftigt hatte. Nachdem Dr. Johannes Eck, Kanzler der Univerſität Ingolſtadt, ſich anerboten, Zwingli mit der hl. Schrift zu überwinden, „das ſin leer und predyen verfüeriſch, kätzeriſch und wider den rechten waren verſtand der hl. geſchrift ſig,“ haben die neun Orte in eine Disputation eingewilligt, dazu die Stadt Baden im Ergöw beſtimmt, und ſowohl Dr. Eck als Mag. Zwingli und andern Gelehrten freies und ſicheres Geleite dahin und wieder zurück an ihre Gewahrſame zu geben ſich anerboten. Allein Zwingli habe den Disputatz zu Baden abgeſchlagen; der Rat von Zürich habe dazu verholfen, ſie vermeinen auch, man ſolle zu ihnen nach Zürich laufen, und dort vor ihnen disputieren. „Daby und menklich verſtan mög, das ſy in ir hertikeit und fürnemen beharren, allein dem Zwingli folgen, und ſich nit wyſen laſſen wellend, das uns zum höchſten verwundert und beſchwert. So unſer Eidgnoſſen von Zürich ſich erboten, wenn man ſy durch glert lüt berichten könnt, welltend ſy gern loſen, und wiewol unſer gemeiner criſtenlicher, alter gloub dermaß fundiert, an im ſelbs ſo wahrhaft und gerecht iſt, daß wyter davon zuo disputieren weder denen von Zürich, uns, noch ſuſt jemand gezimpt oder zuoſtat, nüt deſtminder hand wir denen von Zürich zuo willfarung zu einer disputatz verwilliget.“

Zu beſtimmter Zeit ritten die Boten der ſechs Orte nach den einzelnen Städten und Ländern. Schultheiß und Räte zu Bern gaben am 20. Dezember 1524 ihre Antwort: Wolle jemand die ſechs Orte oder andere Eidgenoſſen wider Recht mit Krieg überziehen oder bedrängen, ſo würde Bern dieſen gemäß den Bünden ſeinen Beiſtand leiſten. Wenn die Thurgauer, welche unter den zehn Orten ſtehen, die Täter der vergangenen unchriſtlichen Dinge oder künftiger Frevel nicht beſtrafen oder zu ſtrafen geſtatten wollen, ſei Bern entſchloſſen, zu ſolcher Beſtrafung ſeine Hilfe zu leiſten. Gegen die Thurgauer und Zürich ſoll jedoch keine Gewalt gebraucht, ſondern das Recht geſucht und nach Billigkeit gehandelt werden. Das Anerbieten über die geiſtlichen Mißbräuche gemeinſam zu ratſchlagen, wurde von Bern angenommen. Die Kanzlei gab von dieſen Beſchlüſſen ſofort den vermittelnden Orten amtliche Nachricht, worauf zunächſt der Rat zu Solothurn, gleichmütig mit Bern, nach Abreiſe der Boten denſelben den gleichen Beſchluß mitteilte. Zürich und den ſechs Orten gegen-

über wurde jedoch ſchärfer betont, wenn Zürich den letztern das Recht verweigere, werde man denſelben beiſtehen; Solothurn erwarte auch, daß die ſechs Orte, wie ſie verſprochen haben, keinen Krieg anfangen oder verurſachen.

Den Räten zu Baſel hielten die Boten am 5. Januar 1525 noch einen beſondern Vortrag: dasſelbe geſtatte das Fleiſcheſſen, den Prieſtern die Ehe, gewähre anderswo vertriebenen Pfaffen Aufenthalt, laſſe anonyme Schand- und Schmähbüchlein drucken, und habe ſich im Falle einer Zweiung verpflichtet, ſtatt, den Bünden gemäß ſtille zu ſitzen, einzelnen Orten zuzuziehen, und ſtehe im Begriff, ohne Wiſſen und Willen der Eidgenoſſen mit etlichen Reichsſtädten Bündniſſe zu ſchließen, wovor es ſich hüten möge. Der Rat gab erſt am 7. Januar 1525 eine ſehr unklare Antwort, und ſchrieb am gleichen Tage an Schaffhauſen, man habe zu Baſel über die geheimen Abmachungen nicht das Geringſte verraten. „Das wellent ir ouch thuon.“ Der Rat zu Schaffhauſen gab einen bequemen und nichtsſagenden Beſcheid am 9. Januar 1525, ſie werden die Bünde allen Orten gegenüber, wie bisher, tapfer, ehrlich, redlich und getreulich halten.

Der Landrat zu Glarus erklärte, er habe von Zürich nichts geſpürt, was Glimpf und Ehre anderer Eidgenoſſen betreffe, und würde ſolchen keinerlei Vorſchub leiſten. Man wolle die Bünde ehrlich halten, in den Orten, wo man zu regieren habe, die Übeltäter beſtrafen, und dem Unrecht keinen „Geſtand“ geben. Daneben wolle man bei dem alten Herkommen bleiben, dort aber, wo man nicht zu ſtrafen habe, des Glaubens halber nichts Unfreundliches vornehmen. In Glarus wiſſe man, daß etliche ſich ihnen mit gutem Schein anhängig machen wollen; wenn ſie aber denſelben zu viel vertrauen, würden ſie zuletzt keinen Troſt finden. Die Botſchaft der ſechs Orte ſolle der nächſten Landsgemeinde vorgelegt werden.

Von Herzen bedauerten am 5. Januar 1525 Bürgermeiſter und Rat zu St. Gallen den Zwieſpalt zwiſchen Zürich und St. Gallen. Sie erboten ſich, allenthalben das Beſte zu den Sachen zu reden, damit Freundſchaft und Einigkeit gefördert, Unwille unterdrückt würde. Sie beſtritten, daß Zürich mit ihren Gotteshausleuten und andern um Beiſtand und Hilfe unterhandelt habe. St. Gallen wird ſich getreulich an die Bünde halten und Leib und Gut zu den Eidgenoſſen ſetzen. Der Rat freut ſich,

= 1996

daß die ſechs Orte keineswegs geſonnen ſind, Krieg zu führen, wenn ſie nicht ſonderlich dazu gedrängt werden; der allmächtige Gott möge die Sachen zum Beſten ſchicken. Der Rat habe seinerſeits alle Prädikanten und Prieſter durch ein Mandat angewieſen, einhellig nur ſolches, und nichts anderes zu predigen, als das klare Wort Gottes enthalte, und ſie aus der hl. Schrift erweiſen können. Dieſer Beſchluß errege zwar Unwillen, doch habe es dabei zu bleiben, bis man aus der hl. Schrift eines Beſſern belehrt ſei.

In Bezug auf das Geſpräch der Gelehrten befürchte der Rat, keine Leute zu beſitzen, die gelehrt und geſchickt wären, in einer ſo großen und ſchweren Sache mitzuhandeln; doch werde er ſich ſo halten, wie es den Eidgenoſſen dienſtlich und gefällig ſei. Mit großer Freude vernehme der Rat, daß die Eidgenoſſen zu ruhigen und gebürlichen Zeiten ſich über die Laſten und Beſchwerden, welche der gemeine Mann von Prälaten und Geiſtlichen ertragen müſſe, ſich beraten und die Mißbräuche abſtellen werden, in getroſter Hoffnung, die Eidgenoſſen werden nach ihrem hohen Verſtande die Sachen ſo behandeln, wie es Gott wohlgefällig und der Eidgenoſſenſchaft nützlich ſei. Weil ſeltſame Reden über die Haltung der Stadt St. Gallen umgehen, welche ſich mit der Wahrheit nicht vertragen, werden die Boten erſucht, ihren Obrigkeiten heimzubringen, daß ſie ſolchen Reden nicht ohne weiteres Glauben ſchenken, ſondern darüber gebürliche Antwort erwarten.

Die Gotteshausleute der Abtei St. Gallen gaben zu Wyl, 7.—9. Januar 1525, verſchiedene Antworten. Die einen, wie das Amt Goſſau, wollten der Laſten gegen das Gotteshaus ledig werden. Sie wurden angewieſen, die Sache vor die vier Schirmorte oder die Tagſatzung zu bringen. Stadt und Amt Wyl, über 1000 Mann, verſicherten am 9. Januar 1525, ſie werden ſich an Bünde, Burg- und Landrecht halten, Leib, Ehre und Gut, was ſie vermögen, zu den Eidgenoſſen ſetzen. „Doch als geredt werd von einer Diſputatz des gloubens, möchten ſy wol lyden, das dasſelb fürderlich geſchech, darmit man wißte, wie man ſich halten ſölt; mit mer worten, als jeder bott wol weißt zu ſagen.“

In Appenzell hatten ſich die Neugläubigen mit etlichen Gemeinden im Thurgau vereinbart, die Klöſter St. Gallen, Rorſchach, Kreuzlingen, Münſterlingen und Feldbach zu überfallen. Die Neugläubigen erklärten, daß ſie ſich der Artikel der ſechs ka-

tholischen Orte nichts annehmen. Die Altgläubigen gaben angenehme Antwort. Es war eine große Uneinigkeit, so daß die Katholiken genötigt wurden, Hilfe anzurufen und darüber Rat begehrten. Ähnlich, ja noch schlimmer, stand es im Toggenburg. Zwinglis mächtiger Einfluß machte sich in seiner Heimat seit langem zu Ungunsten der Abtei und der Schirmorte Luzern und Schwyz geltend. Der Landrat hatte das Mandat erlassen, daß alle Priester einhellig das Gotteswort nach der hl Schrift, ohne menschliches Beiwerk, predigen sollen. Mit Abt Franz und den Schirmorten bestand offener Zwiespalt; die Toggenburger hofften sicher, mit der Hilfe von Zürich ein freies Land zu werden.

Die Haltung der Grauen Bünde und des Landes Wallis ist aus deren Antworten an Zürich vom 3. und 7. Januar 1529 bekannt. Der Rat zu Chur schrieb: die Zwietracht sei ihnen von Herzen leid, sie hoffen, daß diese nicht zu Krieg erlaufen werde. Sie werden, wenn einiger Unwille entstehen sollte, wie ihre Altvordern als getreue Bund- und Eidgenossen zu einander stehen. Das Anbringen werde der Rat dem Landtage zu Davos vorlegen.

Hauptmann und Rate der Landschaft Wallis, zu Leuk versammelt, bedauerten den Zwiespalt des hl Glaubens wegen, ersuchten Zürich, es möge den Handel ohne weitere Unruhe und Mißbräuche abstellen, „und vorhin unserm predicanten, genempt her Zwinglin, der doch vnter denn kein gierter Eidgnoß in dem heiligen glouben handlet, als wir wol bericht sind, nit allem wellend glouben geben.“ Sie sind zwar von ganzem Herzen bereit mit Leib, Gut und Vermögen zu Friede und Ruhe aller Eidgenossen beizutragen: „Wir wellent aber Zürich gegenüber nicht verhalten, ob es sich zuo kriegsfuor begebe, das Gott wend, daß wir zu unsern lieben Eidgnossen von Luzern, Uri und Unterwalden mit burg- und landrecht verwandt sind.“

Die Boten der sechs katholischen Orte konnten die Erfahrung machen, daß sie in einem Kriegsfalle mit Zürich von den andern sechs Orten für einen Angriff gar keine, zur Verteidigung einzig von Bern, Solothurn und Wallis etwelche Hilfe erwarten konnten, während Basel, Schaffhausen und Appenzell offen mit Zürich hielten. Daß letzteres mit bedenklichen Praktiken umgieng, war weder Boten noch Obrigkeiten verborgen geblieben. Unter diesen Umständen konnte von einem Ausgleiche wegen den Handeln in

Thurgau keine Rede sein. Einerseits verlangten die sechs Orte, ohne Unterstützung zu finden, 12,000 Gl als Schadenersatz, die Habe der zu Baden Hingerichteten, Auslieferung der drei Rädelsführer, die völlige Herstellung des katholischen Kultus zu Stammheim und allen Orten, welche in ihren Gerichten liegen. Allein Zürich wollte weder von Herstellung des alten Glaubens, dort, wo es Gerichtsherr war, noch von Auslieferung der drei Anführer das Geringste wissen. Die Spannung war ernster als je zuvor. Einzig in Bezug auf Abstellung der Mißbräuche und ein Religionsgespräch erschien noch eine Verständigung möglich. „Da nun also", schließt Hans Salat seine Darstellung, „das 1524 Jar verbrucht ward mit großer unruow, kosten, beschwerd und arbeit, ließ sich ouch das 1525 jar wol ansehen als nit vil rüwigers."

III. Unterhandlungen über ein Glaubensgespräch und Religionsmandat.

1. Unterhandlungen der Eidgenossen mit Papst Clemens VII.

Gardehauptmann Kaspar Röust war beim Tode seines Vaters, 15. Juni 1524, nach Zürich gekommen. Vielfach wurde erwartet, der hervorragende Mann werd, in die Ehren und Ämter seines Vaters gewählt, seine beschwerliche Stellung zu Rom aufgeben. Die Tagsatzung in Zug beschäftigte sich ernstlich mit dieser Frage, und Luzern hoffte aus derselben Vorteile. An den Papst ergieng am 13. Juli 1524 das Schreiben: „Etsi superioribus mensibus". In demselben heißt es betreffend Kaspar Röust. „Forsitan ob hereditatem, spem paternarum dignitatum, hortatum amicorum et plerasque alteras causas nunquam Romam sit rediturus, fore decrevi, ut sanctitas vestra hunc capitanatum alteri sit collatura." Als Gardehauptmann wurde der ebenfalls seit Juni 1524 in Urlaub zu Hause weilende Luzerner, Gardefähndrich Sebastian Hutmacher empfohlen; die Tagherren begründeten das Gesuch mit auffällig nachdrücklicher Hervorhebung der Verdienste seiner Vaterstadt in den kirchlichen Händeln:

„Patria Lucernensis est, quæ ex omnibus huic Lutheranæ immo potius diabolicæ factioni acerrime reluctatur. Equidem S. V. non obscurum esse arbitramur, quanta nobis cum quibusdam, præcipue Thuricensibus, de fide catholica sit discrepatio. Quos, quia nec rationibus ullis a tam nefando proposito hactenus avocare potuimus, iis, quibus maiores nostri minime ausi sunt, mediis uti vehementer statuimus."

Allein Kaspar Hönst kehrte nach Rom zurück und blieb Gardehauptmann. Sebastian Hutmacher reiste im Oktober 1524 ebenfalls, trotz der drohenden „fatlichen ufrur" nach Rom und übernahm dort sein altes Amt. Der Rat zu Luzern gab ihm ein weitläufiges Begleitschreiben als Empfehlung mit, welches für die Beziehungen der sechs Orte zum hl. Stuhle große Bedeutung hat. „Zum vierd, so haben wir diesem fendrich", heißt es in demselben, „etwas unsers merklichen anligens befolchen, inhalt unser Instruktion, so wir im besigelt geben haben, in unsern namen, an unser heiligkeit underthenigklich langen ze lassen und zu werben. Bitten wir üwer Heiligkeit, der welle gefallen, selben in unserm namen ze verhören, und in gnaden zuo begegnen. Und üwer Heiligkeit wölle sich uf sölich unser demüetigkeit und anmuetung ouch gegen uns so gnedklich bewysen, als dann zuo üwer Heiligkeit wir zuosampt schuldiger pflicht als unserm houpt und allervatterlichisten vatter mit sonderm willigen herzen und gemuet in aller underthenigkeit hoffend zuo verdienen." Aufschluß über den genauern Inhalt der „besigelten Instruktion" gibt das Breve „Venit ulla jam conjunctio" vom 14. Februar 1525. Es handelte sich um das längst anhängige Ansuchen um Absendung eines päpstlichen Legaten, als Vertrauensmann ausgerüstet mit ausreichenden Vollmachten zur Beilegung der religiösen Händel.

Bald nach Abreise des Gardefähndrichs Hutmacher traf das päpstliche Breve „Nihil quod amicissimus" vom 23. Oktober 1524 als Antwort auf den Brief der Tagsatzung in Zug ein. Das Begehren, den sonst genehmen Gardefähndrich zur Hauptmannsstelle zu befördern, wird höflich aber bestimmt abgelehnt, mit der nicht vornehmen Begründung: „Quoniam ille captarens reversus est, bene de nobis et sancta ecclesia merito, detrahere ulla in parte honoris, grati nostri animi penitus alienum est." Daneben erhalten die zehn Orte für ihr eifriges Bemühen zur Erhaltung des wahren

Glaubens das dankbare Lob des Papstes. Dieser war, offenbar durch Ennius Filonardi und Gardehauptmann Röust über die religiösen Zustände in Zurich und der Eidgenossenschaft unterrichtet, zu entschiedenem Eingreifen veranlaßt worden. Der in Bezug auf Zwingli ungewohnt scharfe und bestimmte Wortlaut des sonst sehr milde gehaltenen Breve, welches am 12. Dezember 1524 der Tagsatzung zu Baden vorlag, ist diesbezüglich überaus beachtenswert:

„Pastoralı affectu et paterna pietate ducti, maiorem in modum dolemus, tantam vim habuisse pravam daemonum vel daemonibus servientium hominum suggestionem, ut eam partem, a qua vos dissentitis, vel in ea parte aliquem numerum potius ad viam iniquitatis declinare coegerit, quod nos damnum nostrum proprium, nostram calamitatem esse reputamus. Nulla enim fidelis anima caruit, quae salutaris lavacri charactere signata jam omnipotenti Deo dicata erant, avelli a nostro sinu atque cura sine maximo nostro dolore omnino potest. Accedit, quod, pro singulari nostra in istam fortissimam nationem benevolentia, vestrarum etiam dissensionum periculis commovemur, quibus quidem, ut provideamus, et ut in omnibus patrum nostrum animum erga vos declaremus, *nuntios ad aliquot dies nostrum nuntium, curaturum, quantum per nos poterit fieri, ut pax et omnium bonarum rerum concordia vigeat inter vos, omnesque habere possimus in honore summi Dei et in rei publicae christianae pace tractanda conjunctos.*"

Die Tagsatzung zu Baden, auf welcher des Gardehauptmanns Bruder, der neugewählte Burgermeister Diethelm Röust, den Vorsitz führte, beschloß, es sei von den Boten heimzubringen, ob man dem Papste auf sein Breve antworten wolle. Nach dem Breve: „Vetus illa jam conjunctio" zu schließen, wurde Sr. Heiligkeit nicht geschrieben. Immerhin konnte auch der Legat Ennius Filonardi, als er im Herbste 1524 nach Rom zurückkehrte, dem Papste die beruhigende Versicherung heimbringen, daß, wenn gleich in politischer Hinsicht von den Eidgenossen dermalen nicht viel zu hoffen sei, die Mehrzahl der Orte noch fest zum alten Glauben halte, und zum äußersten entschlossen sei. Das immer bedrohlicher sich gestaltende Umsichgreifen der religiös-politischen Umwälzung, die wachsende Zwietracht unter den Eidgenossen waren nur allzu

sehr geeignet, selbst gutmütige und schwankende Kreise aufzuklären, und die Gefahr in ihrer ganzen Schwere erkennen zu lassen. Diese Erkenntnis bewirkte zunächst seitens der sechs „alten" Orte einen engern Anschluß an den Papst. Ferner verbanden sich die sechs Orte mit Bern, Solothurn und Glarus, nebst Wallis, das Versprechen wegen Erlaß eines Glaubensmandates durchzuführen, der neuen Lehre entgegenzutreten und die kirchlichen Mißbräuche, leider einseitig von sich aus, statt unter Beirat und Mitwirkung der Bischöfe, abzustellen.

2. Unterhandlungen wegen einem Religionsgespräch; die Regensburger Einigung und Dr. Johannes Eck.

Die Eidgenossen beschäftigte seit langem die ernstliche Frage eines Religionsgespräches. Zwingli hatte dasselbe, unterstützt vom Magistrate, seit 1523 wiederholt gefordert, mit dem Erbieten, sich zu fügen, wenn er auf Grund göttlicher hl. Schrift des Irrtums überwiesen und eines Bessern belehrt werden könne. Die Disputation sollte nach dem Vorbilde der zwei Zürcher Religionsgespräche angeordnet und abgehalten werden, womöglich in Zürich oder doch an einem Orte, wo das Evangelium bereits Anhang gefunden hatte, und Zwingli sich zum vorneherein seines Sieges sicher glaubte. Propst Nikolaus von Wattenwil, zu Bern, auf dessen Anstiften der Magistrat bereits die Predigt des Evangeliums freigegeben und die Jurisdiktionsgewalt der Bischöfe zu Konstanz und Lausanne für sein Gebiet bestritten hatte, schlug nun seinem Freunde Zwingli auf dessen Anregung schon im Juli 1523 als geeigneten Platz die Stadt Bern vor, welche dem Evangelium damals die beste Aufnahme zu bieten schien. Berchtold Haller konnte schon zu Ende April 1523 an Zwingli: „eruditione et pietate insigni viro, apud Tiguros Evangelium, domino suo et fratri unice amando", schreiben. „Utcunque, Dominus Jesus, congregationi addit apud nos, ut facile, visa divina apud nos ira, verbum eius apud nos explodi nequeat, reclamantibus quantumcunque nobilibus. Famem verbi Bernates habent; pascentur in dies secundum gratiam nobis datam."

Zwingli nahm das Anerbieten des Propstes an, und bat, wenn Zürich nicht beliebe, für Bern den Plan zur Hand zu nehmen. Bei seinem Ansehen müßten auch die Gegner von ihrer

Widerſpruche abſtehen. Der Propſt werde durch ein ſolches Vornehmen ſowohl bei Gott als bei der Nachwelt in Ehren ſtehen, und den Ruhm beſitzen, die Eidgenoſſen aus dem Irrtum zur Wahrheit geführt zu haben. Wenn gleich ſich nicht alle Eidgenoſſen an dem Geſpräche, welches in deutſcher Sprache zu führen ſei, beteiligen, ſo wäre doch ein ſolches allein für Bern ein großer Gewinn. Es dürfen jedoch keine fremden Biſchöfe, ſondern nur diejenigen von Konſtanz und Lauſanne eingeladen werden; dagegen ſoll Jedermann der Zutritt frei ſein.

Propſt Wattenwil beſaß viel zu wenig Eifer für das Evangelium, obgleich ihm der Reformator am 30. Juli 1523 das Büchlein „Von göttlicher und menſchlicher Gerechtigkeit“ gewidmet hatte. „Allein wenn auch Wattenwyl kräftiger und durchgreifender geweſen wäre, würde die Erreichung des Zweckes zu jener Zeit in Bern noch unmöglich geweſen ſein,“ ſchreibt Mörikofer. In Bern gewann die katholiſche Richtung im Jahre 1523 entſchiedene Oberhand; Zürich hielt ſein zweites Religionsgeſpräch ohne jede Beteiligung der Berner. Die Beſchlüſſe waren derart, daß ſie zunächſt von weitern Verſuchen, durch Religionsgeſpräche die kirchlichen Streitigkeiten beizulegen, abſchrecken mußten.

Zwingli beſtand jedoch darauf, daß über ihn das kirchliche Lehramt keine Autorität beſitze, daß er ſich einzig auf Grund der hl. Schrift widerlegen laſſe. Bürgermeiſter und Rat von Zürich hatten dieſes Begehren in ihrer „Antwort“ ſteif und feſt erneuert und von den Eidgenoſſen, den Biſchöfen und Prälaten verlangt, ſie ſollen auf Pfingſten 1524 ihre Seelſorger und andere gelehrte Männer nach Zürich ſenden, welche Prädikanten und Räte überweiſen ſollen, daß ſie wider das Wort Gottes handelten, nach der evangeliſchen Lehre nicht wandelten, und ſolches mit dem wahren Gotteswort und rechter göttlichen Schrift beider, des alten und neuen Teſtaments bezeugen. Wenn dies gelinge, Beſſeres und Wahreres „erſcheint“ werde, wollen ſie ſich allzeit nach Willen und rechter Lehr Gottes weiſen laſſen. Dieſes Anſinnen mußte den Katholiken als Herausforderung zum Kampfe erſcheinen. Viele glaubten, denſelben aufnehmen zu müſſen, wollten ſie nicht zugeben, daß ihre Glaubenslehre mit der hl. Schrift im Widerſpruche ſtehe, während Zwingli die reine Lehre Chriſti, der Apoſtel und Evangeliſten hergeſtellt und von den Irrſalen der

päpstlichen Verfügungen befreit habe. Wahrscheinlich war es Dr. Fabri, welcher den angesehensten Theologen Deutschlands Dr. Johannes Eck bestimmte, die Herausforderung aufzunehmen und mit Zwingli auf den theologischen Kampfplatz zu treten.

Dr. Johannes Maier, „Joannes Maior", nach seinem Vaterdorfe Eck in Schwaben „Eccius" genannt, war am 13. November 1486 geboren. Er begann mit 15 Jahren das Studium der Theologie und wurde schon 1501 in Tübingen als Magister artium liberalium promoviert. 1508 wurde Eck zu Freiburg i. B. Dr. Theologiae und sofort Professor an der Universität Ingolstadt, 1512 deren Prokanzler. Im Kampfe gegen Dr. Luther stand er in vorderster Reihe und besiegte denselben als tüchtiger Theologe und gewandter Dialektiker auf der großen Disputation, welche vom 27. Juni bis 15. Juli 1519 zu Leipzig mit päpstlicher Erlaubnis gehalten wurde. Darauf reiste er nach Rom und erwirkte gegen Dr. Luther und seine dem Hussitismus entnommenen Lehren die große Bannbulle „Exsurge Domine, et judica causam tuam". Dr. Eck war die kräftigste Stütze des alten Glaubens in Baiern, durchaus unbescholten im Wandel, Schriftsteller und Polemiker selbstbewußt und derbe, wie so viele Theologen und Litteraten einer Zeit, war Dr. Eck der geistreichste und gefürchtetste Bekämpfer der neuen Lehre in ganz Deutschland, ein Eiferer für Besserung der kirchlichen Übelstände und Mißbräuche.

Im Sommer 1524 beteiligte sich Dr. Eck mit ebenso viel Aufsehen als Erfolg an den Verhandlungen des Fürstenkongresses zu Regensburg, welcher auf Wunsch Kaiser Karls V. unter Beisein des hochgebildeten Kardinal-Legaten Laurentius Campegius, Erzbischof zu Bologna, und des Erzherzogs Ferdinand zusammengetreten war. Die beiden Herzoge von Baiern und viele süddeutsche Bischöfe, darunter auch Hugo von Konstanz mit seinem Generalvikar Dr. Fabri, waren auf dem Kongresse vertreten. Derselbe hatte für Deutschland das gleiche Ziel im Auge, wie die Beschlüsse der Tagsatzung für die Eidgenossenschaft: Abweisung der neuen Lehre, Bestrafung ihrer Urheber und Anhänger durch die geistlichen Gerichte, die Reinigung der Kirche von den Mißbräuchen, Milderung der Kirchendisziplin. Alles sollte im Geiste der Milde und Versöhnung geschehen, gemäß den alten Verordnungen der Konzilien und Synoden angeordnet und vollzogen

werden. Campeggio betonte mit Nachdruck, man bedürfe keiner neuen Gesetze zur Reform der Geistlichkeit, sondern nur einer treuen Beobachtung der geltenden Vorschriften. Die Einigung der Fürsten und Bischöfe kam am 16. Juli 1524 zustande, die 37 Artikel der Konvention wurden leider so wenig ausgenützt als das eidgenössische Reformationsmandat vom 1 April 1524. Der Zorn über des Legaten und Dr. Ecks Versöhnungswerk war bei den Gegnern um diese Zeit groß: eine Aussöhnung mußte mit allen damals üblichen Praktiken vereitelt werden, und die Aufreizung des Volkes ihre Dienste leisten.

3. Zwinglis erste Fehde mit Dr. Eck.

In die eidgenössischen Verhältnisse griff Dr Eck ein durch sein Missive vom 13 August 1524, gerichtet an die „Herren und Verwandten des alten Bundes der Eidgenossen", welche kurz darauf den Tagherren zu Baden vorgelegt wurde. Das Schreiben ermahnte die Eidgenossen, sie möchten sich „als eerlich, loblich, beständig cristen von ihrem guoten cristenlichen fürnehmen nit abwerden: denn Gott habe sie und etliche auserwahlt, durch sin gottlich gnad die sin glori, eer und glauben erhalten, schutzen und schirmen. Sie sollen auch „durch Ulrich Zwinglins, predicanten zuo Zürich, verfürerisch lasterlich Schriben", — wahrscheinlich ist die „Trüw und ernstlich Vermanung an die Eidgenossen" gemeint, — „sich davon nicht bewegen lassen. Dann der selb Zwinglin manigfaltig irrung infüert, den cristenlichen Glauben defleckt, das wort Gottes und die heilig schrift kätzerisch vergwaltigt, zerrißt und in einen mißverstand ergerlich zucht. Daher ich mich hiermit erbiet und erboten haben will, wo und wann es üch gefellig und gelegen sin will, sölichs mit Disputation gegen gemelten Zwinglin ußzefüeren; doch er, Zwingli, nach unser beider verhörter Disputation by denen, so in darzuo verordnen werden, erkennen und urteilen, fest und ungewegert bliben werde. Und bin also, mit hilf des allmechtigen und gnaden des heiligen geists, trostlicher hoffnung, unsern alten, waren cristenlichen glauben und gebruch, daß das der heiligen geschrift gemeß und nit ze wider, gegen den Zwinglin leichtlich zuo erhalten, auch hinwiderumb, daß sin, Zwinglins, nüw verfürisch fürnemen der heiligen gschrift ganz widerwertig und untougen sye, anzuozeigen erbietende."

Die Missive wurde auch den Zürchern durch ein „corp der rechten missif kund getan; aber Zwingli war nit disputierig", bemerkt hierüber mehr als schalkhaft Hans Salat.

Die Regensburger Einigung, die Anmaßung von Dr. Eck sich gegenüber dem Patrioten Zwingli in die religiösen Verhältnisse der Eidgenossen einzumischen, das Anerbieten, den Reformator mit seinen Waffen, der untrüglichen hl. Schrift, zu widerlegen, erregten den Zorn des temperamentvollen, ohnehin durch die Thurgauer Handel aufgeregten „Episcopus Tigurinorum" zur Siedehitze. „Zwingli hatte vor sich", schreiben die Herausgeber seiner Werke, „den gelehrtesten und beredtesten, den gewandtesten und kühnsten Kämpfer für den alten Kirchenglauben und die Kirchengewalt." Dr. Ecks Missive war sehr ruhig, ja vornehm gehalten; wenngleich Zwinglis Lehre und Polemik in der üblichen Sprechweise scharf und richtig charakterisiert war, blieb doch dessen persönliche Lebensführung völlig unberührt. Ganz anders Zwingli.

Kaum war ihm die Missive bekannt geworden, setzte er sich hin, um an den gefürchteten Gegner einen Brief im rohesten Humanistenstile zu schreiben, welcher zum maßlosesten gehört, was von ihm je geschrieben wurde, trotzdem der Brief mit dem üblichen Gruße: „Gratia et pax a Domino!" beginnt, und der Verfasser beteuert, er habe lange Zeit erwogen, wie er Dr. Eck in Liebe gewinnen könne. „Dolebat animum meum, quam te peramanter convenire vellem; tanto magis video nihil per humanitatem contra tecum posse. Nunc ergo, ne quando magis cogito, quum neque mitius neque acerbius restitui potes, nihil aliud superest, quam ut fustuario vapules haud aliter, quam fugitiva mancipia et asini molares."

In seiner Tollheit, „insania", hat es der Frechling, „audacissimus homo", gewagt, sich in die Angelegenheiten der Eidgenossen einzumischen, und auf Veranlassung wohlbekannter Leute unverschämt und boshaft über Zwingli zu schreiben. Glaubt Dr. Eck mit seiner lärmenden Geschwätzigkeit zu siegen, und wenn dies der Fall, wird die Wahrheit dadurch überwunden, das Wort Gottes seine Kraft und Würde verlieren? Dr. Eck, mit seinen Niederlagen noch nicht begnügt, will einen neuen Brand entzünden und alles in Verwirrung bringen. Nachdem er zu Rom seinen Bischofshut erlangt hat, will er in Deutschland alles drunter und drüber werfen, damit die volle Bosheit seines Herzens zu

den Tag komme, seiner Verworfenheit in allen Lastern gegenüber, die Namen eines Herostrat, Vleminius, Antonius, Catilina in Vergessenheit geraten, und nur noch Leute wie Dr. Eck genannt werden. Besser als ihn hätten die Götter eine Harpye oder einen Esel geschaffen; mag Dr. Eck von Gestalt ein Affe oder ein Mensch sein, so ist er doch ein Knecht des Bauches und ein Ungetum, „belua", zu nichts besserm brauchbar als ein Maultier oder Esel:

„Omnis vita tua", wird der Vizekanzler zu Ingolstadt und Domherr zu Eichstätt apostrophiert, „jam inde ab unguiculis impura fuit, lingua petulans, os maledicum, vox impura, oculi libidinosi, frons impudens, ut, quæ ista quoque auderent simulare, quos malitia quidem suasisset; sed fractus conscientiæ animus designare præ muliebri formidine non potest. Cor tum habendi tum gloriæ cupiditate sic flagrans, ut, juxta prophetæ verbum pacem et otium ferre nullo modo potueris!"

Bei ruhiger Überlegung oder auf Zureden besonnener Freunde fand der Reformator es jedoch unklug oder ungeziemend, über einen hochachtbaren Gegner in dieser Weise den vollen abgründlichen Zorn seines Herzens auszuschütten, und auf Dr. Ecks ruhig gehaltenen Brief mit einer alles Maß des Hasses übersteigenden persönlichen Beschimpfung zu antworten, welche ihm und dem Gotteswortе vor aller Welt schaden mußte. Der Brief blieb unvollendet. „Mihi nullum dubium, scriptionis eneomii Eccii per me suum, Zwinglium calamum quoque abjecisse" schreibt Josias Simler, welcher dieses Konzept der Nachwelt überliefert hat.

Zwingli bemühte sich, seine Polemik milder zu gestalten. Am 31. August erschien bei Hans Hager, welcher des Reformators ärgste Streitschriften und Schmähbibelle seiner Freunde besorgte, die „Verantwurt Zwinglis über Dr. Johansen Ecken Missive." Sie trägt als Vorspruch die Stelle bei Isaias, 57, 20 „Impii autem quasi mare fervens, quod quiescere non potest: et redundant fluctus eius in conculcationem et lutum. Non est pax impiis, dicit Dominus!"

Entsprechend ist der Inhalt der Verantwortung. Dr. Eck wird mit Simon dem Zauberer verglichen, welchen Gott für sein unwys fürnemen durch Petrus bestraft hat: Gott wird auch Dr. Eggen nach seinen verfurnissen einen felsen auf den Hals schicken. Wie kann derselbe den Eidgenossen aus reiner Liebe zu

Gott schreiben, er, dessen Leben und Lehre anzeigen, daß er nicht an Gott glaubt, sondern seinem Worte frevenlich und tatlich widersteht, so daß alle Christenmenschen ihn für einen Gottesfeind halten. Die Angriffe der Missive gegen Zwingli beweisen, daß kein Liebesgedank, furcht noch huld in ihm sei. Wäre Dr. Eck ein Diener göttlichen Geistes und Diener Gottes, so hätte er nach der Mahnung Christi den sündigen Bruder zunächst unter vier Augen gestraft und vom üblen zogen; statt dessen hat er gegen Zwingli seine Lehre hinterrucks eine so stolze Missive erlassen, wie demütiger nicht sein kann.

Dr Eck erhält von Zwingli bittere Vorwürfe, daß er ihm fürgedichten sei, statt mit ihm zu reden, es möge der Eidgenossen, welche er öfter geschmäht, zu schreiben. Weshalb er sich nicht an den Rat von Zürich gewandt habe, wo er predige? Weshalb darf Dr Eck schreiben, daß man ihn an statt setze", zu disputieren? Wenn er des Disputierens halber sei, möge er nach Zurich kommen, um Zwingli, jene, die mit predigen, seine Kirche und den Rat aus dem göttlichen Wort zu überweisen, wie sie nach ihrem Erbieten gemäß dem göttlichen Wort leben sollen. Dort wird ihm das Tor jederzeit offen stehen, wenn er sich nicht mit unnützem Disputieren und Klopfen, behelfen, sondern dem klaren Gotteswort unterwerfen will. Dort will ihn Zwingli seines Irrtums unterrichten, ihn als verführerischen Hirten damit er die von ihm verleiteten Schafe wieder auf den rechten Weg bringe. Welcher von beiden nicht beim Gotteswort bleibt, soll an Bürgermeister und Rat stehen: der Überwundene dannethin an lyb oder leben von Burgermeister und Rat gestraft werden nach irem bedunken."

Nach einer langen Ausführung über das unrichtige Wesen Gottes und den alten Glauben, welche Gott selber anerkannt habe, weshalb sie älter sind als die von Dr Eck verteidigte Messe, „diner väter und brüch, deren du dich merken lassen", ruft Zwingli Dr. Eck auf, er möge fernerhin keine solche Praktiken gegen die frommen Diener Gottes unternehmen, noch mit seinen Lügen das arme Volk hintergehen. Er soll fröhlich gen Zürich kommen. Zwingli wird ihn nicht bei irgend einem Herrn hintertreiben. Er erwartet das gleiche von Dr Eck. „Oder aber will ich mich der warheit allem christenem Volk offnen, daß man sich vor dir [illegible]

kann. Erbarme sich Gott über dich, und nehme dir dein steinin Herz und gebe dir so ein lindes, das sich mit Gottes wort schmeiden laß."

Dr. Eck blieb die Antwort auf Zwinglis öffentlichen Angriff nicht schuldig. In einer kurzgefaßten Druckschrift „Ablehnung der schantschrift, die Ulrich Zwingli in antwurtweyß hat ausgehen lassen" beklagte er sich zunächst in sechs Punkten über die „schmachschrift, so Zwingli auß muetwillem zornigem gemuet wider ihn in truck geben." Aus „durstigem rachgal" werde ihm nachgesagt, daß er an keinen Gott glaube. Er sei von ehrbaren Eltern geboren, ein besserer Christ als Zwingli, in christlicher Kirche erzogen, entschlossen, durch Gottes Gnade mit ihr vereint zu bleiben.

Er leiste dem Worte Gottes keinen Widerstand, erklärte Dr. Eck, leve vielmehr gerade jetzt zu Ingolstadt über das Evangelium Johannis. Dagegen widersetze er sich der ketzerischen Auslegung und dem Mißverstand, wie Luther, Zwingli und ihr Anhang die hl. Schrift auslegen, das Wort Gottes zerreißen, die hl. Sakramente und die Ordnung der hl. christlichen Kirche befleckten, in beharrlichem Widerstande. Er habe Zwingli nicht um eine Disputation ersucht, sondern deshalb an die Eidgenossen geschrieben, weil er in demselben nach der Lehre Pauli einen verstockten Ketzer erkenne. Zwingli sei genuglich gewarnt und ermahnt worden: durch die päpstliche Bulle gegen Luther, durch seinen eigenen Bischof, neuestens durch den frommen Hieronymus Emser in seiner Verteidigung des Kanons der hl. Messe.

Niemals habe Dr. Eck, was auch die Lutheraner Zwingli und sein Mitbruder in Christo, Dr. Hubmeier, sagen und schreiben mögen, über die Eidgenossen übles geredet. Er sei in Rom zur Garde, Hauptmann und Fähndrich in besten Verhältnissen gestanden, habe oft freundschaftlich zu Schaffhausen verkehrt. Die Lutheraner haben noch größere Lügen über ihn ausgestreut und geschrieben, er sei zu Rom auf einem Misthaufen erstochen worden. „Aber Gott lob, sy sind noch nit ertreut worden!" Die Aufforderung, in Zürich mit Zwingli zu disputieren, sei unnutz; denn männiglich wisse aus den Akten, was aus den beiden Zürcher Disputationen erfolgt sei. Die frommen mannhaften Eidgenossen wissen wohl einen richtigen Platz anzuzeigen, wo wir disputieren können; Dr. Eck will ihnen darüber nichts vorschreiben.

Zwingli rechnete ihm zum Vorwurfe an, daß er vor den Eidgenossen disputieren, dieselben richten lassen wolle. Dies streite gegen sein eigenes Verhalten, nachdem er zweimal in Zürich vor den Räten disputiert hat. Zwingli möge selber sagen, ob nicht gemeine Eidgenossen mehr gelten, als ein einzelner Ort derselben. Sein Sinn ist stets nach dem Urteil der Laien; er will weder vom Papst noch von den Universitäten etwas wissen. Durch Urteil und Verkündigung der lehrenden Kirche besitzen die Christgläubigen richtigen Verstand der hl. Schrift, obwohl dieser Verstand Wiclef, Hus, Luther, Zwingli und allen Häretikern zuwider sei. Unser lieber Herr Christus will nicht eines jeglichen Ketzers wegen vom Himmel kommen; wenn die Menschen nicht den richtigen Verstand der hl. Schrift besäßen, wäre noch kein Häretiker überwunden worden. Wahr sei, daß eine dunkle Stelle der hl. Schrift durch eine andere müsse erklärt werden. Allein dieses brauche Zwingli nicht zu lehren, denn man wisse solches längst aus des hl. Augustinus Schrift „De doctrina christiana". Es möge der Verständige erwägen, ob Zwingli oder Dr. Eck mehr und richtiger in der hl. Schrift gelesen habe.

Zwingli rieche es in die Nase, daß Dr. Eck noch anerbiete, den alten wahren Glauben zu verteidigen, deshalb stelle er ihm die Frage, ob er denn noch einen ältern Glauben habe, als den an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, und seinen einzigen Sohn Christus. Der wahre Glaube enthalte freilich mehr als zwei Artikel und damit gar viele Lehren, welche von Pursten, Konzilien und Vätern festgestellt und erklärt, von gemeiner Christenheit stets geglaubt und festgehalten werden. Diesen alten Glauben dürfen die neuen Christen nicht behalten, denn Luther und Zwingli wollen als strenge Vorläufer des Antichrist den alten wahren Glauben durch ihre neue Lehre abtun.

Mörikofer gesteht, Dr. Eck habe Zwingli nicht ungeschickt geantwortet, und sei dessen Einwürfen in den meisten Punkten mit guten Gründen begegnet. Eine große Blöße habe er sich gegeben, indem er die „römischen Satzungen", gegenüber dem klaren Worte Zwinglis vom alten Glauben der hl. Schrift, als den alten Glauben zu behaupten sich unterfange. Allein Dr. Eck spricht mit keiner Silbe von „römischen Satzungen", welche er keineswegs alle billigte, sondern vom Ansehen der hl. Konzilien und der Kirchenlehrer, wie

Cyprianus, Auguſtinus, Hieronymus, Bernhardus. Dieſe werden von Luther und Zwingli verworfen, „darumb daß ſy menſchen ſeyen geweſen“. Dr. Eck aber meinte, jeder fromme Chriſt tue gut, gegen ſolche Neuerung, die dem Glauben gefährlich ſei, argwöhnig zu ſein, und ſich an die chriſtliche und die alten hl. Väter zu hängen. Dafür möge der fromme Chriſt viel minderes Vertrauen in die neuen Lehrer, Luther, Zwingli und ihren Anhang ſetzen, „die dann ouch nur menſchen ſeyen“.

An die edlen hochachtbaren Herren des „alten punds hochtütſcher Nation“ der Eidgenoſſen richtete Dr. Eck am 26. September 1524 einen Brief, „Miſſive“, worin er ſich gegen die Schmähungen Zwinglis verwahrte. Er warf ihm vor, in Verſtand und Auslegung der hl. Schrift ſei er nicht geübt; er raſple die einzelnen Stellen ohne bündigen Schluß und Grund zuſammen; dadurch vergewaltige und zerreiße er den Verſtand des hl. Geiſtes; er lege ſich zu viel auf den toten Buchſtaben, wie ſchon Origenes eine „litteram occidentem“ kenne, welche töte, wenn der Ausleger den wahren Verſtand der hl. Schrift nicht wiſſe.

Gegenüber dem Ausſchreiben Zwinglis erneuerte Dr. Eck ſein Anerbieten, er ſei entſchloſſen, zu Luzern, Baden oder einem andern unparteiiſchen Orte, welchen die Eidgenoſſen beſtimmen mögen, und vor den von ihnen beſtellten Richtern die kirchliche Lehre „troſtlich mit der Hilf Gottes zu erhalten“. Die Eidgenoſſen mögen ihm für die Hin- und Herreiſe ſicheres Geleite zuſchreiben, als Schirm gegen die „böſen lutheriſchen buoben“, welche ihm etliche Jahr auf „eer und lyb“ nachgeſtellt haben. „Doch will ich nit, daß ſich das geleit daruf ſtröck, was die richter mir oder dem Zwingli werden auferlegen. Dann ſo wir in der Disputation gehört werden, ſoll und will ich der erkanntnuß der verordneten nachkommen; doch daß der widerſächer zuo gleichem ouch verbunden werde. Er thue und erbiete das nitt aus eitler Ehre oder zeitlichen Nutzen“, verſicherte Dr. Eck, „ſondern fürnemlich zu Gottes Ehre, zur Rettung des wahren chriſtlichen Glaubens, aus brüderlicher Liebe zu loblicher gemeiner Eidgenoſſenſchaft, daß ſy durch geblümbte falſche Ketzerey unter einem ſchein des wort Gottes nit verfiert werden“.

Die Eidgenoſſen ſollen nicht glauben, führt Dr. Eck in ehrenhafter Weiſe aus, daß er „die mißbräuch der geiſtlichen, es

senen bäpst, bischöfe, priester, ordensleut, well bereden, beschützen oder beschirmen, sonder mit geburlicher reverenz und ererbietung, die inen als von Gott gesetzt zu tuon, vorbehalten, gern raten, helfen nach all minem vermögen handlen, damit soliche abgestellt werden, wie ich jüngst zu Regensburg gethan hab, wie dem hochwurdigsten Herrn Laurentio, S. Heiligkeit Legaten, wol bewußt. Sein Hoffnung sei es nicht, Zwingli von seiner verstockten Meinung abzubringen, weil, wie in ausführlicher Darlegung der Kirchengeschichte ausgeführt wird, kein Häretiker sich von seiner Irrlehre bekehren läßt. Deswegen wolle er einzig dazu beitragen, daß Zwingli mit seiner Lehre die Eidgenossen nicht weiter verführe. Diese mögen ihn verantworten, daß er angesichts des Ausgangs der Zurcher Disputationen nicht gleich, wie Zwingli begehrte, den ehrsamen Rat dieser Stadt in theologischen Fragen zum Richter und Richten angenommen habe.

„Ich hoff zuo Gott und der werden muoter gottes, die frommen biderlent von Zurich werden sich so christenlich ergeben wider die lutherischen Ketzereyen, daß sy ouch lieber Turken werden syn, wie die Behem nach jüngstem gehebtem uffrur, Laurentio zu Prag irem künig zugeschrieben haben." Diese sehr scharfe Bemerkung in dem ruhigen Briefe erklärt sich nur aus den anarchischen Zuständen, welche der Hussitismus in Prag und Böhmen geschaffen hatte; Dr. Eck erkannte Ursache und Tragweite der religiös und politisch gleich revolutionären Bauernunruhen in Deutschland, und brachte dieselben mit der neuen Lehre der Reformatoren Luther und Zwingli in Verbindung.

Etliche wollen mit Zwingli sagen, die Eidgenossen haben keine Macht, eine Disputation anzusetzen: „es sei wider bapstliches recht, es wär unrecht vor gemeinen Eidgenossen zuo disputieren aber vor einem innern und großern Rat zuo Zurich disputieren, das wäre nit unrecht." Wiewohl das Urteil in Glaubenssachen in höherm Grade den hl. Konzilien und dem Papst zustehe, so haben doch die Bischöfe, Ketzermeister, Universitäten und Doktores, jeder in seinem Falle, auch die Macht zu urteilen. Zudem haben Athanasius und Arius sich sogar vor dem Landvogt Syriä Probus, „der noch nit empfangen hat die gnad unsers hl. glaubens, zuo disputieren ingelassen. Warum will Zwingli nit den frummen Eidgenossen, wie Arius dem Landvogt

Probo vertruwen?" Deshalb möge die strenge und feste Weisheit und Achtbarkeit der Eidgenossen, „unangesehen des Zwinglis entragen, sich erlich und christlich halten".

Der Tagsatzung zu Frauenfeld lagen beide Schriften, das Missive und die „Ablehnung", vor. Dr. Eck wollte nämlich, wie Dr. Veit Suter mitteilte, „ime selber einen ruggen halten, daß Zwinglin an ein ander Ort, dann gen Zürich zuo der disputatz muoß". Die Tagherren, außer jenen von Zürich, welche weder mitwirkten noch stimmten, einigten sich auf den Beschluß, es sei, mit Vorbehalt der Genehmigung seitens ihrer Obrigkeiten, die Stadt Baden als Ort bezeichnet, wo Dr. Eck mit Zwinglt disputieren solle. Beiden Parteien wurde sicheres Geleite zur Hinreise, dem Sieger auch für die Heimreise zugestanden. Der unterliegende Teil müsse dessen nach Recht und Billigkeit entgelten. Der Rat von Zürich wurde ersucht, Zwingli auf die Disputation zu schicken, nachdem er sich öfter selber zum disputieren anerboten habe. Es habe sich ein Mann gefunden, welcher ihn eines Bessern belehren und überweisen werde, daß seine Lehre falsch sei. Auf dem nächsten Tage soll weiteres verordnet werden. Von Zürich wurde bestimmte Antwort erbeten, daß Zwingli der Einladung folgen werde.

Der Reformator war keineswegs gesonnen, nach Baden zu gehen, um dort als unterliegender Teil nach Recht und Billigkeit zu entgelten. Er bestand darauf, es müsse in Zürich vor den Herren und Obern sowie „der ganzen Kilchen", wie er sich stets erboten habe, disputiert werden. Der Rat schrieb in diesem Sinne an die Tagsatzung zu Luzern. Dem Briefe war Zwinglis „buochlin" vom 6. November 1524: „Antwurt, dem eersamen rat zuo Zurich yiends geben über anzeigen Eggen gschrift und miner orten Anschlag zuo Frowenfeld beschehen" beigelegt, welches den Standpunkt Zwinglis verrat. Gleichzeitig wurde auch Dr. Eck zum Gespräch nach Zürich eingeladen. Das Schreiben ist von Zwingli verfaßt. Dasselbe wurde samt „Antwurt" und Geleitsbrief durch einen Stadtläufer nach Ingolstadt gebracht.

Dr. Eck gab seine Antwort durch Brief vom 16. November 1524: er entschuldigte sich, weil von den Eidgenossen noch keine Antwort eingetroffen, könne er sich auf nichts weiteres einlassen. Wohin er von denselben gewiesen werde, oder wo ihm eine „malstatt" angezeigt werde, dahin werde er sich verfügen. Schroffer als

Dr. Eck handelte die Tagsatzung auf Zwinglis Antwort und Ablehnung. Büchlein und Anerbieten wurden nicht angenommen, „weil wir siner falschen unwarhaftigen worten sonst voll genug und Wollte Gott, daß jedermann seinen verfüererischen Worten so wenig Glauben gebe als wir"

Zwingli hielt es unter seiner Würde, Dr. Ecks „Ablehnung" zu widerlegen. Dr. Sebastian Hofmeister, damals Prediger zu Schaffhausen, tat es in seiner derben Weise in einer gedruckten „Antwurt", ohne Dr. Ecks Gründe durch seine Schmähungen zu widerlegen. Wenn Eck zu disputieren wage, wird Zwingli ihm nicht weichen und es sind auch viele andere tapfere Männer erbötig, mit ihm zu disputieren. „Liegt aber Eck unten, so schlitze man ihm ein Ohr zu ewiger Gedächtnis seines frevenlichen Vornehmens wider Gott, und schicke man ihn wieder in das Bayerland, in die Schule der männlichen Fürstin Argula von Grumbach, geborene von Stauff, der eifrigen Liebhaberin des hl. Evangeliums, welche sich zu einer Disputation mit den Theologen zu Ingolstadt erboten hatte, damit sie ihn wieder das Abc im christlichen Glauben lehre. Es wäre Dr. Ecken Hochgelehrsamkeit wohl angestanden, wenn er die Weibsbilder überwunden hätte, wie die fromme Rederin Frau Argula, und dann erst mit den päpstlichen Brüdern gen Zürich geraten wäre, um mit dem männlichen Zwingli zu disputieren. Mit der blöden Polemik Dr. Hofmeisters war die Fehde wegen der Disputation für einstweilen beendet. Die Angelegenheit blieb für längere Zeit außer Abschied und Traktanden der Tagsatzung.

Bischof Hugo ließ am 10 Januar 1525 durch seinen Hofmeister, Wolfgang von Helmsdorf, den Tagherren zu Einsiedeln brieflich erklären, wenn die Eidgenossen wollen, daß Dr Eck mit Zwingli disputiere, so müssen sie bei Zürich dahin wirken, daß Zwingli sich für einen unparteiischen Ort bereden lasse, sonst seien alle Unterhandlungen mit Dr. Eck vergebens. Den Boten erschien jedoch aus vielerlei Ursachen, welche die Herrn und Obern wohl ermessen mögen, und nach gepflogener Unterredung, nicht gut, daß jetzt eine Disputation gehalten werde.

Bischof Hugo hatte den Tagboten durch seine Botschaft abermals ernstlich anerboten, die Mißbräuche abstellen zu helfen, welche die Eidgenossen erkennen mögen. Darauf fiel der Vorschlag. Weil viele Mißbräuche offenbar am Tage liegen und Beschwerden vor-

handen sind, welche sowohl von geistlichen als weltlichen Obrigkeiten den armen Leuten erwachsen sind, mögen die Eidgenossen von allen Orten sich einigen und Artikel aufsetzen, in welcher Gestalt die Mißbräuche abgestellt werden sollen, damit das Gute nicht mit dem Bösen unterdrückt werde. Dadurch möge man zur Einigkeit gelangen und darin verharren bis auf ein allgemeines Konzilium. Dieser Vorschlag, welcher höchst wahrscheinlich von Luzern ausging, wurde gebilligt, und beschlossen, derselbe solle von jedem Boten des treulichsten heimgebracht und überall reiflich erwogen werden, damit man den gemeinen Mann zufriedenstellen und zum Gehorsam bringen könne. Ferner soll beraten werden, ob man nicht auch Zürich, ferner die vier Bischöfe zu Konstanz, Basel, Chur und Lausanne, sowie andere gelehrte Leute dazu berufen wolle. Dadurch könne man um so fruchtbarer in der Sache handeln und die gefaßten Beschlüsse desto kräftiger beschirmen bis auf ein allgemeines Konzilium. Um diese Beschlüsse für Zustandekommen einer kirchlichen Ordnung „ad interim" durchzuführen, wurde auf 26. Januar 1525 eine allgemeine Tagsatzung nach Luzern angesetzt.

Die Boten von Zürich erklarten sofort für ihre Herren den Ausstand. „Zeigtend an", schreibt Salat, „daß inen ir herren befolen hättend, wenn man fürhin von lutherschen handlen ratschlagen, oder darum usschryben würde, das man ir nit begryfen wett. Hett man inen noch, wie auch vormals, geantwurt, worby sy nit sitzend, werd man sy nit begryfen!" Zürich hatte sich gesöndert, und wurde deshalb auf den Tag zu Luzern nicht einberufen.

4. Unterhandlung der vermittelnden Orte in Zürich; dessen Entschuldigung und Verantwortung. 6.—13. Januar 1525.

Die Boten der sechs vermittelnden Orte und der Stadt St. Gallen ritten sofort von Einsiedeln nach Zürich, wo sie am 13. Januar 1525 vor Bürgermeister Heinrich Walder, Rat und Bürgern standen. Die Botschaft beschwerte sich im Auftrage der sechs katholischen Orte: Im Thurgau werde derart gepredigt, daß die Leute weder Zinsen noch Zehnten zahlen, oder sich von den Gerichtsleuten bestrafen lassen wollen. Es müsse mit Ernst gehandelt werden, solchen Ungehorsam zu strafen, damit das Böse nicht einwurzle und allenthalben nachgeahmt werde. Ferner werde

behauptet, Zürich suche Anhang und Hilfe außerhalb der Eidgenossenschaft, mache Verständnisse und pflanze Unruhen. Solches müsse ihre Herren beschweren, weil es den Bünden zuwider sei. Zwingli habe ein Brautpaar zu Pfyn, welche „Gevetterte“ seien, dispensiert; er solle von solchen Praktiken, welche über das Gebiet von Zürich hinausliefen, und die regierenden Orte, Gebiete und Herrlichkeiten berühren, absehen. Was die Herren von Zürich ihm bei sich erlauben, wollen die Orte nicht anfechten. Die Herren von Zürich hielten Ratschlag, verdankten das freundliche Erbieten der Boten, und erklärten. Sie haben mehrmals durch Mandate befohlen, Zinsen, Zehnten und andere Schuldigkeiten zu entrichten, wie von alters her, und lassen es dabei bleiben; sie hindern auch nicht, jemanden den Rechten gemäß zu bestrafen, der unschicklich gehandelt hätte. Betreffend die Beschwerden der sechs Orte und wegen dem Handel der Gevatterleute wurden jedem Boten zwei Büchlein übergeben, in welchem Zwingli sich verantwortete.

Das erste „büchli“ war die Flugschrift: „Uber die Gevatterschaft; daß die ee nit hindern soll noch mag. Zwinglis antwurt an all gmein Eidgnossen mit ernstliche verwarnung, daß sich die nit lassind gegen einandren verwirren.“ Darin war die Gevatterschaft als eine päpstliche Erfindung gegen Gotteswort bestritten; Zwingli stehe zu, aus dem Gotteswort zu raten und zu lehren, soweit das Gebiet der Herren von Zürich gehe, welches mehr Rechte auf den Thurgau habe als andere Orte, mehr als jene, welche ihm gebieten wollen. Dann erhalten die Eidgenossen heftige Vorwürfe, daß sie die Bischofe unterstützen, das Gotteswort meistern und den Wölfen und Ufwetblern nicht wehren; ihre Hände seien voll Blut. Zwingli weist dann einige Vorwürfe zurück, so daß er die erfundenen Sakramente bestreite, welche Christus nicht eingesetzt habe; darüber wolle er vor Gott und den Menschen solche Rechenschaft geben, daß man sehe, ob er sein Gutdünken oder Gottes Wort rede. Er wirft den katholischen Eidgenossen vor, daß sie sich vom Kaiser gegen eine fromme Stadt Zürich, die in geistlichen Dingen nichts handelt, als was im Gotteswort begründet ist, verhetzen lassen, damit er mit ihrer Hilfe der Eidgenossenschaft, welche er mit Eisen und Feuer niemals hat gewinnen können, und des göttlichen Wortes auf eine andere Art und Weise sieghaft werde.

„Thuend um Gotteswillen", mahnte Zwingli die Eidgenossen, „sinem wort keinen trang an; dann warlich, warlich, es wirt als gwüß sinen gang haben als der Rhyn; den mag man ein zyt wol schwellen, aber nit gstellen. Lassend üch nieman bereden, daß ir darwider thüegind; ir sechend wol, welchen weg die ganz welt gon will. Laßt man iro das Gottswort nit frey, so werdend, als ze sorgen, große ufruoren. So man aber iro das laßt, so stand allweg die frommen an der oberkeit syten, und mögen die bösen laren, die sich Christen glychsnend, nit bundschüech fürbringen. Wo aber das nit, wird warlich mit der zyt seltsam spil harfürkommen. Ich bin ouch für und für so gwüsser hoffnung zuo Gott, daß ich nit mein, jetzmal ein lobliche Eidgnoßschaft zer gan werde. Dann Gott laß die frommen etlicher muotwilligen nuts entgelten, und sye diß nur ein blast, der ouch etwan under fründen entstat, und sich widerum satzt. Aber hieby müeßend wir vil entfernen und uns treffenlich bessren. Die Gnad thüy uns Gott."

Den Boten wurde noch ein anderes drei Bogen starkes „Buechli" überreicht, mit der dringlichen Bitte, die Eidgenossen mogen beide Schriften, „dieselben büechli und verantwurten vor klein und großen Räten, auch vor den Gemeinden allenthalben verhören und bis ans Ende lesen. Wurd man darin eigentlich finden, daß ein statt Zürich sich des göttlichen worts halten, und alles das, so die frommen, redlichen Eidgenossen, inhalts der geschwornen pünden zuo tuon gebürte, trülich erstatten und vollstreckeu wettend. Keins andern sott man sich zuo inen versechen." Hans Salat hat mit dieser genauen Angabe, die von Zwingli in seinem Kriegsplan vorgesehene, am 4. Januar 1524 im Druck erschienene Denkschrift von Burgermeister und Rat im Auge; dieselbe führt den genau dem Sachverhalte entsprechenden Titel:

„Inhalt etlicher händlen, wie die an inen selbs zum teil mit der warheit vergangen und zum teil erdacht sind; die ein Burgermeister, Rat und groß Rat der statt Zürich iro Eidgnossen und Zugewandten in einer gmein, als uf die söllich handel dienend, berichtend und sich gegen inen entschuldigend und verantwurtend."

Das denkwürdige Manifest ist gerichtet an alle Schultheißen, Räte, Burger, Landleute und Gemeinden loblicher Eidgenossenschaft, und alle ihre Zugewandten und Bundsgenossen, wie sie einer

Eidgenossenschaft mit lieb und leid verwandt sind. Es ist gar kein Zweifel, daß Zwingli, wie er sich anerboten, und seinem Freunde Dr Vadian bezeugt, bei Abfassung dieser „Verantwortung“ die Feder geführt hat. Schon der Eingang verrät den Theologen: „Christus unser Erlöser hat uns gelehrt und underwyst, wenn wir an den einen Baggen werdind geschlagen, sollend wir den andern ouch darbieten. Deß haben M. Herren von Zürich sich beflissen, und für ihre schwäche ein exempel gefasset, sich mit unwarheit vilfaltiglich lassen schlahen, ouch alle unbill von etlichen mißgönnern mit großer gedult getragen“. Allein daraus ist keine Besserung derselben, sondern nur Ärgernis erfolgt, so daß M. Herren mit Christus sprechen mögen: „Habend wir übel, das ist unchristenlich gehandlet, so bewysend es; haben aber wir christenlich, recht und fromklich gehandlet, warum schlahend, das ist verklagend und schmähend ir uns“ Solchen Ungunst abzuwenden, unser Unschuld gegenüber den getrüwen lieben Eidgenossen, ouch allen Christgloubigen zu erhalten, will die Schrift 1. die Ursachen solchen Widerwillens darlegen, 2. die Artikel, welche ihnen verkehrt und unwahrhaftiglich zugelegt werden, verantworten, 3. Herz, Treuw und Liebe erscheinen und eröffnen, welche M. Herren bisher zu einer loblichen Eidgenossenschaft getragen, und, als so Gott will, in die ewigkeit, so wyt unser lyb, eer und guot reichen mag, tragen sollen und wollen. Die „Verantwurtung“ faßt die Beschwerden in zehn Artikel, welche einzeln, ausführlich und überaus geschickt behandelt werden.

Zürich hat seit 1521 die hilfliche pündnus und vereinigung mit franzyskus I., küng zuo Frankrych, abgewiesen. Zürich wollte sich, trotz Bitten und Drohungen nicht dazu geben und verbinden, „unsere knecht andern lüten, die uns kein leid thuond, um gelts willen uf den hals richten, sy zu mueßiggänger, und, so sy umblämend, ir wyb und kind zuo wittwen und waysen machen.“ Zürich wollte nicht zum Schaden des Vaterlandes des Königs Ehre und Nutzen fördern, noch Freiheit und Ehre, Leib und Gut, welche unsere Vordern „mit großer arbeit, angst und not, ouch schweißigen Handen erfochten haben,“ dahin geben, sondern diese Freiheit mit Hilfe des Allmächtigen behalten. Den Frieden gegenüber dem König haben sie stets gehalten. Aus der Ablehnung des Bundes mit Frankreich, der „mit güete und ruche“ oft erfordert wurde, ist Zürich viel großer Unwille entsprungen

„Dann wir achtend ongezwyflet, wo wir in die französisch vereinung warind gangen, daß wir nit, es sye des gotts wort oder anderer sachen halb, in so mängem weg, als bißhar geschehen, wärind angefochten, erfordert und ersuocht worden."

Etliche Mißgönner haben sich, da solches nicht erschossen hat, vorgenommen, Zurich auf einem andern Weg in Schaden und Unerthelligkeit zu bringen. Es sollen zunächst nur die offnen lüg, so uf uns erdacht und uns unredlich zuogemessen sind, verantwortet werden, soferne sie das Gotteswort betreffen. Der allmachtige Gott hat den klaren Glanz seines göttlichen Wortes zu dieser Zeit so lauter erscheinen lassen, „dardurch wir werdend underwyst und gelert vil unlydenlicher beschwarden, gebot und satzungen, uns einfältigen leyen hievor von bäpsten, bischoffen und dem ganzen geistlichen husen ufgelegt, ab uns ze schüttlen, und dero mißbrüch zu verbessern." Durch etliche Unverständige und Mißgönner werde Zürich dermaßen hinderredt und geschuldiget, daß die Eidgenossen der neun Orte Zürich erfordert haben, es solle vom Gottesworte stehen. M. H. haben geantwortet, sie haben nichts anderes gehandelt, als was sie durch ihre Predikanten aus göttlicher hl Schrift alten und nüwen Testaments christenlich unterwiesen und gelehrt seien. Wenn man sie eines bessern aus gemelten Schriften belehren könnte, wollen sie sich weisen lassen und annehmen, was weiser und göttlicher wäre. Die Bünde wollen sie getreulich halten, wenn sie aber eines Irrtums nicht berichtet würden, waren sie schuldig, Gott mehr als den Menschen gehorsam zu sein. Darauf sei vor ihnen Vogt Egli von Luzern aufgestanden und habe geredet, wenn die Zürcher nicht von der lutherischen oder zwinglischen Sekte stehen, wollen die sechs Orte nicht länger mit Zürich zu tagen sitzen. Das hat M Herren von Zürich hochlich beduret, sie hätten von den sechs Orten ein Besseres und Freundlicheres erwartet, als daß sie sich auf der Zürcher gemliches und christliches Erbieten söndern würden.

Die Händel und Aufruhren zu Stammheim und Ittingen hat einzig Landvogt Amberg verschuldet, weil er ungebürlich, voreilig und gewalttätig gehandelt, mit Zürich, welches Mitregent im Thurgau sei, sich nicht ins Einvernehmen gesetzt habe. Auch seither haben die neun Orte Zürich in seinen Rechten zurückgesetzt, trotzdem der Rat alles getan habe, den Aufruhr zu stellen, die

Seintgen heimberufen, und sich anerboten habe, die Schuldigen zu bestrafen. Es wurde auch nicht ausgemittelt, wer zu Ittingen das hochwürdige Sakrament ausgeschüttet habe. Der Landvogt hat nicht helfen wollen, den Täter ausfindig zu machen, sondern er will die Unsrigen mit dem Panner überziehen, Raub und Mord über sie bringen. Durch die Behandlung der Gefangenen von Stammheim zu Baden ist Zürich schwer und großlich gekränkt worden. Wäre es bei dem Vorbehalte geblieben, „es hätte uns allen zu mer willen, frid und einigkeit gedient“.

Betreffend den Handel wegen Waldshut wird aufgeführt, daß bei Etlichen gegen die Eidgenossen großer Unwille ausgebrochen, weil Erzherzog Ferdinandus mit den drei Regimenten zu Innsbruck, Ensisheim und Stuttgarten „in ungetruwer practica „sampt etlichen Bischofen, Abten und Prälaten sich zu Regensburg vereinbart, daß sie das wahre Wort Gottes nicht dulden, noch demselben nach göttlichem Einiatze statt thun wollen. Dieselben haben vielfach durch ihre Gesandten praktiziert, wie sie uns Eidgenossen in Unfrieden bringen und widerspänig machen könnten. Zürich werde von diesen Leuten beschuldigt, daß es die Erbeinigung verletze, denen von Waldshut wider ihren Fürsten zugesagt, und die Knechte, welche ohne M. Herren Gebeiten nach Waldshut gezogen, besoldet habe. Zürich sei bei den Verhandlungen über diesen Handel ausgeschlossen worden. Berühre derselbe die Erbeinigung, so gehöre Zürich auch dazu; wenn Ferdinand und die Eidgenossen sich vereinbart, die Lutherische Sekte zu vertilgen, so gehöre Zürich nicht, wie man vorgebe, da es, da es keineswegs von Dr. Luther, sondern einzig aus dem heitern Gottswort wolle gelehrt und gewiesen sein. Zürich stehe solchlich mit dem Fürsten in Erbeinigung und mit den Eidgenossen in ewigen und geschwornen Bünden.

Die frommen Leute zu Waldshut seien mit ihren Regenten einzig des Gotteswortes halber, durch welches sie den sichern Weg zur Seligkeit lernen, in Fehde und Feindschaft gekommen, bedroht und in ihrem Rechte gekränkt worden. Etliche von Zürich seien deshalb in guter christlicher Meinung nach Waldshut gezogen, um den frommen Leuten, ohne alle Besoldung, in ihren Nöthen, wie ein Christenmensch dem andern schuldig ist, zu helfen und die Waldshuter vor Schaden zu behüten. Diese seien aber von Zürich

heimgemahnt und abgefordert worden. Der Fürst solle den Herren von Zürich die Erbeinigung vor Augen legen. Diese wollen ihm gütlich und dergestalt Bescheid geben, daß männiglich einsehe, welcher Theil sich am unerweislichsten gehalten habe. Eine unwahrhafte, erdachte Rede sei es, wenn auf der Tagsatzung gesagt wurde, Zürich habe jeden Knecht zu Waldshut täglich mit einem Batzen besoldet, und versprochen, es werde den Waldshutern im Falle einer Belagerung 6000 Mann zu Hilfe schicken. Das Vorgeben erwecke bei M. Herren merklichen Unwillen und Ungunst.

Der Vorhalt, daß Zürich „hinterrucks den Eidgenossen bei etlichen Städten und Landern Hülfe, Trost und Zusage gesucht habe, werde sich der gestalt, wie das von uns wirt dargeben, mit Wahrheit nicht erfinden lassen." Es sei vielmehr eine erdachte und erlogene Sache, daß Zürich an etlichen Orten die Glocken zum Sturme gestellt und Leute aufgeboten habe, Baden und Rapperswil zu überfallen und Bremgarten einzunehmen. M. Herren bedauern höchlich, daß an etlichen Orten vorgegeben werde, wie zu Zürich unchristlich gepredigt, daß Schmach und Schande über die Zürcher gesungen und geredet werde. Wenn auch erfunden würde, daß solches erlogen sei, so bleiben doch die Täter seitens ihrer Oberhand unbestraft. M. Herren haben ihr Entgegenkommen bewiesen, indem sie Dr. Eggen geschrieben und ihr versiglet geleit durch den Stadtläufer zugeschickt, mit dem Vermahnen, wenn Dr. Eck in ihre Stadt Zürich komme, die heilig Gschrift mit ihrem Prädikanten, Meister Ulrichen Zwingli, zu bereden und ihn zu underrichten, daß er irre. Er sowohl als seine Begleiter sollen freien Platz haben, wohl und ehrlich gehalten und ihnen gelohnt werden, daß er daselbst sein Fürnehmen und Erbieten gründlich und wohl könne und möge nach Notturft erstatten.

Was die Beseitigung der Bildnisse betrifft, welche M. H. zum Vorwurfe angerechnet wird, so ist im Buche Exodus verboten: ‚kein gegraben oder geschnitzt Bild ze machen, ja gar kein Bildnus noch glychnuß, weder deren dingen, die in Himlen da oben, noch deren, die unden uf erden, noch deren, die in wassern sind und under der erden." Die Eidgenossen sollen deshalb Zürich bei seinen Mandaten wegen den Bildern bleiben lassen oder M. Herren überweisen, daß sie die Schrift nicht recht verstehen, und ihnen darob

keinen Ungunst aufdrehen. Die Eidgenossen sollen Zürich, Stadt und Landschaft, und in der Zahl der Orte nicht das mindeste, um etlicher unnützer verlogener Leute, geistlich oder weltlich, willen übergeben, sondern sie höher und werther achten, als sich solches einzubilden und sich in Widerwillen bringen zu lassen.

Die drei Waldstätte sollen sich erinnern, wie große Arbeit, Härte, Unbilligkeit, ihre Vordern, Weib und Kind, von dem bösen und übermütigen Adel erlitten haben; sie sollen bedenken, wie der allmächtige Gott ihrer eingedenk gewesen sei, wie der Kinder Israels in der Egyptischen Gefängnuß, wie er sie in ewigen Bundnissen zusammen geführt, ihnen Länder, Marchen, und mächtige Feinde in die Hand gegeben habe. Zurich sei in allen Kriegen und Schlachten als treue Bundesstadt zu den Waldstatten gestanden, und habe viel Liebe und Leid mit ihnen getragen, was einer Stadt Zürich zu ewigen Zeiten niemals sollte vergessen werden. Zurich wird die Bunde getreulich halten, aber gestracks bei dem Gotteswort und den ausgegangenen Mandaten bleiben, welche M. Herren und die Unsern allenthalben zu Stadt und Land vereinbart haben, und sich nicht mit Gewalt davon drängen lassen, vor und ehe man sie nach ihrem einfältigen Erbieten mit der göttlichen Geschrift beider Testamenten überweist und unterrichtet, daß sie irren. Wenn man sie unterrichtet, daß sie mit ihrem Glauben nicht im Rechte sind, wollen sie sich gerne weisen lassen.

Die obrigkeitliche Verteidigungsschrift fand nicht die erwartete Berücksichtigung. Gemäß den Beschlüssen von Einsiedeln sollte noch einmal der Weg einer gemeinsamen Beratung versucht werden. Die katholischen Orte wollten Zürich beweisen, daß sie fest entschlossen seien, die gerügten Mißstände abzustellen. Alle Klagen seitens der Reformatoren und Bauernführer sollten berücksichtigt, dafür das Ansehen der Bischöfe mißachtet werden. Gerade dadurch kamen sie in die Gefahr, wie Franz Rohrer sehr richtig betont, in das innerste Leben der Kirche hineinzuregieren und den katholischen Boden zu verlieren.

IV. Reformprojekte und Beſchlüſſe zum Schutze des alten Glaubens.

1. Kirchliche Händel vor der Tagſatzung zu Luzern. 26.—31. Januar 1525.

Das Hauptgeſchäft für mehrere Tagſatzungen war zu Einſiedeln feſtgeſetzt worden: Aufſtellung eines gemeinſamen Reformationsmandates ſeitens der Obrigkeiten zur Erhaltung des alten Glaubens und der kirchlichen Ordnung bis zum Entſcheide eines allgemeinen Konziliums, zur Abſtellung der Mißbräuche und Beſchwerden, und zum Entgegenkommen gegenüber den ſozialen Begehren des gemeinen Mannes in Bezug auf Leibeigenſchaft und feudale Laſten. Die Boten der vier Waldſtätte, von Zug und Freiburg, jene der vermittelnden Orte: Bern, Glarus und Solothurn, Baſel, Schaffhauſen und Appenzell, fanden ſich ein; ebenſo jene der Schutzverwandten: Wallis, Stadt und Abtei St. Gallen und Graubünden. Zürich hielt ſich ferne; die vier Biſchöfe und die Gelehrten waren, weil nicht geladen, weder perſönlich erſchienen, noch durch Geſandte vertreten. Vorbild war wohl der Regensburger Konvent; allein dort waren, nebſt den Fürſten von Öſterreich und Bayern, auch der Papſt durch ſeinen Legaten, die Biſchöfe, Prälaten und Theologen vertreten. Zu Luzern war es eine Verſammlung von politiſierenden Laien, welche ſich als Aufgabe ſetzten, die Kirche zu reformieren.

Sofort trat in Luzern eine bedenkliche Mißhelligkeit zutage. Wallis ſchloß ſich ſofort und entſchieden den ſechs Orten an. Bern, Solothurn und Glarus nahmen eine ſchwankende Stellung ein; Baſel, Schaffhauſen, Appenzell, Stadt und Abtei St. Gallen hatten ihren Boten keine Vollmacht gegeben, mußten aber die Beſchlüſſe ihren Obrigkeiten heimbringen. Der Bote der drei grauen Bünde erklärte geradezu, dieſe haben bereits am 6. April 1524 zu Ilanz gegenüber den Rechten des Biſchofs etliche Artikel vereinbart und ſeien entſchloſſen, bei denſelben zu verbleiben; an den Beratungen werde ſich der Bote nicht beteiligen. So ſtanden in ſchwierigen Hauptfragen die ſechs Orte ſchon am 28. Januar 1525 allein.

Als Grundlagen der Beratung dienten die 14 Artikel des Mandatsentwurfes der Kurie zu Konstanz vom 26. Januar 1524, das Regensburger Edikt der 37 Artikel vom 16. Juli 1524, die Reformationsmandate des Rates zu Bern vom 15 Juni und 22. November 1524 und die Ilanzer Artikel vom 6. April 1524. Allein die Tagherren konnten über das neue Mandat nur vorberaten und die Beschlüsse heimbringen; das Recht, über deren Annahme und Durchführung, Abänderung und Verwerfung zu entscheiden stand bei den einzelnen Obrigkeiten.

Die drei Tagsatzungen hatten sich indessen mit allerhand beschwerlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. So wurde den Tagherren im Januar 1525 berichtet, daß Herzog Ulrich von Württemberg in den Vogteien Thurgau und Baden Knechte werbe und in Schaffhausen Geschütze bereit stelle. Dem Herzog wurde geschrieben, die „unsern" in Ruhe zu lassen und niemanden zum Aufbruche aufzufordern. Den Landvogten wurde befohlen bei Eid und Ehre, Leib und Gut jede Anwerbung zu verhindern. Doch soll man heimbringen, und jeder Ort beraten, ob man dem Herzog die Werbung nachlassen wolle. Herzog Ferdinand fragte an, wessen er sich von seiten der Eidgenossen bei einem Aufstande seiner Untertanen zu versehen habe. Es wurde ihm geantwortet, man bleibe bei den Abschieden, die Eidgenossen werden die ihrigen nach Kräften abhalten, wenn sich einige Ungehorsame seiner Untertanen annehmen, möge er mit ihnen handeln wie mit seinen eigenen Leuten. Seinem Gesandten, Dr. Jakob Sturzel, wurde nebstdem bedeutet, er möge der bedenklichen Zeiten und Läufe wegen abreisen und einstweilen zu Hause bleiben.

Im Thurgau wagte Landvogt Amberg bereits nicht mehr zu strafen und wußte nicht mehr zu regieren. Das Betreten der Stadt und Gebiet Zürich blieb ihm verboten. Es gingen deshalb schon auf dem Tage zu Einsiedeln und neuerdings zu Luzern schwere Klagen ein. Die Äbtissin zu Dänikon hatte ihr Amt niedergelegt und war ausgetreten; der Konvent hatte eine Vorsteherin auf zwei Jahre gewählt. Die Frauen verlangten größere Leibgedinge, die Klosterbauern kleinere Zinse. Im nahen Kadorf hatte der Sigrist an Weihnachten dem altgläubigen Pfarrer einem Konventherrn von Rüti, das Kruzifix zur Prozession verweigert. Die Bauern zu Kadorf standen im Einverständnisse mit

denen zu Elgg und im Thurgau. Sie haben auf Weihnachten 1524 die Kreuze und Bildniſſe, als ob ſie Übeltäter geweſen, aus den Kirchen genommen, auf ein Moos getragen, geviertteilt und in Gräben geworfen. Zürich verlangte von Abt Felix, er ſolle den mißfälligen Leutprieſter abberufen und durch einen Prädikanten erſetzen; der Abt, unterſtützt von den Eidgenoſſen, weigerte ſich dieſes Verlangen auszuführen.

Zu Altikon, an der Grenze von Zürich, haben etliche Geſellen aus dem Thurgau gedroht, ſie wollen die Landvögte Amberg und Fleckenſtein, Ammann Gilg Rychmuth und Sebaſtian vom Stein gefangen nehmen oder ſchwer Geld fordern zur Sühne für die zu Baden hingerichteten Stammheimer. Wenn Zürich ihnen Geſchütz biete, wollen ſie die „Milchbengel“ in den fünf Orten eines andern belehren.

Dr. Konrad Treyer, „Tregarius“, aus Freiburg i. Ü., Provinzial der Auguſtiner „in obern tütſchen Landen“, führte Klage gegen Zürich, weil es das dortige Kloſter ſeines Ordens aufgehoben und zerſtört habe. Er bat die Eidgenoſſen, ſie mögen als des Kloſters und ſeiner Ordensbrüder getreue Beſchirmer handeln und Zürich ins Recht weiſen. Auch habe er eine Vermahnung an alle Eidgenoſſen im Druck ausgehen laſſen und ſich erboten, mit den „nüwen propheten, ſo jetzt vorhanden ſind, die da ſolich groß zwytracht und uneingkeit umb und umb ſtiften“, mündlich zu handeln und zu disputieren, auch mit „ſorgfeligkeit lybs und lebens, an ſichern orten und vor glerten unpartteſchen richtern.“ Baſel nahm den Pfarrer zu Riehen in Schutz, welcher öffentlich geredet hatte, Chriſtus ſei von einem ſündigen liederlichen Weibe geboren, wogegen Abt Andreas zu Wettingen als Patronatsherr die Eidgenoſſen, ſeines Gotteshauſes Schirmherren, ins Mittel rief.

Sehr ernſte Worte bekam der Bote von St. Gallen am 10. Februar 1525 zu hören. Ein falſcher laiſcher Bub oder lutheriſcher Schulmeiſter führe ſich als Prädikanten auf; er predige in Trinkſtuben und Tanzlauben; trotz Mahnung der Eidgenoſſen und freundlichem Erbieten des Rates habe dieſer laiſche Schulmeiſter neulich ſogar in St. Laurenzen gepredigt. Der Rat wird neuerdings aufgefordert, dieſen Laienprediger, Dominik Zyli, und ſeinesgleichen abzuſtellen und zu ſorgen, daß nur von geweihten

Personen gepredigt werde. Abt Franz zu St. Gallen wurde durch seinen Boten berichtet, er möge dafür sorgen, daß wieder gepredigt werde wie von alters her, wie es durch Spruchbriefe und Verträge zwischen Stadt und Gotteshaus St. Gallen geordnet sei.

Auf einer Konferenz der Boten der Vierwaldstätte und Zug, erschienen am 31. Januar 1525, die ernvestigen herren techan, Mag. Hans Bodler, Leutpriester zu Luzern, chammerer und capitelbrieder des capitels zuo Lucern, so sich über die vier Waldstett verspreyt, mit clag und fürtrag, wie das etlich priester des capitels unserm herren von Costenz, und auch dem capitel, der hundertjärigen brüchen halb nit mer wöllent gehorsam sin. Desglichen auch das gebet unser lieben frowen so jeweltig ufgenommen, auch möcht veracht werden, etlich priester so vorher mit einer suspension zuo bezalung gehalten, derselben sy auch keine statt mer wollen halten. Sodann wird geklagt, daß U. Gn. Herr von Costenz oder sein Generalvicary, ein Mandat hat lassen ußgan, und das zuogesandt by einem pfaffen von Zürich, genant her Johans Widmer, als collector inzebringen. Da man aber gemeint hat, in disen löffen, unser Gn. H. von Costenz sölle wol ein andren botten dann ein pfaffen von Zürich herangeschickt han, consolaziones inzezichen."

Die Konferenz der fünf Orte billigte diese Beschwerde gegen den Bischof und beschloß: „Soll jeder bott heimbringen und daran sin mit iren priestern. Was derselbigen gelts, einem capitel zuogehörig, das solichs wol angelegt und an gotzdienst bekert werde, das sölichs auch dem capitel ußgericht werd. Und unsers Gn. Herrn von Costenz halb die sach diser Jetzigen löffen angstrüt bis zuo witerer underred."

2. Beratung des Reformationsmandates. 28. Januar bis 29. Mai 1525.

In Bezug auf Feststellung der Artikel eines Mandates wurde zuerst am 28. Januar 1525 von den Boten der neun Orte und Wallis geratschlagt. Es wurden 47 Artikel auf Grund einer von der Luzerner Kanzlei verfaßten Vorlage festgestellt und von Hans Huber, Unterschreiber zu Luzern, in Protokoll gefaßt. Es wurde beschlossen, diese Artikel heimzubringen und darüber den Obrigkeiten zu deren Gefallen und Verbesserung zu unterbreiten. Die Artikel sollen geheim gehalten werden, bis man über

ihre Redaktion einig geworden ſei. Auch Baſel, Schaffhauſen, Stadt und Abtei St. Gallen wurden erſucht, ihre Boten mit Vollmacht zu verſehen, damit ſie bei fernern Beſchlüſſen mitwirken könnten. Jeder Ort ſoll die Artikel ernſtlich prüfen, ſeine beſondern Beſchwerden und Anliegen in Schrift verfaſſen und ſeine Boten mit Vollmachten verſehen.

Zur weitern Beratung des Mandates war auf St. Apollonientag, 9. Februar 1525, eine Tagſatzung nach Luzern angeſetzt worden. Als die Artikel zur Beratung kamen, befremdete es hoch, daß Bern ſich weigerte, den Artikel anzunehmen, welcher beſtimmte, daß ein Prieſter, welcher ein Weib genommen, der Pfründe und des prieſterlichen Amtes zu entſetzen ſei und ſich nicht dazu verſtehen wollte, daß man einem ſolchen die prieſterlichen Funktionen gänzlich unterſage. Bern wurde dringend gebeten, dieſen Artikel anzunehmen, wie er aufgeſtellt war; in den andern Fragen hoffe man ſich leicht zu vereinigen. Schließlich wurde beſchloſſen, es ſolle jeder Bote auf den nächſten Tag mit hinreichenden Vollmachten ausgerüſtet werden, damit die Artikel aufgeſtellt und verkündigt werden können. So werde man dieſe Sache ablommen, weitere Koſten und Tagleiſtungen erſparen. Es ſei namentlich feſtzuſetzen, ob man ſich gegenſeitig zu gemeinſamer Handhabung des Mandates verpflichten wolle.

Der Rat zu Bern hatte, durch die Zuſtände im Stift St. Vinzenzen gedrängt, bereits eine Sonderſtellung eingenommen und ſeinen Boten, Sebaſtian vom Stein, einhellig dahin inſtruiert, daß in wichtigen Sachen, wozu ſeine Boten keine Befehle haben, die übrigen Boten in ihren Briefen eine Stadt Bern und deren Boten nicht begreifen ſollen, ſondern die Boten ſollen ab- und ausſtehen. Der Rat zu Baſel inſtruierte ſeinen Geſandten, er ſolle die Artikel einfach an ſeine Obern heimbringen, damit dieſe darüber beraten, und ohne deren Wiſſen nichts beſchließen helfen. Der Rat erklärte, er werde die Irrungen und Zwietrachten in ſeiner Stadt ferner nicht dulden; dagegen ſei er geſonnen, in Baſel eine Diſputation zu halten, dazu gelehrte Leute beider Parteien und wer ihm zu der Sache dienlich bedunke, einzuberufen, damit ſolche Zwietrachten abgeſtellt werden und man wieder zur Einigkeit komme.

Auf dem Tage zu Luzern, 1. März 1525, wurde beſchloſſen: Weil Bern den Artikel über die Prieſterehe und deren Strafe zu

hart finde, auch Solothurn ſich ſöndere, die Landsgemeinde zu Glarus die Frage noch nicht habe beraten können, ſeien die Artikel neuerdings in Abſchied genommen, um weiter beraten zu werden. Es wurde jedoch beratſchlagt, ob die Orte, welche ſich vereinbaren, und jene, welche noch zu ihnen treten, ſich mit Brief und Siegel zu deren Durchführung verpflichten ſollen, damit ſie deſto ſtäter gehalten werden. Über die Erleichterung der Feudallaſten ſoll ſpäter endgültig gehandelt werden. Appenzell war nicht vertreten. Der Landrat gab die ſchriftliche Erklärung ab, der Stand könne ſich mit den Artikeln ferner nicht befaſſen, ſondern habe ein ſelbſtändiges Mandat erlaſſen, ſelbes auch bereits den Boten der Eidgenoſſen mitgeteilt. Bei dieſem Mandate, aber auch bei den Bünden, Briefen und Verträgen wolle man bleiben.

Die Tagſatzung trat neuerdings am 14. März 1525 in Einſiedeln zuſammen. Bern und Solothurn beharrten auf ihrer Anſicht über die Folgen der Prieſterehe und beſtritten die Notwendigkeit einer Vereinbarung; in Glarus hatte die Landsgemeinde noch nicht darüber beraten. Der Artikel über die Prieſterehe wurde milder gefaßt und die Beſtrafung der Fehlbaren jedem einzelnen Orte anheimgeſtellt. Die Beratung, wie man dieſes Verkommnis halten wolle, wurde vor die Obrigkeiten gebracht.

Langwierig zogen ſich die Verhandlungen hin. Der Rat zu Luzern hatte ſchon den erſten Entwurf der Reformartikel durch Dr. Thomas Murner ins Lateiniſche überſetzen und drucken laſſen, um eine Grundlage zu beſitzen. Die kirchlichen Händel und ſozialen Begehrlichkeiten in den Vogteien mehrten ſich; die Abſtellung der Feudallaſten begegnete bei etlichen Orten großen Schwierigkeiten. Zwiſchen Öſterreich und Zürich beſtand fortwährende Kriegsgefahr. Weil Erzherzog Ferdinand ſich weigerte, Dr. Hubmeier in Waldshut zu belaſſen und mit Belagerung drohte, wenn derſelbe behalten, Meſſe und Gottesdienſt abgetan würden, anerboten die Waldshuter, ſich Zürich, Baſel, Schaffhauſen unterwürfig zu machen. Sie baten am 4. März 1525, Zürich möge ſie in Schutz und Schirm nehmen. Baſel ſtand agreſſiv voran und behauptete, von Zürich beeinflußt, das Haus Öſterreich habe wiederholt die Erbeinigung nicht gehalten, deswegen ſei man auch ſeitens der Eidgenoſſen um ſo weniger ſchuldig, dieſelbe zu beobachten.

Die Zeitläufe waren derart „wild und sorglich“, daß man keinen Tag vor Empörung und Krieg sicher war. Auf der Tagsatzung zu Baden klagten am 21. Mai 1525 Abt Johannes und Konvent zu St. Blasien auf dem Schwarzwald, betrübten Herzens, unterstützt von einer ehrlichen Freundschaft, wie die aufrührerischen Bauern, ihre Untertanen nebst andern das Kloster überfallen, die Mönche verjagt, Kirchenzierden und Heiligtümer elendiglich zerschlagen, das Vieh und andere Habe geraubt, Kirchen und Sakristeien geplündert haben. Die Mönche, worunter viele aus der Eidgenossenschaft stammen, finden weder Nahrung noch Wohnung. Weil das Gotteshaus in der Grafschaft Baden viele Zehnten, Zinsen und Gülten, auch Propsteien in Klingnau und Wislikofen besaß, erbaten Abt und Konvent um Gotteswillen den Schirm der Eidgenossen. Zu Waldshut, mit welchem das Kloster in Burgrecht stehe, seien ihm zwei Wagen mit Kirchenzierden und Heiltümern, welche man nach Klingnau flüchten wollte, samt den Pferden weggenommen worden. Die Eidgenossen wurden um Rat und Hilfe gebeten; sie verfügten Rückgabe des Raubes.

Der Landvogt im Freiamt berichtete, daß sieben Gesellen aus Wohlen das Kloster Gnadental überfallen, die Klostertore eingesprengt und die Klausur gebrochen haben. Es kam darüber zu einem langwierigen Rechtshandel. Die Tagsatzung erließ sofort sehr ernste Mahnungen an die Landvögte und die Räte der Landstädte, sowohl dem Aufruhre als der lutherischen Lehre entgegenzutreten, dem Überfall auf die Gotteshäuser zu wehren und die Täter den Landvögten anzuzeigen. Der Rat zu Bremgarten bekam wiederholte Mahnungen, gegenüber dem Eindringen der neuen Lehre wachsam zu sein. Dekan Bullinger war derselben gewogen; noch mehr tat für dieselbe der Humanist Michael Wüest, „Viestius“. Für Mag. Zwingli äußerte derselbe eine fast abgöttische Verehrung. Er ist ihm „Theologorum decus eximium, divino præditus ingenio, Helvetiæ numen omnibus admirandum, homo hominum decus, vir græcas latinasque linguas peritissimus, Theologorum omnibus modis summus“, wie in dem Briefe vom 1. August 1525 steht.

Zu allem kamen die Unruhen in Zürich, im Thurgau und Rheintal, sowie die offene Auflehnung der Gotteshausleute von St. Gallen, der böse Zwiespalt zwischen Alt- und Neugläubigen in

Appenzell, die bedrohliche Spannung zwiſchen Zürich und den neun Orten. Im Ittingerhandel beharrte Zürich auf ſeiner Weigerung, die Rädelsführer auszuliefern, und erklärte, es werde in der Kirche zu Stammheim weder Altäre noch Bilder dulden, ſondern laſſe nur Tafeln mit den Geboten Gottes aufhängen. Die Beratung des böſen Handels wurde am 29. Mai 1525 der ſorglichen Zeiten wegen vertagt. Unter dem Schutze von Zürich wurde in verſchiedenen Orten auf die roheſte Weiſe gegen die Meſſe gepredigt und der Bilderſturm durchgeführt.

Das folgenſchwerſte Ereignis war jedoch der völlige und unheilbare Bruch, welchen Zürich gegenüber der kirchlichen Lehre und Ordnung vollzog, die endgiltige Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſtes und der hl. Meſſe auf Oſtern 1525. Allen Einſichtigen mußte jetzt klar ſein, daß von Zürich, welches ſeine religiöſe Vergangenheit ebenſo entſchieden als bewußt verleugnete, kein noch ſo billiges Entgegenkommen zur Beilegung der kirchlichen Zwietracht mehr zu hoffen, wohl aber für die Eidgenoſſenſchaft neue „böſe Händel“ zu fürchten ſeien. Einzig daraus erklärt ſich der am 16. Mai 1525 mit allem Ernſte geſtellte Ratſchlag, welcher von Schwyz und Uri ausgieng: „Und diewyl leider unſer Eidgnoſſen von Zürich alſo für und für ſo uncriſtenlich handlend, deshalb uns, die botten, notwendig beducht, darumb ratſchlag ze tuon, ob man fürohin mit inen tagen wölle oder nit, oder ob man die pünd von inen herusfordern und nüt mee zu ſchaffen haben welle. Darumb ſoll jeder bott das heimbringen und zuo nächſtem tag darumb antwurt geben“.

Die Begründung dieſes Ratſchlages lautet ernſt und würdig; derſelbe betonte einzig die religiöſe und kirchenpolitiſche Haltung: „Diwil unſer Eidgenoſſen von Zürich in dieſer Zeit ſich ouch in dem lutriſchen und verfüeriſchen glouben für und für ſo vertiefend, je länger, je gröber handlen, das heilig ſakrament des altars, das heilig ampt der meß fürohin ze bruchen, wie dann bishar allweg gebrucht iſt, verbotten und abgeſtellt, und das gar vernütend, von allen criſtenlichen alten guoten ordnungen, brüchen und gewohnheiten abgeſtanden, um nüwe ſatzungen ze machen; namlich hand ſi ein eegericht oder chorgericht geſetzt und in truck gan laſſen. Und wenn ouch zuo tagen uncriſtenlich und bös händel für uns kommen, ſo den luteriſchen glouben berüerend

und darus erwachſend, ſo ſtand ir botten us, und wend nit darby ſin, noch ſölich bös händel helfen abſtellen."

Am 29. Mai 1525 kamen beide Ratſchläge, ſowohl jener wegen Ausſchluß von Zürich als derjenige wegen Erlaß eines gemeinſamen Mandates, auf der Tagſatzung in Baden zur Sprache. In Bezug auf Zürich wurde beſchloſſen: Weil etliche Boten nicht inſtruiert worden, ſei die Angelegenheit heimzubringen und auf einen nächſten Tag darüber Antwort zu geben, ob die Orte nochmals eine Botſchaft nach Zürich ſenden, dasſelbe mahnen und bitten wollen, von ſeinem Fürnehmen abzuſtehen, oder was ſonſt mit denſelben zu handeln ſei. Das Glaubensmandat betreffend wurde erkannt, jeder Ort, welcher dazu mitgewirkt, habe die Artikel in ſeinen Gebieten und Vogteien durchzuführen.

3. Stellung des hl. Stuhles zu den kirchlichen Fragen der Eidgenoſſen.

Der Entwurf des Glaubensmandates vom 28. Januar 1525 erhebt wider die kirchlichen Obern den ſchweren Vorwurf: „So doch dieſe irrung groß in die wält erwachſen, auch der oberſt und geiſtlich hirt der kilchen und die geiſtlich oberkeit in diſen ſorgen und nöten ſchwygend und ſchlafend, hat uns Eidgnoſſen für guot und nottwendig angeſechen, fürkomung und inſechen ze thuon, damit wir und die unſern, ſo uns verwandt, und ze verſprechen zuoſtand, von ſölicher ſect, mißglouben und übel nit vergifft und verfüert werden." Der urſprüngliche Luzerner Entwurf lautet milder, und ſpricht einfach von „geiſtlichen Hirten", welche ſchlafen. Bern hatte wahrſcheinlich den ſchroffen Standpunkt vertreten.

Dieſem herben Vorwurf gegenüber muß feſtgehalten werden: Einmal, daß weder Papſt noch Biſchöfe ſchliefen, ſondern ſpäteſtens ſeit Oſtern 1524 den beſten Willen zeigten, die Mißſtände abzuſtellen, mit den Obrigkeiten im Einvernehmen zu handeln, aber vertröſtet und abgefertigt wurden; zweitens, daß Biſchof Hugo und die ſechs „alten Orte" noch am 10. Januar 1525 den Antrag ſtellten, zur Beratung über das Glaubensmandat die vier Biſchöfe einzuladen, aber überſtimmt wurden; drittens, daß Luzern als Haupt der ſechs Orte mit dem hl. Stuhl in ſteter Verbindung ſtand, deſſen Eingreifen zu bewirken, das Anſehen der Biſchöfe zu wahren ſich bemühte, aber bei den vermittelnden Orten, einzig Solothurn ausgenommen, kein Verſtändnis fand. Dieſes aus-

geſprochen kirchliche Verhalten des Rates zu Luzern und der mit ihm „verfaßten Orte“ iſt ernſter Beachtung wert.

Wahrſcheinlich hatte Luzern ſchon im Auguſt 1524 dem Legaten Ennius Filonardi eingehende Wünſche an den hl. Stuhl mitgegeben; ſicher geſchah dies in dem „bſigleten Brief“, welchen Gardefähndrich Hutmacher im Namen des Rates zu Luzern Papſt Clemens VII. überreichen mußte. Die Schreiben ſind zwar nicht bekannt, vielleicht noch in römiſchen Archiven verborgen. Allein die Tatſache läßt ſich erſchließen, teilweiſe auch der Inhalt ergründen, aus dem großen, bereits erwähnten Breve „Vetus illa jam conjunctio“ vom 14. Februar 1525, welches, nebſt Kreditive und Anſuchen um freies Geleite, am 3. April 1525 den Tagherren zu Baden vorgelegt wurde. Dasſelbe iſt überaus milde gehalten und zugleich der authentiſche Beweis, daß der oberſte Hirte der Kirche in den Nöten und Sorgen der Eidgenoſſen weder geſchwiegen noch geſchlafen, ſondern gewacht und geſprochen hat. Wir dürfen ſogar annehmen, daß die Lobſprüche und Ehren, welche im Breve ſeitens des Legaten Ennius wie des hl. Stuhles der „eximia virtus et pietas, zelus peculiaris et religionis studium“ der Luzerner Staatsmänner geſpendet wurde, nicht nur im Vororte Zürich, ſondern auch im ſtolzen Bern verſtimmte.

Der Papſt entſchuldigte ſich auf das angelegentlichſte, daß es ihm angeſichts der ſchweren Zeiten nicht möglich geweſen ſei, ſofort bei Antritt des Pontifikates einen Vertrauensmann an die Eidgenoſſen abzuordnen, welcher ihnen ſeine, und des hl. Stuhles Liebe und Dankbarkeit, ſein Wohlwollen und ſeine Fürſorge hätte in Wort und Tat erweiſen können. Die Gründe waren ernſt genug: Der Krieg in der Lombardei, die Türkennot, die religiöſen und politiſchen Wirren in allen deutſchen Landen, ſchließlich eine leere Staatskaſſe. Der Papſt bedauerte höchlich, „summo nobis dolori fuit“, daß etwelche in der Eidgenoſſenſchaft ſich haben vom katholiſchen Glauben abwendig machen laſſen. „Quo etiam tempore etiam id, quod summo nobis dolori fuit, aliquot ex societate et gente vestra pagi, lutheranae perfidiae fallacibus machinis labefactati, a vera patrum et majorum suorum pietate aliquantum deflexerunt.“ Allein der Papſt fühlt ſich ſehr getröſtet, „non parum solatii sentimus“, daß der Großteil der Eidgenoſſen im wahren Glauben ſtandhaft bleibe und denſelben unverſehrt bewahre.

Dann folgt im Breve an Luzern mit deſſen vorzüglichem Lobe, „eximia et commemorabilis laus“, verbunden, die wichtige Stelle:

„Sed etiam pars maxima vestrum apud nos non semel institit, ut auctoritatem nostram adhibere vellemus, atque hominem idoneum cum facultatibus mittere, qui nostra auctoritate, et virtute ac sedulitate vestra fretus, corrigere, quæ depravata sunt, et lapsa restituere in pristinum statum posset.“

Wir ſtehen hier vor dem Zeitpunkte, in welchem der hl. Stuhl das Anſehen Luzerns als Vorort, Haupt und Seele der katholiſchen Orte, welche der Tag zu Beckenried am 8. April 1524 begründet hatte, feierlich anerkannte. Der Papſt ſandte wiederum den treuen und bewährten Biſchof zu Veroli; er ſtattete ihn mit großen Vollmachten aus, und gab ihm den Auftrag, als Bote des Friedens zu wirken. „Misimus te ut angelum pacis ad dilectos filios Helvetios“, ſchrieb ihm Clemens VII. noch am 16. Auguſt 1525. Gardehauptmann Röuſt empfahl den Legaten ſeiner Vaterſtadt für freies Geleite, weil er es mit Zürich gut meine, der Papſt an alle regierenden Orte, die Grauen Bünde und das Land Wallis. Acht Orte gewährten ihm das Geleite zum Beſuche der Tagſatzung, welche am 3. April 1525 in Baden zuſammentrat; ſelbſt Zürich zeigte noch am 11. April 1525 Entgegenkommen. Glarus, Baſel und Schaffhauſen ſchlugen, von Zürich beraten, das Geleite ab.

Der Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. in der Lombardei veranlaßte den Legaten, die Reiſe durch Venetien über den Splügen und Chur zu machen. Das wurde verhängnisvoll für ſeine Miſſion. Weil Glarus, welches gerade durch ſeine Landvögte Sargans und Gaſter verwaltete, von Zürich beraten, Geleite und Durchpaß verweigerte, konnte der Legat weder, wie er beabſichtigte, zunächſt nach Zürich, noch von dort zur Tagſatzung in Baden reiſen, ſondern er mußte in Chur zurückbleiben. Allein auch katholiſche Orte hatten ihm, wie Kaspar Wirz betont, das freie Geleite nur mit Mißtrauen und Widerſtreben gewährt. Der franzöſiſche Einfluß gegen Ennius Filonardi als treuen Anhänger des Kaiſers machte ſich überall geltend. Der Legat konnte nicht, wie ſein Auftrag lautete und er ſelber ſehnlich wünſchte, perſönlich mit Tagherren und Obrigkeiten verkehren, ſondern er mußte ſich auf den brieflichen Verkehr beſchränken. Von einer Rückkehr nach Zürich war keine Rede mehr.

Zwingli, ohnedies von den Wiedertäufern gedrängt, vollendete gerade in dieſen Tagen, als die Rückkehr des Legaten ernſtlich zu befürchten ſtand, mit eilender Haſt den kirchlichen Umſturz. Wäre Ennius Filonardi, wie er hoffte, nach Oſtern 1525 in ſein geliebtes Zürich gekommen, er hätte daſelbſt blos noch Trümmer katholiſchen Lebens und leere Kirchenmauern, zudem gerade damals ein zum leidenſchaftlichen Haſſe gegen ſeinen angeſtammten Glauben fanatiſiertes Volk in offenem Aufruhre vorgefunden. Allein auch der Papſt trug durch ſein politiſches Verhalten, ſeine blinde Abneigung gegen den treu-katholiſchen Kaiſer und ſeine ebenſo blinde Vorliebe für den ſehr weltlichen Franzoſenkönig eine Mitſchuld. Einen böſen Eindruck machte es, als der Legat am 20. April 1525 an Zürich erklären mußte, der Papſt beſitze kein Geld, den rückſtändigen Sold zu bezahlen, ſo lange Zürich ſich weigere, zur Kirche zurückzukehren.

In der Eidgenoſſenſchaft war die Lage überaus ſchwierig geworden. Die rauhe Energie, mit welcher Zwingli ſoeben den Bauernaufſtand gedämmt, ſeine Lehre durchgeführt hatte, die gleichen Ziele für die ganze Eidgenoſſenſchaft verfolgte, und raſtlos praktizierte, ſein Evangelium zu einhelliger Annahme zu bringen, war nicht ohne Wirkung geblieben. In Baſel und Schaffhauſen, Appenzell und Glarus, in den Städten und Vogteien, in St. Gallen und Graubünden, ſelbſt in Bern zählte die neue Lehre viele und zahlreiche Anhänger. Die Art, wie Zwingli das Kirchenregiment der chriſtlichen Obrigkeit begründete und derſelben das Kirchengut überantwortete, hatte der neuen Lehre überall mächtige Freunde erworben.

Die katholiſchen Orte, denen die Erhaltung des katholiſchen Glaubens Herzensſache war, führt Kaspar Wirz ferner aus, ehrten in Ennius Filonardi wohl den erfahrenen, klugen Diplomaten. Aber der Mann, welchen ſie in der jetzigen Notlage verlangten, war ein gebildeter und gewandter Theologe, ein Polemiker und Kontroverſiſt, dem geiſtigen Kampfe mit Zwingli und deſſen Prädikanten gewachſen. Mit einem ſolchen hätten ſie auf Grund des Glaubensmandates vom 28. Januar 1525 unterhandeln, mit ſeiner Hilfe das Gift der Häreſie, durch welches die Zwietracht unter die Eidgenoſſen geſät worden war, beſeitigen können.

Aus den Verhandlungen mit Zürich im Herbſte 1525 ergibt ſich auch, daß der Papſt wirklich die Abſicht hatte, einen ſolchen Mann zu ſenden, daß vorzüglich Unterſchreiber Joachim von Grüt dieſen Entſchluß beförderte. Ennius Filonardi ſtand dieſen Beſtrebungen freundlich gegenüber. Allein als ein ſchweres Unglück muß man es betrachten, daß dem Legaten nicht vergönnt war, ſein perſönliches Anſehen geltend zu machen und, den Wünſchen des Papſtes gemäß, bei den wichtigen Beratungen des Glaubensmandates, und zwar, wie Bischof Hugo dringend gewünſcht hatte, gemeinſam mit den Biſchöfen, mitzuwirken. Dieſe Mitarbeit ſeines Legaten, und jedenfalls auch der Biſchöfe und Prälaten, hatte Papſt Clemens VII. auch gewünſcht, denſelben mit den wärmſten Empfehlungen und außerordentlichen Vollmachten ausgerüſtet. Dafür zeugte der Wortlaut des Breve vom 14. Februar 1525:

„*Ei igitur, Ennio Episcopo Verulano, commisimus arcana omnia consilia nostra vobiscum conferenda*, et quid animi habeamus in salutem ac dignitatem vestram, quantam rerum vestrarum curam, quove amore capiamus, ut is vobis exponat; quem ut benigne et grate admittatis ac illius verbis, *nosmet ipsos veluti loquentes* attendatis audiatisque, devotiones vestras magnopere in Domino hortamur, vobis promittentes, si nostra *paterna monita et consilia*, vestra prudentia et bonitate excepta, ut optamus, fuerint, vos vestre eximie virtutis uberiores fructus, quam unquam antea laturos, sicut et confidimus fore, et omne, quod vobis utilitati, commodo, ornamentoque esse possit, omnibus votis a Deo omnipotente petimus, et obsecramus. Sed hec cuncta idem episcopus Verulanus, nuntius noster, aget nostro nomine copiosius vobiscum; cui summam fidem habeatis!“

Der Papſt hat alſo, weiſe beraten, im richtigen Augenblicke allen Eidgenoſſen in ihren Anliegen zur Hebung der religiöſen Zwietracht treue Fürſorge und aufrichtiges Wohlwollen an den Tag gelegt. Leider waren die Verhältniſſe mächtiger als der gute Wille. Ennius Filonardi hatte im Herbſte 1525 ſogar Chur verlaſſen müſſen, und ſich nach Brescia zurückgezogen. Die fortdauernde Feindſeligkeit des Papſtes gegenüber dem Kaiſer war in keiner Weiſe dazu angetan, das Werk der Vereinigung im Glauben und das erſehnte allgemeine Konzil zu befördern. Allein auch Clemens VII. konnte ſich am 11. November 1525 mit Fug und

Recht beklagen, die Eidgenossen haben seinen Legaten wenig in Ehren gehalten, seine Ratschläge nicht gehört, demselben sogar den Eintritt in ihr Land verweigert.

Unter dem Drucke der französischen Politik besaß der Papst leider weder Macht noch Mittel, den katholischen Eidgenossen ferner mit Rat und Hilfe beizustehen. Dazu kam, daß der Einfluß des weitblickenden und wohlwollenden Kardinals Jakob Sadolet auf die päpstliche Politik durch französischen Einfluß erschüttert wurde, weshalb sich derselbe in seine Diözese Carpentras zurückzog. Zwischen Clemens VII. und den Eidgenossen, auch den streng katholischen Orten, trat eine folgenschwere Entfremdung ein. Die Fortdauer des Kurtisanenwesens sowie die endgiltige Weigerung des Papstes, den Sold an Zürich zu bezahlen, 11. Dezember 1524 machten in der ganzen Eidgenossenschaft böses Blut.

4. Das Glaubensmandat der sieben katholischen Orte.

Die mühevolle Arbeit, ein gemeinsames Mandat zur Erhaltung des alten Glaubens aufzustellen, und mit Zürich ein Einverständnis zu erzielen, war gescheitert. Die Mißhelligkeiten war beinahe bedrohlicher als je zuvor. Allein das Mandat, wie es auf den vielen Tagsatzungen vom 28. Januar bis 29. Mai 1525 beraten, umgestaltet, schließlich nur teilweise durchgeführt wurde, hat trotzdem eine große Bedeutung. Dasselbe ist ein rühmliches Zeugnis für das redliche Streben der Räte zu Luzern und der sechs andern katholischen Orte, die Einhelligkeit im Glauben und damit die Eintracht unter den Eidgenossen wieder herzustellen, dabei die kirchliche Ordnung und das Ansehen der Bischöfe möglichst zu wahren.

Es ist hier nicht der Ort, die kritischen Fragen über die verschiedenen Ratschläge, Entwürfe, Abänderungen etc., welche bei Beratung des „Großen Glaubensmandates" zur Sprache kommen, zu erörtern. Diese Fragen sind von Dr. Ph. A. von Segesser, Dr. Joh. Strickler, Franz Rohrer und Dr. Wilhelm Oechsli ausführlich und scharfsinnig erörtert worden; insbesondere ist der Vorwurf einer Fälschung der Akten durch die Staatskanzlei Luzern als unhaltbar zurückgewiesen. Hier soll nur das Mandat nach Inhalt und Tragweite verglichen und nach seiner rechtlichen Bedeutung gewürdigt werden. Die Grundlage der Darstellung bietet

der Entwurf, welchen die Kanzlei von Luzern am 28. Januar 1525 den Tagboten unterbreitete, und bei allen ſpätern Beratungen feſtzuhalten ſich bemühte. Derſelbe iſt von Dr. Ph. A. von Segeſſer im vierten Band ſeiner „Rechtsgeſchichte“ der Stadt und Republik Luzern zum erſten Male ebenſo gründlich als ausführlich beſprochen worden.

Das „Große Glaubensmandat“ umfaßt, abgeſehen von der Einleitung und Schluß, 47 Artikel. Vierzehn derſelben ſind Beſtimmungen zum Schutze der katholiſchen Glaubenslehre, der kirchlichen Rechtſame und Inſtitutionen. Einundzwanzig Artikel beſchäftigen ſich mit Abſtellung der kirchlichen Mißbräuche. Sie enthalten Vorſchläge über die Reform der Kirchenämter, Verhängung des Kirchenbannes, Erleichterung und Einſchränkung der kirchlichen Gerichtsbarkeit, über Teſtamente, Ablaßbriefe, Kurtiſanen. Dieſelben greifen tief in das kirchliche Recht ein und enthalten wichtige Punkte zu Gunſten der obrigkeitlichen Gewalt in geiſtlichen Sachen; letztere gehen, wie Franz Rohrer betont, ſoweit, daß ſie bei Katholiken Bedenken erregen können. Die katholiſchen Orte hatten Zürich wiederholt, ſchriftlich und mündlich, die Verſicherung gegeben, ſie wollen ebenfalls die Mißbräuche ernſtlich beſeitigen; Zürich möge deshalb von einer Glaubenstrennung abſehen. Sie hatten damit ihr Wort eingelöſt. Der dritte ſoztalpolitiſche Teil umfaßt zwölf Artikel. Derſelbe behandelt die lehenrechtlichen Beſchwerden der Untertanen, und enthält den allgemeinen Grundſatz, daß die Hörigen und Leibeigenen möglichſt entlaſtet und ſeitens der Grundherren milder behandelt werden ſollen.

Bei den Verhandlungen über dieſes Reformationsmandat wurden alle bedeutenderen Klagepunkte berückſichtigt, welche man vor und bei der Reformation vorgebracht hatte. Wer nicht die bisherige Verfaſſung der Kirche prinzipiell bekämpfen und die Glaubensſätze umändern wollte, der konnte wohl kaum mehr verlangen. Das urſprüngliche Mandat ſollte für die ſieben Orte eventuell für alle zwölf Orte, ſelbſt für Zürich als Interim bis auf ein allgemeines Konzilium gelten, wenn die Kontrahenten ſich unterwerfen wollten.

Über die rechtliche Bedeutung des urſprünglichen Mandates vom 28. Januar 1525 führt Franz Rohrer ebenſo

klar als treffend aus: „Im ſchweizeriſchen Bundesrechte hätte dieſes Interim eine wohl berechnete Stellung eingenommen. Als neues Verkommnis zwiſchen den eidgenöſſiſchen Orten über die religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe, bindend für alle und doch mit ſtarker Latitüde für die einzelnen Kantone, hätte es in ſeiner Sphäre etwa den Rang eingenommen, welchen das Stanſer Verkommnis für die Löſung der politiſchen Fragen ſeit den Burgunderkriegen beſaß. Gelang es, dieſes kirchliche Verkommnis zur eidgenöſſiſchen Anerkennung zu bringen, wozu einige Ausſicht vorhanden war, ſo war Zürich damit iſoliert. Doch zeigte ſich einige Hoffnung, daß auch dieſer Ort die auf ſo breiter Grundlage der Reform gebotene Friedenshand vielleicht annehmen werde. Es war dies der letzte Verſuch, durch ſelbſteigene Reformen die kirchliche Trennung der Eidgenoſſen und die mit derſelben verbundenen ſchweren Folgen abzuwenden. Später war kein Gelingen mehr zu hoffen. Das Interim iſt auch deswegen von Intereſſe, weil es uns das Bild zeigt, welches ſich die erſten eidgenöſſiſchen Staatsmänner, welche zu Luzern verſammelt waren, über die nötigen Verbeſſerungen für ihre Zeit vorgezeichnet hatten."

„Diewil jetzund", lautet die Begründung des Reformationsmandates, welche in der Berner Vorlage weggelaſſen iſt, „und zuo der ſorglichen Zit, ſo der Wolf in dem Schafſtall Criſti die ſchäfly ſchädlich zerſtrörot, der oberſt Wächter und Hirt der Kirche ſchlaft, auch die geiſtlichen Hirten in diſen Sorgen und nöten der kriſtenlich Kirchen heilig ordnung und Satzung, ouch die ſtraff und pen, ſo den ubertretern gſetzt, gar veracht und nüt mer wert ſind, und damit nit ein Jeder, ime nach ſinem kopf und verſtand ein glouben ſchöpf und fürnem, ſo wil uns gebüren als der weltlichen Oberkeit, uns ſelber in etlichem weg ze Hilf ze komen, damit wir und die unſern wider ze Einhelliket komend und by dem waren glouben blibend. Nit daß wir darumb uns gar von der römiſchen kriſtenlichen kirchen abwerfen und widerſtan, ſondern allein zur underdruckung und verhüetung wyters Verfalls, unghorſame, ouch zertrennung unſer Eidgnoſchaft, namlich das böß und übel ze verkomen, ouch ze lob und Eer unſer Eidgnoſchaft hand wir die ordnung und artikel ze halten ufgnomen. Uff die zyt und mit der Proteſtation und Erbietung, wann ſöllich Irrung und Zwietracht durch Mittel eines kriſtenlichen Concilium

oder durch ander eerlich, treffenlich kriſtenlich Verſamlung, da unſer Botſchaft ouch bericht und darby ſind, ſöllich zwietracht hinweggetan, und wider einikeit in der kilchen gemacht wirt, wellend wir uns von der kilchen nit geſündret han, ſonder tuon wie unſer vordren, als guoten, fromen, gehorſamen kriſtenlüten zuſtat."

Dieſe feierliche, öfter wiederholte „Proteſtation vnd Erbietung" iſt ſehr zu beachten. Sie prägte dem Mandate in ebenſo würdiger als entſchiedener Sprache den katholiſchen Charakter auf. Sie führte vierzig Jahre ſpäter in der Tat zur Beteiligung der katholiſchen Orte am Konzil zu Trient, zur Annahme und Durchführung ſeiner Beſchlüſſe zur wahren Reformation der Kirche.

Das Mandat von Bern, erlaſſen am 7. April 1525, zählte 34 Artikel. Der Rat hatte damit einen gefährlichen Weg betreten. Faſt alle grundſätzlich katholiſchen Artikel waren entweder weggelaſſen oder durch entſchieden reformatoriſche Beſtimmungen erſetzt. Der Vorbehalt des allgemeinen Konzils blieb weg; der Biſchöfe und des Papſtes war nicht gedacht, die Lehre Zwinglis und Luthers blieb unangetaſtet. Das Mandat galt nur für ſo lange, als es der Obrigkeit beliebte; die Kirche war damit vollſtändig vom Willen des Magiſtrates abhängig. Bereits ſagte man in den innern Orten, die Berner ſeien halbe Ketzer geworden. „In dem Zun war ſchon ein groß loch", ſchreibt Salat. In dem Mandate der ſieben Orte und für Wallis blieb der Vorbehalt eines „gemeinen chriſtenlichen Conciliums oder einer andern treffenlich gnuogſamlich chriſtenlichen verſamlung, darin unſer pottſchaften ouch beruoft ſind." Wie es ſcheint, erließen Glarus, Baſel, Schaffhauſen und Appenzell keine Mandate. Die Verkündigung des gemeinſamen Mandates der übrigen ſieben Orte erfolgte in den gemeinen Vogteien auf Sonntag den 21. Mai 1525. Heinrich Küſſenberg, Kaplan zu Klingnau, berichtet die Tatſache als Ohrenzeuge ausführlich in ſeiner Chronik in Bezug auf Klingnau und die Grafſchaft Baden:

„Auf den Sonntag „Vocem jucunditatis" anno 1525 hat Hr. Landvogt von Baden, Heinrich Fleckenſtein, im Namen der ſieben Orte, als: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn befohlen, ein Gemeind zu halten zu Clingnauw im Roſengarten, darzuo ſamt der Prieſterſchaft die ganze Kirchhöre beruefen wurde. In dieſer Gemeinde

wurde vorgelesen das Mandat der sieben katholischen Orte, enthaltend das ernstliche Verbot der Lutherey hingegen eine väterliche Ermahnung, bei dem alten Glauben zu verbleiben. Nach Verlesung dieses Mandates wurde beinebends noch eine lange Exhortation gehalten beständig bei dem alten wahren Glauben zu verbleiben, hingegen der lutherischen Predigten sich zu entäußern, absonderlich des ertzketzerischen Doktors von Waldshut."

Der Versuch, dieses gemeinsame Mandat in den Vogteien durchzuführen, scheiterte an dem Widerspruche der Kurie zu Konstanz. Bischof Hugo und Dr. Fabri sahen in demselben eine empfindliche Beschränkung ihrer Jurisdiktionsgewalt; der Bischof wünschte, auf die Fastenzeit 1526 ein selbständiges Mandat zu erlassen, welches dem obrigkeitlichen Mandate vielfach nicht zuwider, aber nötig sei, um viele Sünden und Laster zu verhüten. Generalvikar Dr. Fabri gelangte mit seinem Ansinnen am 18. Januar 1526 vor die Tagsatzung zu Luzern. Dem Landvogt im Thurgau wurde auf Wunsch des Bischofs der Befehl gegeben die Vollziehung des bereits verkündigten Mandates zu fördern. Auf seine sonstigen Beschwerden wurde dem Bischof kein Abschied gegeben, sondern geschrieben, es sei eine Disputation beabsichtigt; dort sollen diese und andere Sachen erläutert werden.

Damit war die Publikation eines gemeinsamen Mandates der zehn oder aller dreizehn Orte zur Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung für immer zu Grabe getragen. Zürich war nicht gewonnen; Bern blieb von den sieben Orten durch eine tiefe Kluft getrennt. Basel, Schaffhausen, Appenzell und Glarus schlossen sich immer enger an Zürich. Bullinger bringt das Mandat in seiner Chronik und referiert kurz und richtig über den Ausgang der Beratungen: „Als aber vermälte Artikel für die Obrigkeiten gebracht wurdent, gehört man allerley reden und meinungen. Entlich aber waarent meerentheils der meynung, man sollte angezogen sach anstan lassen. Es wurde vilicht ein Concilium gehalten werden, in welchem den sachen bas gehulfen wurde. So wolt etliche bedunken man wolte dem geistlichen gwalt ze vil inargwonen, und so man an einem oder zweyen anhuobe ze grüblen, dörft es wol witer gradten. Man hatte in kurzem auch zuo Luzern ein obgenant Mandat usgan lassen von der religion; dabi solle man die itz dieser zyt berouwen lassen. Also kleipt sich die sach an."

Als Grund dieser Mißhelligkeit führt Hans Salat treffend aus: „Warum aber und us was ursach diese handlung in solchen verzug kam, wird man bald harnach horen. Dann die altgloubigen ort liessend die andern all by inen sitzen, so doch etlich gar der Zurchern meinung und furnemes warend, in allen reden und taten, die aber inen dann die anschlag und all handlung zerrutteten und umstussend, und handleten sy in andern praticken. In disem inbruch hat die nuw selt den weg ersechen, und Zwingli gmerkt, was er nun zunachst inen furwerfen solt. Dann also zerrielend die ort der artikken halb, machtend vil bsunders. Wann dann das die Zurcher merktend, wurden sy stolz und handvest uf irem furnemen, schribend dann us, schicktend, rittend, postetend und trucktend stat an underlaß, um und um hin, mit unentlichem inarubien, flattieren und strychen. Und wo sy dann merktend an eim ort wo das geschwar am lindesten war, da schlugends darin und hieltend da furer an: alles nach rat Zwinglis. Mit derglichen handlungen und praktizieren gieng Zwingly für und für um, an underlaß, dermaß, daß sich siner großen ubung und arbeit wol zu verwundern war."

Was Salat uber die Arbeitseligkeit Zwinglis zur Verhinderung eines gemeinsamen Vorgehens aller Eidgenossen schreibt, ist durchaus richtig und wird sowohl durch die schriftstellerische Tatigkeit als durch den Briefwechsel des Reformators mit Berchtold Haller, Johannes Oekolampadius und Dr. Joachim Vadian vollauf bestatigt. Ratsherr Anton Noll vermittelte als Vertrauensmann den intimen Verkehr zwischen den Glaubigen zu Bern und Zwingli, als „epistola viva", wie Haller am 6. Mai 1525 ihm seinen Freund empfahl, „qua omnia, quae apud nos et acta sunt et in dies aguntur, addisces. Postremo tibi gratias ago pro libellis tuis, jam saepius ad nos missis. Dominus omnia rotundat, qui per te omnia haec agit. Die Brüder zu Basel konnte Zwingli am 6. April 1525 trösten: „Constantes estote! Videbitis auxilium Domini super vos! Vincet veritas, velint nolint, qui contra nituntur! Sed domini voluntas fiat! oremus pro nobis mutuo!" An Dr. Vadian schrieb der Reformator am 1. April 1525: „Inter tot occupationes ac capitis dolores scribimus, ut, nisi videremus calamum incedere, forme ignoraremus, quidnam fieret!"

5. Die vierzehn Artikel zum Schutze des katholischen Glaubens.

Artikel 1. Das Mandat verbietet alles Schreiben, Disputieren und Anfechten wider „die zwolf stuck unsers waren christenlichen gloubens, uß dem waren Gots wort von kristenlichen kirchen angenomen, und allweg gehalten.“ Bern behielt einfach die zwölf Artikel des christenlichen Glaubens ohne Bezug auf die neugläubige Predigt vor, mit dem Bemerken: „wussend ouch niemand, der sölichs in ir statt und landschaft furgenommen habe.“

Artikel 2–5 verbieten jedes Anfechten der heiligen sieben Sakramente, von Christo eingesetzt und von der hl. kristenlichen Kirchen verordnet, von jedem Cristenmenschen wurdiglich und ehrerbietig, one mittel eintaet zwyflung zu halten zu gebruchen zu üben und mitzuteilen, wie es die christliche Kirche usgesetzt, geordnet und bisher gehalten hatte; namentlich auch die hl. Messe, die Kommunion unter einer Gestalt mit vorhergehender Beichte und Absolution für die Laienwelt. Für Bern vermugten die gnedigen Herrn von sich aus als christliche Obrigkeit, wie es in diesen Sachen nusse gehalten werden.

Artikel 6–7 vermugen: „An der heiligen kristenlichen kilchen satzungen und guten löblichen bruchen, als namlich beten, vasten, bychten, bußwirkung, singen, läsen, krutzfahrt, ander fahrt, opfern und andern ceremonien, wie das alles von den hl. Vatern uß dem gotzwort harfließend und von unsern Vordern loblichen uf uns komen ist, wellen die Orte keine Enderung tuon, ouch der alten bruch, mit fleisch und andern verbotenen spysen ze essen in der Vasten und andern verbotenen tagen, durch die hl. Vater us kristenlichen, in der hl. Schrift gegrundeten ursachen usgesetzt, und nach jedes lands bruch und bis an uns loblich harkomen, und wellend die Ergernussen und Übertretung darumb straffen nach jeden orts ordnung und gfallen, wie dann vor zuetagen verabscheidet ist.“ Der Rat zu Bern begnügte sich mit einer Osterbeichte; er wollte niemanden zu Opfern, Kreuz- und Heiligenfahrten zwingen, und berief sich auf sein obrigkeitliches Fastenmandat.

Artikel 8–9. Die Orte „wellent ouch nit gedulden und liden, daß jemand die heiligste Jungfrow Maria, ouch alle Gotsheiligen schmächind und enteerind, die bildnussen und figuren unsers Herrn noch Crucifix, unser lieben frowen noch aller

lieben Heiligen weder in den kilchen, kapellen, bildhüſern, oder an andern orten und enden, ze ſchmechen, daruß ze tuon, zerbrechen oder ſonſt uneer anzetuon; ſonder das man die gotshüſer und kilchen, und all kilchenzierden, loblich bruch und harkomen belyben laſſen ſol, wie das von Alter har geweſen und an uns komen iſt. Ouch, wie all unſer vordern und die kriſtenlich kilch allweg gehalten, gütlich glouben, das unſer liebe frow, ouch ander lieb heiligen mit Ir fürpit uns gegen got wol erſchießen und gnad erlangen mögen. Wellcher menſch ouch hinwider redt oder thäte, der ſol ouch größlich darumb geſtraft werden nach ſiner Herren und obern erkantnuß." Der Berner Entwurf vom 28. Januar 1525 hat dieſe Artikel nicht, wohl aber das entſprechende Mandat vom 22. November 1524.

Artikel 10. „Item, und als dann vil Zweyung und widerwärtigkeit durch die predikanten uß Irem predigen und leren allenthalben erwachſen iſt, und damit ſölichs, ſovil unſers vermögens, mit der Gots Hilff abgeſtellt und verhüt werd, und das heilig evangelium, das gots wort, und die heilig gſchrifft in Rechtem verſtand, wie dann die heiligen alten lerer vil loblicher gegründter büechern hinder inen verlaßen, und den rechten waren chriſtenlichen verſtand des gotsworttes und der heiligen geſchrifft grüntlich erklärt vnd anzöugt haben, uns und unſerm gemeinen man allenthalb einhelliglich geprediget, fürgehalten und gelert werden, ſo iſt unſer ordnung und ernſtlich meinung, daz allenthalb in unſern ſtetten, emptern, gerichten, oberkeiten und gepieten, wo wir ze regieren hand, niemand das Gotswort und die hl. Gſchrifft predigen und leren ſol, er ſy dan von ſim geiſtlichen Ordinarien voregaminiert, darzuo tougenlich, und hab des gloublichen ſchin, und darzu von der weltlichen oberkeit, an welchem Ort es iſt, Ime das ouch zuogelaſſen. Und ſol kein Winkelprediger nit geſtattet werden; dann wo ein ſolicher geſpürt und von Ime gehört würdt, das er vf ſölicher verfüererischer meinung, und dem nüwen mißglouben predigte, ſol er von ſiner weltlichen Oberkeit, an welchem ort das iſt, abgeſtellt, dannen triben und getan werden, und, er mocht ouch frävenlich ſo gehandelt han, nach ſinem verdienen geſtraft werden.

Hier ſönderte ſich Bern von den ſechs Orten und Solothurn mit der Erklärung, welche beinahe den völligen Bruch mit der

bischöflichen Gewalt bekundet: „Den selben jetz benalten artikl wöllen min herren nit annämen, noch den geistlichen ordinarien zu gestatten, die predicanten zu examinieren, sonder wer sy zu göttlichem wort zuo predigen geschickt und gnot sin bedunkt, den wellen sy ännemen, und nach inhalt tres Mandats — vom 15. Juni 1523 — demselben befalchen, das gotswort zuo verkünden, und die, so sölichs nit thuon und etwas werden predigen, so sy mit helger göttlicher gschrift nit wasse zuo bewären, den und dieselben wellend inn herren nach verdienen strafen."

Artikel 11 und 12 „Die selben predicanten, die in unser landen uns und den unsern predigen wellen, söllen ouch das heil. Evangelion, die heilige gschrifft, das alt und niuw testament, nach rechtem warem verstand, wie dann die heiligen alten lerer on Zwyfel vß dem geist gotes getan, das, so die kristenlich kilch angenommen, und Ir ler zuglassen hat, predigen, leren und underwisen und daby sich verhueten sunst andrer stempanen und umstenden und besunder das ein jeder predikant das gotswort und die gschrifft nach sinem verstand dahin nit backe, noch dermaß predigen damit söllich sin ler wider die heiligen Sacrament, wider die Ere gots, wider unser lieben frowen, die lieben heiligen und wider christenliche kilchen sige, als jetz leider an vil orten gschicht." Diese Stelle fehlt im Berner Entwurfe.

Artikel 13. „Item, als dann ouch das sägfür, ouch die fürbätung der abgstorbnen, aller unser vordern und christglöubigen Selen, so unser vordern und wir bißhar warlich gloubt, ouch durch die heiligen lerer, kriechisch und latinisch, durch das alt und niuw testament, und ouch in vil Concilien, durch die heilig gschrifft bewärt und erfaren, und also die kristenlich kilch zu halten bestätiget, und allweg bishar gehalten hat, da aber durch die lutherisch oder zwinglisch Sect, mit ungrund falscher meinung etwas mißgloubens und widerred uferweckt ist, deßhalb wir menklich warnent, nit so liechtfertiglich von unserm waren glouben zu stan. Wellend ouch, das söllichs niemandt in unser oberkeit predige schrib oder sag; dann wer das thät, soll darum nach Jedes Herr und oberkeit erkanntnuß gestrafft werden." Bern erklärte, daß es niemand zwinge, solches zu glauben und zu halten, sondern jeden tun und handeln lasse, wie ihn Gott ermahne.

Artikel 14. „Item, wir ſezen und wellend ouch, daz menglich die gotshüſer, clöſter, ſtiftungen vnd kilchen by Iren fryheiten, rechten, grechtigkeiten und wie ſy von alter harkomen ſind, beliben laſſen ſol, und kein Gwalt mit Inen bruchen, noch Inen das Ir vorhalten noch nemen mit eignem gwalt, on recht. Dann wer das thät, ſol von ſiner oberkeit treffenlich, je nach gſtalt der ſach, darum geſtrafft werden.“ Der Entwurf vom 10. Februar 1525 behielt hierüber jeder einzelnen Obrigkeit ihre Hand vor. Bern hat den kurzen Artikel: „daz niemand die mit gwalt zerſtören, zerbrächen, noch inen einichen gwalt und übertrang tun ſölle.“

6. Die Beſtimmungen zur Abſtellung der kirchlichen Mißſtände.

Dieſe Artikel werden eingeleitet mit einer ſtark aufgetragenen Klage über die Ausſchreitungen des kirchlichen Rechtes, verbunden mit der bereits angeführten Proteſtation und Erbietung der ſechs Orte nebſt Solothurn und Wallis, beim wahren katholiſchen Glauben verbleiben, einem künftigen chriſtlichen Konzil oder einer gnugſamlichen chriſtlichen Verſammlung ſich fügen zu wollen „als guot ghorſam chriſtenlüt geziempt“. „Item“, lautet die Beſchwerde, „wie wol war mag ſin, das durch die heiligen vätter, lerer vnd Concylien die geiſtlichen Recht, vil ordnungen und ſatzungen, guter meinung uffgſetzt vnd gmacht, nach vnd nach gemert, geſtrengert, vnd ſo vberflüßig vil worden, die ouch wider vns leyen zum dicken mal mißbrucht. So vns leyen zu großem nachteil vnd verderbung dienen, vnd ander geſtalt wider vns brucht werden.“

Artikel 1 und 2. Sollen die lütprieſter und ſelſorger ſich nicht „vff den gytt leggen, wie vorhar vil geſchehen, vns vnd den vnſern die hl. Sacrament nach chriſtlicher ordnung ſpenden“, und ſie des Geldes wegen nicht vorenthalten. Dabei ſoll dem Pfarrer, was pfarrlich Recht und bruch iſt, geleiſtet werden. Wenn aber ein Pfarrer oder ſeine Helfer im Bezuge der Gebühren zu ſtrenge ſind, ſoll die weltliche Obrigkeit an jedem Ort entſcheiden, damit der gmein man nit übernoßen werd. Es ſoll auch jeder Pfarrer „in todts nöten by ſinen vndertanen blyben, die ſelben nach chriſtlicher ordnung tröſten vnd verſähen, by verlierung ſiner pfruond.“

Artikel 5, 6 und 7. Jeder prieſter, pfarrer, khorherr oder capplan, ſoll ſeine Pfründe ſelber verſehen, und niemant ein abſent von der pfrund nemen noch geben, wer aber die pfrund nicht verſehen will oder dazu weder geſchickt noch touglich iſt, ſoll dieſelbe niemanden übergeben dann ſinem collator und lehenherrn, der Jme die geliehen hat. Junge dürfen die Pfründe genießen, müßen ſie aber durch einen andern geſchickten Prieſter verſehen laſſen bis ſie zu dem gehörigen Alter gekommen ſind. Werden ſie nicht Prieſter oder untauglich, ſo wird ihnen die Pfründe genommen. Geheime Verträge über „abſent pfarre“ ſind ungültig bei Verluſt der Pfründe. Bern behielt vor, daß einem, welchem außerhalb M. H. Landſchaft eine Pfründe geliehen würde, dieſelbe zur heimiſchen Pfründe, wenn er dieſelbe perſönlich verſehe, behalten dürfe.

Artikel 8—10. Verheirateten Prieſtern ſoll die Pfründe genommen und das Prieſteramt verboten werden. Ebenſo werden Mönche und Nonnen, welche ſich aus den Klöſtern tun, ihrer Pfründen und Gotteshäuſer beraubt werden, „doch vorbehalten jedem ort vnd jeder Oberkeit mit Jnen zu handlen, gnad oder nit mitzeteilen“. Bern nahm, in Erweiterung des Mandates vom 28. April 1524, den Standpunkt ein, Prieſter, „ſo eewyber nemen“, ſollen ihrer Pfründe beraubt ſein, aber deshalb nicht geſtraft noch aus dem Lande getrieben, ihnen auch das prieſterliche Amt nicht genommen werden.

Artikel 11—13. „Jtem von des geiſtlichen gerichts, zwangs vnd des bans wegen haben wir geordnet, jetzmal dieſer ſorglich zyt und da nieman nüt mer darum gibt, ſoll kein Geiſtlicher einen Laien, noch ein Laie einen Geiſtlichen, noch ein Laie den andern vor ein geiſtlich gericht laden weder um Geldſchulden, Schmähreden, weder um fröfel, zuoreden, zins, zenten, rent noch gült, noch um kein zytlich noch weltlich ſachen, darin nüt usgenomen, allein vorbehalten die eeſachen, und was irrung und ſpans von wegen der heiligen ſacrament, oder die gotshüſer und kilchen berüerend, old das ſo die ſeel antrifft, old von ihren ungloubens wegen, laßent für Jr geiſtlichen richter komen. Aber ſunſt um all zytlich gut und menſchlich verhandlung ſol das geiſtlich gericht und der bann gegen niemandt brucht werden.“ Wenn eine gewichte geiſtliche Perſon mit einem Laien oder umgekehrt in ſtöß und

zwytracht kommen, ſollen beide Teile, wenn man Frieden bietet, denſelben geben und nehmen, „wie dann ein gemeiner landtsbruch allenthalb iſt und zum teil unſer pündt das uswiſent“.

Artikel 14. In Eheſachen und ſonſtigen geiſtlichen Dingen wird, namentlich der Kurie zu Konſtanz gegenüber, darauf gedrungen, daß der geiſtlich Richter „der leyen vnd armen lüte ſachen uffs fürderlichſt vnd mit den minſten Koſten ustrag und zu End bringe“, ferner, „das ouch vor dem geiſtlich Richter, und bſonder zu Coſtenz, all grichts hendel in tütſch gehandlet und procediert und in thütſch gſchriben werden, als in etlich bistumben mer der bruch iſt, damit wir leyen ouch hören und verſtan könnent, was man handle. Vom „tempus clausum“ für Eeliche Hochzyt zwüſchen dem Sonnentag, ſo man das alleluja niederlegt, „Septuagesima“, und der vaßnacht, welche zyt doch ſunſt Jedermann am meiſten weltlicher fröuden pflegt, ſöll nach unſer ordnung und meinung one geld nachgelaſſen werden“. — Bern verlangte, daß alle Ehehändel „für biſchöff, tächant, commiſſarien oder ander nitt gewyst“, ſondern an M. Herren gebracht werden ſollen. Je nachdem ſie den Handel finden, werden ſie denſelben ſelber entſcheiden oder vor die geiſtlichen Richter wyſen.

Artikel 15. Verbietet „aplaß vm gelt in unſern landen, als dann wir und die unſern mit vil und mengerley römiſchem aplaß beſchwärt worden ſind, und groß gellt von uns uffgehept worden ſind.“ Bern erklärte, es laſſe in ſeinen Landen und Gebieten keinen Ablaß um Geld zu.

Artikel 16. Beſchwert ſich über das Dispenſieren um Geld von päpſtlichen und biſchöflichen „casus reservati vnd in erberen zimlichen Sachen.“ Deswegen ſoll, „was mit gelt by den bäpſten vnd biſchoffen mag ze wägen bracht werden, ſölichs an gelt von einem jeden pfarrer, dem volk und arme, gemeinen man mitgeteilt werden ſol, unangeſehen bäpſtlichen und biſchofflichen gwalt, biß vff wyter bſcheid.“

Artikel 17. „Der Cortiſanen halb, ſo die pfruonden anfallend, iſt unſer ordnung und meinung, das an keinem ort und end ſoll geſtattet noch zuglaßen werden, das einer dem andern die pfrund anfall, und, wo ſollich römiſch buoben koment und die pfruonden anfallen wellen, ſöllent die darum fengklich angnomen und dermaß gſtrafft werden, das man harnach vor Inen ſicher ſige.“

Artikel 18. Beschränkt das Mandat das „jus testamentificationis“ bezüglich geistlicher Personen „priester, münch, nunnen, beginen“. Sie sollen keinen, der in Todesnöten liegt, zu einem Testamente oder zu Verschaffung seines Gutes bestimmen und reizen, außer im Beisein der rechten Erben des Kranken. Wenn aber der Kranke „von eigner bewegnuß und willen testament und gmecht ordnen und setzen wellt, soll das geschähen vor dryen erbern leyschen mansperſonen, oder je nach bruch ein Jeden orts und ends, Jedermann sin Recht vorbehalten“.

Artikel 20. Weil übeltätige geweihte Personen, Man und frowen, von den Bischöfen mehrfach nicht gebührend bestraft, sondern ledig gelassen wurden, weshalb sich Laster und Freveltat mehren, und alle Zwietracht von ihnen herkommt, sollen solche Personen, wenn sie Übeltaten begehen, welche das Leben verwirken, falls die geistliche Obrigkeit nicht strafen wollte, oder bis auf Vergleich mit der geistlichen Oberkeit, von der weltlichen unangesehen der Weihe, wie ein Laie an Leib und Leben bestraft werden. Bern strich jeden Vorbehalt zu Gunsten der geistlichen Gerichtsbarkeit; der Rat behielt sich vor, eine neue Ordnung der Patronrechte aufzustellen und dieselbe den Kirchhören zu überschicken.

Artikel 21. „Item als dann vil großer unruow entstanden ist des glaubens halb im gemeinen man durch die truckery der lutherischen und die zwinglischen und ander Irer anhenger getruckten büechlin, ist unser ordnung, das niemand soll die büchlin in unsern Stetten, landen und gepieten trucken noch feil haben sol. Sonder wo die by eim buchfüerer ergriffen, soll man großlich darum straffen, und wellicher sölliche büchlin sicht feil haben, und er die dem krämer nimpt, zerrißt oder in kat wirft, der soll damit nit gefruflet haben.“ Bern schaltete den Vorbehalt ein: „Was buecher aber daz nüw und alt testament, die heiligen evangelia, die byble, ouch der zwölfbotten geschichten und ler berüert, mögen min herrn erlyden, daß geistlich und wältlich solche büecher annemen und zuo ir seel seligkeit gebruchen.“

Diese Bestimmungen in Bezug auf Disziplin der geistlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit, Patronats- und Vermögensrechte, schnitten tief in alle Verhältnisse der Kirche ein. Dieselben schufen zwar vielfach kein neues Recht, sondern erneuerten und bestätigten ältere obrigkeitliche Satzungen und lobale

Harkommen: für die spätere Entwicklung der kirchen-politischen Verhältnisse wurden sie jedoch grundlegend. Aus ihnen ging zunächst das Staatskirchentum der „Jura Helvetiorum circa sacra“ hervor. Am folgereichsten war die vom Kampfe gegen die neue Lehre geforderte Ausdehnung des ältern Rechtsbegriffes der Schirmvogtei auf das innere Gebiet des Glaubens; dieselbe führte auch die katholischen Obrigkeiten zum Rechtsprinzip: „cuius regio, illius et religio!“

7. Die Beschwerden über Feudallasten und Hörigkeit.

Diese Artikel klagen, „wie bißhar der gmein arm man merklich von geistlichen prelaten vnd gotshüsern, ouch von edlen vnd vnedlen grichtsherrn allenthalb mit der eigenschafft hart und streng gehalten worden sind, mit der vngenossame, fällen, läßen vnd andern herrlicheiten vnd grechtikeiten.“ Diese Lasten werden in Artikel 1—5 teils völlig abgetan, teils gemildert, die Feudalherren zu billigem Ensehen gegen den armen gemeinen Mann ermuntert und angehalten. Die „Ungnossame“ wurde aufgehoben, „angesehen das die Ee ein Sacrament ist, das Jedermann in diser sach ein fryer söl sin.“ Diese Artikel, welche als Reformversuch des Lehenrechtes später zu erwähnen sind, stehen im Gegensatze zu den spätern zwölf Artikeln der suddeutschen und zürcherischen Bauern.

Dann folgen drei inhaltschwere Artikel vermögensrechtlicher Natur in Bezug auf die Gotteshäuser und geistliche Stiftungen:

Artikel 6. „Item, nach dem wir lesen von den geistlichen fursten, prelaten, gotshusern vnd klöstern, stiften vnd andern geistlichen lütten vil zyt har merklich beschwärdt vnd getrückt worden sind, mit koufung gelegner vnd zytlicher güetern zu iren geistlichen handen, darum so setzen wir ouch ietz mal, daz fürhin kein gotshus, kloster noch ander geistlich hüser, deßglich ander geistlich herrn, prelaten vnd personen ihem glagen quot, wie man das nempt, nut vsgnomen, zu iren handen kouffen söllent. Es sig denn sach, das men solichs von der wältlichen oberkeit, darin ein Jeder gäßen und das gotshus gelägen ist, verwilliget und zugelassen; sunst soll das inen nit gestattet werden.“

Artikel 7. „Item, deßglich, das die gotshuser, stifftungen vnd andre geistliche huser in unser Eidtgnoschafft gelegen, kein summ

gelts weder an ewig oder ablosig zins anlegen, weder uß-
halb noch in der Eidtgnoschafft, on gunst, wißen und willen
der oberkeit, darin das selb gotshus oder stifftung gelegen ist."

Artikel 8 „Es sol ouch ein Jetlich gotshus schuldig sin,
järlich Rechnung ze geben der oberkeit, darin es gelägen ist,
um all des gotshuß innemen, usgeben, und vermögen und al-
handlung."

Artikel 9 „Wir setzend und ordnent: welcher mensch er sig
gsund, siech oder im todt bett, etwas durch gots willen an die
gotshüser, Stifftungen, pfrunden oder zu der geistlichen handen
verordnen und machen wölt, das wir doch nit werend, so soll
ein Jeder doch söllich gemecht von hand sy geben, und gantz nit uf
sine gegne güter weder ewig noch ablosig zins noch güllt setzen,
noch die güetter in einich wäg beschwären, und söllich houptg ut,
so einer also vermacht, sol zu des gotshus weltlichen pfle-
gern handen überantwortet, das um järlich güllt anzelegen, und
so dick es abgelößt, durch die weltlichen vögt und pfläger wider-um
angleit und zum besten versehen werden."

Artikel 10 „Darby so haben wir ouch angsehen und wellen,
das Niemandt dem andern das sin mit gwalt, on Recht vorhal-
Sonder das Jederman dem andern gebe, bezahle und halte, das
so er im schuldig, es sig zins, rent, güllt, klein und groß
zehenden, ouch ander herrlickeiten und grechtickeiten, und
wie das von alter harkomen, billich und recht gsin ist, ouch des
all und jed brieff, siegel und verschribungen in kräften bleiben,
und was sy inhalten, getruwlich gehalten werden soll."

Artikel 11. „Und zuletst ist ouch vorbehalten, einem Jeden
ort unser Eidtgnoschaft und einer Jeden oberkeit, ob etwan in
siner oberkeit mit den geistlichen prelaten und personen, ouch mit
den gotshüsern, stifftungen, klöstern oder andern geistlichen husern
etwas beschwärd, mißbruch und überlasts hettend und erlittend
sol und mag jede weltliche oberkeit darin ouch Insehung thun
und nach zimlichen billichen dingen mittlen und abstellen; doch das
söllich artickel in allweg unabbrüchlich und nit widerwertig sigen."

In einem Schlußartikel forderten Bern und Solothurn
nachdem „die geistlichen bishar alle beschwärden ledig und entraten
sind gewäsen" und gegen alle Steuern, Lasten und Abgaben an
die weltliche Obrigkeit mit dem Bann gedroht haben, was in der

hl. Schrift keinen Grund habe; es ſollen fürder alle Geiſtlichen, „es ſygend wältlich oder ordenslüt, münch oder nunnen, niemand usgeſchloſſen“, alle Beſchwerden, welche der gemeine Mann im Gehorſam gegenüber der weltlichen Oberkeit chriſtenlicher Ordnung trägt, gleichfalls übernehmen ohne ſich zu widern. Das alles ſoll an Stadt und Land geſchrieben werden.

Die ausführlichſte und geordnetſte Ausarbeitung des Mandates, wie ſie Fr. Rohrer und Dr. W. Öchsli veröffentlicht haben, zeigen deutlich, daß dieſe 47 Artikel, namentlich die Beſtimmungen über geiſtliche Amtsführung, biſchöfliche Gerichtsbarkeit und kirchliches Vermögensrecht unter Einfluß der reformatoriſchen Bewegung entſtanden waren, und den Zweck hatten, den Machtbereich der chriſtlichen Obrigkeit auszudehnen, und, den weſentlichen Glaubenslehren unbeſchadet, ſowohl dem Tadel als den Wünſchen der reformatoriſch Geſinnten in- und außerhalb Zürichs möglichſt weitgehende Rechnung zu tragen. Nicht unrichtig nennt ſich das Mandat in der weitern Redaktion, wie Fr. Rohrer es gegenüber der kürzern und mildern Faſſung bei Dr. Ph. A. v. Segeſſer veröffentlicht hat: „Artikel, durch die nün Ortt zuo Lucern beredt, inhaltend Reformation der Bäpſtiſchen vnd Luteriſchen Leren.“ Zu beachten iſt ferner; daß manche dieſer „gravamina“ ſchon früher, auch auf deutſchen Reichstagen wiederholt zur Sprache kamen, und deren Hebung verſucht wurde. Darunter ſind Beſchwerden, welche ſpäter ſowohl das Konzil zu Trient als die Diözeſanſynoden, die Nuntien und Viſitatoren mit Erfolg abzuſtellen ſich bemühten.

Das Mandat zeichnet ſich durch ernſte Auffaſſung der Verhältniſſe und meiſtens auch durch eine würdevolle Sprache aus. Allein trotzdem hatten deſſen Urheber ſich auf ein Gebiet hinausgewagt, das keiner weltlichen Obrigkeit nach katholiſchen Begriffen zuſteht. Es liegt in der geſamten Auffaſſung ein autoritäres Prinzip, das „dominium supereminens extra et intra jura circa sacra“, die Hoheit der weltlichen Gewalt als chriſtlicher Obrigkeit gegenüber der kirchlichen Auktorität. Die Art und Weiſe, wie die Tagherren in ihrem Mandate, welches ſofort weiteſten Kreiſen amtlich bekannt gemacht wurde, über das Verhalten der Geiſtlichen bis hinauf zu Papſt und Biſchöfen, über die vorhandenen Mißſtände ſich ausſprachen, iſt vielfach ein Nachklang der Be-

schwerden und Vorwürfe der Reformatoren. Das Schwanken über verschiedene Punkte läßt sich deutlich auf einzelne Thesen Zwinglis zurückführen. Der katholischen Sache, der ohnehin tief erschütterten Pietät gegen die bestehenden Zustände in Kirche und Staat, konnte die Herbe und Schonungslosigkeit im Tadeln, welche vielfach hervortritt, in keiner Weise förderlich sein.

Dann vergaßen gerade die Abgeordneten der Städte, Bern voran, daß sie als regierende Häupter es waren, welche durch Reislaufen und Kronenfressen die Habsucht, durch Genußsucht die Unkeuschheit, durch Ausgelassenheit die Verrohung der Sitten nicht nur beim „gemeinen Mann", sondern auch beim Klerus gefördert hatten. Sie hatten seit langem, gestützt auf alte löbliche „Herkommen" und neuere „libertates et privilegia", die Satzungen des kanonischen Rechtes durchbrochen, im Interesse ihrer obrigkeitlichen Gewalt die Auktorität und Jurisdiktion der Bischöfe untergraben und gelähmt. Als rechte Lehenherren und Schirmvögte der Pfründen und Gotteshäuser hatten sie dieselben ihren Familieninteressen dienstbar gemacht. Sie beschwerten sich über die Bedrückung des gemeinen Mannes durch Feudallasten und Gütererwerb seitens der Gotteshäuser und Prälaten. Allein ihr Verhalten bewies vielfach, daß es weniger darum zu tun war, die „armen Leute" von schweren Lasten zu entledigen, als die Rechte und Privilegien der Gotteshäuser einzuschränken, die reichen Kirchen- und Stiftungsgüter zunächst unter Pflegschaft und dann in Besitz der weltlichen Obrigkeit zu bringen, den Klerus in seinem ganzen Tun und Lassen zu bevormunden.

Wenn in schärfsten Worten über „römische Bübereien der Cortisanen" geklagt wird, so ist Tatsache, daß wenige „Welsche" auf „erjagten" Pfründen saßen, wohl aber Kleriker, selbst solche, welche den „Oberkeiten" „personae gratae et acceptae" waren, Söhne der regierenden Familien, welche den Päpsten, Bischöfen und Kapiteln sehr oft nichts weniger als bescheidentlich zur Beförderung nicht nur empfohlen, sondern aufgedrängt wurden. So war Petermann von Hertenstein aus Luzern, gest. 1561, Sohn des Schultheißen Kaspar von Hertenstein, schon in der Wiege „Kirchherr" zu Risch, später Soldat und Truppenwerber, daneben Domherr zu Konstanz und Sitten, Domdekan zu Basel, Kustos zu Beromünster. Roland Göldlin aus Zürich, ge-

1518, Sohn des Bürgermeisters, war mit sechs Jahren Wartner auf Beromünster, später zugleich Kanonikus der Stifte Konstanz, Lindau, Zofingen und Zürich. Nikolaus von Wattenwyl, Sohn und Bruder regierender Schultheißen, war Protonotar. Apost., Stiftspropst zu Bern, Domherr zu Basel und Konstanz, Dompropst zu Lausanne, Kommendeabt zu Montheron, Prior zu Grandson und Montprevenyres. Daneben besaß er noch andere Pfründen; er war 1522 für den bischöflichen Stuhl zu Sitten in Aussicht genommen, trat aber 1528 offen zur neuen Lehre über. In seinem Entwurfe des Mandates hatte der Rat zu Bern ausdrücklich den Besitz von Pfründen außer Landes vorbehalten.

V. Der große Bauernaufstand in Süddeutschland und die Eidgenossenschaft, 1524—1526.

1. Zwingli und die zwölf Artikel der schwäbischen Bauern.

Die Durchführung des Glaubensmandates wurde am meisten verhindert durch den Aufruhr der Bauern, welcher seit Juni 1524 das deutsche Reich in seinen Grundlagen zu erschüttern drohte. Die nördlichen Grenzländer der Eidgenossen standen in offener Empörung gegen ihre geistlichen und weltlichen Obrigkeiten. Die veralteten Verhältnisse des Lehenstaates, die Übelstände in der Kirche, die Mißwirtschaft des Adels hatten in den weitesten Kreisen des Volkes große Unzufriedenheit hervorgerufen, welche seit den Hussitenkriegen vielfach durch religiöse Opposition, die „hussitische Unsinnigkeit", genährt wurden. Der „Zwiebelnkrieg" im Sommer 1513 beweist, daß dieser Geist auch den Eidgenossen nicht fremd geblieben war. Darüber besteht gar kein Zweifel, daß die allgemeine Unzufriedenheit mit allen Zuständen der staatlichen und kirchlichen Ordnung durch das neuentdeckte Evangelium, die Art und Weise, wie dasselbe gepredigt und im Drucke verbreitet wurde, mächtige Förderung fand. Es gilt dieses auch für die Verhältnisse, wie sich dieselben seit 1523 in der Eidgenossenschaft gestaltet hatten.

„Schon seit langem waren unter den Bauern", schreibt Dr. Bluntschli, „dumpfe Regungen spürbar, die von Zeit zu Zeit aufzuckten, dann eine breitere Gestalt gewannen, schließlich in einem allgemeinen Aufstand auch die bisherige Staatsordnung zu zerstören schienen. Die große Erschütterung des kirchlichen Glaubens mußte notwendig auch die Rechtszustände und Rechtsbegriffe in Frage stellen. Die neue Predigt des Evangeliums bestritt die ganze Auktorität der alten Kirche; vor ihr stürzte das Gebäude der Hierarchie sichtbar zusammen. Sollte nicht das Evangelium auch eine staatliche und weltliche Befreiung bringen? Sollte nicht von da aus die bisherige Staats- und Rechtsordnung einer solchen Umgestaltung unterworfen werden? In der Tat' vorzugsweise die Bauern erwogen in ihrem Gemüte diese große Frage, sie waren geneigt, dieselbe frischweg zu bejahen.

„Als es, wir wissen nicht wem, man vermutete einem Schweizer gelang, den Gefühlen und Stimmungen der Bauern das rechte Wort zu verleihen und dieselben in zwölf Artikel niederzulegen, zündeten diese Artikel überall durch Deutschland, ein furchtbarer Aufruhr entstand fast gleichzeitig unter den verschiedenen deutschen Stämmen. In vollem Brande waren namentlich auch die nördlichen Nachbarländer der Schweiz: Elsaß, Schwaben und das Tirol, seit der ersten Hälfte des Jahres 1525. Die zwölf Artikel waren nur ein Anfang.

„Sobald die Bauern sich mächtiger fühlten, vergrößerten sich ihre Ansprüche und erweiterten sich ihre Aussichten. Eine gewaltige Revolution schien das Reich zu bedrohen. Dr. Luther, dessen Worte mit der ganzen Nation zugleich auch die Bauern ergriffen hatten, sah sich genötigt, seinen ganzen Zorn über den Mißbrauch des Evangeliums zu weltlicher Empörung zu ergießen. Auch Zwingli in der Schweiz, obwohl weniger scheu als Luther, politische Reformen anzuregen, mußte doch auch gegen die Bauern auftreten. Er hatte die kirchliche Reformation mit Hilfe des städtischen Rates durchgeführt; auch jetzt wandte er sich an den Rat, und unterstützte denselben in Aufrechthaltung der bürgerlichen Staats- und Rechtsordnung."

Das Programm der oberschwäbischen Bauern ist Ende Februar zu Memmingen entstanden, und in die berühmten „Zwölf Artikel" gefaßt worden. Dieselben nehmen Bezug auf

schweizerische Verhältnisse, und zeigen genaue Bekanntschaft mit der Lehre Zwinglis. Der erste Artikel verlangte in religiöser Hinsicht, für jede Kirchhöre das Recht, ihren Hirten frei wählen zu dürfen. Manche der in weltlichen Dingen gestellten Forderungen waren berechtigt und billig. Die zwölf Artikel waren offenbar, urteilt Dr Joh. Janssen, mit klug berechneter Mäßigung abgefaßt. Stets wurde in den Begehren der Bauern verlangt, das Gotteswort müsse überall frei, treulich und wahrhaft gepredigt werden. Der Inhalt der zwölf Artikel lautet, wie ihn Dr. Bluntschli in seiner „Geschichte der Republik Zürich" gibt:

1. Wir wollen furohin Macht und Gewalt haben, eine ganze Gemeinde, einen Pfarrer selber zu erwählen und denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte. Dieser Pfarrer soll uns das heilige Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen und jeden menschlichen Zusatz, Lehre und Gebot. Denn uns den wahren Glauben stets predigen gibt uns eine Ursache, Gott um seine Gnade zu bitten, diesen Glauben in uns zu befestigen. Sonst bleiben wir stets Fleisch und Blut, was nichts nutz ist, wie klar in der Schrift steht, daß wir allein durch den wahren Glauben zu Gott kommen können. Deßhalb ist uns ein Vorganger und Pfarrer nötig, der uns die Schrift ergründe.

2. Obwohl der rechte große Zehnten im alten Testamente aufgesetzt, und im neuen Testament alles erfüllt ist, so wollen wir dennoch den rechten Kornzehnten nach Gebühr geben. Daher sind wir willens, daß in Zukunft die Kirchenpröpste, die von einer Gemeinde gesetzt werden, den Zehnten einziehen sollen. Davon soll dem Pfarrer und seinen Angehorigen nach Erkenntnis der Gemeinde ein Auskommen verschafft werden. Was übrig bleibt, soll man für arme Leute im Dorf verwenden, was dann noch übrig ist, behalten, damit man bei Landesnot in Kriegszeiten keine Steuer auf die Armen verlegen muß, sondern daraus die Vertheidigung bestreiten kann. Wer nachweisen kann, daß er das Zehntrecht von der Gemeinde erkauft habe, mit dem wollen wir uns billig vergleichen. Andern Zehntherren dagegen wollen wir keinen Zehnten mehr schuldig sein, sondern denselben nach der Schrift dergestalt verwenden. Den kleinen Zehnten wollen wir Niemanden mehr geben; denn Gott hat das Vieh den Menschen frei erschaffen.

3) Bisher ist es Brauch gewesen, daß sie uns für Eigen Leute gehalten haben, was zu erbarmen ist, in Betracht, daß Christus uns alle mit seinem kostbaren Blute erlöst und erkauft hat, den Höchsten wie den Niedrigsten. So erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind, und frei wollen wir sein, zwar nicht so, daß wir keine Obrigkeit haben wollen; das lehrt uns Gott nicht. Das Gebot Gottes weist uns nicht, daß wir der Obrigkeit nicht gehorsam seien. Wir wollen unserer erwählten und gesetzten Obrigkeit, die von Gott ist, in allen ziemlichen und christlichen Dingen gerne gehorchen. Die Eigenschaft aber, daran zweifeln wir nicht, wird uns erlassen, oder wir aus dem Evangelium eines Besseren berichtet.

4) Bisher wurde dem armen Mann verwehrt, Wildbret, Vögel oder Fische zu fangen, was uns unbrüderlich und eigennützig vorkommt. Denn als Gott den Menschen schuf, gab er ihm Gewalt über alle Tiere auf Erden, den Vogel in der Luft und den Fisch im Wasser.

5) Auch der Beholzung wegen sind wir beschwert. Denn unsere Herrschaften haben sich alle Hölzer allein zugeeignet, und wenn der arme Mann Holz bedarf, muß er's erkaufen. Da ist unsere Meinung: Wo Hölzer in Händen geistlicher oder weltlicher Herren sind, welche dieselben nicht erkauft haben, die sollen der ganzen Gemeinde anheim fallen, und einer Gemeinde freistehen, daß sie jeden nach Bedürfnis sein Brennholz unentgeltlich beziehen lasse, und, wenn einer Bauholz bedarf, ihm auch dieses mit Vorwissen der Vorgesetzten verstattet werde. Ist aber die Waldung erkauft, dann mag man sich darüber vergleichen.

6) Wir begehren, daß mit Bezug auf die Frondienste, welche von Tag zu Tag gemehret werden, ein ziemliches Einsehen geschehe, so daß wir nicht so hart damit beschwert, sondern darin gnädig behandelt werden, wie früher unsere Eltern.

7) Wir wollen uns fürder durch die Herrschaft nicht weiter mit Zinsen auf unsern Höfen beschweren lassen. Wie die Güter verliehen worden, so sollen sie nach der Vereinigung der Herrn und Bauern besessen werden, so daß der Bauer in ruhigem Besitz der Güter verbleibe. Bedarf der Herr seiner Dienste, so sollen sie willig geleistet werden, doch zu der Stunde, wann es dem Bauer nicht nachteilig ist.

8) Wo die Güter zu ſehr mit Gültſchulden beladen ſind, ſo daß die Bauern darauf nicht beſtehen können, da ſoll die Herrſchaft dieſe Güter durch ehrbare Männer beſichtigen laſſen und demgemäß nach der Billigkeit die Gült vermindern, damit der Bauer nicht umſonſt arbeite, ſondern von ſeiner Arbeit lebe; denn ein jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert.

9) Über die Frevel werden immer neue Satzungen gemacht. Wir wollen aber bei den alten geſchriebenen Strafen verbleiben und nicht nach Gunſt oder Ungunſt dieſelben ändern laſſen.

10) Wo Einige ſich Stücke des Gemeindelandes angeeignet und daraus Wieſen und Äcker gemacht haben, da wollen wir dieſelben wieder zur Allmende nehmen, es wäre denn, daß dieſe Stücke redlich erkauft worden.

11) Den Todfall, Beſthaupt, wollen wir ganz und gar abgeſchafft haben. Wir leiden nicht mehr, daß man den Witwen und Waiſen das ihrige wider Gott und Ehre ſo ſchändlich wegnehme, wie es an vielen Orten geſchehen iſt. Auf ſolche Weiſe haben die, welche jene hätten beſchirmen ſollen, uns geſchunden. Das will Gott nicht mehr leiden.

12) Kann man uns nachweiſen, daß einige dieſer Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß ſeien, ſo wollen wir davon abſtehen; ſelbſt wenn man ſie uns gegenwärtig zuließe, und ſpäter nachgewieſen würde, daß ſie unrecht ſeien, ſo ſollen dieſelben tot und ab ſein. Sollten ſich in der Schrift aber mehr Artikel finden, die wider Gott und zugleich eine Beſchwerde des Nächſten wären, ſo wollen wir auch dieſe vorbehalten haben. Wir wollen uns in chriſtlicher Lehre üben und dieſe brauchen.

Die Zeitgenoſſen, Katholiken und Lutheraner, bezeichneten als Verfaſſer der zwölf Artikel einen Schweizer. Das Evangelium, wie es von Zürich aus in Wort und Schrift verbreitet wurde, galt überall als Befreiung der Gewiſſen und der armen Leute aus der ägyptiſchen Knechtſchaft geiſtlicher und weltlicher Obrigkeiten. In den zwölf Artikeln ſind zwar Mißſtände berührt, welche weit mehr deutſche als eidgenöſſiſche Verhältniſſe betreffen; allein dies beweiſt nichts gegen die Überzeugung der Zeitgenoſſen, daß ein Schweizer aus den geiſtesverwandten Kreiſen Zwinglis dieſelben zuſammenſtellte. Es iſt ſehr zu beachten, daß die lehen-

rechtlichen Artikel des großen Glaubensmandates einen Monat früher aufgestellt wurden.

Dr Luther verwahrte sich dagegen, daß er die zwölf Artikel verfaßt habe; er bezeichnete einen „rottischen Propheten" als deren Urheber. Zwingli warf ihm dagegen vor, daß er die Bauern zuerst aufgereizt, dann im Stiche gelassen und ihre Bestrebungen auf das Bitterste bekampft habe. Andererseits ist bekannt, daß Zwingli mit den Bauern im Schwarzwald, in Schwaben und Allgäu in eifrigen Praktiken stand, den Aufstand in Waldshut sowie das Einvernehmen der Bauern von der christlichen Bruderschaft des hl. Evangeliums mit Herzog Ulrich von Württemberg kräftig förderte, zu Ende des Jahres 1524 den Bauernaufstand in Walgau und Tirol in seine kriegerischen Berechnungen zog.

Zwingli selber hatte zu Ende des Jahres, 28. Dezember 1524, in dem Büchlein „Wer ursach gäbe zuo ufruoren" in die Welt hinausgeschrieben: Die wahren Aufrührer seien die hohen Bischöfe und Prälaten, die üppigen Pfaffen, Mönche und Nonnen, die habsüchtigen Fürsten und Gewaltigen, welche dem gemeinen Manne durch Zölle, Abgaben, Beschwerden, geldbringende Monopole und schlechte Münze unerschwingliche Lasten auferlegen, und, schlimmer als die Türken, dem Papste zur Unterdrückung des göttlichen Wortes und Ausbeutung des armen Volkes ihren Beistand leisten.

Zwingli hatte geweissagt, die Christenmenschen fragen künftig den gesalbten Pfaffen nichts mehr nach, ihre Kuh- und Geißhirten seien gelehrter und besser daran als die Theologen. Jedes Bauernhaus sei jetzt eine hohe Schule, in welcher die hochste Kunst das alte und neue Testament gelesen werde. Gott sei der einzige und rechte Lehrmeister der Gläubigen, außer seinem Worte seien nur Arglisten und Untruwen; das Evangelium müsse deshalb allenthalben jetzt freigegeben werden. Wenn aber Fürsten und Gewaltige die Propheten des göttlichen Wortes umbringen, wird es ihnen ergehen wie Achab und Jezabel. Gott werde an den Widersachern des göttlichen Wortes Rache nehmen und einen Elias erwecken, welcher die Baalspriester und Bergkilchgötzen totschlage.

„Zwingli mußte seiner Sache ganz gewiß sein", bemerkt zu dieser Aufmunterung des gemeinen Mannes sehr besonnen Meyer Rofer, „um so zuversichtlich und so schneidend auftreten zu dürfen

Er hatte es bereits ſoweit gebracht, daß den meiſten ſeiner Geſinnungsgenoſſen und Nachbeter alles recht war, was von ihm herrührte.“ Übrigens hat Zwingli ſelber ſein Auftreten beurteilt in dem Briefe an Dr. Joachim von Watt vom 19. Januar 1525:

„Editus est *libellus de seditionis*, sed germanica lingua. Quem docti per epistolas sic commendant, ut me eorum pigeat; nihil enim usquam *utilius* prodiisse adseverant. *Durius* adpello, nam quis tandem est, qui haec, quae illic tractamus, non videat perpetuo ante oculos versata. Sed hoc fortasse pretium apud illos auget, *quod mordax hoc verbum*. Omnes malumus, ab aliis cum periculo dici, quam a nobis. Sunt hi plane in secundo Hesiodi gradu; sed tunc ad primum accedent, quum ea, quae vident vere dici, student opere adimplere: *Obstare vitiis, virtutes serere!*“ An den Freund ergeht die Mahnung: „cura perpetuo, quae Jesu Christi sunt!“

Zwingli beſtritt zwar, wie Dr. Stähelin ausführt, auf das Nachdrücklichſte, daß ſein Evangelium zum Aufruhr reize, daß ſeine Predigt den Bauernkrieg veranlaßt habe. Er wandte ſich gegen die ungeduldigen Stürmer und Rottierer, welche im Namen des Evangeliums den Umſturz der beſtehenden Ordnung predigten, Zehnten, Zinſen und Abgaben für Unrecht erklärten, die beginnende evangeliſche Kirchenbildung mit Verwirrung und Auflöſung bedrohten. Der Reformator gibt die Notwendigkeit einer gründlichen Verbeſſerung der Beſitzverhältniſſe unumwunden zu, ſpricht aber den einzelnen das Recht ab, unter Berufung auf das Evangelium ſich der Verpflichtungen zu entſchlagen, zu denen er durch das Geſetz verpflichtet iſt. Es iſt richtig, Zwingli lehrte im Sommer 1525, durch die Macht der Verhältniſſe genötigt, die Obrigkeit müſſe durch eine billige Regelung des Zinsweſens und der Zehntenpflicht, durch Aufhebung aller dem Papſte und den Biſchöfen zufließenden Steuern den Untertanen die ſo dringend nötigen Erleichterungen gewähren. Er ſuchte die Obrigkeiten zu beſtimmen, daß ſie ihre Untergebenen bei dem ſüßen Worte Gottes leben laſſen, die Gläubigen zu belehren, daß ſie Geduld und Gottvertrauen bewahren, ſich nicht zu Übermut und Aufruhr hinreißen laſſen. Zwingli ſah, ſchließt Dr. Stähelin ſeine Verteidigung des Evangeliums, die Hauptſchuld der Empörung in der Verweltlichung der Kirche, nicht im Mißbrauche der evangeliſchen Freiheit.

Aber, darf man fragen, hatten damals nicht auch die katholischen Orte mit Ernst und Klugheit lange vor Zwingli durch ihre Reformationsbestrebungen und Mandate das nämliche Ziel angestrebt? Wer hatte alle ihre redlichen Bemühungen vereitelt, Aufruhr, Widerstand und Zerstörung gegen jede dem neuen Evangelium widrige geistliche und weltliche Obrigkeit in Wort und Schrift gepredigt und predigen lassen?

Dem Papsttum und dessen unchristlichen Institutionen sollte ein jähes Ende bereitet werden. Um dieses Ziel zu erreichen, predigte der Reformator nicht nur den Umsturz von unten, sondern auch die Revolution von oben, nicht blos der Obrigkeit von Zürich, sondern auch den Regenten der katholischen Eidgenossen und deren Schutzverwandten. Er scheute sich nicht vor der „audacia dicendi", gegenüber König Franz I. von Frankreich seine Pläne zu enthüllen, und ihm Ratschläge zu erteilen, mit welchen Mitteln die unchristlichen Institutionen des Papsttums abzutun seien. Es muß diesbezüglich auf die geradezu unglaublichen Anmutungen hingewiesen werden, mit welchen Zwingli durch seinen „Commentarius de vera et falsa religione" im Februar 1525 vor den allerchristlichsten König trat.

Der König solle der Macht des Papstes und seiner Schulen, der Bischöfe und Kardinäle, welche in ihrer Bosheit, „malignitate", das Reich drunter und drüber richten, ein Ende bereiten, und ein Gesetz erlassen, daß kein Prälat im königlichen Rate oder Parlamente sitzen dürfe. Der König soll in dieser Sache handeln und keine Privaten sich einmischen dürfen, damit dieselbe nicht zum schlimmen ausarte, und den Frieden des Reiches störe. Die Unruhigen soll der König im Zaume halten, und den Übermütigen die Flügel beschneiden, damit ihnen das Fliegen verleide. Die Ruhigen soll er durch einen Eid verpflichten, daß sie sich still halten, ihnen auch, um nicht treulos zu erscheinen, Treue halten, so lange sie Ruhe bewahren und sorgen, daß sie im Frieden absterben: „ne consuetudine frangendi foedera ex hominibus in belua degeneremus".

Den überflüssigen Haufen der Pfaffen, Mönche und Nonnen sollen König und Volk gemeinsam vermindern, im Frieden dahinfahren lassen, und nicht dulden, das inskünftig Priester geweiht werden. Die Stiftungen, Jahrzeiten, Kirchengüter, Zehnten und

Zinſe ſolle der Fiskus einziehen, und für die Armen, nicht für ſich, höchſtens im Notfalle, „si ultima tuendi populi necessitas cogat“, für das gemeine Landeswohl verwenden. Die armen Leute haben lange genug gehungert, während die Pfaffheit in Überfluß ſchwelgte. Gewalt zu üben ſei nicht nötig, ſondern die Zeit werde den Sieg bringen. Der Auszug der Kinder Iſraels aus den ägyptiſchen Finſterniſſen des Papſttums und der Knechtſchaft der Menſchenſatzungen ſei bald vorüber:

„Ferendo et patiendo eis non inferiores, ut spero, erimus. *Hæc de abolendo inutili sacerdotio deque eius bonis in pauperum usum convertendis breviter.* Nullum enim Christiani habere debent sacerdotium, quam Christi. Is enim æternus sacerdos est; unde neminem eius loco subrogatum oportet esse. *Verbi ministri, episcopi, id est vigiles,* qui in grege Domini vigilant, juxta Pauli præscriptum, debito honore dignandi sunt. Hos ergo solos in ecclesia Dei aliquando habebimus, ubi intra annos ad summam quadraginta, quotquot nunc nobis in nauseam et impatientiam, alio migraverint.“

Die Unſchuld Zwinglis an den Beſtrebungen der Bauern wie an dem Kampfe gegen die damalige Rechtsordnung in Kirche und Staat wird ſich in keinem Falle erweiſen laſſen. Antiſtes Bullinger fand ſich vierzig Jahre ſpäter veranlaßt, zwiſchen der evangeliſchen Predigt zur Zeit des Bauernkrieges und dem Evangelium der erſten Chriſten zu unterſcheiden, die erſtere durch das letztere gegen die Vorwürfe der Katholiken und Lutheraner in Schutz zu nehmen:

„Es war ouch von vilen geredt, das evangelium, das geprediget, were ſchuldig an diſem uflouf, und die neue leere were ein urſach alles bluotvergießens. Das aber damalen von den Evangeliſchen widerlegt ward, ouch under anderm anzeigt, daß ouch die Römer zuo den zyten des anhebenden und grüenenden Evangelii alle unfäl, die ſich erhuobend, der apoſtoliſchen leer oder dem chriſtenglouben zuotrechend, wie man ſieht in Tertulliani Apologetico, in Cypriano wider Demetrianum, und in Augustino de civitate Dei, ouch in der historia Orosii“.

Ein ſehr beachtenswertes Urteil über den geiſtigen Zuſammenhang der neuen Lehre mit den revolutionären Bewegungen im Volke fällt Hans Salat. Seine Darſtellung iſt um ſo be-

achtenswerter, weil er ſeine Chronik im Auftrage der katholiſchen Orte ſchrieb, und die Auffaſſung der katholiſchen Obrigkeiten gibt, welche bei allen Ereigniſſen in hervorragender Weiſe beteiligt waren. Zudem hat Salat ſeine Chronik zehn Jahre nach dem Bauernkriege vollendet, dieſelbe der Zenſur ſeiner Obrigkeit unterbreiten müſſen.

Ihm ſind freilich die unſeligen Vorgänge des großen Bauernkrieges „ein liſt der paradiſiſch ſchlang und überſchießen des helliſchen bracken, ein tüfelspündnuß und tüfelsbotſchaft.“ Dann rechnet der Chroniſt ebenſo billig als verſtändig mit menſchlichen Einflüſſen und unbeſtrittenen Tatſachen, um alle dieſe Erſcheinungen menſchlicher Leidenſchaft in ruhiger und maßvoller Darlegung zu erklären. Eine erſte Urſache findet der Chroniſt in der Agitation, welche zur Förderung des hl. Evangeliums allerwärts in Wort und Schrift betrieben wurde. „Dann man um und um etwan fand, da communen, da ſchryer, da ſunder perſonen, jetz heimlich, jetz offenlich, gelezt von diſem gift, mit geſchrift und büechly, ſo man ein wil hat feiltragen oder durch tüfelsbotſchaft zuo hus und heim geſchickt. Deßhalb gar unſäglich groß unruow, arbeit, angſt, müy und koſten uf ein frome Eidgnoſchaft wuchs, und ſunders uf die beſtändigen alten ort. Da dann nüt was, wer hie, wer dört, da biſchöff, da prelaten, edellüt, ſtett, comunen, gemeinden, clöſter und ſunder perſonen, rüefft alles um hülf, rat und troſt.

„Iſt ouch nit verborgen, daß all diſer ufruor, zwytracht und plagen urhab hettend von mißbruch der geiſtlichen und edlen, ſo eigen lüt hand, die ſy gar mit ſeltzamen beſchwerden beladen, gar unlydenlich getrengt hand; und mengerley geſtalt, von denen wir von der gnaden Gottes meerenteils nüt wüſſend, hand ſy dem gmeinen mann deßhalb ufgleit, das weder zimlich old billich noch göttlich noch lydenlich wäre. Als ouch die ſieben ort in iren artiklen — des Reformationsmandates vom 28. Januar 1525 — abgeſtellt mir des kundtſchaft gend. Deshalb der karren prochen, der bogen zerſprungen und die unwilligen gemeinden uß dem gſchirr, darin ſye lang ſo willig gangen, jetz alſo übertriben usgeſprungen ſind. Sölichs die liſtigen zwen, Luther und Zwingli, ouch all ir mitſecter, alles gar wol hand gwüßt und ermäßen können, ouch wol bericht, wie der gmein man deßhalb ſo unwillig, und ſo jemand, der inen den knopf ufzelöſen wär, würde im deß-

halb nit nur volg, ſonder fürdrung und byſtand getan. Das warend die ſüeßen biren, ſo ſy lertend dem bären anfangs darwerfen, die furen damit zuo gang ze bringen. Ja, das war inen ein ſtark ſturmgſchütz, daß ſy ſtätz ſchruwend, und dem gmeinen man fürgabend: criſtlich fryheit! criſtlich fryheit! Die ſtund iſt hie, daß ir erlöst und üwer beſchwerden ledig werdent, ob ir ſelbs wend!“

An vielen Orten erhob ſich der gemeine Mann wider ſeine Oberkeit und Herrſchaft, lautet Salats anſchauliche Schilderung, „mit erdichteten vermeinten beſchwärden, dero ouch etlich enderung hetten mögen erlyden. Aber der unverſtand, das ſtürmend waldwaſſer, kam unter dem ſchyn zuo gang, dem gar kümmerlich zuo weren und widerſtand ze thuon iſt. Daruf ein ſchwäre anzal der clöſter, ſtett, ſchlöſſer und pläz allenthalb überzogen, beleit, beſtürmt und plündert, ouch etlich zuo boden geſchliſſen wurdent, ſunder was der oberkeit, als prieſtern und edellüten, war.“ Das gemeine Volk, der „pöffel“, war von Anfang trutzig, frevenlich, und wollte von keinem freundlichen Anerbieten oder Ausgleiche etwas hören. „Alles plündern, rouben, brennen, muoßt ſich mit dem mantel decken, es were um das gotzwort ze tuon; meintend ſchon, ſy weren küng und fürſten!“

Der Chroniſt, welcher auch hierin die Rechtsauffaſſung der beſtändigen Orte vertritt, ſieht zwar in dem blutigen Ausgange des Bauernkrieges und der Niederlage der Bauern in Deutſchland ein verſchuldetes Gottesgericht für den frevlen Übermut, unbilligen Gewalt und Aufruhr des revolutionierenden Volkes. Allein er iſt empört über die Rechtsverweigerungen und Greueltaten, welche die ſiegreichen Fürſten, Obrigkeiten und Herren ſich gegenüber den armen Leuten zu Schulden kommen ließen. Hans Salat erwähnt ihre Siege und Blutgerichte in und nach den Schlachten bei Frankenhauſen in Thüringen, Böblingen in Schwaben, namentlich das Gemetzel in der Schlacht bei Elſaß-Zabern, in welchem am 17. Mai 1525 nahezu 30,000 Bauern als Opfer fielen. Dann aber folgen die denkwürdigen Worte chriſtlichen Erbarmens mit den Opfern des grauſamen Krieges: „Dann gar in vier monaten wurdent ſy, die puren, uß flyßigem ernſt und zuothon der fürſten, vaſt an allen orten erwürgt, zerhackt, umbracht, und ganz hertzlos verjagt, zerſtrüwt und ganz ellendigklich

gergengt, an zal ob den hunderttuſend puren. Welches dann alles, ob Gott will, ſchier an einem andren ort vollkumenlicher ustruckt und tragediert wird!"

Ernſtlich beklagt Hans Salat die verwirrten Zuſtände in der Eidgenoſſenſchaft, die rechtloſen Verhältniſſe in den gemeinen Vogteien, welche der Bauernkrieg im Gefolge hatte. Er führt dieſelben hauptſächlich auf die Politik der Zürcher zurück, welche gegenüber allen Vorſtellungen der Eidgenoſſen ſich ablehnend verhielten. „Da ſy je lenger, je halsſtarrer wurdent, und trutzlicher fürfuorend mit ufwyſen und ſterken aller, die ſy uf ir meinung ze ſyn vermerktend. Und was man ze tagen handlet und anſah, ward alls umbgſtoßen, mit verlierung aller müy, arbeit und coſtens. Man dörft ouch keinen mer fahen, noch ſtrafen, ouch die mißhändel, welche doch ſo gruſam, erbärmklich und unſaglich ſich zuotruegend, wider das hl. ſacrament, mit worten und werken, im Turgöw, Ryntal, Oberland ꝛc., und an me orten, nit me achten noch anden. Die puren waren herren und die vögt ire knächt, der handel in ungemeiſterten gang geraten. Dann, in summa, der nyd und haß, beſchwärd und anligen, dackt ſich alles mit dem nüwen Gotzwort, und handlet dann nach, warlich nit one große unwarheit."

Hier dürften die ſchwerwiegenden Fragen zu erörtern ſein: Stand der Bauernaufruhr in Oberdeutſchland und Tirol im Zuſammenhange mit den religiös-politiſchen Verhältniſſen in der Eidgenoſſenſchaft? Hat ein Schweizer die zwölf Artikel der Bauernbünde in Schwaben verfaßt?

Erſtere Frage muß unbedingt bejaht, der geiſtige, politiſche und religiöſe Zuſammenhang mit den Grundſätzen, welche Zwingli durch ſeine Schriften und Praktiken proklamiert hatte, zugeſtanden werden. Hatte er doch die öſterreichiſchen Vorlande in ſeinen Kriegsplan hineingezogen, die Volkserhebung im Schwarzwald, Allgäu, Walgau und Tirol in ſichere Ausſicht geſtellt, gleichſam zu ſeinem Programm gemacht, und damit ernſte Beſchwerden der öſterreichiſchen Regierung vor der Tagſatzung bewirkt.

Über die zweite Frage: ob ein Schweizer das Programm der zwölf Artikel verfaßt habe, beſtanden unter den Zeitgenoſſen wenige Zweifel. Einige vermuteten als Urheber gleich anfangs Mag. Ulrich Zwingli ſelber. Es wird ſich ſchwerlich nachweiſen laſſen, daß Zwingli die zwölf Artikel in der Form, wie dieſelben

vorlagen, wortwörtlich in Schrift gefaßt habe. Allein ſichere Tatſache iſt, daß Zwingli mit den Bauern über ihre Laſten und Beſchwerden eifrig ratſchlagte und praktizierte, als religiös-ſozialer Bauernfreund ſich überall geltend machte. Die Hauptſache iſt, und es liegt offen zu Tage, daß ſowohl im Wortlaute der Artikel, als in deren Erweiterungen der Geiſt und Verſtand Zwinglis ſeinen mächtigen Ausdruck gefunden haben.

Andere betrachteten als Verfaſſer ſofort Dr. Chriſtoph Schappeler, „Sartorius“, Prädikanten und Reformator der Reichsſtadt Memmingen. Derſelbe war Bürger von St. Gallen, enge befreundet mit Zwingli und Dr. Joachim von Watt, einer der drei Präſidenten auf der zweiten Zürcherdisputation und Eiferer für das neue Evangelium; im Allgäu erfreute er ſich eines großen Anſehens. Die lutheriſchen Theologen in den ſchwäbiſchen Reichsſtädten erklärten öffentlich, Dr. Schappeler habe die zwölf Artikel verfaßt. Sie fanden damit auch bei den Katholiken ſofort Glauben. Schon Hans Salat ſagt 1534 beſtimmt: „Wie denn einer, genempt der Schappeler, hat geſtellt zwölf artikel von chriſtlicher fryheit, das man keiner criſtlichen oberkeit weder gehorſame, zins, zehnde noch derglichen ſchuldig wäre zu geben. Damit hat man den gmeinen man bald bewegt und beredt; dann die ſunſt nit großen luſt hand ze tuon was recht iſt. Und alſo under dem ſchyn des gotzworts erhob ſich glich usgangs ustagen des jars 1525 eine groſe embörung des gemeinen mans allenthalben.“

Unter den Briefen Zwinglis findet ſich ein ſolcher, welchen Dr. Schappeler am 2. Mai 1525, als der Bauernaufſtand die Höhe der Leidenſchaft erreicht hatte, als „commilito et confrater“, an Zwingli ſchrieb, eingeleitet mit dem Gruße: „clarissimo Christi militi, Huldrico Zwinglio, Tigurinorum Episcopo, fratri suo sincerіter venerándo“, und an Leo Judä, „commilitonem tuum, fratrem nostrum carissimum.“ Dr. Schappeler gibt in ſeinem Briefe eine überaus genaue Darlegung über die Artikel der Bauern. Seine Schilderung ihres fanatiſchen Auftretens gehört wohl zum Schärfſten, was über die Vorgänge des großen Bauernkrieges iſt geſchrieben worden. Zudem gibt uns der Brief höchſt wertvolle Angaben über die Haltung Zwinglis und Dr. Schappelers gegenüber den Forderungen der Bauern.

Die Anhänger des göttlichen Wortes, klagt der Brief, sind großen Gefahren ausgesetzt. Die von Gott gesandten Diener seines Wortes sowie das arme Volk haben sich zu einigen gesucht, um ihre Rechte zu wahren. Der gemeine Mann ist zur Einsicht gelangt, daß er sowohl als seine Vorfahren und Nachkommen noch heidnischer Art und mit jüdischer Heuchelei getäuscht, unterdrückt und mit einem unerträglichen Joche beladen seien. Er will fernerhin nicht mehr in Knechtschaft leben; deshalb weigerte er sich, um fremden Göttern zu dienen, Lasten zu tragen, welche des Christenmenschen unwürdig sind. Der gemeine Mann will Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er versagt allen Obrigkeiten, Prälaten und Edeln, welche das Evangelium unterdrücken, mit Händen und Füssen von sich stoßen, den Gehorsam. Während jedoch alles noch in Schwebe ist, laßt das Volk wie das Evangelium so jede Pietät und Billigkeit beiseite. Ohne Maß und Zügel läßt es sich zu blinder Leidenschaft und blutigem Hasse fortreißen, um unter dem Vorwande der Gerechtigkeit für erlittene Unbilden Rache zu nehmen. Burgen, Schlösser, Klöster, fremde Häuser werden überfallen und geplündert, Dörfer, Weiler und Höfe niedergebrannt. Die Brüder Württemberg und Franken sind in Aufruhr, der Herzog von Bayern setzt sich mit gleicher Leidenschaft gegen sein eigenes Volk zur Wehre.

„Breviter, commixta confusaque sunt omnia", schließt das Gemälde; hinc timor, dolor, mœror, et tremor, angustiæ et vera tribulatio. Et sic dies calamitatis et miseriæ dies apud impios tenebrarum et caliginis, dies Domini succensæ quasi camini ut clamare et ululare ipse quoque possim cum propheta: Aspiciens in terram, et ecce tenebræ et ululatus! At merito isthæc nos oraque juste patimur. *Peccavimus enim in Evangelium et patrem nostrum, Deum et hominem justum, Dei verbum, Christi Jesu Evangelium atque doctrinam sanam amittre impatientesque amplectentes.* Restat, mi Huldrice, fusis ex corde lachrymulis, apud Deum misericordiarum et totius consolationis patrem indulgentiam quæramus, ne cum Sodoma et Gomorrha incredduli pereamus omnes. Tu, nobiscum commiseratus, mala, quibus sumus circumdati, ut parturientes, deplores cum tua jam renata ecclesia, atque nos mœstos, anxios, cæcitatisque caligine percussos. Tu miles Christi strenue ac minister fidelissime, cum tuo *Leone* mansuetissimo, confratre nostro candido, aliquando et quidem ocyus nos et liber-

arum munimentis in Christo lætificares, consolareris, denique in vias Domini, scripturæ luce, qua tactus es, errantes oves reduceres!“

Aus dieſem Briefe geht hervor, daß Dr. Schappeler, gleich vielen andern Prädikanten, im Gegenſatze zu dem bedächtigen Freunde Zwingli, ſich zu weit vorgewagt, „sinistre et impatienter“, ungeſchickt und übereifrig mit den Bauern eingelaſſen, das Evangelium der Revolution geprediget hatte. Dadurch iſt er ſamt allen Häuptern der Volksempörung in Schwaben, „merito et juste“, in größte Verlegenheit und Ratloſigkeit verſetzt; Zwingli ſoll mit Rat und Tat beiſtehen. Was von Zwingli geſchah, wiſſen wir nicht, wohl aber daß Dr. Schappeler ſeine Stellung in Memmingen aufgeben, nach St. Gallen zurückkehren mußte, und ſpäter in Deutſchland und allgemein als Hauptanführer der ſchwäbiſchen Bauern und Verfaſſer der zwölf Artikel betrachtet wurde. Aus dieſen Tatſachen und dem Briefe an Zwingli möchte man beinahe ſicher auf letzteres ſchließen.

Allein Dr. Schappeler hat trotzdem die zwölf Artikel nicht verfaßt; ganz beſtimmte, unanfechtbare Zeugniſſe entlaſten ihn des Verdachtes. Zwingli ſelber ſchrieb ſchon am 1. Oktober 1525 an Dr. Vadian: das ſcheinheilige Geſchlecht, „supercilioſum genus“, der lutheriſchen Theologen in Württemberg ſtelle Dr. Schappeler, „Sartorium noſtrum“, welcher bereits in St. Gallen wirkte, als Urheber der zwölf Artikel der Bauern hin, „quasi conditiones sive articulos seditiosorum finxerit“. Es ſcheine ihm, fügt Zwingli bei, unnötig, dieſen Irrtum, „falsam opinionem“, zu widerlegen. Doch liegt es ſehr nahe, zu ſchließen, daß ſowohl Zwingli als Dr. Vadian den wirklichen Verfaſſer der zwölf Artikel kannten.

Beſtimmter als Zwingli ſpricht ſich Bullinger über die Frage aus: Dr. Schappeler ſelber habe ihm wiederholt erklärt, er habe die zwölf Artikel nicht verfaßt, und jeden Verdacht von ſich abgelehnt. „Deß uflags er ſich höflich beſchwärt; dann im gwalt und unrächt beſchäche. Er habe nie mit den puren ghandlet, ſyend im ouch ſömlich Artikel in ſyn ſinn nie kommen. Wil legtend die püriſch ufruor des Luthers büechern und predigen zuo. Aber Luther hat hiervon ſelbs geſchriben und ſich verantwortet, darzuo den Adel wider die puren angehetzt; das etliche im darum übel redtend. Das Alles laße ich in ſinem word ſtan. Und iſt gewiß, daß die puren weder uß dem Evangelio noch uß der Apoſtlen leer

das gelernt habend, das ſy gethan. Wer aber den puren diſe artikel angäben und verzeichnet habe, kann nüt Gewüſſes geſagt werden. Und ſind das böſe leerer gſin, welche die armen lüth alſo angeführt."

Bullinger verwahrt ſich auch gegen den Vorwurf, daß Zwingli ſeinen anfänglich „guoten fründt Dr. Hubmaier gefliſſen und rechtſchaffen, nit nur den wiedertouf, ſonder onch allerley böſe verwirrung" gelehrt habe. Die Empörung der „purſamy" im Hegau und Klettgau führt der Chroniſt mit großem Eifer auf Dr. Thomas Münzer, „den groß ufrüerer und verfüerer" zurück. Er wirft ihm vor, daß er in dem bekannten, auch Zwingli ſehr geläufigen Bilde von dem Auszuge der Kinder Israels aus Ägypten, „vil einfältigs Züg geſchwetzt, die gründ des gruſamen ufruors" gelegt, den giftigen Samen der Empörung in die Herzen der Bauern geſtreut habe.

Dr. Münzer ſeinerſeits beteuerte in den letzten Verhören vor ſeiner Hinrichtung, daß er während ſeinem acht Wochen dauernden Aufenthalte zu Grießen den Bauern etliche Artikel, wie man herrſchen ſolle, aus dem hl. Evangelium gezogen; daraus hätten andere ebenfalls Artikel aufgeſtellt. Er habe den Aufſtand benützt, um für ſein tauſendjähriges Reich der chriſtlichen Freiheit und evangeliſchen Brüderlichkeit auch in den obern Landen zu predigen. Allein, wie Dr. Münzer richtig betonte, der Aufſtand war zu Waldshut, auf dem Schwarzwalde, in den vorderöſterreichiſchen Grafſchaften Sulz und Stühlingen im Herbſte 1524 im vollen Gange. Die Bauern im Klettgau verlangten nach den Mandaten von Zürich, nicht nach der Predigt Dr. Münzers, zu leben; die Nachbarn im Schwarzwald verbanden ſich im April 1525 in gleicher Abſicht zur chriſtlichen Bruderſchaft des hl. Evangeliums; deren Hauptmann Hans Müller ſtand zur „Liberierung" des Volkes mit Zürich in engen Beziehungen.

2. Verbindungen der Zürcher mit Herzog Ulrich von Württemberg.

Ulrich, Herzog von Württemberg, der „verlorne Fürſt", war zugleich Graf zu Mömpelgard; als ſolcher ſtand er mit Baſel und Solothurn in Burgrecht, überdies auch in mannigfachen Beziehungen zu den Eidgenoſſen. Er war das Muſter eines Tyrannen. Sein unerträgliches Regiment hatte im Jahre 1516

zum Bundschuh und Volksaufstande des „armen Konrad“, 1519 zu seiner Absetzung durch Kaiser und Landstände geführt. Der Herzog mußte sich nach Mömpelgard zurückziehen; das Haus Österreich erwarb das Herzogtum durch Kauf, und nahm dasselbe mit Hilfe der Eidgenossen, namentlich der Zürcher, in Besitz: in der Hauptstadt Stuttgart wurde ein „Regiment“ errichtet, welches im Namen des Kaisers die Regierung führte, und mit Kraft den alten Glauben schirmte. Herzog Ulrich stand von Mömpelgard aus in eifrigen Praktiken mit König Franz I und erhielt von diesem bedeutende Gelder als Almosen und Handsalbe, um die französischen Interessen gegen Kaiser und Reich zu besorgen.

Ulrich gab sich als eifrigen Liebhaber des hl. Evangeliums aus Seit 1523 wurde dasselbe durch Wilhelm Farel aus Gap in der Dauphine und Hans Geyling aus Solothurn in der Grafschaft gepredigt; der Landesherr kümmerte sich weder um die Proteste des Erzbischofs zu Besançon noch um die Abmahnung der zur Vermittlung angerufenen Tagsatzung. Mit dem Gelde des Königs hatte der Herzog im Sommer 1524 Söldner geworben, und sich in Besitz der starken Bergfestung Hohentwiel gesetzt. Sein Ziel war, Württemberg von dort aus zu erobern und seinen Untertanen das Evangelium zu bringen. In dieser Absicht begab er sich mit seinem Kanzler, Dr. Johannes Kornmesser, „Frumentarius“, zu Dr. Ökolampadius nach Basel, von dort im Spätherbste 1524 nach Zürich.

Der Herzog zeigte sich in Zürich sehr brünstig für das hl. Evangelium und dessen Fürgang Er besuchte fleißig die Predigten Zwinglis und führte recht gottselige Reden, um den Reformator zu gewinnen. Es war, wie Ulrich später gestand, eine Bekehrung aus Not. „Es war ein bedenklicher Zug, daß sich Zwingli von dergleichen Leute durch dergleichen Redensarten täuschen ließ, und ihre politischen Händel zu einer Sache des Evangeliums machte“, bemerkt hierüber Salomon Vogelin. Der Reformator unterhielt mit dem Fürsten einen sehr lebhaften Verkehr. Der letztere ließ sich offen merken, ihm sei es Gewissenspflicht, sein Herzogtum wieder zu gewinnen, welches durch das österreichische Regiment von dem Gotteswerte, dem einzigen Troste der Conscienzen, gedrungen und gewaltigt werde. Er blieb bei diesen Gewissensbedenken nicht stehen, sondern schritt zur Tat.

Schon von Basel aus hatte Ulrich, von Dr. Ökolampadius und Dr. Capito kräftig unterstützt, mit den oberschwäbischen Bauern verhandelt. Diese hatten am 2. Oktober 1524 auf der Kirchweihe zu Hilzingen einen neuen, gegen die Herrschaft und den alten Glauben gerichteten Bundschuh abgeschlossen. Ulrich bestrebte sich, denselben durch bezahlte geheime Agenten und französisches Geld in seinen Dienst zu ziehen. Es sei ihm einerlei, war sein Ausspruch, ob er durch „Schuh oder Stiefel", mit andern Worten durch die Knuttel der bundschuhigen Bauern oder mit Hilfe der Spornen der revolutionären Ritterschaft wieder zu seinem Herzogtum gelange. Im Reiche gieng das Gerücht, der Herzog habe mit französischem Gelde einen Heerhaufen von 10 000 böhmischen Hussiten geworben, um mit ihnen Kaiser Karl V. und Erzherzog Ferdinand ihrer Länder zu berauben. Der letztere, Statthalter der vordern Lande, war im Winter 1524/25 fast ohne Truppen, weil der Kaiser das meiste und beste Kriegsvolk zum Kriege mit dem Franzosenkönige nach der Lombardei gezogen hatte; zudem war die Herrschaft in allen Vorlanden durch den wohl organisierten Aufstand der Bauern bedroht.

Herzog Ulrich benützte diese günstigen Verhältnisse. Er setzte seine Hoffnungen sowohl auf den baldigen Sieg des Franzosenkönigs über den Kaiser, als auf die Erfolge und Sympathien der Bauern. Von den Städten Basel, Solothurn und Schaffhausen erwartete er kräftige Unterstützung, von der mächtigen französischen Partei in den eidgenössischen Orten mindestens ein wohlwollendes Gehenlassen. Die größten Erwartungen hegte Ulrich von Zürich. Der mächtigste Mann der Stadt, Leiter und Seele ihrer Politik hatte an dem glaubensmutigen und tatenlustigen Fürsten sein großes Gefallen. „Wirtenbergensium princeps", rühmte er dem französischen Ambassador Lambert Maigret, „pulsus et exul jacet; at, mehercule, perspicuo ingenio, consilio promptus, animo infractus!" Auch bei der Bürgerschaft stieg der Herzog gewaltig im Ansehen. Er blieb einige Monate in Zürich, besuchte eifrig die Kirche, verlor auf den Gaststuben ein großes Geld, ließ die Bürger wohl sein und erwarb sich viele Freunde.

Trotz diesen Erfolgen gieng die Anwerbung der nötigen Söldner keineswegs nach Wunsch von statten. Die österreichischen Gesandten protestierten und drohten gegenüber derlei Praktiken

mit Repressalien des Kaisers. Die Tagsatzung, dadurch gedrängt und durch die Haltung der fünf Orte bestimmt, verbot offene Werbungen als Verletzung der Erbeinigung. Doch machte sich zu Gunsten Ulrichs der mächtige Einfluß der französischen Gesandtschaft geltend. Die Landvögte Fleckenstein und Amberg wurden später auf der Tagsatzung beschuldigt, sie hätten gegenüber den Werbungen des Herzogs zu wenig Rückgrat gezeigt und dieselben in ihren Vogteien Baden und Thurgau geduldet.

Selbst der Rat von Zürich wollte mit seiner ablehnenden Haltung gegenüber Söldnerdienst und Reisläuferei nicht unverhohlen brechen. Er erneuerte die Mandate gegen das Reislaufen. Die meisten Orte, obwohl von der französischen Gesandtschaft bearbeitet, waren der Sache des Herzogs ohnehin nicht günstig. Zwingli predigte gegen einen offenen Feldzug, als ihm vorgehalten wurde, er beschütze und fördere die Sache des Herzogs. „Des er sich offendlich an der cantzlen verantwortet und zeigt, daß im unverdienter sach fömlich uffgetruckt werde.“ Er predigte, erzählt Bullinger, gleich nach der Schlacht bei Pavia, als viele elende und verwundete Knechte heimkehrten, andere gefallen waren, Weib und Kinder als Waisen zurückließen, um so heftiger gegen die Pensioner und Hauptleute, den neuen Adel, welchen er mit Bärenbratern und Händlern verglich, welche das Vieh auf den Markt nach Konstanz treiben und ohne dasselbe heimkehren. Er forderte zu emsigem Gebete auf, daß Gott den Eidgenossen den rechten Verstand verleihe, damit sie tun was Gott gefalle. Man solle den Reichtum der Pensioner zerstreuen wie Scharhaufen auf den Matten. Wenn das nicht helfe, müsse man die Sache rucher an die Hand nehmen und die Marktleute derart strafen, daß sie andern ein Beispiel werden.

Insgeheim erhielt jedoch der Herzog die Mitteilung, Zürich könne ihm zwar weder Geschütz noch Söldner bieten, werde aber alles tun, was sein Unternehmen und seine Wohlfahrt fördere. In Zürich wurde offen geworben; angesehene Männer, wie Rudolf Collinus und Onufrius Setzstab, stellten sich an die Spitze. Die Kriegsmanifeste wurden am 20. Februar 1525 bei Hans Hager in Zürich gedruckt und in großer Menge nach Württemberg und Deutschland verbreitet. Am 23. Februar 1525 erfolgte aus Schaffhausen der Aufbruch; Zürich mahnte seine

Leute, begreiflich ohne jeden Erfolg, erst heim, als sie weggezogen waren. Das Heer zählte gegen 10,000, nach Bullinger 8000 Mann unter 30 Fähnlein mit großen, weißen Kreuzen auf französische Manier. Bauern und Ritter leisteten sehr bescheidene Unterstützung; dagegen verlautete, etliche tausend Schweizersoldner werden im Solde des Herzogs nachrucken.

Bei schlechtestem Winterwetter und bösen Wegen gieng der Zug der recht übel ausgerüsteten Freischaren durch Schwaben. Die Bauern konnten wenig Hilfe leisten, weil sie selber durch das Heer des schwäbischen Bundes unter Jorg Truchseß von Waldburg bedrängt waren. Am 26. Februar 1525 überschritt Ulrich die Grenzen von Württemberg, am 9. März 1525 stand er vor Stuttgart. Er hatte die beste Hoffnung, diese Hauptstadt zu erobern, das Herzogtum in Besitz zu nehmen und sofort mit dem schwäbischen Bunde und den Herzogen von Baiern in offenen Krieg zu treten. Allein er hatte kein Geld, die Soldner aber verlangten stürmisch ihren Sold. Als der Herzog sie weder bezahlen noch erhalten konnte, meuterten „die meineidigen feldflüchtigen Raiben", wie der Herzog sie schalt, und zogen unter Führung von Onufrius Setzstab nach Hause.

Noch stand Ulrich in der Vorstadt von Stuttgart, da „kam das geschrey, wie der küng uß Frankrych vor Pavy geschlagen, gefangen und die Eydgnossen gar übel verloren hattind. Und diewyl es dann sunst ouch unwätter, und nienen kein hilf noch nachdruck war, kam der unwill in das volk und zerluff." Herzog Ulrich gieng nach der Reichsstadt Rottweil, welche ihm gegen Abtretung und Verpfändung seines Geschützes das nötige Geld lieh. Der Herzog ritt nach Hohentwil zurück; Rudolf Collinus hieng sich an seinen Steigbügel, um das Leben zu sichern. Wiederum ein verlorner Fürst, floh Ulrich nach Marburg zu Landgraf Philipp von Hessen; dort vermittelte er dessen folgenschwere Verbindungen mit Zwingli und Zürich. „Hiemit endet sich diser wirtenberger krieg der ander", schreibt Bullinger lakonisch, „im dritten half im Landtgraf philipp von Hessen wider in sin land im Mayen, anno 1534."

Der klagliche Ausgang des Feldzuges hatte für Zürich ein übles Nachspiel. Der Rat von Zürich, gedrängt durch die Beschwerden der österreichischen Gesandtschaft, sah sich genötigt, die

Aufführer des Zuges zu berechtigen und im Wellenberg zu thurmen. Jenen Orten, welche die Werbung verboten hatten, anerbot Erzherzog Ferdinand im Namen des Kaisers am 28. Mai 1525 auf der Tagsatzung zu Frauenfeld durch versiegelten Brief eine Konföderation mit ihm und dem Kaiser. Zugleich stellte der Gesandte Dr Jakob Sturzel das Verlangen, die Eidgenossen möchten gemäß der Erbeinigung vorsorgen, daß sich die Zürcher mit dem Aufruhre der Bauern jenseits des Rheines ferner nicht beladen. Von Solothurn und Basel verlangten einzelne Orte, daß beide Städte dem Herzog das Burgrecht wegen Mömpelgard kündeten.

3. Der Bauernaufstand in Schwaben, Elsaß und Tirol.

Während Frühjahr und Sommer 1525 mußten zahlreiche Tagsatzungen mit den Aufruhren in Südeutschland sich beschäftigen und alles aufwenden, die Empörung von ihren eigenen Gebieten fernzuhalten. Die Regimentsräthe zu Innsbruck, Ensisheim und Stuttgart trugen immer neue Beschwerden vor, daß die aufrührerischen Bauern mit Zürich praktizieren und von dort aus unterstützt werden. Die gleichen Klagen brachten die Grafen Rudolf von Sulz und Sigismund von Lupfen, sowie der Landvogt im schwäbischen Bunde, Jörg Truchseß von Waldburg, vor. Die Bauern, als eifrige Verehrer des Evangeliums, wollten nach den Mandaten von Zürich leben, und verweigerten der widerstrebenden Obrigkeit den bürgerlichen Gehorsam. Die Regenten sahen darin Ungehorsam, Aufruhr und Abfall, und schritten zu schweren Strafen. Überall sollten die Eidgenossen helfen, raten und vermitteln. Zürich bekam wiederholt ernstliche Vermahnungen und Vorwürfe, daß es durch seine Verbindungen mit den Aufständischen den Frieden der Eidgenossenschaft gefährde. Die fünf Orte, welche die Herrschaft unterstützten und die Landvögte, welche gegen die Landflüchtigen einschritten, bekamen hiefür den Vorwurf, sie seien von Österreich bestochen worden.

Die Bauern, namentlich Heinrich Maler, Oberster und die Hauptleute und Räthe des Hegaus im Hegau, welche Radolfzell belagerten, hatten sich genöthigt gesehen, gegenüber ihrer Obrigkeit und dem schwäbischen Bunde die Vermittlung der drei Städte Zürich, Basel und Schaffhausen anzurufen. Sie verlangten für

sich und namens der christlichen Bruderschaft des hl Evangeliums nichts anderes, als daß ihnen das reine Evangelium und die göttlichen Rechte klar gepredigt werden. In weltlichen Dingen wollen sie gehorsam sein. Sie werden nur einen Vertrag eingehen, daß ihnen die freie Predigt des lautern, klaren Evangeliums zugesichert werde. Keine Stadt oder Flecken dürfe für sich handeln, sondern nur die gesamte christliche Bruderschaft.

Die Stadt Villingen im Schwarzwald reichte den Schiedstädten durch Schreiben vom 22 Juni 1525 ernste Klage ein, wie die Bauern, von Zürich aus ermuntert, gegen sie gehandelt haben. Wegen ihrem Gehorsam zur rechtmäßigen Obrigkeit ist die Stadt von der „ufrurigen pursamy“ arg bedrängt, überdies zum Beitritt in deren verkehrte evangelische Bruderschaft aufgefordert worden. Weil die Bürgerschaft in diese Ansinnen nicht einwilligte sei über die Stadt der weltliche Bann verhängt worden. Die Bauern haben Villingen „unbillich, frävenlich, gewaltiglich als ob sie kätzer oder heiden wären, alle gemeinsamy abkundt, alle straßen vorhalten, so daß die unsern in notturft noch nit mohen noch wandlen, kein profiant uns mer zueführen mögen. Zudem haben sie die unsern von der Stadt fänglich weggefuert und noch halten, ouch unser und der unsern hab und güeter rouberlicher hingenomen und verbeutet, über und wider, daß wir mit inen nüt ze tuon gehept noch ichts zuogefuegt.“ Rat und Bürger zu Villingen weigerten sich deshalb, ohne Bewilligung ihrer Obrigkeit mit den Bauern und ihren Schiedleuten auf dem Tage zu Schaffhausen in Unterhandlungen einzutreten.

Die Bauern waren in böser Lage. Mit ihrer Obrigkeit waren sie zerfallen und hatten deren schwere Strafe zu gewärtigen; die Macht des Aufruhrs war überall im raschen Sinken, die drei Städte konnten ihnen nicht helfen. Vor sich sahen sie, gleichviel ob sie zuwarten oder widerstehen, so viele Beschwerden in geistlichen und zeitlichen Sachen, „daß solichs nit kan noch mag ferner erlitten werden; je größer unrat, schaden, brand, todschlag, bluotvergießen, und mort frowen und junkfrowen, ouch verderben der jungen unschuldigen kindlinen zu beiden siten darus erfolgt. Welches doch von aim jeden cristenmenschen billich beherzigt und bewaint werden solt, sonderlich von allen denen so bisher das lob eins cristenlichen lebens und wesens getragen, und in allen

landen für liebhaber, beschützer und schirmer der göttlichen gerechtigkeit sind gebrist worden.

„Damit aber solche unrwow und verderbung", schrieben die Bauern im Hegöw am 20. Juni 1525 an die Boten der drei Städte, „mit der gnad Gottes abgelaint wurde, ist unser unterthänig, hoch und ernstlich bitt, auch einhellige bewilligung samentlich, daß üwer streng, vest wysheit uns wellend fürhin in üwern schutz, und schirm empfachen und hilf annemen, ir uns zuodem, was göttlich, billich und recht ist, rätlich, hilflich, und byständig sigent. Und wo wir unbillichs fürnemen wären, davor uns Gott behüete, daß ir uns sollichs anzeigend, so wellend wir gehorsamlich abston, und uns tugenlich wysen lassen.

„Dann wir sicher und gewiß sind", heißt es ferner, „daß uns von denen Herren weder trüw, ere, noch glouben gehalten wird, herwiderum so versprechen und angloben wir üch, unser lyb, ere, guot und leben zuo üch ze setzen, und mit üch alles das, so üch zugefügt wirt, laid und froid, willenklich gedulden, lyden und annemen, by tag und nacht, one alles hinder sich sehen, mit darstreckung aller geburlichkeit, so von üch zuo underhaltung gemeins nutzes und landfriedens uferlegt wirt. In dem allem wellen wir uns rol, erlich und gebürlich nach allem vermögen erboten haben, damit wir by Gott und sinem hailigen wort beliben und unser läben beschließen mögen, gnedig und günstig herren' sechend an, daß unser anruofen göttlich ist und cristenlich, auch daß unser verfolgung unerhört, und mer denn türgesch' welches billich ein herten stein erbarmen sölte. Demnach bitten wir in aller gehorsame und demüetigkeit, ir wellent uns ein cristenlich antwort geben, uns in üwern schutz und schirm günstig annemen. Der gehorsame halb soll an uns kein mangel erfunden werden' des sollent ir üch warlich zuo uns versechen, der hochen und tröstlichen zuoversicht, ir werdent uns nit verlassen!"

Diese Werbung wurde am 21. Juni 1525 von den Hauptleuten, Räten und ganzer Gemeinden der Bauern im Hegau mündlich und schriftlich den Boten der drei Städte zu Schaffhausen unterbreitet. Diese konnten angesichts der drohenden Haltung des Fürsten Ferdinand und seiner Regimentsherren und der zehn Orte den Bauern weder helfen noch raten. Die Boten gaben den Bauern nutgedrungen die einhellige Antwort. Sie bedauern

diese Widerwärtigkeiten von Herzen, und haben sich die Herren schon oft und ernstlich um den Frieden bemüht, aber bisher leider nichts ausgerichtet. Die drei Städte seien mit den andern Orten so verbunden, daß sich ihnen nicht gezieme, ohne deren Gunst und Wissen sich jemanden in solcher Weise anzunehmen. Zudem hindere sie die Erbeinigung mit dem Hause Österreich. Wisse die Botschaft der Bauern bessere Wege, wolle man gerne helfen. Weil die Herrschaft jede Vermittlung abgeschlagen, vermögen die drei Städte weiter nichts zu tun, „ob vielicht der allmächtig Gott sin gnad send, damit ein glucklich rat und stund wurde treffen".

Am 22 Juni 1525 erfolgte die Anzeige seitens der Schiedboten zu Schaffhausen an den schwäbischen Bund, an die österreichische Regierung, ferner an die christlichen Haufen der Bauern im Hegau und in der Grafschaft Fürstenberg, an die Städte Villingen und Ratoldzell. Allein die Herrschaft Österreich, Sr. durchleucht Kommissarien, Dienstleute, Grafen und gemeine Ritterschaft des St. Jörgenschild erklärten, daß sie mit den Aufständischen, ohne Einwilligung ihrer Obrigkeit nicht handeln können, selbst wenn es gelte, „truow und fryd zu schaffen, blůtvergießen und landesverheerung zu ersparen", weil die Bauern nicht ihre Dienstleute seien, sondern als Untertanen ihre rechtmäßige Obrigkeit, „die furstlich durchlaucht von Österreich und derselben underthanen mit einnemung irer slosser stett, [illegible] geschutz und anders angriffen und geschadigt haben".

Die fürstlichen Räte und Kommissarien schrieben ernstlich und kategorisch an die Boten zu Schaffhausen, daß sie keine Einmischung der drei Städte in die Rechte der Herrschaft dulden. „Und dieweyl d e f durchlaucht mit euern herren und obern in Erbeinigung ist, so begeren wir an statt f. d. an euch, unser teils fruendlich bittend, ir wellent bei euern herren und obern fürdern und verhelfen, daß sy sich beueltes paurer, aus erzelten ursachen entschlachen, nit annemen, noch beladen die f. d. und die stend des Bund in irer furgenomen straf gegen denselben nit hindren noch irren, sonder nach vermög angeregter Erbeinigung auch ir f. d. und das hauß Österreich ein gutten aufsehen haben, als die f. d. gnädigs gemüets auch thun wirdet".

Der Aufſtand im Schwarzwald, Hegau und Klettgau wurde erſt nach wiederholten blutigen Niederlagen der Bauern niedergeſchlagen. Am längſten leiſtete Waldshut einen beharrlichen Widerſtand. Am 4. Dezember 1525 mußte ſich die belagerte Stadt an Erzherzog Ferdinand ergeben; Dr. Hubmaier floh nach Zürich. „Als nun die regimentsherren Waldshut wiederum erbutzt, gerumpt, und die ſchuldigen beſtraft hatten, richtetend ſy wider uf ir altär, kilchen und zierden, und hieltend wiederum mäß; fiengend das an uf conceptionis Mariæ“, meldet in Kürze die Chronik von Salat. In Zürich, Baſel und Straßburg hofften indes die Rechtgläubigen auf baldige Rückkehr der armen Leute in Waldshut zum hl. Evangelium.

Im Fürſtbistum Baſel, Sundgau und Elſaß tobte der Aufruhr ebenfalls. Die Fürſtabtei Murbach und ihr Gebiet wurden mit Raub und Brand verwüſtet. Lüzel wurde ebenfalls verheert und ausgebrannt; Abt Theobald entfaltete einen heldenhaften Mut zur Beilegung der Unruhen. Die Eidgenoſſen mahnten die Schirmſtädte Baſel und Solothurn, zum Schutze der bedrohten Gotteshäuſer Bellelay und Münſter in Granfelden kräftige Maßregeln zu treffen. Die Forderungen der Bauern im Elſaß giengen weit über die zwölf Artikel hinaus und hatten die gleichen Folgen wie überall: Überfall der Städte, Plünderung der Kirchen und Klöſter, Einführung der Predigt des neuentdeckten Evangeliums, Ungehorſam gegen geiſtliche und weltliche Obrigkeit.

In Straßburg kam es zum Götzenſturme. Elſaß-Zabern, Reſidenz des Fürſtbiſchofs zu Straßburg, und Freiburg im Breisgau mußten dem Evangelium ihre Tore öffnen. Die meiſten Städte waren in den Händen der Bauern, welche dort überall Anhang fanden; die Papiſten waren in großer Angſt, freute ſich Dr. Wolfgang Capito. Er ſelber lebte im feſten Straßburg nicht ohne Beſorgnis, fuhr aber nebſt den andern Predigern auf der Bahn der Verkündigung des freien Evangeliums mit ſolchem Erfolge fort, daß dort, wie in Zürich, nur wenige Überreſte des römiſchen Antichriſt verblieben, als die Schlacht bei Elſaß-Zabern einen für kurze Zeit blutigen Rückſchlag brachte.

Baſel war als Nachbarſtadt den Wirren im Elſaß in hohem Maße ausgeſetzt. Es kam dort zeitweilig zu einer kräftigen Reaktion der katholiſchen Partei und zu ernſten Zerwürfniſſen

unter den Prädikanten. Wilhelm Farel wurde ausgewieſen, Dr. Karlſtadt mußte auswandern. Selbſt Dr. Ökolampadius fürchtete Verfolgungen; die Freunde dachten an ſeine Flucht nach Zürich oder Straßburg. Er ſelber war am 13. November 1525 Zwingli gegenüber unverzagt: „Certe videmus, satanam omnem movere lapidem; at tu cum uxore laetus esto, nec te moveant nostratium conatus! Nihil contra Christum poterunt; is, si plebem hic sibi delegit, eam suis pastoribus reget!“

Zwiſchen den Häuptern der neuen Lehre waltete während und nach dem Bauernkriege der bitterſte Hader. Dr. Luther und die Wittenberger, unterſtützt von den Württembergern, lagen mit Zwingli, Ökolampadius und den Straßburger Gottesgelehrten im litterariſchen Kampfe. Zu den ältern Streitfragen kamen jetzt die heftigſten gegenſeitigen Anklagen, welche Partei, Wittenberger oder Zürcher, den Bauernkrieg verſchuldet habe. Die Straßburger ſandten im November 1525 den Profeſſor Georg Chaſelius zu den Wittenberger Tyrannen, mit dem Auftrage, dieſelben zur Ausſöhnung mit Zwingli und den Schweizern zu bewegen. Allein Dr. Luther gab die bündige Abweiſung: In der Lehre vom Abendmahl wiſſe er weder zu raten noch zu helfen. Er ſelber oder Zwingli, die Verfechter der einen oder andern Lehre, müſſen des Teufels Knechte ſein; zwiſchen Chriſtus und Belial ſei keine Gemeinſchaft möglich. Es werde zwar geraten, ſich gegenſeitiger Schmähungen zu enthalten. Wie ſei es jedoch möglich, den Gegnern eine Antwort zu geben oder zu widerſprechen, ohne über ſie die Verdammung auszuſprechen? Damit entbrannte der große Sakramentsſtreit zur vollen Leidenſchaft, in welchem ſich die Theologen beider Richtungen mit Verunglimpfungen überboten.

Von größter Tragweite war die grauſame, erſchreckliche Empörung der Tiroler Bauern, von deren Überdruſſe gegen das kaiſerliche Regiment Zwingli ſchon im Dezember 1524 genaue Kundſchaft hatte. An der Spitze der Tiroler Bauerſame ſtand ſeit 13. April 1525 Michael Gaismayr, Rentmeiſter des Fürſtbiſchofs Sebaſtian zu Brixen. Mit Salzburg, Graubünden, Montafun und Walgau unterhielt derſelbe enge Beziehungen; noch im Sommer 1526 warb er Söldner in Sargans, wie der Landvogt an die Tagſatzung berichtete. In ſeiner Landesordnung vom Januar 1526 ſtellte der Bauernhauptmann zu handen des Statt-

halters Erzherzog Ferdinand und des Landtages endgültige Forderungen auf, welche, weit über jene der zwölf Artikel hinausgehend, eine auffallend genaue Bekanntschaft mit den Lehren und Schriften Zwinglis bekunden.

Die Landesordnung verlangte Ausrottung aller Gottlosen, welche das göttliche Wort und dessen Prediger verfolgen, Aufstellung einer christlichen Obrigkeit, welche das helle Gotteswort beschützt, in deren Mitte des göttlichen Wortes kundige Gelehrte sitzen und in allen Sachen als Hirten und Wächter nach der Schnur Gottes urteilen. Die Fürstbistümer Salzburg, Brixen und Trient sollen säkularisiert, alle Klöster und Stifte aufgehoben, die Kirchengüter eingezogen werden. Die bischöfliche Stadt Brixen ist als Metropole des neuen Gottesstaates und Sitz der hohen Schule ausersehen, auf welcher das Wort Gottes gelehrt wird. Vorrechte und Monopole, Zölle und Wucher müssen abgeschafft werden. Handel und Verkehr, Ackerbau und Viehzucht ordnet die christliche Obrigkeit zu Brixen. Die Gemeinden wählen ihre Gerichte, welche statt der Sporteln eine feste Besoldung erhalten.

Michael Gaismayr stellte in seinen christlichen Satzungen die weitgehendsten Forderungen, welche durchaus den Schlußreden und Handlungen Zwinglis entsprachen: Zerstörung aller Bildnisse, Bildstöcke und Kapellen, Abschaffung des unchristlichen Greuels der Messe, Wegnahme aller Kleinodien, Kelche und Kirchenzierden zur Verwendung für die Notdurft der Armen und Dürftigen. Diesen sollen auch die Zehnten und Zinse als Almosen, die Klöster und Kommtureien als Spitäler umgewandelt werden. In jeder Pfarrei soll ein Hirt bestellt werden, welcher getreulich das Wort Gottes nach der Lehre Christi und Pauli verkündigt. Dafür wird ihm ein Teil des Zehntens als Pfründe überlassen.

Das Regiment zu Innsbruck bekam über gefährliche Verbindungen und Vorhaben zur Aufnahme des Evangeliums im Lande Tirol genaue Kunde. Die Räte sandten dem Landvogte in Sargans, und dieser auf den 2. Mai 1526 den Tagherren zu Einsiedeln eine „Vergicht“ zu, welche Michael Gaismayr vor den Verordneten zu Innsbruck und Hall getan: die Städte Zürich, Bern, Konstanz, Lindau haben sich vereinigt, mit Herzog Ulrich und den aufständischen Bauern ein Bündnis eingegangen. Sobald im Etschland der Sturm losgehe, solle die Herrschaft auch in den

vordern Landen angegriffen und das Regiment vertrieben werden. Offenbar bezog sich diese „Vergicht“ auf Praktiken im Frühjahr 1526, als der Aufruhr überall, wie Zwinglis Kriegsplan es vorausgesagt hatte, zu voller Heftigkeit entbrannt war. Gaismayrs Aussagen führten zu ernsten diplomatischen Verhandlungen. Erzherzog Ferdinand und der schwäbische Bund beriefen sich darauf, im April 1526 überdies auf Kundschaft, daß Herzog Ulrich wiederum Aufruhr errege. Sie erhoben ernstliche Beschwerden, daß Ulrich in Zürich und Basel Anhang finde, und von Mömpelgard über Basel den Paß nach Württemberg nehmen wolle.

Der Rat zu Basel erklärte am 13. April 1526 des bestimmtesten: dort wisse man von solchen Rüstungen nichts; weder der Herzog noch sonst jemand habe Basel um Hilfe oder Durchpaß angesprochen. Es sei zu wünschen, daß die Regimentsherren bessere Kundschaft einziehen, sich nicht so leichtlich zur Hitze bewegen lassen. Dieser Tadel mochte dermalen berechtigt sein, nachdem der Bauernaufstand unterdrückt war. Aber nicht minder berechtigt war das Mißtrauen der herzoglichen Räte und des Fürsten selber. Herzog Ferdinand blieb als christenlicher Fürst und Liebhaber der hl. Religion überzeugt, daß aus den verführerischen Opinionen der neuen Lehre, wie er am 24. April 1526 an die zwölf Orte schrieb, nichts Gutes und Fruchtbares, sondern alles Übel entstanden sei.

Die Unterdrückung des Aufstandes im Tirol kostete schwere Mühe. Durch seine bestimmte Entschiedenheit und verständiges Entgegenkommen der Bürgerschaft und Bauersame vermochte Erzherzog Ferdinand den Aufruhr zu überwinden, mit Hilfe der Landstände unter großen Opfern geordnete Rechtszustände herzustellen, welche dem Hause Österreich die landesherrlichen Rechte, den Fürstbischöfen ihre Stellung im Reiche, der Kirche ihren Fortbestand sicherten. Die religiösen und politischen Unruhen dauerten noch länger fort: die Aufrührer wurden erst in blutigem Kampfe überwunden. Michael Gaismayr mußte sich im Sommer 1526 auf das Gebiet der Republik Venedig flüchten. Er wurde mit seinen Getreuen lieb und schön gehalten; die Signoria gab ihm einen Jahresgehalt von 400 Dukaten, damit er gegen Kaiser und Reich agitiere. Bei den geheimen Unterhandlungen mit der Republik Venedig, welche Rudolf Collinus im Dezember 1526 im Auftrage Zwinglis führte, um ein Bündnis gegen Kaiser

und Reich, Papſt und Kirche, zwiſchen den Städten des „Chriſtlichen Burgrechtes“, Landgraf Philipp von Heſſen, Herzog Ulrich von Württemberg und der Republik Venedig zu vereinbaren, war Hauptmann Michael Gaismayr wieder Vertrauensmann.

4. Sozialpolitiſche Reformvorſchläge des Glaubensmandats. Innere Zuſtände der Eidgenoſſenſchaft.

Die katholiſchen Orte im Vereine mit Biſchof Hugo hatten ſchon ſeit Januar 1524 mit der kirchlichen Reform auch ein ſozial-politiſches Programm in Ausſicht genommen. Das große Glaubensmandat vom 28. Januar 1525 enthielt nicht nur ebenſo weitgehende als ſtrenge Beſtimmungen gegen die Laſten und Beſchwerden ſeitens des Klerus, ſondern es geſchahen auch ernſtliche Schritte zur Abſtellung der Mißbräuche ſeitens der weltlichen Obrigkeiten und adeligen Feudalherren. Ohne die beſtehende Ordnung in Kirche und Staat zu zerſtören, ohne Aufruhr und Empörung gegen die weltliche Obrigkeit und Abfall von der Kirche zu dulden, wollten ſie allen berechtigten Wünſchen des gemeinen Mannes ſo weit immer möglich entgegenkommen. Ein ſchlagender Beweis ſind die fünf Artikel über Erleichterung und Lösbarkeit der Leibeigenſchaft, Beſeitigung der rein weltlichen Laſten und Beſchwerden, welche die katholiſchen Orte ſofort in ihren Städten, Landen und Gebieten, in den gemeinen Vogteien und im Stiftsgebiete von St. Gallen durchzuführen ſich bemühten. Dieſelben widerlegen auch die zum geſchichtlichen Glaubensartikel gewordene Auffaſſung, Zwingli ſei als Prediger des Evangeliums und weitherziger Volksfreund, wenn nicht der einzige, ſo doch der erſte und größte ſozialpolitiſche Reſtaurator der Eidgenoſſenſchaft geweſen.

Die erwähnten urſprünglichen Artikel des Glaubensmandates, welche für die fünf Orte geſetzliche Geltung erhielten, waren teilweiſe ſogar ältern Urſprungs; ſie lauten in Kürze:

Des Laſſes, „laudemium“ halber, das iſt, wenn ein eigener Menſch „abgat one lyberben, obſchon er brüder und ſchweſtern hat, die ſeine rechten und nächſt erben billich ſin, nehme doch der Halsherr, es ſei lützel oder viel, den Laß“ von der fahrenden Habe; Gotteshäuſer und Gerichtsherren handeln hierin verſchieden, nehmen bald die Hälfte, bald ein Drittel. „Deshalb iſt unſer

ordnung und meinung, daß fürhin kein laß soll genomen oder geben werden."

Des Hagstolzes oder antragenden Hand, „jus spolii", halber, „wenn der Eigenmensch ohne lyberben abgat, onangesehen sin schwester, brüeder und nechsten fründ, so understeht sich der Halsherr, seine fahrende Habe gar zu nemen und zu erben, etlich halb, einer nit wie der ander. Hierauf ist unser ordnung und meinung, daß sölichs fürohin nit brucht werden soll."

Den Fall, Besthaupt, „mortuarium", betreffend, sollen sich die Gotteshäuser und andere Lehenherren der armen Leute beschedenlich halten, besonders wo hausarme Menschen sind, „von selben zum wenigsten, so sy mögen, nemen, und gnad mit inen leren. Wann mehrere Klagen kämen, wie bisher oft geschehen ist, so werden die Orte weiter darin handeln, damit dem armen Mann in etlich weg geholfen, er von sölicher Beschwerd entladen werde."

Der Ungenossame halb, das ist, „wenn ein eigener mensch wybet oder mannet ußerhalb sins halsherrn lüten, so stat der halsherr in darum zu strafen ꝛc. Ist unser ordnung und meinung, und wellen wir, daß darum nieman gestraft werde, angesehen daß die ee ein sacrament ist, und jedermann in diesem val fryer sol sin."

Welcher Mensch begehrt, „die eigenschaft von sinem herren zu erkaufen und zu ledigen, das soll ihm nicht abgeschlagen, sonder vergönt werden. Wo ihn aber der Herr zu dem damit halte, sol das an jedem ort und end, wo das ist, an der hohen oberkeit stan, darin ze mittlen und ze massigen nach zulichen dingen."

Die Räte zu Bern erklärten sich mit diesen Bestimmungen nicht einverstanden und verwahrten sich gegen jeden Intrag von jedermann. Sie haben die Ihrigen in Bezug „der fällen und lässen, auch ander sachen, die eigenschaft berüerend, gnadenklich gehalten; deshalb wöllen sy ir hand offen und fry haben, und söliche ir rächtsame in keinen wag wegfallen lassen".

Die Obrigkeiten der sieben Orte ihrerseits suchten überall, wo sie als Regenten zu handeln hatten oder zur Vermittlung berufen wurden, diese weitsichtigen Grundsätze geltend zu machen, gegenseitige Versöhnlichkeit und Billigkeit anzubahnen. Dieselben erachteten als ihre Pflicht, die Rechte und Güter der Kirchen und Gotteshäuser zu sichern, dieselben vor Gewalt und Zerstörung zu

ſchützen, und zugleich den billigen und gerechten Forderungen des gemeinen Mannes entgegenzukommen. In demſelben Geiſte waren ſie bemüht, die landesherrlichen Rechte des Hauſes Öſterreich, der Biſchöfe und des Abtes zu St. Gallen zu ſchützen und die Untertanen zum Gehorſam zurückzuführen. Sie taten damit, was beſchworne Verträge verlangten und politiſche Klugheit ihnen rieten. Um ſo empfindlicher waren ſie gegen die „landsmärswys“ verbreitete, vom Volke nur zu leicht geglaubte, ebenſo verleumderiſche als gehäſſige Nachrede, ſie ſeien zu ihrem Verhalten durch Beſtechung veranlaßt worden, von Erzherzog Ferdinand haben ſie 10,000 Gl., Landvogt Fleckenſtein 600 Gl. empfangen. Einem Bürger von Waldshut, Hänsli Bachmann, welcher ſolches zu Baden geredet hatte, wurde gemäß Spruch des Gerichtes zu Waldshut als harte Sühne ſeiner böſen Reden auf dem Fiſchmarkte die Zunge vom Nachrichter auf ein Brett genagelt und ihm ein Meſſer überreicht, um dieſe ſelber herauszuſchneiden.

Über den Dank, welchen die ſieben Orte für ihre Verſöhnungspolitik zu Gunſten der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung ernteten, ſchreibt Hans Salat: „Diewyl bemelte frome ort ſich hoch beunruowigtend, ander lüten ſchaden zu wenden, prunſt ze löſchen, Gottes eere zuo retten, mengklich zuo nächſt zu dem ſynen zuo verhelfen, fielend ſy unwüſſend in ſchwären ſchaden. Ward inen angezündt, Gottes eer by inen und den iren under d' füeß zogen, ſy rechtlos von iren pünd und Eidgnoſſen gſetzt und glaſſen, von dem iren entwert. Alles dermaß, daß es unſäglich ze erzellen. Und wo die ungemeſſen gnad unſers himeliſchen vatters inen, den alten Orten, nit ſo güetlich zuogeſtanden, wäre in aller Eidgnoſchaft, ja noch größern communen das underſt zuo oberſt über ſich kert.“

Die Eidgenoſſenſchaft wurde von den troſtloſen und blutigen Wirren des großen Bauernkrieges unmittelbar nicht berührt. Allein die mittelbaren Folgen waren ernſt genug. Nicht nur ſchwächte die politiſche und religiöſe Zwietracht der Eidgenoſſen ihre Kraft im Innern und ihr Anſehen nach außen; ſie kamen auch in Verruf, daß ſie in ihrem Lande einen Herd aller kirchlichen, politiſchen und ſozialen Umtriebe und Aufruhren dulden. In großer Zahl flohen geächtete Prädikanten und Bauernführer arm, elend und verbittert ins Aſyl zu ihren Freunden in der Schweiz. Vorzüglich Zürich, St. Gallen und Thurgau wurden ihre Zufluchtsorte.

Das offene Land wurde zum Tummelplatz einer Menge unnützen und verlornen Volkes, welches nicht nur in Dörfern und Höfen, sondern auch in Wäldern und Höhlen vor den Verfolgungen der eigenen Obrigkeit einen Unterschlauf suchte, und bald genug für seine Gastfreunde zur Landplage wurde. „Bi us den tütschen landen", schreibt Bullinger, „wurden flüchtig pannyten und kamend über den Rhyn, ir läben in der Eydgnoschaft zuo fristen. Denen that man so vil man vermocht guots und daldet sy. Zuo Zürich wolltend sich so vil niderlassen, daß man das burgrächt für einen frömbden, der über den Rhyn kam, fürohin von 10 uf 20 Gulden steigerte."

Mit dem Asylrechte hatte es schon damals seine bedenkliche Bewandtnis, sowohl für die Beziehungen zum Auslande wie für die Ruhe des eigenen Landes. Im Thurgau war die Zahl der „pannyten" derart groß, daß der Tagsatzung mehrmals von Kaiser und Reich ernstliche Klagen zugiengen: ihr Treiben im Vereine mit den eigenen Untertanen wurde derart, daß Landvogt Amberg sich beschwerte, er vermöge nicht mehr zu regieren. So war auf dem Tage zu Luzern ernstliche Rede von „etlichen ußländischen lüten, pfaffen und leyen, die ußwendig vertriben, und als meineidig flüchtig lüt in unser landschafft kommen sind, und allenthalb im Turgöw ufenthalten, und besunders die käzerischen pfaffen redend, predigend und ir gift usgießind, wie sy ußerhalb ouch gethan habend." Mit Zürich wurde „ernstlich geredet", daß es die Banditen begünstige. Landvogt Amberg ebenso scharf getadelt, daß er die Befehle seiner Obrigkeiten nicht durchsetze.

Um Ruhe und Ordnung herzustellen, erließen die Boten der fünf Orte am 13. August 1525, auf dem Tage zu Luzern, an den Landvogt: „den ernstlichsten und trungenlichsten befelch, und meynung, daß du von stund an sölich ußländisch flüchtig lut, sy syen pfaffen oder leyen, uß unser herrschaft Thurgöw heißest ziechen, und ein streng verbot, so hoch dir das gezimbt, und wir als dir oberkeit dich zu heißen gewalt hand, allenthalb im Thurgöw lassest usgan, daß sölich lüt niemant welle husen, hofen, ufenthalten noch inen underschlouf gäben. Und wölicher solchem bott nit gehorsam wär, daß du buoß und straf darum inziechen und mit ernst darin handlen wettest. Dann wir je diser ungehorsame zum end kommen und erfaren wellend, ob wir herren im Thurgöw syigend, oder ob

die Thurgöwer unser Herren syen, und wir inen solich unghorsame und kätzerisch wäsen, so etlich trybend, vertragen müßend. Und ob dir in abgerüerten sachen etwas ufrüerigs und gwaltigs begegnet, magst du uns das ylends berichten. Dann unser Herren sind des willens, was nit mit friden und ruowen syn mag, das wellend sy understan mit macht und gwalt ze thuon, und daran setzen, was ihnen Gott verlichen mag!"

Allein weder kümmerte Zürich sich um diese Drohungen noch ließen die Thurgauer sich durch Mandate und Bußen zum Gehorsam bringen. Die arge Mißhelligkeit der zwölf Orte unter sich war allbekannt und entmutigend. Auf der Tagsatzung zu Luzern brachte Landvogt Amberg am 29. August 1525 neue und eindringliche Klagen vor, daß alle Mandate, Gebote und Verbote, welche von ihm und den regierenden Orten ausgehen, verachtet werden, mit der Erklärung, daß er nicht mehr regieren könne. Hans Salat hat uns eine Skizze dieses Vortrages aufbewahrt, in welchem Amberg die trostlosen Zustände im Thurgau schilderte:

„Item, fleisch ze verbotenen zytten frässen, an sunntagen, unser lieben frowen und zwölf botten tagen märchen. An etlichen orten wär die maß abgstellt und die hl sacrament vernütet, und gäbind sich gar verruchtlich uf der Zürcher unglouben, lebtend ganz unghorsamlich one forcht; gäbend ganz nit mee um in. Und wenn er etlich übeltätter den landsgerichtsknächten befolchen ze fachen, wettind sys nit mee tuon und köntends nit thuon, sie wettend den erstochen werden. Item war um und um groß clag von erhaltung der zechenden ꝛc. Item hättend sy im zuo schmach, als er das hälferly von Frowenfeld fachen wolte, ein hölzinen juden vor die tür gstellt, stelltend sich mit bösen worten an in; dermaß, wo er nit vor und nach gäbe, wurde er erschlagen oder erstochen. Deshalb er nit mee wüßte ze regieren und ze strafen, man seyte im denn mee ruggens und hilf zuo, dann bishar bschechen wär. Fand aber unglych antwort", fügt der Chronist bei: „dann etlich ort wettend, daß er das übel strafte, darzuo wetten sy mit im setzen ir lyb, eer und guot, die unghorsamen meistren. Den andren gfiel es dann nit, daß man diese händel strafte, oder sy hattend nit befelch."

Für den Thurgau namentlich hatte die Mehrheit der sieben Orte bessere Verhältnisse zu schaffen sich bemüht. Nach langen und

schwierigen Verhandlungen wurde auf einem Tage zu Frauenfeld, am 31. Mai 1525, zwischen den geistlichen und weltlichen Gerichts- und Lehenherren und den Gemeinden ein gutliches Abkommen getroffen und dessen Gültigkeit vorläufig auf ein Jahr festgestellt. Dasselbe verordnete die Besetzung der Pfarreien seitens der Patronatsherren mit tauglichen Priestern, Aufrechthaltung des katholischen Gottesdienstes und Sicherung der Pfründen. Die Entrichtung von Zins und Zehnten wurde festgehalten, dagegen Leibeigenschaft und Feudallasten gemäß dem Mandate vom 23. Januar 1525 gemildert, das Gerichtswesen umgestaltet. Die kirchlichen Bestimmungen fanden sofort heftigen Widerstand, welcher von Zürich aus unterstützt wurde. Zudem waren die Beschlüsse nicht einhellig gefaßt worden: Uri war dem Tage ferne geblieben, Basel, Schaffhausen und Appenzell hatten sich der Sache nicht angenommen; Bern war mit den sieben Orten nur teilweise einverstanden; der Rat wollte seine Boten nicht in den Thurgau reiten lassen, den Untertanen zu erklären, daß ihr Ungehorsam ferner nicht geduldet werde.

Zürich wollte von einem Entgegenkommen im Ittingerhandel ebenso wenig wissen als die fünf Orte von einem Nachgeben, weshalb jetzt auch Schwyz erklärte, es werde ferner mit Zürich nicht zu tagen sitzen. Die drei Rädelsführer Erasmus Schmid, Konrad Steffan und Konrad Wepfer waren unbehelligt in ihre Heimat zurückgekehrt; von Elgg aus wirkte Hans Ochsli als Pfarrer bis in den nahen Thurgau hinüber. Darüber wurde Zürich mehrmals ernstliches Mißfallen ausgesprochen. Erasmus Schmid wurde nach Zürich berufen; er wirkte dort als Leutpriester in Zollikon und Chorherr am Großen Münster. Ferner wußten die Landvögte Amberg und Hans Golder zu berichten, daß die Rheintaler und Gotteshausleute von St. Gallen sich mit den Thurgauern zu einem Bunde vereinigt haben, und daß die Appenzeller hinter ihnen stehen.

In den oberländischen Landvogteien waren die Zustände nicht viel besser. Die Mißhändel wurden täglich ärgerlicher und erbärmlicher: gotteslästerliche Predigten von der Kanzel, böse Reden in den Wirtshäusern immer häufiger. Die Sarganser verweigerten dem charakterlosen Abte zu Pfävers Zins und Zehnten. In Fläsch predigte Ulrich Bolt aus Lachen, ein höchst unruhiger

Kopf, bald von Zwingli unterſtützt, bald mit ihm zerfallen, das Evangelium im Geiſte der Wiedertäufer. Kaspar Vögeli, Prieſter zu Walenſtadt, hatte geprediget, unter dem Galgen wäre ebenſo viel Gnade zu finden wie in Einſiedeln; das alles mit viel böſern läſterlichen Worten mehr. Schultheiß Hans Vögeli, des Pfaffen Bruder, hatte gegenüber Schwyz und allen fünf Orten höchſt beſchwerliche Schmähworte getan. Der Landvogt erhielt mehrmals ſtrengen Befehl, gegen die Widerſpenſtigen und Läſterer einzuſchreiten. Allein auch er klagte, er könne nicht mehr regieren und ſtrafen, ohne Aufruhr gewärtigen zu müſſen. Im Rheintal ſtand es nicht beſſer. Die gehaßten Landvögte Fleckenſtein zu Baden und Amberg zu Frauenfeld traten, erſterer je zu Ende Juni 1525, letzterer 1526, von ihrem Regimente ab. Ihre Nachfolger Ulrich Türler von Uri und Heinrich Wirz von Obwalden vermochten während ihrer zweijährigen Verwaltung ebenſo wenig Ordnung und Ruhe zu ſchaffen.

Traurige Zuſtände herrſchten auch in den Stiftslanden von St. Gallen. Die Toggenburger wollten mit Hilfe und auf Grund des göttlichen Wortes von der Abtei los, und freie Leute werden, wie es ihnen von Zürich in ſichere Ausſicht geſtellt war. Die alten Gotteshausleute hegten gleiche Erwartungen. Seit Jahr und Tag ſchwebten ernſtliche, aber nutzloſe Verhandlungen zwiſchen Abt Franz, den Schirmorten und Eidgenoſſen über Beſeitigung der Feudallaſten, Aufgabe der Zehnt- und Patronatsrechte. Mit der Stadt St. Gallen beſtanden fortwährende Zerwürfniſſe kirchlicher und politiſcher Natur. Zu Wyl predigte Markus Murer, ein Laie, unter den Augen der Konventherren von St. Gallen und des Landeshauptmanns Melchior Degen von Schwyz, aber unter dem Schutze Zwinglis offen das Evangelium. Der Pfarrer zu Oberbüren, Chriſtoffel Landenberger, war in Lehre und Wandel derart, daß er auf Befehl der Tagſatzung verhaftet und nach Baden ins Gefängnis gebracht wurde.

In St. Gallen tobte der fanatiſche Geiſt der ausſchweifendſten Wiedertäuferei und verbreitete ſich auf das Gebiet der Abtei. Ein Wiedertäufer Krüſi lehrte, es gebe weder Hölle noch Fegfeuer; am letzten Gerichte werden Menſchen, Engel und Teufel in den Himmel kommen, denn Chriſtus habe geſprochen, es werde in den letzten Zeiten ein Schafſtall und ein Hirte ſein, mit andern un-

erhörten Worten mehr. Der Beschluß der drei Schirmorte Luzern, Schwyz und Glarus, das Glaubensmandat durchzuführen, welcher zu Rapperswil am 13 Juni 1525 gefaßt wurde, blieb unausführbar. Die Gotteshausleute erklärten gegenüber Abt und Schirmorten, ganz im Sinne der zwölf Artikel, sie wollen zwar alles halten, was nach göttlichen Rechten erweislich, sie deshalb zu halten schuldig seien; dagegen beschwere sie, daß ihre Priester das Evangelium nicht frei und lauter predigen dürfen.

Mittelpunkt des geistlichen Widerstandes gegen Herstellung der kirchlichen Ordnung war das große Landkapitel St. Gallen, zu welchem nicht nur die Stadt und Umgebung, sondern auch zahlreiche Pfarreien im Thurgau und Rheintal gehörten. Haupter waren die Pfarrer Hermann Ritter zu St. Mangen und Benedikt Burgauer; der letztere war eifriger Anhänger der lutherischen Lehre, welcher noch an manchen katholischen Gebräuchen festhielt. Das Kapitel faßte Ende Mai zu Rorschach seine Reformpläne in siebenzehn Artikel zusammen, welche den Standpunkt ihrer Verfasser, welche sehr verschiedener Ansichten waren, klar zur Schau trugen. Dieselben sollten, weil für Geistlichkeit und Volk verbindlich erklärt, auch in den Vogteien von den Kanzeln verkündigt werden. Die Artikel kamen am 22. Juni 1525 vor die Tagsatzung zu Baden. Die Artikel des Kapitels bestimmten in Bezug auf Lehre und Kultus im schroffsten Gegensatze zum Glaubensmandate der Eidgenossen:

Die Pfarrer sollen in der Predigt nur solches vorbringen, was sich aus des alten und nüwen Testaments hellen Worten probieren und erhalten läßt. Kein Pfarrer soll den andern Ketzer, Verführer schelten noch sonst dergleichen schimpfliche Worte gebrauchen. Die Predigten der Laser, wohl der Laien- und Winkelprediger sind zu verbieten. Weil die Messe kein Opfer sondern eine Wiedergedächtnus ist, weder für lebendig noch tot gebraucht werden mag, sind der Kanon, und anders us ein Opfer reichend, uszelassen. Gesunde und Kranke sind mit dem Abendmahle, im Leben und Sterben mit beiderley Gestalt zuo versehen. Die Ohrenbeichte soll als Ratschlagung beibehalten, doch allweg zuvor Gott gebychtet werden. Am Sonntage vor Corpus Christi, 11. Juni 1525, solle den Gemeinden furgehalten werden, es hab kein Grund das Umtragen und der Ablas von Rom

Es solle gelehrt werden gegen die Mißbrüch der Vereerung der Heyligen, auch die offene Schuld gesprochen werden ohne Bekanntnus Mariä und der Heiligen; ferner, daß man die Bilder haben mag, wo man sy nit anbetet, oder eert, oder Hilf und Trost zuo inen setzt, sondern Bilder nur für ein Gedächtnuß hat. Mit Unterscheid der Spysen solle niemant den andren ärgern. Weil nur der Sonntag zu Gedächtnuß der Urstend Christi aufgesetzt sei, solle das Gebot des Bannes mit einer Todsünd um die Fyrtagen absin. Zu Ostern und Pfingsten solle das Taufwasser nicht mehr gesegnet, das Sakrament der Taufe mit luterm Wasser, ohne Chrysam und Öl gespendet werden. Die letzte Ölung darfe jenen gegeben werden, welche darnach begehren, doch ohne Letany. Alle Dispensen um Geld sind abzustellen, die Spenden der Jahrzeiten den Pfarrern narungswys zu reichen. Die Opfer sollen als ein stür zuo unsrer notturft und narung gegeben und der Kirchhöre dafur gedankt werden.

Diese Artikel fanden vor den Tagherren keine Gnade. Weil selbe, lautete der Abschied, gegen die Ordnung der christlichen Kirche verstoßen, wurde erkannt, es solle dem Kapitel St. Gallen ernstlich zugeschrieben werden, daß es von denselben abstehe, ansonst es der Eidgenossen Ungnade zu gewärtigen habe. Vogt Golder im Rheintal wurde strenge befohlen, dieselben nicht verkündigen zu lassen.

Dekan, Kammerer und Kapitel wollten sich nicht fügen, sondern richteten am 25 Juli 1525 eine Verwahrung an die Tagsatzung zu Rapperswil. Die Artikel wurden als dem klaren Wort der hl. Schrift gemäß sehr umständlich in Schutz genommen, mit scharfer Verurteilung der falschen Propheten, die man leser nempt. Die Artikel seien aufgestellt zur Erhaltung christlicher Einigkeit, Friede und Ruhe bei Klerus und Volk, auch dem Gn. Herrn zu Konstanz zugesandt und dessen Gutheißung bittlich angesucht worden. Es sei ihnen keine Antwort zugekommen. Die Herren stellen ihr demütig Bitt und Begeren, gemeine Eidgenossen zu Lob und zur Eere Gottes, Heil und Frid ihrer Kilchen, sie bei solchen Artikeln bleiben zu lassen, da ihnen sonst „unruow und sölich aus vil versachen" begegnen möchten. Sie werden sich fügen, sobald neue Ordnungen für Kilchen und Gemeinden löblicher Eidgenossenschaft gemacht werden. Die Boten mögen anzeigen, welche Artikel ihnen mißfallig seien und die Herren gegen ihre Kilchen und Ge-

meinden beschirmen. Das Kapitel wolle in allem willig und gehorsam sein und nichts fürnehmen, das zu Ufruoren und Ungehorsamkeit dienen könnte. Es wurde den Kapitularen kurzweg aber ernstlich geraten, von solchen Artikeln abzustehen.

5. Neue Händel der Eidgenossen mit Zürich.

Das schroff ablehnende Verhalten des Rates von Zürich in allen schwebenden religiösen und rechtlichen Streitfragen, das offene und geheime Praktizieren mit den widerspenstigen Untertanen in den Vogteien, seine Begünstigung der süddeutschen Bauernbünde, hatte bei den Eidgenossen eine tiefe und erklärliche Mißstimmung hervorgerufen. Auf 14. März 1525 war Tagsatzung nach Einsiedeln angesetzt, damit Zürich sich wegen des Ittingerhandels verantworten könne. Der Rat sandte keine Botschaft, sondern entschuldigte sich mit Krankheit des Bürgermeisters Diethelm Röust. Auf dem Tage zu Baden, 16 Mai 1525 bekam der Bote von Zürich, Ratsherr Rudolf Stoll, ernste Worte zu hören, daß seine Herren den Rechtshandel zu verschleppen suchen. Weil jedoch die Zeiten bös und sorglich seien, wollen die zehn Orte sich gedulden und an ihre Obrigkeiten heimbringen, ob man die Recht einstellen, und den Handel auf bessere oder baiere Zeit verschieben wolle. Die Boten von Schwyz und Uri, Ammann Gilg Ruchmuth und Vogt Jost Blätteli waren mit dieser abermaligen Verschleppung durchaus nicht einverstanden. Schwyz wußte sich als Schirmort hart gekränkt durch die Praktik der Zürcher mit Gaster, Sargans und den Untertanen der Abtei St Gallen. In Uri hatte die Landsgemeinde sich geweigert, Zwinglis freundliche Antwort an Landschreiber Compar anzuhören. Beide Gesandte stellten die entschiedene Frage: ob man ferner mit Zürich zu tagen sitzen, ihm die Bünde herausfordern und ferner mit ihm handeln wolle oder nicht. Als dieselbe ebenfalls verschoben wurde, stellten beide sich aus. Schwyz ließ sich begütigen; Uri beharrte auf seiner Weigerung. Am 29 Mai 1525 wurde zu Baden das Ittingergeschäft wiederum verschoben, jedoch beraten, ob man nochmals eine Botschaft nach Zürich senden, die Räte zum Einlenken mahnen, und je nach Antwort in Güte oder Rüche mit denselben handeln wolle.

Am 12. Auguſt 1525 kam es auf der Tagſatzung in Luzern zu ſehr lebhaften Verhandlungen über das Verhältnis mit Zürich, welches nicht vertreten war. Die Mehrheit der Orte beſchloß: Weil die Boten abermals entweder keine Vollmachten haben, andere weder bittlich an Zürich gelangen, noch mit demſelben ferner zu tagen ſitzen wollen, ſolle die Sache nochmals heimgebracht und darüber von den Obrigkeiten beraten werden. Der entſchiedene Antrag lautete jedoch dahin:

Es ſolle noch einmal brieflich oder durch eine Botſchaft einhellig, ernſtlich und freundlich mit Zürich geredet werden, in der Meinung, „daß ſy von irem fürnemen abſtan, die helgen ſacrament und gotzdienſt nach criſtenlicher ordnung in ir ſtatt und gepiet wieder anzenemen und ufzerichten, meß laſſen han, ouch ander guot criſtenlich loblich brüch und alt harkomen, wie ire und unſer vordern an uns pracht, die ze halten, wie wir, der meerteil der orten, ſy noch haltent, und ſich uns in anſächen diſer dingen glychförmig machen und thuond, als ir vordern getan hand.

„Darzuo, wo zu tagen uns Eidgnoſſen bös mißhändel, ſo leider jetz wider die eer Gottes, unſer lieben Frowen und der heiligen, deßglichen wider die helgen Sacrament und criſtenlicher kilchen ordnung geprucht, und ander ſchmächlich händel, ſo jetz fürgand, ſo die zuo tagen anbracht und klagt werden, daß ſy dann nit uſſtan, wie ſy bishar hand than, ſunder by uns ſitzen und ſölich händel helfen ſtrafen und handlen.

„Und ſofern ſy das thuon, deſto lieber wöllent wir inen ouch bewyſen und allwegen erzöigen alles guots, als unſern getrüwen lieben Eydgnoſſen, und die Pündt trüwlich an inen halten. Wo ſy aber das nit thuon, daß wir ihnen dan ſchlicht herus ſagent, daß wir fürohin kein tag mit inen leiſten, und ſy uf kein tag beſchryben. Sölch meinung, wie obſtat, ſoll jeder pott heimbringen, daß uf nächſten tag darum entlich antwurt geben werd — ja oder nein — ob man das thuon wöll oder nit, und ob man ſölichs mit potten oder ſchryben usrichten wöll, als jeder pott weißt."

Die Lage war völlig unverändert, als am 29. Auguſt 1525 die Tagſatzung zu Luzern die Stellung gegenüber Zürich neuerdings behandelte. Sechs Orte wollten ohne weiteres das Ultimatum ſtellen; ſechs Orte wollten in Güte weitere Unterhandlungen pflegen und weiterhin mit Zürich auf tagen ſitzen. Die

fünf alten Orte baten dringlich: die ſechs vermittelnden Orte möchten mit ihnen einhellig handeln, weil nur Einhelligkeit in Zürich Eindruck machen und beiden Parteien zum Guten gereichen werde. Die vermittelnden Orte möchten ſich bald entſchließen, und ihre Boten auf die nächſte Tagſatzung zu Baden, 2. September 1525, ſenden. Der Rat zu Solothurn gab darauf die Erklärung ab, er werde alles fördern, was zu der Eidgenoſſen Friede und Ruhe diene; damit war die Erklärung verbunden, Solothurn werde Zürich nochmals bitten, die Mißbräuche abzuſtellen. Die Inſtruktion des Rates zu Freiburg gieng noch weiter: der Bote ſolle daran ſein, daß alle zwölf Orte einhellig durch Boten oder Geſchriften auffordern, „von diſer nüwen ſect ze ſtan“. Wenn das nicht geſchehe und die fünf Orte, denen Freiburg vormals zugeſagt, weiter rätig würden, einig, ſich gegenüber denen von Zürich „zu erlütern, nit mer by inen zu tagen ze ſitzen, ſoll unſer Bott das ſechst ort ſyn“.

Zürich ſeinerſeits hatte am 29. Auguſt 1525 bei den vermittelnden Orte ſchwere Klage geführt, daß ſeine Boten zu Rapperswil durch Uri und Luzern von den Verhandlungen zum Ausgleiche zwiſchen Abt Franz und den Gotteshausleuten ausgeſchloſſen worden ſeien. Befremdlich ſei es, daß man Zürich auf die beiden letzten Tage zu Luzern nicht berufen habe, trotzdem dort Angelegenheiten im Thurgau, wo Zürich ebenfalls zu regieren habe, behandelt worden ſeien. Es ſei dies um ſo bemühender, nachdem Zürich die Bünde ſtets treu gehalten habe, ſie in Ewigkeit zu halten geſonnen ſei, und ſtets das Wohl gemeiner Eidgenoſſenſchaft im Auge habe. Die fünf Orte mögen deshalb bewirken, daß Zürich nicht geſöndert und ausgeſchloſſen werde, da es bereit ſei, ſich aus Gottes Wort, wenn es irgendwie gefehlt habe, ſeines Irrtums überweiſen zu laſſen. Bern gab am 1. September 1525 die ſtaatskluge Antwort: Luzern ſei beauftragt, in Sachen zu handeln, was zu Lob und Nutzen gemeiner Eidgenoſſenſchaft dienen möge; Zürich möge ſich zu dem Antrage, den die Eidgenoſſen vorbringen werden, gutwillig finden laſſen.

Der Landrat zu Glarus war ſchwer beunruhigt durch die Wirren im eigenen Lande, in den Vogteien Werdenberg, Gaſter und Sargans, welche von Zürich aus gefördert wurden. „Dann Zwingli ſtäk zuo inen und ſy zuo im ſchrybend und

schickend, mit list und fründen, ouch ir gmeiner mann vil mit, werbens und gwerbens gen Zürich und zuo den fünf orten wenig hatten." Die Katholiken besaßen jedoch die Mehrheit. Sie ordneten ihr Haupt, Landammann Markus Mad, nach Zürich ab. Derselbe trat am 13. Septem ber 1525 vor Räte und Burger, und bat dringlich, „daß sy sich in den artikeln des glaubens nit von andren Eidgnossen sundren, sonder sich etwelche gestalt verglychen wöllint, damit man müge in einigkeit kommen. Was sy dann könnint thuon, das wellint sy gern thuon. Und ob min herren etwas in gheims hebind, wo man das sy lasse wüssen, wellint sy in vertruwen gern das best thuon und trüwlich handlen."

Der Friedensbote kam vor M. Herren sehr übel an. Sie gaben ihm die Antwort: „M. Herren wüssind nit anders, dann daß sy by irem fürnemen wellint bluben und, wie sy sich vorher habind erbotten, worin sy irrint, daß man sich gerne welle lassen wysen. Und dieweyl man so vil gelerter lüt in der Eidgnoschaft habind, so die geschrift verstandint, mög man dieselben zesamen berüefen und losen, wo man irre. Dann Min Herren meinint, sy habint noch bishar anders nit thun, dann das rächt syg; und bedörfe, ob Gott will, nit vil krieges, sonder werde die sach also wol mit liebe zerlet."

Einen schweren Anstand hatte die Mehrheit der sechs alten Orte, genau gesprochen ihre Boten zu Luzern, mit der Stadt St Gallen. Der Fürstabt hatte sich ernstlich über Bildersturm, Störungen der Fronleichnamsprozession und Durchführung der Reformartikel des Landkapitels beklagt. Ein Brief der Kanzlei Luzern an Burgermeister und Rat vom 1. September 1525 stellte dem Rate vor, es sei den Eidgenossen ganz von Herzen leid und mißfallig, zu vernehmen, wie in ihrer Stadt „der vergift lutherisch, oder bas zu reden, tüfelisch mißgloub so vil fürbrochen, daß das ampt der hl. Mäß, Sacrament, auch andere christenliche Ordnungen und Gottesdienste abgestellt und verachtet sygen und es ganz grob by ach zuogäng." Der Rat wurde gebeten, von diesem Ketzerglauben, welcher den Eidgenossen ganz widerwärtig sei, sowie von andern bosen Dingen abzustehen, die Burgerschaft davon abzuweisen und zu strafen. Das Amt der hl Messe, Gottesdienste und die christliche Ordnung der Kirche sollen wieder vollführt und geschirmt werden, wie es der Rat von Gottes wegen, auf Grund der hl. Schrift und

gemäß Ordnung chriſtenlicher Kilchen zu tun ſchuldig ſei. Dadurch werde St. Gallen den Boten ſowohl als ihren Herren und Obern ein ſonder groß Gefallen erweiſen und ſie zu Dank verpflichten, daß ſie deſſen nimmer vergeſſen. Der Rat möge durch eine ehrliche Botſchaft oder brieflich Antwort geben „uf nächſten tag, der da ſyn wirt zuo Baden im Ergöw, uf Zinſtag vor des heiligen Crüztag nächſt". Auf dieſe verhältnismäßig kurze aber „fründlichſte und brüederliche Ermahnung und Begehr" gab St. Gallen eine lange, mündliche und ſchriftliche Antwort, welche den Boten zu Baden gar nicht zum beſten gefiel. Es wurde nochmals geſchrieben, St. Gallen möge von etlichen Artikeln abſtehen, und ſich von den Eidgenoſſen in Glaubensſachen nicht ſöndern.

Der Tag zu Baden, 12. September 1525, führte keinen Ausgleich mit Zürich herbei, da wiederum ſechs Orte für, ſechs gegen neue Unterhandlungen ihre Boten inſtruiert hatten. Es wurde auf 26. September 1525 ein neuer Tag in Luzern angeſetzt, damit die Boten aller Orte endliche Antwort und Vollmacht bringen. Von Luzern aus ſollen alsdann die Boten nach Zürich zur Vermittlung, von dort alsbald nach dem Thurgau zur Beilegung der Unruhen, wie es ſcheint, auch nach St. Gallen, ſich verfügen. Offenbar auf den Tag zu Luzern bezieht ſich die Bemerkung von Salat: „Als nun die zwölf ort ſich nit verglychen kontend gegen den Zürchern zuo handlen; dann die ſechs Ort: Bern, Glarus, Baſel, Schaffhuſen und Apptzell wettend nit mit ſo dapferm ernſt an die Zürcher als die fünf Ort und Fryburg, ſunder allweg nur bittlich und ſchimpflich. Deßhalb die ſechs ort ſchiktend ir botſchaft gen Zürich, fründlich, güetlich und bittlich, für burgermeiſter, rat und zweihundert, mit inen ze handlen."

6. Vermittlungsbotſchaften der Eidgenoſſen. Neue Pläne Zwinglis.

Die Boten der ſechs Orte traten am 18. September 1525 vor die Magiſtrate. An ihrer Spitze ſtand Venner Peter Stürler von Bern; Glarus war durch Ammann Markus Mad, Solothurn durch Schultheiß Peter Hebolt vertreten. Mit guten freundlichen Worten äußerte die Botſchaft ihre und ihrer Obrigkeiten Meinung dahin: „In Zürich ſyge der hl. Sacramente, der Meſſe und anderer chriſtlicher Ordnung halber eine Änderung beſchehen, welche ihren Herren und Obern ſchwer falle, da eine

Eidgenoſſenſchaft in guotem einigem Weſen und Glauben loblich zuſammengekommen. Die andern ſechs Orte ſeien des Willens, wo ſy von Zürich by ſölicher änderung bliben, wellint ſy nit mer zuo inen zuo tagen ſitzen. Diewyl gemelte ſechs Orte darby wellind blyben, bittend ſy mine herren guoter früntlicher meinung, ouch frids und ruowens willen, daß ſy das hl. Sacrament und die Meß wider wellint ufrichten. Wer darzuo gange, das laſſe man beſchechen. Und ſo mine Herren von Zürich das thüegind, ſo wellent ire herren nnd obern, ouch ſy als die geſandten das beſt thuon, und begerent darum früntlicher antwurt." Ferner habe der Rat von Zürich im Sommer 1524 ſeine Boten herumgeſchickt, mit dem Erbieten, „ungeſchickt Händel und das ſo wider die chriſtenliche kilchen ſyge, helfen zuo ſtrafen". Das ſei bisher nicht geſchehen, ſondern die Boten von Zürich treten in Ausſtand, wo ſolche Sachen in Beratung kommen. Es bedaure andere Eidgenoſſen, daß M. Herren ihre Stimme nicht geben, noch raten und ſtrafen helfen, wenn die Notdurft es erfordere.

Burgermeiſter und Räte dankten „anfängklich mit hochem müglichem flyß und ernſt für alle Freundſchaft, Mühe, Arbeit und Koſten, welche die Boten und ihre Oberkeiten M. Herren gegenüber verwendet haben, mit begär, auch ferner M. Herren gegenüber in dieſem guten Willen zu verharren. Nachdem ſie wohlbedacht und ſtattlich über die ſach geſäſſen, wurde der Botſchaft auf ihr Anbringen geantwurtet wie harnach folgt:

„Nachdem M. Herren erfunden und durch das göttlich wort bericht, daß wir chriſten ein lange zyt dafür in vil dingen, und ſonderlich des ſacraments und der mäß halb irr gegangen, habint ſy änderung und verbeſſerungen gethan, und vermeinint, darin nüts unrechtes, unziemlichs oder unchriſtenlichs gethan, ſondern allein dem Willen Gottes und hl. göttlicher Geſchrift gelebt zu haben. Nachdem M. Herren ſich öfters, mündlich durch ihre Boten, ferner durch Schriften und Mandate erboten haben, wenn über kurz oder lang Jemand käme, und ſie eines beſſern aus göttlicher hl. Geſchrift alten und nüwen teſtaments lehren, beweiſen und unterrichten möge, daß ſie alsdann von ihrem fürnemen ſtehen und demſelben folgen wollen. Dieſes Erbietens, Willens und Gemütes ſeien ſie noch heutzutage. Wellend ſy by dem gotzwort und den usgangnen Mandaten blyben, diewyl ſy mit der geſchrifft

nit darvon gewyſen wurdent. Damit man aber zuo frid, ruowen und einhälligem wäſen möge komen, ſyge M. Herren höchſte pitt und beger: daß ſy ire glerten und der heiligen geſchrift verſtändigen har gen Zürich ſchicken, die mitſampt den glerten daſelbs zuoſamenſitzind und die heiligen geſchrift erdurint, wer recht hab oder nit. Und achtind M. Herren, wo ſolichs beſcheche, daß man zuo frid, ruowen und guotem verſtand der dingen kommen werde." Wenn dies geſchehe, erbieten ſich M. Herren, des Strafens halber alles zu tun, was frommen Eidgenoſſen zuſtehe und wieder zu tagen mit den andern Orten ſitzen.

Dieſer rauhe Beſcheid beſagte nichts anderes als das „ceterum censeo": Zürich will unter der Bedingung mit den andern Eidgenoſſen zu Friede, Ruhe und richtigem Verſtande der Dinge kommen, daß ſeinem Evangelium die Herrſchaft zuerkannt und das Urteil den Gottesgelehrten von Zürich und der letzte Entſcheid M. Herren anheimgeſtellt wird. „Da ließends aber hören", ſchreibt über dieſe Vorgänge Hans Salat, „daß ſy nienen uf kein geſpräch wettend, ſondern allein die halten in ir ſtatt, damit umbgangen worden wär, als vormalen allwegen mit den andren; ouch, wie ſy ſo heiter harus ſeitend, ſy wettend uf irem fürnemen blyben!"

Urſächer dieſes Ausganges war offenbar Zwingli. Dieſer war ohnehin auf das Höchſte erregt und erboſt durch den Widerſtand, welchen ihm die Patriarchen des Wiedertaufs leiſteten. Zudem hatten am 27. Auguſt 1525 einige betrunkene Bürger vor Zwinglis und Dr. Uttingers Haus argen Nachtlärm gemacht, ihn, den roten Uoli und Ketzer, herausgefordert, den Kuſtos einen Judas und langen Ketzer geſcholten, in der Leutprieſterei die Fenſter eingeſchlagen. Der Rat mußte lange Unterſuchungen veranſtalten, die zu einem lächerlichen Majeſtätsprozeß ausarteten, welcher mit Folterung begann, aber mit Strafe zu „Muos und Brod" endigte. Zwingli konnte ferner am 22. September 1525 an Vadian berichten, daß der Bürgermeiſter dem „scriba spurius", Joachim von Grüt, bei dem Vortrage der Botſchaft das Wort verweigert habe; dennoch habe die „bulla audax" noch einige Anſchläge verſucht, aber unter den Vorwürfen und dem Unwillen der Frommen ſich zum Schweigen bequemen müſſen. „Nic est ceterorum indignatione lapidatus, ut, nisi vehementer infelix sit futurus, discere merito debeat non maledicere vel blasphemare. Noster senatus

nec unguem latum cessit a proposito pietatis itinere. Nihil est vobis timendum; state immoti atque alacres."

Ob unter den „furiosos tigrides", welche nach St. Gallen kommen werden, die Wiedertäufer oder die Boten der sechs Orte gemeint waren, geht aus dem geheimnisvollen Briefe nicht klar hervor. Über den argen Nachtskandal der „consceleratі" und den Heldenmut Zwinglis, der schwerbewaffnet sich wehrte, „presens animo fuit atque intrepidus", mußte Schulmeister Jörg Binder an Dr. Vadian schreiben. Weitere Gefahren für das hl. Evangelium wußte Zwingli sofort und gründlich zu beseitigen. Er ließ dem Kapitel zum Großen Münster den Kirchenschatz wegnehmen, den gefürchteten Gegner Joachim von Grüt nach Rom senden und die Auslieferung des Kloster- und Bildersturmers Konrad Weyser vor das Landgericht zu Frauenfeld verweigern. Doch erklärte der Rat, daß zu Stein weder Erasmus Schmid ferner als Pfarrer, noch Konrad Steffan als Bürgermeister sollen amtieren dürfen. Ein Ausgleich in Bezug auf die grundsätzlichen Fragen erwies sich als unmöglich, weil der Rat von Zürich überzeugt war, er habe stets das Rechte getan und die Bünde treu gehalten, während die Mehrzahl der Orte bisher ebenso standhaft das Gegenteil behauptete.

7. Unterhandlungen zwischen Bern und Zürich.

Die schroff abweisende Antwort, welche der Rat von Zürich sowohl Glarus als den sechs vermittelnden Orten erteilt hatte, mußten jeden Zweifel beseitigen, daß die maßgebenden Kreise in Zürich irgendwie gesonnen seien, den Wünschen der sechs katholischen Orte und den Anträgen der sechs vermittelnden Orte entgegen zu kommen. Das letzte Ziel der Zürcherpolitik: gesamte Eidgenossen müssen durch Liebe im Evangeltum vereint, die Widerstrebenden, wie in Zürich, durch Rüche zu demselben gezwungen werden, trat immer bestimmter in Vordergrund. Diese Haltung der Zürcher hatte die Folge, daß Freiburg sich mit aller Entschiedenheit den fünf Orten anschloß, Solothurn sich in kirchlicher Hinsicht denselben immer mehr näherte, so daß bald sechs, bald sieben Orte schließlich in den wichtigsten religiösen Fragen zusammenhielten.

Auf die drei Städte: Bern, Baſel und Schaffhauſen war immer weniger Verlaß. Wohl beſaßen die Katholiken noch eine kleine ſtets ſchwankende Mehrheit, aber längſt nicht mehr die Kraft, gegenüber dem Anſehen der Zürcher und ihrer Anhänger in den Räten eine feſte und entſchiedene Kirchenpolitik durchzuführen. Zwingli, über alle Verhältniſſe auf das Genaueſte unterrichtet, konnte, ohne Prophet zu ſein, den Sturz des Antichriſt in allen drei Städten vorausſehen und ſeine Praktiken darnach geſtalten. In Glarus beſaßen die Katholiken noch eine kleine Mehrheit, ſie konnten mehrmals auf der Tagſatzung in kirchlichen Fragen den Ausſchlag geben. In Appenzell waren die Neugläubigen in geringem Vorſprunge gegenüber einer entſchloſſenen katholiſchen Minderheit. Einhelligkeit der zwölf Orte gegenüber der Politik Zürichs war weniger als je zuvor vorhanden. Über die wichtigſte politiſche Frage: ob die Eidgenoſſen den Zürchern ferner die Bünde beſchwören und mit ihnen auf tagen ſitzen wollen, konnte kein Entſcheid getroffen werden; ſechs Orte ſtanden ſtets gegen die andern ſechs. Die Tagſatzung konnte ſeit Sommer 1525, ſogar in kirchlichen Fragen weder einmütige Beſchlüſſe faſſen, noch die Mehrheit ihrer Beſchlüſſe durchführen. Den Staatsmännern der ſieben Orte blieb nicht verborgen, daß zwiſchen Zürich und den ſchwankenden Orten geheime Praktiken beſtanden, daß namentlich in den drei Städten eine mächtige Partei mit den kirchlichen und politiſchen Plänen Zwinglis einverſtanden und zu deren baldiger Durchführung entſchloſſen war.

Auf der Tagſatzung zu Luzern, 3. November 1525, wollten die ſechs katholiſchen Orte wiſſen, was die Botſchaft der ſechs ſchwankenden Orte am 18. September 1525 in Zürich ausgerichtet, und was ihre Obrigkeiten zu handeln beſchloſſen haben. „Hattend aber die botten derſelben ſechs Ort kein gwalt und befelch, ſölichs zu ſagen; daby wol zuo verſtan“, wie Salat beifügt, „zuo wederm teil ſy mer gunſt und gefallens der handlungen hatten. Allein hatten die boten von Solothurn befelch, daß ir herren und obern ſich von den fünf orten ſampt Fryburg nit ſündren ſunder by inen blyben und zuo tagen ſitzen wettend.“

Geheimnisvoll lauten die Mitteilungen, welche Mag. Zwingli durch Stadtſchreiber Chriſtian Friedbold an ſeinen Freund Dr. Vadian am 11. Oktober 1525 gelangen ließ. Die Herausgeber

der Briefe Zwingli vermuten irrtumlich, es handle sich um die ersten geheimen Anschläge und Praktiken wegen Abschluß eines christlichen Burgrechtes zwischen Zurich Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und den süddeutschen Reichsstädten, worüber Zwingli längst mit Bucer und Capito in Straßburg konspirierte: „Hic apparet facile, *remen federum cum civitatibus Germaniae* pro libertate in rebus civilibus et sacris tutanda." Wir kennen den vollen Inhalt der wichtigen Anschläge nicht, weil er intimstes Geheimnis blieb, welches Friedbold überbrachte, sondern nur die kurze Zusammenfassung der leitenden Gedanken, „quae non possint omnibus committi". Dieselben stehen mit dem ersten Kriegsplane Zwinglis im Zusammenhang Unter den Eingeweihten muß bereits damals eine Geheimsprache in Übung gewesen sein.

„Accedit aliud", lautet die wichtige Stelle des Briefes an Dr. Vadian, „ne forte memoria eius non satis foret, nisi illum, ut memoret, quae nos de *litteris* et *imperialibus civitatibus* retulimus, et quae de *principum* et *nobilium* rapacitate, quae tandem erumpura sit, postremo, quae de *rostris Aegyptiacis*, hoc est, de domibus muro cinctis inundante Nilo, etc. Colligas autem, *superstitiosius* nos tenere debere, etiam si *instrumentis* non liceat, tamen *fine*. *Vana enim gravius, quod fides servat, quam quod cum merito nos putresci, beatosque esse cum dico, quo pede durant, quam si pax instrumenta cogunt.* Unde nobis apud nos omnia secura et integra esse non potest, nisi ea in una eademque fide conjunxit, christiana res apud nos semper in statu est Maximus, ut, ubicunque possit, hostis nostri diabolo arma auferantur, hoc est, ut ea abolentur, quae contra Deum exstructa sunt!"

„Könnte die ganze Sinnesart, die ganze Anschauungsweise Zwinglis wohl schärfer charakterisiert werden als durch diese Worte?" fragt Dr. Hermann Escher „Könnten wir noch eine ausdrücklichere Bestätigung der in dem Ratschlag vom Dezember 1524 niedergelegten Pläne wünschen? Der Ratschlag und dieser Brief vom 11. Oktober 1525 bilden den Ausgangspunkt für die gesamte zwinglische Politik, soweit sie sich über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus erstreckt Dieselben bezeichnen auch ferner den wichtigen Moment, in welchem die bedeutenden politisch-religiösen Gesichtspunkte dermaßen das Übergewicht zu erlangen begannen, daß vor ihnen alles andere in Hintergrund tritt, bei

Zwingli die religiöse Gemeinschaft maßgebender als die politische erscheint. Dabei dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß es sich nicht um einfache politische Streitfragen und territoriale Anstreuch handelte, sondern um eine, wenn auch mit weltlichen Mitteln angestrebte Beschirmung dessen, was die Reformation aus Trümmerhaufen und wüstem Schutt hatte hervorgraben müssen, einen lebendigen Glauben und eine tief innere religiöse Überzeugung.

Der Schlüssel zur Universalpolitik Zwinglis dürfte auch noch Dr. Escher in seinem Bewußtsein des Propheten zu suchen sein, welcher die kategorische Forderung aufgestellt hatte: es müsse das Evangelium Christi einig und allenthalben, so wie er dasselbe auslegte, gepredigt, alle Gesetze diesem göttlichen Willen gleichförmig gemacht, jede Obrigkeit, welche außer der Schnur Christi fahre, mit Gott entsetzt werden.

Dr. Joachim von Watt lebte zur Zeit, als Zwingli die seine tiefsten religions-politischen Geheimnisse offenbarte, mit derselben in einer wohlbegreiflichen Spannung. Gerade der Brief vom 11. September 1525 enthält bitterböse Bemerkungen wider den Schwiegervater Jakob Grebel. Dieser hatte sich im Sommer 1525 Zwinglis Haß zugezogen, weil er mit Joachim von Watt als „congeror" in mehreren Fragen einig gieng. Darauf bezieht sich der Ausfall: „Jupiter ulmas suo voce nutuque omnia regat, ut in eius gloriam cedant. Quod senatus-paulo ferocam perdue lio isto egit, nihil te moveat!" Der Brief vom 11. Oktober 1525 meldet die Gefangennahme des Schwagers Konrad Grebel und die Anschläge gegen seinen Vater mit Worten, welche den Freund in St. Gallen schwer verletzen mußten.

8. Annäherung zwischen Zürich und Bern.

Wenn Dr. Vadian trotz diesen Mißhelligkeiten von Zwingli über seine politischen Absichten ins Vertrauen gezogen wurde, so mußte dies noch weit mehr gegenüber den Freunden zu Basel, Schaffhausen und besonders zu Bern der Fall sein. Hans Salat weiß in der Tat von allerhand geheimen Praktiken zwischen Zürich und Bern im Spätherbste 1525. „Die Berner nach anfangen luggen, auch zwickend uf der Zurcher tun. Schickend auch etwas schwer ratsbaten gen Zürich und die Zürcher gen Bern, redtend auch mit vast den alten orten, was inhalts ire instructionen ...

Aber under den Zürcher liten, den Turgöwern und andren Zwinglischen war eine heitere sag, die von Bern hättend den Zürchern lib und guot zugeselt. Das ouch den Bernern zuo zyten fürghalten und eben akustiklich verantwurt ward."

Zwingli hatte zu Bern einen mächtigen Anhang sowohl im Klerus, den Räten und in der Bürgerschaft. Die Familien May und Wattenwyl standen entschieden zu ihm. „Clarissimis viris a Mad[ius], Bernensium e senatu" hatte der Reformator am 17. August 1525 das Buch „Subsidium de Eucharistia" gewidmet. „Da hat er grad ein gantz nest der voglen funden", scherzt Hans Salat, „die sine gesinders hattend, und in eergot im gluch verwicklet. denn Zwingli hett flux gemerkt allenthalb den eergotigen Zapfen und den unverstand. Er fart ouch allen flyß an, die Berner samt rat und zweihundert von Bern zuo bringen uf sin meinung. So wär es beschächen umb dsach. und diß sin fürnemen betrog in nit. da man nun ouch wol merkt, wie es umb Bern anfieng stan."

Die Richtigkeit dieser Darstellung wird durch die Akten bestätigt. Eine Botschaft der sieben Orte trat Ende November 1525 vor den Rat zu Bern und bat, derselbe möge sich von ihnen nicht sondern, auch bei dem alten, wahren Glauben bleiben. Der Bescheid lautete: Bern verharre bei dem alten guten Herkommen und werde sich von den sieben Orten nicht sondern. Der Rat sei entschlossen, bei den hl. Sakramenten, der Messe, der Anrufung und Fürbitte der lieben Mutter Gottes und der Heiligen zu verbleiben, die Bilder beizubehalten. Weil aber mit Kirchenbann und Ablaß viel Mißbrauch getrieben werde, bitte man die sieben Orte, sie mögen mit Bern in Ratschlag treten, wie solchen Übeln abzuhelfen sei. Wollen sie nicht entsprechen, so würde Bern für sich auf alle Mittel und Wege zur Abhilfe sinnen. In allem andern wolle man Leib und Gut zu ihnen setzen und ihnen zu handeln und strafen behilflich sein. Was den Bundesschwur betreffe, möchten die Räte ernstlich bitten, diese Frage aufzuschieben. Bern gedenke niemanden von den Bünden auszuschließen, sondern werde sie denen schwören, welche es ebenfalls tun. Bern wünsche, daß Zürich nochmals gebeten und ermahnt werde, von dem zwinglischen Glauben abzustehen, und die Sonderung aufzugeben. Dadurch hoffe Bern, der allmächtige Gott werde der Eidgenossenschaft

wieder zu Friede, Ruhe und Einhelligkeit verhelfen. Diese Verständigung müsse jedoch vor dem Bundesschwure geschehen.

Am 29. November 1525 trat eine Botschaft aus Bern, zwei altgläubige und zwei reformierte Ratsherren, in Zürich vor Bürgermeister und Rat. Sie stellten vor, die lieben Orte seien vor den Räten zu Bern erschienen, haben sie höchlich ersucht und gebeten, sich von ihnen nicht zu sondern, und erklärt, sie seien gegen Zürich in großem Unwillen. Solches sei den Herren zu Bern von Herzen leid und sie begehrten, es möchte darum Abgestellt erfolgen. Deshalb seien die Boten nach Zürich gekommen, sie bitten und vermahnen die lieben Eidgenossen von Zürich, auf das höchste, von ihrem Fürnehmen, um Friede und Wohlfahrt der Eidgenossenschaft willen gütlich abzustehen. Sie mögen die Messe wiederum annehmen, dann werde man auf die Bilder und andere Zeremonien wenig setzen; aber Zürich möge doch um so viel mehr machen, „daß sy ein mäß des tags in ir statt halten lassind".

Zürich möge sodann bedenken, lautete das Ersuchen ferner, welches Glück die Eidgenossen beim alten Glauben genossen, wie Fürsten und Herren nichts über sie vermocht, sich aber jetzund solcher Zwietracht freuen, sonderlicher Hoffnung, solche Zwietracht werde alles Glück von ihnen wegnehmen. Sollte es sich begeben, daß man zusammen ins Feld ziehen müßte, Zürich keine Messe hätte, die andern Eidgenossen aber Messe lesen ließen, wäre ernstlich eines grausen unrodt under uns selbs zu besorgen. Zürich möge alle diese Sachen wohl bedenken und eine gute freundliche Antwort geben. Die Räte verdankten die Botschaft und erklärten, sie wollen die Sachen näher überdenken und erdauern. Der Rat zu Bern hoffte durch sein mehr als weitherziges Entgegenkommen in Zürich eine versöhnliche Stimmung hervorzurufen. Es war dies in einflußreichen Kreisen der Fall. Die Räte waren im Zweifel, was sie handeln sollen. Das Breve „Cum vergisset" vom 11. Dezember 1525 in der Soldfrage war von bösem Einflusse.

Der Anstoß zu weitern Praktiken gieng zunächst von Bern aus. Berchtold Haller, „discipulus et frater", schrieb am 20. November 1525 an Zwingli: Wenn es den Zürchern ratsam schiene eine Botschaft nach Bern zu senden, möge er sorgen, daß wenigstens ein beredter Mann dabei sei, derselbe werde wunderbare Erfolge bewirken: „Hoc, ut in tantur vel unus eloquens et rerum conscius

Omnia bona oremus!" Zwingli selber war keineswegs in ernster Sorge „humoristische", schrieb er am 1 Dezember 1525 an Œkolampadius. „Tu, ut adsolet, constans esto; nostri enim constantes sunt' *Bernatibus* enim petentibus, *ut rei in una aliqua ecclesia mutatae patrocinium praestemus*' Mittetur *legatio* nostra ad *Bernenses* eodem modo, quo ipsi apud nos venerunt Qui cuneta, quibus hactenus pressarunt *pudam Helvetiorum* urbem, nostram exponent, ut arbitror, *petentque, ut publicae tum pacis tum doctrinae evangelicae consulere velimus*."

Zwingli ermunterte den zagenden Freund, welcher gerade damals von den Archonten und Pharaonen in Basel allerlei Widerwärtigkeiten zu erdulden hatte: er möge die Arme nicht sinken lassen, niemand habe je für eine gerechtere Sache gestritten, als sie beide. Das Frühjahr 1526 werde großen Aufruhr bringen, zunächst den Fürsten, nicht den Städten, wenn letztere vorsichtig seien. Was habe es zu bedeuten wenn der Widersacher noch so viele seien? sie werden alle durch die Wahrheit des hl. Evangeliums überwunden werden, schrieb Zwingli siegesbewußt, gleichsam in einer Art von Extase:

„Vincet, vincet omnes veritas et adperientur cogitationes cordium; prodetur hypocrisis, ubi usu tandem fuerit hactenus abstrusa. Surget invicta omnibus veritas. Accedit *opinioni nostrae* universus fere mundus, non malignus iste, sed is, qui in coelis quoque scriptus est. Vale et perge! nihil est quod non possumus per Christum!"

„Mire animum meum recreavit civium tuorum constantia", schreibt darauf Œkolampadius am 6 Dezember 1525, „qui *tam sacrum fidei divinae aedificium neque praesentium ingruere posse videt*. Utinam *Basilienses* aliquanto unitarentur; sed adhuc terrent sunt, ne quid aliud dicam! Nihil ambigo", fügte er tags darauf bei, „quin ubique per Christum dexterrimum sit actorum mutatio, ubi e cardine laetus est!"

Über die Botschaft der Zürcher nach Bern und die kirchliche Lage machte Zwingli an Dr. Vadian am 23. Dezember 1525 weitere vertrauliche Mitteilung. „*Bernam* missa est senatus ducentorum legatio. Quid responsi conferatur, exspectamus. Vincemus nostra tempestate, quantum possunt studia, quae jam *Helvetiorum* animum occasionem impediunt Da eum eorum concordiam et

non modo per dissensionem, sed si mavis desertionem. Caesaris vis imminuetur sed et *Gallus* e vinculis educetur; tantum est a *Germanis* Caesaris fastidium. Verumtamen sic est in fatis. Consilio cuiusdam, quem tibi paulo post nominabo, factum est a *Bernam* sit legatum elllagitantibus nonnullis qui isthic Deum timent. Res magni momenti erit, si recte volent consulere. Hactenus tecum, tu interea bona spera!"

Am 16. Dezember 1525 kam der Vortrag, welchen die Zürcher Botschaft zu Bern vor Räten und Burgern halten sollte, durch einen Ausschuß, in welchem jedenfalls Zwingli gesessen war, vor beiden Räten zur Verlesung und Annahme. Es wurden jetzt Ratsherren bestellt, welche die Sendung übernehmen mußten. Der Vortrag wurde nicht Bürgermeister Diethelm Röust, sondern Landvogt Hans Rudolf Lavater auf Kyburg, einer stattlichen, redegewandten und angesehenen Manne übergeben. Die Botschaft mußte die Beschwerden vor Räten und Burgern zu Bern schriftlich und mündlich vorbringen. Am St. Thomastag 1525 war der Vortrag auf dem Rathause zu Bern.

Zunächst, erklärte der Sprecher, wolle man in Zürich wissen, ob und weshalb Bern mit den sechs, jetzt sieben Orten zusammen gehen und mit Zürich nicht mehr handeln und aufsagen wolle. Wenn die sieben Orte solche Sonderung damit begründen wollen, daß Zürich die Bünde nicht gehalten und denselben zuwider gehandelt habe, versichern die Zürcher, daß sie die Bünde stets gegen alle Eidgenossen gehalten haben und sie in Ewigkeit halten wollen. In Bezug auf die Gefahren, welche der Eidgenossenschaft infolge ihrer Zwietrachtigkeit von Seite des Kaisers und der Fürsten deutscher und welscher Nation begegnen, da der Rat von Zürich längst erfunden und betrachtet, daß die fremden Fürsten den Eidgenossen weder treu noch hold seien, ihren Eigennutz suchen und auf Unterdrückung der Eidgenossen sinnen; wie sie denn etliche fremde Herren berühmen und frohlocken, „daß sie eine Zweiung der Eidgenossen zustande gebracht; darum sy aber, so Gott will, verfallen müeßent".

Wenn die sieben Orte vermeinen, daß die Herren von Zürich „sachen, die wider Gott wären, handlend, darum sy nit mit uns mit mer tagen wöltend", so habe ihnen der Rat genugsam und wiederholt mündliche, schriftliche und gedruckte Antwort ge-

geben, darby föll mans blyben laſſen' Zuodem vermeinen wir nit, daß in unſern pündten jendert erfunden werde, ob etwas dem waren göttlichen wort loste, dem anhangte, dem nachfolgte, und das, ſo Gott heißt, täte, daß die darum verachtet, gefundert, und als ob ſy nit criſtenlich handletend, oder unſer pündt nit haltend, usgeſchloſſen ſöllent werden." Wenn jemand in Sachen, welche Zürich ebenſo gut wie andere Orte berühren, ſeine Boten mit Denen von Zürich nicht mehr will auf tagen ſitzen laſſen, „müeßend wir uns Gott befelchen, in hoffnung, der allmächtig Gott, in dem wir allen troſt und hilf geſetzt, werde ſamt ſinem einigen, eingebornen ſun Jeſu Criſto und dem heiligen Geiſt in dero namen aller unſer pundt angefangen, von uns niemer wychen, und durch ir barmhertzigkeit by inen zuoletſt ſytzen und blyben laſſen."

Auf die Ermahnung, daß wir in unſer ſtatt das ſacrament und all tag nit mer denn ein meß halten wöllent, ungezwungen, wer darzuo und darvon gange, und die Vorſtellung, es möchte geredet werden, daß es groß, ſchwer und erſchreckenlich ſei, Sakrament und Meſſe, welche unſere Vordern viele hundert Jahre lang geglaubt und gehalten haben, zu verlaſſen und zu behaupten, daß unſere frommen Vordern, welche darin ihr Seelenheil geſucht haben und in dieſem Glauben geſtorben ſind, deshalb verloren ſeien, lautete die Antwort ſehr troſtlich: „Solich urtel ſetzen wir dem allmächtigen Gott heim und achten, daß es unſere Vordern dann in guoter criſtenlicher meinung gethan, wie ſy underwyſt worden, und nit anders gwußt haben, deß ſy, ob Gott will, kein nachteil irer ſeelen befinden."

Darauf folgte eine theologiſche Abhandlung im Geiſte Ulrich Zwinglis, wie Jeſus Chriſtus das Nachtmahl aufgeſetzt, mit ſeinen Jungern gehalten, auch die Apoſtel bei ihren Zeiten und die Kirche dasſelbe gefeiert haben, und es lange Zeit ſei gebraucht worden. Es finde ſich nirgends, daß die jetzige Meſſe von Chriſtus eingeſetzt, ſondern daß dieſelbe ſeit etlichen Jahrhunderten „um gelts willen" eingeführt und gehalten worden, „jetz und vil, dann ouch wenig gehalten. So muß man gedenken, daß uns gott um unſer ſünden willen in ſölich irrung zuo kommen verhengt. Es iſt uns anfangs ſchwer und groß gſin, die meß zuo verlaſſen; ſo aber in ſeinen geſchriften oder lerern beider teſtamenten erfunden, daß

die uns Christus, wie man sie jetzt braucht, aufgesetzt, so will es uns zum höchsten schwär sin, darin zu verharren."

Hätte man das göttliche Wort und die Evangelien nach dem Abgange der Apostel so heiter und klar gepredigt, wie es jetzt aus Gottes Gnaden geschehe, auch mehr auf Gottes Ehre als auf der Pfaffen „gut", den Bann, die Menschensatzungen gegeben und gezogen, so wäre es bei der Ordnung des Nachtmals Christi geblieben, und nicht zu der jetzigen Messe, die für ein Opfer zu halten, gekommen. Das alles auszuführen und zu erzählen ist schwer, und müsse diese Erörterung der göttlichen Geschrift und dero Verständigen überlassen bleiben. Dieweil die Gelehrten jetziger Zeit die Wahrheit der rechten göttlichen Geschrift ohne Furcht und Strafe herausjagen, so wurde der Wille Gottes in Bezug auf diese und andere Sachen klarer als bisher in den Menschenherzen erscheinen. Die Herren zu Bern wissen auch, „daß wir und alle unsere frommen vordern so vil hundert jar durch des Bapsts ablaß, um gelts willen erdacht, verwent sind und auch geirret haben".

Es folgt sodann der gewohnte exegetische Erweis, daß Christus das Nachtmahl anders eingesetzt und in seine Worte einen andern Verstand gelegt, als die Pfaffen fürgeben haben. „Also uß rachten gründen, so vilfaltenklich uß göttlicher heiliger geschrift so heiter an den tag hat mögen bracht werden, haben wir im namen Gottes des allmächtigen das heilig göttlich wort, das die rächt spys der seel ist, und den waren ynsatz des nachtmals Jesu Christi anstatt der mäß angenommen." Die Räte von Zürich wollen sich damit weder fürchteßen noch besser denn andere achten, auch mit hilf des Allmächtigen nichts fürnemen und handlen als sie, ob Gott will, am jüngsten Gericht, da alle warheit an tag komen wirt, wol verantworten mögen. „Dann, ob wir schon nit meer als ein mäß alle tag in unser statt hielten, sind wir in sorgen daß daraus unter den Einmüetigen ein zwytracht uferstande."

Wenn die von Zürich mit andern Orten zur Rettung des Vaterlandes ins Feld ziehen müßten, „so werden sie das göttlich wort fründlich üben, und sust", behauptet Zwingli im vollsten Widerspruche mit seinem eifrigen Schreiben, Reden und Praktizieren, „jedermann mäß haben, dero losen und glouben lassen, wie ein jeder vermeinte syner seel säligkeit ze syn, und deßhalb mit niemand

weder zwytracht noch unwillen anzefachen. Dann der gloub fry, ouch niemant darzuo anders dann mit dem waren göttlichen wort genotiget soll werden."

M Herren zu Bern mögen sich deshalb, lautet „die fruntlich pitt, mit hochstem flyß und ernst das syn mag, aus solchen Gründen von M Herren von Zurich in gottlichen oder zytlichen Tingen nit sundern, sondern wie ihre frommen vordern an Zurich far und fur beharren, wie auch Zurich gegenüber Bern beharren werde, und von ich uns nieman zertrennen und scheiden lassen". Wiederholt wird sodann das Anerbieten, daß Zürich „in Sachen der may und ander handlung weder sich aus Grund göttlicher hl Geschrift, es ine mit worten, geschrifften oder fast, güetlich werde lasen und fruntlich wysen lassen". Ebenso scharf wird betont, Zurich werde an aden Eidgenossen fromklich und ehrlich die Bunde halten und erwarte, daß ihm das auch gehalten und niemanden verwilligt werde, wider die Burdt mit uns oder den unsern zu handeln. Zum Schlusse freilich folgt wiederum der unbedingte Vorbehalt: „Wir wellent ouch gemit das gottlich wort und was das wyst, mit der gnad des Allmachtigen nit verlassen!"

„Sonliche werbung bewegt so vil e n Ersame Oberkeit zuo Bärn", sagt Bullinger dem Vortrage bei, „daß sy der statt Zurich antwortend, ir bestes zuo thuon, und scheiden so vil inen muglich, pundt und fruntschaft an Zürich ouch zuo halten." Schultheiß und Rate zu Bern erklarten, sie haben bisher immer als freundliche Mittler unparteiisch fur Beilegung der üblen Mißhandel und Eroberung freundlicher Einigkeit gehandelt. Sie werden auch kunftig sich weder Arbeit noch Kosten reuen lassen, diese Zwietracht zu beseitigen. Leider sei bisher alles Bemuhen ohne Frucht geblieben. Allein Bern werde sich deswegen von Zurich und und andern Orten nicht sondern noch verandern, sondern ihnen Siegel und Briefe der Bündnisse getreulich halten. In Bezug auf die Handel im Thurgau wollen M Herren denen von Zurich gerne das Bessere glauben; ihren Boten werden sie befehlen, darin auf Tagen das Glimplichste und Beste zu ratschlagen.

Zwingli erhielt aus Bern sofort über die Ergebnisse der Botschaft genaue Kunde durch seinen Vertrauten Claudius May. Der Anfang sei gut, die Gesandtschaft als liebe Eidgenossen

aufgenommen und abgefertigt worden. Sie haben den guten Willen, den M. Herren zu einer ehrlichen Stadt Zürich tragen, wohl sehen können, und werden darüber berichten, in Hoffnung, daß die Freundschaft zwischen Zürich und Bern von Tag zu Tag sich mehren werde. Sie haben übrigens auch sehen können, welcher Gesinnung die Mehrheit des Rates noch sei. Berchtold Haller sei als Prediger bestätigt worden, trotz den vielen Ränken, ihn zu vertreiben, was hoffentlich nicht geschehe. Seine Gegner werde ihr Lohn treffen. Zwingli möge ihm seine Briefe durch einen zuverlässigen Boten senden, damit sie nicht in unrechte Hände fallen, und Gott ihm Gesundheit verleihen, damit er dessen Ratschläge vollbringen könne.

Mit dem Entscheide des Rates zu Bern hatte Zürich vielfach ein gewonnenes Spiel. Von Herstellung eines katholischen Gottesdienstes auch nur im bescheidensten Maße, war in Zürich keine Rede mehr. Die katholischen Orte waren damit freilich der Verlegenheit entzogen, über ein für sie unmögliches Anerbieten verhandeln zu müssen, über Kirchenbann und Ablaß mit der städtischen Obrigkeit in Streit zu geraten, glücklich entgangen. Der Rat zu Bern betrat immer mehr der Neuerung günstige Bahnen, indem M. Herren „vil mandat und seltzam ding in ir empter ließend usgan". In den Vogteien, besonders im Thurgau, nahmen „etlich frevel und bös muotwillig sachen" überhand, seitdem Bern mit Zürich glimpflich handelte.

Gleichzeitig, 16. Dezember 1525, unterhandelte Zürich mit den andern vermittelnden Orten, und mit der Stadt St. Gallen, Graubünden, in diesem Sinne. „Man habe landmarswys vernommen, daß etliche Orte unruhig seien, sich vielleicht um ausländische Hilfe bewerben." Ferner enthalte der Vortrag von Landvogt Amberg auf dem Tage zu Luzern, „mit verachtlichen worten, als ob wir nit me Eidgnossen syent", Klagen, welche mehrenteils unbegründet seien und von den Boten der Fürcher nur schlechthin oder gar nicht verantwortet wurden. Niemand könne Zürich vorwerfen, daß es die Bunde nicht halte, noch tadeln, daß es eine für das göttliche Wort beweise. Deshalb mögen die sieben Orte sich weder sondern noch gegen Zürich etwas Gewaltiges furnehmen, sondern dasselbe bei den Bunden schirmen. Der Kleine Rat zu Basel bestritt am 24. Dezember 1525, daß die sieben Orte Umtr ex

machen oder sich um fremde Hilfe bewerben. Er bat den Rat, von Zürich, er möge seine Briefe wie von jeher üblich, an ihn, und nicht an den Großen Rat senden.

Auf der Tagsatzung zu Luzern, 18. Januar 1526, muß es ziemlich lebhaft zugegangen sein. Die sieben Orte wünschten den Ittingerhandel und andere Streitigkeiten mit Zürich rechtlich auszutragen. In alle Abschiede wurde ihr Antrag aufgenommen. Weil den kirchlichen Satzungen zum Trotze das Fastengebot freventlich übertreten und Fleisch gegessen werde, solle nirgend wohin an solche Orte, auch nicht nach Konstanz und ins Ausland, Vieh vertrieben und verkauft werden, sondern solchem gewehrt werden von Anfang der Fastenzeit bis Ostern, wonach sich männiglich richten solle. Weil in Glarus, welches damals die Landvogtei Sargans verwaltete, des Glaubens wegen Streit war, sollten Glarner und Sarganser aufgefordert werden, daß sie von dem Ketzerwerke abstehen und „zu den sieben Orten halten, die sich des Glaubens halber besonders vereint haben.

Bischof Hugo zu Konstanz klagte über Verachtung seiner Rechte und Vorenthalt der bischöflichen Einkünfte, Gefälle und Bischofssteuern. Er wurde auf die Zukunft vertröstet, doch in seiner geistlichen Gerichtsbarkeit geschützt. Ferner wurde der Erlaß eines Fastenmandates gebilligt. Am 11. Februar 1526 erließ der Bischof das große, etwas schwerfällige, aber für Kenntnis der verwirrten kirchlichen Zustände und der Ohnmacht des bischöflichen Regiments äußerst wichtige Hirtenschreiben „Tenaci admodum memoria". Dasselbe ist an alle Prälaten, Dekane, Prediger und Priester auch an alle Herren, Edlen, Magistrate und Landvögte der großen Diözese gerichtet, als ein sehr ernst gemeinter, aber durchaus erfolgloser Versuch, den kanonischen Gehorsam und die Disziplin im Klerus, die alte kirchliche Ordnung im Volke wiederherzustellen und gemeinsam mit den Obrigkeiten den Frieden in der Christenheit aufzurichten.

Der Gesandte von Bern, Venner Konrad Willading, wurde von den Boten der sieben Orte, welche gegen die veränderte Haltung des Rates ernstes Mißtrauen gefaßt, aufgefordert, zu erklären, wessen sie sich von seinen Herren in Glaubenssachen zu versehen hätten. Der Bote verlas darauf eine schriftliche Erklärung, Bern halte die Bünde stets und werde sie stets halten.

Dieser ausweichende und wenig sagende Bescheid kam den sieben Orten sehr befremdlich vor. Sie beschlossen, auf 29. Januar 1526 ebenfalls eine Botschaft nach Bern zu senden und M. Herren zu bitten und zu mahnen, sie mögen, ihres mit Brief und Siegel gegebenen Versprechens eingedenk, sich von ihnen nicht sondern.

Weil der Eidgenossenschaft aus dem lutherischen, zwinglischen und kybischen Mißglauben allenthalben stets größere Unruhen und Widerwärtigkeiten erwachsen, will man eine Disputation halten, wie solches schon auf mehreren Tagen war besprochen worden, um dadurch in Friede und Einigkeit zu kommen. Da wichtig ist, wie und wo das Gespräch gehalten werde, und Basel am geeignetsten erscheint, wurde zur Beratung dieser Frage auf Maria Lichtmeß abends, 2. Februar 1526, eine Tagsatzung nach Baden einberufen.

9. Botschaft der sieben Orte in Bern.

Am 31. Januar 1526 brachten die Boten der sieben Orte ihren Vortrag zu Bern vor Schultheiß, Räte und Burger von Bern vor. Sie erneuerten dringlich ihre Klagen gegen Zürich, daß die Eidgenossen bei diesen seltsamen sorglichen Läufen und gegenüber dem Begehren des Kaisers wegen Ausweisung der Banditen im Thurgau nicht zur Einigkeit gebracht und darin verbleiben mögen, außer es stunden die von Zürich von ihrem Fürnehmen des Glaubens halber ab, und nehmen die christlichen Bräuche und Ordnungen, besonders die Messe und andere Sakramente, wieder an. Das könne nur geschehen, wenn die Berner erklären und zusagen, daß sie gleich den sieben Orten mit Zürich nicht mehr zu tagen sitzen werden.

Seit der Unterhandlung mit Zürich habe ihnen Bern keine „lutere antwurt“ gegeben, sondern einer Botschaft von Luzern, Unterwalden und Solothurn schlechtlich erklärt, daß es an den sieben Orten wie an Zürich die Bünde halten werde. Darüber werde im Zürichbiet und Thurgau durch unnütz, unruwig und ufrüerische Leute allerhand geredet, wie die Herren von Bern den Zürchern mit Leib und Gut zugesagt. Dadurch seien etliche bestärkt und beherzt worden, ungeschickte, dem alten Glauben widrige Handel vorzunehmen und darin zu verharren.

Die sieben Orte glauben zwar solche Handlung zwischen Bern und Zurich nicht: doch haben die Obrigkeiten ihre Boten nach Bern gesandt mit dem ernstlichen Auftrage und Gewalt, M. Herren nochmals auf das höchste zu bitten und zu ermahnen, sie mögen zu den sieben Orten stehen und zusagen, daß sie mit Zurich ferner nicht auf tagen sitzen wollen. Dadurch werden vielleicht die Zurcher, wenn Gott seine Gnade dazu gebe, von ihrem Fürnehmen gewiesen, eine lobliche Eidgenossenschaft wieder zu Einigkeit gelangen und der christlichen alten Ordnung nachgelebt werden. Wenn solches nicht geschehe, sei große Gefahr vorhanden, daß die Eidgenossenschaft in Kriegsläufen durch ihre Zerteilung des Glaubens halber großen Schaden, Niederlage und Zerstörung erfahre. Die Neugläubigen würden im Felde die alten Ordnungen der Kilchen, gewicht Personen und anderer Sachen wegen verspotten, und daraus nichts Gutes erwachsen, wie denn aus der Trennung bisher nichts Gutes entstanden sei.

Solches haben die sieben Orte angesehen. Dabei sind sie keineswegs des Fürnehmens, wider Zurich etwas unfründlichs zu handeln, und niemand darf sich solches zu ihnen versehen, sondern ihr Bemuhen gehe dahin: „damit eine lobliche Eidgenoschaft durch zwevung des gloubens getrennt, wieder geeint, dadurch fündlicher gewalt mit einhäller gegenwer und dapferem widerstand begegnet mög werden. Zuodem, daß sy willens, an denen von Zurich und andren die pünd ze halten und sich des rechten zuo benügen, wie menglichem zuo wüssen, ob sy, die von Zürich, von den pünden nit selbs abgetreten, und ob unser vordern sölicher gestalt zuosamen komen. Das sye zu erlüteren der zyt, so man die pünd schweren wirt", nämlich anfangs Juli 1526. „Wenn dann bemeldte von Zürich", lautet der Schluß, „alte cristenliche ordnung wieder annemend, wellend sy, die sieben Ort, keineswegs von inen stan, und by inen als ire altvordern zu tagen sitzen, wie sy dann zuosamen komen. Zeletst syend sy gueter zuoversicht, M. Gn. Herren von Bern habend sy, die sieben ort, in größer achtung, dann ein einzigs ort. Hieruf früntlicher antwurt begarend."

Die Botschaft der sieben Orte hatte die Frage, ob Bern mit Zurich halten dürfe, sogar die wichtigste aller Fragen: die Notwendigkeit, die kirchliche Einheit aller Eidgenossen herzustellen, auch Zürich zu bestimmen, die alte kirchliche Ordnung wieder auf-

zurichten, als eine patriotische und politische Angelegenheit behandelt. Es mochte diese Haltung den Verhältnissen zu Bern, wo bereits bloß mehr ein politischer Staatskatholizismus zu Recht bestand, entsprechen; kirchlich und grundsätzlich war die Beratung keineswegs. Damit war es den Magistraten zu Bern leicht gemacht, das Vorgehen Zürichs nachzuahmen, und die religiös-kirchliche Angelegenheit, wie zu handeln sei, zugleich mit der Bündnisfrage als ein inneres politisches Geschäft zur Beratung vor das Volk zu bringen. Auf Anbringen der sieben Orte haben M. Herren beschlossen: man werde sich mit Stadt und Land beraten. Die entscheidende und grundsätzliche Frage, ob Bern mit den sieben Orten oder mit Zürich halten, den alten Glauben beschirmen oder schließlich zum neuen Glauben treten wolle, war damit in die Hand des Volkes gelegt. Die Anfrage erging im Februar 1526. Die Antwort lautete dahin: es seien die Bande an Zürich getreulich zu halten und wider niemanden etwas Gewaltiges vorzunehmen. Zwingli konnte am 7. März 1526 an Dr. Vadian schreiben, es sei von Bern nichts Feindseliges mehr zu befürchten, sondern das Beste zu hoffen: „Jam a Bernatibus metus et hodie omnia exspectamus."

Die religiös-neutrale Haltung der Berner hatte in der Tat sofort ihre Wirkung auf die innere Politik der Zürcher. Von fortan von seite der fünf schwankenden Orte kein ernstlicher Einspruch mehr zu besorgen war. Der Rat führte gegenüber den Stiften und Klöstern die schärfsten Maßregeln durch, ohne sich um den Widerspruch der Altgläubigen im Klerus, im Rate und in der Bürgerschaft im geringsten zu kümmern. Diese hatten nur noch das Recht, sich zu fügen oder auszuwandern. Die Häupter der katholischen Orte sahen jetzt nur noch ein Mittel, Zürich von seinem Fürnehmen abzubringen: das von den Theologen längst angestrebte Religionsgespräch, auf welchem Msgr. Ulrich Zwingli und seine Prädikanten, auf Grund der hl. Schrift ihres Irrtums überwiesen, die katholische Lehre, siegreich als die einzig wahre verteidigt, fortan seitens aller Obrigkeiten geschirmt werden sollte.

III. Abteilung.

Die kirchlichen Händel der Eidgenossen im Jahre 1526.

Disputation zu Baden und Beschwörung der Bünde.

STANFORD LIBRARIES

I. Die große Glaubensdisputation zu Baden.

1. Vorberatungen und Unterhandlungen.

Den ersten Anstoß, die Frage eines Religionsgesprächs wieder aufzunehmen gab sicherlich Dr. Johannes Eck, vermutlich im Einverständnisse mit Dr. Johannes Fabri und Dr. Thomas Murner, welcher seit Anfang des Jahres 1525 zu Luzern in Bekämpfung der neuen Lehre eine überaus rege Tätigkeit entfaltete. Bullinger wirft „Johann Fabri, des bischofs zu Costenz und des Furisten Ferdinandi Diener", vor, er sei im Herbst 1525 auf die Tagsatzung gen Luzern gefahren, den Wagen, damit er zu Gang gebracht wurde, mit Wagensalbe zu schmieren. Darauf sei Dr. Eck wiederum hervorgetreten und habe sich erboten, mit Zwingli und Ökolampadius zu disputieren. Der Chronist legt gegenüber diesen beiden hervorragendsten Gegnern des hl. Evangeliums sogar Jahrzehnte nach ihrem Tode überall die größte Gereiztheit zur Schau. Dr. Eck schrieb am 18. Oktober 1525 aus Ingolstadt an die Eidgenossen einen langen Brief, um die Abhaltung einer Disputation mit Zwingli und seinen Gottesgelehrten zu begründen.

Er hat vernommen, wie die Eidgenossenschaft in ihrem Mehrteile noch standhaft im alten christlichen Glauben fürfahren, andere dagegen, nicht nur durch die Wiedertäufer, sondern auch durch Zwingli und Husschyn, genannt Ökolampadius, in die Irrsale und Grube der Ketzerei gefallen seien, nachdem sie das Licht des wahren Glaubens verloren haben. Noch vor kurzem zwar haben Zwingli und Ökolampadius bestritten, daß die hl. Messe ein Opfer sei, aber versichert, das Sakrament des Leichnams und Bluots Christi hoch zu ehren. Zwingli hat sich im Juli 1523 gegen das schalkhaftige Geschrei der Papstler, welche ihm vorwarfen, er wolle aus dem Sakrament des Leichnams Christi nüts machen und die Gläubigen der himelschen spys berauben, in der Auslegung seiner dritten Schlußrede höchlich verwahrt. Zwei Jahre nachher fallt er mit aller Unsinnigkeit in den nämlichen Irrsal, stellt „die meß der kilchen und sin eigen erdichte meß" ab, und beraubt die Gläubigen der himmlischen Speise. Also lose, lugge und wankelmuetige Leute

sind die Ketzer, und dennoch schreiben sie „der fels des ungezwifelten gloubens und ewiger wysheit sygend by uns“. Zwingli hat ehedem Dr. Luther als weidlichen Diener und treffenlichen Streiter Gottes gepriesen, der mit so großem Eifer die Schrift ergründe, wie seit tausend Jahren keiner auf Erden gewesen. Warum hat Zwingli nicht zu Dr. Luther, welcher Dr. Karlstadts Ketzerei vom hochwirdigen Sakrament mit der hellen hl. Schrift umstoßen, sondern zu Dr. Karlstadt, welcher doch seither von seiner Irrlehre gefallen ist, und dieselbe widerrufen hat?

Dr. Eck bittet die Eidgenossen, sie mögen sich, ihre Bundesverwandten und Untertanen, durch Zwinglis Lehre und Ökolampads „hüpschen schein“ nicht verführen lassen. Sie haben sehen können, wie die neue Irrlehre „alle unenigkeit, unwillen ungehorsame rotten, uffruoren, verderben von land und lüt, usttilgung alles Gottesdienstes, aller erbarkeit, allen muotwillen, alle sünd und laster“, als jammerliche Frucht mit sich gebracht habe. Sie mögen hinsehen auf die Unbeständigkeit und Spaltung, welche in kurzer Zeit entstanden seien: auf die Bilderstürmer, Wiedertäufer, und besonders auf die „verzwyfler“, welche predigen, Christus habe am Kreuze gezweifelt und damit gesündigt, auf die „helltrüger“, welche lehren, Christus habe auf Erden nur eine kurze Zeit gelitten, in der Hölle haben ihn die „tüfel“ erst recht gekreuzigt. Der Doktor von Ingolstadt bittet die frommen und biedern Eidgenossen, sie mögen um Gottes willen herzhaftig beim alten, wahren, ungezwyfelten, christenlichen Glauben verharren, denselben mannhaftiglich handhaben, die Irrlehre ausreuten und vertilgen. Was „er armer pfaff“ dazu dienstliches erweisen könne, namentlich mit Übernahme der bereits zweimal anerbotenen Disputation, werde er mit willigem Herzen und höchstem Fleiß tun, getroster Hoffnung, der barmherzige Gott werde ihnen, seiner Wahrheit, und dem hl. Glauben beistehen.

Das Schreiben Dr. Ecks kam auf den Tagsatzungen zu Luzern, 7. Dezember 1525 und 18. Januar 1526, zur Beratung und in Abschiede. Nachdem Zwingli beständig eine Disputation verlangte, um sich unterweisen und belehren zu lassen, daß er irre, nachdem sich ferner der Versuch, die kirchliche Lehre und Ordnung durch obrigkeitliche Mandate aufrecht zu erhalten, als undurchführbar erwiesen hatte, kamen die Führer der katholischen Partei

am 18. Januar 1526 neuerdings auf das Anerbieten von Dr. Eck zurück. Ein Religionsgespräch, eine Art geistliches Turnier der Theologen, auf welchem der Kanzler zu Ingolstadt die Hauptrolle führte, sollte die kirchlichen Gegensätze ausgleichen, den „kühnen Unglauben" überwinden. Zwischen den fünf Bischöfen wurde eine Übereinstimmung angestrebt, namentlich Bischof Hugo wirkte, bestimmt von seinem Generalvikar, eifrig für das Gespräch. Auch der Legat Ennius Filonardi war dem Vorhaben günstig, während Papst Clemens VII., angesichts der Mißhelligkeit und Eifersucht der Eidgenossen die Disputation unter Vorsitz eines Legaten zu Genf oder Lausanne gehalten wünschte. Es war dies die Anschauung des Kardinals Sadolet, wohl begründet durch die Tatsache, daß diese beiden Städte samt den burgundischen Landen durch die neue Lehre und das Auftreten der Waldenser ebenfalls bedroht waren. Allein es konnte von einer Disputation außerhalb der Eidgenossenschaft keine Rede sein. Auch für diesen Fall kam es bei den Eidgenossen sofort zu ernsten Bedenken und mühseligen Verhandlungen in den Räten.

„Wohl hoffte man", schreibt mit Recht Dr. Ph. Anton von Segesser, „durch die Kraft der Überzeugung Schwankende, wie bereits eine große Partei zu Bern, dem alten Glauben zu erhalten. Bischof Hugo, selber ein Zürcher, hatte die Einwilligung dazu gegeben. Der hl. Stuhl aber blieb auch diesen Disputationen gegenüber mit vollem Rechte auf dem Grundsatze, daß die Kirche, einen ausschließlich berechtigten Lehrkörper anerkennend, die Entscheidung über die Wahrheiten des Glaubens weder der Disputierkunst spitzfindiger Dialektiker noch dem Spruche aufgestellter Kampfrichter preisgeben könne, sondern dieselbe dem hierarchischen Lehramte vorbehalten müsse. Bei den Eidgenossen wirkte dagegen der Vorgang Zürichs, dessen Magistrate drei Jahre vorher die Einführung der zwinglischen Neuerungen von dem Ausgang einer Disputation abhängig gemacht hatten, deren Grundlagen übrigens bereits im zwinglischen Sinne festgestellt waren, auf die katholischen Obrigkeiten. Luzern stand unter den Orten, welche die Disputation beförderten, obenan. Die Disputierlust der katholischen Theologen Dr. Murner und Dr. Fabri, zu denen sich noch der berühmte Dr. Eck gesellte, hoffte auf einem neuen Kampfplatze einen glänzenden Sieg davonzutragen."

„Die Katholiken setzten um so größere Hoffnungen auf die Disputation", fügt Franz Rohrer bei, „welche im Gegensatze zu den beiden Zürcherdisputationen für die gesamte Eidgenossenschaft Geltung haben sollte. Damit wäre die religiöse Frage für alle dreizehn Orte und ihre Zugewandten gelöst gewesen. Allein die Bedeutung solcher Religionsgespräche ist vielfach unterschätzt worden und ihr Ausgang zur Genüge bekannt. Wenn die Katholiken ein solches wünschten, so beweist dies nur, daß sie zur Überzeugung gelangt waren, ihr Glaube müsse auch wissenschaftlich gestützt werden."

Als Ort „Malstatt" der Disputation stand Basel im Vordergrunde. Diese Stadt, Residenz eines Bischofs und Domkapitels, Sitz einer Universität und Mittelpunkt jener humanistischen Richtung, deren Vertreter, Erasmus von Rotterdam an der Spitze, nicht völlig mit der alten Kirche gebrochen hatten, sondern vielfach mit den Häretikern der neuen Lehre im Streit lagen, mochte sich als Ort des Gesprächs vorzüglich eignen. Noch hatten die Altgläubigen die Mehrheit. Der neuernannte Domprediger und spätere Weihbischof Augustin Marius, Ord. S. Augustini, war ein hervorragender Theologe wie der gelehrte Dominikaner Dr. Ambrosius Storch, „Pelargus", und der Propst zu St. Peter, Dr. Ludwig Bär, „Berus". Dr. Johannes Ökolampadius hatte durch seine Schrift „De genuina verborum Domini: Hoc est corpus meum expositione" nicht nur die katholischen Theologen, sondern noch weit mehr Erasmus und die lutherischen Gottesgelehrten zum Kampfe herausgefordert. Dem Regimente zu Ensisheim, unter dessen Landeshoheit der größte Teil der Diözese Basel stand, konnte ein Religionsgespräch zu Basel, welches die Sicherung des alten Glaubens hoffen ließ, nur erwünscht sein. Ökolampadius wurde darüber sowohl mit Dr. Eck und Dr. Fabri, wie mit dem Rate zu Basel und den Eidgenossen unterhandelt.

Ökolampadius, durch Zwingli darüber unterrichtet, war in ernstlicher Sorge über die Anschläge seiner Gegner. „Et video", schrieb er am 6. Dezember 1525 an Zwingli, „tumet nibi satan. Expectamus, quid novi a comitiis nostri legati allaturi sint. Minantur adversarii, qui tamen absque voluntate Domini nihil poterunt. In quo nostra spes esto." Zwingli übersandte ihm nebst Ratschlägen den Brief Dr. Ecks an die Eidgenossen. Er habe den Brief, schrieb Ökolampadius am 19. Dezember 1525 an Zwingli,

„n Basel selber nicht erhalten, trotzdem derselbe den Domherren und angesehensten Gegnern, „validioribus inimicis", sei zugesandt worden. Er habe darüber mit Bürgermeister Heinrich Meltinger gesprochen, und sich zu einer Antwort anerboten: „Et obtuli me ad respondendum domino." Er habe keine Neuerung, keinen Aufruhr, nichts gegen die guten Sitten gelehrt. Es sei leicht, jemanden der Ketzerei zu beschuldigen. Er habe nichts gegen ein Religionsgespräch, „colloquium", oder gegen eine Disputation mit Dr. Eck, noch weniger mit solchen Gelehrten, welchen derselbe die Schuhriemen aufzulösen nicht würdig sei. Allein er wolle sich nicht gegen die Mahnung Christi mutwillig der Gefahr aussetzen. Der Bürgermeister habe sich verwundert, daß Zwingli im letzten Jahre nicht mit Dr. Eck habe disputieren wollen, und zu erfahren gewünscht, wie er sich dermalen halten werde. Er, Ökolampadius, habe ihm geantwortet, er wisse zuversichtlich, Zwingli fürchte weniger als er selber, denn ihre Sache sei sicher. Der Bürgermeister möge sich jedoch erinnern, wie es zu Konstanz mit Dr. Hus ergangen, was vor kurzem zu Worms wider Dr. Luther versucht worden. Der Herr, welcher die Einfalt der Tauben rate, befehle auch die Klugheit der Schlangen. Dieses habe er dem Bürgermeister erklärt: wenn er, was schwerlich der Fall sei, vor den Rat berufen werde, werde er die nämliche Sprache führen.

Dr. Ökolampadius schließt seinen Brief voll Zuversicht in seine Sache, mit einem äußerst verächtlichen und gehässigen Ausfall auf Dr. Eck, den Verfolger und Lästerer des hl. Evangeliums und die Lutheraner: „Et quis est iste ille *Ecius*, ut castra Dei Israel blasphemet? Quem timeamus? Annon susceptor noster Immanuel est? Quid faciet Papista insanus? Si negaverit cum Lutheranis transsubstantiationem, jam ecclesiam suam negavit. Quod e. illam sequetur, minimo certamine confundi poterit. Sed jungat se Lutheranis, si verbo parere voluerint, confundentur non minus. Si noluerint, non poterimus cum *tam immanibus* loqui. Bono igitur animo sumus! *Virit Dominus, qui loquutus est per prophetas, malasque os et sapientiam promit: esto, nunc sumus piscatoribus brutisque!* Utinam cras adesset dies! Sed significabis quam primum, quid tui in hac causa decernent. Oportebit semel in faciem resistere pseudoprophetis! Vale et de hac mea constantia bene spera!"

In einem Briefe vom 29. Dezember 1525 meldet Ökolampadius, wie die Gegner ihn ausspähen, „valde oculati sunt adversarii nostri“, aber ihre eigene Gefahr nicht erkennen. Er beruft sich auf einen sehr zutreffenden Ratschlag Zwinglis, dabei versichert er seinen Entschluß, nur in Basel gegenüber Dr. Eck, welcher keineswegs mit Ernst, sondern mit Hinterlist handle, sich zu verantworten. Der Rat hat ihn noch nicht vorberufen, den Freunden aber scheint es unklug, daß er von sich aus Gehör verlange. zuerst will er die Theologen zu Wittenberg bekämpfen; dann erst soll auch der tückische Dr. Eck an die Reihe kommen; „tunc opportune a me perstringetur Eccius, qui non serio sed dolo congredi cupit. Precabimur Dominum, ut negotio suo adsit!“ Ludwig Hetzer hatte als Geheimbote Zwinglis vertraute Weisungen und Briefe an Ökolampadius überbracht. Er mußte jedoch seinem Auftraggeber sofort berichten, der Freund leide unter dem Wankelmut, „magna infidelitas“, des Rates, stehe vereinzelt und müsse alles besorgen; Gott gebe, daß sein Licht bald über Basel leuchte. Ökolampadius meldete nach Zürich am 1. Januar 1526 das nämliche Der Rat hat ihn nicht vorberufen, vertraute Ratgeber hat er keine; er ist in einem Hause der Verzweiflung; doch wird Gott die Sachen zum besten lenken. Zwingli, „omni virtutum genere clarus, maximeque christiana literatura præstans“, wird in seiner Weisheit Dr. Ecks hinterlistige Anschläge enthüllen und vereiteln: „Non habet enim Antichristus impudentius aliud mancipium“

Am 15. Januar 1526 trat Zwingli auf den Kampfplatz mit der „Abschrift oder kopy beeder früntlicher geschrift und gleitbriefs, die ein großer Rat zuo Zürich, Johannsen Eggen, doctorn, am 6. tag novembr des 1524 jars mit eim geschwornen stattbotten zuogeschickt“. Beigelegt war Zwinglis „Antwurt an der gnädigen Eidgnoßhaft boten“. Er hätte, bemerkt Zwingli, auf den Brief Dr. Ecks vom 18. Oktober 1525 keine Erwiderung geschrieben, wenn derselbe nicht ihn und Ökolampadius mit grobem Pochen und unvernünftigem Schelten angegriffen, seinen Brief in Abschriften verbreitet hätte.

Dr. Eck vermag ihn aus dem göttlichen Worte so wenig als Dr. Faber zu überwinden. „Ob sy glych eine ganze last büechern schribind, mag ich sy bald mit göttlicher warheit umkehren, und brechen; darus die warheit, die sy one blinzen nit mögend an-

sehen, wil heiterer wurde." Aus der Ursache schreien beide Gegner allein auf disputieren, nicht an Orten, wo es sich gebührt, sondern wo sie Zwingli ihren anhang zu thun verhoffen. Sie hatten auch wollen den Gegenstand der Disputation im Druck ausgehen lassen, damit man sehe, daß man ihn nicht mit „romischem gwalt", sondern mit der Wahrheit überwinden wolle. Zwingli kann auch die „nuw zytung" nicht: Dr. Fabri hat jemanden in der Eidgenossenschaft, der zu ihm gesprochen, es wäre kein besseres Mittel, denn es würde ein sicheres Gespräch oder Konzilium gehalten, die Antwort gegeben: E wee, nein, es macht ein andren weg zuogon, mit andern underreden. Daraus ersehen Ir Herren Weisheit, daß Dr. Eck und Dr. Fabri zum disputieren sich anerbieten, während die Anhänger solches gar nicht im Sinne haben.

Zwingli beklagt sich, daß Dr. Eck ihn wegen seiner Lehre vom Sakrament des Fronlichnams Christi „ketzere", und sich erbiete, auf einem Platz, den ihm der Eidgenossen Weisheit setze, mit Zwingli zu disputieren; das letztere sei Zwingli und den Seinen nachteilig, während der Rat von Zürich an Dr. Eck einen Geleitsbrief für Zürich, nebst freundlichem Schreiben zugesandt habe. Zwingli will mit Dr. Eck dort in Sicherheit disputieren, wo weder Anhang noch Gewalt die Wahrheit drücken, dafür Schaden und Mühe erleiden. Er will aber nicht zu Baden sich einfinden. „Da man sprache sicherheit und keine wär, das Gotteswort und mich in gefahr zuo geben. Darin ich gwüß bin", lautet der Schluß des selbstbewußten Verfassers, „daß ich in den stucken, die ich geleert hab, mit Gottes gnad und Hilf allen gleerten der ganzen welt, die darwider fechtend, angefigen will, wie in sich ouch blasend. Ist nit nun vermessenheit, sonder klarer gloub und verstand Gottes und sines worts. Der well uch, als den hirten unser landen, gnad und liecht nimmer entziehen, damit wir alle in siner huld, willen und friden lebend: als welches alle zyt mins predigens mir zum obersten gelegen ist."

In einem Ratschlage, welcher bereits in diese Zeit fallen dürfte, legte Zwingli dem Zürcher Magistrate alle Bedenken vor, welche sich gegen die Abhaltung des Religionsgespräches zu Baden bei ihm geltend machten. Baden sei keine freie Stadt, welche jemanden zu schirmen vermöge, sondern stehe unter der Gewalt der fünf oder zehn Orte, wie das Los der Gefangenen von Stammheim

beweise. Zürich werde wie an andern Orten, so auch zu Baden ausgestellt, verachtet und gelte nichts. Es wäre Zürich schwer, Zwingli, wenn er verurteilt würde, in Baden vor Gewalt zu sichern. Es sei weder rechtzeitig geordnet und bestimmt, über welche Fragen disputiert werden solle; dann stellen die Eidgenossen Richter auf, welche in keinem Fall über das Gotteswort mögen erhitten werden, wie denn auch die Päpste und Concilia keine Richter darüber gesetzt und geduldet haben.

Zwingli schlägt darauf je drei Städte vor, wo er auf Grund der hl. Schrift, mit gehöriger Sicherheit und Geleit, nach Wohlgefallen M. Herren zu disputieren gesonnen ist. „Wellind nit ganz geneigt sin, zuo erschinen, und dennach keins richters über Gotteswort nit gestatten. Dieß dunkend aber uns gewem plag, die der wurde, fruhent und macht, da kein ort dem andren überlegen sin mag, daß man einen solchen ernstlichen handel an denen furnemen möcht." Zwinglis Ratschlag gieng auf Zürich Bern Sankt Gallen, oder Basel, Costenz, Schaffhusen. Wirklich stand noch auf dem Tage zu Luzern, 18. Januar 1526, die Stadt Basel im Vordergrunde. Für diese wirkten auch Generalvikar Dr. Fabri und eine österreichische Gesandtschaft.

2. Tagsatzung zu Baden, 3. Februar 1526. Ratschläge des Bischofs zu Konstanz.

Auf dem Tage zu Baden, welcher am 3. Februar 1526 begann, bildete das Religionsgespräch den Haupthandel. Auch Zürich war durch Bürgermeister Diethelm Röust und Zunftmeister Rudolf Thumysen vertreten. Zunächst berieten sich die Boten der zehn Orte ohne Zürich. Acht Orte waren einverstanden, das Religionsgespräch solle vor sich gehen. Doch bat der Gesandte von Basel, Bürgermeister Heinrich Meltinger, des ernstlichen, das Gespräch möge nicht nach Basel verlegt werden. Einzelne, wohl Dr. Fabri und die sechs Orte rieten, es sollen Papst, Kaiser und andere Fürsten, welchen die Wahrung der Einhelligkeit im Glauben und die Abstellung der Mißbräuche obliege, sowie die fünf Bischöfe zu Konstanz, Basel, Chur, Lausanne und Sitten von der Abhaltung des Gesprächs benachrichtigt werden. Dann wurde die Schwierigkeit beraten, wie die Kosten zu be-

streiten seien, ferner die Frage, ob die Bischöfe einzuladen seien ihre Ratschläge zu erteilen und Gelehrte abzuordnen.

Bischof Hugo ließ durch seinen Generalvikar Dr. Fabri den Tagherren ein Gutachten unterbreiten, wo und wie das Religionsgespräch zu halten sei. Die Gesandten von Zürich wurden ebenfalls vorberufen, um die Ansicht ihrer Herren und Obern mitzuteilen. Über die ernsten Beratungen und den Vortrag des Bischofs geben die Akten genaue Mitteilung.

Die Instruktion des Rates zu Basel legte dar, wie derselbe geneigt wäre, Friede und Einigkeit gegen den Nächsten und der Seelen Heil zu fördern, auch ernstlich wegen der Disputation geratschlagt habe. Er habe beabsichtigt, selber ein Religionsgespräch der Basler Gelehrten zu veranstalten, sei aber aus bewegenden Ursachen zur Überzeugung gekommen, ein solches zu unterlassen. Es sei in diesen sorglichen Zeitläufen, und weil jede der streitenden Parteien den christlichen Glauben zu besitzen verhoffe, für die Eidgenossen schwer und verantwortlich, ein christenlich Gespräch oder Disputation zu halten, auch wohl zu bedenken, daß sich nicht leichtlich ein Teil von seinem erkannten Glauben werde abtreiben lassen, und daß es zu Schmähungen kommen dürfte. In jedem Falle müßte die Disputation mit Bewilligung des Papstes und kaiserlicher Majestät abgehalten werden, damit man sich leichter vereinigen könne.

Auch müsse die Disputation mit hoher Tapferkeit und Ernst vollführt werden, und könnte vielleicht zwei bis drei Jahre dauern. Dies würde zu großen, schweren Kosten führen, weshalb bereits darüber gesprochen worden, „wie wir Eidgenossen denselbigen Kosten einandren wellen helfen tragen". Von Basel ging auch der spätere Ratschlag aus, die Kosten seien den Bischöfen zu unterbreiten. Dem Rate von Basel mache es übertreffenlichen großen Sorg, wie er die Leute mit „hüeten und wachen" so hart beschweren könnte; denn beide Parteien würden mit großen Haufen erscheinen, so daß es kaum ohne einen Auflauf abgehen würde.

Ferner, lautete der Schluß der Instruktion sehr vernünftig, würde es schwer sein, Richter zu bekommen. Wiewohl sich nämlich das göttliche Wort allein richte, und von niemandem geurteilt werde, so legen doch beide Teile die Schrift für sich aus. „So

maeßend ja *fromme und gelehrte männer* sin, die da entscheiden mogind, welcher theil die hl. Geschrift am truwlichsten behandle, oder in ein verkerlichen verstand fuere. Wo aber dieselbigen zuo bekomen suend, wird vil nachfrag haben. Es wird ouch frilich einem jeden frommen und verstendigen beschwerlich sin, in disen treffenlichen sachen zuo urteilen. Zuodem muß man dieselben gelerten uf unsern kosten haben."

Der Ratschlag des Bischofs zu Konstanz, zunächst von Dr. Fabri mündlich vorgetragen, wurde später schriftlich ausgefertigt. Dieses Gutachten ist ziemlich ausführlich und betont in würdevoller Sprache, wie sehr Se. fürstlichen Gnaden als des bischöflichen Amtes höchste Pflicht erachte, die ihm von Gott anvertrauten Schafleu in rechter christlicher Lehre zu weiden, die einwurzelnde Irrlehre auszureuten und niederzudrücken. Er habe die lieben Freunde und Landsgenossen von Zurich zu öftern Malen schriftlich und mündlich durch seine Botschaften von den Lehren Zwinglis gewarnt, sie väterlich und truwlich ermahnt, die Irrlehre abzustellen und bei den alten christlichen Ordnungen zu beharren, überhaupt alles getan, was zur Erhaltung unseres hl. Glaubens, Wiederpflanzung gemeinen Friedens und zur Einigkeit in der Eidgenossenschaft dienen möchte. „Was aber söllichs alls verfangen, bevelchen i Gn. dem Allmächtigen".

Bischof Hugo bekennt, wie er Freude und Trost empfangen, zu vernehmen, daß die Eidgenossen, als die altberühmten Liebhaber und Schirmer unseres hl. Glaubens, vorhaben, die benelten Unlehren, Irrtumben und Ketzereien abzuhalten, und dieses Ziel mit mehr Fug und Glimpf durch eine Kollation, Gespräch oder Verhör zu erreichen hoffen. Das Vorhaben werde zunächst Gott dem Allmächtigen, einer löblichen Eidgenossenschaft, auch mengklichen außerhalb der Eidgenossenschaft, bei denen solcher Unglaube eingerissen, loblich, nutzbar und trostlich sein. Als treuer Vater, Hirte und Bischof erbietet sich Hugo wiederum, den Eidgenossen in solchen herlichen und ehrbaren Fürnehmen mit Wort und Tat, nach all seinem Vermogen truwlichen beizustehen, damit unser hl. Glaube, das Heil der Seelen, gemeiner Friede und Eintracht wieder gepflanzt werde. Er hat deshalb, unter Zustimmung seiner namhaftesten Rate, den Eidgenossen auf den Tag zu Baden seinen Ratschlag, wie das Gespräch zu halten sei, unterbreiten lassen.

Über die Frage, **wohin die Malstatt zu legen sei**, äußerte sich Bischof Hugo, offenbar nach Unterhandlungen mit der Kurie und dem Rate zu Basel: Wohl wäre Basel aus beweglichen Ursachen fast wohl gelegen und geschickt. Weil aber Ökolampadius und ander vil mer lutherischer Prädikanten sich das gemeine Volk in großer Zahl anhangig gemacht und verführt haben, sei großlich zu besorgen, daß, wenn wider die Lehren Zwinglis, Ökolampadii, und anderer ihres gleichen zu Basel etwas in Wort oder Schrift fürgenommen, beschlossen und gehandlet würde, das gemeine Volk, durch falsche, listige und heimliche Praktik der Lutheraner aufgereizt, sich dawider empören würde, und daraus Gefährlichkeiten erwachsen könnten, wie dies auf dem Reichstage zu Worms und anderswo geschehen sei. Daher sei es ratsam, das Gespräch nach **Baden im Ergöw** zu verlegen. Diese Stadt stehe unter den acht alten Orten, sei für Zwingli und die Seinigen nahe und schicklich gelegen, deshalb unbestimmte Gefahrden nicht zu befurchten. Diese Ratschläge müssen als ebenso maßvoll wie besonnen gelten

Weitläufig erorterte der bischöfliche Ratschlag die kirchliche Rechtsfrage: „**Vor wem diß Gespräch oder Verhör beschechen und wer darüber Richter sein sölle**" Damit Zwingli und sein Anhang sich nicht widern und beklagen mochten sie müßten vor ihren Anklagern, Hauptfeinden und Widersachern ins Recht stehen, wolle der Bischof den Eidgenossen anheimstellen, weiter zu ratschlagen, ob es gut oder nit sei, daß sie oder etliche von ihnen zu Recht sitzen oder nicht. Es wäre auch nicht unzientlich, daß sie zu solcher Sache ihre **Ausschüsse** und **Zusätze** erhielten. Dann aber sei es Sr. fürstl. Gnaden Ratschlag, weil Zwinglis Anlehren und Schriften nicht allein in der Zurcher Landschaft, sondern auch in viele Orte der Eidgenossenschaft, sogar in zahlreiche Orte und Städte des hl. Reiches ausgespreitet worden, sei es gemeind und dem bischöflichen Amte gemäß, daß die Eidgenossen alle **fünf Bischöfe** ihrer Landschaften auf ernuelts Gespräch oder Kollation beschreiben. Diese sollen wo möglich in eigener Person erschinen, oder, sofern dies nicht sein möchte, durch vollmächtige **Anwalte** sich vertreten lassen. Jeder Anwalt sollte von zwei christenlichen, der hl. Geschrift verständigen Männern begleitet auf ernelten Tag an der Malstatt erscheinen

Es sollen ferner von der Universität Ingolstadt, oder falls diese wegen Dr. Eck einen Argwohn erregte, von Heidelberg zwei Theologen verschrieben werden ebenso zwei christenliche Doktores, „so mit lutherischer Ketzerey nit beileckt", von der Universität Basel verlangt werden. Wenn alle diese Gelehrten beschrieben werden und erscheinen, werden es 106 Personen sein. Diese würden genügen, gemeinsam mit den bischöflichen Ratsältesten über Dr. Eggen und Zwinglis gegensetzige Reden und Widerreden, oder, falls Zwingli nicht erscheinen sollte, über seine ausgegangenen Schriften und Büchli zu erkennen und zu urteilen. Sollte jedoch der eine oder andere der bestellten Doktoren wegbleiben, dann sollen Dr. Konrad Treger, Provinzial der Augustiner zu Freiburg i. B., Dr. Johannes Burchardt, Prediger zu Bremgarten, oder andere Zwingli unargwöhnige Männer zur Disputation mit ihm berufen werden.

Es soll den Eidgenossen, den Fürsten und ihren hohen Schulen geschrieben, und jeder der letztern eines der Bücher zugeschickt werden, welche Zwingli 1523 nach der ersten Disputation hat ausgehen lassen, deren Titel ist: Ußlegen nebst Grund der schlußreden und artikel; in diesem Büchlein sei all sein irrige und verführerische Lehr begriffen. Die hohen Schulen sollen bis zur Disputation dieses Büchlein examinieren, damit das Gespräch desto fürderlicher zu Ende gebracht werde. Dr. Eck und den andern Gelehrten solle rechtzeitig das freie Geleite erteilt und schriftlich zugesandt, ferner sollen zwei geschickte, in lateinischer und deutscher Sprache und Praktik geübte Notarien bestellt werden, damit sie alle Ding ordentlich aufschreiben.

Ein dritter Artikel erörterte die Frage: „In was gestalt M. Gn. Herr achte, die Gschriften an die fürsten und hohen schuelen ungfarlich zu stellen sein." Vor allem mögen die Eidgenossen, gemäß dem Rate des Bischofs schreiben, daß sie als gehorsame Glieder der hl. Kirche bei dem alten christenlichen Glauben, bei allen Satzungen und löblichen Gebräuchen der hl. Kirche, wie selbe seit viel hundert Jahren an sie gelangt, bleiben und verharren wollen. Auch sei es nicht ihr Gemüt und Meinung, auf den Tagsatzungen etwas abzutun oder zu ändern, obschon etwas nach Verwandlung der Zeit und Sitten der Menschen möchte in Änderung gestellt werden. Sie wollen

in allen Dingen erwarten, wie und was ein christenlich Concilium mache und tue. Was die Eidgenossen zu ihrem Ausschreiben veranlasse, liege darin, daß Zwingli in allen seinen Predigten und Schriften sich berühme, daß die hl. Schrift mit ihm sei, so daß der einfältige Mensch listiglich zur Meinung gebracht werde, nur was Zwingli rede und schreibe, sei das hl. Evangelium und fließe aus dem hl. Geist, wer gegen ihn rede, schreibe oder handle, widerstrebe dem Evangelium und Gott dem hl. Geist.

Nachdem sich Dr. Eck erboten habe, Zwingli auf Grund der hl. Schrift zu widerlegen, haben sie einen Tag angesetzt, und zwar mit Vorwissen ihrer Ordinarien, allein Gott zu Lob, dem hl. Glauben und der Seelen Heil zu Nutz und Förderung gemeinen Friedens und Einigkeit. Auf diesem Tage sollen jene, welchen es von Gott und Recht zustehe, über Zwinglis Lehren und Schriften erkennen und urteilen, und darnach zur Unterdrückung der Irrlehre, Pflanzung des wahren Glaubens und gemeinen Friedens so handeln, wie es einer christenlichen Obrigkeit wohl anstehe.

„Von der Zeit, wenn diese Verhör solle beschechen", glaubte Bischof Hugo, das Gespräch sollte vor Zusammentritt des Reichstages zu Augsburg, längstens vier oder fünf Wochen nach Ostern, 2. April 1526, stattfinden. Das Vorgehen der Eidgenossen wurde den deutschen Fürsten und Herren „nit wenig herz geben, desto tapferer auf dem Reichstage wider die lutherische Ketzerei zue handlen".

Von großer Bedeutung ist der Brief Dr. Fabris vom 3. Februar 1526 an die Tagsatzung. Derselbe trägt die Sentenz: „Verbum Domini manet in aeternum", und enthält eine ausführliche Beurteilung der zwinglischen Lehre, als Antwort auf Zwinglis „Ausschreiben an die Eidgenossen" gegenüber Dr. Eck. Der Generalvikar wirft in seinem Briefe dem Reformator vor: Erstens derselbe vermeine, er sye gelerter dann die, so vor ihm gewesen, noch leben und künftig syent, der alle übertrint, die ganze Welt des gleichen achtet, daß ihn mit Schriben oder Disputation niemand erwarten dorf oder ihm überwinden möge, während er, Zwingli, sich so oft selber überwinde, mit eigenem Schwert ersteche und lügen heiße. Er behaupte in seinen deutschen und lateinischen Schriften: Seine Rede, Lehre und Geschrift sye uß Gott,

sye das heilig Evangelium und wahre Wort Gottes, welches seine Untertanen, deren Bischof er sich nenne, wie einst Arius getan, als das Wort Gottes glauben und halten sollen.

Dr. Fabri hielt sodann Zwingli zum andern und dritten entgegen, er habe in seinen Predigten und Büchern gerühmt, daß seine Lehren und Schriften mit denjenigen Dr. Luthers und anderer, welchen er freundlich geschrieben, die er als gelehrt und evangelisch berühmt, und in seinen pundt angenommen, nicht vergleichen, sondern in den treffenlichen stucken des hl. gloubens ouch inen widrig sye. Er, Dr. Fabri, erbiete sich, vor den Tagboten und wer darzuo verordnet würde, zu beweisen, daß zwar seit der Himmelfahrt Christi und den Zeiten der Apostel allerlei Ketzereien gelehrt worden seien, jedoch sei Zwinglis Irrlehre als vergift, uncristenlich und dermaßen in im selbs verworfen, daß die alten Irrlehrer, wenn sie jetzt, zu Zwinglis Zeiten, von den Todten auferstehen und unter die christliche Gemeinde kommen möchten, nach Ausiage ihrer Bücher mit Zwingli keine Gemeinschaft halten, sondern ihn als ärgerlichen verfüerenden Ketzer achten wurden. Wiewohl solcher Irrlehrer viele seien, wolle Dr Fabri nur wenige nennen, nämlich: „Wykleff, Huß, Wesselin, Rockenzan, Hieronymus de Praga, Piggarden und vil ander."

Zum vierten und fünften seien seit zwölfhundert Jahren in der ganzen Christenheit viele gelehrte, heilige und christliche Manner gewesen, welche mit ehrbarem Wesen, zum teil mit ihrem Blutvergießen, aus dem hl. Geiste das Evangelium und die hl. Schrift in drei Sprachen, hebräisch, griechisch und latemisch ausgelegt und verbreitet haben. Diese Lehrer habe die Kirche in Auslegung der hl. Schrift als hochheilig und glaubwardig erachtet. Dr. Fabri wolle sechstens den Beweis erstellen, daß Zwingli diesen Vätern widerwärtig sei, so in der Lehre von den hl Sakramenten, besonders der Eucharistie: er habe deshalb auch etliche Zeit in Zürich die größte Ungschnery und Abgötterei gelehrt und gehandelt, die kaum seit vielen Jahren vorgegangen sei. Zwingli lehre noch viele andere Stücke wider den Glauben und Geist der Kirche, so gegen das Fegfeuer, die Heiligen, vom hl Kreuz und Crucifixen, den Sakramenten der Taufe, Buße und letzten Ölung, schließlich sei er an den lieben Herrn Jesus Christus selber gekommen. Dr. Fabri wolle eröffnen, was noch weiter bei den Lutherischen

in der Feder stecke. „Gott welle uns vor denselben uncristenlichen, turkischen lereren behueten!“

Dr. Fabri erklärte, er wolle mit Zwingli über alle berührte Punkte disputieren, doch müssen die Verhandlungen aufgezeichnet oder von Dr. Fabri schriftlich empfangen, das Gespräch in aller Bescheidenheit vorgenommen und gehandelt werden. „Dann die warheit des evangely nit solle und möge dermaßen mit schenzlen, schenden, hadren, rumen, sprechen und lestern, wie des Zwinglis bruch ist, gesuocht und gegründet werden. Und so ich obgedachte puncten bybring, als ich, ob Gott will, bald thuon mag, beger ich meinerseits kein ander straf, noch anders nichts, dann daß Zwingly von seinen neuen ungeschickten und bewisenen trungen stan, sich in ewige evangelische penitenz ergeben, ouch sine buecher selbs verbrennen und mit dem widerruf verdammen solle, daß darauf zuo Zürich in der statt, ouch auf dem land christenlich ordnung wie jewelten gehalten und vermög ünwern pundbriefen wider angericht sollend werden“.

Am 3 Februar 1526 nachts fand zwischen Dr. Fabri und den Tagboten von Bern, Uri, Freiburg und Schaffhausen eine längere Unterredung statt. Der Generalvikar faßte die Punkte „kurzlich in yl und so vil die zyt erlyden mag“, in Schrift und legte sie den Tagherren vor. In diesem Aktenstücke sind in Kurze die vielen und ernstlichen Bemühungen aufgezählt, welche Dr. Fabri sich hatte kosten lassen, um die neue Lehre und ihre gefährlichen Folgen, „so viel die gnad Gottes mir geben und mich die conscienz gewisen“, mit Predigen und Schreiben zu bekämpfen. Er habe es nicht getan, weil er je wider das Evangelium sein wollt was ihm Gott verbiete, sondern weil er die Fälscher des Evangeliums und Verkehrer des hl. Glaubens nicht habe zu Freunden und in Wohlgefallen annehmen wollen, da er wohl gewußt, daß daraus wenig Gutes, sondern alles Übel entstehen würde.

Er sei auch einstmals in Zürich erschienen, und habe dort, „furwahr Gott zuo lob, den cristenlichen kilchen zur Erhaltnuß, den Seelen gemeiner Eidgenossen, auch einem ehrsamen Rat, gemein Land und Lüt von Zürich zum Guten“, seine Meinung angezeigt. Er habe denen von Zürich geraten, sie möchten, wiewohl Zwingli nicht für lutherisch, sondern viel höher wolle gehalten sein, gleich ihren Altvordern in der Gemeinschaft der Kirche

und Einhelligkeit des Glaubens verbleiben, wie sie es mit den Eidgenossen von jeher gehalten haben. Das habe er in guter, einfältiger Meinung getan, und gehofft, sie würden es um so mehr annehmen, weil er ihnen nie etwas Leides, sondern stets nur Gutes erwiesen habe. Dr. Fabri sage das, weil Zwingli auf die letzte Tagsatzung einen Bogen habe ausgehen lassen, worin er ihn mit Toben, Wüten, Zürnen und andern Unarten angegriffen habe. Es sei ihm leid, daß es dahin gekommen sei, über den Glauben reden und disputieren zu müssen. Er habe keineswegs den von Zürich zu Leide oder Widerdrieß, sondern ihnen zum Guten das Erbieten eingelegt, vorbehaltlich, daß es Gott zu Lob, dem christlichen Glauben, den Vorgesetzten und Christleuten zu Gutem geschehen werde. Es sei der Eidgenossen zu Vorsichtigen überlassen, ob sie ansehen, daß ein Besseres bedacht oder vorgenommen werde, ob sie den nächsten Reichstagsabschied zu Augsburg oder die Berufung des künftigen Konziliums erwarten wollen.

Wenn die Eidgenossen es für gut halten, Dr Eck zur Disputation einzuberufen, so bedünke ihn aus guoter, treuer Meinung, es solle, an welcher Malstatt dieselbe gehalten würde, Zwingli und den Seinigen ein Geleite in bester Form zugeschrieben werden. Ferner sei zu bedenken: Ob die Disputation mit Rücksicht auf Zulauf und Aufregung des Pöbels öffentlich, oder nur vor den Verordneten solle gehalten werden; wer Präsident sein solle, daß aus den einzelnen Orten fromme, verständige und in den Sachen zum voraus unterrichtete Männer zu Beisitzern ernannt werden. Sodann sei zu erwägen, ob es gut sei, daß die fünf Bischöfe persönlich erscheinen, oder Gesandte der Ordinarien verordnet werden, ob das Gespräch in Latein oder Deutsch zu halten sei, ob die Eidgenossen auch Gelehrte der Universitäten, zunächst Gesandte des hl. Stuhles berufen sollen. Wichtig sei die Frage, wer entscheiden solle; denn es sei ohne Frucht, lange zu disputieren und keinen Entscheid zu geben. Das Beste wäre es, die Eidgenossen würden bei der ehrbaren, allgemeinen Kirche, wie ihre Eltern und Vorfahren getan, verbleiben. Alle diese Erwägungen seien wohl zu bedenken, damit gute Ordnung gehalten, und was billich, christenlich und unverwyslich sei, gehandlet werde.

Es ist gar kein Zweifel, diese bei aller Bestimmtheit und Klarheit im Urteile über die schwierige Sachlage, sehr verstän-

digen, milden und wohlwollenden Vorschläge des Generalvikars mußten einen guten Eindruck machen. Dies war nicht nur bei den Gesandten der sechs alten Orte, sondern auch bei demjenigen von Bern der Fall. Selbst die Abgeordneten von Zürich wurden nachdenklich. Die ehrliche Sprache der drei Ratschläge ist heute noch ein unwiderlegliches Zeugnis, daß Bischof Hugo und sein Generalvikar das Möglichste taten, alle Eidgenossen beim alten Glauben zu bewahren, Zürich wieder mit der Kirche zu vereinigen. Selbst Zwingli, welcher gerade damals, am 7. März 1526, die Häupter der Wiedertäufer in Kerker und Bande werfen ließ, damit sie dort in hölzernen Käfigen ersterben, Ratsherr Jakob Gretel mit dem Schicksale des Ananias, „subito atroeique morte", bedrohte, konnte sich über Dr. Fabris scheinbar schroffen Ratschlag, wie er selber zu behandeln sei, im Ernste nicht beklagen.

3. Neue Beratungen und Vermittlungsversuche.

Als diese Vorschläge beraten waren, wurden die Boten von Zürich vorberufen und von Bürgermeister Diethelm Roust die Meinung jener Obrigkeit über die Disputation vernommen. Die Antwort lautete: Zürich habe vom Papste vor einiger Zeit das Breve, „Cum sanctus", erhalten, worin derselbe melde, daß er nächstens einen Gelehrten nach Genf oder Lausanne senden werde, welcher sie aus der hl. Schrift eines Irrtums überweisen solle. Ihr Herren haben dem Papste brieflich und durch einen besondern Boten geantwortet, daß und weshalb sie jetzt die Disputation nur unnötig halten. Sie wollen die Eidgenossen zwar nicht hindern, eine solche abzuhalten, bitten sie jedoch auf das Ernstlichste, das Gespräch nach Zürich zu verlegen. Ihr Herren seien bereit, jedermann freies und sicheres Geleite zu gewähren. Sie anerbieten sich, wie alle Zeit, sich aus der hl. Schrift belehren zu lassen; sie wollen aber nicht Richter über Gotteswort und Disputationen sein, in der Erkenntnis, daß niemand über das Wort Gottes richten könne, als dieses selber; so wie einer das Wort Gottes verstehe, möge er glauben. Auf diese Erklärung hin, und weil nicht alle Orte für eine Disputation stimmen, die Folgen einer solchen aber wichtig seien, wurde kein Beschluß gefaßt. Dagegen wurde die Sache in Abschied genommen und heimgebracht, damit die Obrig-

leiten sich verständigen. Auf dem nächsten Tage zu Einsiedeln solle beschlossen werden, wo, wie und wann die Disputation zu halten sei. Ferner wurde der Streit mit Zürich wegen des Irringer Handels verschoben. Die sieben Orte richteten an die Orte Bern, Glarus, Basel, Schaffhausen und Appenzell die dringliche Bitte, sie möchten angesichts der forglichen Zeiten, der innern Zwietracht und der Gefahren von außen sich nicht sondern. Sie mögen zu den sieben Orten stehen, und sich bis zum nächsten Tage erklären, daß sie mit Zürich nicht mehr zu tagen sitzen, wenn es nicht von seinem unchristlichen Wesen abstehe. Nur so sei zu hoffen, daß Zürich zu seiner Pflicht gebracht, Friede und Einigkeit hergestellt werden. Auf dem Tage zu Einsiedeln solle darüber Antwort gegeben werden. Eine schwere Frage kam in Ratschlag: Ob man bei einem Auszuge der Eidgenossen im Kriegsfalle die von Zürich wolle mitziehen lassen und welche Ordonnanzen dabei zu halten seien.

Die Tagsatzung zu Einsiedeln trat am 27. Februar 1526 zusammen. Die Hauptgeschäfte waren die Zwietracht mit Zürich und die Frage der Disputation. Die fünf Orte gaben den sieben verschiedene Antwort. Bern berichtete durch seinen Boten Sebastian vom Stein: M. Herren gedenken nächstens sowohl die Werbung Zürichs wie die Erklärung zu handen der sieben Orte vor die Ämter zu bringen; sie hoffen den sieben Orten gefallenden Bescheid geben zu können. In Glarus war die Landsgemeinde noch nicht versammelt worden, der Landrat erklärte, das Land werde die Bünde halten, beim christlichen Herkommen bleiben und den sieben Orten böse Händel strafen helfen, wo es dazu dienlich sei. Basel bedauerte die Zwietracht der Eidgenossen, versicherte die Bünde treulich zu halten und sich nicht sondern zu wollen. Laut ihrem Bundesbriefe sei die Stadt jedoch nicht befugt, Zürich oder einen andern Ort auszuschließen. Basel müsse bei Zwistigkeiten unter den Eidgenossen freundlich dazwischen reden und vermitteln, und wolle solches nach Kräften erstatten. Schaffhausen versicherte die sieben Orte, sie sollen sich zu ihnen des besten versehen, daß sie alles getreulich und gemäß den Bünden halten werden; wenn jemand sich wider die sieben Orte setze, werden sie sich halten, daß es ihnen gefällig sei. Im Felde wollen sie sich den sieben Orten gleichförmig machen, und sich des Glaubens und anderer Stücken halb sich halten wie ihre und unsere Vordern

von Alter her. Doch was Zürich berühre, verharre der Rat auf der schon früher zu Luzern gegebenen Erklärung. Wenn Schaffhausen auf einen Tag geladen wird, will es gerne kommen und mit jedermann, der vertreten ist, sitzen und handeln, „dann inen nit gezimen welle, für sich selbs ein ort usezesetzen.“ Aus Appenzell gaben sieben Boten die Antwort, sie wollen den sieben Orten entsprechen; die Bünde wollen alle halten und sich in Bezug auf Messe, Sakramente und Gebräuche den sieben Orten gleichförmig halten. Zürich können sie nicht von den Bünden ausschließen lassen. Sie halten sich an die Mehrheit der Orte, und lassen sich von denselben nicht sondern.

Über die Disputation kam es wiederum zu keinem Entschlusse, weil mehrere Orte, voran Bern, deren Abhaltung zu dieser Zeit nicht für tunlich hielten. Basel regte insgeheim an, die Kosten sollten den fünf Bischofen, Philipp zu Sitten eingerechnet, verbunden und aus ihren Einkünften bestritten werden. Daneben solle der Bote empfehlen, daß man sich gütlich vertrage und den Entscheid dem Papst und Kaiser anheimstelle. Die Angelegenheit kam erst wieder in Fluß, nachdem Bern und Glarus erklärten, daß sie, wie im Glauben, so auch in dieser Sache mit den sieben Orten zusammen gehen, sich aber in Bündnisfragen von Zürich nicht sondern wollen. Die Angelegenheit wurde auf den künftigen Tag zu Luzern verschoben.

Dagegen bekam Zürich auf die Anfragen, weshalb es von den Tagen ausgeschlossen werde, und wie die Eidgenossen es mit der Ordonnanz in einem Feldzuge halten wollen, die Antwort: Wenn Zürich in diesem Falle die alten Ordnungen und Satzungen halten wolle, die Artikel über Sakramente, Schonung der Kirchen und Gotteshäuser und andere christliche Stücke, wie die Vorfahren getan, beschworen und halten wolle, so werden die andern Orte die von Zürich gern bei sich haben in Rat und Tat, Liebe und Leid zu ihnen setzen. Wenn sie aber auf ihrem Mißglauben beharren, wollen die Eidgenossen lieber, daß sie und ihre Mannschaft zu Hause bleiben und jene allein ziehen lassen, welche beim alten Glauben geblieben sind.

Der Bote von Basel suchte zu vermitteln mit dem Ratschlage: Zürich besitze eine hübsche Macht an Kriegsleuten, auch ein gut bedachtes Land, und sei erbötig, dieselben zur Rettung der

Eidgenossenschaft mit Leib und Leben getreulich einzusetzen. Deshalb solle man Zürich nicht also verachten, sondern in Sachen, welche sie gleich allen andern Eidgenossen berühren, dulden. Alle Boten mögen wohl bedenken: Wenn man in solchen Unruhen verharre, werde daraus nichts anderes, denn, was Gott gnädiglich verhüten möge, Zertrennung löblicher Eidgenossenschaft, die Unterdrückung unser aller erwachsen. Allen der Ratschlag war an die unrichtige Adresse gerichtet. Die sieben Orte hatten bei ihrer entschiedenen Forderung an Zürich der klaren Rechtslage nicht für sich. Geist und Sinn der ewigen Bünde, den Wortlaut des Sempacherbriefes und des Stanserverkommnisses, die Schirmverträge mit den Gotteshäusern und die kirchlichen Übereinkünfte in Bezug auf die Seelsorge der Milizen im Felde.

Die Tagsatzung zu Luzern trat am 20. März 1529, Dienstag nach Judica zusammen. Dieselbe beschäftigte sich ernstlich mit dem Ittingerhandel, dessen Beilegung ein Schiedsgericht mit dem Pannerherrn zu Schwyz, Paul Hengartner als Obmann an die Hand genommen hatte. Sodann beschwerte sich Zürich durch Schreiben an die zwölf Orte vom 10. März 1529 zum Allerhöchsten über Ausschluß bei einem Auszuge. Trotz einiger Abweichungen in der Lehre bekenne Zürich den Glauben an den dreieinigen Gott, in andern Sachen sei es von niemandem eines Irrtums überwiesen worden. Die Eidgenossen mögen Zürich mit ihren Milizen wie bisher ins Feld ziehen lassen, sie werden ihre Pflichten treu erfüllen, des Glaubens halber niemanden stören, auch die Ordonnanzen getreulich halten und schonen, Kirchen und Gotteshäuser zu schonen. Ein Verharren bei dem Abscheide der sechs alten Orte wäre ein großer schädlicher Nachteil, und Zürich gebe zu ermessen, daß seine Untertanen dadurch zu Unwillen gereizt würden, daraus viel Böses entstehen müßte. Es geschah alles, um wenigstens für den Ernstfall in dieser schwierigen Frage einen Ausgleich zu erzielen. Solothurn hoffte indes, wie der Rat am 16. März 1529 an M. Herren von Zürich schrieb, sie mögen Einsehen tun, besonders „Ir wöllend uch der wäre, alt dem sacrament, so in derselben gehandlet wird, gemeiner Christenheit und uns, den übrigen unsern Eidsverwandten gleichförmig machen, und von der anderung, by üch beschechen, abstan, der zuoversicht, daß in andren dingen und stucken nit großer span sun werde"

Das Antwortschreiben an Zurich erfolgte am 23 März 1526. Dasselbe war im Sinne der sieben alten Orte gehalten, und wahrte in grundlicher Erorterung den frühern Standpunkt es betonte namentlich die schwere Frage, wie Alt- und Neugloubige im Lager zusammenleben konnten Zurich wurde nochmals gebeten: Es möge sich eines Bessern bedenken und sich den Eidgenossen „in söllichem fal gluchförmig machen und nit söndren, auch das eigene und aller Eidgenossen Gluck und Ehre mehr angelegen und lieber sein lassen weder zwen oder dry liechtfertig, vnbschwetzig, vnrawig Pfaffen Und wo aber je ir uf ureem herzen fürnemen beharren, als wir doch nit verhoffend, ob dann wir ersehen muesstend, daß ir uns doch die ünsern, die ewern in statt oder land, so sich im alten gleuben und unser alten ordinanz gluchförmig machen, dero noch ob Gott will, vil sin, trewlich zuzuschicken lassen und nit verhalten Die wellen wir gern als unser trüw lieb Eidgenossen in ern und taten und allen handeln by uns haben, unser lib und guot zuo inen setzen" Dieses Schreiben wurde am 28 März 1526 in Zürich vor Rat und Burgern abgehört und erkannt, „daß es jetzmal sol ein guet sach sin und in kein stain und blyben".

In Zurich waltete damals eine verschiedenartige Stimmung. Der Rat verordnete die Haltung nicht nur der Sonntage, sondern auch von mehr als zwanzig Feiertagen sowie die Sicherung der Fastenzeiten. Er kam damit, wie ausdrücklich bemerkt wird den katholischen Anschauungen entgegen, und suchte bösen Nachreden zu begegnen. Im Klerus machte sich eine starke Reaktion geltend, viele Geistliche ließen wieder ihre „Pfaffen" scheren und manche Geistliche am Grossmünsterstiftstifte weigerten sich der Predigt zu besuchen Die Gegner der Politik und Lehre Zwingli's faßten neuen Mut So hieß bereits, die Messe werde wieder eingeführt Joachim von Grut und Mag. Jakob Edlibach führten die Opposition der Altgläubigen.

Auf dem Tage zu Baden wurde bezüglich der Disputation beschlossen Weil unter dem Volke Lärm geworden sei, erscheine es gut und nützlich, das Gespräch abzuhalten damit der gemeine Mann beruhigt werde im Volke würde großes Geschrei oder Widerwillen entstehen, wenn man davon abstünde Auf Genehmigung und Verbesserung der Obrigkeiten hin wurde „mit der kleinern Hand" beschlossen, das Gespräch sei auf den 19. Mai 1526 nach der Stadt

Baden festgesetzt. Alle Orte sollen dahin ihre Boten senden; auch die Zugewandten geladen werden; jeder soll ein, zwei, drei oder mehr Gelehrte mitbringen. Bischof Hugo soll als Disputatoren Dr. Eck und Dr. Fabri dazu berufen. Die fünf Bischöfe sollen ebenfalls um Erscheinen ersucht werden, ihre Anwälte und Gelehrten mitbringen.

In Baden soll durch Boten und Gelehrte entschieden werden, wer bei dem Gespräche sitzen und wer das Urteil sprechen solle, überhaupt alles, was zur Forderung dient, geordnet werden. Allen, welche zur Disputation kommen, soll das freie Geleite hin und zurück zugestellt werden, namentlich Dr. Eck, Dr. Fabri und Mag. U. Zwingli ihren Mithaften und Verwandten. Alle Orte und Zugewandten sollen auch ihre Gelehrten und Prädikanten, welche mit Luther und Zwingli halten, zum Erscheinen vermögen.

Die Boten von Bern, Unterwalden, Zug, Basel und Solothurn, welche das Gespräch verschieben machten, sollen die Frage heimbringen und ihre Obrigkeiten aufs Höchste bitten, daß sie sich von den andern Orten: Luzern, Schwyz, Glarus, Freiburg, Schaffhausen und Appenzell nicht sündern, sondern helfen, daß die Disputation gefördert werde. Die Antwort solle bis Ostern, 1. April 1526, der Kanzlei des Standes Luzern zugestellt werden, damit dieselbe sowohl die Einberufungsschreiben als Geleitsbriefe an die Bischöfe und Gelehrten erlassen können. Wenn einem Orte der Disputatz überhaupt nicht gefalle, so möge es sich ebenfalls erklären, damit man auf einem nächsten Tage zu handeln wisse. Ferner sollen Kreuzgänge und Gottesdienste abgehalten werden, um von Gott die Gnade zu erflehen, daß die Eidgenossen wieder zu Friede und Einmacht gelangen. Dieser Abschied solle auch den lieben Eidgenossen von Zürich mitgeteilt und darin der dringliche Wunsch ausgesprochen werden, der Rat möge seine Boten zur Disputation verordnen, auch Zwingli und dessen Prädikanten, welchen sicheres Geleite zugesagt sei, zum Erscheinen vermögen. Die nächste Tagsatzung wurde auf Dienstag nach Quasimodo, 10. April 1526, nach Einsiedeln angesetzt.

Unterdessen giengen zu Luzern die vom Rate verordneten Missionen der zögernden Orte ein, welche sämtlich die Zustimmung der Obrigkeiten und aller Freundlichkeit erklärten. Zug hatte

die vier Ämter einberufen, deren Antworten lauteten fast gleichförmig und einmündig. Daß Stadt und Ämter bei dem alten Glauben beharren, mit den vier Waldstätten in allen Dingen handeln, sich von ihnen in keiner Weise sondern, auch ihren Boten zu der Disputation nach Baden verordnen, damit er „lose“, ihm aber weiter keinen Befehl geben. Solothurn befürchtete von dem Gespräche mehr Schaden als Nutzen, Basel hätte lieber auf gelegenere Zeit gewartet, Bern hoffte zwar, daß die ganze Eidgenossenschaft durch diese Disputation zu rechtem Grunde und wahrem Verstande göttlichen Willens und desto eher zu Einigkeit gelangen werde. Gleichzeitig, am 28. März 1526 schrieb jedoch der Rat zu Bern an Zurich, es denke so wenig als bisher sich von demselben seines neuen Glaubens wegen zu sondern, es scheine M. Herren solches ungebührlich, denn sie mißbilligen jede Sönderung zwischen Zurich und andern Eidgenossen. Bern werde „angesächnen Disputatz zu Baden erwarten, darnach aber aller gebür nach handeln, wie zu frid, ruow, einigkeit und gemeiner Eidgenoßschaft Erhaltung gedienen mag“.

Das Ausschreiben der zwölf Orte, von der Kanzlei Luzern besorgt, erging am 13. März 1526. Im Gegensatze zu der sehr gespannten Lage war dasselbe ruhig und gemessen gehalten. Dasselbe betonte, wie durch Luthers, Zwinglis und ihrer Anhänger Auftreten in Lehre und Schrift, allüberall wider unsern wahren, alten, christlichen Glauben viel Irrung, Zerteilung und Mißverstand im Volke, und damit Zwietracht, Aufruhr und Ungehorsam entstanden. Dadurch sei es dahin gekommen, daß die gemeinen einfaltigen Menschen glauben, was Zwingli und seinesgleichen reden und schreiben, sei allein die Wahrheit, der rechte Verstand und das Evangelium, weshalb sie die heiligen Lehrer und andere gelehrte Leute, welche dem neuen Verstand widerwärtig sind, verachten und verspotten. Dr. Eck von Ingolstadt habe sich mehrmals erboten, Zwingli aus göttlicher hl. Schrift seiner Irrtümer und ketzerischen Lehren zu überweisen.

Die zwölf Orte ermessen wohl, daß es ihnen nicht gezieme, sie auch nicht willens seien, irgendwie Änderung im Glauben zu tun; sie gedenken vielmehr als gehorsame Glieder sich von der heiligen christlichen Kirche nicht zu sondern. Aber damit Zwingli und seinesgleichen in der Eidgenossenschaft ihres verführerischen

Lehrens geschwetzt, und einigermaßen das Volk vom Irrtum abgewendet und ruowig gemacht werde, und wir wieder zu Fried und Einigkeit des Glaubens gelangen mögen, so haben unsere Herren und Obern eingewilligt, ein Gespräch, Disputation, oder wie man das nennen will, zu halten. Wer dazu berufen oder zu erscheinen verordnet ist, solle auf Mittwoch nach Christi Himmelfahrt, 16. Mai 1526, abends zu Baden in der Herberge sein. Jedermann von allen Parteien war freies Geleite hin und wiederum an jeder Gewarsame zugesichert, dessen er sich getrösten solle. Deswegen mögen alle Orte und Zugewandten ihre ehrliche Botschaft schicken, auch ihre gelehrten, der hl. Schrift verständigen und erfahrenen Leute, so viele ihnen gefällig, dahin vermögen und die Boten selbe mit sich bringen. „Und so alda verhandlend, ob doch durch Gottes gnad und gesprächen und etlich wag erfunden, dardurch wir Eydgnossen in einigkeit des waren gloubens, ouch zuo triben und ruowen komen möchtind."

4. Die Stellung Zwinglis und des Rates von Zürich gegenüber dem Gespräch zu Baden.

Zwingli war in einer schwierigen Lage. Stets hatte er versichert, mit den Gegnern auf Grund der hl. Schrift disputieren zu wollen, aber nur in Zürich, vor „siner Kilchen" und unter Vorsitz der Räte. Mit Grund hatten sich die katholischen Disputatoren und die Eidgenossen sowohl gegen Zürich als Versammlungsort als gegen das Glaubenstribunal der Magistrate verwahrt, und Baden, welches unter der Mitherrschaft der Zürcher stand, gewählt. Dr. Oekolampadius und viele andere Freunde waren der Ansicht, Zwingli solle sich unter dem Schutze der Zürcher nach Baden verfügen, dort mit den Gegnern den theologischen Kampf aufnehmen und seine große Schlagfertigkeit an Tag legen.

In Zürich wurde diese Ansicht von Freunden und Feinden geteilt. Viele Anhänger des Reformators hofften auf dessen Sieg. Derselbe mußte sich dazu herbeilassen, wenn nicht in Zürich selber, so doch in Bern oder St. Gallen zu disputieren. Am Charsamstag, 31. März 1526, wurden sechs Ratsherren verordnet, welche, wie es scheint gemeinsam mit den drei Leutpriestern über die Angelegenheit zu ratschlagen hatte. Zwingli mußte es dahin zu bringen, daß sein mächtiger Gegner Joachim von Grät im

Amte stille gestellt wurde und die Stadt verlassen mußte. Am 13 Mai 1525 wurde die Staatskanzlei mit Dr. Wolfgang Mangolt, einem ergebenen Freunde Zwinglis, besetzt, gegen die Widersacher wurden die strengsten Maßregeln ergriffen. Zwingli selber leitete unterdessen die Beratung und waltete als Schriftführer.

Am 23 Februar 1525 war zum Beweise, daß Mag. Ulrich Zwingli in keiner Weise gesonnen sei, mit Altgläubigen über die Hauptlehre von der Eucharistie zu paktieren, seine Schrift: „Eine klare underrichtung vom nachtmal Christi“ erschienen. Am 21. April 1526 gab der Reformator seine Antwort auf die Einladung der zwölf Orte, für die Tagsatzung zu Einsiedeln bestimmt, im Drucke erschienen unter dem Titel. „Eine fruntliche Geschrift an die gmein Eidgnossen der XII Orten und ihren zugewandten, die Disputation gen Baden uf den 16 tag may angeschlagen betreffende“.

Der Reformator zeigt sich in seiner „freundlichen Geschrift“ über das Zustandekommen der Disputation insoferne erfreut, als seine lieben Herren von Zürich keiner solchen mehr bedurfen, er ist jedoch gewiß, daß sie sich auf einer solchen, „dorer die sach in irem hinwesen statthaftlich verschicket und berathschlagt wird, ganz gutwillig und gebürlich halten werden“. Er selber entbietet sich zum Erscheinen, wenn die festgesetzte Disputation im Beisein seiner Herren an einem ungefährlichen Orte gehalten wird, „wiewohl ich anderswohin ze kommen weder für min kilchen, da ich leer, keinswegs schuldig bin“. Dann stellt er zahlreiche Bedingungen. Es solle erstens auf der Disputation keine andere Schrift gelten als die so im alten und nüwen Testament, biblisch und Gottes wort ist. Dann soll man zum andren die hl. Schrift nicht mit Vernern, Verstand und uslegen der zanggern in der Theology und päpstlichen Rechten, die meistens wider das Gotteswort sind, übergewaltigen, sondern eine Stelle des Gotteswortes durch die andere erklären, „dieses soll die schnuor sin, by dero hin wir richten“. Das Gotteswort muß unsern Verstand mäßigen und meistern, wenn wir mit Gott keine wort leeren. Zum dritten sollen keine Richter gesetzt werden über die Disputierenden, sonst wird man sich vor ihnen fürchten müssen, namentlich solche, welche der schweren Stucken nit verstandig sind und nicht die Wahrheit sagen dürfen. Die Unverständigen werden gleich schreien: Ketzer! Ketzer!

und kein Geleite halten. Dann lehrt Christus, man dürfe sein Wort nicht denen vorlegen, an welchen man nichts ausrichtet. „Nolite margaritas spargere ante porcos etc.“

Von Richtern, wie die Legaten Dr. Eck und Dr. Fabri sie verlangen, findet man keine Spur, weder bei Christus und den Aposteln noch bei den alten Christen und Konzilien. Der hl Ambrosius habe sich geweigert, vor Kaiser Valentinian mit dem Arianer Auxentius zu disputieren, und nur vor seiner Kirche zur Verantwortung sich erboten. Dann sollen fünftens das freie Geleite, Friede und Sicherung des allertürksten festgesetzt, siebentes die Personen, für welche man Sorge tragen muß, durch gegenseitige Versprechen und Gyselschaft gesichert werden. Auch solle zum achten eine freie, starke und gehorsame, nicht unterworfene Stadt gewählt werden, welche Gewähr für allen Schirm und Schutz biete, und sich vor jedermann erwehren könne, jemanden Gewalt anzutun oder geschehen zu lassen. Wenn mit Auffatz und Übervorteilung gehandelt werde, komme die Wahrheit nicht an Tag; es würde entweder ein tötlicher Krieg die Eidgenossenschaft zerrütten oder die Zwietracht ärger als je zuvor.

Von Baden will Zwingli ein für alle Mal nichts wissen. Die Stadt gehört unter die fünf Orte, welche Zürich allemal ausstellen. Diese fünf Orte haben sich unterfangen, „den glouben, den ich leer, den sy ouch kätzerisch nennend, ze durchachten“, und Zwingli selber als Ketzer auszuschreien. Sie haben mit Freiburg vor etlichen Jahren befohlen, ihn zu fangen, nach Luzern zu führen, unangesehen was die Bünde heischen. Zu Freiburg haben sie Zwinglis Bücher ungehört verbrannt, zu Luzern mit offenem Brand sein Bildnis und damit seine Person und Lehre geschändet. Sie haben ausgeschrieben, daß sie beim alten Glauben bleiben, durch die Disputation die neue Lehre unterdrücken wollen. Sie werfen Luther und Zwingli vor, daß sie Aufruhr gestiftet haben. Daran ist Zwingli so unschuldig „wie Gott an sinem tod“. Er und die Predikanten in Zürich haben das Volk vor Aufruhr behütet; ihnen ist es zu verdanken, „daß in der so ungehüren ufruer in keinem land so stäter friden gewesen ist, als in einer Eidgnoßschaft!“

Die „fründliche Geschrift“ schließt mit dem strengen Ersuchen: Die zwölf Orte sollen die Disputation nach Zürich, Bern oder

St Gallen verlegen. Da mag er als geborner Eidgenosse mit Geheiß seiner Herren auch hinkommen, statt nach Baden, wie dies Dr Eck und Dr Fabri welche von Jugend auf der Eidgenossen Feinde gewesen sind, mit ihren Praktiken durchgesetzt haben. „Dort will ich mich zu dem waren lebendigen Gottessun, herren Jesu Christo, verjehen, wir wellend im und einer ganzen Eidgnoßschaft ee nylegen, nit allein gegen Eggen und Faberen, sunder gegen allen gleerten, die sich gegen Gottes wort stellind." Die Eidgenossen mögen sich durch sein wahrhaftes Schreiben nicht verleyen lassen. Zwingli empfehle sie dem allmächtigen Gott dieser möge sie vor Gefahr Zwietracht und Zerrüttung behüten.

5. Polemik zwischen Dr. Fabri und Zwingli.

Gleichzeitig mit dem Reformator trat auch sein gewichtiger Gegner Generalvikar Dr. Fabri auf den litterarischen Kampfplatz. Am 16. April 1526 erschien dessen „Sendtbrief an Ulrich Zwingli, magister zuo Zurich von wegen der kuntigen Disputation" zu Tübingen im Druck. Der Brief, ein für die Reformationsgeschichte der Schweiz sehr wichtiges Aktenstück, trägt das Motto: „Ps. 76. 2. Verbum Domini manet in aeternum." Auch diese Streitschrift wurde den Tagherren zu Einsiedeln zugestellt. Der Verfasser wiederholt bereits zu Baden vorgetragene Gedanken und legt gegenüber dem früher befreundeten Reformator ziemliche Erregung an Tag; in der Schrift kommen überdies sehr viele über die Zeitgeschichte orientierende Tatsachen zur Sprache. In grundlicher Widerlegung der Behauptung seitens der Humanisten, daß Dr. Fabri sich im Deutschen nicht mit gehöriger Gewandtheit auszudrücken verstehe, redet derselbe, wie Mörikofer anerkennt, eine schwungvolle und bilderreiche Sprache.

Seit fünf Jahren ungefähr, lautet der Eingang, habe sich Zwingli gleich dem stolzen Philistäus Goliath erhoben und behaupte, daß alle, die vor ihm gelebt, in der Finsternis geirrt haben und nicht würdig seien, ihm in Bezug auf Verstand und Auslegung der hl Schrift die Schuhriemen aufzulösen. Wie Luzifer habe er seinen Stuhl über Aquilonem gesetzt und eine neue Kirche errichtet gegenüber der alten und ehrwürdigen Kirche Gottes, welche, als die Säule und Grundveste der Wahrheit, von den Heiligen in ihrem Blute gepflanzt wurde, und vom hl. Geiste in

der Wahrheit geleitet wird. Dieſe Kirche hat Zwingli an allen Enden und Orten zerriſſen, niedergefällt und hernach, bis auf dieſen heutigen Tag, auf dem Boden herumgeſchleift.

Betrachte man Zwinglis neue Kirche an Dachwerk, Wänden und ſandigen Fundamenten, ſo finde man in derſelben keine faſtende Anna, keine ewig Gott lobenden Prieſter, welche, gleich den Apoſteln Petrus und Johannes, zur neunten Stunde zum Gebet in ſeinen Tempel gehen. Bei ſeinem Altare ſei weder ein Lobgeſang zu Gott noch ein Tabernakel mit dem hl. Sakramente, weil Zwingli und ſeine Bilderſtürmer dieſes alles verſtoßen haben: von der Taufe ſei nur ein kleiner Teil geblieben, der ſich ſelber nicht mehr kenne. Chriſtus ſelber ſei im hl. Sakramente ausgeſchüttet; dafür ſeien die Fleiſchtöpfe Ägyptens und das güldene Tanzkalb, ſtatt der zerriſſenen Orgeln in den Kirchen, in den Häuſern Geigen, Hoflauten und Pfeifen aufgerichtet worden.

Dr. Fabri erhebt gegen Zwingli begründete Vorwürfe, wie er von ihm auf der zweiten Zürcherdisputation und nach derſelben von Hegenwald, ſeinem Therſites, und den Gyrenrupfern behandelt worden ſei. Deswegen wolle er nicht in Zürich mit Zwingli disputieren, damit nicht ſeine Anhänger aus einem Engel einen Teufel machen, ſondern nach Anordnung der frommen Eidgenoſſen zu Baden im Ergöw: damit die noch übrigen frommen Chriſten in Zürich wieder zu ihrer Mutter, der hl. Kirche kommen, die verführten hirtenloſen Schäflein durch den getreuen Hirten auf der Achſel zum Schafſtalle der übrigen Schäflein von Israel getragen werden. Wie der kleine David den gewaltigen Goliath will Fabri in ſechs Sachen und Punkten vor allem Volke den Kampf mit Zwingli beſtehen und ihn mit des himmliſchen Vaters Gnade in ſechs Artikeln ſeines Irrtums überweiſen.

Erſtens: daß Zwinglis Büchlein in Latin und Tütſch der katholiſchen Wahrheit widerſtreiten, „wie ja und nein, liecht und finſternuß, warheit und luge“. Zweitens: daß er ſich Geſellen geworben und ſie Brüder in Chriſto genannt, während deren Lehren nicht nur mit den ſeinigen nicht zu vergleichen, ſondern auch unter ſich uneins und geſpalten ſind. Drittens: daß Zwinglis Lehren nicht nur mit derjenigen früherer Häretiker in keiner Weiſe ſtimmen, ſondern von denſelben verworfen würden: daß ihm auch die Lehre Dr. Luthers und ſeiner Geſellſchaft ent-

gegen sei. Viertens daß alle hl. Lehrer und Gelehrten seit der Apostel Zeiten, und gerade die ältesten Erklärer der hl. Schrift ihn als falschen Ausleger nicht erleiden mochten. Fünftens: daß Zwingli der allgemeinen Kirche vorwerfe, sie habe seit den Zeiten Christi und der Apostel auf dem ganzen Erdenrunde geirrt, und Christus habe seine Kirche wie eine verwaiste Witwe in die Wüste des Irrtums sich verirren lassen. Zwingli wisse nicht einmal was der Begriff der Kirche und Inhalt des apostolischen Bekenntnisses seien, während er behaupte, den hl. Paulus richtig zu verstehen und vertraue, ein Führer der Blinden und Licht derer zu sein, welche in der Finsternis wandeln, und sich vermesse, gelehrter zu sein als alle, welche seit Anfang der christlichen Kirche das Gotteswort im Frieden auslegen. Sechstens: will Dr. Fabri beweisen, daß die Lehre Zwinglis allen Schriften der Propheten und Apostel, den hl. Evangelien selber widerstreite. Er wird alles ohne Scherz und Scheltworte dartun.

Schließlich stellt Dr. Fabri eine Menge Vorhalte gegen Zwingli zusammen. Er hat Zürich, dessen Kirche seit Karls des Großen Zeiten, seit achthundert und mehr Jahren unter Konstanz gestanden, dem Gehorsam gegen den Bischof entrissen, sich selber zum Bischof aufgeworfen, den Leo Jud, seinen Gesellen, ebenfalls zum Bischof gemacht ein Konsistorium nach der Juden Glatz aufgerichtet, eine eigene Kommunion und eine neue Messe verfaßt, selbe zur Annahme in alle Welt gesandt und bald darauf wieder abgetan. Dr. Fabri wirft Zwingli vor, daß er sich in der Lehre vom Altarssakramente selber widersprochen, damit Heuchelei getrieben und die einfältigen frommen Leute in Zürich zur Meinung verführt habe, er gebe ihnen den Fronleichnam Christi wie einem Pfarrer zustehe, während er bereits dafür hielt, daß es nur Brot und Wein sei. Zwingli sei ein Urheber des Wiedertaufs, dessen Anhänger er verfolge; er habe gelehrt, und gegenüber Dr. Fabri behauptet, daß der Glaube frei und niemand deshalb zu strafen sei. Nun möge er den Wellenberg oder Wasserturm beschauen, wo er, als ein Verfolger seiner Brüder und Schwestern, die Anhänger des Wiedertaufs, mit harter Gefängnis und Folter geplagt, weil sie nicht seiner Meinung waren. Zwingli möge ferner dafür sorgen, daß die Gotteshäuser wieder hergestellt und ihre geraubten Güter wieder ersetzt werden, darauf sich in ewige Pönitenz richten und

gleich den Ninviten in Sack und Asche die begangenen Missetaten wider den christlichen Glauben beklagen.

Er, Dr. Fabri, habe es vor dem Rate der Zweihundert vorausgesagt, und Zwingli solle es wohl bedenken: wenn man bei der Einigkeit der Kirche nicht bleibe, sondern den ungenähten Rock Christi nach Gutdünken verspiele, werde es dazu kommen, daß eben so verschiedene Glaubensmeinungen auftauchen als Königreiche, Fürstentümer, Herrschaften, als Städte, Dörfer und Weiler, selbst Häuser und Menschen auf Erden seien. Das sei bereits geschehen, und das könne der Wirbelgeist anrichten. Zwingli möge sich bekehren, auch ohne Disputation widerrufen, damit Zürich und die Eidgenossenschaft im alten, wahren hl. Glauben erhalten bleiben, wieder zu Friede, Verständnis und Einigkeit gelangen mögen.

Zwingli säumte nicht auf Dr. Fabris „Sendtbrief" seine Antwort zu geben. Dieselbe erschien bei Froschauer, „uf mendes am letzten tag aprellens im 1526 jar", im Drucke unter dem Titel: „Über den ungesandten sandbrief Johannes Fabers, doktors, an Huldrychen Zwinglin geschrieben und hinderwärts ungesprett und nit überschickt." Diese Sendschrift richtete sich nicht an Dr. Fabri persönlich, sondern „An alle frommen Christglaubigen, die in einer loblichen Eidgenossschaft zevor und demnach durch alles Tutschland wohnend, die den Herrn Jesum Christum erkennt und angelegt habend. Huldrych Zwingli, ein meister, dann wir einen meister habend Christum, sunder ein schlechter aber getruwer diener des evangelii, embut allen allerliebsten bruedern und frunden gnad und frid von Gott und unserm Herrn Jesu Christo, sinem eingebornen sun."

„Sehend", ruft er ihnen zu, „wie der allmächtig Gott durch sin sorg, die er für uns treit, das härfürbringt, darum wir angsthaft sind, wie es one zerrittung herfurbracht wurde. So kommt der gnadig himelsch vatter und hat Johannsen Fabern die sorn also gegeben, daß er ein geschrift an Zwingli hat lassen usgon, die zuo eim so bitter, schalkhaft und unwarhaft ist, daß man gluch sin Herz erkennen mag, daß er mit Zorn und Lästern ihn aufreizen wollte, von Zurich nach Baden zu laufen." Dr. Fabri schlaat vorn und hinten aus und springt, daß ihm alle Untreuw und Uffsatz mit Gaben und falschem Unterschieben unwarer Dingen aus dem Sack entfällt. Der falsche Unterschieber, Zwingli hätte bald gesagt

underschryber, Joachim von Grüt und die verdorbenen Kunden aus Zurich, zu denen auch Ratsherr Jakob Grebel zählte, bekommen dessen großten Zorn zu lesen. Dr. Fabri hatte indes mit Joachim von Grüt nicht verkehrt

Dr Fabri kennt nur Intriguen und Bestechung, um Zwingli zu seine Gewalt zu bekommen, Zurich und die Eidgenossen hintereinander zu richten, überall die Predigt des Wortes Gottes mit Gewalt zu unterdrücken Er ist ein unwissender Streber und ehrgeiziger Herrenknecht, der geschworne Feind des Evangeliums und seiner frommen Diener Zwingli dagegen ist der große Freund des Vaterlandes, die gelasterte und verfolgte Unschuld. in allen seine Furnemen handelt er mit gutem Gewissen. Er ist deshalb des baldigen Triumphes allenthalben sicher, im Bewußtsein, daß Gottes allmachtiger Schutz ihn und das hl. Evangelium gegen Dr Fabri, dessen Anhang und alle seine Widersacher beschirmen wird Dr. Fabri schilt Zwingli einen Gottlosen; damit tut er ihm recht, denn die gottlosen Juden, Pharisäer und Pfaffen schalten Christum auch also Wenn er behaupte, daß fur Zwingli die Zeit gekommen, und die Art an den Baum gelegt sei, so seien doch alle seine Harlein gezahlt. Ja, wenn er nach Baden kame, dann wär es aus „Gedenk, daß jener Henkersbuob den Marius nit hat mogen toten, und daß die, so Christum zuo fachen understuondend, ab einem wort niederfielend Also wird es nit an dinem gwüssen bestellen sin, sunder an der gwüssen hand Gottes.“ Trotzdem waren weder die Kraft der Argumente noch die Beweise der hl. Schrift durchschlagend; Zwingli ließ ob dem Polemiker den Theologen bedenklich zu Schaden kommen.

Zwingli hat in Zurich keine neue Kirche angehebt, sondern die wahre Kirche Christi gepflanzt, und will es mit Gottes Gnaden noch langer tun als Dr. Fabri meint: fur seine, Zwinglis, Kirche haben auch die hl Martyrer ihr Blut vergossen. Diese Kirche wachst in aller Welt, auch wo man sie achtet, und wird den Faber uberwachsen. In Zurich leben viele fromme Simeone, in deren Herzen Christus lebt, dort leben viele fastende Annen; sie halten keinen Fallfasttag, sondern Abbruch in allen Dingen, um den Uberfluß den Durftigen mitzuteilen. Abbruch im Unmaß der köstlichen Kleider, wahrend in Fabers Kirchen die Esel in Gold, Purpur, Seide und edlem Gestein einhertreten mussen. In Zurich leben ferner wahre

Witwen, die züchtige Kinder erziehen, zu Gottes Wort gehen, den Armen helfen und die Füße waſchen, die Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten im ſtillen Kämmerli. Die Füllbäuche, welche betrunken Vespern und Nonen plappern, damit die Huren glauben, ſie werden in den Himmel geſungen, laſſen die Zürcher der Kirche Fabers. Sie haben Petrus, den wahren Felſen, den ungezwyfleten Glauben, der zu Chriſtus und nicht zum Papſte ſpricht: „Du biſt der Sohn des lebendigen Gottes!“ An Feiertagen wird eine Stunde vor der Predigt geläutet, damit, wen Gott ermahnt, zur Kirche geht und betet; vor oder nach der Predigt betet man die offene Schuld. Wir haben Johannſen, die allein an der Bruſt, das iſt in der Gnade Chriſti ruhen.

Dr. Fabri, der lebendige Götzenſchirmer, welcher die hölzernen Götzen ſchirmt, ſchilt die Zürcher, welche, wie alle, welche Gott gedient haben, die Götzen, mit aller Zucht und Ordnung von dannen getan. Der Sakramente halber ſpricht Faber, in Zürich habe man den Tauf weggetan. Sie taufen im Namen der hl. Dreifaltigkeit, doch, wie die Apoſtel, in lauterm Waſſer, freilich ohne Salz und Schmalz, ohne das Öl der meineidigen Wychbiſchöfe. In Bezug auf den hl. Fronleichnam glaube weder Dr. Faber, noch habe es ſonſt jemand geglaubt, daß er hierin Fleiſch und Blut gegeſſen habe. Alle haben es nur gewähnet, ſind nicht gewiß geweſen; denn Gott hat dieſe Lehre nicht gepflanzt. Deswegen haben alle Herzen gezweifelt, und nur gewähnt, es ſei, wie es ihnen die Pfaffen vorlegen. Zwingli ſei kein Fleiſchprediger, ſondern jene, welche wie Faber vorgeben, daß im Sakramente Fleiſch gegeſſen werde, ſeien auch Beinprediger. Die Päpſtler haben den fleiſchinen Fels, verehren das Kalb in Rom und tanzen um dasſelbe herum.

In Zürich hat man keine Gottshüſer, ſondern Blockhüſer und Götzenhüſer abgetan, keine Gottesdienſte abgeſchafft, ſondern aufgerichtet. „Das ſind Gottesdienſte, ſo man läßt, was Gott verbietet und tut, was er heißt: deshalb fängt man an groß ſchüchen haben ab unbilligem zinſen, bewuocheren, huory, läſtern, fluchen, verſolden, kriegen haben“. Das Dockenſpiel der Kleider und Ornate, welche von den meineiden Wychbiſchofen geweiht ſind, ſtammen nicht von Gott; deshalb konnte man dieſelben nicht billiger verkaufen als auf dem Grempelmarkt. Der Rat hat alles, was den

Armen zu Röcken, Kleidern und ziemlichen Hemden diente, denselben anmessen, das andere verkaufen und ins Almosen legen lassen.

Das Spiel auf Lauten, Gygen und andern Instrumenten kommt Zwingli zu gutem die Kinder zu geschweigen dann sei David ein guter Harpfer gewesen, welcher dem Saul die Teufelsucht vertrieb. Dr. Fabri habe ihn zuerst nicht gewarnt vor neuen Lehren, sondern im Ablaßhandel gegen den Papst gehetzt, später sei er den Legaten nachgelaufen, und damit sei es aus gewesen. Gegen ehrbare Manner seien von Zurich niemals Schand- und Schmachbüchlein ausgegangen. Ob Zwingli zu solchen gelacht habe, gehe Dr Fabri nichts an, dieser halte ihn für einen guten Spielmann sollte er denn nicht guter Dinge sein? Die Punkte, in welchen Dr. Fabri auf der Disputation zu Baden mit Zwingli den Kampf bestehen will, nimmt der letztere ziemlich leicht Wenn derselbe zu Baden mit der Schrift überwunden wird, will er seine Bücher verbrennen, aber nicht zu Baden denn dort sei es naß. Aber trotz seines Widerrufens und Bücherbrennens werden die Klotzhüser und Messen von tag zuo tag abgon und nicht mehr aufgerichtet.

Den „Commentarius“ hat Zwingli nicht wegen Geldes und aus Unverschamtheit geschrieben, um von König Franz I Kronen zu erhalten, hätte er das gewollt, so hätte er mehr erlangt als Dr. Fabri von Ferdinando während sechs Jahren an Dienstgeld bekommen habe Das Buch habe er aus christlicher Liebe zu Glaube und Gläubigen geschrieben gereizt durch Leute, welche wissen was Nutzens daraus erwachsen werde, diesen kenne Dr Fabri nicht, werde ihn jedoch mit der Zeit empfinden. Zwingli sei reicher als Könige und Papst auch wenn er kein Geld habe. Wenn Dr Fabri ihm Geldgier vorwerfe, tue er wie der Wolf, welcher meint, alle Tiere essen Fleisch, weil er es ißt Unwahr sei es, daß die Wiedertaufer Zwinglis Eidgesellen seien, er habe vielmehr in Gotteskraft dem Wiedertauf sich widersetzt und werde es tun bis in den Tod, niemals habe er sich rottisch verpflichtet und vereidigt. Nur zwei oder drei Wiedertaufer seien mit der Marter versucht worden, aber um anderer Dinge willen, deren sie verdachtig waren Dagegen sei Dr Fabri ein Meineidiger an Gott, weil er dem Papst, „der aber der lebendig jagend Gottes ist“, den Eid geschworen Niemals habe Zwingli Haß gepredigt oder sich höher über alle erhoben, die je geboren seien sondern

ohne Unterlaß anzeigt, daß alle Weisheit, Kunst, Glaube allein von Gott fließend. Gott wisse seine Gedanken; die frommen christlichen Zuhörer und Leser seiner Lehre wissen, ob dieselbe aus Hochmut oder Liebe hervorgegangen seien.

Dr. Fabri sage, daß die Zürcher etwa seit Kaiser Karli unter den Bischöfen zu Konstanz gewesen seien, er zeige damit, daß sie auch vorher, ohne den Bischof zu Konstanz, selig wurden. Zwingli ist nicht durch eigene Gewalt Bischof geworden, sondern ohne sein Werben, zuerst von Propst und Kapitel, dann von Rat und Bürgern berufen worden. Dr. Fabri wäre selber gerne um teures Geld Bischof, „Bischtz d'schor", zu Basel geworden; aber es wolle ihn niemand, weder um Geld noch vergebens. Er treibe ein Affenspiel mit dem Namen Bischof; er wisse wohl, daß es einen Wächter heiße. Er wolle Zwingli, Leo Jud und die zwei andern Bischöfe in Zürich verdächtigen, sie hätten sich zu hohen Bischöfen aufgeworfen. Das Konsistorium in Zürich sei göttlichen und gemeinen Rechten gleichförmiger gerichtet, als alle Konsistoria der Bischöfe in der ganzen Welt. Sie werden die Meineide vermeiden, hiedannen appelliert man weder nach Mainz noch gen Rom. Die Nachsten erkennen eine Sache allerbest und ersparen den Untertanen großes Gut. Dr. Fabri behaupte, das Konsistorium sei aus der Juden Gsatz aufgerichtet; er beweise damit, daß er, obwohl ein Doktor der Rechte, das göttlich Gsatz verwerfe und nichts auf Gottes Wort halte.

Nach diesen und andern ebenso unwürdigen als bitteren Ausfällen gegen den Generalvikar und den alten Glauben folgt eine neue Darlegung der alten Gründe, weshalb Zwingli sich weigere zu Baden mit Dr. Eck zu disputieren. In Baden, deren habe er sichere Kundschaft, sei es aus mit ihm, in Zürich, Bern oder St Gallen könne er sicher auftreten. Die Papistler und Fremden wollen mit den Constanzerbaßen in der Eidgenossenschaft nur Unheil stiften, nachdem die Bischöfe und Prälaten früher wider alle Disputationen gewesen, und etliche Orte gleichfalls nichts davon wissen wollen, sogar Bischof Hugo und Dr. Fabri zur Stunde den frommen Prädikanten zu Konstanz eine solche rundweg verweigern. „Und solchen Unrat lassen wir", schließt Zwingli, dessen vornehmste Mitarbeiter, Leo Jud, Dr. Johann Ökolampadius und Berchtold Haller und andere, Ausländer waren.

„die Frömden, die unſer erbfiend ſind, ouch von Chriſtus geburt har, anrichten. Beſſer wäre, es hätte uns der Kaiſer oder Küng von Frankreich an lyb und guot abgeſagt, als daß die Eidgenoſſen Dr. Fabri in ihrem Lande länger werben und die Eidgenoſſen der zwölf Orte entrichten, daß ſie nicht länger mit Zürich ſitzen ſollen."

„Danach fromme Eidgenoſſen und Chriſten, manet Faber Zürich zuo dem alten glouben der zwölf orten; und wüſſend ir ja wol, was gloubens jeder man hat; ouch daß Zürich allein ſich des alten gloubens flyßt, den die helgen apoſtel und ander vordren ghabt. Die habend ſich allein, us Gottes kraft, von den herren, denen Faber jez dienet, entſchütt, und ſich der herren gelts und gaben nit angenommen. Thätind wir das noch, wie bruoder Claus geleeret hat, und ein jeder fromme Eidgnoß wol weißt, ſo lostind wir nit den herrendienern, die uns unter der gſtalt des gloubens durch miet und gaben underſtand zu Zwitracht ze bringen."

6. Unterhandlungen mit Zürich wegen der Disputation.

Die Tagſatzung in Einſiedeln, auf den hl. Kreuzestag, 3. Mai 1526, hatte viele und ernſte Geſchäfte, an denen ſich auch Zürich durch einige Boten, voran Burgermeiſter Diethelm Röuſt und Unterſchreiber Balthaſar Wirz, beteiligte. Wie die Boten nach Hauſe ſchrieben, wurden ſie des „früntlichſten angenommen und mit viel guten Worten berichtet". So wurde Zürich von den zwölf Orten auf Bitten der Fürſten und Stände des Reiches, der Prälaten und Oberherren des Ordens von Prämonſtrat erſucht, es möge das Gotteshaus Rüti wieder aufrichten, in das alt Wäſen komen und beliben laſſen. Ebenſo freundlich wurden die Boten erſucht, ihre Herren zu berichten, daß ſie im Ittingerhandel entgegenkommen, wenigſtens den zur Vermittlung beſtellten Obmann anerkennen und die Frevler ſtrafen helfen.

In Sachen der Disputation, dem Hauptgeſchäfte des Tages, kam es zu weitläufigen Verhandlungen. Zürich ſeinerſeits hatte ſich durch Schreiben vom 27. April 1526 an die ſieben Orte beklagt, und dies vor alle zwölf Orte gebracht, daß jene Zürich ſelbſt in Angelegenheiten nicht mehr berufen, welche alle Orte betreffen, und allerlei vornehmen, was ihm zu Nachteil und Verachtung gereiche. Zürich habe ſich allerwegen befliſſen, die Bünde zu halten, nach der Lehre Chriſti zu leben, und ſtets anerboten,

aus der hl. Schrift ſeines Irrtums ſich überweiſen zu laſſen. Der Beſchluß wegen der Disputation zu Baden ſei ohne ſeine Mitwirkung behandelt und beſchloſſen worden, Zürich ſolle ſeine Botſchaft mit Zwingli ebenfalls abordnen. Das ſei M. Herren beſchwerlich, weil es gegen die Bünde gehe; die einſeitig angeordnete Disputation werde den Streit nicht entſcheiden noch für Zürich befriedigend verlaufen. Damit alle zwölf Orte wiſſen, wie Zürich geſinnt ſei, legen M. Herren ein gedrucktes Büechli von Zwingli bei und bitten die Orte, dasſelbe zu verhören. Ferner mögen die Eidgenoſſen, eingedenk der Liebe, welche ihre Altvordern zu einander getragen, Zürich nicht von den Bünden ausſchließen, welches ſtets bereit ſei, zu Friede und Einigkeit das Möglichſte beizutragen.

Die Eidgenoſſen machten jedoch den Boten von Zürich wegen Zwinglis „büechly“ ernſte Vorhalte. Mit den Herren wurde abermals „fründlich geredt, daß ſy mit dem Zwingli reden und verſchaffen wellent, daß er uns Eidgnoſſen in ſinen trucken ungeſchmützt und ungeſchmecht laß, darzuo uns mit ſinen truckten büechlinen unbeſuocht und rüewig laß, und die unſern nit alſo widerwertig und ungehorſam mache; dann es wieder die pünd ſye, ouch inen nit zuo erliden, wie die botten wüſſend“. Jedenfalls hatte es in den fünf Orten ſchwer verſtimmt, daß Zwingli den edeln Friedensſtifter Nikolaus von der Flüe als Kronzeuge für ſeine Lehren und Praktiken ins Treffen führte. „Und ſo dann uns die zwölf Ort vorgebracht, mußten die Boten von Zürich ihren Herren heimbringen, daß der Zwingli anzeigt in einem truck wider Dr. Fabri usgangen, als ob wir die Disputation zuo Baden allein angeſechen um gelts willen, und ſye der karren gſalbet. Und ſo das vor die gmeinen menſchen kumpt, möchten wir, aber ſunderlich die botten, ſo uf tagen geweſen, verdacht werden, ouch großer unrnow und ſchaden dardurch gefürdert und gemeeret. Daran aber uns, den Eidgnoſſen, ungüetlich und unfründlich beſcheche. Und daruf wyter mit unſern Eidgnoſſen von Zürich geredt, daß ſy den Zwingli ſömlichs handels abſtellend, wie die botten wüſſent“

Der Tagſatzung lagen Schreiben vor, in welchen Herzog Wilhelm von Baiern für Dr. Eck, Erzherzog Ferdinand und Biſchof Hugo, welcher ſein Fernbleiben mit hohem Alter entſchuldigte, für Dr. Fabri das Erſcheinen auf dem Geſpräche zu Baden bewilligten. Zürich verweigerte hartnäckig jedes Entgegenkommen.

In dieſem Momente trat Dr. Thomas Murner als Streiter auf den Kampfplatz. Er hatte bereits die Abſicht kund getan, mit ſeinem Gegner den geiſtigen Kampf als Theologe über die göttliche Einſetzung des Meßopfers, als Kanoniſt über die Heiligkeit des Kirchengutes aufzunehmen. Als Zwingli auf eine wenigſtens bedenkliche Weiſe auswich, erließ Dr. Murner am 30. April 1526 einen geharniſchten Brief an die Tagherren zu Einſiedeln: „Wider die leſterlich Flucht und das verzwiflet vßſchreiben Uolrich Zwinglis, worum er uff der Disputation zuo Baden, von den zwölf örtern erſetzet, nit well erſchinen, ſo er doch frey geleit hat, dar und dannen zuo reiten.“ Dieſes Schreiben wurde von den Tagboten mit Jubel aufgenommen. Zwingli aber ſah in demſelben eine Majeſtätsbeleidigung; er ließ durch den Rat gegen Dr. Murner ernſte Klage führen. Dieſer gab die Erklärung ab, er polemiſiere freilich gegen die Lehren und Praktiken des Prädikanten Zwingli; wider die Herren von Zürich dagegen habe er nichts.

Die zwölf Orte gaben die Hoffnung nicht auf, Zürich werde ſich an der Disputation ſchließlich doch beteiligen. Sie waren überzeugt, daß viele Doktoren, von Fürſten und Ständen des Reiches abgeordnet oder aus eigenem Antriebe zu Baden erſcheinen, daß ebenſo die neugläubigen oder ſchwankenden Obrigkeiten ihre lutheriſchen Prädikanten ſenden werden. In dieſem Sinne wurden Sendſchreiben erlaſſen und ſtrenge Anordnungen getroffen, damit das Geſpräch in ungeſtörter Ruhe und Sicherheit ſtattfinde. Zürich wurde mit Erfolg erſucht, den herreiſenden fremden Gelehrten freies Geleite durch ſein Gebiet zu gewähren.

Zur Feſtſtellung, wie es in Bezug auf das Geſpräch zu halten ſei, wurde auf 10. Mai 1526 ein allgemeiner Tag zu Baden einberufen; auf denſelben auch die Zugewandten geladen. Zürich wurde nochmals großes Entgegenkommen bewieſen. Seine Boten mußten heimbringen: Weil Zwingli glaube, er könne nicht ſicher nach Baden reiſen, erklären die zwölf Orte, daß Zwingli ſowohl als alle ſeine Gelehrten, welche ſich nach Baden verfügen, ein volles, ſicheres und freies Geleite haben ſollen, welches die Eidgenoſſen getreulich halten werden. Wenn Zwingli dieſe Verſicherung nicht als genügend erachte, ſollen deſſen Herren die Vollmacht haben, zur Deckung eine Anzahl Knechte zu ſenden. Zürich möge auf

den Tag zu Baden ſeine Antwort geben, ob es dieſe Anerbieten annehme, damit jedermann wiſſe, woran er ſich zu halten habe. Die Beteiligung an den endgültigen Anordnungen über die Disputation ſowie die Beteiligung Zwinglis und der Botſchaft von Zürich waren ſomit in durchaus ehrenhafter Weiſe angeſtrebt.

7. Zurückhaltung und Agitation gegenüber der Disputation.

Bald genug zeigte ſich, daß keine Biſchöfe und nur ſehr wenige katholiſche Gelehrte und Prälaten ſich auf der Disputation einfinden werden. Ganz entſchieden lehnten Philipp von Henggart, erwählter Biſchof zu Sitten, nebſt Hauptmann und Landrat des Landes Wallis jede Teilnahme ab. Sie verſicherten zwar die Eidgenoſſen ihres feſten Willens und Erbietens, bei Schirmung und Erhaltung des alten wahren Glaubens mitzuwirken, wie ſie am 8. Mai 1526 nach Baden ſchrieben. Sie bedauern jedoch, offenbar durch franzöſiſchen Einfluß beraten, daß Papſt und Kaiſer, ſtatt den Glauben zu ſchirmen, die böſen Händel der Geiſtlichen abzuſtellen, Gottes Glorie zu eräuffnen, „als uns dunkt größer achtent ir eigen nutz, vil lant zuo überkommen und vil bluot zuo vergießen. Beſorgen wir, uß dem waren gericht Gottes werde die red erfüllet: Wir wollend die böſen ſtrafen mit denen, die böſer ſind! Ob aber Gott durch ſin gnad wöllte vergönnen, daß unſer zween oberſten Fürſten der Chriſtenheit des bedacht, an beiden Enden zuo glichem zuoſatz ein chriſtliches Concilium wurden beſtimmen, gemeine reformation der heiligen kilchen handlen und thuon, darzuo ſy billich die forcht Gottes und ir ampt ſöllte zwingen, werden wir denſelben, ſo darzuo hilf, rat und ſtür geben, nach unſerm vermögen byſtan, und alles das helfen handlen, was gemeinen chriſtenlüten gebürt.

„So wir aber gedenkent, daß ſölich disputatz und verſammlung mer zwyfels und zwytracht, dann ruowen möcht urſachen, da dhein richter ſich ſolichs entſcheids beladen wurd, und ir üre gründ ſetzend uf zwen doctores, die uns gar unbekannt ſind, werden wir uns der ſach ganz müeßigen. Dann wir bedörfen keiner frag, geſpräch oder disputatz umb den waren chriſtenglouben, den wir in der forcht Gottes, wie der von unſern altvordern an uns bracht iſt, feſtenklich glouben, rüewig und ein-

müetig darby verblyben, hingetan allen zwytracht. Wir wollen ouch niemands wider ſinen dank ſelig machen. Ob aber üch begegnete gewaltiger ynbruch, von dem waren chriſten glouben ze wychen, werden wir uns zur üwer lieb in ſchirm umb grechten gloubens, wie vormals durch uns zuo tagen erboten iſt, zuoſetzen, was unſer vermögen mag ertragen." Dieſes wichtige Schreiben iſt von grundlegender Bedeutung in Bezug auf die ſpätere Verhältniſſe: die politiſche und kirchliche Verbindung des Biſchofs zu Sitten und des Landes Wallis mit den katholiſchen Orten, ſodann hinſichtlich der Frage über Beſuch und Anerkennung des allgemeinen Konzils zu Trient ſeitens Biſchof und Landrat.

Zwingli hatte gute Zuverſicht und großen Anhang gewonnen. Zu Bern und Solothurn entſtanden ernſte Unruhen, in welchen die Katholiken beinahe unterlagen. In Appenzell, Glarus und Schaffhauſen war dies bereits auch der Fall; für Baſel fürchtete Dr. Ökolampadius gleichfalls innere Zwiſtigkeiten; der Rat war lange unentſchloſſen, welche Haltung er einnehmen ſolle. Zwingli ſchrieb am 11. Mai 1526 voll Freude an Dr. Vadian, daß die ſechs Orte unter Führung von Luzern, wo Dr. Thomas Murner eifrig für die Disputation wirkte, bereits wieder allein ſtanden, „Minantur nova comitia, sed necquidquam, si Deus pergit esse Deus, quomodo hactenus fuit. Custodiat vos Dominus a malo! Senatus noster negat me disputationi Badensi. *Lucerna* ista, quæ paulo minus quam tenebræ lucet, audax est et præterea nihil!"

In die Frage, ob Zwingli die Disputation beſuchen ſolle, ſpielte das freundliche Verhältnis der katholiſchen Orte zur vorder öſterreichiſchen Regierung eine ernſte Rolle. Zwingli wußte die Lage trefflich aber nicht ehrlich zu ſeinen Gunſten auszunützen. Er beſchuldigte Dr. Fabri und Dr. Eck, ſie ſeien von Erzherzog Ferdinand beſtochene Werkzeuge. Den Tagherren zu Einſiedeln und Baden gegenüber wies er auf angebliche „gefarliche anſchläg und pratiken" hin, welche zwiſchen den fünf Orten, Erzherzog Ferdinand und andern Regenten des Bundes zu Schwaben des göttlichen Worts halb, wie es verhindert, niedergetruckt, und abgeſtellt möcht werden, gemacht ſyen." Fridli Bäldi, „Beldius", Landrat zu Glarus, Zwinglis Vertrauensmann und Hauptagitator für das grünende Evangelium, „vir sagacissimus supra modum et eloquentissimus", hatte auf der Landsgemeinde zu Glarus behauptet,

Dr. Fabri und Dr. Eck wollen durch Geldſpenden und Beſtechung den alten Glauben beſchützen und das hl. Evangelium unterdrücken.

Dr. Fabri und den fünf Orten hatte Zwingli ſelber in wenig apoſtoliſcher Sprache vorgeworfen, man ſchmecke wohl, „mit was karrenſalbs“ Faber den Wagen geſalbt habe, und daß derſelbe mit Lotterwerk umgehe. Er, Zwingli, wiſſe insgeheim, wer von Faber beſtochen ſei. Auf die Beſchwerden der Eidgenoſſen redete er ſich aus, er habe niemanden genannt und werde niemanden nennen, der das Geld genommen habe. Er habe nur angezeigt, und werde minen Herren von Zürich „in ſtill, mit gloubhaftem Schyn darthun, daß mit Geld zu werben gwüßlich von denen, ſo mit Faber handlen, fürgenommen iſt“. Offen wurde davon geredet, die Beſtechungsſumme betrage 30,000 Gulden.

Die auf derart niedrige Weiſe Angeſchuldigten ließen ſolche Vorwürfe keineswegs auf ſich laſten. Fridli Bäldi wurde vor der Tagſatzung als Verleumder berechtigt. Weder Erzherzog Ferdinand noch der Schwäbiſche Bund wußten etwas von Praktiken; wohl aber brachten ſie ernſte Klagen vor über geheime Praktiken der Zürcher mit Herzog Ulrich, den ſüddeutſchen Städten und Bauern, mit Michael Gaismayr und den Aufſtändiſchen im Etſchlande. Dr. Fabri beſtritt mehrmals und entſchieden für ſich und Dr. Eck, daß ſie das Geringſte wieder eine löbliche Eidgenoſſenſchaft mit Geld oder andern Sachen praktiziert haben. Er ſei ſo arm, erklärte der Generalvikar, daß ihn ſein Biſchof unterhalten müſſe; auf ſeinen Reiſen in die Schweiz habe er öfters Geld entlehnen müſſen; was Zwingli und ſeine Agenten von den 30,000 Gulden vorſpiegeln, ſei einfach erlogen. Am 31. Mai 1526 richtete Dr. Fabri von Baden aus eine ebenſo ruhig als würdig gehaltene Miſſive an den Rat von Zürich, in welcher alle verleumderiſchen Zulagen und Verdächtigungen zurückgewieſen wurden, in der Hoffnung, die Zürcher werden zur Einſicht kommen, daß Dr. Fabri es mit ihnen gut gemeint, Zwingli ſie in Irrtum geführt habe. „Das du aber ſagſt von pratik“, beteuert Dr. Fabri in ſeiner Flugſchrift, „weiß ich keine, ſo wahr als Gott lebt: wiewohl du geſchrieben haſt; wie ich in die Eidgnoßſchaft kommen, was ich praktiziert, werde bald ausbrechen. Was hab ich praktiziert? das ſag du mir! Du findeſt nichts anderes, dann daß ich ge-

predigt hab. Und diewyl du dich allweg zuo disputieren erboten hast, hab ich darzuo gehulfen ratschlag machen'"

Zwingli hatte auf diesen Verhalt eine sehr unwürdige Antwort: „Gott hat dich in die Welt gesandt, den waren botten des antichrists, daß du die welt plagest, bis er ein benuegen hat. Denn, lies alle Historien us, daß je ein solch unmenschlicher, böser, schadlicher, grimmer gewesen sye als du, der nit höhers harkomen und standes sye, ade Anton, Catilinen, Pleminien, Alexandren hindangesetzt. Du wirst warlich zuletzt das jetzanisch pferd, mit dem alle die unfelig werdend, so dich nachvolgend, und uf dine ratschlag nit lanend, dann by dir ist warlich nut rechtschaffnes. Es mag ouch wol syn, daß uß eim muleresthier ein pferd werde, denn es ward ein Esel einmal zu eim louwen'"

Auf der großen Tagsatzung zu Baden, welche am 12. Mai 1526 zusammentrat und erst am 10. Jun. 1526 endete, waren alle dreizehn Orte, Abtei und Stadt St. Gallen sowie Mühlhausen durch ihre Boten vertreten. Abwesend waren die Zugewandten Biel, Graubunden und Wallis. Gleichzeitig hatten sich die Gelehrten, Priester und Predikanten, zur Disputation eingefunden. Sofort trat die Stellung der Zürcher in Vordergrund: deren Boten, die Ratsherren Rudolf Thumysen und Hans Bleuler, legten eine Instruktion vor, in welcher Zwinglis alte Gründe, weshalb er nicht nach Baden kommen werde, erweitert und verbessert dargelegt waren. Eine Zuschrift Zwinglis erörterte diese Ablehnung weitläufiger, unter neuen Ausflüchten und heftigen Vorwürfen gegen Dr. Eck und Dr. Fabri, sowie gegen jene Eidgenossen, welche sich weigerten seine „buechli" zu lesen.

Zwingli versichert, daß er und M. Herren einzig nur nach dem Frieden streben, und zwar nach jenem Frieden, der aus Gott ist, daß er nie anders geschrieben, als zur Rettung des wahren Gotteswortes, das er in Zürich predige, um dessen willen er und M. Herren von Zürich so vieles geduldet und gelitten haben. Die weitberühmte Stadt St. Gallen wäre ihm gelegener, als die zu Wollust und Fröhlichkeit geneigte Heilstatt Baden, um sich und das göttliche Wort zu verantworten. „Darzuo ermessend, daß wir in keinem artikel des glouben um ein haar von einandren stond; so ist je aller unserer span allein von äußerlichen dingen, die von den menschen sind ingfuert, ja vom papst, dem waren widerchrist."

Auf dieſe Anbringen beſchloſſen die ſieben Orte, Bern und Glarus am 12. Mai 1526, nochmals an Zürich, zu gelangen, damit es ſich auf der Disputation vertreten laſſe. Da ferner Meiſter Ulrich Zwingli, Prädikant zu Zürich, der Vornehmſte ſei, welcher die neue Lehre nicht nur in Zürich gepredigt, ſondern auch ſeine Schriften und Büechli allenthalben in der Eidgenoſſenſchaft gepflanzt und ausgebreitet habe, wird der Rat von Zürich höchlich erſucht und gebeten, daß ſie Zwingli ſowie andere Prädikanten und gelehrten Leute aus ihrer Stadt und Gebiet nach Baden ſenden. Eine Leibwache von 20—30 Mann ſoll Zwingli treulich nach Baden geleiten, dort behüten und nach vollendeter Disputation nach Zürich zurückbegleiten; es ſolle geſorgt werden, daß ihm das freie Geleite treulich gehalten werde. Zu feierlicher Urkunde dieſes Beſchluſſes wurde ein Brief auf Pergament ausgeſtellt, und namens der ſieben Orte von Ritter Kaspar von Mülinen, Ratsherr zu Bern, und Gilg Rychmuth, alt Landammann zu Schwyz, beſiegelt.

Dieſer Geleitsbrief wurde Zwingli perſönlich zugeſtellt. Derſelbe enthielt in den ehrenhafteſten und unzweideutigſten Ausdrücken alle Zuſagen, welche Zwinglis Perſon und Leben gegen jede Art Verfolgung, nicht nur im Falle des Sieges, ſondern auch bei einer Niederlage für ſichern Aufenthalt zu Baden und Rückkehr nach Zürich an ſeine Gewarſame ſchirmen mußten. „Ein fry, ſicher Gleit“, lautet die Hauptſtelle, „in der höchſten, kräftigſten und beſten Form, ſo wir thuon ſollend, könnend und mögen, im namen und für unſer herren und obere, auch für alle die, ſo wir zu verſprechen ſtand, und die inen verwandt ſind“. Das Geleite gilt ſowohl „gemeltem Meiſter Ulrich Zwinglin und andern ſinen mithaften und geleerten lüten, ſo ſiner party ſind, und allen denen, ſo ſy ungfarlicher wys mit inen bringend, für ir lyb und guot“. Die zwölf Orte ſind erbötig, das Geleite, ſofern dasſelbe M. Herren von Zürich oder Meiſter Ulrich Zwingli irgendwie mangelhaft ſchiene, zu ergänzen. Im ganzen Briefe ſteht kein zweifelhaftes oder ungemeſſenes Wort. Zürich wird ſchlicht und ruhig gebeten, nachdem es ſich wiederholt anerboten, ſich aus der hl. Schrift unterweiſen und belehren zu laſſen, möge der Rat ſich in Baden vertreten laſſen, auch Zwingli und ſeine Mithaften dahin abordnen: „Damit es durch Gottes Gnad und Hilf erfunden, daß

wir zuo rächtem verstand gemuosen, zuo friden, ruowen und einigkeit unsres gloubens widerum kommen möchten."

Mag. Zwingli gab am 16. Mai 1526 wiederum persönlich Antwort, diesmal kurz und bündig, aber auch trotzig und beleidigend. Neue Gründe für sein starrsinniges Verhalten führte er keine an. Ruhige Freunde, wie Oswald Myconius, Dr. Oekolampadius und Dr. Capito waren keineswegs einverstanden. „Ich will nicht nach Baden" lautete der kategorische Imperativ, welcher weiterer Gründe nicht bedurfte außer gehässigem Unglimpf und Argwohn gegen die Eidgenossen, neue Schmähungen über Dr. Eck und Dr. Fabri. Dieselben waren allerdings keine zu verachtende Gegner, die Hauptvertreter der katholischen Lehre in Deutschland, welche beiden Reformatoren, Luther und Zwingli, mehrfache Beweise ihrer Schlagfertigkeit gegeben hatten. Beide Gelehrte hatten Zwingli nicht zu scheuen und brauchten deswegen keineswegs zu gewaltthätigen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Ebenso wenig Grund hatte Zwingli, an der Ehrlichkeit der Eidgenossen zu zweifeln und sich hinter den Rat und das Stadtrecht von Zürich zu verschanzen, welche ihm verboten, außer seinem Wohnsitze und vor fremden Gerichten sich berechtigen zu lassen. Mörikofer betont mit Recht, daß die Eidgenossen solches Mißtrauen nicht verdienten, daß es ihre Sitte nicht war, das feierliche, mit Brief und Siegel verpfändete Ehrenwort zu brechen. Zunächst handelte es sich um theologische Fragen, keineswegs um einen bürgerlichen Rechtshandel; sodann hatte der Reformator beharrlich daran festgehalten, nicht der Rat von Zürich, sondern einzig das helle und unbetrogenliche Gotteswort könne und dürfe über ihn und seine Lehre zu Gericht sitzen.

Jedenfalls nach Zwinglis Wunsch und Willen mußte der Rat von Zürich am 17. Mai 1526 den sieben Orten endgültig erklären: M. Herren gestatten Zwingli nicht, in Baden zu disputieren; dagegen habe er zur Zeit Dr. Eck freundlich nach Zürich eingeladen. Da niemand nach Zürich gekommen, seien M. Herren auf Grund der hl. Schrift alten und nüwen Testaments vorgefahren. Sie wollen, soferne sie nicht eines andern überwiesen werden, mit Gottes Hilfe bei seinem hl. Wort verbleiben. Es ist begreiflich, daß nach dieser trotzigen Abfertigung eines durchaus aufrichtigen und versöhnlichen Entgegenkommens sich der Eidgenossen eine sehr

bittere Stimmung bemächtigte. Von etlichen Orten wurde abermals der Ratſchlag in Erwägung gebracht, ob man Zürich und den andern Orten, welche mit der lutheriſchen und zwingliſchen Lehre behaftet ſeien, die Bünde ferner beſchwören wolle. An den Rat von Zürich ergieng am 18. Mai 1526 der Beſcheid: Es ſeien viele gelehrte Leute zu Baden, und zwar ſolche beider Parteien, im Vertrauen auf das zugeſicherte Geleite eingetroffen. Der Rat wurde ernſtlich angefragt, ob er das Geleite annehmen, Zwingli und die Prädikanten nach Baden ſchicken wolle. Er möge durch ſeine Botſchaft darüber Antwort geben. Ob Zwingli erſcheine oder wegbleibe, werde die Disputation doch vor ſich gehen. Um dieſelbe zu verunmöglichen, hatte der Reformator ruhelos gearbeitet, während ſechs Wochen war er in kein Bett gekommen. Als die endgültige Abſage der Züricher erfolgt war, fand Dr. Fabri angezeigt, ſofort innert drei Stunden gegen deren Urheber, Mag. Ulrich Zwingli, nochmals vor der Öffentlichkeit als Polemiker aufzutreten. Es geſchah durch die Flugſchrift:

„Eine freundliche geſchrift Dr. Johann Fabri an Uolrich Zwingli, darin angezeigt wurdet, wie Zwingli unbillicher weis und one gnuogſam urſach uf angeſetzte disputation nicht kommen will. Pa. 118. Eaaj. IV.: Verbum Domini manet et stabit in aeternum!“ Die Schrift iſt meiſtens perſönlich, teilweiſe recht derbe gehalten; der Verfaſſer ſelber entſchuldigt ſich gegenüber Zwingli: „Verzeuch mir! Ich bin dir hie in dein Handwerk der ſpaßvöglerey geſtanden!“ Zwingli und die Seinigen tun wie die Affen auf den Dächern, welche nicht herunterſteigen, bis ſie den letzten Ziegel herabgeworfen haben. Zwingli ſolle nur nicht glauben, daß ſeine Lehre aus Gott ſei: dieſelbe ſtamme vielmehr aus ſeinem lätzen eigenſinnigen Kopf: über ſeinen falſchen und verdammten Verſtand der hl. Schrift ſoll zu Baden geurteilt werden. Dorthin ſeien jetzt die Gelehrten, nach denen er ſo lange geſchrien, zur Disputation gekommen, wie die Weiſen aus dem Orient nach Bethlehem, um ihn zu hören und zu überweiſen. „Darum komm allein und hör die ſtimm deiner obern und brüeder; wir möllend nit den gyren rupfen, ſonder dir die ſchepplen wie Paulo von den augen ſchütten; die Gelehrten werden ſich nit eine Harlocke dir zu krümmen underſtan.“ Zwingli müſſe es freilich in Latein ſetzen, daß er die chriſt-

gläubigen Eidgenoſſen der zwölf Orte und ſo viele treffenliche, gelehrte, ehrliche Doktores Schweine und arme Sauhirten geſcholten habe, denen er den verborgenen Schatz und die koſtbaren Perlein ſeiner Lehre nicht vorwerfen wolle; er wolle jetzt als der hochfliegende Adler gelten; das ſei zu viel. „Wöllte Gott, daß es der gröſt ſchad wäre, ſo Zwingli und andere Prädikanten Zürich nimmer ſähend, damit die frommen Zürcher bei den bünden Gottes und gemeiner Eidgenoſſen hinfür, wie bisher in fried und einigkeit leben und hinkommen möchtend. Dann was du guots mit diner neuwen, unchriſtlichen, unerhörten leer geſchaffet, iſt bald behalten; ſich, was ärgernuß, widerwillen, unrath, gottloſe ſachen, die ouch des müllſtein würdig, du geſtift haſt."

Dr Fabri verwahrt ſich für ſeine Perſon und Dr. Eck gegen alle böſen Praktiken wider Zwingli, Zürich und die Eidgenoſſen; er verſichert, daß er ſich den Eidgenoſſen anerboten habe, in Zürich zu disputieren, wenn es ihnen gefalle. Er habe Zürich ſtets treulich gedient und beſitze hiefür Brief und Siegel; „du weißt auch, wie freundlich ich euch allen und dir inſonders, wenn du je zu mir gekommen, geweſen bin." Zwingli handle als ein Vater der Unwahrheit, wenn er Dr. Fabri und Dr. Eck vorwerfe, ſie ſeien von Jugend auf Feinde der Eidgenoſſen geweſen. Wo immer Dr. Fabri in treffenlichen Ämtern geſtanden, zu Baſel, Coſtenz und an andern Orten, habe er den Eidgenoſſen in allem wohl und treulich geraten, auch geholfen, alſo daß gemeine Eidgenoſſen ihm dafür mehrmals mündlich und ſchriftlich gedankt haben. Zwingli ſchmähe die ſechs Orte, und wolle ſelbſt dem Geleite der zwölf Orte nicht vertrauen: „Bis nit alſo erſchrocken", ruft ihm Dr. Fabri zu, „fürcht dir nit; die, welche dir ſo erbarlich und aufrichtig das geleit zuoſchreibend, ſind frumm, biderb leut, on zweifel, thuond dir über gegeben geleit gar nichts. Thue ouch nit wie der bös geiſt, wenn man ihn beſchwören und austreiben will, daß er tobet, wüetet, ſchälkt, ſchändt, läſtret, ſonder nimm das herz in beid händ, und was du geleert haſt, das erzeig mit dinen werken, wie unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus. Erzeig dich als einen treuen ritter Jeſu Chriſti, ſo wirt man ſehen, daß du nit ein gleißner geweſen ſeyeſt. Weißt du, wie Paulus an Timotheo ſchreibt: Tue das Werk eines Evangeliſten, erzeig dich einen bewärten Diener Gottes. Der wird dich begnaden mit

ritterlicher zierd, und dich belonen nach dinen guoten werken, dir und allen deinen anhängern, Gott durch ſin gnad und barmherzigkeit! Dem ſei lob und eere „in æternum et ultra; fiat, fiat! Ps. 117. 2. Veritas Domini manet in æternum! Fröw dich Luther, mit diner rott; wir wöllend bald auch an dich!“

Zwingli nahm die „Freundliche Geſchrift“ Dr. Fabris ſehr unfreundlich auf, doch „mit ſtandhaftem beharren und gwüſſer hoffnung, Gott werde die unguoten ratſchläg Fabers und aller gottsfygenden zuo nüt machen. Dann diſe vilfältigen widerſtänd ſind ein offen zeichen, daß wir dem gelobten land nach ſind. Es pfyfend alle päpſtler uß dem letzten löchlin; darum ſind ſy ſo ungeſtüm!“ In dieſer Zuverſicht iſt denn auch die am 15. Mai 1526 im Druck herausgegebene, ſofort nach Baden und überallhin verbreitete „Ander geſchrift Zwinglins an Doctor Johannſen Faber“, ein heftiges Libell, welche in perſönlichen Ausfällen weder Maß noch Ruhe kennt. Dr. Fabris, Hans Heierlis, des Schmidlins Schrift, nahm er ſo ziemlich leicht. „Hominem longe magis ludere scopio, quam prius unquam“, ſchrieb er am 11. Mai 1526 an Dr. Vadian. Die Replik bot ihm Gelegenheit, auf frühere Angriffe ſeines Gegners zurückzukommen, neue Klagen zu erheben und ſeinen ablehnenden Standpunkt zu verteidigen. Schwer fällt ihm beſonders der Vorwurf, daß er als Ketzer verſchrieen werde, und der Tadel über ſeine Einkünfte, während er ärmer ſei als ein römiſcher Gwardiknecht. Seiner Rechtgläubigkeit in der Lehre von Meſſe und Abendmahl iſt der Reformator derart bewußt, daß er Dr. Fabri, dem Rädelsführer der päpſtlichen Rotten der Ungehorſamen wider das Gotteswort zuruft: „Sich jetz um dich! Du ſichſt, daß Ökolampadius und ich us Gottesverordnung den waren handel vom nachtmal Chriſti mit ſölichen waffen, hab und rat des göttlichen rechten worts harfür tragen habend.“ Dr. Fabris Berufung auf die ehrwürdigen Meßliturgien der orientaliſchen Kirchen fertigte er mit dem Hohne ab, er ſolle beförderlich zu den Moskowiten gehen.

Neue Geſichtspunkte und tiefere Gedanken weiſt Zwinglis Schrift keine auf; um ſo freigebiger iſt er mit heftigen Ausfällen und bittern Schmähungen. Es lag ihm nicht recht, daß der verhaßte Fremdling, allerdings der rechtmäßige Stellvertreter des Biſchofs zu Konſtanz, pflichtbewußt wagte, in der Eidgenoſſen-

ſchaft den Kampf gegen ihn und ſeine Lehre aufzunehmen. Dieſes Unterfangen ſollte vereitelt oder ſchließlich in ſeinem Ergebnis zum voraus untergraben werden. „Zuo Zürich hat man guoter meinung“, ſchließt die Schrift mit patriotiſcher Emphaſe, wenige Tage bevor zu Baden das Religionsgeſpräch beginnen ſollte, „die ennetrhyniſchen legaten heimgeſandt; alſo ſchlüfends an andren orten wiederum haryn. Vertruw, glöubiger, und drum hab ſorg; laß dich die lüs nit gründig machen. Fabers anſchlag hat ſchon gefelt, wenn wir Eidgnoſſen im nit loſend, und gemeine chriſten einigkeit haltend. Das wirt Gott uns, den ſinen, geben!“

Nach Bullingers Bericht ſchadete es der Disputation ſehr, daß Dr. Fabri am 10. Mai 1526 einen Prädikanten, Hans Hüglin aus Lindau, wegen Lutherei zu Meersburg degradieren und durch den Reichsvogt dem Feuertode übergeben ließ. „Und mengerley ward von des frommen manns tot geredt; es ward auch das gemälbt, das wäre ein muſter der badiſchen Disputation, ſo der Zwingli ſy beſuchen wurde. Dann die, ſo dieſe Tat an Hanſen Hüglin, dem martyr und zügen Chriſti begangen habend, ſind die oberſten bickelmeiſter und rädli, und des Conſiſtoriums fürer gſin uf der Disputation zuo Baden“. Nach andern fällt der Prozeß ins Jahr 1527; Zwingli ſelber erwähnt desſelben, auffällig genug, in der Polemik wider Dr. Fabri nicht.

Die Disputation ſollte ſchon am 16. Mai 1526 beginnen. Allein die Boten erwarteten ſtets die Zuſage der Zürcher, die Ankunft Zwinglis, und das Erſcheinen auswärtiger Gelehrten und Prädikanten. Auch Erasmus von Rotterdam war hiezu dringend eingeladen worden. Der große Gelehrte und kluge Diplomat, obwohl mit Dr. Luther und Zwingli ſchon längſt zerfallen, war nicht geſonnen, ſich perſönlich in den Kampf zu miſchen, den er als Humaniſt und Litterat bei ſeinem Entſtehen nach Kräften geſchürt hatte. Er ſtellte der Tagſatzung durch die Ratsboten von Baſel ein beſchloſſenes und beſiegeltes Miſſiv vom 17. Mai 1526 zu, worin er ſein Ausbleiben mit Leibesblödigkeit entſchuldigte, welche ſchwächer ſei als Glas. Er beſtritt, daß er die neue oder wikleſiſche Lehre vom Sakrament jemals gelehrt oder verteidigt habe. Er beteuerte ferner hoch und ernſtlich, daß er ſich an die Auktorität der allgemeinen Kirche und ihre auf die hl. Schrift gegründete Lehre vom Altarsſakrament halte, und

klagte über die Lästerer, welche in ihren gedruckten anonymen Schandbüchli Zwytrachtungen und Ketzereyen ausstreuen, weshalb sie selbst bei den Heiden mit Enthauptung gestraft wurden, während sie als Vorfechter der wahren evangelischen Lehre gelten wollen. Der Geist Jesu möge den Eidgenossen ohne ihn den heilsamen Rat eingeben, daß zu Baden alle einmuetig seien in der rechten, gesunden Lehre der gemeinen christenlichen kilchen „Cupit detestari et jurare Petrum", bemerkt hiezu Antistes Bullinger. Erasmus selber rühmte sich gegenüber den Theologen zu Paris seiner Mannestat für das Ansehen der hl Kirche.

Die Haltung der Zurcher und die Polemik Zwinglis hatte die Wirkung, daß verschiedene Orte zögerten, ihre Predikanten nach Baden zu verordnen; doch erteilte Zürich den auswärtigen Theologen das Geleite. Die Räte zu St Gallen, Schaffhausen, Appenzell und Mülhausen entschlossen sich nach langerm Bedenken ihre Prediger auf die Disputation zu schicken. Dr Oekolampadius und die Predikanten zu Basel, selbst nach heftigem Kampfe der Parteien Berchtold Haller zu Bern mußten sich mit größtem Widerstreben dem Willen ihrer Obrigkeiten fügen und nach Baden reiten. Abt Franz zu St Gallen, der Bischof Hugo zu Konstanz, Paul zu Chur, Christoph zu Basel und Sebastian zu Lausanne ordneten Theologen ab.

Das Geleite in der üblichen Form genügte dem Magistrate oder den Theologen zu Basel nicht. Die Vergabe, es seien gehenme Praktiken im Gange und Bruch des Geleites zu befürchten, hatte seine Wirkung getan. Der Rat verlangte am 14 Mai 1526 von zehn Orten die sofortige und schriftliche Zusendung eines ganz freien und sichern Geleites, „welches von Jedermann gehalten weder um bäpstlicher Heiligkeit noch keiserlicher Majestat, noch fürstlicher Durchlichtigkeit von Osterrych, oder andern schriben geheiß noch befelche willen gebrochen werde". In Zürich selber erhob sich unter den Chorherren, Kaplänen und Mönchen eine große Bewegung. „Viele waren gar widerspannig, gienigend nit zu predigt und lezgen, sonder hasseten die als nüwerung, wurend auch nit gewont, der obrigkeit, die si weltlich nampteud, gehorsam zuo syn." Sie wurden durch den Rat am 19 Mai durch strenges Mandat zum Gehorsam gezwungen, „was den bapstischen gar eine widerwertige sach war".

8. Verlauf der großen Glaubensdisputation zu Baden. 21. Mai bis 10. Juni 1526.

Das Glaubensgespräch war das Ergebnis langer und mühevoller Unterhandlungen; zahllose Bedenken und Schwierigkeiten hatten sich demselben entgegengestellt, Ulrich Zwingli, die Hauptperson, hatte sein Erscheinen zielbewußt verunmöglicht. Dr. Fabri sah sich, weil er nicht mit Zwingli in den Kampf treten konnte, veranlaßt, seinerseits auf eine Disputation zu verzichten. Andere hervorragende Vertreter des alten Glaubens, wie Dr. Hieronymus Emser, blieben ferne; viele Katholiken hegten ernste Zweifel, daß die Disputation die gehofften Früchte bringen werde. Zwingli war zum vorneherein überzeugt, daß das Evangelium auch in Baden sieghaft bleibe. Er stand mit seinen Freunden in sehr enger Verbindung, wie sie disputieren sollten. Die Prediger von St. Gallen hatten Befehl, bei dem göttlichen Wort zu bleiben, und nichts ermehren zu helfen, das wider das Gotteswort wäre. Trotzdem war es eine hochansehnliche Versammlung, welche in der Pfarrkirche zu St. Martin in Baden zusammentrat. Zwingli, dessen Ausbleiben sowohl Freunde als Gegner schwer empfanden, war dem Leibe nach abwesend, geistig jedoch, über alle Vorgänge bis ins einzelnste unterrichtet, der rührigste Teilnehmer.

Zunächst wurde am Pfingstabend, 19. Mai 1526, die Ordnung der Disputation festgesetzt; es war dies um so nötiger, weil nebst den zahlreichen Gesandten der zwölf Orte und Zugewandten, den Doktoren der Theologie und andern Geistlichen, viel heimisches und fremdes Volk sich eingefunden hatte. Es wurde beschlossen, daß die Disputation jeden Tag 5 Uhr morgens mit Hochamt und Predigt beginnen sollte, um den hl. Geist um Erleuchtung und Gnade anzurufen, damit man zu Friede, Ruhe und Einigkeit gelange, und das Gespräch ein gutes Ende nehme. Dann wurden vier Präsidenten gewählt: Dr Ludwig Bär, Propst zu St. Peter in Basel, Dr. Barnabas Bürki, Abt zu Engelberg, Ritter Jakob Stapfer, Hofmeister des Abtes zu St. Gallen, Mag. Art. Hans Honegger, alt Schultheiß zu Bremgarten. Fünf Schreiber, an der Spitze Hans Huber, Kanzlist zu Luzern, zwei für jede Partei, mußten jeden Abend das Protokoll führen, dasselbe genau vergleichen, und mit den vier Präsi-

denten bereinigen, Wiederholungen und Ausfälle ſtreichen. Drei dieſer Sekretäre waren beeidigte päpſtliche und kaiſerliche Notare. Privaten wurde verboten Aufzeichnungen zu machen. Sodann ließen Dr. Eck und Dr. Murner ihre Theſen an den Türen der St. Martinskirche und am Rathauſe anſchlagen. Die ſieben Theſen Dr. Ecks waren ſehr präzis gefaßt und mit Gutheißung der Biſchöfe zu Konſtanz, Baſel und Lauſanne aufgeſtellt. Dieſelben lauten wörtlich gegenüber den dogmatiſchen Hauptlehren Zwinglis:

„1. Der war Fronlychnam Chriſti und ſein Blut iſt gegenwärtig im Sakrament des Altars.

„2. Die werden warlich ufgeopfert im Ampt der Meß für Lebendig und Todt.

„3. Maria und die Heiligen ſind anzurufen als Fürbitter.

„4. Des Herrn Jeſu und der Heiligen Bildnußen ſind nit abzuthuond.

„5. Nach dieſem Leben iſt ein Fegfeuer.

„6. Die Kind, ouch der Chriſten, werden in Erbſünd geboren.

„7. Der Tauf Chriſti, nit Joannis, nimpt hin die erbſünd.

Darzu alles, das Zwingli vor hat anzuofechten in unſerm waren ungezweifelten glauben. Soli Deo Gloria!"

Für Generalvikar Dr. Fabri, welcher mit dem abweſenden Zwingli nicht disputieren konnte und mit andern nicht wollte, trat Dr. Thomas Murner aus Luzern auf den Kampfplatz mit zwei ebenfalls gegen Zwingli, alle ſine leeren und anhänger gerichteten Theſen, die erſte aus der Dogmatik, die andere aus dem Kirchenrechte.

„1. In dem ſacrament der vereinigung des leibs und bluots Jeſu Chriſti, Chriſtum, unſern heilmacher, under beiden geſtalten gegenwärtig zuo glouben, anzubeten und erwürdigen mag kein abgötterey erachtet werden, von wegen der göttlichen geſchriften, die das lerent. Ouch mag der nit eins diebſtals angeklagt werden, der das volk mit einer geſtalt des brots berichtet, als ob er die geſtalt des wins von dem Chriſtenvolk diebſchlich geſtolen hett.

„2. Es mag mit keiner heiligen geſchriften beweret werden, alles das in zeitlichen güetern oder perſonen betreffen, an rechtlichen ſpruch allein tätlich dem nächſten genomen wirt, mit oder on gewalt entfremdet oder wider ſinen willen

underſtanden, mit was willen doch, der milten werk, einer reformation oder fürwendung des gloubens, das beſchehe, oder urſachlichen fürgwendt wurde; ſunder ſoll alles erachtet ſein wider recht, eerlos und unfrumlich gehandlet. Und ſo ich ſolches zuo verantwurten nit burgerlich, ſonder peinlich bin angeklagt worden und verunglimpfet, wil ich niemans noch ſol antwurt geben, oder auch ſelbs anklagen, denn in gſchriften. Thomas Murner, barfuoßer ordens, der heiligen geſchriften und beiden rechten doctor, mit eigner hand."

Die hervorragendſten Theologen auf katholiſcher Seite, welche ſich zu dieſem Geſpräche eingefunden hatten, waren nebſt Dr. Melchior Vattli, Weihbiſchof zu Konſtanz, Dr. Joh. Fabri, Dr. Ludwig Bär, Abt Barnabas Bürki und Dr. Thomas Murner, Leſemeiſter zuo Luzern zu barfuoßen:

Dr. Antonius Pirotha, Ord. Præd., Domprediger zu Konſtanz.

Dr. Othmar Nachtigall, „Luscinius", Chorherr zu St. Mauriz in Augsburg.

Dr. Auguſtin Marius, O. S. Aug., Weihbiſchof zu Freiſing und Domprediger zu Baſel.

Dr. Konrad Treyer, „Tregarius", O. S. Aug., Provinzial aus Freiburg i. Br., und Mag. Art. Ludwig Löublin, Stiftsdekan zu Bern, als Vertreter des Biſchofs zu Lauſanne.

Dr. Wend. Oswald, O. Præd., Münſterprediger zu St. Gallen.

Dr. Hieronymus Gebwyler, Profeſſor zu Baſel.

Dr. Matthias Kretz, Domprediger zu Augsburg.

D. Theobald Huoter, Pfarrer zu Appenzell.

Dr. Laurenz Mär, „Merus", Leutprieſter zu Baden.

Dr. Johannes Burchardi, Pfarrprediger zu Bremgarten.

Daniel Schatt, O. S. B., Konventherr zu Muri.

Bruder Nikolaus von Uri, ein Einſiedler.

Dazu kamen eine große Anzahl Geiſtlicher aus den Stiften Luzern und Zurzach, der geſamte Stadtklerus von Baden und Bremgarten, Abt Andreas und Konvent zu Wettingen, nebſt vielen Doktoren, Dom- und Pfarrherren und Kaplänen, namentlich aus Appenzell, Elſaß und Schwaben. Unter ſchwierigen Verhältniſſen waren auch drei Domherren von Chur nach Baden gereiſt. Nach Salzmanns Brief an Zwingli weilte auch Dr. Theodor Schlegel, Ord. Præm., Abt zu St. Luzius und Generalvikar zu Chur, un-

erkannt zu Baden. Der Rat zu Chur und die Landräte der drei Bünde hatten den Prädikanten verboten die Disputation zu beſuchen. „Tota liga neminem ad *Thermas Diocletianas* mittet; ad hoc insaniunt Papistæ. Verbum Dei magis atque magis incrementum et amorem apud nos habet. Christi res jamjam apud nos tuta!“ ſchrieb Jakob Salzmann am 15. Mai 1526 an ſeinen Freund Zwingli. „In omnibus *Cacabus*“ — Dr. Theodor Schlegel? — „cum sua fece succubuit. Nos sedulo monemus fratres, ut coelestem orent patrem, ne quid sinistri aut frandis contingat Oecolampadio et Berchtoldo, quos futuræ *disperditioni Badensi* adesse audimus. Velit Christus sua gratia piissimis mentibus adesse sua virtute, ut cum gloria verbi sui redeant. Amen.“

Die Prädikanten, „doctor hußſchins hufen, ſin byſtender und anhänger“, hatten ſich auf Befehl ihrer Obrigkeiten aus Baſel, Schaffhauſen, St. Gallen, Mühlhauſen und Appenzell in ziemlicher Anzahl eingefunden. Ihr Haupt war Dr. Ökolampadius, welchem der Rat zu Baſel fünf andere Prediger beigegeben hatte. Unter dieſen ragten Dr. Johannes Lüthart aus Luzern, Prediger zu den Barfüßern und Jakob Imeli, Leutprieſter zu St. Ulrich hervor; der ſuspendierte Weihbiſchof Thelamonius Limpurger, O. S. Aug., war zu Hauſe geblieben. Wortführer der drei Schaffhauſer war Schulmeiſter Mag Ludwig Öchsli, „Bovillus“, welcher jedoch in der Bilderfrage zu Dr. Eck ſtand. Aus Bern waren anweſend Berchtold Haller und Peter Kunz, „Concenus“, Pfarrer im Simmental. Von den vier St. Gallern ſtanden Benedikt Burgauer und ſein Helfer zur erſten Schlußrede Dr. Ecks, Schulmeiſter Dominik Zili ſtritt wider die Bilder. Die Glarner behielten den Entſcheid ihrer Obrigkeit vor. Mathias Keßler, Pfarrer zu Gais in Appenzell, erklärte ſich für die erſte und zweite Theſe Dr Ecks.

Die Geſpräche begannen am Pfingſtmontag, 21. Mai 1526, bei offenen Türen. Männer aus dem Laienſtand erhielten Zutritt. Es war viel fremdes Volk anweſend, das ungewohnte Schauſpiel in der Kirche zu bewundern und die Vorträge anzuhören. An Spöttern fehlte es ſo wenig wie an Ungeziemlichkeiten gegenüber den Gelehrten, ſo daß darüber ernſte Klagen giengen. Es machte ſich, wie auch Bullinger beſtätigt, viel Mißmut geltend. Die Berner waren ſehr ungehalten, daß Zwingli ihre Zuſage ſichern

Geleites verachtet hatte. Selbst Dr. Oekolampadius war sehr unwillig, daß Zwingli nicht nach Baden kam: er schrieb ihm noch am 22 und 23 Mai 1526 dringend, er möge sich, wenn immer möglich, der Disputation nicht entziehen. Die Gegner wollen nicht ununterbrochen, sondern nach der Reihenfolge der Thesen disputieren und lassen sich nicht leicht auf ein anderes Gebiet hinauslocken. Die arge Unverschämtheit Dr. Ecks sei sogar dessen Freunden, „adversarius noster", lästig. Zwingli möge eine Leibwache von 50 Mann und besondere Speisen, „cibaria", mitbringen. „Non video enim, quod possimus vel scriptis vel alia ratione adversarium ora obstruere. Quod si fieri non potest, haud video, quorsum pacto unquam simus ad optatam opportunitatem. Si pertinaciter, per citationem vocari." Sed tu, fortasse plura nostri, quam norim ipse. Vide, quid sit in Evangelium Jesu Christi, cui vita, quantacunque nobis superest, dedicata esto!"

Balthasar berichtet, mit Seitenblick auf die Ordnung und Unparteilichkeit der beiden Zürcher Disputationen: „Wie vil pracht on den päpstlichen gehaben wurde: der Wuchbischof ging mit irem gesind vorhar in kostenlicher tafelation, sus seil. pontifikalibus — darnach folgt der bischöfliche Generalvikar Faber und Eck, demnach die doctores und Landbotten, mit Syden, Damast und Sammet bekleidet mit köstlichen fueteren und guldinen ringen. Es predigt auch niemand uf der disputation, dann allein die uf des bapst syten warend. So disputiert uf derselben syten niemand, dann doctor Eck allein. Der redt offtermal unbescheidenlich mit sehr bittern schmachlichen worten so entrüscht im etwann ein schwarr' Trotz marter. Das gieng nit alles hin one reden der presidenten. Wann aber die uf der andern parth etwas freier reden woltend, so war man inen uf der huben, sy solten sich gemeinlich halten und reden. In der kylchen vor der cantzel hattend sy viel alter und allerley bücher, ruempfend sich, darin stundt daß die meß 1500 jar alt wär. In der kylchen stundend zwo cantzlen ungericht, doch mangel gezert. Dann da der Eck stuond, war gar zierlich geruft die andere fast schlechtlich.

„In der Leutpriestery zu Baden lagend sy zur Herberg, fuertend ein prassen, ein gar appig, schnöd, ergerlich wasen, verbruchten vil wyn, den inen der apt von Wettingen, dorrichtigen mueß. Die Evangelischen wurden verspottet als ein battelhafter,

elender gälber huff und verdorbener fasel. Wilhelm Hanowe: der wirt zum Hächt, da Ökolampad zu Herberg lag, hat geachtet, was Ökolampad in siner kamer thäte und sagt, daß er entweders läse oder bättete, wenn er uf in luogte. Dr Egg hat großen muotwillen und früche gebrucht, und alle, die ufgestanden und wider in gedisputiert, on alle ere gehalten, geschmacht, gesuppe, verachtet und verspottet. Darin im von presidenten nie dhein wort ungeredt worden, wiewol fürgeben worden, es sollte ein fründliche Collation sin. Dr Ökolampad disputiert aller meist und wider alle Dr. Eggen Schlußreden mit sonlicher gedult, langmuot, dapferkeit und geschicklikeit, daß auch sin widerwertigen größlich verwundertend und im by menklichem ein groß ansächen macht. Etlich ouch sprachend: O ware der gal mann uf unser syten und uf unserm glouben! An Dr. Eggen sicht man unverschämte und frävels schwatzen und gar kein geist!"

Der äußerlich glanzvolle Verlauf der Disputation entsprach den hochgehenden Erwartungen nicht in vollem Maße. Zwinglis Wegbleiben nahm dem Gespräche seinen Gehalt und Reiz. Dr Eck mußte allein mit den Gegnern den Kampf bestehen, weil weder Dr Fabri noch Dr. Murner, geschweige ein anderer katholischer Theologe sich zu ihm gesellten. Dadurch wurden die Vorträge eintönig und ermüdend. Fanden doch zwischen Dr. Eck und Dr Ökolampadius einzig über die ersten drei Schlußreden in sieben Tagen 36, mit Jakob Imeli 17 Kollationen statt. Die vierte und fünfte These nahmen 16 Kollationen in Anspruch. Über die sechste und siebente These, die sechs Schlußreden Dr Fabris und die später angeschlagenen vierzig kirchenrechtlichen Thesen Dr. Th Murners gegen Zwingli wurde nicht disputiert.

Bullinger berichtet, Dr Eck habe sich in seiner Ungeduld zu Flüchen hinreißen lassen. Dieser bat seinen Gegner am Schlusse des Gespräches edelmütig um Verzeihung wegen öfterm „ruchen anfarens" „irritationem et vehementiam". Dr. Ökolampadius klagte später, die Präsidenten hätten ihm öfter das Wort entziehen wollen, was sein Geleitsherr, Bürgermeister Adalbert Meyer, verhinderte. Dr Thomas von Hofen beschuldigt die Präsidenten, außer Dr. Ludwig Bär, einer auffälligen Parteilichkeit: Dr Eck haben sie bei seinen stolzen Reden aufmunternd zugejubelt, Dr. Ökolampadius mit Fußstampfen und Hohngelächter unterbrochen.

und zur Kurze gemahnt: allein schon Dr. J. J. Hottinger nennt Dr. Th von Posen einen keineswegs unbefangenen Zeugen. Dafür spricht auch der Wortlaut der Anschuldigung:

„Cum Leemis loqueretur, sic adplaudebant, ne frontes exporrigebant, ut nullo negotio videretis, *eos in esse istis, quae pati imperitos illi cucurissent*. Contra, quum Oecolampadius non modo loqueretur, sed velut *coelestem flatum* inveheret, tenui voce sed sonora sonante, jam superciliis non altius quam tactu contrahebant coelum, neque nutui contenti erant. Exsecrabantur, pedibus strepitum edebant ac risum mox sardonicam. Tandem *hominem Dei* adhortabantur, etiam ante absolutum responsionem, ut brevis esset."

Auch der Rat zu Basel hatte ernste Beschwerden, daß die Prediger von dort, besonders der zu Barfüßen, ungeachtet das Gebiet, ganz schmachlich und verachtlich gehalten, Ketzer, Schelmen und dergleichen gescholtten wurden. Allein sogar Bullinger erzählt, daß Dr. Eck von Mag. Ludwig Ochsli, Schulmeister zu Schaffhausen, „mit gar rauen worten" angefahren, aber von den Präsidenten gestillet wurde. Mit den drei Verteidigern der katholischen Lehre wurde nichts weniger als glimpflich verfahren; sie wurden von den geifrichten Satyrikern im Geiste Zwinglis, besonders Ulr. Eggstein, Prädikant zu Uster, und Ratsherr Nikolaus Manuel zu Bern fast am ersten Tage in Spottgedichten auf das Erbärmlichste durchgenommen.

Von aufgeregter Stimmung und beleidigendem Auftreten wissen auch die katholischen Tagherren zu berichten. Kaspar von Mulinen klagte sehr über Insulten, welchen die fremden Priester ausgesetzt waren, so daß die Beleidiger Gefahr liefen, gezüchtigt zu werden. Der Schultheiß von Solothurn, Peter Hebolt, schrieb nach Hause, es seien übergenug Pfaffen zu Baden; die Prädikanten treten auf wie Gaßbuben und schaffen viel Übles. Er habe noch nie größere Ketzereien gehört; es könne noch ein böser Handel werden durch das Tun der schantlichen Pfaffen. Dr. Ökolampadius habe durch seine Lehre über Sakrament und Messe wenig gewonnen. Er hoffe deshalb, daß Solothurn beim alten Glauben bleibe. Beachtenswert ist der Brief, welchen Hans Hug, Schultheiß zu Luzern, am 2. Juni 1526 nach Hause schrieb: Er sei guter Hoffnung, daß dieser Disputatz zu allem Guten erschießen werde. Mit dem Gespräche stehe es aus Gnaden Gottes

wol; Dr. Eck habe ſeine Artikel ſo redlich aufrecht erhalten, daß es zu verwundern und Mengklichem gar gefällig ſei. Obwohl viele lutheriſche Prädikanten anweſend ſeien, wolle doch keiner wider Dr. Eck auftreten: „Sy ſchüchend die cantzel wie der tüfel das crüz!“ Wenn Dr. Ökolampadius nicht wäre, ſtünde es um ihre Sache ganz lätz; ſie können, nachdem ſie unter die Gelehrten gekommen, „weder giggen noch gaggen“; was ſie wider die katholiſche Lehre vorbringen, ſei Bubenwerk.

Zu böſen Auftritten führte es, als Berchtold Haller und nach ihm Hans Lüthart ſich in ganz auffälliger Weiſe weigerten, ihre perſönliche Glaubensanſicht über die Gegenwart Chriſti im Altarsſakramente und von der Meſſe als Opfer zu offenbaren und zu verteidigen. Dr. Konrad Treyer und Kaspar von Mülinen warfen erſterm vor, daß er zu Bern niemals über dieſe Dogma predige. Dr. Eck verlangte: Haller und Lüthart mögen ſagen, was ſie glauben, damit der Kampf leichter zu führen ſei. Beide weigerten ſich, mit der Erklärung, ſie ſeien nur darüber Rechenſchaft ſchuldig, was ſie gepredigt haben. Auf Beſchwerde der Tagherren befahl der Rat zu Bern, daß Haller ſich offen ausſpreche mit dem gemeſſenen Befehle: „Alles das ir gloubind und vermeinend, recht und mit göttlicher ſchrift war ze finden, üch desſelben ze erlütern“. Haller weigerte ſich trotzdem, mit der Bemerkung: Er habe zu Bern niemals wider das Sakrament gepredigt; zudem ſei ſchon vor ſeiner Ankunft in Baden während fünf oder ſechs Tagen über das Sakrament disputiert worden. Es gebühre ihm deshalb nicht, dem einen oder andern Teile anzuhangen; er dürfe nicht wider das Geleite gedrängt werden. Die Mehrheit der Boten, über dieſe Ausrede erzürnt, ſandte ihn nach Hauſe. Hans Lüthart wurde von Schultheiß Hug ohne Erfolg zur Rednerkanzel hingezogen.

Das Verhalten wider Haller verantworteten die Tagherren gegenüber dem Rate zu Bern mit ernſtlichen Gründen. Sie vermeinten, Haller wäre ihrem Schreiben nachgelebt und nachgekommen. Dieweyl das Sakrament der höchſte Artikel unſeres wahren chriſtlichen Glaubens ſei, habe ſie bedunkt, es ſei nicht ziemlich, ihn über die andern Artikel disputieren zu laſſen. Deswegen haben ſie den Prädikanten und deſſen Begleiter, Ratsherr Bernhard Tillmann, heimreiten laſſen. Sie befehlen M. Herren zu Bern

den Handel nach Gestalt der Sachen zu ermessen. „Dann es eben selzam zuo hören ist, daß ein sölicher prädikant, der so vil underthanen zuo versehen hat, sich nit entdecken sölle, was er gloubend sye. Doch was er darin handlen, lassen wir beschechen!“ Es ist selbstverständlich, daß solche Vorfälle recht üble Folgen hatten, eine böse Stimmung machten, zu scharfen Reden und Beschwerden führten. Dr. Murner schalt später Haller einen auserwählten Stillschweiger des christlichen Glaubens.

Das wichtigste, freilich nur wenigen Eingeweihten bekannte Ereignis, war Zwinglis beständiges und folgenreiches Eingreifen in die Disputation, namentlich in die Kollationen, welche Dr. Oekolampadius mit Dr. Eck zu führen genötigt war. Zwingli hatte mit Dr. Eck, den er als seinen Todfeind und eine „pestis christianae doctrinae“ bitter hasste, nicht persönlich verhandeln wollen. „Er war seiner Sache“, schreibt Mörikofer, „scheinbar sicher und in seinem Kreise herrschend; deshalb war es ihm zuwider, sich in eine demütigende Stellung bringen zu lassen, seinen Willen demjenigen der feindseligen Übermacht und deren ausländischen Stimmführern unterzuordnen. Allein während der Disputation entfaltete er eine umsichtige und rastlose Tätigkeit, um sein Ansehen gegenüber Dr. Eck überall, zunächst in Baden selber, möglichst geltend zu machen“. Ob diese Tätigkeit eine loyale und ehrliche gewesen, ist freilich eine andere Frage.

„Laboravit vere Zwinglius“ schreibt 1532, der über alle Vorgänge genau unterrichtete Biograph Myconius, „curreno, vigilando, consulendo, monendo, scribendo et litteras et libellos, quos Badenam miserat, quam laborasset disputando inter medios hostes, praesertim contra caput adeo veritatis ignarum. Equidem per omnem vitam nihil optavi vehementius, quam ut praesens praesentem adloqui potuisset libere. Vidissent quinquepagitae, ubi veritas, ubi mendacium regnasset. Sed locus Zwinglio non erat aequus!“

Zwei junge Walliser, Studenten in Zürich, Thomas Platter und Hieronymus Welschen, im Vereine mit einem dritten, Hieronymus Zimmermann aus Winterthur, vermittelten stets den Verkehr zwischen Dr. Oekolampadius und Zwingli. Welschen, vorgeblich Badegast, wohnte allen Gesprächen bei und berichtete darüber an Platter und Zimmermann. Diese kamen verkleidet durch das Stadttor, holten die Berichte ab und über-

brachten die Weiſungen aus Zürich. Damit war Zwingli, aller Vorſichtsmaßregeln ungeachtet, nicht nur ſofort und genau über alle Vorgänge zu Baden unterrichtet, ſondern auch imſtande, ſeinen Freunden in Wort und Werk beizuſtehen. Die katholiſchen Wortführer wie die Prädikanten wunderten ſich über die Feſtigkeit und Schärfe, mit welcher Dr. Ökolampadius, ſonſt als ſchüchtern gehalten, gegen Dr. Eck ſtritt. Den Grund gab er nach ſeiner Rückkehr nach Baſel am 12. Juni 1526 ſelber an. Trotz begeiſterten Empfanges ſeitens der Frommen, nicht ohne Beſorgnis über drohende Gefahren ſchrieb er an Zwingli: „Orandus est Christus, ne suos deserat, brevique sub pedibus satanam conterat! Habeo tibi gratiam pro frequentibus literis et salutationibus in Baden, quibus me Dominus non mediocriter exhilarabat et confirmabat!“

Zwingli urteilte ſehr abſchätzig über die Ordnung in Baden: Dr. Eck wiſſe nicht was auf Konzilien und Synoden Brauch ſei: die Eidgenoſſen aber verſtehen ſich beſſer aufs Kuhmelken als auf den rechten Verſtand der hl. Schrift. Zum Staunen aller trat er ſelber als Polemiker auf den Kampfplatz bevor die Disputation recht begonnen hatte. Schon am 21. Mai 1526 erſchien eine Druckſchrift gegen Dr Eck: „Die erſt kurz antwurt über Eggen ſiben ſchlußreden; mit einer Epiſtel an die eerſamen ratsboten der XII orten.“ Am 2. Juni 1526 folgte ein zweites Libell: „Die ander antwurt über etlich unwarhaft unchriſtenlich antwurten, die Egg uf der Disputation zuo Baden gegeben hat. Mit einer vorred an die lobliche Eidgnoßſchaft.“

Kurz und bündig wird Dr. Eck als unwiſſender Zänker abgefertigt und beſchuldigt, er habe es darauf abgeſehen, die Milchkuh der Päpſtler, das Fegfeuer, zu retten. Ihm und Dr. Fabri, dem Fabler, wird vorgeworfen, ſie wollen die Eidgenoſſenſchaft zertrennen. Beide wurden aufgefordert, mit ihren hochblütigen Theologen nach Zürich zu kommen, um mit den dortigen Gottesgelehrten zu disputieren. Gott möge die Eidgenoſſen in Einigkeit erhalten, damit ſie bewahren, was ſie gewonnen haben. „Dann wir vaſt in allen weſenlichen ſtucken criſtenlichen gloubens ganz einhellig; allein in üſſerlichen dingen ſind wir vom papſttuom zuo zwytracht geſetzt! den wirt Gott hinnemen. Amen!“

Dr. Thomas von Hofen, Gerichtschreiber zu Bern, weilte gleichfalls verkleidet in Baden und wohnte, nur von wenigen Freunden erkannt, den Gesprächen bei. Mit Dr. Ökolampadius, Zwingli und Dr. Capito unterhielt er lebhafte Beziehungen. An letzteren sandte er Nachrichten über die Disputation, um sie in Straßburg bei Wolf Kopfle, dem Vetter des Reformators, drucken zu lassen. Ein Teil derselben fiel Landvogt Ulrich Zürler zu Baden und den Eidgenossen in die Hände. Die Knechte desselben hatten den Boten wegen Religionsspötterei über U. L. Fr. im Wirtshause zu Wettingen verhaftet und demselben die Brieftasche abgenommen. Es waren dabei gedruckte Büchlein über die Disputation, Briefe von Dr. Capito, Wilhelm Farel und andern an Zwingli, Myconius und Dr. Pellikan. Das wichtige Beweismaterial für die Praktiken der Gegner wurde Dr. Fabri zugestellt.

Der Fund hatte zunächst ernste Beschwerden der Eidgenossen an den Rat zu Straßburg und lebhafte Verhandlungen auf der Tagsatzung in Baden, 26. Juni 1526, zur Folge. Der Rat wurde ersucht, den Druck solcher Büchlein, in welchen unter dem Scheine des Gotteswortes das gemeine, unverständige Volk mit Lügen, Schanden, Lästern und geheimen Praktiken wider seine Obrigkeit und Ehrbarkeit verführt werde, künftighin abzustellen und ernstlich zu bestrafen. Allein die Büchlein erschienen trotzdem in doppelter Ausgabe. Die lateinische Ausgabe führte unter dem Pseudonym Antonius Hahnius den Titel: „Quibus praejudiciis in Badensi Helvetiorum ait disputatione. Item septem articuli Doctoris Johannis Eccii cum responsionibus Huldrichi Zwinglii.“ Die deutsche Ausgabe erschien als „Wahrhaftige Handlung der Disputation im obern Baden des Hans Fabri, Dr. Ecken und den Dienern des worts.“ Sie trug das Motto: „Ir torheit wurd offenbar werden.“ Dr. Fabri nahm den Kampf wiederum auf. Er veröffentlichte die zu Wettingen erbeuteten Akten und die Verhandlungen der Tagsatzung zu Baden als „Warhaftige Zeitung und heimliche wunderbarliche Offenbarung etlicher Sachen und Handlungen, so sich auf dem Tage zu Baden begeben und zugetragen haben“. Zwingli, wegen seinen geheimen Praktiken persönlich angegriffen, erließ gegen Dr. Fabri am 28. Juli 1526 seine „Dritte Schrift“, worin er ihm vorwarf, er habe Dr. Capitos Briefe entstellt und Irrtümer verbreitet.

Der feierliche Schluß des Religionsgespräches fand am 8. Juni 1526 in der Pfarrkirche zu Baden ſtatt. Auf Befehl der Ratsboten gemeiner Eidgenoſſenſchaft mußten alle anweſenden Theologen entweder die Schlußreden Dr. Ecks, oder die Widerfechtungen Dr. Husſchyns unterſchreiben; erſteres taten 82, letzteres 10 Theologen; einzelne Unterſchriften, ſo die von Pfarrer Burgauer, waren geteilt. Dr. Ökolampadius und Berchtold Haller waren vor Schluß des Geſpräches abgereiſt. Das Protokoll wurde zu den Akten genommen. Nachdem Dr. Eck den Schlußvortrag gehalten, trat Dr. Fabri auf und legte den Ratsboten einen Folianten vor: „Chriſtliche Bewyſung über ſechs Artikel“, welche er mit Zwingli hatte erörtern wollen. „Darby er ſich mit großen Verſprechen erboten, daß er ſölichs, alsbald ihm möglich, in truck wöllt laſſen usgan; hat damit für ſin perſon ſin ſach erſetzt, und beſchloſſen, mit ernſtlicher großer clag, daß der Zwingli nit erſchienen, und er alſo uß vermögen der hl. Gſchrift des gewiſſen ſigs gegen den Zwingli jetzt müeßte durch des Zwinglis verzagt usbliben verkürzt und verſumpt werden.“ Das Buch liegt auf der Stadtbibliothek in Zürich, wohin dasſelbe 1716 mit dem Landvogteiarchiv zu Baden verbracht wurde. Die Ausarbeitung gab Dr. Fabri ſofort in Druck; Murner ließ 1528 den Hauptinhalt überſetzt in der lateiniſchen Ausgabe der Disputation abdrucken.

Hans Salat kannte das Werk aus Augenſchein: er gibt eine genaue Beſchreibung des Inhalts: Dr. Fabri wirft in dem erſten Teile Zwingli gar heiter, klar, ſchön, gründlich und gut verſtändlich ſein Irren vor und beweiſt, daß ſeine Lehre eitel falſche Irrung wäre. Seine Lehren und Schriften ſtammen nicht aus dem Geiſt der Wahrheit, ſondern widerfechten ſich wie Licht und Finſternis, Wahrheit und Lüge. Das erzählt Dr. Fabri aus Zwinglis Büchern und dermaß eigenlich, daß es ein Kind und allerkleinſter Verſtand begreifen möchte. Im zweiten Teile zeigte Dr. Fabri an, wie die evangeliſchen Häretiker in ihren Lehren und Schriften unter ſich ſelber mißhellig, widrig und unbeſtändig ſeien. Zwingli widerſpreche Luther, „ſim ätti“, dermaßen, daß einer vermeinte, wenn ſie zuſammen kämen, würden ſie ſich feindlich annehmen. Im dritten Teile bewies Dr. Fabri mit großem Fleiße, daß die zwingliſche Sekte alle frühern Häreſien, ſo je geweſen, gar und weit übertreffe. Er klagte ferner gar hoch, Zwingli und

Haschyn haben durch Verkehrung der hl. Schrift, der frommen gelehrten alten Vater und Fürgebung, diese waren ihrer Meinung, eine fromme Eidgenossenschaft erbärmklicher und schützlicher verführt, als je einer andern Commun geschehen sei.

Dr Murner ergriff mit Bewilligung der vier Präsidenten ebenfalls das Wort Er verlas seinen Anschlagebogen mit den 40 Theses, über welche er mit Zwingli hatte disputieren wollen: später ließ er dieselben ebenfalls in der lateinischen Ausgabe der Akten drucken. Er rief Zwingli vierzig Mal als ehrlos aus und schalt bei der 37 These die Lutherischen auf Grund der hl Schrift evangelische Diebe er warf ihnen vor, daß sie dem gemeinen Manne gar viel verborgen und verschwiegen hatten, was zu der Seele Seligkeit notdurft sei: „welchs auch eine große ursach war der paurenschlachtung". Das Gotteswort der alten Deutschen sei nicht so stark gewesen, daß es alle Ruten und Kasten brache, Kirchen und Klöster stürmte, wie das Gotteswort der jetzigen Lotterbuben. Wenn er so gehandelt hätte, würde er an den Galgen gehangt, und selbst der Rhein könnte seine Schuld nicht abwaschen. Diese „dapferliche" Rede machte weithin, namentlich in Zürich böses Blut; sie wäre etwas weniger dapferlich der katholischen Sache sowohl als seiner machtvollen Wirksamkeit förderlicher gewesen. Ritter Jakob Stapfer mußte auf Wunsch von Dr. Murner als Präsident nicht allein dem Ulrich Zwingli raten, sondern auch, ob um seinetwegen jemand da wäre, oder ob sonst jemand solich Schlußreden Dr. Murners widerreden wollte. Als weder jemand aufstand noch Antwort gab, überreichte Dr. Murner seine Schlußreden den Präsidenten, mit fleißiger Bitte, die Boten der zwölf Orte möchten in künftigen Zeiten, wenn es not täte, von seinem Erscheinen und Handeln Kundschaft geben; zum Schlusse beklagte er sich auf das Höchste über des Zwinglis „flüchtig Usbliben". Sämtliche einzelnen Protokolle, Bücher und Akten über die Disputation wurden dem Landvogte zu Baden in Verwahrung auf der Bergveste Stein übergeben.

Die große Disputation zu Baden brachte die gehofften Früchte für gemeine Eidgenossenschaft nicht. „War dise disputatz und versamlung", klagt bereits Hans Salat, „so mit großer mun, arbeit, costen und schaden gehalten, gar umsunst und vergeben, auch alles, das man mit diser nüw sectischen rott anfieng, man geb mer vor

oder nach, als ouch mit dem Zwingli, nit uf diſen disputatz ze kon.“ Dem Ausbleiben Zwinglis ſchrieben die Altgläubigen den Mißerfolg zu; ſeine Freunde aber ſprachen den gewiß ſehr unbegründeten Verdacht aus, derſelbe wäre ſamt Dr. Ökolampadius, Berchtold Haller und andern ſeiner eifrigſten Anhänger einem Glaubensgerichte und durch ſelbes dem Feuertode überliefert worden. Ein ſolches Vorhaben widerſprach den Geleitsbriefen, den Gewohnheiten der Eidgenoſſen, Brief und Siegel zu halten; ſelbes hätte zum voraus am Widerſpruche der Städte ſcheitern müſſen. Dr. Fabri hatte freilich für Zwingli „ewige Pönitenz“ angedroht. Allein auch er konnte dieſe Sentenz nicht durchführen ohne Zuſtimmung aller Eidgenoſſen; zudem lautete dieſelbe nicht ſchlimmer als Zwinglis Strafurteile gegen die eingetürmten Wiedertäufer. Dr. Fabri wurde vorgeworfen, weil er keine Ketzer verbrennen könne, werde er die lutheriſchen Bibeln und ketzeriſchen Schriften verbrennen laſſen; auch dieſe Verdächtigung war unbegründet.

Gegenüber den Katholiken, namentlich der fünf Orte, dürfte der Tadel gelten, daß ſie allzu ſiegesbewußt und zuverſichtlich vorgiengen. Zu Baden war über die Theſen kein Entſcheid geiſtlicher und weltlicher Obrigkeiten gefällt worden; die Gegner, welche kein kirchliches Lehramt mehr anerkannten, hätten ſich einem ſolchen Entſcheide unter keinen Umſtänden gefügt. Als Dr. Eck am Schluſſe der Disputation, wie Salat nach den Akten genau berichtet, Dr. Ökolampadius gar freundlich ermahnte, bei der Kilchen zu bleiben, bekam er die Antwort: „Dr. Eck well mir aber verzichen, daß ich uß ſinen worten und leer von den fünf ſchlußreden ouch nüt anders erfunden, dann daß ſye im wort Gottes nit gegründt ſind. So auch Zwingli ſich heiter hören ließ“, fügt der Chroniſt richtig bei, „wann glich alle welt wider in hielte, wett er doch uf ſiner meinung und fürnemen blyben.“ Das Gleiche war bei den Prädikanten und ihren Gläubigen, beſonders in den Städten der Fall. Von Bekehrungen durch das Geſpräch auf Seite der Neugläubigen infolge der Disputation vernehmen wir wenig, vielmehr wußten Zwingli und ſeine Mitarbeiter den voreiligen Eifer und einzelne Unklugheiten der Gegner zu ihrem Vorteile auszubeuten. Sie behaupteten, Dr. Ökolampadius voran, die Protokolle ſeien derart parteiiſch und irrtümlich abgefaßt, daß man ſie nicht drucken dürfe; als Luzern den Druck verfügte und durch

Dr. Murner besorgen ließ, wurde demselben vorgeworfen, er werde die gedruckten Akten fälschen. Die Folgen dieser Verdächtigungen waren neue, ebenso langwierige als böse Handel auf den Tagsatzungen, arge Mißhelligkeiten mit den Räten zu Bern, Basel und Schaffhausen. Den neben Orten, welche sich entschlossen zeigten, die Glaubensmandate gemäß den Badener Beschlüssen durchzuführen, ebenso der katholischen Mehrheit in Bern, wurde Gewaltherrschaft und Tyrannei vorgeworfen. „Die Badener Disputation und nüwe handlung der Berner machte die neben ort der Eidgnoschaft", wie Bullinger klagt, „so verwant und übermütig, das sy sich selbs als Landsherren aller Stetten und orten, zwingere und gebietere hierfür stellend". Er spricht von unerhörten Praktiken, wie solche die Zürcher längst für ihr Evangelium getan hatten und ihre Freunde allenthalben anstrebten.

In Bern und Basel stieß das Glaubensmandat sofort auf entschiedensten Widerstand; in Schaffhausen, Glarus und Appenzell fand dasselbe mächtige Gegner, in Freiburg und Solothurn konnte dasselbe nur teilweise durchgeführt werden. Gesetzliche Kraft erlangte die Gesamtheit der Artikel nur in den fünf innern Orten; allein auch hier begegneten die Obrigkeiten alsbald großern Schwierigkeiten, welche zunächst Schwyz erfahren mußte, als es, gestützt auf die Pflicht der Schirmvogtei wagte, die Fürstabtei Einsiedeln zu restaurieren. Dr. Ph. A von Segesser schreibt mit besonderer Rücksicht auf die zweifelhaften Ergebnisse der Disputation zu Baden

„Die Vorgänge in Zürich, Bern, und überall, wo die Magistrate beharrlich und folgerichtig ihre eigene Auktorität an die Stelle der bischöflichen und päpstlichen Jurisdiktion setzten, mußte die entschiedenen Katholiken belehren, daß dieser Weg der Glaubensmandate und Disputationen, statt das richtige Heilmittel zur gewünschten Einhelligkeit im Glauben zu werden, und die Herstellung der kirchlichen Ordnung herbeizuführen, zu beständigem Schwanken, zu Willkur, Zersplitterung und schließlich doch zum Abfalle von der Kirche führen müsse. Der hl. Stuhl, und nach kurzem Schwanken auch die Bischofe blieben auf dem Grundsatze, daß die Kirche, einen ausschließlich berechtigten Lehrkörper anerkennend, den Entscheid über die Wahrheiten des Glaubens weder der Disputierkunst spitzfindiger Dialektiker noch dem Spruche aufgestellter Kampf-

richter preisgeben könne, sondern denselben allein dem hierarchischen Lehramte vorbehalten müsse. Nichtsdestoweniger ist die Disputation zu Baden für die schweizerische Reformationsgeschichte zum entscheidenden Wendepunkte geworden. Die katholischen, namentlich die fünf innern, dem Bistum Konstanz angehörigen Orte, benutzten den günstigen Ausgang derselben als Anlaß, sich von allen Ausgleichsversuchen ferne zu halten, sich mit Bezugnahme auf die siegreiche christliche Wahrheit in eben dieselbe Stellung gegenüber allen Dissidenten zu setzen, welche Zürich seinerseits schon nach dem zweiten dortigen Religionsgespräche eingenommen hatte."

9. Zwinglis und der Zürcher Verhalten nach der Disputation.

Der Hauptzweck des Religionsgespräches, die Einhelligkeit im alten wahren Glauben herzustellen, die Eidgenossenschaft in Friede, Ruhe und Eintracht zu bringen, war nicht erreicht worden. Seit der Disputation war an eine Aussöhnung Zwinglis mit der Kirche ebenso wenig zu denken als an die Rückkehr der Zürcher zum alten Glauben. Des Reformators und der Zürcher Ausbleiben und Widerspruch hatte sehr üblen Eindruck gemacht. Zwingli galt als Hauptursächer aller verführerischen Irrlehren in der Eidgenossenschaft, die Prädikanten, welche seine Lehre predigten, als Häretiker und Apostaten. Er und seine Prädikanten wurden deshalb in einem Nachtrage zu den Akten, weil ihre Lehren dem Glauben der Kirche widerstreiten, von Papst und Kaiser, Bischöfen und hohen Schulen verdammt worden, als ohne Widerrede dem schweren Kirchenbanne verfallen, von der allgemeinen Kirche ausgestoßen und abgesondert erklärt.

Das Verhalten Zwinglis während der Disputation veranlaßte am 9. Juni 1526 die Ratsboten zu Baden im Namen der zwölf Orte zu einer scharfen Beschwerdeschrift an den Rat von Zürich. Sie verwahrten sich ernstlich, daß sie von der Herrschaft Österreich, Dr. Eck und Dr. Fabri bestochen seien; sie klagten, daß Zwingli gepredigt habe, die Eidgenossen sitzen zu Baden im „Rößli" und machen güldene und silberne Pfiffli. Die Herren und Obern wissen ganz gut, und sind es an ihren Säckeln inne geworden, wer die Kosten bezahlt habe. Mit höchster Wahrheit haben sie niemals anders, denn aus Begierde und Liebe zum rechten und wahren Verstande des Gotteswort's, um Friede und Einigkeit

des Glaubens zu erlangen, die Disputation gefördert. Zwingli müsse sein Ausbleiben mit unwahren Vorgaben und erdichteten Farben decken und verantworten, um den Unwillen des gemeinen Mannes von sich abzuwenden. Die Eidgenossen wollen solche Schmutz- und Schmähbüchlein ferner nicht dulden, noch erleiden. Der Rat von Zürich solle Zwingli verhalten, daß er solche Büchlein, welche wider die Bünde gehen, nicht mehr ausgehen lasse, sondern ruhig bleibe. Ferner soll Zwingli solche Personen, welche nach seiner Vorgabe Geld gespendet oder angenommen haben, schriftlich anzeigen, damit die Eidgenossen nach Gebühr mit denselben handeln und den Vorwurf der Bestechung widerlegen können. Soferne der Rat nicht entgegenkomme, werden Boten der Eidgenossen die Sachlage vor das Zürchervolk bringen, in die Ämter reiten, und dort vorbringen, wie sie gegenüber denen von Zürich, Zwingli und die Seinigen wider sie gehandelt haben.

In Zürich wußte man sofort, daß dieser Klagebrief nicht von allen zwölf Orten stammte. Die erste Antwort gab darauf, 14. Juni 1526, Zwingli selber in seiner derben Weise durch einen Brief an die zwölf Orte. Er verwahrte sich gegen den Vorwurf, daß er, ein Lügner und Ketzer, aus Feigheit von Baden weggeblieben sei. Christus die ewige Wahrheit, sei gleich ihm der Unwahrhaftigkeit beschuldigt worden. Durch seine Büchlein habe er sich gegen Bünde und Wahrheit nicht vergangen, sondern das göttliche Wort gegen die Säulen des Papsttums, die Kurtisanen und hohen Schulen, sowie gegen die unredlichen Todfeinde und Verleumder der Eidgenossen: Dr. Eck und Dr. Fabri und den unehrbaren Mönch Dr. Murner gewandt. Wenn diese Verteidigung nicht erlaubt sei, habe man arme Bünde und Zustände, welche ärger seien als jene in der Hölle, wie solche die Poeten schildern. Die Eidgenossen haben zu Baden trotz dem Gelehrte die einfältigen Verkündiger des Evangeliums öffentlich laien schmähen, schälken, spötteln. Zwingli schuldet dem Vaterlande zu wachen, daß die göttliche Wahrheit nicht unter das Joch des Papstes, seiner Schulen und Doktoren gedrängt werde. Er sei mit Gott entschlossen, die Wahrheit gegen alle Lehre, welche sich wider Gott richtet, aufrecht zu erhalten, seine Ehre, soferne ihre Verletzung zur Schmach Gottes gereicht, zu retten: täte er das nicht, so wäre er „ein verlogen eerlos Mann!"

Weniger Glück und Zuversicht bewies Zwingli gegenüber dem Vorhalte, daß er die Eidgenossen wegen Bestechung und Annahme fremder Gelder verleumdet habe. Er konnte den Nachweis, daß Erzherzog Ferdinand oder Dr. Fabri Geld gewendet, die Eidgenossen solches empfangen haben, in keiner Weise erbringen. Es blieb bei der Verdächtigung, daß Dr. Fabri und seine Partei um Geld zu werben pflegen, daß er von allerhand Schenkungen Pensionen, Geld, Miet und Gaben in der Gemeinde, besonders in Zürich mancherlei wisse. Darüber sage er nur soviel, als zu Abstellung böser Gefahren und zum Frieden gemeiner Eidgenossenschaft gereiche. Wo dieser Grund nicht vorhanden sei, dürfe man ihn nicht fragen: „Dann ich, ob Gott will, allem zur Behaltnus einer Eidgnoßschaft und nit zuo verwirrung dienen mag dieweyl ich leb".

Auf die Drohung der Eidgenossen, Wenn der Rat sein Schreiben und Praktizieren nicht abstelle, werden ihre Boten vor Stadt und Ämter treten und erläutern, was sie von ihm und dem Rate erlitten haben, antwortete Zwingli als Vertrauensmann des Rates. Er möchte wohl erleiden, daß M. Herren und er selber nicht allein vor den Kirchgemeinden, sondern vor allen eidgenossen erzählen können, wie sich alle Sachen erlossen haben. Wenn dieses Ansinnen mit den Bünden nicht vereinbar erscheine, so mögen die Eidgenossen sich an ihre Bünde und Gemeinden halten, dagegen M. Herren von Zürich und ihre Gemeinden ruhen lassen. „Dann ob ir glych für sy kämind, sy wurdind uch noch maß ihrer fromkeit zuo allen eeren und billichkeit also ernstlich fromen antwurt geben als M. Herren selbs".

Die Eidgenossen mögen deshalb in sich selber gehen und nicht aus Anfechtungen handeln. Ihre Zuschrift sei derart bitter und eidgenössischer Weise ungleichförmig, daß man sie nicht entschuldigen könne. Sie mögen erkennen, daß Zwingli „nüts zu schmach, nachteil, zwytracht oder verwirrung einer Eidgnoßschaft, sondern aller dingen zuo friden, einigkeit, langwarung und wolfart dero handle, und sich zuo im versehen als dem allergetrüwsten und fridlichsten in allem, das zuo Gottes eer und zu Versuhnung der Eidgnoßschaft diene".

Die Antwort des Rates von Zürich erging am 16. Jan. 1526 nicht an alle zwölf Orte, sondern an die drei Städte und die andern schwankenden Orte. Dieselbe ist etwas ruhiger, aber

im gleichen Geiste gehalten. Sie enthält starke Ausfälle wider die Einmischung der übelverleumdeten ausländischen Leute, welche sich den Eidgenossen aufdrängen, die Eidgenossenschaft durch redereiche Weltklugheit und überflüssiges Geschwätz zu nicht machen, in Schande, Schmach und Abgang bringen möchten, besonders gegen Dr. Th. Murner, welcher aus „nydigem vergiftetem Herzen" M. H. Herren von Zürich und die Ihrigen ohne allen Grund der Wahrheit verlegen, geschmäht und angeschuldigt habe. M. H. Herren größtes Verlangen wäre, auf künftigen Tagen mit allen Eidgenossen zu betrachten und sich zu unterreden, wie man zu Ehre und Friede, Einigkeit und Wohlfahrt gelange, auch luogten wie sie solcher böser Lüten abkommen, und, wie die frommen Altvordern getan, in alter Freundschaft, brüderlicher Treue und Liebe mit einander lebten. M. H. Herren haben stets dem Gotteswort nachgelebt, dafür, gleich ihren Predikanten, über sich viele Schmachworte müssen ergehen lassen, trotzdem sie nichts Heimliches oder Verborgenes vorgenommen, getan und gehandelt.

Trotz dieser amtlich kundgegebenen Zuversicht stand es in Stadt und Landschaft zur Zeit des Gespräches zu Baden nicht zum Besten. Die Absage Zwinglis und des Rates hatte in weiten Kreisen großen Mißmut erregt, ein Teil des Klerus hoffte auf eine Aussöhnung und die Mehrheit des Volkes wollte von einem Kriege mit den Eidgenossen nichts wissen. Über die Haltung des Stadtklerus unmittelbar vor der Disputation berichtet uns Bullinger. „Zu Zürich in der Stadt, in den Gestiften, Klostern und Kilchen waren vil Personen geistlich genampt, Chorherren, Kaplanen und Münch, die guoten Willen hatten zum Wort Gottes und der Oberkeit günstig und gehorsam waren. Andere dagegen waren gar widerspänig, giengen nit nur nit zur predig oder lezgen, sondern hassetend die, als sie sagten, nüwerung, waren ouch nit gewont, der Oberkeit, die sy weltlich namptend, gehorsam zu sin, dann sy bißhar selbs Herren ires eigenen gewalts gesin." Dann berichtet der Chronist die bekannten Gewaltmaßregeln des Rates gegen den widerspanigen Klerus vom 19. Mai 1525 mit dem Beifügen: „Diese Satzung war den Bäpstischen ein ganz widerwärtige unlydige Sache. Und den 17. Mai muetend alle geistlich genampten glych wie die Leyen oder andere Burger schweren und gehorsame thuon."

Über Maßnahmen des Rates und Stimmung im Volke gegenüber den Eidgenossen berichtet Hans Salat: Der Rat habe die Untertanen vor und während der Disputation mit langen klaghaften Reden und Ausschreiben wider die nüw alten Orte in Haß, Unwillen und Ungunst zu bringen gesucht. Weiter wurde am 22. Mai 1526 eine Ratskommission beauftragt, alle Handel, Instruktionen und Abschiede mit den Eidgenossen aus den letzten Jahren zusammenzustellen und zu beraten, wie dieselbe vor das Volk zu bringen sei. Zürich werde aus dem Rechte gedrängt, lautete die Klage nach Salat, und müsse jeden Tag befürchten, von den alten Orten sturmswys überfallen zu werden. Deswegen rüstete man sich zum Kriege mit Büchsen, grobem Geschütz, Munition und allen Dingen, gebot auch den Gemeinden, sich mit Harnasch und Gewehr bereit zu halten, als wären sie alle Stund eines Sturms erwartend. Darob ihre biderben Lut groß Beduren und truren hättend, wie die Eidgenossen durch fromme, ehrbare Leute im Zürichbiet säßhaft. Kundschaft hatten. Salats Darstellung entspricht durchwegs den Tatsachen.

In der Stadt Zürich gab es noch viele Leute, welche ähnlich dachten und redeten. Um ihnen gleich den Mund zu schließen, wurde ein abschreckendes Strafurteil vollzogen. Hans Buelmann, geschworner Burger von Zürich, wurde auf der Straße verhaftet und am 26. Mai 1526 mit dem Schwert hingerichtet. Sein Hauptvergehen war, daß er einer Frau Grüße an Zwingli aufgetragen, sie solle ihm sagen, er wäre ein Schelm, Ketzer, Mörder und Verräter. Thomas Platter versichert, es habe in Zürich noch viele gegeben, welche Zwingli auch als Gegner des Reislaufes so haßten, und gerne gesehen hätten, wenn er zu Baden verbrannt worden wäre. Zwingli führte den Kampf gegen die Widersacher seiner Staats- und Kirchenpolitik im Reisläuferprozeß zu Ende.

Überaus beachtenswert ist die Beschwerde der Herrschaft Grüningen vom 8. Juli 1526. Sie klagten der Obrigkeit hochlich, bei aller Treue zum Gotteswort, wie die Pfaffen das Gotteswort zwietrachtig auslegen und die Leute dadurch in arge Verwirrung bringen, ohne daß die Obrigkeit entscheide, wer Recht oder Unrecht habe. Die Untertanen müssen besorgen, der Obrigkeit seien fünf Pfaffen lieber als fünfhundert Amtsleute und noch ebensoviel. Trotzdem will die Herrschaft bei dem Gotteswort bleiben, und

niemand solle he davon abdrängen, aber der Friede mit den Eidgenossen solle gewahrt bleiben. „Und bittend üch zum höchsten, daß ir uns von der pfaffen handlung und predigens wegen kein krieg uf den hals fezind, dann wir arm lüt das kriegen übel möchten erliden. Und bittend üch, unser lieb herren, daß ir den pfaffen nit ze vil glouben gebind, dann wir fürchtend ir wellind inen ze vil glouben. Dann etlich pfaffen sind lügenhaft, lügend und nutfollend."

Entscheidend für die Kirchenpolitik der Zürcher gegenüber den Eidgenossen wurde die große Volksanfrage vom 24. Juni bis 8. Juli 1524. Die Obrigkeit berichtete durch ihre Verordneten an die Bürgerschaft und an alle Untertanen zu Stadt und Land über ihr Verhalten gegenüber der Disputation zu Baden, um für ihre Politik gegenüber den Eidgenossen neuerdings die Zustimmung des Volkes zu erlangen. Die zehn Gründe der Ablehnung werden vorgelegt und als elfter die Verurteilung der Stammheimer beigefügt. Zu Baden habe Dr. Eck gepredigt, es handle sich bei der Disputation nicht darum, vom alten wahren Glauben abzufallen, sondern darum, daß man diejenigen, welche von denselben abgestanden, weren wolle, denselben wieder anzunehmen, denn derselbe sei gerecht und sonst kein anderer. Dem gegenüber sei die Obrigkeit entschlossen, bei dem göttlichen Worte zu verbleiben, solange man sie nicht aus dem göttlichen Worte eines Bessern unterweise.

Der Rat habe sich bereit erklärt, ein Gespräch der Doktoren und Gelehrten in Zürich abzuhalten; Dr. Eck sei eingeladen worden, in Zürich aufzutreten und den Irrtum Zwinglis und der dortigen Gelehrten aufzuweisen. Es sei dem Volke von den Päpstlichen geklagt worden, daß der Rat sich weigerte, Zwingli nach Baden zu schicken, mit der falschen Vorgabe, die Eidgenossen haben sich anerboten, für denselben sechs Geiseln zu stellen. Die Untertanen mögen solchen erdichteten Vorgaben keinen Glauben schenken, sondern Ratschlag halten und der Obrigkeit berichten, wessen sie sich zu ihnen versehen könne. Damit waren einige Zusicherungen über Jahrzeit- und Kirchengüter, Sittenordnungen und zuletzt Vorwürfe gegen Dr. Eck verbunden, der zu Rom mit schändlicher Zuoredung die Eidgenossen geschmäht, nun aber dieselben mit andern übelberüumdeten fremden Läten den Glauben lehren, in Wirklichkeit aber M. Herren und die Eidgenossen in Zwietracht bringen wolle.

Die Antworten der Städte, Ämter und Gemeinden giengen alle dahin, daß ſie zwar bei dem Gotteswort bleiben, die Obrigkeit in Handhabung desſelben unterſtützen wollen. Allein ebenſo beſtimmt und nahezu einhellig wurde begehrt: der Rat ſolle den Eidgenoſſen, auch den fünf Orten, die Bünde halten, Gewalt und Krieg vermeiden. Neben dem Unwillen, daß Zwingli von Baden weggeblieben ſei, zeigte ſich Mißmut über Pfaffen und Laien, welche das Volk verwirren, namentlich in der Stadt. Die Obrigkeit wurde aufgefordert, dieſelben zur Ruhe zu bringen, die Schreier zu ſtrafen, und die Mißbräuche abzuſtellen, daß man deſter bas in eine chriſtenliche Einigkeit kommen möchte.

Zwinglis Haltung nach der Disputation war eine ſehr entſchiedene. Er gieng in keiner Weiſe von ſeinen Anſchlägen und Praktiken ab. Verlauf und Ende des Religionsgeſprächs zu Baden waren derart, daß der Reformator ſeine Zufriedenheit und Zuverſicht offen an Tag legen durfte. Das Geſpräch zu Baden habe bei vielen, welche dem Evangelium wenig hold ſeien, einen üblen Eindruck hinterlaſſen. Zu Bern und Baſel ſtehe es beſſer als je zuvor. „Berna firmior est post disputationem facta, quam antea fuerit; Basilea tantundem“, ſchrieb er am 2. Juli 1526 an Konrad Som, Prediger zu Ulm. Zwar ſeien die Angriffe zahlreich, aber der Herr ſei ſtärker als alle Anſchläge und Feindſeligkeiten; in Zürich herrſche zu Stadt und Land eine wunderbare Übereinſtimmung zum Evangelium; „Mira est in urbe et in agro Tigurino in Evangelium consensio“. Dr. Ökolampadius und alle Frommen ſeien wohlbehalten, wiewohl ſie bei ihrem Weggange von Baden mit größten Schmähungen überhäuft wurden; „enormibus contumeliis affecti abierunt“. Alle ſollen für einander beten, denn durch gläubiges Gebet werden ſie alle Widrigkeiten überwinden. Gegenüber Dr. Vadian ſpottete er am 3. Juli 1526, daß Dr. Fabri über das Ergebnis der Disputation nicht habe urteilen laſſen, weil dasjenige, worüber früher die Kirche geurteilt und entſchieden habe, eines Richters gar nicht bedürfe. Dr. Fabri habe damit das Vorbild des Füchsleins befolgt, welchem die Trauben zu ſauer geweſen. Ferner habe derſelbe geprahlt, er ſtehe aus Liebe und Überzeugung zur Kirche; wenn er zu den Lutheranern hätte ſtehen wollen, wären ihm nach deren Verſprechungen die größten Reichtümer zu teil geworden.

Von größerer Bedeutung sind die beiden tröstlichen Sendbriefe Huldrych Zwinglis vom 20. Juli und 16. Oktober 1525 an die frommen Christen zu Eglingen, denen Pfarrer Balthasar Sattler nach seiner Rückkunft von Baden das Evangelium predigte, namentlich das Zentraldogma: Christus habe für unsere Sünden genug getan durch seinen Tod und sei nur einmal aufgeopfert worden. Der Herr habe Sattler die Zunge gelöst, daß mit Zwinglis Lehre alle Irrsale des Antichrist ausgereutet und die reine Lehre der Apostel verkündigt werde. Was alles durch das Gotteswort umzustoßen und abzutun sei, faßt Zwingli kurz zusammen:

1. Der Ablaß, 2. die Kraft der Fürbitte und Anrufung der Heiligen, 3. das Verdienst der guten Werke, 4. die Transsubstantiation; 5. die Messe als Opfer, 6. die Gnadenwirkung des Abendmahls, 7. das Fegfeuer, 8. die Verehrung der Bilder, 9. Ohrenbeichte und Absolutionsgewalt. Er war getroster Hoffnung, daß in kurzer Zeit die süddeutschen Reichsstädte Konstanz, Ulm, Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Nördlingen für das Evangelium gewonnen seien.

An zweiten Schreiben gibt Zwingli sowohl Fürsten als Magistraten, den Rat, sie sollen beim nahenden Bauernkriege alle Kirchengüter einziehen, statt die verarmten Bauern zu belästigen. Er war von sich überzeugt, daß auch die Ungläubigen, wenn sie Gott in ihm wirken sehen, zum Glauben gebracht werden. Deswegen will er stark und unentwegt stehen, und die Wunden der Verfolgung tragen, selbst Ehre und Habe, sogar das Leben um Gottes Willen verscherzen. Dadurch werden die Schwachen getröstet und die Tyrannen erschreckt. Christus Jesus, derselbe heute wie gestern und ewiglich, hat schon ärgere Tyrannen überwunden als die Widersacher Zwinglis, er wird gnädig und barmherzig allen Menschen die Blindheit wegnehmen und sie stracks zum Lichte der Wahrheit, welche er selber ist, führen. Seine katholischen Gegner, die Kinder dieser Welt, besonders Dr. Eck und Dr. Fabri, würdigte Zwingli keiner Antwort mehr; Dr. Murners scharfe Polemik machte ihm jedoch fortwährend Sorge und Verdruß. In einem Briefe spürte er den herbsten Hohn aber diese Gegner keineswegs, die öffentliche Befehdung überließ er seinem „sodalitium conterere“, einer Gesellschaft satyrischer Dichter, welche sich mit dieser Aufgabe beschäftigten, aber auch, wie Dr. Stähelin

geſteht, nicht immer der Gefahr entgiengen, nach dem Vorbilde eines Dr. Murner den Kampf um die Sache in eine leidenſchaftliche perſönliche Verſpottung der Gegner ausarten zu laſſen. Die „Gyrenrupfer“ hatten indeß, lange bevor Dr. Murner in Luzern den Kampf aufgenommen, in Grobianismus das Möglichſte geleiſtet.

Zwinglis Freude über dieſe günſtige Wendung wurde ſpäter ſehr getrübt durch die Hartnäckigkeit der Wiedertäufer, aber weit mehr durch die ſtets beharrliche und ſteigende Feindſeligkeit der Lutheraner. Dr. Luther erkläre, entgegen dem Geiſt Chriſti, alles was Zwingli, Dr. Ökolampadius und die Straßburger Theologen als Sache Chriſti verfechten, als Satans Werk, und beſtreite ihre Lehre faſt eifriger als diejenige der Papiſten, klagte Dr. Bucer am 9. Juli 1526 ſeinem „fortissimus Zwinglius“. Zwinglis eifrigſtes Beſtreben war es, entweder Dr. Luther auf ſeine Meinung zu bekehren, oder, falls dies nicht gelingen ſollte, die ſüddeutſchen Reichsſtädte zu gewinnen und von Dr. Luther abzuziehen. Er verfolgte damit auch den Zweck, dieſe Städte enger mit Zürich zu verbinden, und durch ſie eine feſte Stütze der Univerſalpolitik gegenüber dem Widerſtande von Kaiſer und Reich, des Hauſes Habsburg und der katholiſchen Eidgenoſſen zu erhalten.

In dieſer Abſicht ſchrieb Zwingli am 10. Juli 1526 an Bürgermeiſter und Rat zu Nürnberg ſeine umfangreiche „Epistola Huldrychi Zwinglii ad celeberrimam quandam Germaniæ civitatem“. Dieſes Sendſchreiben iſt zunächſt eine Verteidigung ſeiner Lehre über Euchariſtie und Abendmahl gegenüber den Angriffen ſeitens der Lutheraner, deren Hauptſtütze in Süddeutſchland die Reichsſtadt Nürnberg war. Dasſelbe iſt ſodann ein Stimmungsbild der kirchlichen Lage in Deutſchland und ein Zeugnis des maßloſen Selbſtbewußtſeins, mit welchem der Reformator ſeine Lehre als die untrügliche und alleinberechtigte auch dem Erzkanzler Chriſti Dr. Luther gegenüber verteidigte und für dieſelbe die freie Predigt allenthalben verlangte.

Das Schreiben an den Rat zu Nürnberg beginnt in apoſtoliſchem Stile mit dem Gruße: „Gratiam et pacem a deo patre per Jesum Christum filium eius unigenitum, dominum nostrum!“ Die fromme, reiche und berühmte Reichsſtadt ſollte, wie bereits Zürich, Straßburg, Konſtanz und Ulm, dem Evangelium nach Zwinglis Auslegung gewonnen werden. Es war dieſes eine ſchwere

Aufgabe, und es brauchte große Aufdringlichkeit, den Rat bekehren zu wollen. Das Haupt der Nürnberger Geiſtlichen, Dr. Andreas Oſiander, „Hoſenenderle“, Pfarrer zu St. Laurenzen, und der angeſehene Ratsherr und Humaniſt Willibald Pirkheimer, waren ſehr eifrige Gegner der Abendmahlslehre Zwinglis; ihrem mächtigen Einfluſſe war es zuzuſchreiben, daß die Schriften der Straßburger, Dr. Ökolampads und Zwinglis vom Rate aufs ſtrengſte verboten wurden. Dieſer nimmt daher Anlaß, ſeine und des Freundes „incomparabilis viri“, Lehre vom Abendmahle weitläufig zu erörtern, dieſelbe als einzig ſchriftgemäß und gottgefällig dem Rate zu empfehlen. Es fehlt nicht an Hinweiſen auf die „obstacula“, welche Lutheraner und Päpſtler ſeiner Lehrmeinung entgegenſtellen; aber vor den Darlegungen Zwinglis und ſeiner Freunde müſſen alle Gegner verſtummen; ihre Einwürfe ſind nur Trugſchlüſſe, welche beim erſten Blicke vor dem lautern unbetrüglichen Gotteswortе verſchwinden müſſen: „Quæ *neotericorum opinio*, qui carnem et sanguinem in Cœna manducari contendunt, fidei Christianæ articulis palam repugnat ac contraria est. Quæcunque objiciuntur *obstacula* virium plus non habent, quam flores ephemerii; ut primum enim *vero et vivifico divini verbi vento* continguntur, evanescunt.“

Zwingli ſpendet dem glorreichen Fürgange des Evangeliums in Zürich, der „summa et unanimis inter nostrates concordia“, ſeit dem Sturze der „tyrannis episcopalis“, großen Lobpreis. Aus Gottes ſonderlicher Gnade, „divino favente numine“, wachſe das Evangelium von Tag zu Tag; dies rühre daher, daß zwar die Bücher der Gegner von jedermann geleſen, aber ſofort widerlegt wurden. „Adversariorum scripta libere a quovis lecta, mox veri et vivifici verbi dei armis expugnata et prostrata sunt!“ Der Rat möge deshalb, um die Kirche zu reinigen, dem wahren Gotteswortе keinen unfruchtbaren Widerſtand tun, vielmehr Abendmahl und Kirchenordnung nach Vorbild der Urkirche, „ecclesiæ primitivæ“, einrichten und die Predigt des göttlichen Wortes, wie es bereits in Zürich, Ulm, Konſtanz, und ſehr vielen andern Orten geſchehen ſei, geſtatten. „Si enim illud fiat, unus et idem spiritus omnes ecclesias unanimes et eiusdem sententiæ studiosas reddet!“ Zunächſt ſollen deshalb die unwiderleglichen Schriften Zwinglis, Dr. Ökolampads, der Brüder zu Straßburg und Augsburg gleich

denen der Papiſten und Wiedertäufer in Nürnberg verkauft werden. „Inviotissimos et inexpugnabiles fratrum et meos libros, qui in huius rei tractatione conscripti sunt, in urbe vestra vænum exponi, haberi et legi patiamini!“ Zwingli empfahl dem Rate zum Leſen ſeine „Klare Unterrichtung vom Nachtmahl“ und Dr. Ökolampads von ihm redigierte Antwort an Willibald Pirkheimer, zur Anhörung des wahren Gotteswortes ſeine eigene Perſon oder im Notfalle einen Mitbruder aus Baſel oder Straßburg:

„Sed et ipse me totum vobis offero, *sic, ut a vobis vocatus*, mox ad vos profectus hanc *sententiam nostram, quæ et Christi est*, coram Ecclesia vestra ingenue docere velim. Vel si illud vel *nobis* vel prudentissimo Tigurinæ civitatis magistratui propter *negotia quædam magis ardua* minus commodum fuerit, nunquam vobis deero, quin efficiam, *ut alius quispiam* vel etiam duo plures ex nostris aut Basileensibus vel Argentinensibus hoc ipsum præstent.“

Der Rat zu Nürnberg, mit ſeinen Prädikanten ohnehin viel beſchäftigt, war nicht geſonnen, das untrügliche Lehramt des Zürcher Theologen anzuerkennen, ſich Propheten und Apoſtel auf Sendung Zwinglis hin zu verſchreiben oder gar den Abſichten des Reformators auf kirchliche und politiſche Verbrüderung mit der Kirche von Zürich näher zu treten. Franz Kolb, fanatiſcher Anhänger der zwingliſchen Lehre, konnte ſchon am 17. Juli 1526 nach Zürich ſchreiben: er wiſſe nicht, was Zwinglis Brief ausgerichtet, doch habe der Rat auf Antrieb der lutheriſchen Theologen, alle Schriften von Zwingli und Dr. Ökolampadius verboten, bei hoher Strafe dürfe kein Jota derſelben verbreitet werden. Die Ubiquitätslehre Dr. Luthers werde eifriger und lauter als je zuvor gepredigt. Umſonſt ſchreien Franz Kolb und ſeine Freunde, auf die Schriften der Väter und Heiligen, die kanoniſchen Satzungen ſei nichts zu geben: die Heiligen haben irren können, in der Tat öfters geirrt. Gott möge Nürnberg vor den Verführniſſen des Antichriſt bewahren. Daſelbſt ſeien die Herzen ferne von Gott: die Weiſen müſſen durch die Torheit der Einfältigen belehrt werden: es werde wohl ſtudiert und disputiert, aber es herrſche eine babyloniſche Verwirrung. Franz Kolb könne nichts ausrichten, müſſe vielmehr befürchten, mit ſeinen Freunden ausgewieſen zu werden. Er habe Berchtold Haller geſchrieben, daß er freudig nach Bern ziehen werde, falls man dort ſeiner bedürfe, auch Zwingli möge für ihn einen Zufluchtsort

ſuchen. Franz Kolb war Haller und Zwingli nicht unbekannt. Als Münſterprediger zu Bern hatte er die Fremdendienſte heftig befeindet, und deshalb 1515 die Stadt verlaſſen müſſen. Er gieng nach Nürnberg, trat dort in das Karthäuſerkloſter zu St. Mauriz, wandte ſich aber bald der neuen Lehre zu. Sein Wunſch nach Bern zu kommen ſollte bald erhört werden.

10. Streit über Aushändigung der Disputationsakten. Druk derſelben durch Dr. Murner.

Verlauf und Ausgang der Disputation trugen, wie einſichtige Beurteiler richtig vorausgeſehen hatten, zur Beruhigung und Verſöhnung in keiner Weiſe bei. Die Katholiken rühmten ſich zwar des Sieges, aber ſie hatten Grund zu ſchweren Klagen über die Art und Weiſe, wie Veranſtalter und Leiter des Geſpräches in der Öffentlichkeit herunter gemacht, die Schreiber einer parteiiſchen und ungenauen Führung des Protokolls beſchuldigt wurden. Dr. Fabri und Dr. Murner waren ungehalten, daß ſie weder mit Zwingli noch mit andern Wortführern der neuen Lehre hatten disputieren können. Zwingli und ſeine Kreiſe führten ebenſo harte Worte: die Disputation ſei eine Vergewaltigung geweſen; Dr. Ökolampadius habe in Wirklichkeit, behaupteten ſie, über ſeinen Gegner Dr. Eck den Sieg davon getragen. Die Akten der Disputation dürfen deshalb nicht einmal ans Licht gegeben werden. „Hat auch der Haller zuo Bern“, wie Salat bezeugt, „finen Herren die oren zepflet und ſy in widerwillen gfüert über gehaltene Disputation, der geſtalt, als ob ſy anders ufzeichnet dann gredt wär.“ Das Gleiche tat mit gutem Erfolge Dr. Ökolampadius in Baſel.

Die Räte von Bern und Baſel, welchen ſich ſpäter Schaffhauſen anſchloß, verlangten ſofort, 18. Juni 1526, auf das Entſchiedenſte, es müſſe jeder Obrigkeit eines der fünf Bücher über die Disputation zugeſtellt werden, damit ſie deſſen Inhalt erkennen, und gemäß dieſer Erkenntnis ratſchlagen und handeln können. Auf dem Tage zu Baden, 26. Juni 1526, wurde durch Mehrheit der Orte beſchloſſen: Die fünf Bücher ſeien in Eile verfaßt und ſchwer zu leſen; Unterſchreiber Hans Huber ſtelle bei geſchwornen Eiden ſein beglaubigtes Exemplar ſofort ins Reine. Sobald die Abſchrift beendigt ſei, ſolle dieſelbe mit den vier zu Baden hinterlegten Büchern ſorgfältig verglichen werden. Dann wolle man

beraten, ob dieſes Exemplar zu drucken ſei, an die hohen Schulen geſandt, oder vor die vier Orte, welche deſſen Inhalt zu kennen wünſchen, gebracht und in den Räten verleſen werden ſolle.

Bern und Baſel erklärten jedoch auf dem Tage zu Luzern, 18. Juli 1526, ſie werden keine Abſchrift annehmen, ſondern verlangen ſchlechthin eines der Originalbücher. Bern erklärte, es wolle das Originalbuch durch ſeinen eigenen Schreiber kopieren laſſen, und wiederholte ſein Begehren zum höchſten, ſelbſt mit Drohungen, am 1. Auguſt 1526. Allein die ſieben Orte erklärten, Hans Huber habe nun ſein Buch abgeſchrieben; dasſelbe werde ſofort durch die geſchwornen Notare verglichen werden. Dann wolle man ratſchlagen, welche Folgen der Disputation zu geben ſeien; bevor entſchieden und erklärt ſei, welche Partei die hl. Schrift richtig auslege, ſcheine es nicht gut, ein ſolches Buch herauszugeben. Mit gleichem Rechte, wie Bern und Baſel, können alle andern ein ſolches Buch verlangen; deswegen ſeien die ſieben Orte entſchloſſen, kein Original auszuhändigen.

Auf dem Tage zu Luzern, 21. Auguſt 1526, erneuerten die neugläubigen Boten von Bern und Baſel ihre Begehren. Bern drohte: wenn es kein Originalbuch erhalte, werden ſich M. Herren „der disputatz halb nüt beladen, und wenn zuo tagen hievon geredt, daß ire boten abtreten ſöllen und der disputatz old der büechern halb nützit ratſchlagen, und, wo die büecher usgeſchickt uf die hohen ſchuelen old andern, daß M. Herren in ſölichem unvergriffen und unbemeldet ſyend.“ Baſel verwahrte ſich überdies gegen eine Überſetzung ins Lateiniſche wie deren Zuſendung an die hohen Schulen. Letztern Standpunkt teilten auch Biſchof Hugo und der zu Luzern weilende Weihbiſchof Melchior Battli: Eine lateiniſche Überſetzung und Zuſtellung an Papſt und Univerſitäten haben keinen Zweck; die Irrlehren ſeien von dieſen längſt verurteilt und abgetan; die Lutheriſchen aber würden dieſelbe nur verachten und nichts auf ſie halten. Dagegen riet Dr. Fabri: es ſolle vor Ausgabe der Akten ein Mandat erlaſſen und allenthalben verkündigt werden; den Akten ſolle eine Vorrede beigefügt werden, weshalb die Disputation gehalten worden, daß man Zwingli das freie Geleite zugeſichert habe. Dr. Fabri wurde beauftragt, dieſe Vorrede aufzuſtellen; Mandat und Beſchlußrede ſtammen wohl gleichfalls von ihm. Beide lagen am 10. September 1526 den

Tagherren zu Baden vor. Hans Huber hatte die Vor- und Beschlußrede ins Reine geschrieben. Es wurde beschlossen: dieselbe sei zu drucken und allen Orten zuzusenden; jene Obrigkeiten, welche dieselben annehmen, sollen in der Vorrede genannt und ihre Namen in der Druckausgabe veröffentlicht werden. Bern, Basel und Schaffhausen wurden neuerdings mit ihrem Begehren abgewiesen. Dagegen wurde Luzern beauftragt, beförderlichst den Druck zu besorgen und mit einem Drucker über die Kosten zu unterhandeln. Bevor das Buch veröffentlicht wird, soll jedem Orte durch den geschwornen Läufer der Stadt Luzern ein versiegeltes Exemplar zugestellt werden; dann will man erst beraten, wem noch solche Bücher zuzustellen seien. Bern nahm eine sehr zurückhaltende Stellung ein, welche von den sieben Orten gar übel vermerkt wurde. Sein Bote klagte sogar, daß Kaspar von Mülinen zu Baden in Erlaß des Dankschreibens an Herzog Wilhelm von Bayern wegen Absendung von Dr. Eck eingewilligt hatte. Die sieben Orte aber bemerkten, solche freundliche Schreiben gereichen weder ihnen noch M. Herren von Bern zur Unehre und Nachteil, sondern haben Nutz und Ehre gebracht; falls Dr. Eck wieder um ein solches an sie gelangen sollte, würden sie es ihm nicht absagen.

Am 10. Oktober 1526 verlangte König Franz I. ein solches Buch: er werde alle Gelehrten, nicht nur zu Paris, sondern aus ganz Frankreich zusammenberufen, ihr Gutachten einholen und darüber den Eidgenossen berichten. Es ist unbekannt, ob Franz I. die Disputationsakten, welche Zwinglis „Commentarius" ergänzten und erläuterten, erhalten hat. Tatsache ist, daß seit dieser Zeit sowohl Hof als Klerus gegenüber den Anhängern der neuen Lehre, Bilderstürmern und Litteraten, strengere Maßregeln ergriffen.

Die Vor- und Beschlußrede, im Namen der sieben Orte abgefaßt, aber für alle zwölf Orte bestimmt, waren unterdes gedruckt und allen Orten zugesandt worden. Ihr Inhalt ist allerdings sehr schwerwiegend; die Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Mißmut, welcher sich der Wortführer der Katholiken, Priester und Laien, infolge der Haltung Zwinglis, seiner Freunde und Beschützer bemächtigt hatte, findet den schärfsten und unverblümtesten Ausdruck.

Durch Luther, Zwingli und andere neue falsche Propheten führt die Vorrede aus, ihr verführerisches Schreiben und Predigen seien in vielen Orten hochdutscher Nation große Irrung und Empörung, Ungehorsam und Zweifel entstanden. In der Eidgenossenschaft habe Ulrich Zwingli, Predikant in Zurich, die alte viel hundertjährige Einigkeit des hl. Gottes und der hl. Kirchen, den einmutigen Verstand in Auslegung der hl. Schrift, mit Predigen, Schreiben und Drucken zu trennen und zu nichts zu machen sich unterfangen. Er habe bei denen, welche er listiglich betrogen und für seine verführerische Lehre eingenommen, alle christenliche Gebete umgestoßen, alle Sakramente Gottes vernichtet und befleckt, alle christenliche Ordnung abgetan, das göttliche Fleisch und Blut, das höchste Opfer Jesu Christi, als Abgötterei erklärt, das hl. Sakrament ein „beckenbrot" geheißen. Alle guten Werke, als batten, singen, lasen, gottloben, danksagen, fasten, fyren, habe Zwingli underdrucht die Freiheit des Fleisches statt jener des Geistes gelehrt, die Gott versprochenen Klosterleute, Mann und Weib, aus den Klostern laufen und sich verehelichen geheißen, Kirchen und Kloster aller Gottszierden beraubt, die Bilder in den Kirchen und auf dem Felde gestürmt, zerschlagen und verbrannt, alle Geistlichkeit zum höchsten geschmäht und verhaßt gemacht. Er habe alle Andacht, Gottesfurcht und Innigkeit der Menschen zerstört, aus einem gehorsamen und gottesfurchtigen Volke ein trotziges und ungottsförchtiges Volk gemacht. Er habe eine neue Sonderkirche aufgerichtet, und walte darin mit Gebieten und Verbieten, Binden und Losen, als ob er Papst und Kaiser sei.

Ferner sei er, Zwingli, abgestiegen zu den armen, gepeinigten Seelen im Fegfeuer, sie der Hilfe und Fürbitte der Lebendigen zu berauben, dann habe er in den Himmel sich erhoben, Christus geschmäht, dieweil er im Himmel sei, könne er nicht gleichzeitig in Brotsgestalt auf Erden sein, U. L. Frau und die Heiligen geschmaht, daß sie nicht für uns mögen bitten und daß wir sie nicht anrufen dürfen. „Und also ist nüts uf erdrich, im erdrich und im himel beliben, er hab es understanden, umbzestürzen und ze verkehren"; er habe den Seinigen alles derart subtil vorgegeben, daß sie schwuren, es wäre dieses alles gut und der Schrift gemäß.

Dieses hat die Eidgenossen hoch und schwer bedauert, nicht nur aus Liebe zum christlichen Glauben und zur Fürsorge bei dessen

Beſtimmung, Aufrechthaltung und Handhabung, ſondern auch, „daß uns zum trüwlichſten und höchſten beduret, daß durch ſöliche verkehrte und verführeriſche Lehren des Zwinglins und ſeines Anhangs ſoviel tauſend Menſchen von dem gemeinen chriſtenlichen Glauben in verderbliche und verdampte Irrſale abgeführt werden und an der Seel ewiklich verderben“. So oft man die lieben Eidgenoſſen von Zürich ermahnt habe, haben ſie immer die gleiche Antwort gegeben; alle ihre Begehr und Handlung ſeien „allein in des Zwinglis ſchmitten“ gemacht und praktiziert worden. Wäre es Zwingli mit ſeinem Erbieten, ſich aus der hl. Schrift eines Beſſern erweiſen zu laſſen, ernſt geweſen, ſo wäre deshalb von Biſchof Hugo und andern Gelehrten keine Mühe und Arbeit geſpart worden; allein derſelbe habe ſie von der Kanzel, ſowie in Schriften und ſonſt verſpottet und lächerlich gemacht. Es ſei nicht zu verwundern, daß Zwingli keine lebendige Lehre und Unterrichtung annehme, da er von keinem Abgeſtorbenen, es ſei derſelbe noch ſo alt, berühmt, heilig und gelehrt, etwas annehmen wolle, ſogar alle Konzilien, welche die unbetrügliche Kirche angenommen, antaſte und verwerfe.

Während den vielfachen Unterhandlungen zur Herſtellung der kirchlichen Eintracht, Beſchirmung des alten wahren Glaubens und Verhütung des Abfalls haben ſich Dr. Eck, Dr. Fabri und Dr. Murner anerboten, Zwingli auf Grund der hl. Schrift des Irrtums zu überweiſen, ihn eines Beſſern zu unterrichten und ſolches auf einer Disputation durchzuführen. Auf ſolch freundliches Anerbieten ſind die Eidgenoſſen mit Zuſtimmung der vier Biſchöfe, welche ihre rechtmäßigen Hirten und Seelſorger ſind, eingetreten. Sie haben auch die I. Eidgenoſſen von Zürich eingeladen, ſie ernſtlich gebeten, Zwingli, nebſt andern ihrer Prädikanten und Gelehrten auf die Disputation nach Baden abzuordnen. Weil Zwingli ſich weigerte zu erſcheinen, haben ſie ihm ein freies und ſicheres Geleite zugeſandt, aber die Zürcher haben auch ſolches abgeſchlagen; ihre Boten ſind heimgeritten. „Iſt alſo Zwingli noch ander predicanten uß Zürichpiet nit erſchinen. Und aber damit ein ſöliche lobliche Verſamlung der gelerten und erenlüt nit vergebens und umbſunſt zuoſamenberieft und komen, diewil doch von beiden partigen gelert lüt zuogegen und darumb da wären, hat man die ſach nünt deſto minder für hand genomen,

die disputatz und cristenlich geſpräch uszuolieben und iren fürgang zuo laſſen."

Weil nun, fügt die Schlußrede nach den Akten bei, Zwingli, der rechte Haupturſächer und Anheber dieſer verführeriſchen Lehre in der Eidgenoſſenſchaft, trotz dem mehr als genügenden Geleite und ſeinem eigenen frühern Erbieten zu Baden nicht hat erſcheinen wollen, ſeines Glaubens Rechnung zu geben, weil auch die andern Prädikanten, welche von ihren weltlichen Obrigkeiten nach Baden verordnet waren, ſich nicht haben unterweiſen und von ihrem Irrtum bringen laſſen, auf keine chriſtliche und freundliche Ermahnung hörten, ſind ſie als Lehrer und Beſchirmer alter von der Kirche verdammter Irrtümer ohne alle weitere Erklärung in ſchweren Bann gefallen, von gemeiner Kilchen ausgeſtoßen und abgeſöndert, und ſollen ſie als von der allgemeinen chriſtlichen Kirche verdammt betrachtet werden.

Vor- und Schlußrede gelangten am 10. September zur Beratung ſeitens der Tagherren zu Baden. Bald darauf erhielten die Eidgenoſſen von Dr. Fabri deſſen gedruckte Ausarbeitung ſeiner ſechs Schlußreden gegen Zwingli, die „Chriſtenliche Bewyſung", zugeſandt, welcher die offiziellen Akten in weſentlichen Punkten ganz vorzüglich ergänzte. Der Schlußrede wurde ein neues Glaubensmandat angefügt, welches Bullinger offenbar als Zwingherrei im Auge hat. Es war dasſelbe eine Erneuerung der Reformationsartikel vom 28. Januar 1525. Dasſelbe kam aber nicht während der Disputation, ſondern erſt am 25. Juni 1526 auf der Tagſatzung zu Baden in Vorſchlag. Der Wortlaut iſt wohl von Dr. Fabri redigiert, und war für alle zwölf Orte beſtimmt. Dieſes Mandat ſtellte feſt: Das hl. Evangelium und die hl. Geſchrift müſſe erklärt werden nach gemeinem chriſtlichem Verſtand, wie es die hl. Väter, welche ihre Lehre mit heiligem Leben, ehrbaren Sitten, mit ihrem Blutvergießen und großen Wunderzeichen beſtätigt haben, auch wie es die Kirche angenommen, ausgelegt haben; es ſei nicht geſtattet, daß ſölichs Evangelium wider die loblichen Harkommen und Brüch anderſt usglegt wird. Wer ſolches übertrete, ſolle nach Ungnaden geſtraft werden. „Damit das beſchächen möge, ſo wöllend wir mit unſern Biſchoffen unſer Landen verſchaffen, daß nieman der nit zuovor examiniert ſye, und deß ein ſchyn habe, zum predigamt zuogelaſſen werde."

Dr. Fabri hatte im Auftrage von Biſchof Hugo zu Baden ferner den Antrag geſtellt, um die kirchliche Ordnung wieder herzuſtellen: „Alle Prieſter, ſeien ſie von den Eidgenoſſen als Laienpatronen oder von Geiſtlichen belehnt, ſollen in ihren Sprengeln und zu Konſtanz examiniert werden, ob ſie nach Ordnung und Satzung der chriſtlichen Kirche würdig und tauglich ſeien, die Sakramente zu ſpenden, wie Gott und die hl. Zwölfboten dieſelben gelehrt und die Kirche ſie angenommen habe.“ Das Mandat verordnete, es ſei feſtiglich zu halten, daß in der hl. Meß, Spendung der Sakramente, auch andern chriſtlichen Gebräuchen und Ordnungen, mit Faſten, Bychten, Bätten, Fyren und Opfern, mit Fürpitt und Hilf der Abgeſtorbenen, wie Bullinger ſich ausdrückt, „dem ganz bäpſtiſch plunder“, nützid ſölle verändert, ſondern alles ſölle gehalten werden, wie ſolches von den hl. Bätern und unſern Voreltern an uns kommen iſt. Deshalb ſollen alle geſtraft werden, welche ohne vorgehende Beichte und Abſolution nach Form der Kirche das hl. Sakrament oder dasſelbe unter beiden Geſtalten empfangen würden, das loblich Harkomen und Bruch, in den Faſten und an verbotenen Zeiten nit fleiſch zu äſſen und andere verbottene Speiſen zu myden, übertreten. Weil bisher die verführeriſche Lehre durch Druck, Schmach- und Schandſchriften ausgeſpreitet wurden, ſolle ferner kein Buch noch Geſchrift in unſern Gebieten gedruckt werden, es ſei denn vorher durch Verordnete beſehen und erlaubt. Luthers, Zwinglis oder ihresgleichen und ihrer Anhänger Schriften, Bücher und Gemälde, ſollen weder verkauft und gekauft, noch verſchenkt und usgeſpreitet werden.

Damit dieſe chriſtliche Vereinigung deſto ſtattlicher vollzogen werde, ſollen in allen Landen und Gebieten der vereinigten Orte ſolche beſtellt werden, welche mit den Amtleuten fleißige Kundſchaft haben, die wiſſentlichen Verbrechen erkundigen, die Übertreter, ſie ſeien geiſtlichen oder weltlichen Standes, der Obrigkeit anzeigen, ſie fenklich annehmen und wohl verwahren, damit dieſelben nach ihrem Vergehen geſtraft und niemand verſchont werde. Wenn jemand gegen obberührte verführeriſche und irrige Handlungen und wegen Übertretung der obrigkeitlichen Beſchlüſſe geſtraft und deshalb verbannt wurde, dem ſollen nicht nur der Ort, wo er ſträflich gehandelt hat, ſondern alle Lande und Gebiete, welche in dieſer Vereinigung ſtehen, verboten werden. Diejenigen,

ſo aus Sorge der Strafe austreten und ſich auf flüchtigen Fuß ſetzen, ſollen bei keinem der Orte aufgenommen und behalten, ſondern auf des andern Zuſchreiben hin zur Strafe gezogen werden.

Die ſehr weitgehenden Beſtimmungen dieſer chriſtlichen Vereinigung bildeten abermals eine Art von Glaubenskonkordat der katholiſchen Orte; ſie wahrten zunächſt die kirchliche Auktorität in Bezug auf Glaube, Disziplin, die biſchöfliche Admiſſion der Geiſtlichen. In Bezug auf Zenſur der Bücher hatte Zürich ſeit 1525 das Vorbild gegeben, gegenüber den Anhängern des alten Glaubens die ſchärfſten Maßregeln ergriffen. Indem die chriſtliche Vereinigung zu verwandten Gegenmaßregeln gegenüber den Anhängern des neuen Glaubens ſchritt, gelangte ſie ſofort, nach dem Vorbilde der Staatspolitik Zwinglis und des Rates von Zürich, zum Grundſatze: „Cuius est regio, illius est religio“.

Der Inhalt dieſer neuen chriſtlichen Artikel fanden ſehr verſchiedene Aufnahme. Was für Zürich als recht und billig galt, war ſeitens der ſieben Orte „hochmuot und trotz, verdroß vil der eerenlüthen allenthalben gar übel. Die Prädikanten in den Städten vermahnten die Oberkeiten und das gemein volk ernſtlich, daß man das Schmähen nicht achten ſölle oder darum von der warheit abwichen. Dann Chriſtus habe ſinen Gläubigen vorhergeſagt, man werde ſie um ſeinetwegen und des Evangeliums willen entſetzen, ſchmähen, ſchänden, wie dann jetzund beſchähe. Wer beharre bis an das Ende, der werde ſelig“.

Die Vorrede fand zu Bern, Baſel und Schaffhauſen keine gute Aufnahme; ſelbſt in Solothurn hatte man Bedenken. Bern verlangte nochmals mit „tratzlichen Worten“ ein Originalbuch, erhielt aber die gleiche Antwort: der Bücher ſeien für alle Orte zu wenige, deswegen mögen M. Herren ſich gedulden, bis die Druckausgabe, welche in täglicher Arbeit für und für gehe, bereinigt und vollendet ſei. Allein in Bern gab man ſich nicht zufrieden. Deſſen Boten erklärten auf dem Tage zu Luzern, am 29. Dezember 1526, M. Herren fordern ein Original; erhalten ſie Abſchlag, ſo verlangen ſie, daß ihr Name weder in der Vor- noch Schlußrede aufgeführt werde. Wenn letzteres nicht bewilligt werde, treten die Boten ſofort aus und werden nicht mehr bei den Eidgenoſſen ſitzen. Baſel und Schaffhauſen gaben die nämliche Erklärung ab. Bei den acht Orten — Appenzell hielt zu den ſieben

Orten — erregte dieses schroffe Verhalten billiges Befremden. Sie baten dringend, Bern möge sich nicht sondern. Gerne würden sie den Wünschen M. Herren willfahren aber Geschichte, Wahrheit und Notdurft erfordere, daß in der Vorrede angezeigt werde wer zur Disputation geraten und geholfen, welche Orte dabei gewesen, wie alles zugegangen, welche Auswärtige dabei gewesen seien. M. Herren wurden gleichzeitig durch eine Missive an ihre feierliche Zusage vom 21. Mai 1526 an die sieben Orte erinnert, beim alten Glauben bleiben und sich nicht sondern zu wollen.

Äußerst beachtenswert ist das Gutachten, welches der Rat zu Basel schon im Oktober 1526 den elf Orten unterbreitete. Dreimal haben beide Rate sowohl Vor- als Schlußrede „fürwar mit hochem ernst und flyß gehört und geratschlagt" Sie haben befunden, daß darin sowohl Luther und Zwingli, als ihre Anhänger als Verführer, Ketzer, Schelmen und dergleichen Schandworten angezogen, geschmützt, geschmaht und geketzert werden, samt einem Verstand, wie gegen dieselben auf Betreten mit Strafe und Gefangnis zu handeln sei. Dabei sei zu wissen, daß Zwingli und Dr. Luther bisher eine löbliche Eidgenossenschaft an ihrer weltlichen Obrigkeit weder geschmaht noch geschmützt haben: auch sei zu erwagen daß ihre Lehre weithin verbreitet sei, viele Fursten, Herren und Reichsstädte derselben anhangen, und dennoch nicht Ketzer, Verführer und Schelmen gescholten, sondern als fromme Christen wollen geachtet sein Aus solchem Verfahren müßte der Eidgenossenschaft großer Schaden erwachsen.

Auch wenn Luther und Zwingli allein gescholten würden, sei zu bedenken, wie Luther dem König von Engelland „usgebutzt" habe, trotzdem derselbe kaiserlicher Majestät verwandt sei Viel schlimmer müßte es einer Eidgenossschaft ergehen, bei der viele Sachen geschehen, „Gott wett, ir warend underwägen pliben" Diese würde Dr. Luther derart an Tag tun, daß wir Eidgenossen unsern Glauben, Achtung und guten Ruf bei aller Ehrbarkeit verlieren müßten, bei Fursten und Herren verachtet würden, die Unsrigen in der Fremde sich dessen gröslich entgelten müßten Deswegen, und aus andern beweglichen Ursachen können es M. Herren zu Basel „ganz nit für guot ansehen, daß unser lieb Eidgnossen die gemelt vor- und nachred mit den Akten der Disputation lassend usgan" Die Eidgenossen mögen ferner ansehen,

daß die Fürsten und Stände des Reiches auf dem Reichstage, der seit 1. August 1526 zu Speier tagte, ihre Hände an niemandem verbrühen, deshalb auch niemanden Ketzer noch Schelmen schelten lassen. Wollen indes die Eidgenossen den Akten eine Vor- und Schlußrede beifügen, so mögen es M. Herren wohl leiden, daß in der Vorrede gemeldet würde, daß um Friede und Einigkeit der Christenheit zu Gunsten ein Gespräch gehalten worden sei, wie solches die Akten ausweisen. Die Eidgenossen lassen die Bücher in offenem Drucke in alle Christenheit ausgehen, damit jeder Christ sich desto bas im christlichen Glauben zu halten wisse. In der Vor- und Nachrede solle kein Teil verdammt oder ihm der Sieg zugeschrieben, sondern dem christlichen Glauben, wie er in der Schrift begründet sei, zugeschrieben werden. Solches werde ohne Zweifel von uns Eidgenossen bei allen guten Herzen zu großem Danke angenommen, ihnen zu Friede und Einigkeit dienen.

Wenn die Eidgenossen oder sonderliche Orte diese treuwe Warnung nicht annehmen, mit ihrer Vor- und Schlußrede fürfahren und dieselben in Druck geben wollen, soll der Bote von Basel erklären und bezeugen, daß M. Herren mit denselben „ganz nützit" zu schaffen haben, darin nicht bewilligen, auch nicht wollen, daß sie darin gemeldet noch gestellt werden, daß soll sich unser bot offenlich beziigen und in unserm namen protestieren. Bote war höchst wahrscheinlich Bürgermeister Adalbert Meier, der Vertrauensmann von Dr. Ökolampadius. Bei den sieben Orten machte diese Protestation wenig Eindruck, die Befürchtung, Dr. Luther werde die Schale seines Zornes über die katholischen Eidgenossen ausgießen, sollte sich nicht erfüllen, dagegen bekamen sie Zwingli und Dr. Ökolampadius sofort, lange bevor Dr. Murner sein Buch gedruckt hatte, in vollstem Maße zu verspüren.

Ganz Unrecht hatte der Rat zu Basel nicht, wenn er verlangte, Vor- und Schlußrede sollten ruhiger und kürzer gefaßt sein, und die Ausführungen über Zwingli und seine Lehre in dieser scharfen Form wegfallen. Das Nämliche war längst zur Genüge, freilich ohne den gehofften Erfolg, wiederholt in Wort und Schrift gesagt worden. Besonders auffallen muß, daß in der Schlußrede die weltlichen Obrigkeiten das Recht beanspruchen, Zwingli und seine Anhänger von der Kirche zu sondern und auszustoßen, dieses Vorgehen war mit dem katholischen Standpunkte schwer vereinbar.

Das neue Glaubensmandat als Beſtandteil der Schlußrede hatte das Schickſal, zugleich mit dieſer zurückgewieſen zu werden.

Dr. Ökolampadius konnte ſchon am 12. Juli 1526 an Zwingli ſchreiben, die Räte werden auf ihrer Meinung beharren und dieſelbe auf der Tagſatzung geltend machen; die Prädikanten werden nicht verbannt, und die Akten der Disputation ſeien nicht verleſen worden. Zwingli wußte, daß Bern und Baſel zu ihm ſtehen und die Eidgenoſſen unter ſich uneins ſeien. Dr Capito konnte am 26. September 1526 aus Straßburg an Zwingli berichten: Die Akten der Disputation werden in gefälſchter Ausgabe gedruckt, mit einer Vorrede und Anſprache des Unterſchreibers Hans Huber. Bald darauf, 27. Oktober 1526, konnte Dr. Ökolampadius genaueres melden: der Suffragan von Konſtanz, „Magus Constantiensis“, gelte als Verfaſſer der Vor- und Nachrede, ſogar deren Inhalt angeben, ebenſo die vierzig Theſen Dr. Murners und das Glaubensmandat genau ſkizzieren und daran ſeine Gloſſen fügen: „Ecce mi frater“, tröſtete er Zwingli, „sapientiam mundi, quam nimirum irritabit et infatuabit Dominus!“ Er habe gute Hoffnung, daß die Räte zu Baſel die Vorrede nicht unterſchreiben werden, falls ſie nicht dem Zorne Gottes verfallen ſeien. Mögen die Akten von den Allerheiligſten, „ab illis sanctissimis“, herausgegeben werden oder nicht, mit oder ohne Vorrede, ſo könne ihnen mit heftiger Sanftmut geantwortet werden: „Nam si non edantur praetexes, te frustra tanto tempore expectasse, ut una opera respondeas duobus executoribus; sin edentur, mira commoditas erit respondendi. Am 20. Oktober 1526 konnte Dr. Ökolampadius, geſtützt auf Mitteilungen ſeiner Freunde, „quantum ex amicis expiscari licet“, verſichern: Baſel werde die Vor- und Nachrede nicht unterſchreiben; er hoffe, daß auch andere Orte zu Baſel ſtehen werden, „ut irritentur per Christum impiorum consilia!“ Dr. Ökolampadius war richtig orientiert; er ermunterte Zwingli, ſofort die Polemik in ruhiger und gemeſſener Form gegenüber Dr. Fabri aufzunehmen. Am 17. Dezember 1526 konnte auch Berchtold Haller aus Bern melden, die Eidgenoſſen wollen die Akten unbedingt herausgeben; er hoffe, M. Herren werden dieſelben nur mit Beilage eines Originals annehmen, um wenigſtens die Druckausgabe vergleichen zu können. Zwingli möge ſeine Anſicht darüber ſofort M. Herren mitteilen.

Die Antwort gab Zwingli anfangs Januar 1527 brieflich den Berner Geſandten auf dem Tage zu Baden. Er beklagte ſich bitter über die fünf Orte, welche ſeine Lehre, die jedoch nicht ſein, ſondern Gottes Wort ſei, als ketzeriſch verfolgen, über Dr. Murner, der ihn vor den zwölf Orten unmenſchlich angreife, über die Verweigerung der Akten, damit er Dr. Ecken und andere in wenigen Stunden widerlegen könne. Der Druck der Akten liege in der Hand und Gewalt Dr. Murners; wer wolle wiſſen, ob keine Fälſchung unterlaufe, da man kein Originalbuch vergleichen könne? Er bitte, zu verhelfen, daß ein geſchwornes Exemplar gegenüber dem gedruckten Buche verglichen werde, oder daß alle vier vor geſchwornen Notaren in einer unparteiiſchen Stadt zur Verleſung komme, bevor man Dr. Murners Buch ausgehen laſſe. Oder es ſolle ein neues Geſpräch mit ehrbarer chriſtlicher Zucht und Beſcheidenheit in Zürich, Bern, Baſel, St. Gallen abgehalten, auch Dr. Murner, Dr. Eck und Dr. Fabri und wen man ſonſt wolle, dazu berufen werden. Dr. Murners Ratſchläge, Taten und Lehren werden eine löbliche Eidgenoſſenſchaft in Zerrüttung und tötlichen Krieg bringen; alle Fürſten und Herren könnten nichts Böſeres ſchaffen als dieſe Feinde einer löblichen Eidgenoſſenſchaft. Wenn Vor- und Schlußrede wegfallen, werde man ſich ſchon vertragen und ſich über alle Dinge wohl unterrichten. Daß er Dr. Murner nicht widerlegt habe, ſei Gott zu Ehren geſchehen, ſodann habe er die Lehren ſolch unehrbarer Menſchen nicht durch Gegenſchreiben größer und breiter machen wollen. M. Gn. Herren von Bern mögen ſeine Worte zum Beſten verſtehen, und ernſtlich und einzig darauf ſinnen, was uns alle wieder zur Eintracht der Altvordern bringen möchte.

Dieſe Ermahnungen fanden in Bern guten Anklang. Der Rat zu Bern berief ſich ſofort durch Ausſchreiben vom 9. Januar 1527 an die elf Orte auf ſeine wiederholten Begehren und ebenſo viele Abſchläge; er beſtätigte ſcharf ſein Verhalten in Bezug auf Vor- und Schlußrede: niemand dürfe gekeżert, geſcholten, geſchmützt, in Recht oder Unrecht verſetzt werden; es müſſe alles ohne jede Änderung, auch nur eines Buchſtabens, gedruckt werden, genau ſo wie es zu Baden „in die fädern geredt und in ſchrift verfaßt“ worden. Geſchehe dies, ſo werden M. Herren zu den ſieben Orten halten, ſonſt überallhin „widerſchreiben“, daß die Bücher ohne ihre

Bewilligung ausgegangen seien. In allen Sachen, welche gemeiner Eidgenossenschaft „stat, wasen und zuofäl" berühren, werden sich M. Herren keineswegs sondern.

Der Rat zu Schaffhausen nahm den nämlichen Standpunkt ein. „Sollten wir hierüber", schrieb er am 20. Januar 1527 nach Bern, „in solich vor- und nachred komen, wurden wir das zuo großem Mißfallen annemen und uns dagegen erzeigen, wie sich gepürte. Dann wir je des sinnes wie ir sigen, niemen zuo schmachen, recht noch unrecht zuo geben, sondern die ding andern, hocher verstandigen, dann wir sind, zuo ermessen und erlütern beselchen."

Es erfolgte seitens der sieben Orte weder die gewünschte Herausgabe der Criminalbücher noch wurde die Ausschaltung der Vor- und Schlußrede zugestanden. Die Angelegenheit wegen Herausgabe, Druck und Kontrontation der Akten von Baden trat übrigens Ende Januar 1527 völlig in Hintergrund gegenüber äußerst wichtigen kirchenpolitischen Ereignissen ganz anderer Art. Dr. Murner setzte den Druck zwar ruhig fort; als jedoch sein Buch zur Ausgabe kam, war die Lage völlig verändert. Von einer Annahme seitens der Städte Bern, Basel und Schaffhausen war keine Rede mehr. Trotzdem beanspruchen sein Werk und Dr. Fabris Buch selbst auch heutzutage die vollste Beachtung.

Dr. Murner erhielt den Auftrag, seitens der katholischen Orte, die von den geschworenen Notarien verfaßten und kollationierten Akten in Druck zu geben am 1. Dezember 1526. Die deutsche Ausgabe von Dr. Murner erschien zu Luzern am 18. Mai 1527 in der Druckerei, welche Dr. Murner im Barfüßerkloster errichtet hatte. Das Buch führt den Titel: „Die Disputation vor den XII Orten einer loblichen eidtgnoschafft, namlich Bern, Lutzern, Ury, Schwyz, Underwalden ob und nidt dem kernwalt, Zug mit sampt ussferen ampt, Glaris, Basel, Friburg, Solathorn, Schaffhusen vnd Appenzell, von wegen der einigkeit in christlichem glauben, in iren landen, vnd vnderthanen, der fier bistumb Costentz, Basel, Losanen und Chur beschechen, und in dem jar Christi unsers erlösers MCCCC und XXVI uff den XVI tag des Mayens erhöret vnd zuo Baden im ergöw irer statt gehalten und vollendet."

Das Titelblatt trägt die ſchönen Verſe Dr. Murners:

„Maria zart, man ſagt von dir
Groß lob und eer; das gloubent wir,
Du habſt gemeine Chriſtenheit
Vor yrthuom bhiet, vnd ouch vor leid.
Ach, hilf uns ouch zuo einikeit,
Durch din ſun Jheſum, reine meydt,
Rieff an für vns ſyn götlich krafft,
Zuo frid und ruow der Eidtgnoſchaft."

Der Text enthält die ſpätere Vorrede, den Geleitsbrief für Zwingli, die Anordnungen für das Geſpräch, die Namen der Präſidenten und Notare, die 57 Kollationen Dr. Ecks mit ſeinen Gegnern, die Unterſchriften des Präſidenten Honegger und der vier Notare, die Namen aller Teilnehmer am Geſpräche, die Proteſtation des Erasmus von Rotterdam, den Schluß der Disputation, den ſpäter den Akten beigefügten „Beſchluß" nebſt dem Glaubensmandate. Als Anhang folgt ein ausführliches und genaues Verzeichnis der „oberſehen", nebſt der Datierung: „Gedruckt in der alt chriſtlichen Stat Lutzern durch doktor Thomas Murner, in dem jar Chriſti tuſent fünff hundert und XXVII, off den XVIII. tag May." Trotz häufiger Abweſenheit und Überhäufung mit Amtsgeſchäften als Leutprieſter und Prediger entledigte ſich Dr. Murner ſeines Auftrages gewiſſenhaft und geſchickt. Die Akten wurden unter ſeiner Aufſicht im Barfüßerkloſter zu Luzern ſehr leſerlich und ſauber gedruckt. Das Exemplar der deutſchen murneriſchen Druckausgabe, welches die Bürgerbibliothek zu Luzern beſitzt, trägt handſchriftlich den Namen ſeines erſten Beſitzers: „Johannes Huober, zuo Lucern geſchworner ſchryber. mpr." Der ſpätere Eigentümer Felix Anton Balthaſar, Begründer der Bibliothek, bezeichnet den Codex als „Liber rarissimus". Der Druck iſt durch Hans Huber zu „Luzern geſchworner Schryber" als den Originalien getreu bezeugt. Der Druck kam auf 275 Gulden zu ſtehen. Aller Vorſicht ungeachtet, fanden ſich ſelbſt in den Nachträgen ärgerliche Druckfehler. Es war dafür geſorgt, und iſt von Zwingli ſelbſt gegenüber Dr. Capito bezeugt, daß Abdrücke der Druckbogen neugläubigen Setzern und ihm ſelber in die Hände fielen. Im Verzeichniſſe der Druckfehler ſchlich ſich das „Verſehen" ein, Dr. Murner habe ſich mit Fleiß bemüht, die Akten

„trüeglich“, ſtatt „trüwlich“, an den Tag zu bringen. Es iſt verzeihlich, ſchreibt Dr. Th. von Liebenau, daß Dr. Murner, empört über ſolche Machenſchaften, und gereizt durch die Angriffe der Preſſe auf die Disputatoren zu Baden, in ſeiner derben Sprache öffentlich antwortete, Zwingli, „Thuregorum Tyrannum“, in heftiger Weiſe angriff, die Aktenfälſchung als „erſtunken und erlogen“ bezeichnete, ſeine und der Boten der zwölf Orte Ehre wahrte. Gegenüber der Verleumdung der Reformatoren, Dr. Murner werde die vorgeblich ohnehin ungenauen Akten fälſchen oder habe ſie gefälſcht, verwahrt ſich derſelbe in durchaus würdiger und ruhiger Weiſe:

„Es iſt min fliß gſin, lieber leſer, und gentzlichs fürnemen, diſſes Buoch früntlich, trüwlich lut der geſchwornen biechern mit dem druck an tag zuo bringen, und ganz Juſt vnd gerecht, wiewol das an etlichen orten felt und überſehen iſt von wegen ſines abweſens min, das ich mit ſilen geſchefften nit beladen, ſonder überladen war, ouch ſchweren krankheiten, mit denen ich ſtetes gefiechet hab, und uß unerfarenheit min, den ich kein trucker bin, und deren, ſo mir geholffen handt. Daß du aber dich gantz nüt zuo beklagen habeſt, hab ich alle irrthuom hie dir angezeigt und annotieret, dadurch dir die gantz disputation zuo henden kem unverenderet, ſonder gentzlich wie ſy in den geſchwornen exemplaren durch die notarien verſchriben iſt. Das gloub by eeren und trüwen, den es ſich anders erfinden kann noch mag, und das du ſicher ſyeſt, ſo findeſt du durch die buochſtaben das blat: col bedüt columnen, li bedüt lineen, das du alſo glich findeſt, an welchem blat, welcher columnen, welcher lineen ettwas uberſehen iſt.“ Schärfer lautete freilich die Sprache des Polemikers.

Bedeutend beſſer als die deutſche iſt, nach dem fachmänniſchen Urteile von Dr. Strickler, die von Dr. Murner ſelbſt beſorgte, mit verſchiedenen Beilagen vermehrte lateiniſche Ausgabe. Dieſe prächtig gedruckte Ausgabe führt den Titel: „Causa Helvetica orthodoxae fidei. Disputatio Helvetiorum in Baden Superiori, coram duodecim cantonum oratoribus et nuntiis, pro sanctae fidei catholicae veritate et divinarum literarum defensione, habita contra Martini Lutheri, Ulrichi Zwinglii et Oecolampadii perversa et famosa dogmata.“ Ort und Zeit des Druckes enthält das Schlußblatt mit den Worten: „Expressum Lucernae Helvetiorum, orthodoxa et catholica civitate. Anno servatoris nostri

Ihesu Christi MDXXVIII, vigesima quinta Augusti.“ Dr. Murner gab das Buch als Gegenſchrift zu den am 23. März 1528 bei Froſchauer in Zürich erſchienenen, von Dr. Engelhard und Dr. Utinger in der Korrektur beſorgten Ausgabe der Akten der Disputation zu Bern heraus. Das vorliegende Exemplar der Bürgerbibliothek in Luzern ſtammt aus der ſchwäbiſchen Karthauſe Buxheim. Der Name des urſprünglichen Beſitzers iſt ausgetilgt; vielleicht war dieſer P. Jodokus Heſch; das Intereſſe des Inhabers bezeugen die zahlreichen Marginalien und Unterſtreichungen.

Zwei Einſchaltungen geben der „Causa Helvetica“ ihren bleibenden Wert. Sie bieten nämlich die Streitpunkte, über welche Dr. Fabri und Dr. Murner zunächſt mit Zwingli, ſodann auch mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen disputieren wollten, ohne jedoch, wie ſich Dr. Murner höchlich beſchwert, bei den Prädikanten irgend welches Gehör zu finden. Es ſind das vorerſt die „Acta Fabri“ in gedrängtem Auszuge, nämlich die ſechs Theſen gegen die Lehren Zwinglis mit deren einläßlicher Begründung und dem Nachweiſe, daß Dr. Ökolampadius ſich in ſeinem Buche über die Euchariſtie 165 Lügen, „mendacia“, erlaubt habe. Erwähnt wird dann noch eine Schrift Dr. Fabris über das Meßopfer und die Kommunion unter einer Geſtalt, über die Vorſehung Gottes und die Freiheit des Willens, von Anrufung der Heiligen und Verehrung der Bilder, über Ceremonien, Kirchenbann, Fegfeuer und Weſen des chriſtlichen Glaubens. Die zweite Beilage enthält mit ausführlichen Begründungen die urſprünglichen zwei Theſen Dr. Murners über Altarsſakrament und Kirchengut, ſodann vierzig Theſen, über welche er mit Zwingli disputieren wollte. Dieſelben bilden eine zuſammenhängende Verteidigung der katholiſchen Kirchenlehre und des Kirchenrechtes gegenüber Lehren und Praktiken der Reformatoren. Dr. Murner erweiſt ſich in ſeinen Ausführungen als ſchlagfertigen Dogmatiker und Kanoniſten, nicht minder als weitblickenden Kenner der Zeitverhältniſſe.

Dr. Murner iſt auch nach dem Zeugniſſe proteſtantiſcher Gelehrter über Verleumdung und Verdacht einer Fälſchung erhaben. Im Jahre 1719 brachte Landvogt Ulrich Rabholz mit dem Archiv auf dem Stein zu Baden die ſeit 1526 daſelbſt aufbewahrten vier „geſchwornen Bücher“ der vier Notarien nach Zürich. Drei derſelben kamen auf die Bibliothek des Chorherrenſtiftes,

eines auf die Bürgerbibliothek. Der Kirchenhiſtoriker und Chorherr Dr. Joh. Jakob Hottinger sen. verglich 1726 zwei dieſer Manuſkripte mit der gedruckten Ausgabe von Dr. Murner. Er erklärte offen, alle drei Ausfertigungen ſeien völlig gleichlautend. Damit waren die Vorwürfe einer privaten oder amtlichen Entſtellung des Textes, ſowie die Anklage von Dr. Ökolampadius, ſeine Worte ſeien im Texte von Dr. Murner derart verunſtaltet, daß er ſie nicht mehr erkenne, leider allzuſpät, dahingefallen.

Dr. Johann Jakob Hottinger, jun., welcher zwar den zwölf Orten Parteilichkeit in Wahl der Sekretäre für die Aufzeichnung der Akten vorwirft, hat die Originalien ebenfalls mit der Druckausgabe Dr. Murners verglichen und die letztere unbedenklich, freilich unter Beratung anderer Berichte, ſeiner Erzählung in der 1829 erſchienenen Fortſetzung von Johannes Müllers „Geſchichte der Eidgenoſſen“ zu Grunde gelegt. Er ſchreibt über den Sachverhalt: „Der von den Gegnern Dr. Murner gemachte Vorwurf einer Verfälſchung fällt als völlig unbegründet weg. Ebenſo wenig iſt an eine vorſätzliche Entſtellung der Akten durch die Schreiber zu denken, indem die ſämtlichen Handſchriften offenbar die erſten in großer Eile hingeworfenen Konzepte ſind, in denen mehrfache Verbeſſerungen, die Folge der anbefohlenen Streichung, ſtattfinden. Dieſe aber ſind ebenſo häufig im Sinne der Reformatoren wie in demjenigen ihrer Gegner vorgenommen. Hingegen ſind alle Zwiſchenreden der Präſidenten und anderer, wie auch auf jener erſtern Befehl einzelne Äußerungen der Disputierenden ſelbſt weggelaſſen worden. Hier vorzüglich mögen Gunſt und Ungunſt gewaltet, Dr. Ökolampads und ſeiner Freunde ſpätere Beſchwerden veranlaßt haben. Bei allem dem verdienen Dr. Murners Akten mit dem nämlichen Rechte als die Hauptquelle zur Darſtellung der badiſchen Disputation beachtet zu werden, wie diejenigen Hegenwalds und Hätzers für die Geſpräche in Zürich.“

Dr. Johann Strickler, welcher Handſchriften und Druckausgabe wiederum verglichen hat, erklärt 1873, daß „alle Verſehen und Differenzen, die man bald erkenne, nicht den leiſeſten Fälſchungsverdacht begründen und höchſtens die Veranſtaltung einer gereinigten Ausgabe wünſchen laſſen“.

Das von Dr. Murner und Hans Salat angeführte Buch Dr. Fabris gehört nach dem Wunsche des Verfassers und gemäß seinem Inhalte zu den offiziellen Akten der Disputation; es steht denselben mindestens ebenbürtig zur Seite. Dasselbe erschien am 4. September 1526 zu Tübingen im Druck, die Vorrede ist vom 20. Juni 1526 datiert. Dr. Fabri übersandte das Werk mit einem Begleitschreiben am 18. September 1526 sowohl den Tagherren zu Baden als den zwölf Orten. Der Titel lautet: „Christliche Beweisung Dr. Johann Fabri über sechs Artikel des unchristenlichen Ulrich Zwinglins, Meister in Zurich" Das Werk ist die Erweiterung des Buches, welches der Verfasser den Boten der vier Bischöfe und der zwölf Orte, auch andern Botschaften und Gelehrten widmete, welche zu Baden in der Pfarrkirche „in dem heiligen Geiste von christenlicher einigkeit wegen versamlet gewesen sind" Der Titel trägt den Wahlspruch des Verfassers. „Das wort des Herren beleibet und wird besteen in ewig zeit!", und die Stelle aus dem Titusbriefe. „Einen ketzer nach einer und anderer straff solt du vermeiden und wissen, das verköret ist, welcher derselbig, und sonder, so er durch eigene urteil verdampt ist!"

Dr. Fabri erweist sich in dem Buche als sehr tüchtigen Theologen und gründlichen Kenner der Schriften Luthers und namentlich Zwinglis, denen er ihre Widersprüche in der Lehre, mit sich und unter sich nachweist, indem er ihre Schriften genau zitiert. Als für jene Zeit hervorragender Kenner der Kirchen- und Ketzergeschichte tritt Dr. Fabri seinen Gegnern mit der bündigen Darlegung entgegen, daß ihre Lehren mit den ältern Häresien ebenso verwandt seien, als sie mit den Lehren der Kirchenväter und Konzilien in Gegensatz stehen. Die Ausführungen über die Lehre von Meßopfer und Abendmahl lassen ihn als Dogmatiker, die Berufungen auf den Wortlaut der hl. Schrift als Exegeten erkennen. In jedem Falle gehört die „Christliche Beweisung" unter die hervorragendsten Verteidigungsschriften, welche von katholischer Seite gegen Dr. Luther und Mag. Ulrich Zwingli geschrieben wurden.

Christoph Froschauer kaufte das Buch sofort auf der Frankfurter Messe und übersandte dasselbe an Zwingli. Auch in Basel kam das Buch in den Handel. Das Werk kam Dr. Ökolampadius sehr ungelegen, besonders weil dasselbe auf Widersprüche zwischen

Zwingli und Ökolampadius hinwies; letzterer griff an Allerheiligen 1526 Dr. Fabri auf der Kanzel, dann in seiner Schrift: „De invocatione Sanctorum", heftig an. Er schrieb am 6. Oktober 1526 an Zwingli, das Buch wimmle von Gotteslästerungen und Flüchen, es sei ein „liber blasphemiarum et maledictorum, quo nihil impudentius unquam prodit." Wenn diese „bestia" nicht an allen Höfen herumschliche, müßte man sie völlig verachten. Zwingli wisse ohne seinen Rat, was er zu tun habe der Geist des Herrn werde ihm das Richtige eingeben. Dieses Richtige sagte schon Hans Salat in schlichten Worten: „Welches buoch von wegen siner begründten warheit von Zwinglin nie widerfochten oder nidergeleit ward."

II. Letzte Beschwörung der Bünde und Trennung der Eidgenossen. 1526–1527.

1. Verhandlungen über den Bundesschwur.

Die längst von Tagsatzungen und Obrigkeiten ernstlich behandelte Frage: Wie stellen sich die Eidgenossen der zwölf, bezw. sieben Orte gegenüber Zürich? Ist das Vorgehen des Magistrates materiell und formell als Bundesbruch zu betrachten? Steht es der Gesamtheit oder Mehrzahl der andern Orte zu, die Verletzung der Bundesbriefe durch Ausschluß von den Tagsatzungen, Verweigerung des Bundesschwurs und Auslieferung der Bundesbriefe zu beantworten? Stand es Zürich zu, die einhellige Predigt des neuen Evangeliums durch die ganze Eidgenossenschaft als höchstes und letztes Ziel seiner Kirchenpolitik hinzustellen und der alten Kirche jeden Rechtsanspruch auf fernern Fortbestand zu künden? Diese inhaltschweren Fragen kirchlicher, bundesrechtlicher und politischer Natur standen seit der zweiten Disputation von Zürich beständig in Abschieden und Traktanden.

Die sieben Orte verfochten mannhaft und beharrlich den Standpunkt: Ihr angestammter Glaube sei der wahre, alte und unangezweifelte Ausdruck der christlichen Überzeugung. Ihnen stehe es nicht zu, an der kirchlichen Lehre und hierarchischen Ordnung

das Geringſte zu ändern, ſondern einem allgemeinen Konzilium als Träger der höchſten Lehr- und Jurisdiktionsgewalt. Wohl fühlten ſie ſich berufen, gemeinſam mit den kirchlichen Obern gegen die Mißbräuche in der Kirche einzuſchreiten, ſogar auch dieſelben von ſich aus abzuſtellen. Andererſeits betrachteten ſie die getreue Schirmung der alten Kirche im Geiſte der mittelalterlichen „advocatia et defensio“ als ihre bundesgemäße, feierlich beſchworne und vielfach durch Verträge feſtgelegte Pflicht. Für den Kenner des Staats- und Bundesrechtes dürfte kaum ein Zweifel ſein, daß dieſer Standpunkt dem Sinn und Geiſte der ewigen Bünde entſprach, ſogar bis 1525 die unbezweifelte Grundlage der Kirchenpolitik aller Eidgenoſſen geweſen war.

Dieſer Auffaſſung gegenüber mußte das Vorgehen des Magiſtrates von Zürich als Verletzung der Bünde aufgefaßt und behandelt werden. Die von Zwingli beharrlich geltend gemachte Ausrede, der Rat von Zürich habe die Kirche zu ihrer urſprünglichen Reinheit, zur wahren Lehre Chriſti und der Apoſtel zurückgeführt, von ſpätern Ausartungen befreit und nur einige Ceremonien und Mißbräuche abgeſchafft, konnte nicht verfangen. Im Gegenteil, die Behauptung Zwinglis, ſein Evangelium ſei die verbindliche Wahrheit für alle Menſchen, es ſei eine Sünde, Pracht und Gewalt des Klerus, die Gotteshäuſer, ihre ſtiftungsgemäße Ordnung, ihre wohlerworbenen Güter und Rechte zu ſchirmen, bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die Zerſtörung der alten kirchlichen Ordnung, nicht nur in Beziehung auf ihren äußern, zeitlichen Rechtsbeſtand, ſondern auch der hierarchiſchen Gewalten. Die neue Glaubenslehre ſtand mit derjenigen der katholiſchen Kirche in Bezug auf eine große Zahl bisher einmütig anerkannter Glaubensſätze in unlösbarem Widerſpruche. Es war das Verdienſt der Disputation zu Baden, der aufgeſtellten Theſen Dr. Fabris und Dr. Murners, welche leider nicht zur Erörterung kamen, dieſe Tatſache wiſſenſchaftlich erwieſen zu haben.

Dem Verhalten Zwinglis und des ihm willfährigen Rates von Zürich war es nach dem Urteile der einſichtigen Katholiken zuzuſchreiben, daß zu Baden die religiöſen Fragen nicht gelöſt wurden, im Gegenteil ſtatt der erſehnten Einhelligkeit eine größere Zwietracht als je zuvor ſich geltend machte. Zwingli behauptete, alle Gelehrten der Welt vermögen ſeine Lehre nicht zu überwinden,

Die Disputation zu Baden sei ein lächerliches Schauspiel, eine parteiische Abmachung gewesen; es wurde mit großem Erfolge der Glaube verbreitet, die Akten seien verfälscht worden und werden verfälscht im Druck erscheinen. Ihrerseits waren die Katholiken überzeugt, Zwingli sei zu Baden überwunden worden, und seine Lehre müsse unterdrückt werden. Dieser Auffassung gaben die Vor- und Schlußrede zu den Akten sowie das angefügte Glaubensmandat den beredtesten Ausdruck. Die sieben Orte waren einmütig entschlossen, in diesem Geiste zu handeln und die Beschwörung der Bunde von dem Verhalten der einzelnen Orte und Zugewandten in den kirchlichen Fragen abhängig zu machen. Zürich bestritt jeden Eingriff in seine innere Politik und jede rechtliche Gültigkeit des Gespräches zu Baden. Die drei Städte anerkannten die Souveränität der Zürcher in Glaubenssachen, ließen die Frage über Rechtskraft der Disputation offen, protestierten aber um so entschiedener gegen Vor- und Schlußrede nebst Mandat.

Abermals standen die sieben Orte vereinzelt da. Die Gegensätze traten unverzüglich und verhängnisvoll zutage in den Verhandlungen über Erneuerung des Bundesschwures. Die fünf alten Orte ernteten für ihre Haltung den Vorwurf, dieselbe sei von jeher zu schroff und beleidigend. Sie waren überzeugt, sich für das gute Recht, ihre religiöse und politische Freiheit zu wehren, nachdem sie durch das Mittel des Religionsgespräches vergeblich einen letzten Versuch gemacht, alle zwölf Orte und gemeinsam mit diesen auch Zürich zur Einhelligkeit im alten Glauben und damit die Eidgenossenschaft zu Ruhe, Friede und Eintracht zurückzuführen.

Die Bunde sollten gemäß dem Stanserverkommnisse alle fünf Jahre beschworen werden. Am 3. November 1525 war der Schwur verschoben worden, weil Uri und Schwyz erklärten, sie werden mit den Zürchern nicht mehr auf Tagen sitzen. Auf der Tagsatzung zu Baden, 23. Juni 1526, stellten die sieben Orte den Antrag, es sollen die Bunde gemäß dem Stanserverkommnis sobald wie möglich beschworen werden. Ihre Tagboten erklärten, sie werden den Eid nur jenen Orten und Zugewandten schwören, welche den neuen Mißglauben aufgeben und die Predikanten ausweisen. Sie baten die schwankenden Orte auf das Höchste, sich von ihnen nicht zu sondern, sondern beim alten wahren Glauben

ihrer Altvordern zu bleiben. Dieſe Orte aber, Bern voran, ſuchten den Bundesſchwur um ein Jahr zu verſchieben; die Räte zu Bern waren feſt entſchloſſen, allen Orten zu ſchwören, welche es ihnen tun würden. Die ſieben Orte erklärten, ſie werden jenen, welche ihres Mißglaubens halber in Widerwärtigkeit kämen, weder Hilfe noch Troſt gewähren, dagegen denjenigen, welche zu ihnen ſtehen, nach Inhalt der Bünde mit Leib und Gut helfen. Zürich ſolle, wenn es nicht von ſeinem Mißglauben abſtünde, zum Schwure nicht zugelaſſen werden. Bern namentlich wurde gebeten, gemäß dem Verſprechen vom 21. Mai 1526 ſich eines Beſſern zu beſinnen. Der Bote von Baſel, Bürgermeiſter Adalbert Meyer, erklärte, der Rat laſſe die Prädikanten jeder Richtung predigen; die Fragen, welche auf der Disputation erörtert wurden, dürfen jedoch nicht berührt werden. Die Bürgerſchaft ſei weder lutheriſch noch zwingliſch; deshalb dürfe Baſel nicht von den Bünden ausgeſchloſſen werden. Nachdrücklich beantragten die Boten von Bern und Baſel, der Bundesſchwur ſei um ein Jahr zu verſchieben, um noch einen Ausgleich zu verſuchen und die große Gefahr einer Trennung mit ihren ſchweren Folgen zu vermeiden.

Um die erſehnte Gleichförmigkeit zu erreichen, wurde auf 18. Juli 1526 eine Tagſatzung zu Luzern angeſetzt. Bern tat unterdeſſen in Freiburg und Solothurn das Möglichſte, den Bundesſchwur zu verzögern, während die fünf alten Orte auf deſſen ſofortige Leiſtung beſtanden. Zürich beklagte ſich im Rundſchreiben vom 12. Juli 1526 über den angedrohten Ausſchluß von den Bünden, weil M. Herrn das lautere Gotteswort predigen laſſen; der Rat ſprach die Hoffnung aus, Ärgernis und Mißfallen werde bald aufhören, und bat, die Gefahren einer Trennung zu vermeiden. M. Herren wollten von einem Geheimbund in den fünf Orten, mit gleicher Tracht der Mitglieder wiſſen, welche ſich verpflichtet hätten, mit keinem Lutheriſchen zu eſſen oder zu trinken und wohl noch andere heimliche Zwecke verfolgen.

Unterdeſſen ergab ſich eine neue Gruppierung der Orte. Die Landsgemeinde von Glarus erklärte am 15. Juli 1526: Die Landleute werden bei den alten Gebräuchen und Harkommen bleiben; dagegen dringen ſie auf Abſtellung der Mißbräuche. Von den ſieben Orten wollen ſie ſich nicht ſöndern, aber auch Zürich und jedermann, welche ihnen die Bünde halten, dieſelben

gleichfalls beschworen. Zürich solle noch einmal gebeten werden, von dem zwinglischen Mißglauben abzustehen und sich nicht von den andern Eidgenossen zu sondern, damit Gott der Allmächtige desto eher wieder zu Friede und Einigkeit im christlichen Glauben verhelfe. In Appenzell war am 15. Juli 1526 ebenfalls eine wegen schlechtem Wetter schwach besuchte Landsgemeinde. Es wurde gemehrt: Niemand sei von oder zu der Messe zu zwingen. Das Gotteswort wollen die Landleute haben und die Bünde sollen allgemein geschworen werden. Die Beschlüsse wurden unter großen Konfusion gefaßt, nachdem die Gesandten von Luzern, Zürich und Bern gesprochen hatten. Dr. Vadian ließ an Zwingli schreiben, wenn die äußern Rhoden an der Landsgemeinde vertreten gewesen wären, „so wäre es erst ein groß mer worden wider alles endchristi werken." Die Stadt St. Gallen, deren Burgermeister soeben Dr. Vadian geworden war, erklärte mit Freude und Gefallen, sie lasse sich nicht von den Bünden drängen und werde alles, was ihr Gott verliehen habe, ungespart Leib, Ehre und Gut, zu M. Herren und Freunden von Zürich setzen.

Während Freiburg stramm zu den fünf Orten hielt, erklärte Solothurn am 17. Juli 1526, es werde bei den sechs Orten bleiben, und mit diesen, Bern sowohl als allen Orten, die christenliche Ordnung halten, die Bünde beschwören. Zürich dagegen werde man nicht schwören, wenn sie von ihrem Fürnehmen nicht abstehen, Messe und Sakramente wieder einführen. Doch scheine es gut, mit der sechs Orte gutem Willen den Bundesschwur vorderhand auszusetzen. Basel wiederholte die frühere Erklärung mit dem Beifügen, die Bräuche in Bezug auf Messe, Singen, Lesen, sowie die Kirchenzierden bestehen dort wie von Altem her; dagegen könne der Rat die Prädikanten nicht abstellen, damit es nicht heiße, man wolle das Gotteswort abtun, woraus große Unruhe entstehen müßte. Schaffhausen erklärte, es werde bei dem alten Glauben bleiben und die Neuerungen abstellen.

Diesen Erklärungen gemäß lauteten die Abschiede des Tages zu Luzern. Die sieben Orte leisteten den Schwur zu Bern, Schaffhausen, Glarus, Appenzell, Zürich und Basel, ebenso St. Gallen und Mühlhausen wurden ausgeschlossen. Basel, weil dort Dr. Ökolampadius, der Prediger bei Barfüßern, Hans Lüthart, und andere, welche zu Baden das hochwürdige Sakrament und sonstige Artikel

des chriſtlichen Glaubens widerfochten, beibehalten, auch Schmähſchriften und das Fleiſcheſſen an verbotenen Tagen geduldet würden: St. Gallen weil es dort ebenſo grob, eher mehr den minder als in Zürich hergehe. Meſſe und Sakrament in den Stadtkirchen gänzlich abgeſtellt ſeien. Wenn die vier Städte zu den ſieben Orten ſich kehren, werden ihnen dieſe alles tun, was Brief und Siegel der Bünde erheiſchen. Selbſt Bern erhielt einen Vermerk wegen der Lehre ſeines Prädikanten Berchtold Haller. Bern und Baſel ſönderten ſich ſofort und ſchwuren den Eid auch den Zürchern. Die Feierlichkeit gieng an den meiſten Orten am 29. Juli 1526 vor ſich; für Bern tat es im Großmünſter Ratsherr Bernhard Tillmann, der Vertraute Zwinglis und Hallers. In Zürich, als dem vorderſten Orte erregte es Unwillen, daß ſeine Boten zu Bern erſt nach denjenigen der fünf alten Orte ſchwören durften. Glarus und Schaffhauſen ſchwuren erſt ſpäter. Zu den alten Religionshändeln, deren Beilegung bisher nicht möglich geworden, traten zahlreiche neue Mißhelligkeiten, welche ſtatt der gehofften Einhelligkeiten erhöhte Zwietracht im Gefolge hatten. Zürich tat zunächſt alles, den Ausſchluß von den Bünden unwirkſam zu machen; allein zu einem feierlichen Bundesſchwure aller Eidgenoſſen kam es nicht mehr bis zur letzten Tagſatzung vor Zuſammenbruch der alten Schweiz zu Aarau im Dezember 1797.

Der Rat zu Bern klagte, daß M. Herren von etlichen im Luzernerbiet geſcholten würden, ſie hätten einen ketzeriſchen Glauben, ſeien halbe Ketzer und Diebe, und werden bald von den andern Eidgenoſſen fallen. Bern ſandte auf 31. Januar 1527 vier Geſandte nach Luzern, um dort eindringliche Vorſtellungen zu machen. Eine Botſchaft der ſieben Orte erſuchte Bern ernſtlich, es möge bei ſeinem Verſprechen bleiben, erhielt aber am 14. Februar 1527 von Räten und Burgern eine ziemlich ſchroff abweiſende Antwort: M. Herren haben ein Mandat aufgeſetzt, wie ſie es in Sachen des Glaubens halten wollen; falls ſie etwas daran ändern, brauchen die Abgeordneten der Gemeinden nicht dabei zu ſitzen. Wenn jemand in den Vogteien ſich grob wider die Sakramente verfehle, wollen M. Herren ſtrafen helfen. M. Herren werden die Akten der Disputation nur anerkennen, wenn ihr früheres Verlangen erfüllt werde. Üble Nachreden und Scheltungen ſollen abgeſtellt und geſtraft werden; Bern werde dies tun und in allem die Bünde

halten. Der Wunſch ſeitens der fünf alten Orte, die Ämter zu verſammeln, wurde, wie man ſieht, von M. Herren ſehr übel vermerkt.

Baſel verlangte von den ſieben Orten den Bundesſchwur, weil Meſſe, Gottesdienſt und Bilder noch beſtehen, während jene klagten, der Prediger bei Auguſtinern, Markus Geyerfalk, habe wieder die Transſubſtantion läſterlich gepredigt, die Pfaffen Blut- und Fleiſchverkäufer geſchmäht, die Penſioner mehrfache Mörder geſcholten, und die Disputation zu Baden verdächtigt. Der Rat zu Baſel brachte vor, es ſei laut Verhör nicht ſo gepredigt worden, daß man den Mönch ſtrafen könnte.

Die Stadt St. Gallen war in eigentümlicher Lage; die Bürgerſchaft ſympathiſierte durchwegs mit Zürich, allein gemäß dem Bundesbriefe mit den ſechs verburgrechteten Orten konnte ſie Zürich allein den Bundeseid nicht leiſten. Bürgermeiſter Dr. Vadian und die Räte entſchuldigten ſich darüber am 31. Juli 1526 bei Zürich und Bern mit dieſer „Ehehafte“. Sie gelobten feierlich, den beiden Städten die Bünde getreulich zu halten, Leib und Gut zu ihnen zu ſetzen und die Ehre Gottes zu fördern, wie wenn ſie die Bünde beſchworen hätten. Wenn die Mehrheit der ſieben Orte ſie um den Bundesſchwur erſuche, und ſie bei ihrer Antwort bis zu beſſerer Unterrichtung beim Gotteswort bleiben laſſe, werde St. Gallen den Eid allen Orten ſchwören.

Die Freundſchaft zwiſchen St. Gallen und Zürich wurde vom 26.—28. Auguſt 1526 durch ein hübſch gemein Geſellenſchießen bekräftigt, und die Verbrüderung auf dem Lindenhof im Beiſein von 800 Schützen mit feierlichem Bankett gefeiert. Dr. Vadian ſelber war an der Spitze von 30 Schützen eingezogen; „und tat man inen ſo groß eer mit allen Dingen, derglichen man in Zürich lang zit nie getan hat, dann ſie warend auch unſers rechten chriſtenlichen Gloubens“, bemerkt der Chroniſt Bernhard Wyß. Damit war nach Zwinglis Anſchlägen von 1524 das chriſtliche Burgrecht zwiſchen beiden Städten und der Vernichtungskrieg gegenüber der Fürſtabtei St. Gallen eingeleitet.

2. Kelchbatzen- und Kalenderhandel.

Großen Unwillen erregte das Vorgehen der Urner, Luzerner und Zuger gegen die neuen Zürchermünzen, die „Kelchbatzen“. Am 4. Juli 1526 hatte der Rat die weltlichen Rechte der Fürſtabtei,

darunter das Münzregal an sich gezogen. Auf St Martin und St. Andreas 1526 wurden aus dem Kirchensilber, das sechs Zentner wog, die ersten Münzen geschlagen: Gulden, Batzen, Schillinge und Angster. „Die oberkeit Zürich", berichtet Bullinger über die Vorgänge, „samlet uß allen kilchen und klöstern alles gold und silber, monstrantzen, kelch und was der bäpstischen rustig und ornata, kleinot oder heylthuomb genempt, zerschluogents und rüstents zuo der Müntz. Uß dem gold, das zimlich vil war, schluog man goldguldin, deren meerentheyl hattend keyser Karli den großen uf der einen syten, uf der andern des rychs adler. Etliche hatten ein Zürcherschilt an einer und an der andern syten den rychsadler", erstere statt dem früher üblichen Bildnisse einer Abtissin. Die Münzen galten als sehr währschaft; sie hatten namentlich im Reiche einen guten Klang. Anders dachte man in den fünf Orten. Die Urner verboten die Zürcher Münzen, „und vermeintend, M Herren von Zürich hettends uß den silbernen brustbildern und den färchen gmüntzet". In Luzern und Zug wurden, der Stadt Zürich zu Schmach und Tratz, „stämpfli gerüstet, darauf Kelchli geschnitten waren." Wenn Zürchermünzen, Schillinge und Batzen, in die Hände der fünf Orte fielen, prägten sie den Kelch auf dieselben, und nannten sie Kelchbatzen. Das verdroß nicht unbillig viele Ehrenleute, welche sich auf das Beispiel des Konigs von Frankreich wie anderer Fürsten und Herren beriefen, welche dasselbe getan, wie aus den alten Historien offenbar sei. Der ehrsame Rat hätte sömlich Gold und Geld, das vom Kirchengut herkam, nienen zuo anders dann ze fürdernus des göttlichen Wortes gebrucht.

Von verhängnisvoller Tragweite wurde angesichts der ohnehin überaus gespannten Lage Dr. Murners Kalenderhandel. Auf Neujahr 1527 erschien in Zürich, im Anschlusse an „vil liedli als ouch sinie wider die disputatz zuo Baden, und meng schmach und schandbuechli wider die fromen doctores, so die disputatz verhandlet, ouch wider die zwölf ort der Eidgnoschaft, zuo abbrüchung und verkleinerung irs glimpfs, lümdens und eeren", ein Spottkalender. Verfasser der meisten dieser Schmähschriften war, im Dienste Zwinglis, Ulr. Eckstein, Prädikant zu Uster.

Der „Evangelische Kalender" war gedruckt bei Froschauer und trug den Namen Dr. Johannes Koppen als Verfasser. Dr. Murner vermutete als solchen nicht ganz mit Unrecht seinen

Gegner Zwingli und sah den Angriff persönlich gegen sich gerichtet. Allein dieses war schwerlich der Fall. Der Kalender ersetzte die kirchlichen Heiligen und Heiligenfeste durch Namen und Erzählungen aus der hl. Schrift des alten und neuen Testamentes. Es geschah nicht um sie anzurufen, zu ehren oder zu feiern, sondern damit der Christ dadurch angereizt würde, die hl. Biblia zu lesen, damit er zu weiterer Erkenntnis des göttlichen Wortes gelangen möchte. Bei jedem Tage war zudem der betreffende Abschnitt der Bibel zitiert. So kam es, daß neben Kain und Pharao auch die Baalspriester und falschen Propheten, Herodes und Judas Iskariot, an welchen Gott im alten und neuen Testament seine Barmherzigkeit oder Zorn entdeckt hätte, aufgeführt waren, mit dem Vorbehalte, das auch unter den Papstischen vielleicht wirkliche Heilige sein möchten. Verfänglicher war das Titelbild. Christus verweist in der einen Hälfte einen Haufen Bürgers-, Bauern- und Bettelleute auf einen Leuchter, als Sinnbild des hellen neuentdeckten Evangeliums; auf der andern Hälfte fahren Scholastiker und Mönche, Plato und Aristoteles, Papst und Bischöfe, nach einigen auch der blinde Heli, Erasmus von Rotterdam, dem finstern Abgrunde der Hölle zu. Für Mörikofer und Dr. Stähelin ist Zwingli der Veranstalter dieses Kalenders, welcher den Triumph der neuen Lehre bezeugen sollte.

Dr. Murner war über die Satyriker des neuen Glaubens schon längst und mit Grund erbost. Er war von denselben seit Jahr und Tag, so im „Karsthans“ im „Murnarus Leviathan“, von Utz Eckstein, dem Vertrauten Zwinglis, und Nikolaus Manuel zu Bern gleich Dr. Eck und Dr. Fabri in den Spottliedern über die Disputation zu Baden, auf das Jämmerlichste durchgenommen und auf das Höchste gereizt worden. Er selber war sich seiner Macht in Satyre und Polemik wohl bewußt und hatte zu Baden den Beweis dafür geleistet. Mit Erscheinen des Zurcherkalenders glaubte er das Maß erfüllt und die Zeit zur kraftigen Abwehr gekommen.

Als ein wahrer frommer Eiferer des alten Glaubens klagte er, bezeugt Hans Salat, über die unbilligen und schändlichen Handlungen, den neuen Kalender und andere Dinge. Er rief, mahnte und bat mit Predigen, Schreiben und Dichten, allwegen und stets zu allen Obrigkeiten dieser und jener Parten, man solle gegen solches Lästern, Schandtrucken und Tratzen einschreiten, aus welchem

vieles Üble und Böse, aber nichts Gutes entsprungen sei. Wenn das nicht stattfinde, und bei der Widerpartei kein Verschonen und Aufhören sei, wolle er den Gegnern auch das Recht entgelten lassen ihnen Gift mit Gift arzneien, bös um bös, trotz um trotz geben, da sie doch gekränkt und nicht gearznet sein wollen. Als der Lasterstichen kein Ende wurde, sondern derselben immer mehr aufkamen, löste Dr. Murner sein Wort und schrieb gleichfalls einen Kalender, welcher den Widersachern mit Zinseszinsen heimzahlte, was sie an Beleidigungen und Verlaumdungen gegen Dr. Murner und allen andern Verteidigern des alten Glaubens seit Jahr und Tag gesündigt hatten. „Dr. Murner stach der Zürcher Kalender mit der Fuw", drückt sich Hans Salat darüber in der derben Sprache der Kartenspieler ziemlich richtig aus.

Dr. Murners Satyre „Der lutherschen-evangelischen Kirchendieb und Ketzerkalender" heute im Original fast ebenso selten wie der evangelische Zürcher Kalender, erschien am 9. Februar 1527 im Druck. Derselbe zeigt auf einem Titelbilde Moses mit der Gebotetafel, dann folgt ein Galgen, an welchem als Kirchendieb ein Predikant im Talar, Zwingli, hangt, dann folgt Christus der Herr vor einem zerbrochenen Leuchter; den Abschluß bildet ein Haufe Bauern und Burger, welche gestohlene Kelche Kreuze, Monstranzen und Geldsacke tragen. Über dem Bilde steht ein Spruchbande: „Du solt nit stelen. Deut. V". Die Vorrede wendet sich scharf gegen den Zurcherkalender, und dessen Heiligenlegenden, gegen den Bosewicht Zwingli und den verlogenen Dr. Ekolampadius. Dabei versichert der Verfasser, er wolle weder den Rat von Zurich angeruhrt haben, noch die frommen alten Zurcher oder jene, welchen der tätliche Handel und Kilchendiebstahl nicht gefallen habe. Als armer Diener der christlichen sieben Orter und der frommen Wallher, als Predikant und Verkunder des Gotteswort nach dem wahren Verstand gemeiner Christenheit, zu Luzern als Unterhirt, Hüter und Verfechter der christlichen Schafen des wahren Oberhirten, des gnadigen und lieben Vaters, Herren Hugen, Bischofs zu Costenz, will Dr. Murner vor jenen Leuten warnen, welche den Irrtum lehren, es sei Christus seit funfzehnhundert Jahren den Glaubigen nichts weniger als ein Erloser gewesen, alle Wunderwerke aus der reichen Hand Gottes seien vom Teufel geschehen.

Den Kalender eröffneten die zwölf Monate mit ihren Zeichen, „figürlich getruckt, namlich ein galgen, brand, köpf, schadelen, bruch, hafen, tuflen, buoch, seckel, kelch, bäsen, und by jedem geschriben, was in dem zeichen guot wär, als bim galgen bedüt groß guot stelen den pfaffen und münchen das ir: bim brand: kilchen und kloster brennen, als zuo Zitingen geschehen", wie Salat berichtet, welcher den Kalender nicht vollständig bringen durfte. Zum Galgen setzte der Verfasser den Vers: „Calgibus in hangis, krebrim nagere beuis", die andern Monatszeichen tragen noch viel grobere und verletzlichere „Bedüttungen".

Als neue Heiligen bringt der Tageskalender in buntester Mischung Tyrannen, Apostaten und Häresiarchen neben den Häuptern der Reformation, voran Luther, Zwingli, Haller und Oekolampadius. Neben den heftigsten Ausfallen mangelt bisweilen auch der Humor nicht. So werden Zwingli als ein tiger des hl. Evangeliums und lutenschlacher des alten und nuwen Testamentes, Haller als ein auserwählter Stillschweiger des christlichen Glaubens, Myconius als Prediger der alten Weiber, Beghinen und schwangern Frauen lächerlich gemacht. Alles Maß überstieg es, wenn Dr. Murner den 1. November als Gedachtnistag „aller Lecker Buoben, Baßwicht und Ketzer, die je uf erden kommen sind, und die Christenheit widerfochten hand", bezeichnete.

Dr. Murner fuhlte indes selber und sprach es offen aus, er habe sich in der Polemik auf das Äußerste hinausgelassen. „Ich bitt zuoletzt alle leser, daß sy disen brief mir zu keiner liechtvertigkeit erachtend. Ich hätt in by glouben wol underlassen und von hertzen gern, aber die verlosen dieb land mir kein ruow noch rast, mit schmachbuechli, lazbrief, liedli ꝛc. So sy nun nit anders wellend, niemand zefriden lassend, so stupf ich sy ouch, da sy kutzlich sind. Land sy mir wytters kein ruow, was ich dann tuon, das wird menklich sechen im ganzen römischen rych!" Dr. Murners Voraussicht, die Gegner werden ihm keine Ruhe lassen, sollte sich nur zu bald erwahren; seine Freunde aber konnten ebensobald bedauern, daß der hochbegabte Theologe und Jurist durch den Haß der Gegner und begründeten Mißmut sich in die Niederungen der maßlosesten Satyre hatte herunterziehen lassen.

3. Verhandlungen der Städte gegenüber den sieben Orten.

Zwingli ließ sich durch die Angriffe seiner Gegner diesmal nicht auf den Boden der Polemik drängen, sondern nahm den mächtigen Schutz des Rates von Zürich in Anspruch: die gespannten Verhältnisse der Städte Bern und Basel mit den sieben Orten kamen dem umsichtigen Realpolitiker sehr zu statten. M Herren erließen sofort eine Klageschrift an den Rat zu Basel, weil diese Stadt durch Dr. Murners Laßbrief nächst Zürich am meisten betroffen sei, mit dem Ansuchen, Bern und andere Orte zu benachrichtigen. Der Rat zu Basel antwortete am 20. Februar 1527, er habe die Beschwerde und den Kalender verlesen lassen, und darob großes Mitleiden empfunden. Zürich möge, um Unfriede und Uneinigkeit zu verhüten, nichts übereilen, sondern seine Boten auf den festgesetzten Tag der vier Städte nach Bern senden, den Kalender mitgeben und seine Anliegen vorbringen. Zürich befolgte diesen Rat, den Boten der Orte Bern, Glarus, Basel, Schaffhausen, Appenzell und der Stadt St Gallen unterbreiteten die Gesandten von Zürich auf deren Tage in Zürich und Bern, 25 und 26 Februar 1527 zwei wohlberechnete Denkschriften. Nebst einer ausführlichen Rechtfertigung der Kirchenpolitik der Zürcher, welche offenbar Zwingli schrieb, enthielten dieselben die heftigsten Klagen gegen die fünf Orte, wider Dr. Murner und dessen Kalender, und eine überaus drastische Darstellung der seitens M Herren von Zürich aus sonderlicher Gnade Gottes abgeschafften Mißbräuche.

Die fünf Orte haben M Herren von Zürich, welches doch das vorderste Ort der Eidgenossenschaft, als ob sie und die Ihrigen Türggen oder Heiden wären, von den Tagsatzungen ausgeschlossen und dieselben durch ihre Beschlüsse übermehrt, ihre Botschaften auf viel Wege verspottet, geschmäht und ungehört entlassen. Ferner haben sie durch Dr. Murner und andere unerhörte Schand- und Schmachbüchlein drucken und verbreiten, sie in Liedern und Fastnachtspielen verspotten lassen, sogar in ihrem eigenen Lande Ketzer gescholten. Schließlich haben die fünf Orte denen von Zürich die Erneuerung der Bünde verweigert, als ob sie dieser Ehre nicht wert seien, und ihnen des Eides halber nicht zu vertrauen sei. Im Ittingerhandel haben sie, statt die Rechtsfrage zu erörtern, den Obmann mit Drohungen, die Boten von Zürich mit Trutz, Hochmut und Spott behandelt.

Die fünf Orte haben im Thurgau die Rechte M. Herren mißachtet und gekränkt, mit Unwahrheit vorgegeben, die Zürcher wollen die Grafschaft Frauenfeld mit Gewalt überziehen. Den Untertanen im Thurgau haben sie zum vierten Male die Lehre Pauli, wie sie M Herren von Zürich annehmen und probieren, das Lesen der heiligen Schriften, wie das Anhören der christlichen Predigt verboten, allen, welche dem Gotteswort sanftmütiglich und christenlich anhangen wollen, als ob dasselbe allein Menschenlehre wäre, mit schwerer Strafe gedroht, sie lutherisch, zwinglisch und ketzerisch gescholten, welches dem Gotteswort entgegen, grausamlich und unkristenlich zu hören ist, jedoch von M Herren ferner nicht mehr geduldet wird

Alle Menschen sind in Bezug auf Gotteswort und Seelenheil keinem Zwange und Urteile der Menschen unterworfen: sie können ohne dasselbe nicht leben noch selig werden. Es wird sich das Gotteswort weder durch der Zürcher und der Eidgenossen noch irgend eines Menschen Zwang richten oder biegen, sondern wir alle müssen uns nach dem Gotteswort richten und darnach leben, welches uns auf den gekreuzigten Christus hinleitet, damit er verherrlicht, wir aber in sonderlicher Liebe gefördert und als seine Jünger erkannt werden Alle unchristlichen Bräuche unserer Voreltern oder unsere, und alle sonstigen Menschenlehren müssen unterlassen werden, wie solches die Voreltern getan hätten, wenn sie zu ihren Zeiten der Klarheit des göttlichen Wortes teilhaft gewesen Dieses kann uns aus Gnade des hl. Geistes in die Herzen geschrieben werden. Der fleischliche Mensch kann nach seiner Vernunft und Begierde über geistige Dinge nicht urteilen den Gläubigen aber ist das Wort Gottes klar, rein und verständlich.

M Herren Prädikanten werden als Baben und mit viel andern Schmachworten hinterredt und gescholten. Lassen wir sie Menschen und Sünder sein, wie wir alle sind, und auch Christus es geduldet hat; lieben wir ihre Lehre nicht der Person, sondern der Wahrheit wegen. Wenn dieselben in ärgerlichen und offenen Lastern, welche ihnen mit Unwahrheit zugemessen werden, lebten, würde sie der Rat nach ihrem Verschulden darum strafen. Ebenso wenig verdienen M. Herren von Zürich Ausschluß von den Bünden, weil sie durch das göttliche Wort belehrt wurden, daß die christliche Frömkeit nicht an äußerlichem Scheine gelegen

sei, als an Stiftung der Klöster, Bau der Kilchen, ewigen Messen, Vigilien, Selgerete. Weil die Frömkeit im Herzen liege, brauche es nicht viel Plapperns, Kirchengehens, der Kutten und Platten, des Fastens und dergleichen. Wegen der Kutten und Platten könne ein Pfaffe als fromm beurteilt werden, der inwendig ein Bube wäre, während jemand in einem zeitlichen Kleide ein guter Christ und Freund Gottes sein möge, worüber Gott allein nicht nach der Person, sondern nach den Werken urteile.

Deshalb haben M. Herren von Zürich diese Dinge als Last und Begierde der Menschengagen weggetan, allen Übermut der Pfaffen, Mönche und Nonnen abgestellt, ihre Einkommen und Gefälle zu einem Almosen an die rechten, wahren, lebendigen Tempel und heiligen Geschöpfe Gottes verwendet, die Armen und Dürftigen nach Gottes Wort und Befehl zu trosten. M. Herren gedenken auch dabei zu verbleiben, Leib, Gut, Seele und Ehre daran zu setzen, soweit sich ihre Oberkeit erstreckt und es ohne Ärgernis geschehen möge, ohne sich durch die Schmähungen eines Dr. Murners in ihrem Fürnehmen beirren zu lassen.

Die lieben Eidgenossen von Bern, Basel, Schaffhausen, Appenzell und St. Gallen werden gebeten, diese Vorträge M. Herren von Zürich an ihre Obrigkeiten zu bringen. M. Herren haben niemals in zeitlichen und äußerlichen Dingen, worauf sich die Bünde und Vereinungen, sowie andere menschliche Rechte und Ordnungen erstrecken, die lieben Eidgenossen beleidigt, ihnen zum Schaden eigenen Vorteil gesucht, sondern in allem, was ihre Nachteil „göttlichs Geheiß" geschehen konnte, sich mit aller Sanftmütigkeit besprochen, um Rat, Hilfe und Trost nicht bei den Auswärtigen, welche bei der Eidgenossenschaft nur begehren, was zu ihrem Vorteile gereicht, suchen zu müssen. Hilfesuchen bei Auswärtigen hatte zu Zerstörung der Eidgenossenschaft führen müssen. Alle mögen deshalb ihre Augen auftun und ihre Gebresten erkennen, auch Gott um Hilfe und Gnade bitten, die er ihnen gnädiglich mitteilen werde.

Die lieben Eidgenossen der vier Städte und von Appenzell werden auf das Dringlichste ersucht, als Mittel und Werkzeug zu Ehren des Wortes Gottes, von dem eine Flamme in ihrem Herzen bestehe, mit den Eidgenossen der fünf Orte die Sachen nach allen Umständen und Anhängen zu erörtern und zu ratschlagen, welcher

Geſtalt, ohne Nachteil und Verletzung des göttlichen Wortes, M. Herren mit den Eidgenoſſen in freundlichen Verſtand kommen und bleiben mögen, damit wieder alle mit brüderlichen Herzen ſich den Titel „getrüwe liebe Eidgenoſſen“ ſchreiben mögen. Dabei wollen M. Herren von Zürich nicht unverhalten laſſen, und ſetzen als Bedingung des Friedens: Sie wollen trotz allem Unwillen der Eidgenoſſen bei dem lautern und unwiderſprechlichen Worte Gottes, ſo lange ſie nicht aus der hl. Schrift eines Beſſern belehrt werden, bleiben, dagegen wollen ſie die andern nicht haſſen, ſchmähen, noch ſich ſöndern, und den Ihrigen ſolches nicht zu tun geſtatten. „Diewil ſich doch die pünt und vereinungen zwüſchend unſern Eidgnoſſen und inen nit uf den glouben noch in die ſeel und gwiſſne, noch andere innerliche, ſonder allein uff üßerliche und zitliche ding, als uff lib, eer und guot ſtrecken, ouch verſtanden werden mögen und ſöllen.

Die fünf Orte ſollen dort, wo M. Herren von Zürich das gleiche Recht der Oberkeit und Gwaltſame, wie ſie, beſitzen: nämlich in den gemeinen Vogteien und bei den Schirmorten und Zugewandten, welche mit Zürich in Burgrecht ſtanden, das Gotzwort in keiner Weiſe verbieten, ſondern deſſen Verkündiger und die Untertanen bei demſelben ſchützen, dasſelbe frei predigen, leſen und hören laſſen, wie ſie der Geiſt Gottes weiſe. Im Reiche halten, trotz der Zweiung im Glauben, die Städte und Bundesverwandten ihre Tage und Beratungen, und werden ſelbſt zu den Reichstagen ohne Rückſicht auf den Glauben berufen. Daraus könne man wohl ermeſſen, wie die Eidgenoſſen ſich in Glaubensſachen gegenſeitig zu verhalten haben.

Gegenüber dieſer Propaganda für die Sache der Zürcher trat der Handel in Bezug auf die Akten der Disputation zu Baden ſcheinbar in Hintergrund. Zwingli wußte am 23. April 1527 genau, daß die Vor- und Schlußrede im Druck ſeien, wie Schultheiß Hug und Dr. Murner ausgemacht haben, daß Dr. Murner auch eine lateiniſche Ausgabe vorbereite; des Schultheißen Wille ſei, das Buch müſſe im Laufe der Woche fertig geſtellt werden. Die Nachricht war Zwingli ſehr ungelegen. Es müſſe dieſem Unheile, „huic malo“, ſofort, und zwar von Bern, begegnet werden. Berchtold Haller ſolle durch fromme Männer dafür ſorgen, daß M. Herren unverzüglich eine Botſchaft nach Luzern verordnen und den Druck

der Vor- und Schlußrede verbieten lassen: auf diesem Wege könne etwas erreicht werden. Der Rat zu Luzern schrieb am 4. Mai 1527 nach Basel, die Akten seien gedruckt, der Rat möge seinen geschwornen Notar, welcher zu Baden auf Dr. Oekolampads Meinung geschrieben, auf 15. Mai 1527 nach Luzern zu schicken, um den Druck mit dem Exemplar zu vergleichen und zu rectificieren. Der Rat gab sofort Bericht nach Bern: Ein handschriftliches Exemplar sei verweigert worden, ebenso die Vergleichung in Baden. Der Rat zu Bern erklärte: er wisse von der ganzen Sache nichts, befasse sich mit der Angelegenheit nicht, stelle die Sache den Herren zu Basel anheim, beharre jedoch bei den früher gefaßten Beschlüssen.

Auf dem Tage zu Luzern, 23. Mai 1527, kam die Frage zum letzten Male in Abschied. Es wurde die Frage erörtert, ob Bücher und Kosten denen von Luzern zu überlassen oder von den zwölf Orten gemeinsam zu übernehmen seien. Die meisten Boten waren ersterer Ansicht, doch wurde die Angelegenheit noch einmal in Abschied genommen. Jedem Boten wurde ein gedrucktes Exemplar übergeben, mit dem Vorbehalte, dasselbe dürfe weder verkauft noch ausgeliehen werden, sondern die Räte der einzelnen Orte sollen dasselbe verleihen und wohl verwahren, bis die Bücher „auskomen" werden. Der Bote von Basel, Adalbert Meier, hatte die Instruktion: Kein Buch anzunehmen, es sei, daß ein Original der Notare beigelegt werde. Der Bote dürfe alsdann mithandeln, in Basel werde man beide Bücher gegen einander verhören und vergleichen lassen. Wenn dieselben gerecht erfunden werden, wolle Basel sich nach aller Gebühr halten, sonst aber solche Bücher in der Stadt abtun und unterdrücken, auch keine Kosten bewilligen. Ein zu Baden geschriebenes Buch für sich dürfe der Gesandte annehmen. Die sieben Orte, deren Haltung nur aus der Kenntnis aller Verhältnisse erklärlich ist, beharrten auf ihrem Entscheide und beschlossen am 5. Juni 1527, „die Bücher der Disputation" auf der Jakobermesse in den Handel zu geben.

Der Abschied wurde sofort bekannt und erregte überall großes Aufsehen. D. Oekolampadius gab Zwingli am 15. Juni 1527 davon Nachricht, mit dem Bemerken, man dürfe absolut nicht schweigen, weil die Ausgabe verdorben sei, „de evitata culpa". Doch sei Klugheit im Vorgehen nötig, weil die Gegenpartei mächtig seien. Zwingli möge darüber nachdenken und das ihr

Gutscheinende vorkehren. Dr. Ökolampadius war in größter Verlegenheit, was mit dem Buche anzufangen sei. Bisher hatte er stark behauptet, die Akten seien gefälscht; schließlich gestand er Zwingli am 7. und 19. Juli 1527: „Negari non potest, exemplaria nuper huc ex Helvetia, et confusaria, sed permulta falsatia et deprauatio non statim deprehendi poterit: ipse certe, si deesset praefatio et appendix, eum nec probare nec reprimere possem." Er glaubte, man sollte die Eidgenossen und die Bischöfe ruhen lassen, dafür Dr. Eck, Dr. Fabri und Dr. Murner, „ad genus monstra", angreifen. Zwingli, selber in Verlegenheit, sandte den Brief an Dr. Vadian, er selber hatte das Buch der Disputation noch nicht gelesen, weil Lutheraner und Wiedertäufer seine Zeit vollauf in Anspruch nahmen. Zwingli versprach jedoch, das Buch zu lesen; allein am 30. September 1527 hatte er hiezu noch keine Zeit gefunden.

4. Beschwerde gegen Dr. Murner; Ausgang des Kalenderhandels.

Die zweite Beschwerde M. Herren von Zürich ist vom 20. Februar 1527 datiert. Dieselbe richtet sich gegen Dr. Murner und dessen Kalender. Den Herren von Zürich sei ein schmächlich Gedicht in Form eines Kalenders oder Laßzeddels, verfaßt von Thomas Murner, Barfüßer Ordens, zugekommen. Das Gedicht zeige des Verfassers leichtfertiges Herz und unchristliches Gemüet an, dessen Wille und Meinung dahin lande, zwischen den Eidgenossen eine Sünderung und Zerrüttung zu machen, als ob ein Ort des Glaubens und anderer Sachen halber besser sei als das andere, daß Zürich und andere Orte deshalb von den Banden auszuschließen seien. Besonders wurde geklagt, daß M. Herren in diesem unbrüderlichen und unchristlichen Gedicht angezogen werden: „als ob sie die syn sollen, die der Helgen graber zerbrechend, uß maßgewandern den hiigen gotzerlin machend, uß kelchen, krützen, munstranzen, rouchfassen und derglichen munz schlagen lassend."

Auch die Verkündiger des Gotteswortes in Bern und Basel werden etlicher Maß angezogen; die von Zürich seien jedoch die vordersten im Spiele. M. Herren von Zürich wollen deshalb anzeigen, aus welchen Ursachen sie bei den neben Orten mehr Neid und Unwillen als die andern Orte erlangt haben. Weil Zürich seine im göttlichen Wort begründeten Reformen durchgeführt, warne

Dr. Murner alle ehrbaren Christenleute, unter denen Zürich und seine Bundesfreunde nicht begriffen seien, daß Gott sie vor solchen ehrlosen Dieben, Schelmen, Boswichten, Leckern und Buben bewahren wolle. „So wir und die unsern verzeichnet und mit Namen anzeigt sind, wissend wir wol, daß er allen frommen Christen vor uns Warnung tut; welches aber die andern sagen, die er meinet, mögend ihr, unser lieben Eidgenossen wohl gedenken."

Dr. Murner behaupte, die Prädikanten und ihre Anhänger haben sich unterstanden, mit ihren Kalendern, Büechlinen und andern bösen Stucken die christlichen Orte um Seele, Ehre, Leib und Gut zu bringen. M. Herren hätten wohl menschliche Ursache, gegen diesen Dichter mit gleicher Ungestume zu handeln. Sie wollen aber solches unterlassen und allein ihre Unschuld anzeigen, daß sie in Zürich niemals solche Büchlein und Kalender noch anderes, was den lieben Eidgenossen an Seele, Leib, Ehre und Gut verletzlich sein möchte, haben drucken und verbreiten lassen. Wenn ihnen solches von den Eidgenossen nachgewiesen werde, wollen sie sich verantworten, nicht aber gegen die Angriffe des Lästeddels. Die Angelegenheit wegen dem Kalender, welcher bezeuge, wie sein Dichter gegen das ewige Gotteswort wüte und tobe, auf Zerrüttung der Eidgenossenschaft trachte, wollen sie den Boten zu bedenken geben.

Der Kirchendieb- und Ketzerkalender war sofort und vielfach gelesen worden. Schon am 28. Februar 1527 schrieb Dr. Capito an Zwingli, das lästerliche Werk sei von den Freunden zu Straßburg mit großem Lachen angesehen worden: „Vidimus Murneri sui saimum Calendarium, quod nunc cum ingenti risu excepimus". Es sei von Dr. Murner nichts besseres zu erwarten gewesen, aber zu bedauern, daß Zürich in Luzern, der benachbarten Bundesstadt, derart hergenommen werde. Dr. Capito findet es aber für klug, Dr. Murner nicht mit gleichem Maße zu vergelten, sondern den Magistrat handeln zu lassen, wenn ihm die Sache ernst genug erscheine. Ihm sei gewiß, daß auch den ausgeschämtesten Papisten angesichts einer derartigen Unverschämtheit gegenüber M. Herren von Zürich die Schamröte aufsteigen werde.

Zwingli nahm den Kalender ernst genug, um durch den Rat, wie Dr. Capito ihm nahe gelegt, die Tagsatzung mit dem Handel zu behelligen. Auffallend genug dauerte es beinahe drei Monate bis der Rat neue Schritte tat; es geschah durch Schreiben vom

25. Mai 1527 an Luzern, mit dem Begehren, zu verhüten, daß die ungebührlichen Schmachworte und Schriften, welche dort getan und verbreitet worden, ungestraft bleiben. Dr. Murner hatte neuerdings den Zorn der Gegner erregt durch seine zwei „Entschuldigungen an alle frommen Christen des alten wahren Glaubens insonderheit die Untertanen und Verwandten der loblichen Herrschaft Luzern."

Wie Hans Salat erzählt, kamen die Gegner Murners mit Reden, Schreiben, Dichten, Singen, Drucken, Zusammenwandeln in Geschäften vor eine Gemeinde und Landschaft Luzern, zu Roß und Fuß reich und arm achtbar und schlecht. Sie handelten mit langen Reden, gedruckten Büchli und Instruktionen zu großer Verunglimpfung Dr. Murners und einer ganzen Obrigkeit der Stadt Luzern. Die Untertanen wurden aufgewiesen, vor die Stadt zu ziehen, den Murner und seine Anhänger herauszufordern und durchzutun. Von allen Seiten kamen Klagden und Mißbilligungen: es wurde begehrt, der Rat solle Dr. Murner beurlauben, aus der Stadt verweisen und austreiben, weil er durch sein Handeln mit Drucken und Predigen nichts als Unruhe, Unfrieden, Aufruhr und offenen Landskrieg anrichte. Dr. Murner glaubte sich veranlaßt, durch die gedruckten Entschuldigungen vor den Ämtern und Gemeinden diese Verdächtigungen abzulehnen, die Herausgabe des Kalenders und sein Verhalten zu rechtfertigen. Es gelang zwar die Untertanen zu beruhigen; die Agitation in den fünf Orten und der paradiesischen Schlange Trug und List waren jedoch derart groß, daß die Obrigkeiten ein fleißiges Aufsehen halten, und die Ihrigen, welche die neue Sekte ergriffen, mit höchstem tapferm Ernste, je nach ihrem betreffenden Beschulden, berechtigen und straten mußten

Der Rat zu Luzern gab seine Antwort auf die Klagen der Zürcher über die Schriften und Kalender Dr Murners am 27. Mai 1527 M. Herren von Zürich seien widerholt und zum Höchsten seit Jahr und Tag gebeten und ersucht worden, die gedruckten oder geschriebenen verletzlichen Schmachbüchlein und „usgiessungen" abzustellen; damit hatten sie verhütet und nicht Ursache gegeben, daß andere verletzte und unverschuldete Leute sich entschuldigen und verantworten mußten. Es liege am Tage, daß die Abstellung der ohne Namen in Zürich gedruckten Manng-

faltigkeit der Lieder, Schmach- und Schandbüechli niemals erreicht wurde. Nachdem ihr Pfarrer, der hochgelehrte Dr. Murner für ſich ſelbs, ohne M. Herren Heißen und Wiſſen, zur Rettung ſeiner und anderer chriſtlichen Doktoren Ehre, und zur Entſchuldigung ihres „bezigs“, etwas in Druck hat ausgehen laſſen, ſich auch gegen ihre Amtsleute über erdachte unwahrhafte Reden verantwortet, aber ſeinen Namen den Schriften beigeſetzt, ſich auch zum Rechte vor den zwölf Orten erbietet, haben M. Herren ſolches geſchehen laſſen. Denn ihres Bedünkens ſoll niemand in Verantwortung ſeiner Ehre, Leib und Gut gehindert werden. M. Herren haben nie gehört, daß Zwingli ſich ſolcher Geſtalt wie Dr. Murner zum Rechte erboten hat. Wenn die Eidgenoſſen von allen Orten, auch Zürich mit Luzern, ſolchen argen Büchlein und Schriften in aller Eidgenoſſenſchaft gemeinſam Fürſehung tun, dieſelben abſtellen und verhüten wollen, ſind M. Herren von Luzern bereit, nicht minder als Zürich und andere Orte in ſolchen Sachen gebührlich und behülflich zu handeln.

Die Obrigkeit zu Luzern bewies ſofort ernſtlichen Willen, den Frieden zu wahren, überzeugt, daß dieſe eigenmächtige Polemik, trotzdem ſie längſt von Zwingli und den ſtreitbaren Litteraten des neuen Glaubens verübt worden, in keiner Weiſe angetan ſei, Einhelligkeit, Friede und Ruhe in der Eidgenoſſenſchaft herzuſtellen. Nicht nur drohte Zürich mit Krieg; in Bern, deſſen Übergang zur neuen Lehre täglich mehr zu befürchten war, fühlte man ſich ebenfalls gekränkt. Dr. Murner war durch Nikolaus Manuel in der „Badenfahrt“ mit ſämtlichen katholiſchen Gelehrten, namentlich Dr. Eck und Dr. Fabri, gröblich verſpottet worden. Der Rat zu Straßburg hatte Dr. Murner mit Entzug der Penſion von 60 Gulden bedroht, wenn er weitere Streitſchriften herausgebe, und für weitere Ausrichtung einen Revers verlangt, derſelbe werde nichts gegen ſeine Vaterſtadt ſchreiben. Er verteidigte ſich: Gegen Straßburg, ſeine Vaterſtadt, habe er nie etwas geſchrieben, wohl aber ſeine und der katholiſchen Eidgenoſſen ſchwer angegriffene Ehre verteidigt.

Dem Frieden zwiſchen den Eidgenoſſen zu Liebe und zur Beruhigung des eigenen Volkes verbot der Rat zu Luzern die weitere Verbreitung des Kalenders, mahnte Dr. Murner zur Ruhe und ſuchte ihn von künftiger Veröffentlichung derartiger polemiſch-

samtlicher Schriften abzuhalten. Die Vorgänge in Bern, neue Angriffe und Scheltungen, welche Nikolaus Manuel in seiner bittern Satire „Krankheit und Testament der Messe", wider die katholischen Glaubenslehren und deren Verteidiger sich erlaubte, rief Dr. Murner im Februar 1528 neuerdings in den Kampf.

5. Streitigkeiten über Auslegung der Bundesbriefe.

Von größter Tragweite war der Abschied vom 26. Februar 1527 über die bundesrechtliche Tragweite der religiösen Fragen, durch welchen sich M. Herren zu Bern nicht nur gegenüber den sieben Orten, sondern auch gegenüber ihrer seit 1525 vertretenen Auffassung in schroffsten Gegensatz stellten. Um den neuen Grundsatz, daß der Glaube die Bünde nicht berühre, zur Geltung zu bringen, sollten am 17. März 1527 die Boten der Städte zu Bern zusammentreten, mit ausreichenden Vollmachten versehen die bezügliche von der Staatskanzlei Bern festgesetzte Instruktion entgegennehmen, sodann in die sieben Orte reiten und mit denselben in diesem Sinne unterhandeln. In Würdigung der bösen Zeiten suchte Basel neuerdings zu vermitteln. Bündnisse der Städte gegen die Länder seien abzulehnen, dagegen solle gesorgt werden, daß ein Ort den andern des Glaubens halber ungeschmäht und unangefochten lasse. Alles was der Eidgenossenschaft zur Zerrüttung diene, Schmachbüchlein, Lieder und Sprüche, sollen allenthalben abgetan, sie zu machen, zu drucken und feil zu haben verboten werden.

Die sieben Orte wurden gewarnt, mit fremden Fürsten und Herren, besonders mit Österreich Verbindungen anzuknüpfen, wodurch, zu Freude der Auswärtigen, vorab der eine Teil unterdrückt, der andere später ebenfalls ausgetilgt würde. Jedes Reich, welches in sich geteilt sei, müsse nach dem Ausspruche der ewigen Weisheit zerstört werden. Um die innere Zwietracht zu heben, solle zuerst von allen Orten gefordert werden, daß sie die Schmachbüchlein, Lieder, Schimpfworte, welche bisher von allen Seiten gebraucht wurden, abstellen, weil nichts Gutes daraus erwachse. Es soll das Möglichste versucht werden, daß die sieben Orte mit Zürich sich aussöhnen, dasselbe wieder zu Tagen berufen, demselben die Bunde halten, Unwillen und Widerwärtigkeiten vergessen und ferner in gutem Einvernehmen miteinander leben.

Das Geſuch der fünf Orte, M. Herren zu Bern mögen die Verordneten der Ämter und Gemeinden auf einen beſtimmten Tag in die Hauptſtadt einberufen, um die Vorträge einer Botſchaft über deren verſchiedene Beſchwerden zu vernehmen, wurde am 7. März 1527, als mit den Bünden unverträglich und bisher ungebräuchlich, mit großem Mißfallen empfangen, und die Drohung, hinderrucks in die Ämter zu reiten, als unlidenlich abgewieſen. Andererſeits tat Bern, in Freiburg und Solothurn, geſtützt auf das engere Burgrecht von 1516 mit beiden Städten, welches alle drei Städte gleichſam mit einer gemeinſamen Ringmauer umgebe und verwahre, ernſtliche aber vergebliche Schritte, dieſelben von den fünf Orten abzuziehen. Freiburg lehnte das Anſinnen unverzüglich des Entſchiedenſten ab; Solothurn zeigte ſchwache Neigung, in Sachen der Disputation und des Bundesſchwures einiges Entgegenkommen zu beweiſen, wenn die Umſtände es ſo fügen. Das Verſprechen, zu den ſechs Orten zu ſtehen, werde man halten, wie es M. Herren von Bern am 21. Mai 1526 gleichfalls verſprochen haben. Solothurn habe die Zürcher niemals von den Tagen gehen heißen, bedaure die Zwietracht, und ſei auch ferner bereit, zur Förderung des Friedens nichts zu ſparen. Auch möge man ſehr wohl erleiden, daß alle Schmachbüchlein, Lieder, Kalender und andere tratzliche Gedichte durch gemeinſame Verſtändigung abgetan werden Beide Orte beriefen ſich darauf, ihr Verhalten ſei den Bünden und Burgrechten unſchädlich, diene vielmehr zu Friede und Ruhe der Eidgenoſſenſchaft; die engere Vereinbarung mit den fünf Orten ſei nur des Glaubens wegen geſchloſſen worden.

Am 27. März 1527 waren die Boten der ſieben Orte in Luzern verſammelt, um die Inſtruktion der vier Städte und von Appenzell zu vernehmen. Dieſelbe betonte nachdrücklich: „Die Bünde beziehen ſich nit uf den glouben und die ſeel, ſonders uf die beſchirmung von land, lüt, witwen, weiſen, bewarung der eren, handhabung des rechten, beſchützung vor gewalt und derglichen üſſerlichen ſachen.“ Sie verlangte: „daß alle getruckten lieder, ſchmach- und ſchandbüechli, kalender, und derglichen ſchmützwort, ouch alle uſhebung und verwyſung der kätzery, nüws und alts bapſtiſchen gloubens allerſyt abgethan, usgerütet und hinfür allenthalb abgeſtellt werden und vermitten beliben.“

Die Boten der sieben Orte gaben keine bestimmte Antwort, weil die Boten der Städte ohnehin zu den einzelnen Orten reiten würden. Dagegen wurde vereinbart, die sieben Orte sollen einstimmig antworten; durch das vereinzelte Herumreiten könne leicht Zwietracht geschaffen, das eine oder andere Ort von ihnen getrennt und dadurch die Gegenpartei verstärkt werden. Die sieben Orte werden eine gemeinsame Antwort aufstellen; auch mit Basel, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen und Mühlhausen wollen sie reden, weshalb dieselben sich mehr zu den Zürchern neigen und hinterrucks mit denselben tagen. Der Rat zu Schwyz gab am 30. März 1527 den vier Orten eine „freundliche Antwort".

Wenn diese Orte bei Zürich so viel vermögen, mögen sie sorgen, daß Schwyz und die Seinigen nicht länger mit Schmach- und Schinzelworten, Liedlein und Büechli beunruhigt werden; dann wolle Schwyz, so viel an ihm sei, dazu wirken, daß solche Scheltungen überall abgestellt werden. Zürich sei im Ittingerhandel und andern Geschäften von sich aus abgetreten; deswegen haben die fünf Orte sich vereinbart, mit demselben nicht mehr auf Tagen zu sitzen. Der Rat werde die Frage vor die Landsgemeinde bringen, alsdann mit den sechs vereinbarten Orten eine Antwort geben, „dero wir hoffend glimpf und er zuo haben". Wenn die vier Orte nebst St. Gallen die Zürcher bewegen können, sich den Eidgenossen, besonders den sieben Orten, in allen Dingen gleichförmig zu machen, wie es zur Zeit gewesen, als man in die Bünde getreten, würde Schwyz mit den sechs vereinbarten Orten dies Entgegenkommen mit Freuden aufnehmen, und alles tun, was sie schuldig seien, um zu Friede und Einigkeit zu gelangen, mit Zürich gemeinsam beraten, die Mißbräuche in der Kirche abzustellen, Ehre und Wohlfahrt der Eidgenossen zu fördern.

Auf der Tagsatzung zu Einsiedeln, 3. April 1527, bewies der Bote von Zürich, Bürgermeister Diethelm Röist, wiederum etwelches Entgegenkommen und gütliche Antwort in Bezug auf Schlichtung des Ittingerhandels, worauf sich die fünf Orte ebenfalls „zu solcher güetlichkeit bester ee geursachet" fanden. Bischof Hugo hatte seinen Hofmeister Wolf von Helmsdorf mit großen Vollmachten abgeordnet. Er wünschte, daß seine Rechte in Bezug auf Ehesachen, Konsolationen und erste Früchte gewahrt bleiben; alsdann sei er geneigt, für das Gebiet der Eidgenossen ein

Konstanz zu Bischofszell einzurichten. Er wolle zur Abstellung der Mißbräuche mitwirken und zur Ausrottung des lutherischen Mißglaubens mit den Eidgenossen Leib und Gut einsetzen. Allein von einer Aussöhnung sollte wiederum keine Rede sein. Wahrscheinlich zu Einsiedeln durch den bischöflichen Hofmeister erwarteten die fünf Orte Kenntnis, daß der Rat zu Konstanz mit denjenigen von Zürich in allerhand geheimen Praktiken stehe.

Die längst ersehnte Verbindung zwischen Zürich und Bern war am 22. April 1527 zur vollendeten Tatsache geworden: Zwingli hatte für seine Politik mehr als je zuvor freie Hand. Von irgend welchem Entgegenkommen in kirchlichen Fragen gegenüber den sieben Orten war keine Rede mehr. Der Rat zu St. Gallen durfte alle Beschwerden der sieben Orte über die kirchlichen Neuerungen und Rechtsbrüche gegenüber den Klöstern bis zum 9. Mai 1527 unbeantwortet und dann unberücksichtigt lassen. Auch in Graubünden nahmen die Anhänger des neuen Glaubens eine entschlossenere Haltung an. Zwischen den sieben Orten herrschte, trotz der Wendung in Bern, größte Entschiedenheit, beim alten Glauben zu verharren, aber die Frage, wie mit Zürich zu handeln sei, gingen die Ansichten mehrfach auseinander. Der Rat zu Freiburg vertrat am 25. April 1527 die Ansicht, es solle von Zürich zu einem Anfange verlangt werden, daß in einer Stadtkirche drei Messen täglich gefeiert, die Sakramente nach alter Ordnung gespendet, und die sieben Zeiten gesungen würden. Dann galt es durch Botschaften die katholische Mehrheit in Glarus und die Minderheit in Appenzell zu bestärken, in Betrachtung, daß Gesandte von Zürich und Bern daselbst mit Eifer und gutem Erfolge das Umgekehrte taten. Der Erfolg war daß Appenzell zu den vier Städten, Glarus zu den sieben Orten hielt. Die Lage kennzeichnet am besten der Entwurf des Vortrages der sieben Orte, als Antwort auf die Instruktion der vier Städte: derselbe ist eine scharf gehaltene Staatsschrift über Geist und Sinn der ewigen Bunde. Auf das Ersuchen, die sieben Orte sollen keinen Ort von den Tagsatzungen ausschließen, vielmehr Zürich wieder auf die Tage einberufen und sitzen lassen wie von altersher, tun die sieben Orte kund und offenbar:

„Woher unser solcher Zwiespalt und Widerwille kommen, wer derselben Ursacher und Anhanger seien, möge menklich wohl wissen.

Waren die Eidgenossen beim alten Glauben, bei den christlichen Ordnungen und Gebräuchen geblieben, statt sich durch etliche Nichtswürdige Pfaffen zum Abfalle und Trennung von der allgemeinen christlichen Kirche verleiten zu lassen, so wäre ungezweifelt weder Unwille noch Zwietracht in der Eidgenossenschaft, sondern es stünde das, dann es jetz leider stehe."

Wenn die vier Städte meinen, der Glaube berühre nicht die Bünde, sondern nur äußerliche Dinge, so befremde dieser Rechtsstandpunkt nicht wenig. Die Altvordern würden ungezweifelt niemanden in die Bünde aufgenommen haben, der ihnen im Glauben nicht gleichförmig gewesen. Die Vorfahren würden solche böse Sachen, wie sie jetzt leider vorgehen, aber an etlichen Orten nicht mehr als Unrecht gelten, derowegen bestraft, Leib und Leben darum dargestreckt und viel anderst gehandelt haben, als wir leider jetzt tun. Den alten Zürchern sei's, welche als fromme, ehrbare, redliche und redliche Eidgenossen zur Zeit gelebt als die Bünde aufgerichtet wurden, wären solche Vorgänge nicht minder leid und widerwärtig, als uns und unsern Vordern gewesen. Derart böse Taten, wie sie jetzt sich fügen, und auch von denselben sogar noch vor unlangen Jahren von M. Herren in Zürich und bei den Eidgenossen allenthalben an Leib und Leben gestraft worden.

Die sieben Orte will es bedünken, die Bünde dürfen nicht dahin gemeint werden, daß man zweierlei unter sich widerwärtige Glaubensbekenntnisse haben solle, sondern daß alle Eidgenossen bei demjenigen Glauben bleiben, mit welchem ihre Altvordern in die Bünde getreten sind. Dieser neue Glaube habe sogar dem Eide, mit welchem bisher die Bünde bekräftigt und bestätigt wurden, etwas abgerungen: „Nämlich daß an etlichen Orten der lieben Heiligen hilf nit mer im eid begriffen, sondern verachtet wird; welches unsern fründen nit gleichförmig und dem gar nit gemäß, als unser vordern mit einander gelebt hand. Darumb uns will bedunken, daß die pünd nit allein in dem üsserlichen, sondern auch was an seel ee, lyb und guot wol erschüssen, wenn wir all taten und gloubten, als unser vordren than und gloubt hand."

Gegenüber der Mahnung, an den deutschen Reichsständen und dem schwäbischen Bunde ein Beispiel zu nehmen, möchten die sieben Orte wohl erleiden, daß bei diesen Läufen nach dem-

selben in der Eidgenossenschaft gehandlet werde. Jene strafen die lutherischen Taten auf das strengste und hängen die lutherischen Pfaffen an die Bäume. Wenn die Eidgenossen auch also getan, so hätten sie mehr Fried und Ruow und wären besser daran; allein die Sachen sind dermassen eingewurzelt, daß mit Strenge nicht zu handeln ist. Die sieben Orte wollen ohnehin gar nit liebers als Friede, Ruhe und Einigkeit haben; sie waren nie des Willens und sind es nicht, mit jemanden Krieg zu beginnen oder Unfrieden anzufachen. Sie werden dazu helfen, raten und alles tun, was ihnen möglich, vor Gott und der Ehre verantwortlich ist damit wir Eidgenossen wiederum zuo Einigkeit und Rouowen kommen. Deshalb sind sie auch geneigt gemeinsam mit den Christalten der vier Städte die Schmützworte, Schmach- und Schandschriften abzestellen zu verbieten und zu verbieten.

Weil die Eidgenossen von Zürich der Zwyspaltung Anhänger, wollen die sieben Orte bei denselben mit möglichstem Fleiße so viel werben, handlen und sie bestimmen, daß sie die hl. Sakramente, die hl. Messe und andere christliche Ordnung in ihrer Stadt und Gebiet wiederum aufrichten, glauben und halten, wie ihre Vordern getan haben. Wenn gleich nicht sofort alle Dinge aufs strengsten und genauesten in das vorige Wäsen gesetzt und gehalten werden, wenn nur ein Anfang der Wiederkehrung geschähe, so daß man spuren und merken könnte, daß die von Zürich in etlichen Weg sich weisen lassen, und nicht also auf ihrer strengen Hertigkeit beharren wollen, werden die sieben Orte sich begnügen.

Alsdann sollen Zürich und die vier Städte an den sieben Orten nichts Ungleiches oder Ungezimliches erfinden; dieselben werden sich gleichfalls weisen lassen, sich in die Verhältnisse schicken, und dermaßen entgegenkommen, daß es löblich ehrlich und unverweislich sei, und die vier Städte wie Appenzell erfahren können, daß die sieben Orte lieber als alles andere Friede, Ruhe und Einigkeit haben wollen.

Dieser Entwurf lag am 26. April 1527 der Tagsatzung in Luzern vor; es wurde jedoch beschlossen, denselben geheim zu halten, bis die Städte Antwort verlangen. Die sieben Orte machten schließlich Ernst mit einem Ultimatum gegenüber den Zugewandten. Die Stadt St. Gallen wurde am 8. März 1527 gemäß diesen Grundsätzen durch die Boten der sieben Orte mit Ausschluß von den Bünden bedroht, bis man spuren könne,

daß die Stadt, zum alten Glauben zurückgekehrt, die hl. Sakramente samt dem Meßopfer wieder aufgerichtet habe. M. Herren zu Bern beauftragten ihren Boten auf dem Tage zu Luzern, für St. Gallen zu vermitteln. Eine abgeordnete Botschaft der Stadt St. Gallen erhielt am 9 Mai 1527 den Bescheid: In den Räten sitzen Wiedertäufer und die Taufe werde nicht mehr nach kirchlicher Ordnung gebraucht. Das hl. Sakrament werde verachtet und das Nachtmahl aus einer hölzernen Schüssel mit Beckenbrot gespendet. Verlogene Pfaffen predigen lasterlich gegen Sakrament und Messe, gegen die Eidgenossen werden etliche Schmachbüchlein gedruckt und schimpfliche Reden geduldet. Die Botschaft will solches nicht als unchristlich gelten lassen, aber die sieben Orte haben kein Genügen an solchen guten Worten. Wenn die von St. Gallen die hl. Sakramente und die Messe wieder aufrichten, in Beobachtung der christlichen Bräuche ihren Vorfahren folgen und spüren lassen, daß sie zum alten wahren Glauben zurückgekehrt sind, werden die katholischen Obrigkeiten solches mit Freuden vernehmen.

Das religiöse und politische Verhalten der alten Eidgenossen zugewandten Reichsstadt Mühlhausen im Elsaß war derart, daß die Regierung zu Ensisheim sich bei der Tagsatzung ernstlich beschwerte. Der Rat hatte bereits seit 1523, von Straßburg, Basel und Zürich beeinflußt, die neue Lehre eingeführt, dabei „nichts Christliches befestigt, sondern bloß etliche unnütze Zeremonien und erfundene Menschenwerke abgetan", sogar als Patronatsherr mit solchem Fürnehmen auf österreichisches Gebiet hinübergegriffen. Das sei nichts unchristliches, meinte der Rat; was die Bünde verlangen, sei allezeit geschehen. Die Bürger von Mühlhausen werden auch künftig ehrbarlich alles erstatten, was ihnen als frommen Christen und redlichen Eidgenossen gezieme. Die sieben Orte erklärten dem Rate zu Mühlhausen am 1 Juli 1527 durch eine Botschaft, wenn sie weder den lutherischen Mißglauben abtun noch bei der alten kirchlichen Ordnung bleiben, werden sie sich der Stadt und ihrer Zwistigkeiten mit dem Regimente zu Ensisheim nicht weiter beladen. Der Rat erklärte, er könne seine Glaubensmandate, weil sie Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit betreffen, nicht ändern. Die Eidgenossen mögen deshalb gemäß den Bünden der Stadt ihre Freundschaft und gute Vermittlung im Streite mit dem Regimente auch fernerhin nicht entziehen.

6. Ausgang des Ittingerstreites; der geroldeckische Handel.

Ungeachtet der bedenklichen Spannung bewiesen die freien Orte guten Willen zur Schlichtung des Ittingerprozesses. Nach fast vierjährigen, mühevollen und vergeblichen Unterhandlungen, welche meistenteils am Starrsinne der Zürcher scheiterten, fällte der Obmann Paul Rengartner am 9 Mai 1527 auf der Tagsatzung zu Einsiedeln im Beisein der Ratsboten von den neun Orten und zweier Boten von Zürich, darunter Bürgermeister Diethelm Röust, auf Urteil der vier Schiedmänner aus Basel, Schaffhausen und Appenzell den Rechtsspruch zum Ausgleich des beschwerlichen Handels. Die Vermittlung des Rates zu Bern hatte schließlich Zürich für Annahme bestimmt.

Der erste Artikel setzte fest, daß die Untertanen von Zürich, welche zu Ittingen mit Raub, Brand und andern Dingen gefrevelt haben, eine Strafe von 2000 Gulden, den neun Orten zahlbar, auf 25 Juli 1527 an Luzern entrichten sollen. Die Frevler in den hohen Gerichten der Landgrafschaft Thurgau, welche zu Ittingen sich vergangen, werden gemäß dem zweiten Artikel von den zehn Orten gestraft; an den Strafgeldern sollen die Zürcher ebenfalls Anteil haben. Den zehn Orten ist anheimgestellt, wie sie die Karthause Ittingen entschädigen wollen. Werden die Übeltäter, welche das hl. Sakrament ausgeschüttet und das Kloster angezündet haben, ausfindig gemacht, so sollen sie von allen zehn Orten an Leib und Gut bestraft werden. Drittens soll dieser Schiedspruch beiden Parteien an geschworenen Bunden, früheren Rechtssprüchen und Verträgen, Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten keinen Eintrag tun. Der Span wegen Sturm, Raub, Brand, soll damit abgetan bleiben.

Am 25. Juli 1527 sollte der Vertrag seitens der Botschaft aller zehn Orte auf dem Tage zu Frauenfeld ausgefuhrt werden. Allein Zürich machte Schwierigkeiten, die 2000 Gulden nach Luzern zu senden; erst am 14. Oktober 1527 konnte die Abrechnung erfolgen. Den Schaden trugen die fünf Orte und die Karthäuser zu Ittingen, welche nur gering entschädigt wurden, und die Familie Wirz zu Stammheim, welche die Prozeßkosten volle 750 Gulden, für die Angehörigen hatte tragen müssen. „So endigte diese unglückliche Gewalttat" schließt Dr. Bluntschli seine Darstellung des Handels.

Kaum war der Ittingerprozeß ausgetragen, so begann ein neuer beschwerlicher Handel. Diebold von Geroldseck war mit den Gotteshausleuten zu Einsiedeln, sowie mit den Schirmvogten zu Schwyz, sogar mit Abt Konrad III., von der Hohenrechberg zerfallen. Die Gründe des Zwiespaltes waren religiöse politische und ökonomische, eine Folge der Haltung des Pflegers in den kirchlichen und politischen Fragen seit 1523. Derselbe legte im Februar 1525 sein Amt nieder, zerbrach das Siegill des Ernennungsbriefes und übergab das Konventsiegill den Herren von Schwyz. Er begab sich zu seinen katholischen Brüdern nach Schwaben. Unterhandlungen wegen Aussteuer mit einer Konventpfründe zwischen Schwyz und dem Pfleger zerschlugen sich; gegen letztern wurde der Vorwurf geltend gemacht, er habe mit des Gotteshauses Gütern übel gehaushaltet, seine Familie bereichert, der Geistlichkeit und dem Kloster mehr geschadet als genützt, seit er Pfleger gewesen, seien viele Unfälle eingetreten. Die Schirmvögte erblickten in der Teilnahme des Pflegers als Kriegsmann im Bauernkriege eine Apostasie von Geistlichkeit und Orden durch welche derselbe jeden Anspruch auf Kloster und Pfründe verwirkt habe.

Diebold von Geroldseck teilte diesen Standpunkt nicht. Er wandte sich, als „conventunruch und ganz ein schindlenmacher", durch Komtur Schmid und Zwingli am 23 Oktober 1525 an den Rat von Zürich. Er wünschte dorthin zu kommen, als Bürger der Stadt zu gelten und das treffliche Gottswort zu hören. Zürich sah ihn jedoch lieber in Einsiedeln selber als im Einsiedlerhofe in Zürich und es geschahen Schritte zu seiner Rückkehr. Allein der Rat zu Schwyz war nicht geneigt, dieses gefährlichste Werkzeug zürcherischer Praktiken ferner in seinem Gebiete zu dulden, sondern erklärte rundweg und entschieden: er solle nicht mehr nach Einsiedeln kommen, Schwyz wolle nichts mehr von ihm wissen. Geroldseck, welcher sich nicht in Gefährlichkeiten begeben wollte, blieb in Schwaben. Der Rat von Schwyz wollte ebenfalls Gefährlichkeiten vorbeugen: er nahm, gemäß dem Glaubensmandate von 1525 die Verwaltung der Stiftsgüter am 30 Januar 1526 in seine Hand. Die Räte zu Schwyz veranlaßten am 20 Juli 1526 den hochbetagten Abt Konrad III zur Abdankung und setzten am 14 August 1526 den bisherigen Stiftsdekan zu St Gallen Ludwig Blarer von Wartensee, als Abt ein. Abt Konrad starb schon

am 1. September 1526. Ludwig Blarer wurde am 8. Januar 1528 durch päpstliches Breve nur als Administrator anerkannt.

Diese Vorgänge, welche die Absichten der Zürcher Staatsmänner ebenso gründlich als rasch durchkreuzten, führten zum „Geroldseckischen Handel". Der Pfleger, von Schwyz neuerdings mit seinen Ansprüchen auf Kloster und Abtei zurückgewiesen, begab sich im Januar 1527 nach Zürich, bezog den Einsiedlerhof und begann die reichen Gefälle der Abtei im Gebiete der Stadt an sich zu ziehen. Der Rat half dazu, und bewirkte, daß die Gotteshausleute ihn als ihren Herren betrachteten, dagegen dem Administrator am 24. Februar 1527 die Huldigung verweigerten. M. Herren behaupteten: Diebold von Geroldseck habe weder auf die Abtei verzichtet noch die Gotteshausleute der ihm geschwornen Eide entbunden. Dieser selbst und der schwäbische Rittertag bestritten dem neuen Abte die nötige hochadelige Abstammung und behandelten denselben als Eindringling; für sich behauptete aber Geroldseck alle Rechte auf Abtei, Burgrecht und Gerichtsstand in Zürich; der Rat schützte denselben am 6. Juli 1527 im Genusse sowohl des Einsiedlerhofes als der zugehörigen Nutzungen, Güter und Gefälle. Schwyz erklärte: Ludwig Blarer sei rechtmäßig eingesetzt, von Abt Konrad III. anerkannt worden; der Pfleger habe in Wort und Tat auf alle seine Rechte an die Abtei und deren Güter verzichtet, benütze deshalb weder Burgrecht noch Einkünfte in Zürich, sein Recht habe er nicht in Zürich, sondern in Schwyz zu suchen.

Der Rat zu Schwyz brachte die Angelegenheit nicht nur vor Kaiser und Papst, sondern am 22. Juli 1527 nach „luth und sag der pundten", auch vor die Tagsatzung zu Baden. Die Rechtsklage lautete dahin: Diebold von Geroldseck habe auf die Pflegschaft des Gotteshauses verzichtet und seine Ansprüche verwirkt; trotzdem habe er sich im Hofe zu Zürich niedergelassen, und der Rat weigere sich auf wiederholtes Begehren von Schwyz denselben wegzuweisen. Der Rat verantwortete sich: er habe für Geroldseck nicht Partei ergriffen, sondern ihm sein Recht wollen zu teil werden lassen. Die Eidgenossen fürchteten, es möchten aus dem Handel Unruhen entstehen und bemühten sich, zu vermitteln. Schwyz war jedoch mit den Anträgen der vermittelnden Orte, die Sache anstehen und die Gefälle des Gotteshauses unterdessen „stille stehen" zu lassen, nicht einverstanden. Zürich da-

gegen verlangte, das Geroldseck mit einem Leibgeding ausgestattet werde. In der Stadt selber wurden Stimmen laut, M Herren nehmen sich des Fremdlings allzusehr an; der Pfleger erhielt die Weisung, er möge für seine Sache selber „luogen", und sorgen, daß er das nötige Geld habe. Zürich erklärte sich schließlich am 5. Februar 1528 bereit, auf eine Schlichtung des Streites sich einzulassen, wenn Schwyz demselben wider die Bunde schwöre. Schwyz mußte nachgeben, nachdem Hans von Erlach, Schultheiß zu Bern, als Obmann des Schiedsgerichtes der Orte in diesem Sinne am 10. August 1528 entschieden hatte. Der Bundesschwur zwischen Zürich und Schwyz wurde im Großmünster geleistet. „Und als man sich zu recht begab", erzählt Bullinger, „schwur man zuvor die Bundt einandren, Zürich denen von Schwyz, und hinwiderum die Schwyzer denen von Zürich. Und warend die Schwyzer übel zufriden daß der Bot von Zürich den Eyd gab by Gott allein und nit ouch by den Heyligen, und das Zürich vermeint hierdurch sagen wollt, als der Bot von Schwyz den Eyd gab und die Heyligen zu Gott benampset."

Allein Zürich ließ es trotz dem Schwur beim Alten bleiben und duldete sogar, daß der Pfleger einen Teil der von ihm verwalteten Stiftsgüter verkaufte. Auf dem Tage zu Einsiedeln, 7. Dezember 1528, kam es zu sehr erregten Szenen, beinahe zu Tatlichkeiten zwischen den Boten von Zürich, Glg. Ruchmuth und den Ratsherren von Schwyz. Erst am 20. Oktober 1529 kam in Zürich ein Vergleich zustande. Geroldseck mußte die Gotteshausleute des Eides gegen ihn entlassen, diese aber dem Gotteshause wie von altersher Zehnten, Zinsen und Gefälle entrichten, den Einsiedlerhof und alle Gefalle aus den andern Gotteshausgütern aufgeben, wogegen der Administrator sich verpflichtete, dessen während der Pflegschaft und seither in Zürich gemachten Schulden zu bezahlen. Dem früheren Pfleger wurde ein ziemliches Jahreseinkommen festgesetzt, sogar sein Recht als Konventherr und Mitbruder gewahrt, doch sollte er nur mit Gefallen der Herren von Schwyz im Kloster seinen Zugang haben. Die von Schwyz ließen Diebold von Geroldseck nicht mehr nach Einsiedeln kommen; dagegen konnten sie nicht hindern, daß das Frauenkloster Fahr mit seiner Lüthilfe zum hl. Evangelium gebracht wurde und seit 1530 verödet war. Diebold von Geroldseck blieb in

Zürich; er führte dort ein wenig beachtetes Stillleben als Privatmann; nirgends erscheint er unter der verpfründeten oder verleibdingten Geistlichkeit. Mit seinen Freunden und Beratern Mag Ulrich Zwingli und Komtur Konrad Schmid fand er am 11 Oktober 1531 den Tod bei Kappel

7. Zwinglis Verbindungen mit den süddeutschen Theologen und Polemik gegen Dr. Luther.

Unbeirrt durch die innern Streitigkeiten führte Zwingli einen lebhaften Briefwechsel mit den süddeutschen Theologen. Er kämpfte nicht nur wider Päpstler und Wiedertäufer, sondern ebenso gegen Dr. Luther, überzeugt, sein Nichtsicht des Evangeliums müsse überall sieghaft bleiben.

Die Päpstler, schrieb er am 15 Februar 1527 an Konrad Som, Pradikanten zu Ulm, suchen den Entscheid der kirchlichen Fragen hinauszuzögern, die Zeremonien auch dort zu retten, wo das Evangelium aufgenommen worden. Underdes suchen sie mit aller Ruchlosigkeit, „crudelitas“, die Diener des Evangeliums auf die Seite zu bringen, damit die Nacht der Unwissenheit allmählich wiederkehre. Sie vergleichen das Evangelium mit dem Arianismus, und glauben, dasselbe in 30—37 Jahren vertilgen zu können. Wir müssen deshalb mit Händen und Füßen uns bemühen, alles zu befestigen, was ihre Hoffnung nahren könnte, ohne Unterlaß muß täglich ein Stück von ihrem Reiche abgebrochen werden, bis keine Spur mehr davon vorhanden ist „Agendum hoc est sine intermissione, ut quotidie aliquid de illorum regno aboleatur, donec vestigium nullum adpareat“

Der Papst gibt in keiner Weise seine berechtigte Hoffnung des Sieges auf, solange die Bilder in den Tempeln stehen, die Messe fortdauert, die unkeuschen und pöbelhaften Mönche ihre Horen singen. Sobald diese Abgöttereien weg sind, wird seine Herrschaft zusammenstürzen, weshalb keine Zögerung statthaft ist. Zwingli ist gespannt, was die Reichsstädte handeln werden, bis die Fürsten, welche den bereits verzweifelnden Päpstlern ihre Hand leihen und sie zu Atem kommen lassen, ebenfalls zu bessern Verstand gelangen. Das Verhalten soll so sein, daß gepredigt wird: das alles ist gegen Gottes Gesetz durch menschliche Satzung errichtet und erbaut, deshalb muß es abgerissen werden, aber klug, damit Sturz

und Fall nicht zum Nachteile gereichen. Kollegiatſtifte und Klöſter ſind Erfindungen der päpſtlichen Satzungen; vernichten wir deshalb, was in ihnen päpſtiſch iſt. Halte gegenüber dem Widerſtreben des Rates feſt an meiner Auffaſſung; denn ich teile durchaus nicht den Irrtum derjenigen, welche Bilder, Cucullen und dergleichen Dinge für gleichgiltig halten! „Nunquam cogites de cessione, obsecro atque impero: insta, urge, opportunus esto interim, juxta moderationem importunus, vehemens! Vale et constans esto usque in finem!“

In gleichem Sinne ſchrieb Zwingli am 3. April 1527 an Dr. Dionyſius Melander, „doctus atque strenuus minister evangelii Jesu Christi“, Prediger, am Bartholomäusdome zu Frankfurt, welcher zum Mißfallen des Rates ſtark auf ſeine Lehre neigte, um denſelben Dr. Luther zu entfremden: „Tu, quod fidum et constantem ministrum evangelii decet, omnia in gloriam Dei proximique salutem facito, non minus prudenter quam fortiter pro veritate pugnando. Dies enim mali, hoc est pleni periculo sunt!“

Zwingli fühlte ſich, handelte und ſchrieb bereits gewiſſermaßen als Univerſalbiſchof. Seines baldigen Triumphes über alle Gegner war er derart gewiß, daß er am 6. Mai 1527 Dr. Andreas Oſiander, „vir sanctus“, um deſſen Bekehrung auf ſeine Lehre vom Abendmahle herbeizuführen, mit heftigen Vorwürfen überhäufte, weil er auf halbem Wege ſtehen bleibe und zu Nürnberg die Verfechter der wahren Lehre verfolge. „Non praeteribunt anni tres, quin *Italia, Galliæ, Hispaniæ, Germaniæ* pedibus in nostram ierint sententiam. Quo se tunc vertent et stabunt isti, qui aut contra veritatem pugnavisse, per errorem esse factum confitebuntur, aut, si in errore perstabunt, per impietatem miscere audent omnia? Quo se tunc vertent, qui gladio ferreo nunc tentant, quod gladio spiritus perficere non possunt?“ Dr. Oſiander blieb unbekehrt, und wies die Werbung Zwinglis auf das entſchiedenſte zurück in ſeiner „Epistola apologetica ad Huldericum Zwinglium“.

Der geiſtige Kampf, welchen Zwingli zur Ausbreitung ſeines Evangeliums im Frühjahre 1527 mit neuer Kraft aufgenommen hatte, richtete ſich ſchließlich in perſönlicher Polemik gegen Luther. An dieſen hatte Zwingli am 28. Februar 1527 die umfangreiche

„Amica exegesis, id est eucharistiae negotii“ gerichtet. Darauf ſchrieb er ihm ſeine große Epiſtel vom 1. April 1527, „doctissimo viro fratri in Domino suscipiendo“. Dieſelbe war ziemlich reich an Vorwürfen über deſſen Lehre von der hl. Euchariſtie, ſein Feſthalten an päpſtlichen Gebräuchen, ſein ſelbſtherrliches Auftreten gegen die wahren Zeugen der Wahrheit, ſein Preisgeben der Bauern und ſein Zurückweichen vor der Fürſtengewalt. Dr. Luther hatte den Brief öffentlich in ſehr mißfälliger Weiſe beantwortet, die Werbung um ſeine Freundſchaft recht ſpröde zurückgewieſen. Der „Sermon von dem Sakrament des leibs und bluts Chriſti wider die Schwarmgeiſter“, beſonders die Schrift: „Das dieſe wort Chriſti noch feſter ſtehen wider die Schwarmgeiſter“, richteten ſich ſcharf gegen die Lehre Zwinglis und Dr. Ökolampads über Sakrament und Abendmahl.

Zwingli nahm die Polemik zu gleicher Zeit wie die Werbung von Mitarbeitern in den Reichsſtädten auf; am 28. April 1527 ſchrieb er an die Brüder zu Bern: „Ego nunc accingor ad respondendum Luthero, qui contra nos confusissime scripsit, sed simul impudenter.“ Am 20. Juni 1527 erſchien ſeine ſcharfe Gegenſchrift: „Daß diſe Wort Jeſu: das iſt mein lychnam, der für üch hingegeben wirt, ewiglich den alten einigen ſinn haben werdend, und M. Luther mit ſinem letſten buoch ſinen und des Bapſt ſinn gar nit gelert noch bewärt hat.“ Dr. Luther antwortete nicht weniger heftig durch ſeine beiden „Bekenntnisbücher vom Abendmahl Chriſti und über die Artikel des Glaubens wider die feindt des Evangelii und allerlei ketzereyen“, und dem „Kurzen Bekenntnis vom hl. Abendmahl wider die Schwarmgeiſter“. Dr. Ökolampadius und Zwingli, vom Zorne des Elias zu Wittenberg insbeſondere betroffen, gaben am 1. Juli 1528 gegen denſelben eine neue Streitſchrift in zwei „Antwurten“ heraus. Dieſelbe war von Zwingli zwei Häuptern des Evangeliums in Deutſchland, Herzog Johann von Sachſen-Meißen und Landgraf Philipp von Heſſen gewidmet. Die Bemühungen des letztern, des Herzogs Ulrichs von Württemberg und der Straßburger Theologen, den ebenſo ärgerlichen als dem geeigneten Fürgange des Evangeliums hinderlichen Zank zu ſchlichten, führten im Oktober 1529 zu dem noch ſchlimmern Ausgange des Religionsgeſpräches zu Marburg.

Am ſchärfſten behandelte Zwingli die „Opinion von der leyplichen Gegenwart Chriſti im Brod und under der geſtalt deß Brods“, in der Vorrede zu der gleichnamigen Schrift von Kaspar Schwenkfeld, welche am 24. Auguſt 1528 bei Chriſtoph Froſchauer erſchien. Dieſe Lehre iſt nach Zwinglis Opinion wider den Inhalt der ganzen Schrift, wider die Art und Eigenſchaft des Glaubens, wider Art und Natur des Gotzworts, wider das Reich und Hohepriеſtertum Chriſti, wider die Ehre und Herrlichkeit Gottes, wider den Brauch des Nachtmahls Chriſti und die Ordnungen der erſten chriſtlichen Kirche.

In Süddeutſchland hatte Zwinglis Lehre gegenüber dem Anſehen Dr. Luthers ſeit 1525 großen Anhang gewonnen. Urbanus Rhegius zu Augsburg, Theobald Billikan zu Nördlingen, ſtellten ſich nach einigen Bedenken auf ſeine Seite. Konrad Som in Ulm, Hans Zwick und Ambroſius Blaurer in Konſtanz, Johannes Haner in Nürnberg, die Prediger in Lindau, Memmingen und Isny, die Theologen in Straßburg hielten eifrig zu ihm. Dr. Luther und die ſächſiſchen Theologen dagegen rechneten ſeit 1525 Zwingli beharrlich unter die himmelſchen Propheten, ſeine Lehre von Bildern und Sakramenten, und beſonders von der Euchariſtie, zu den allerärgſten Ketzereien. In Sachſen und Nürnberg ſitze zwar noch Luther im Regiment, ſchrieb Dr. Buzer ſchon am 9. Juli 1526 an Zwingli; Friesland und Holland dagegen erfreuen ſich des reinen Evangeliums und des richtigen Verſtandes der hl. Schriften; in Brabant, Geldern und Flandern leben wahre Chriſten.

8. Praktiken zwiſchen Zürich, Konſtanz und andern Städten.

Zwingli ſtellte ſich, wie Dr. Bluntſchli richtig bemerkt, auf einen reformatoriſch-kosmopolitiſchen Standpunkt; es geht dies aus ſeinen Schlußreden und Schriften, am beſtimmteſten aus ſeinem Briefwechſel hervor; einzig der unüberſteigliche Gegenſatz zu Dr. Luther hinderte die Durchführung ſeiner Weltpolitik in Deutſchland. Zwingli tat ſeit Anfang 1527 alles, die Hinderniſſe wegzuräumen; in drei Jahren ſollte das Papſttum abgetan und vernichtet ſein. „Der große ſchweizeriſche Reformator“, charakteriſiert Dr. Bluntſchli, „war von Anfang an und durch ſein ganzes Leben kaum viel weniger darauf bedacht, politiſch einzugreifen als die

Kirche zu reformieren. Während Luther mit ganzer Seele die Wiederbelebung und Reinigung des christlichen Glaubens anstrebte und sich ausschließlich dieser Aufgabe widmete, wollte Zwingli nicht blos Kirchen- sondern auch Staatsmann sein."

Längst hatte Zwingli seine Blicke nach den süddeutschen Reichsstädten gewandt, dort hatte seine Lehre bereits Eingang und Anhang gefunden; die Theologen, voran jene zu Konstanz und Straßburg, erstrebten längst einen engern Anschluß an das mächtige Zürich und durch dieses an die evangelisch umgestaltete Eidgenossenschaft. Im Mai und Juli 1527 fanden zu St. Gallen und Straßburg große Gesellenschießen statt. Nach St. Gallen kamen Zürich, Konstanz, Toggenburg und viel anderes Volk, menklich wurde gar ehrlich und herrlich gehalten und auf das Fest ein Lied gemacht. Nach Straßburg fuhren gleichfalls Zürcher; sie wurden mit großen Ehren empfangen, gehalten und entlassen. Im Auftrage Zwinglis weilte sein Vertrauter Mag. Franz Kolb in Straßburg, mit den Reformatoren Dr. M. Bucer und Dr. Wolfgang Capito geheime Unterhandlungen zu pflegen.

Weil die sieben Orte diese religiösen und politischen Praktiken, als dem Geist und Wortlaute der Bünde zuwider, beharrlich zurückwiesen, sollten die Oligarchen, die Häupter und Führer der Katholiken beseitigt, dem Volke die Politik und Lehre Zwinglis als evangelische Freiheit aufgedrängt werden. Dieselbe sollte von Zürich und Bern beherrscht werden, gleich einem Wagen, welchen zwei Ochsen ziehen. Indem er sich der kirchlichen Reform bemächtigte, trachtete er sie von Zürich aus über die ganze Schweiz auszubreiten, und gieng zugleich damit um, die Eidgenossenschaft politisch umzugestalten.

Schon den Zeitgenossen war es klar, daß alle diese Anschläge sowohl von Zürich als von Konstanz ausgiengen, und gewiß daß die Häupter der Reformpartei zu Bern und Basel, sowie die Vadian zu St. Gallen das Vertrauen gezogen waren. Vor allem aber mußte Bern gewonnen werden. Dieses Ziel zu erreichen war Zwinglis nächstes, für die Eidgenossenschaft folgenreichstes Bestreben. Die engere Verbindung der Schweizerstädte mit der Reichsstadt Konstanz sollte der Angelpunkt eines neuen evangelischen Städte- und Staatenbundes werden. Ein Bündnis der Städte lag von jeher in Zwinglis Plan, wie schon der Brief vom

11. Oktober 1525 an Dr. Vadian andeutete, mit weiter berechneter Anlage. Zürich sollte sich nicht nur für einen voraussichtlichen Krieg mit den fünf Orten verstärken, sondern durch den evangelischen Städtebund tatsächlich die Grundlage zu einer neuen Eidgenossenschaft, zu einem neuen Staatensystem legen. Diese Grundlage war die „Lades quae nos conjungit", im Gegensatze zu den „membrana jam putrescunt", die „Schnur Gottes" gemäß dem Evangelium im Gegensatze zu den beschworenen Bundesbriefen.

In Konstanz war das Evangelium nach langem Kampfe siegreich zum Durchbruch gelangt. Am 21. August 1526 hatten Bischof und Domkapitel nebst aller Pfaffheit der Stifte und Klöster die Stadt verlassen müssen. Klöster und Stifte wurden aufgehoben. Bischof Hugo verlegte seine Residenz nach Meersburg, Domkapitel und Konsistorium ihren Sitz nach Überlingen und Radolfzell. Es war dieser Ausgang wesentlich ein politischer und reformatorischer Erfolg Zwinglis, welcher seit Jahr und Tag mit den Reformatoren zu Konstanz die engsten Beziehungen unterhielt. Mit Ambrosius Blaurer, früher Mönch zu Alpirsbach, dessen Bruder, dem Ratsherrn Thomas Blaurer, mit Domprediger Hans Wanner, dem Prediger zu St. Stephan, Hans Zwick, und dessen Bruder, Ratsherr Konrad Zwick, stand er in Briefwechsel; selbst in der bischöflichen Kurie zählte er Vertraute. Der Freundschaft tat es keinen Eintrag, daß Ambrosius Blaurer mehr zur Abendmahlslehre Dr. Luthers neigte, da es seit 1525 Zwinglis bewußtes Ziel war, die Reichs- und Bischofsstadt in seine Pläne hereinzuziehen. Die Bürgerschaft war damit politisch und kirchlich mehr als je zuvor auf das mächtige Zürich angewiesen. Der Kaiser war gewonnen, in Konstanz den alten Glauben aufrecht zu erhalten, die Rechte des Bischofs und der Klerisei zu wahren. Diese hatten beim Reichsregimente und vor der Tagsatzung ihre Klagen eingereicht, auch der schwäbische Bund nahm eine drohende Haltung gegenüber Konstanz ein. So kam es zu ersten politischen Praktiken der Konstanzer mit dem Rate von Zürich und Zwingli. Die Anschläge waren offenbar schon im Februar 1526 dem Rate zu Basel bekannt.

Die fünf Orte, welche die Kunde solcher Praktiken von „mit klennuegen glaubsamen luten" hatten, hielten sofort, 15. April 1527 einen Tag zu Beckenried, die wichtige Angelegenheit zu

beraten. Die Kanzlei von Luzern sandte den Brief durch einen Eilboten sofort an den Rat zu Bern: Die Orte haben „ein merklich befrömbden empfangen", zu vernehmen, daß Zürich mit denen von Konstanz „täglich vil gesprachs und heimlichen handel zusamen hand sampt andern stetten". Kürzlich haben die von Konstanz ihre Botschaft in Zürich gehabt, heimliche Praktik und Handlung getan, und sind mit Zürich in ein Bündnis gekommen, daß die von Zürich den Thurgau einnehmen und denen von Konstanz zu handen stellen sollen. Dieses Praktizieren sei dem falschen Verstand des neuen Gotteswortes zuzumessen. Es habe dasselbe bei den Eidgenossen nicht wenig Argwohn erweckt, zu Aufsicht und Vorsicht gemahnt, „dester bas für sich zuo luegen". Das hinterrucks geübte Vorgehen sei den Bünden, den Rechten der neun mit Zürich im Thurgau regierenden Orte zuwider, daraus müßte größere Zwietracht, Uffruor und alls gnots erwachsen. Der Rat zu Bern, dessen Rechte und Herrlichkeiten im Thurgau ebenfalls in Frage gestellt seien, wurde mit fründtlicher höchster Bitte ersucht, er möge sich schicken, rüsten und darnach halten, den neun regierenden Orten das Ihrige zu handhaben und zu schirmen.

Bern gab schon am 12. April 1527 sowohl den fünf Orten als Zürich seine Ansicht zu wissen, sandte auch dem Rate von Zürich die Missive der fünf Orte zu. Der Rat mochte den Anzeigen über gefährliche Praktiken der Zürcher keinen Glauben schenken, und ließen diese und die fünf Orte wissen, daß M. Herrn über dieselben ihr Mißfallen hätten. Die fünf Orte mögen ruhig bleiben und nichts Gewaltiges anfangen, was zu kriegischer Empörung führen könnte. M. Herren werden nach Eidespflichten jenen beistehen, welche wider Recht und Billigkeit genötigt und überfallen würden. Dem Rate von Zürich wurde das größte Bedauern und Mißfallen bezeugt, falls sich erwahren sollte, daß er mit solchen Praktiken umgehe, mit dem höchlichen Ermahnen von denselben abzustehen. „Dann ir wol erwagen und gedenken mögend", wurde drohend beigefügt, „wann ir solich gewaltig frävenlich, ungebürlich handel fürnämend, daß wir die keiner hand dulden wurden, auch die geschwornen Bünd das nit erliden. Darneben auch", heißt es allerdings, „wo ir under dem schin angezogener praktik falschlich verunglimpfet und verargwonet würden, und da unfall uß sölichem begegnen, würden wir eidspflicht halb der

party, ſo mit gewaltiger hand wider recht und alle billigkeit angefochten, vermög der geſchwornen pünden, byſtand und hilf bewyſen, dardurch menklich vor unbillichem gewalt verhüet würde."

Der Rat von Zürich gab nach Bern ſehr freundliche Antwort, weil aus der Miſſive hervorgehe, daß M. Herren vor allen andern Eidgenoſſen das Wohl der Stadt Zürich im Auge haben. Die Beſorgnis der fünf Orte ſei vollſtändig unwahr, erlogen und den fünf Orten, wie anderes, eingebildet. Die glaubſamen und nicht kleinfügen Perſonen, auf welche die Miſſive von Beckenried ſich berufe, ſeien wenig glaubhaft, ſondern eher darauf bedacht, dieſelben und eine löbliche Eidgenoſſenſchaft in Unwillen und Aufruhr zu verſetzen und ſie dadurch zu zerſtören. Luzern ſolle ſeine Gewährsmänner anzeigen, damit Zürich ſich vor ihnen und allen Eidgenoſſen verantworten und den Verdacht austilgen könne. Mit Unrecht ſchreiben die fünf Orte, Luzern voran, ſolche Dinge und Praktiken einzig dem neuen Gotteswort zu; M. Herren von Zürich haben ſolches nicht zu verantworten, da ſie den alten, wahren und rechten chriſtlichen Glauben bekennen, und dafür, aus Liebe zu Gott und den Nebenmenſchen, die Spott- und Schmachworte, welche ihnen täglich zugemeſſen werden, ſeit langem in Geduld ertragen. M. Herren wollen niemanden des Glaubens wegen anfechten; wenn ſie ſich im äußerlichen verfehlen, wiſſen ſie, wo nach Bünden und Verträgen das Recht zu finden ſei, und ſind gewillt, demſelben nachzuleben.

Mit der Botſchaft von Konſtanz ſei nichts heimlich gehandlet und praktiziert worden, ſondern dieſelbe habe M. Herren wie auch Schaffhauſen, angezeigt, was ſich in ihrer Stadt mit Biſchof und Pfaffheit zugetragen, mit der Bitte, andern Berichten keinen Glauben zu ſchenken. Stets habe Zürich mit Konſtanz gute Freundſchaft und Nachbarſchaft gehalten, in der Meinung, dieſe werden der Eidgenoſſenſchaft weder Nachteil noch Unfrieden erwecken, und hoffe ſolches auch ferner tun zu dürfen. Dagegen wollen M. Herren nicht verhehlen, daß etliche Orte der Eidgenoſſen ſchon länger Unwillen gegen Zürich beweiſen, mit Öſterreich und dem Ausland praktizieren und die Zürcher meiden, als ob ſie Heiden wären. Wenn M. Herren von Zürich jemals gedrängt würden, mit Konſtanz ein engeres Verhältnis zu pflegen, ſo werde dasſelbe weder ſeiner Ehre, noch den Bünden und gemeiner Eidgenoſſen-

ſchaft ſchädlich ſein. Von Zürich ſei nichts tätliches zu befürchten, wiewohl es längſt Urſache hätte. M. Herren zu Bern möchten ſolche Anſchläge, die gegen alle Bünde wären, nicht bei Zürich ſuchen, und dafür ſorgen, daß ſolche Verdächtigungen bei den Ihrigen keinen Glauben finden. In Bern mochten M. Herren bereits vertraulich wiſſen, daß ſowohl in den Beſchwerden der fünf Orte gegenüber den Ausreden deren von Zürich mehr als ein bloſſes Körnlein tatſächlicher Wahrheit gelegen war.

Gleichzeitig erhob ſich ein neuer Sturm, diesmal gegen Luzern und die fünf Orte. Auf den anberaumten Tagſatzungen zu Einſiedeln, 7. Mai, und zu Luzern, 23. Mai 1527, brachte der Bote von Bern vor, M. Herren haben infolge Ausſagen eines Balthaſar Bläſi vernommen, Erzherzog Ferdinand und der ſchwäbiſche Bund ſtehen im Einverſtändniſſe mit den fünf Orten, im Begriffe, ſowohl Zürich als die andern lutheriſchen Städte mit Krieg zu überziehen. Ein Reichsheer von 160,000 Mann ſolle in den Aargau einrücken, Zürich einnehmen, und daſelbſt den alten Glauben einführen. Wenn Zürich ſich den Begehren der fünf Orte nicht füge, ſei Luzern gerüſtet, mit dem Venli auszurücken, 600 Mann nach Bremgarten zu legen und die Stadt zu beſetzen. Ferdinandus werde auch in andere Orte der Eidgenoſſenſchaft ziehen: „die lieben Eidgenoſſen von Zürich, auch alle die, ſo des nüwen lutheriſchen Glaubens ſyen, zuo undertrucken, und von ihrem Mißverſtand, ſo ſy wider die ſieben Sakramente, auch der Mutter Gottes und aller Heiligen erhalten, ze wyſen und wider zu dem alten Wäſen zu kommen. Und ſo wir uns dero von Zürich annämen, ſo werde mit uns glicher Geſtalt fürgenommen und gehandlet.“ M. Herren von Bern glaubten zwar nicht an ein ſolches Einverſtändnis; ſie ſetzten jedoch angeſichts ſolcher beſorglichen Nachrichten auf 15. Mai 1527 eine Tagſatzung zu Baden an, von welcher die ſieben Orte aus Mißverſtändnis wegblieben, worüber Bern ſich höchlich beſchwerte.

Auch die fünf Orte beklagten ſich ſehr, daß ſie derart verlogen und gekränkt werden. Sie bezeichneten in ihrer Antwort vom 23. Mai 1527, welche ſich nach Dr. Moriz Stürler für den unbefangenen Beurteiler durch ihre ruhige Würde vor der Miſſive M. Herren zu Bern vorteilhaft auszeichnete, Balz Bläſis unwahrhafte Ausſage als böswillige Verleumdung, als ungegrün-

dete Landomär. Ihr Urheber verdiene als ehrloser und verlogener Mann in Eisen gelegt, peinlich angetragt und gehangt zu werden. Die fünf Orte versicherten U. Herren zu Bern hoch und teuer, sie haben keinerlei solche Praktiken weder mit Herzog Ferdinand noch mit andern Fürsten, wenn sie mit den Schwäbischen so viel Verkehr hatten, wie andere, und sie zum Schießen einluden, wie es gewisse Orte tun, würden sie einen solchen Vorwurf verdienen. M Herren zu Bern bekamen starken Tadel zu lesen, daß sie sich nicht an die fünf Orte gewandt, auch einen Mann, wie Balz Blasi, als derselbe in ihrer Gewalt gelegen, nicht an der Folter zum Geständnis gezwungen, woher er seine erlogenen Reden habe. Wie der Rat zu St Gallen am 10 Mai 1527 an Zürich geschrieben, und sich aus allen Verhältnissen ergab, war an der ganzen „Sage" nicht ein Wörtlein richtig. Der böse Hande. sollte offenbar dazu dienen, die fünf Orte zu verdächtigen, in ihrem Gebiete Unruhen zu stiften, das Bernervolk auf die bevorstehende Anfrage über den Glauben zu fanatisieren, die Aufmerksamkeit von den geheimen Praktiken zwischen Zürich, Bern, Konstanz, Straßburg und andern Städten abzulenken.

9. Vereinbarung des Burgrechtes zwischen Zürich und Konstanz.

Die Unterhandlungen zwischen Zürich und Konstanz ruhten trotz den Beschwichtigungen der Zürcher keineswegs. Die Reichsstadt sah sich fortwährend wegen Vertreibung von Bischof Domkapitel und Klerisei, infolge Einzuges der Kirchengüter in bedrohliche Händel mit Kaiser und Reich, mit Erzherzog Ferdinand und dem schwäbischen Adel verwickelt und hatte offenen Krieg zu gewärtigen. Umsomehr war sie auf die Hilfe der Freunde in Zürich angewiesen. Die Unterhandlungen führte Zwingli persönlich am 14 August 1527 mit den bevollmächtigten Gesandten von Bern, Basel und St Gallen, welche auf einem Tage in Zürich sich eingefunden hatten, das Konkordat der fünf Städte gegen die Wiedertäufer zu vereinbaren. Die Verhandlungen waren ganz geheim; der Bote von Schaffhausen wurde nicht ins Vertrauen gezogen. Dagegen wurde ein engeres Verständnis zwischen den fünf Städten eingeleitet. Wie Zwingli an Ambrosius Blaurer griechisch schrieb, sagten die Boten der drei Städte zu, mit den Tüchtigsten und Verständigsten insgeheim zu ratschlagen, was für Zürich und

Konstanz das Beste sei. Die Angelegenheit blieb wenigstens für Uneingeweihte ruhen, bis zur Tagsatzung zu Baden, am 4. November 1527. Sowohl Bischof Hugo, als die Stadt Konstanz waren durch Botschaften vertreten. Der bischöfliche Hofmeister, Wolf von Helmsdorf, verlangte abermals im Namen des Bischofs und des Domkapitels den Schutz ihrer in der Eidgenossenschaft liegenden Rechte und Einkünfte.

Beide Räte zu Konstanz suchten durch ihren Gesandten, Stadtschreiber Georg Vögeli, um ein Burgrecht mit den Eidgenossen nach, mit der Begründung: „Daß durch praktizierung der pfaffen die statt Costenz dermaß vilfach beleidigt wird, und ze besorgen ist, daß die sach zuo einem krieg sich möchte ziehen." Die Botschaft lautete des Nähern: Die Stadt Konstanz habe bisher treulich an Kaiser und Reich, besonders am Hause Österreich gehalten, darob und von deren wegen viel an Land und Leuten, Leib und Gut verloren. Bisher sei dieselbe ein Bollwerk des Reiches und Schwäbischen Bundes gewesen. Die Eidgenossen besitzen keinen Ort, der größere Sorge verdiene als Konstanz, welches in Kriegszeiten 10,000 Mann aufnehmen könne. Wenn Konstanz bei den Eidgenossen wäre, hätten sie gegen Schwaben eine ganz beschlossene Stadt. Der Schwäbische Bund habe die Stadt Konstanz im Schwabenkriege 1499 schwer geschädigt, ihr Eigentum im Thurgau verbrannt, das Landgericht den Eidgenossen der zehn Orte gegeben, dadurch der Stadt unsäglichen Schaden zugefügt. Die Reuter des Schwäbischen Bundes brennen bis vor die Stadt, sie wollen die Leute des Evangelii halber vor Gericht ziehen, ihnen die Backen durchstechen oder sie an die Bäume hangen. Die Geistlichen von Konstanz werden im Thurgau bedrängt und der Kaiser hat zu Speier den Bürgermeister Geisberg von Konstanz ungnädig und undankbar zurückgewiesen. Es sei zu merken, daß man der Stadt keine Treue halte, sondern dieselbe von der Pfaffen wegen gar zu vertilgen unterstande, weshalb die Feinde dieselben schon öfter belagern wollten, und darüber mit den Eidgenossen unterhandelten.

„Ab welchen allen und ab vil andern practiken, die wider die statt gehandelt werdent, und das über alle rechtbott, auch über daß man niemands das sin verhalt noch beleidiget, auch über daß sich niemand eines kriegs gegen der Statt merken laßt,

darum haben klein und groß Rat einhellig beschlossen, daß der Statt nott sig, umb hilf und umb ein rucken zuo luogen." Die Angelegenheit wurde vor Zunfte und Gemeinde gebracht; alle Zünfte waren einhellig, „das man um hilf trachten soll, und solliches ze thuon ist kleinen und großen Raten befolchen; doch solle man nichts hinter den andern Heimenden handeln. Kleine und große Rate haben den Heimlichen befohlen, in solchen Sachen zu handeln, doch nichts endlichs zu beschliessen."

Die Unterhandlungen über das Bündnis mit Konstanz nahmen ihren raschen Fortgang. Das sonst unverfängliche Burgrecht mit Zürich mußte jedoch angesichts der Verhältnisse die größten Bedenken wachrufen. Die Stadt gehörte zum Reiche, Bischof und Domkapitel hatten auf ihre Rechte in keiner Weise verzichtet, sondern dieselben bei Kaiser und Reich, sowie bei der Tagsatzung reklamiert. Zürich war allerdings befugt, mit Konstanz ein Burgrecht zu schließen, wie es der 19. Artikel seines Bundesbriefes mit den Eidgenossen vom 1. Mai 1352 erklärt; die Stadt hatte davon auch früher schon Gebrauch gemacht. Allein anderes lag die Sache, sobald es sich darum handelte, Konstanz zur Erweiterung seines Gebietes, sei es in Schwaben oder im Thurgau, behilflich zu sein. Ersteres mußte zu Händeln mit dem Reiche, letzteres zu Widerspruch, ja zum Kriege unter den Eidgenossen führen. War es auf Erwerbung des Landgerichtes, und nach Übersiedlung der sieben Orte, auf der Landgrafschaft abgesehen, wie solches bereits der Kriegsplan Zwingli von 1524 voraussah, so waren, schreibt Franz Rohrer, solche krumme Gänge hinter dem Rücken der andern im Thurgau berechtigten Orte dem Geiste und Buchstaben der Bunde zuwider. In die Landgrafschaft teilten sich die sieben Orte Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, welche den Landvogt setzten. An dem Landgerichte hatten auch die Orte Bern, Freiburg und Solothurn Anteil. Die Aufnahme der Stadt Konstanz als vierzehnten Ort der Eidgenossenschaft erforderte die Zustimmung aller dreizehn Orte. Dieselbe war aus politischen und religiösen Gründen damals weniger als jemals zu erlangen.

Auf der Tagsatzung zu Baden, 26. November 1527 traten die Schwierigkeiten sofort zutage. Die Boten von Konstanz wurden angewiesen, sie sollen auf die Meinung, Konstanz müsse

mit den Eidgenossen halten, zu verstehen geben, daß sie hierfür von ihren Obern keine Befehle haben, daß die Räte ohne Wissen und Willen der Gemeinde nichts beschließen können. Die Boten sollen hören, was der Eidgenossen Meinung sei, aber die ihnen zugestellten Artikel nur im Notfall und einzig den Vertrauten vorweisen. Wenn die Eidgenossen nicht an eine Verbindung mit Konstanz denken soll die Botschaft ihre Artikel vor denselben geheim halten. Dagegen solle sie mit den Orten, welche ihrer Meinung seien, auf dem nächsten Tage des Burgrechts halber reden, wenn nötig auch die Kopie des Burgrechtsbriefes vorweisen. Von Basel erhielten die Boten die Zusicherung, sie haben von dort nichts als Liebes und Gutes zu erwarten.

Die Heimlichen zu Konstanz unterbreiteten zunächst den Boten von Zürich auf einer Konferenz zu Stein am Rhein am 11. Dezember 1527 ihre „Neunzehn Artikel einer ewigen pündtnuß". Dieselben verlangten: Konstanz solle ein Ort der Eidgenossen sein, in Glaubenssachen handeln dürfen, wie es sich gegen Gott und die hl. Geschrift zu verantworten getraue. Die Eidgenossen sollen das Landgericht mit aller Mannschaft, Obrigkeit, Nutzungen und Rechten, wie sie es besessen, abtreten und alle Landsassen, edel und unedel, der Stadt Konstanz schwören lassen, und die Widerspenstigen zum Gehorsam zwingen helfen. Die Eidgenossen sollen die Stadt bei Landgericht und Landgrafschaft handhaben und dieselbe schützen, wenn sie dieser Pündtnuß halber angegriffen wird. Jeder Teil solle dem andern in allen Widerwärtigkeiten seine bereitwillige Hilfe leisten.

An allem, was die Eidgenossen erobern, in tütschen, walschen oder andern Landen, solle Konstanz seinen Anteil haben; in Zwieträchtigkeiten der Eidgenossen müsse die Stadt neutral bleiben. Konstanz ist befugt, Bürger anzunehmen, edel und unedel, Städte und Gemeinden; die Eidgenossen sind verpflichtet, die Stadt dabei zu schirmen. Sogar der Rat von Zürich hatte über diese Artikel des Stadtschreibers Vögeli ernste Bedenken. Er fürchtete mit Recht, sie könnten im Großen Rate „allerlei red verursachen", und den Eintritt anderer Eidgenossen hindern. Aus christlichen und redlichen Ursachen verlangten M. Herren am 14. Dezember 1527, Zürich müsse im Burgrechtsvertrag vor Konstanz genamset

ſein, damit ſie bei den Eidgenoſſen nicht verkleinert würden. Die Räte zu Konſtanz antworteten, ſie getrauen ſich, man werde ſich hierüber vergleichen. Sie gaben ihren Boten den Auftrag, zunächſt mit geſamten Eidgenoſſen zu verhandeln; würden ſie ſich mit dieſen nicht vergleichen, ſollen ſie des Burgrechtes wegen mit Zürich allein verhandeln und anzeigen, dasſelbe werde nicht mit den Eidgenoſſen, ſondern nach Weiſung ihrer Räte mit Zürich allein abgeſchloſſen.

Die Boten ſollten ferner zu Schultheiß Hugen nach Luzern reiten, und ihm auch ihre Werbung wegen der Bündtnuß anzeigen, ſie mögen dieſelbe wohl leiden. Allein Konſtanz wolle ein Ort der Eidgenoſſen und nicht das mindeſte werden; im gleichen Sinne mögen ſie mit den andern Orten handeln. Wenn vom Biſchof die Rede ſei, „ſo vergeſſent nit, daß ir meldent, daß von nöten ſyn werde, daß die Eidgenoſſen ſich des Biſchofs und der geiſtlichen lüt gegen der Statt Coſtenz nicht annemint, vilmer inen in allweg behülflich ſyen!“ Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Luzern und die ſechs andern Orte auf dieſe Anmutungen der Konſtanzer weder eintreten wollten noch konnten. Das Eintreten hätte ſofort zum Ruin ihrer politiſchen und kirchlichen Stellung, zum Verrat an ihrer Überzeugung, an Kirche und Vaterland führen müſſen. Von Annahme der Bedingungen, welche Konſtanz in ſeinen Artikeln geſtellt, konnte vorläufig ſogar in Zürich, wenigſtens öffentlich, keine Rede ſein.

Als Vorwand zum Abſchluſſe des Burgrechtes wurden neuerdings geheime Praktiken der fünf innern Orte mit dem Hauſe Öſterreich und dem ſchwäbiſchen Bunde ins Feld geführt; ſie mußten ſeit Jahr und Tag den Kriegslärm wegen Bedrohung der Eidgenoſſenſchaft begründen und den Fanatismus des Volkes aufſtacheln, bis ſie von der Mit- und Nachwelt geglaubt, und Zwingli als Retter und Vater des Vaterlandes anerkannt wurde. Wie Franz Rohrer betont, iſt dieſe Behauptung völlig unhaltbar. Die Eidgenoſſen waren im Jahre 1525 auf den Antrag, mit Kaiſer Karl V. und Erzherzog Ferdinand in ein Bündnis einzugehen, nicht eingetreten. Akten und Abſchiede zeigen von derartigen Machenſchaften keine Spur; die Verdächtigungen hatten ihren einzigen ſchwachen Grund im freundlichen Verkehre der Amtsleute, in dem Zuſammengehen in religiöſen und politiſchen Fragen von Fall zu Fall. So

war es, als die fünf Orte die Rechte des Biſchofs zu Konſtanz gegenüber der Stadt zu ſchützen ſuchten.

Das Burgrecht zwiſchen Zürich und Konſtanz wurde zunächſt am 23. Dezember 1527 in Zürich von beiden Räten angenommen, wie ſelbes die Heimlichen beider Städte ausgefertigt hatten. Die Räte handelten ohne die Gemeinden einzuberufen, trotzdem die Zuſtimmung aller Bürger und ganzer Gemeinden im Eingange des Bundesbriefes ausdrücklich und genau vorbehalten war. In beiden Räten der Stadt Zürich ſprachen ſich von 212 Mitgliedern nur 113 dafür aus. Zwei Tage nachher, an Weihnachten 1527, wurde das Bündnis mit Brief und Siegel ausgefertigt. „Man dürfte kaum irren", bemerkt Franz Rohrer zu dieſer Abſtimmung, „wenn man die Annahme des Burgrechtes in Zürich dem von nun an allmächtigen Einfluß Zwinglis in politiſchen Dingen zuſchreibt, wie er auch bereits mit Bern und St. Gallen darüber verhandelte und die Erweiterung dieſes Burgrechtes im In- und Auslande bis zu ſeinem Tode lebhaft betrieb. Als nächſte Aufgabe des Burgrechtes mochte man allerdings anſehen, die Reformation in Konſtanz zu ſchirmen, im Falle eines Religionskrieges ſich des Thurgaus zu bemächtigen, wie man es bereits gegenüber dem Fürſtabt zu St. Gallen vorgeſehen hatte. Damit war die heutige Oſtſchweiz gewonnen oder doch wenigſtens neutraliſiert, die politiſche Stellung der fünf Orte erſchüttert, und der Fürgang des Evangeliums geſichert."

Das Burgrecht war auf zehn Jahre feſtgeſtellt, mit Rückſicht auf die ſorglichen und ſchweren Zeitläufe, viele unbillige Angriffe und ungerechte Handlungen, zur Wahrung bürgerlicher Einigkeit und des im Reiche aufgerichteten Landfriedens. Dasſelbe war mit der Gnade Gottes aufgerichtet im Namen des Erlöſers Jeſus Chriſtus, und des hl. römiſchen Reiches, ſowie den beiden Städten zur Stärkung, Ehre, Wohlfahrt und Nutzen und zu gegenſeitigem Schutze. Dieſer bezieht ſich zunächſt auf die kirchlichen Verhältniſſe, Glaube und Seligkeit der Seelen. Weil dieſe in niemands Gezwang oder Vermögen ſtehen, ſondern eine freie und unverdiente Gnade und Gabe Gottes ſind, ſollen beide Parteien innerhalb ihrer Obrigkeit in Sachen des Glaubens und ſeelicher Seligkeit handeln und ſich halten, wie ſie es gegen Gott und die hl. Geſchriften zu verantworten ſich getrauen. Kein Teil ſoll des-

halb den andern anfechten, noch jemanden, der sich dawider täte, irgendwie dazu behilflich sein. Wird ein Teil von jemanden des Glaubens halber bewaltigt, geschadigt, oder widerrechtlich behandelt, so sollen beide Städte, jede auf eigene Kosten, mit Leib und Gut sich bei dem Ihrigen schützen, schirmen und handhaben.

In Hinsicht auf die Zeitläufe wird ein Bundesrecht aufgestellt. Wenn in Rechtsstreitigkeiten ein Teil um zeitlicher Sachen mit jemandem, welcher dem Burgrecht nicht zugehörig wäre, in Zweiung käme, sollen beide Städte sich des Rechtes gebrauchen, mit aller Ziemlichkeit handeln, und ohne des andern Teiles Wissen, Willen und Rat mit niemanden Fehde und Krieg anfangen: wenn die eine Partei solches täte, ist die andere Partei weder Hilfe noch Rettung zu tun verpflichtet, sondern blos gehalten, den Feind in Bezug auf Durchwaß und Proviant in Schranken zu halten. Falls der andere Teil ihm Recht anbietet und der Gegner ihn bei seinen Freiheiten, Bräuchen, Gütern und Rechten nicht will bleiben lassen, sondern vor fremde Richter oder von dem Seinigen drangen will, oder sonst ihn schadigt, soll die andere Partei, sobald sie gemahnt oder sonst der Sachen gewahr wird, von frischer Tat zulaufen, nacheilen, Schaden abwenden und handeln, als ob es ihr begegnete und seine eigene Sache ware.

Wenn beharrlicher Krieg, Fehde oder Feldzug erwachsen oder die Not es erfordert, soll der Verbundete sogleich mit Schrift oder Mund gemahnt, dem bedrängten Teile ohne gefährlichen Verzug zuziehen, ihm Leute und Gut retten und beschirmen helfen, so oft sich das begibt. Wenn eine Partei vermeinte, einen fräflen Angriff strafen zu müssen und hiezu des verbündeten Hilfe bedurfte ebenso wenn die Beschadiget in Schlössern oder andern festen Orten betroffen wurden, soll das getreulich, je nach Gestalt der Leute und Sachen mitgeteilt werden. Wenn beide Teile Ratschlag zu Schutz, Schirm und Handhab halten, mit Panieren oder Fandli auszuziehen, sollen beide Stadte einander mit Leuten, Gezeug und was dazu nötig ist beistehen, jeder Teil nach Vermögen und Gelegenheit dem andern zuziehen und darin weder hinterhaltig noch säumig sein.

Weil Konstanz weder Landschaft noch Untertanen besitzt, sondern nur die, welche in der Stadt und ihren Gräben sitzen, steht es nicht an der Stadt, mit ihren Leuten auswärts zu ziehen.

Dafür soll Zürich einen Zusatz nach Konstanz geben, so groß, als von dort begehrt wird. Dagegen wird Konstanz getreues Aufsehen haben und sorgen, daß denen von Zürich nach Möglichkeit Gutes gebracht und ihnen von Konstanz aus kein Schaden geschehe. Sobald es sich aber fügte, daß Konstanz eigen Land und Leute bekäme und keine Gefahr für sich besorgen müßte, so soll die Stadt nach ihrem Vermögen den Zurchern zu Hilfe kommen. Wenn Städte, Schlösser, Herrschaften, Land und Leute von beiden Teilen in tapferer Kriegsübung erobert werden, soll ihnen davon das Gewonnene zu ganz gleichen Teilen zukommen. Kein Teil soll mit dem Feinde einen Vertrag abschließen, bevor dem Geschädigten Ersatz geschehen ist, wie es beiden Städten billig dünkt. Beide Teile mögen Burger annehmen, diese dem andern Teile schwören und damit in das Burgrecht verfaßt sein.

Wenn mehrere Städte, Kommunen oder Obrigkeiten in das Burgrecht aufgenommen werden, sollen zwei Kommunen im Falle der Notdurft die Macht haben, einen gemeinen Tag aller Burger auszuschreiben, und alle Burger schuldig sein, diesen Tag zu besuchen. Nur Zurich und Konstanz sollen die Macht haben, einen solchen Tag zu berufen, außer wenn dringende Not keinen Verzug erleidet; sonstige ehehafte Not sollen die andern Verburgrechteten den beiden Städten zu wissen tun, damit sie nach Gebühr handeln. Die Burgrechtstage sollen in Zurich oder Konstanz stattfinden, doch können sie aus redlichen Ursachen auch an einem andern Orte gehalten werden. Ausführlich wurde die Gerichtsbarkeit und Vermittlung in Streitigkeiten zwischen den beiden Städten geordnet. Als Grundsatz galt, daß keine Partei die andere vor fremde Gerichte ziehe und vor demselben handeln solle.

Das Burgrecht sollte für zehn Jahre strenge und treulich gehalten, von Bürgermeister, kleinen und großen Räten beider Städte, „als für uns selbs und anstatt unser ganzen Gemeinden" vor den Ratsbotschaften der andern Stadt zu Gott geschworen, mit dem Eide bestätet und bekräftigt, nach fünf Jahren wiederum erneuert werden. Vorbehalten sind die Pflichten der Stadt Konstanz gegenüber Kaiser und Reich, sowie diejenigen der Stadt Zürich gegen unser lieben Eidgenossen in ewiger Bündtnuß verwandt und zugetan, sowie alle frühern Einigungen und Bündtnussen.

Das Burgrecht zwischen Zürich und Konstanz hatte eine große und bedenkliche Tragweite. Es sollte dasselbe das heilige Evangelium in beiden Städten gegen jeden Übertrag und alle Gefahrde schützen. Insoferne richtete dasselbe sich aggressiv gegen die Verteidiger des alten Glaubens: Bischof und Domkapitel zu Konstanz, das Haus Österreich und den schwäbischen Bund, vornehmlich gegen Kaiser und Reich und die sieben Orte. Die enge Vereinigung mit Zürich mußte die Reichsstadt Konstanz von Deutschland abtrennen, und diese wollte bald wie möglich ein Ort, und nicht das mindeste der Eidgenossen werden. Sodann wollte Konstanz außerhalb seinen Gräben sich Land und Leute erwerben: das konnte nur im Thurgau oder in österreichisch Schwaben, in der Grafschaft Nellenburg und im Reichsgebiete des Bischofs zu Konstanz geschehen. Daß solche Angliederungsgelüste nicht nur zu Konstanz, sondern auch in Zürich, Basel und Schaffhausen sehr lebendig waren, hatten schon die eifrigen Praktiken mit den süddeutschen Bauern vom Winter 1524 bis in den Sommer 1525 hinlänglich bewiesen. Angriffe auf deutsche Gebiete mußten zu Kriegshändeln mit Kaiser und Reich und dem schwäbischen Bund führen, die Zuteilung des Thurgau an Konstanz die mitregierenden Eidgenossen herausfordern.

Im Burgrecht vom 25 Dezember 1527 war der Beitritt anderer Städte und Kommunen vorausgesetzt, ja geradezu gefordert. Welches diese und wo sie zu suchen seien, war nicht gesagt. Es war dies vorderhand ein großes Staatsgeheimnis geblieben, längst zwar von Zwingli vorbereitet, aber nur den intimsten Freunden Vertrauten und Heimlichen bekannt. Die Geheimnistuerei hörte auf, als am 6 Januar 1528 Räte und Burger zu Bern ihren Abfall vom alten Glauben durch Annahme des Burgrechtes mit Konstanz eröffneten, und die vollzogene Tatsache am 31 Januar 1528 mit Bundesschwur gegenüber Zürich besiegelten, nachdem sie alle Bitten der sieben Orte, sich von ihnen nicht zu sündern, das Gelöbnis vom 21 Mai 1526, beim alten Glauben bleiben zu wollen, und die Mandate zu dessen Schirm aufrecht zu erhalten, ohne weiteres schroff und verletzend in Wort und Werk mißachtet hatten. Ein seit Jahr und Tag erstrebtes Ziel des Reformators und Politikers Zwingli war erreicht: Bern, das mächtigste und neben Zürich angesehenste Ort, war auf seine Seite

getreten, und hatte sich von den katholischen Orten religiös und politisch auf immer gesöndert, ihre kraftvollste Stütze, auf welche die Eidgenossen gerechnet hatten, war zum bedrohenden Gegner geworden.

Nicht nur in der Eidgenossenschaft erweckte das christliche Burgrecht sofort große Aufregung und ernste Bedenken, auch aus Deutschland erfolgten Widerspruch und Protestationen. Es war noch das Mindeste daß in Spottliedern der Stadt Konstanz mit Krieg gedroht wurde, mit dem bittern Hohne, sie möge den Reichsadler von den Toren nehmen und den Kuhschwanz hinaufmalen lassen. Ernster waren die rechtlichen Verwahrungen, welche das Reichsregiment zu Speier, das Haus Österreich und der schwäbische Bund am 24. Januar 1528 bei der Tagsatzung zu Luzern einreichten. Der Rat zu Konstanz verantwortete das Burgrecht im März 1528 mit einer Druckschrift von 31 Bogen. Gefährlichen Verwicklungen war das Tor geöffnet.

10. Politischer Umsturz in Bern und dessen nächste Folgen.

Längere Zeit vor den Städtetagen zählte man in Zürich auf den ziemlich sichern bevorstehenden Sieg der Kongregation zu Bern. Im Winter 1526/27 waren Milizen aus Bern und Freiburg nach Genf gezogen, um die seit 1526 verbündete Stadt gegen die Angriffe des Herzogs Karl Emanuel von Savoien zu schützen. Sofort faßte Zwingli den Entschluß, auch diese Stadt mit Hilfe seiner Freunde zu Bern für sein Evangelium zu gewinnen. Du Mutzen haben, schrieb er am 4. Januar 1527 an Dr. Thomas von Hofen, wiederholt ihre Pranken gezeigt; er hoffe, sie werden dieselben nicht einziehen, bis sie alles niedergerissen haben, was gegen das Evangelium aufgerichtet ist. Der Freund möge alles tun, um auch unter der Last seiner Staatsgeschäfte für das Evangelium zu wirken, und die Frechheit der Tyrannen einzuschränken. Insbesondere biete sich für seinen Eifer gute Gelegenheit, für das Seelenheil der Genfer sich Verdienste zu erwerben. „Optima de *Gebennæ civibus* mereberis, si non tantum leges eorum et jura, quantum animos componas. *Animos autem quid melius componet quam eius sermo atque doctrina, qui animos ipse formavit?* Hæc, mi Thoma, non ideo tecum ago, quasi torpentem expergefacturus sed currentem exhortor. Certo enim de te mihi persuasum est, te bonitatis divinæ non obiturum!“

Dr Thomas von Hofen schrieb seinem lieben Herrn und Bruder am 17. Januar 1527 etwas kühl. Es fehle ihm zwar nicht an gutem Willen, in Genf für das Evangelium zu arbeiten, doch vorderhand sei alles vergebens. In der Stadt seien bei 700 Pfaffen, welche nichts tun als Messe lesen, und niemals predigen, sich jedoch mit Händen und Füßen gegen das Wachstum des Evangeliums sperren; das Volk sei schlecht unterrichtet. Wenn die Genfer richtige Predikanten hätten, würde daselbst die päpstliche Lehre erschüttert. bereits klagen die Pfaffen, die Leute wollen nicht mehr Opfer bringen, noch mit altem gutem Eifer nach den Ablässen laufen. Dr. Thomas von Hofen konnte nicht mehr lange für das Evangelium wirken; er starb anfangs April 1527 an der Pest.

Am Ostermontag, 22. April 1527, vollzog sich das allerwichtigste, schon länger vorauszusehende Ereignis auf kirchenpolitischem Gebiete: **Der Sturz der katholischen Mehrheit und damit der endgiltige Umschwung der Politik in den Räten zu Bern.** Berchtold Haller gab schon am 25. April 1527 genauen Bericht an Zwingli. Dieser nahm unverzüglich, 28. April 1527, durch ein Hirtenschreiben, „ad ministros Bernenses", und zahlreiche Privatbriefe die Leitung der kirchlichen und politischen Angelegenheiten zu Bern in seine Hand. „Mirabilis Deus in omnibus", rühmte er am 11. Mai 1527 seinem Vertrauten Dr. Vadianus, einem andern Freunde sprach er seine Freude aus über den gelegenen Tod seines ehrenwerten Gegners Joachim von Grüt. „Mihi favit rerum omnium conditor, qui m.h. scrinium meum ademit et Deo eum tradidit!"

Der politische Umschwung erfüllte anfänglich Zwinglis Hoffnungen nicht, er beklagte sich am 28. April 1527 gegenüber Berchtold Haller die Berner seien alle kaltsinnig, „frigidi", und besitzen nicht den wahren Verstand des Evangeliums sie erkennen nicht, daß Christus das Heil der Seelen nur wirken könne, wenn sie glauben, daß er der ewige Sohn Gottes sei. Diesen Glauben wünscht er aufzurichten durch das längst ersehnte Mittel einer **Disputation zu Bern**, auf welche nicht nur die Eidgenossen, sondern auch die süddeutschen Städte, sogar die Wiedertäufer unter freiem Geleite zu berufen seien. Das Gespräch sollte, im Gegensatze zu demjenigen der katholischen Gottesgelehrten und Orte zu Baden, den Sieg des Evangeliums besiegeln, deshalb von

den neugläubigen Theologen möglichſt zahlreich beſucht und mit außerordentlichem Anſehen ausgeſtattet werden. Das Ergebnis ſollte, wie ehedem in Zürich geſchehen, ſo jetzt in Bern allem Schwanken und Zaudern ein jähes Ende machen, die tyranniſche Gewalt, „strocia flagella“, der Oligarchen zerſtören. Als Generalſynode unter Zwinglis Vorſitz und Leitung, ſollte die Verſammlung die Stelle eines ſüddeutſchen Nationalkonzils vertreten.

„Utinam aliquando huc deveniat, ut *concilium indiceret Berna super hac re ad suam urbem*, atque *Argentoratum, Basileam*, quoqueversum nuntiaretur; *Catabaptistis* daretur publica fides, eo veniendi etc. Fiat voluntas Domini! Venirent enim *Constantia, Scaphusia, Sanctogallum*, imo *Ulma, Lindovium*, et omnes hinc inde urbes!“

Berchtold Haller dankte Zwingli für ſeine Bemühungen und Sorgen für die Kirche zu Bern, und bezeugte, daß er ſich von Ferne über ſeine Herde als weitſichtiger, „oculatiorem“, erwieſen und beſſer gehandelt habe, als Haller und ſeine Freunde dies in der Nähe hätten tun können. Zwingli ermutigte ihn, er ſolle die Wiedertäufer zu gewinnen ſuchen, ihrer Auffaſſung durch Änderung des Taufritus entgegenkommen; auf dieſem Wege gehe es leichter, die Sache Chriſti ähnlich wie in Zürich zu befördern. Zwingli ſelber tat hiefür das Möglichſte; er ſorgte für Prädikanten. Durch ſeine Vermittlung kamen ſchon im April 1527 Franz Kolb als Münſterprediger nach Bern, der franzöſiſche Schulmeiſter Wilhelm Farel nach der welſchen Vogtei Ällen.

Berchtold Haller tat keinen wichtigen Schritt ohne Zwingli zu beraten; am 4. September konnte er dieſem ſchreiben: Franz Kolb habe mit Erfolg gegen die Meſſe als höchſte Abgötterei und Gotteslästerung gepredigt. Viele Geiſtliche ſeien an den Rat gelangt mit dem Begehren, Meſſe und Zölibat abzuſchaffen, die Predigt des Gotteswortes freizugeben. Der Rat gedenke, ein Geſpräch der Pfaffen, „sacrificuli“, ſeines Gebietes nach Vorbild jener in Zürich zu veranſtalten; Haller tue alles, das Geſpräch zu befördern und die Religionsfrage vor das Volk zu bringen. Zwingli möge für die Kirche zu Bern beten, ſorgen und wachen, denn viele ſehnen ſich nach ruhigern Zuſtänden. „Tu igitur, qui solicitus pro nobis es semper, admone, quae facienda, ut omnia in gloriam Dei cedant et salutem totius patriae!“ Die

nächſte „monitio“ aus Zürich gieng am 11. Oktober 1527 dahin, die Jahrzeitgüter ſeien ſofort einzuziehen und für die Armen zu verwenden, die Meſſe ſobald wie möglich gänzlich abzuſchaffen, „in solidum exauctoretur“, das Nachtmahl nach Ordnung der Zürcher einzuführen und kein widerwärtiger Gottesdienſt zu dulden. „Dicetis, nefas esse, duplicem in una eademque ecclesia servari usum, alterum apostolicum, alterum autem antichristianicum. *Hoc consilium Dominus olim nobis revelavit, cum apud nos missa esset abroganda!*“

Der bedächtige Berchtold Haller, ohnehin verſtimmt ſeit den Auftritten zu Baden, und durch die Predigten des fanatiſchen Franz Kolb fortgeriſſen, trat auf dieſe Offenbarung ſofort ein. Er bearbeitete die beiden Räte, und durch deren gefügige Mehrheit die neugläubigen Pfarrer und Amtsleute ſowie das Volk in dieſem Sinne. Alles geſchah bis ins einzelnſte nach dem Vorbilde von Zürich; doch ſollte der kirchliche Umſturz möglichſt geräuſchvoll, raſch und gründlich durchgeführt werden, die Umwälzung in Baſel und Schaffhauſen beſchleunigen. Das Geſpräch zu Bern, für welches Zwingli, Dr. Ökolampadius und Berchtold Haller nebſt den Straßburger Theologen raſtlos agitierten, ſollte den Triumph der zwingliſchen Glaubenslehren nicht nur für die ganze Eidgenoſſenſchaft, ſondern auch für die ſüddeutſchen Reichsſtädte, über Papiſten, Lutheraner und Wiedertäufer unwiderleglich vor aller Welt konſtatieren.

In Bezug auf die Anordnungen war Berchtold Haller in dieſer ſchwierigen Sache in keiner Weiſe, weder als Mann von theologiſcher Bildung und organiſatoriſcher Begabung, noch als kluger Diplomat gewachſen. Nachdem die Magiſtrate zu Bern am 17. November 1527 ein großartiges Religionsgeſpräch beſchloſſen hatten, legten ſie die Anordnung ſofort in Zwinglis ſtarke und geübte Hand. Er ſollte, wie ihm Berchtold Haller ſchon am 19. November 1529 ſchrieb, des Geſpräches Leiter, Haupt und Seele ſein, und als ſolcher perſönlich zu Bern erſcheinen.

„Omnes pios hic firmissima tenet spes, te non emansurum. Nosti, quantum in hac republica situm sit! Si impares essemus oneri, quanto illud cum probro nostro evangelique damno conjunctum foret. Non ignoro reque ipsa sum expertus, tibi honorem Dei, verbi eius, *salutem reipublicæ Bernensis*, imo *totius Helvetiæ*

adeo cordi curæque esse, ut non tantum nihil eorum, qui causæ huic usui esse possunt, sis omissurus, sed ipse ad promovendum honorem Dei, et *totius rei Christianæ* emolumentum, Dei inimicorum vero scandalum, præsentiam tuam non denegaturus; quippe qua nobis maximo opus sit. Denique et his rebus cum Dominis tuis in *occulto colloquere*, ne usquam in vulgus emanet, utrum venturus sis necne, ut nos quoque quam *maxime occultabimus*, quamquam te venturum nobis certissimum est! Jam multi homines clamantes te desiderant! Age, adsis, hæremus inter sacrum et saxum, et lupum auribus tenemus, at enim tractare nescimus' Nosti me, amantissime Huldrice, tanto oneri imparem; non modo quia et alias *minus doctus* sum, et *sacram scripturam minus intelligo*, sed etiam quia imperitior sum, quam ut *disputationem* ita incipere et peragendam instituere possim, ut omnibus *machinis*, quæ ordini et fini proposito officere possint, via obstruatur. Pro Dei fide, carissime frater, utinam scias, quanto studio nos omnes nitamur, ut ex ea re aliquis fructus ad fidem Christianam redundet."

Berchtold Haller prophezeite insoferne richtig, als für die „fides Christiana" in seinem und Zwinglis Sinne reiche Früchte aus der Disputation zu Bern hervorgiengen. Nach langen und klugen Vorbereitungen und Überwindung großer Hindernisse begann das Gespräch am 6. Januar 1528 und endigte am 28. Januar 1528 mit dem Siege Zwinglis und der Annahme seiner Lehre als Staatsreligion durch Entscheid seitens der Gn. Herren, Schultheiß, Räte und Burger zu Bern. Zwingli, Dr. Ökolampadius, Dr. Buzer und Dr. Capito ermahnten die frommen und weisen, gnädigen und lieben Herren und Brüder, sie mögen zu Bern die Zügel des Regimentes fest an die Hand nehmen und mit ihren Untertanen und Anbefohlenen in christlichem Leben also walten, daß sie samt den Ihrigen und allen Gläubigen fröhlich an dem Tage des Gerichtes erscheinen mögen, der allen Freunden Gottes tröstlich und erfreulich, den Gottesfeinden aber zu Wehklagen und Schrecken gereichen werde.

IV. Abteilung.

Glaubensſtreitigkeiten

in

Stadt und Landſchaft Bern. 1519—1529.

I. Kirchenpolitik zu Bern bis zur großen Glaubensdisputation. 1519–1529.

1. Politische und kirchliche Verhältnisse.

Die Stadt und Republik Bern, das mächtigste Staatswesen der kleinburgundischen Lande, war nächst Zürich das einflußreichste Ort der Eidgenossen. Seine Staatsmänner erfreuten sich des größten Ansehens; sein umfangreiches Gebiet, ebenso die bundesrechtliche Stellung gegenüber Untertanen und Schutzverwandten, sicherten ihm nächst Zürich den maßgebendsten Einfluß in allen politischen und religiösen Fragen. Diese Tatsache blieb weder dem staatsmännischen Geiste Zwinglis noch den weitsichtigen Magistraten der fünf Orte verborgen. Beide kirchlichen Parteien taten seit dem Ausbruche der religiösen Händel mit wechselndem Erfolge ihr Möglichstes, die Haltung der Magistrate in Bern zu bestimmen, die einen, um mit Berns Hilfe der neuen Lehre den völligen Sieg zu verschaffen, die andern, um eine kraftvolle Stütze für ihre erhaltende Kirchenpolitik zu gewinnen.

Die Städte Freiburg und Solothurn waren mit Bern staatsrechtlich durch gemeinsame Herrschaften, bundesrechtlich seit 1516 durch engere Burgrechte verbunden; seit 7. Dezember 1525 bestand ein Burgrecht mit Lausanne, seit 8. Februar 1526 ein solches mit Genf, welchem auch Freiburg beitrat. Die Bestrebungen beider Städte sich auf Kosten des Hauses Savoien und der von ihm politisch abhängigen Fürstbistümer Lausanne und Genf im burgundischen Westen bis an den Lemán neue Gebiete zu erwerben, lagen offenkundig zutage. Die Herrschaften Neuenburg, seit 1512 unter Vogtei der Eidgenossen, Valendis, und das Fürstbistum Basel lagen gleichfalls im Bereiche der bernischen Eroberungspolitik. Je nach der Haltung Berns mußte sich das religiöse Schicksal dieser Gebiete gestalten. Zwingli erkannte darin frühzeitig

den sichern Weg, seine Lehre in die welschen Lande auszubreiten. Daher stammt sein rastloses Bemühen, Bern von den fünf Orten zu sondern, mit seiner Hilfe dem Evangelium nicht nur den endgiltigen Sieg in der Eidgenossenschaft, sondern zugleich dessen Ausbreitung in den welsch-burgundischen Landen, sogar in Frankreich und Savoyen zu sichern.

Um die bernerische Reformation in ihrer Eigenart zu verstehen, muß man die Kirchenpolitik der Magistrate wohl ins Auge fassen. Dieselbe war der zürcherischen durchaus verwandt, doch in Bern folgerichtiger gedacht und weiter ausgebildet als in Zürich. Im Gebiete des mit Frankreichs kirchenpolitischen Grundsätzen vertrauten Bern war die Staatshoheit über die Kirche im Geiste des Absolutismus, die Untertänigkeit der Stifte, Klöster, wie des Landklerus unter die obrigkeitliche Gewalt seit Jahrzehnten in einer Strenge durchgeführt, wie sonst nirgends in der Eidgenossenschaft. Von Anfang der reformatorischen Bewegung handelten die Magistrate auf ihrem Gebiete nicht als Schirmvögte und Beschützer einer bevorrechteten, sondern als Vormünder und Herren einer der weltlichen Gewalt untertan gewordenen, weniger von den Bischöfen und Prälaten als von der Obrigkeit regierten Kirche.

„Bern hat", wie Dr. Emil Blösch in seiner geistreichen Arbeit über die vorreformatorische Politik von Bern ausführt, „keine Vorreformatoren aufzuweisen, keine Männer, die als Verkündiger und Prediger der auf Erneuerung der Kirche abzielenden Lehren schon vor dem Siege dieser Lehren im spätern Mittelalter aufgetreten sind. Weder ein begeisterter Redner noch eine begeisterte Bevölkerung hat in Bern die Glaubensänderung herbeigeführt. Es war vielmehr die Regierung selbst, das geordnete republikanische Gemeinwesen mit den selbstgewählten Räten an der Spitze, welches sich nach langsam gereiftem Entschlusse im Jahre 1528 für die große Neuerung entschieden hat. Die Beweggründe, welche zur Annahme der neuen Lehre geführt haben, wurden lange Zeit von protestantischer Seite fast ungebührlich idealisiert, aus dem frommen Eifer für das neuentdeckte Evangelium, aus rein religiösem und innerm Drange nach der alleinseligmachenden Wahrheit erklärt.

„Die Neuzeit ist auch hierin sehr skeptisch geworden, und hat überall, selbst bei den geistigen Häuptern der Reformation,

weltliche Rückſichten, politiſche und finanzielle Berechnungen aufgeſpürt, welche dabei treibend und entſcheidend geweſen ſein ſollen. Dieſe, dem Realismus der modernen Welt entſprechende Beurteilung liegt ganz beſonders nahe bei der Reformationsgeſchichte Berns, wo der Einfluß der neuen Predigt weit mehr als anderswo in den Hintergrund trat, von dem vorbereitenden Einwirken humaniſtiſcher Bildung kaum die Rede war, und die ganze Kriſis ein vorwiegend nüchternes und verſtändiges Ausſehen hat.

„Dem vorwiegend auf das praktiſche, brauchbare und nützliche gerichteten Sinne der Berner mangelte im allgemeinen ebenſo ſehr der tiefere ſpekulativ-religiöſe Trieb als das Bedürfnis nach ſpekulativer und kritiſcher Prüfung der allgemein geltenden Lehre. Die Frömmigkeit gieng wie beim Römer auf in der Pietät, in der Achtung vor der Gewohnheit. Der Reſpekt vor der Kirche war größer als die Achtung vor ihren Repräſentanten; die Scheu vor den hl. Gebräuchen dauerte viel länger als der Glaube an die Heiligkeit der Perſonen, ſelbſt länger als die Überzeugung von der logiſchen Wahrheit ihrer Lehren und Dogmen. Das Heilmittel für die Schäden der Zeit, für die ſittliche Fäulnis, welche ſich mehr und mehr bemerkbar machte, wurde gerade in der Überſpannung kirchlicher Zeremonien geſucht. Die äußere Kirchlichkeit wuchs in gleichem Maße, als die innere Frömmigkeit unfehlbar abzunehmen begann.

„Je weniger die Kirche für das Volksleben leiſtete, um ſo größer wurde der ſcheinbare Eifer für kirchliche Gebäude und deren äußern Schmuck. Die Kirche ſelbſt wagte es kaum mehr, den Aberglauben als ſolchen offen zu mißbilligen. Die Regierung gieng in Bern mit dem Beiſpiele voran. Bern hatte nicht nur Anteil an der allgemeinen Wunderſucht der Zeit, ſondern genoß in ganz hervorragendem Grade den Ruf der ſolideſten Frömmigkeit, welche jede Probe auszuhalten verſtehe. Von bedeutendem kirchlichem Eifer zeugt aber ganz vorzüglich das großartige und ſchließlich die Kräfte überſteigende Unternehmen des Münſterbaues von St. Vinzenzen. Es war dies neben dem Münſterbau zu Ulm einer der ſeltenen Fälle, daß eine Bürgerſchaft für ſich allein, ohne die reichen Mittel eines Biſchofsſitzes und Domſchatzes an ein Werk von dieſem Maßſtabe ſich wagte. Berns Ergebenheit gegenüber der Kirche ließ in Wahrheit nichts zu wünſchen

übrig. Ungemessen groß war die Ehrerbietung vor dem Oberhaupte der Christenheit, dem Papste, groß der Stolz auf den Ruhm der Eidgenossen, Verteidiger der Kirche zu heißen. Der Ruf des Papstes verfehlte nie ganz seine Wirkung, wenn er in den angeblichen Bedrängnissen der Kirche an sein schweizerisches Hilfsvolk appellierte.

„Immerhin fehlte es auch in Bern nicht an einzelnen Äußerungen über die Kirche und ihre Diener, selbst der Gedanke an die Notwendigkeit einer Reform der Kirche und ihrer Verfassung durch ein Konzilium. So haben die Herren zu Bern im Jahre 1482 gegenüber Andreas von Crayna „ir gemüet als liebhaber der gerächtigkeit, als begierig nach einem künftigen Konzilium geoffenbart", und an den Reformplänen des Prälaten welcher persönlich zu Bern erschien, ihr „sonder wolgefallen gehabt in hoffnung, daß söllich lob, trost und ere dem allmechtigen Gott unserm heiligen glouben und stand der cristenlichen kilchen sollte gebüren." Allein dabei war gegenüber den schismatischen Absichten des Prälaten der Vorbehalt stark betont „Ob, dasselb furnemen den höuptern der Cristenheit, geistlichen und weltlichen, widrig wäre, so mag doch jwer lieb bedenken, ob uns gebürlich were oder komlich, jn in ungnaden villicht mit großer beschwärd uf uns ze laden. Zuodem daß unser vordren jewelten gewont haben, dem heiligen römischen Stuol in guoter gehorsame angehangen. Derselben fuosstapfen wir auch gern ordentlich volgen wond, wie wol wir große neygung hand zuo merung der gotsdienst und abwer aller unordnung.

„Diese neygung ist der Ausdruck der Kirchenpolitik Berns vor der Reformation. Die bestehende Kirche", führt Dr. Blösch aus „ist den Räten zu Bern und dem Volke das notwendige alles umfassende, alles stützende und tragende moralische Fundament der menschlichen Gesellschaft, ohne welches auch der Staat in Trümmer gehen müßte. Alles wurde deshalb angewandt, um die Autorität der Kirche zu stärken und ihrer Wirksamkeit Vorschub zu leisten, im guten ungezweifelten Glauben, daß dadurch die Gottesfurcht gemehrt, Zucht und Sitte gepflanzt werden müssen, nicht dem Papste und dem Klerus zu liebe, sondern um dem Vaterlande zu dienen. Wie man dabei, weit über die anerkannte Lehre der Kirche hinaus, auch den Aberglauben beförderte, so

geschah dies aus rein praktischem Bedürfnisse, in der einfältigen Meinung, daß dieses eben mit zur Gottesfurcht gehöre.

„Noch stand die Kirche mit ihrer übergreifenden Sonderstellung, mit ihrer eigenen Gesetzgebung und Jurisdiktion, mit ihren eximierten Gütern und Gebieten einem „vollen und rechten Regimente", wie es Bern seit dem Twingherrnstreite von 1470 anstrebte, im Wege. Je bestimmter die Bernerregierung von der Voraussetzung ausgieng, daß die Kirche und ihre Wirksamkeit das Staatswohl fördern, und den Staatszwecken dienen müssen, um so mehr sah sie sich zu der Idee einer dem Staate untergeordneten Kirche, einer Staatskirche, hingedrangt. Bern begann Rechte und Pflichten der Obrigkeit zu üben, so lange es gieng mit der Kirche und durch die Kirche, sonst aber ohne die Kirche und gegen die Kirche. Der „weltlich gewordenen" Kirche gegenüber tauchte in Bern die Vorstellung auf von der ebenfalls von Gott eingesetzten „christlichen Obrigkeit", und von der ihr untergebenen Staatskirche."

Von dieser Idee ausgehend, handelten M. Herren von Bern, sowohl die schon frühe schwankende katholische Mehrheit als die ruhige reformatorische Minderheit in den Räten, seit dem ersten Auftreten der Reformatoren. Sie begünstigten schon 1520 die freie Predigt des Evangeliums; sie wiesen ebenso bald jedes Eingreifen der Bischöfe und Ordensobern zur Besserung der kirchlichen Mißstände zurück. Daneben suchten sie das alte Kirchenwesen als obrigkeitliche Institution in Bezug auf Glaubenslehren, Gottesdienst und Disziplin aufrecht zu erhalten. Berns Einfluß war es wesentlich zuzuschreiben, daß auf den Tagsatzungen seit 1522 jedes Anerbieten der Bischöfe und jeder Versuch der fünf alten Orte, gemeinsam mit den Obrigkeiten die Mißbräuche abzustellen und die kirchliche Ordnung zu sichern, zurückgewiesen, jedes ernstliche Reden mit den Magistraten von Zürich wegen Abstellung des neuen Glaubens als ungehörig abgelehnt wurde. Schon zu einer Zeit, als M. Herren von Bern noch eifriger und strenger am alten Glauben hiengen als jene von Zürich, gegenüber dem h. Stuhle sich auf ihre „assidua devotio et filialis obedientia erga sanctam sedem et ecclesiam catholicam" im Tone gläubigster Überzeugung berufen war auch in Bern der Boden für die kirchliche Revolution geebnet und der Bruch mit der Kirche ein

geleitet. Bevor Zwingli in Zürich den Kampf aufnahm, wirkten in Bern geistesverwandte Kräfte; es zeigte sich eine mächtige Opposition gegen Kurtisanen, Ablaßprediger und Kirchenbettler.

Bedauerliche Ereignisse wirkten, abgesehen von der Verwahrlosung des religiösen Lebens und der kirchlichen Ordnung, verhängnisvoll ein: Der Ketzerhandel mit seinem entsetzlichen Ausgang im Jahre 1509, der schwindelhafte Betrug mit dem angeblichen Haupte der hl. Anna 1507, die Ablaßpredigt des Oberpfaffen Bernardin Sanson 1518, und die „Teufelswunder" eines Weihbildes in der Kapelle Siebeneich bei Erlach 1522. Häretische Ansichten waren zu Stadt und Land seit langem vielfach verbreitet. Luthers Schriften wurden zu Bern früher als in Zürich mit Eifer gelesen. Die Kunst der Steinmetzen am St. Vinzenzenmünster soll verwandten Bestrebungen gehuldigt haben: das große Bild des Weltgerichtes am mittlern Münsterportale dürfte den Beweis leisten, daß seine Schöpfer über die Zustände in der Kirche und die Träger der hierarchischen Gewalten sehr skeptisch dachten. Als Sanson mit großer Pracht und Erfolg den Ablaß predigte, bemerkte der Witzbold Dr. Valerius Anshelm dem alten Schultheißen Jakob von Wattenwil: Sintemalen der Fuchs Sanson und sein Dolmetsch Heinrich Wölflin den Ablaß predigen, möge Se. Gnaden seine Schaflein und Gänslein bei Zeiten in Sicherheit bringen. Die Päpste wurden von Wenner Wyler Betrüger und unbarmherzige Wetterwichter gescholten.

Als Stadtpfarrer, Chorherr, Kustos des St. Vinzenzenstiftes und Prediger wirkte seit 1519 Dr. Thomas Wyttenbach aus Biel, Zwinglis Lehrer und Freund zu Basel. Er war geboren 1472, Schüler des Nominalisten Dr. Gabriel Biel in Tübingen und des Orientalisten Dr. Konrad Pellikan zu Basel, er wirkte als eifriger Vertreter des Humanismus, Feind der Scholastiker, Gegner der damaligen Lehre und Praxis vom Ablaß. Sein Ansehen war in den leitenden Kreisen sehr groß, er hatte schon zu Basel reformatorisch gewirkt, es läßt sich ermessen, wie groß sein Einfluß in Bern und welches die Folgen seines Hirtenamtes gewesen. Dr. Wyttenbach legte seine Würde als Kustos des Stiftes zu Bern im Februar 1519, die Leutpriesterei am 1. März 1519 nieder und zog als Pfarrer in seine Vaterstadt, um dort, ohne sein Ansehen zu Bern zu verlieren, ebenfalls reformatorisch zu wirken.

Dr. Wyttenbach erhielt am 11. Mai 1519 als Nachfolger in der Pfarrkirche zu Bern seinen Helfer und Freund Berchtold Haller; „Min Herren haben Herrn Berchtolden angenommen zu einem Predikanten, so lange es Min Herrn gefällt!“ Am 18. Mai wurde derselbe mit einem Kanonikate, bald nachher mit der Kantorei belehnt. Haller war 1492 zu Aldingen bei Rottweil in Schwaben geboren, in Pforzheim und auf mehreren Universitäten, so in Köln gebildet, mit Dr. Capito, Dr. Melanchton, Dr. Bucer und andern Reformatoren eng befreundet. Als Bürger der Reichsstadt Rottweil, welche seit 1519 mit der Eidgenossenschaft im Bündnis stand, betrachtete er sich als Schweizer. Berchtold Haller war „notarius apostolicus“, seit November 1513 Schulmeister und Familiaplan der Pfrüne, seit 1517 Pfarrhelfer an St. Vinzenzen.

Weder durch Bildung noch Begabung hervorragend, „latinus litterarum tenuiter tinctus“, predigte Haller die evangelische Lehre nach Anweisung Zwinglis, die ganze Offenbarung Gottes zu den Evangelien mit Erörterung des Missverstands über Brauch des Gleichnis, Gottesdienst und gutes Werk. Freundlich im Umgange und klug in der Rede, bei allen wichtigen Handlungen von Dr. Wyttenbach und Zwingli beraten, verstand es Berchtold Haller unter dieser Führung trefflich, mit den eigensinnigen Regierungsherren in Bern zu rechnen, sich das Wohlgefallen seiner Herren und Obern unter den schwersten Proben zu sichern, bis in der einflussreichsten Krisis des Klerus und der Obrigkeit sich ergebene Freunde und Parteileute zu gewinnen. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1523 hatte sich die Majorität zu Bern unter den obwaltenden Standesrücksichten

Berchtold Haller war durch Dr. Wyttenbach in die Kreise der reformierenden Kandidaten eingeführt und mit denselben befreundet worden. Als geistlicher Mitarbeiter stand ihm seit 1520, zuerst etwas ungestüm, später, vielleicht Haller durch Zwingli beraten, etwas zu klagender der Leutpriester und Prediger bei Barfüßern, Dr. theol. Sebastian Meyer, „Castus Promontanus“, zur Seite. Er war geboren 1500 zu Neuenburg im Breisgau, ein Gegner der Scholastiker und der Dominikaner, er neigte später auf Dr. Luthers Meinungen. Unter den Laien betätigten sich angesehene Männer in Wort und Schrift für das Evangelium. Dr. Valerius Rud, genannt Anshelm, Hallers Landsmann, geboren um 1475 zu Rottweil, war seit 1500 Schulmeister, seit 1509 Stadtarzt zu

Bern; er wurde 1520 beauftragt, die Chronik der Stadt zu ſchreiben. Mit Zwingli und Dr. Vadian befreundet, war er zu Bern einer der erſten und eifrigſten Freunde der Reformation. Ratsherr Nikolaus Manuel, geboren 1484, wohl Zwinglis Mitſchüler in Bern, wirkte im Kampfe gegen die Kirche als Maler, namentlich des Totentanzes im Predigerkloſter, als Dramatiker und Satyriker faſt noch mehr als Haller auf der Kanzel. Seine Dramen wurden nicht nur zu Bern öffentlich und unbehelligt aufgeführt, ſondern es iſt, wie Manuels Freund, der Chroniſt Dr. Valerius Anshelm rühmt, „in dem evangeliſchen handel kum ein büechli ſo dick gedruckt und ſo vil gebrucht worden, als diſer ſpilen!“

„Es ſind ouch dis jars 1522 zuo großer fürderung evangeliſcher friheit hie zuo Bern zwei wolgelerte und in wite land ußgeſpreite ſpil evangeliſcher friheit, fürnemlich durch den kunſtlichen malermeiſter Niklauſen Manuel gedichtet und offenlich an der krüzgaſſen geſpilet worden; eins, namlich der totenfräſſer, Spiel vom babſt und ſiner prieſterſchaft – berüerend alle mißbrüch des ganzen babſtuoms, uf der Pfaffen-vaßnacht, 25. Februar 1522, das ander, von dem gegenſatz des weſens Kriſti Jheſu und ſins genampten ſtatthalters, des römſchen babſts, uf die alten vaßnacht, 4. März 1522. Hiezwiſchen, uf der Aſchenmittwochen, 28. Februar 1522, ward der römiſch Ablaß mit dem bonenlied durch alle gaſſen getragen und verſpottet. Durch dieſe wunderliche und vor nie als gotslaſterliche gedachte anſchowungen ward ein groß volk bewegt, kriſtliche friheit und päpſtliche knechtſchaft zuo bedenken und ze underſcheiden.“ Das „Bohnenlied“, eines der gehäſſigſten Schmahliedli jener Zeit, iſt zwar verloren, lebt jedoch im Sprichworte fort: Es geht über das Bohnenlied!

Haller hatte gleich nach Antritt ſeines Pfarramtes ſich nach Zürich begeben und mit Zwingli enge Freundſchaft geſchloſſen. Zu Bern erfolgten ſeit 1520 unter den Augen der Obrigkeit und der Kleriſei die heftigſten Angriffe auf Lehre, Vorſteher und Ordnung der Kirche. Schon zu Ende 1521 mußte Haller ſeinem Vertrauten, Zwingli, in einer „pusilla quidem sed docta epistola“ klagen, daß ihm zu Bern infolge ſeiner Predigten harte Anfechtungen widerfahren; als Antwort erhielt Haller den Troſtbrief vom 29. Dezember 1521 und Zwinglis berühmte Anweiſung, wie er ſeine Mutzen behandeln ſolle.

„Tu interea, quod a me requiris“, lautet die Stelle im Urtext, „ipse strenue exsequere, ut ursi tui ferociusculi, audita Christi doctrina, mansuescere incipiant; quod negotium summa cum lenitate adgrediendum puto. Non enim apud vos sic agere conveniebat apud nostros; tuorum enim aures etiamnunc teneres cum sint, non sunt protinus tam mordaci vero radendae. Quod et Christum sensisse puto, quum vetuit margaritas ante porcos dissipari. Qui fortasse in te conversi magna te saevitia discerperent, ac in perpetuum Evangelium Christi horrerent. Palpandae igitur sunt hae ferae lenius, et ad eorum insultum paulisper cedendum, donec, patientia nostra intrepidaque pectoris constantia superatae, ceteras redamant. Dedit et Petrus aliquid, quum dixit: Sed et nunc scio, fratres, vos ignorantes isthoc fecisse! Dedit Paulus, dum Galatas lacte, non solido cibo alit! Cessarunt omnes Apostoli saevire, tum non pervicaciter senatui obstrepuerunt, vivimus etiam hodie, sed a praedicatione non cessarunt. Sic rogo, tuus animus constet, ne tecum Christus explodatur!“

Berchtold Haller hielt sich getreulich an diese Regel; er trat seit 1522 klüger aber entschiedener auf. Er mußte wegen der evangelischen Predigt, welche erst jetzt klare Gestalt annahm, weder Schläge noch Streichen seitens seiner Baren erdulden. Diese Pastoralvorsicht wurde indessen bekannt und Gegenstand der Satyre. Als fünf Jahre später Franz Kolb, in seinem fanatischen Ungestüm das Gegenbild des sehr bedachtigen Haller, als zweiter Münsterprediger nach Bern berufen wurde, gab ihm ein Strapsvogel im Namen Zwinglis die namliche Anweisung, und lies den Brief zu Bern vor vielen Ehrenleuten, welche daran freilich kein großes Gefallen hatten, verlesen auf die Weisung: „Lieber Franz' gang allgemach in Handel, mit ze streng, und wirf dem Baren zuerst nur ein sure Aepfel oder etlichen suessen birren zur, darnach zwo, dann drey, wann er die anfangt in sich fressen, so wirf im me und me, sur und suess durcheinander, zuletst schutt dann den sack gar us, mit süess, sur und ruch, so frisst er sy all ut, und vermeint sich nit me darab zuo ässen lan.“

Die Herzen der Berner wurden immer mehr nach Dr. Anshelm für die schöne und ergreifende Predigt Berchtold Halers taglich mehr bewegt. Am 23. November 1522 begann derselbe das Evangelium Matthäi nach Dr. Luthers und Zwinglis Vorbild im Zu-

ſammenhange zu erklären. Er trug dasſelbe „nach lutrem verſtand alts und nüws teſtaments ſo fliſſig und trüwlich vor, daß die zal der glöubigen für und für alſo hat zuogenomen, daß ſy mit wunderbarer und ſundrer hilf und gnad Gots die vilvaltige und vaſt gwaltige des tuſendtliſtigen Sathans widerfechtung hat überwunden. Hat ouch angends ſo kräftig gewürkt, daß ein andächtige ſtat Bern auf 29. Tag Dezembris 1522 ihre Boten, Baſtian vom Stein und Baſtian von Diesbach auf den Tag zu Baden dahin inſtruierte, daß M. Herren der Ratſchlag der lieben Eidgenoſſen auf Verbot der evangeliſchen Predigt nicht gefalle, ſunder ſo wöllen ſi ires teils fri ſin und ire predicanten das heilig evangelium und die heilig geſchrift laſſen verkünden und predien on menglichs verhinderung und widerred, und ſi dabi handhaben und ſchirmen.“ „So's dann Got alſo geſchikt hat“, jubelt der Chroniſt Dr. Anshelm, „daß dem ſtarken Bären zwen ſtark Bärtold höchſte guottat bewiſt haben, ſo hab ich dis zalnamen und tatgedicht zuo dankbarer gedächtnus harverzeichnet:

„DIVINI BERTOLDUS PRIMUS VERBI INSITOR AGRI
. 1522.
QUO BERTOLT URSO PRINCEPS EXTSRUXERAT
URBEM . 1191“.

2. Verhaltniſſe im Klerus zu Stadt und Land.

Der Widerſtand, welcher ſich gegen die neue Lehre immer mehr geltend machte, war zu Bern bei Klerus und Volk kräftiger, der Kampf gegen die Kirche folglich ſchwieriger als in Zürich. Der katholiſche Glaube ſtand bei der Mehrzahl des Volkes in hohem Anſehen, ein großer Teil der Patrizier hielt treu zur Kirche. Auch in Bern gab es Manner, welche zwar, gleich den Magiſtraten der befreundeten ſieben Orte, die Kirche von den argen Mißbräuchen reinigen, aber von einem Bruche mit Glaube und Ordnung der Kirche nichts wiſſen wollten. Der Haltung des Kapitels zu St. Vinzenzen, namentlich des Propſtes Nikolaus von Wattenwil und des Humaniſten Mag. Heinrich Wölflin dürfte es zum großen Teile zu ſchulden kommen, daß nach ſechsjährigen innern Kämpfen die Magiſtrate ſich der neuen Lehre zuwandten und deren alleinige Giltigkeit für ihre Stadt und

Landschaft proklamierten. Der zahlreiche Stadtklerus zählte nur drei mutige Verteidiger des alten Glaubens: Stiftsdekan Mag. Art. Ludwig Loublin, den Lesemeister bei den Dominikanern, Dr. Hans Heim, und Alexius Grat aus Ulm, Beichtvater der Frauen auf St. Michaelsinsel. Großen Einfluß übte auf seine Familie, Freunde, Bekannte und die Vaterstadt, durch Ansehen und Bildung Mag. Art. Nikolaus von Diesbach, seit 1519 Koadjutor mit dem bischöflichen Stuhl und Domdekan zu Basel, Propst und geistiges Haupt der Katholiken zu Solothurn.

Das Verhalten der Magistrate war nicht so fast einzig Ergebnis der bernerischen Kirchenpolitik, der Predigten Berchtold Hallers und der evangelischen Schauspiele von Nikolaus Manuel. Frühzeitig stand Zwingli in lebhafter Verbindung mit hervorragenden Staatsmännern und regierenden Familien, besonders mit den May und Wattenwil. Die wichtigsten politischen und kirchlichen Geschäfte der Räte von Zürich mit denen zu Bern gingen selbstverständlich durch seine Hand. Nicht ich, sondern Zwingli, als „oculus Helvetiæ et pater patriæ", schreibt Berchtold Haller wiederholt den Sieg des Evangeliums in Bern zu.

Von großen Folgen war seit Anfang der reformatorischen Bewegung der große Einfluß der neuen Lehre und ihrer Vertreter Zwingli und Dr. Wyttenbach auf das Haupt der bernischen Geistlichkeit, Nikolaus von Wattenwil. Derselbe, seit 1521 Propstverweser am Stifte zu St. Vinzenzen anstatt des irrsinnigen Propstes Hans Murer, wurde nach dessen Tod am 5. März 1523, wohl ohne die vorgesehene päpstliche Bestätigung einzuholen Propst des Stiftes. In seiner Stellung wirkte er nach Kräften für die neue Lehre. Nach dem Tode von Kardinal Schinner tat Bern sein Möglichstes den Stiftspropst auf den bischöflichen Stuhl von Sitten zu bringen, damit aus ihrer Freundschaft, durch M. Herren und der Stadt Bern Ansehen das Bistum nicht aus ordentlicher Wahl komme und das Land aus Acht und Bann gelediget werde. Allein der Landrat, von Jörg Supersax beeinflußt, beschloß, es solle ein Landsgeborner gewählt werden, der im Lande bleibe und sich keiner Praktiken annehme. Am 24. Oktober 1523 wurde Philipp von Hemgarten zum Administrator gewählt. Die bernische Staatspolitik und Familienherrschaft hatten einen folgenschweren Schlag erhalten. Propst von Wattenwil nebst seiner mächtigen

Freundschaft wandten sich ohne Zögern, in führender Stellung und ganz entschieden der Reformpartei zu.

Zahlreicher waren die Vertreter des alten Glaubens beim Klerus der Landschaft; ihnen mochte es zu verdanken sein, wenn das Volk sich wiederholt in großer Mehrheit für den alten Glauben erklärte. Ein großer Teil des Klerus richtete sich jeweilen, ohne jede Rücksicht auf die kirchlichen Obern, nach den wechselnden Entscheiden der Regierung. Allein auch der Landklerus zählte rührige Verkündiger des Evangeliums, und im Volke zeigte sich bald eine starke Hinneigung zur neuen Lehre. Johannes Haller, Leutpriester zu Ansoltingen, gebürtig aus Wyl und Verwandter des Abtes Ulrich Rösch zu St. Gallen, predigte schon vor seinem Namensvetter Berchtold Haller im Geiste Luthers, trat 1521 in den Ehestand, und genoß hohes Ansehen. Anhänger der neuen Lehre waren Peter Küntzy, Pfarrer zu Erlenbach im Niedersimmental, Markus Peregrinus im Gsteig, die Äbte Konrad Schilling zu Gottstatt, Thüring Rust zu Trub, die Deutschordenskomture Albrecht von der Hohenlandenberg zu Konz und Albrecht von Mülinen zu Hitzkirch, der Prior der Karthäuser zu Thorberg, Nikolaus Fürstein.

In der Grafschaft Lenzburg zeigte sich unter einem Teile des Klerus frühzeitig eine revolutionäre Strömung. Luthers und Zwinglis Schriften wurden eifrig gelesen und ihre Lehren dem Volke auf der Kanzel und in den Wirtshäusern gepredigt. Andreas Hunolt, Leutpriester zu Aarau, und Hans Buchser, Leutpriester in Suhr, schmähten schon 1522 auf die Messe, die Sakramente und die Verehrung der Heiligen. Ersterer schalt die Chorherren zu Beromünster „Thorherren", denen die Gottesleute weder Zehnten noch Abgaben entrichten sollen. Bei den Amtleuten und dem gemeinen Mann fanden solche Reden bald Anklang und williges Gehör. „Im Volke brach sich", schreibt Dr. Moriz von Stürler, „frühzeitig die Meinung Bahn, der Reformationseifer bei Regenten und Geistlichen habe zunächst die Befriedigung materieller Gelüste zum Zwecke: die Herren wollen das Gut, die Pfaffen Weiber, war die gemeine Rede. Bei solchem Handel wollten nun die Landleute nicht leer ausgehen, sondern sprachen als Gewinnanteil die Abschaffung aller Lehenspflichtigkeiten an." In dem Fürnehmen etlicher St. Michaelsleute und Untertanen

in der Grafschaft Lenzburg, den Stiften Beromünster, Zofingen, sowie andern Gotteshäusern und Lehenherren „uß underrichtung etlicher Predikanten, Lutpriesteren und Seelsorgern, so der Lutherischen Leer söllend anhangen, Zins und Zechenden vorzehalten" sieht Dr. Stucker die erste Spur dieser Bewegung, welche der Regierung später so große Verlegenheiten bereiten sollte.

3. Die ersten kirchlichen Händel.

Noch im Mai 1522 anerkannten M. Herren die bischöfliche Gerichtsbarkeit. Benedikt Tischmacher, Stiftskaplan in Zofingen und Helfer für Brittnau, hatte sich merken lassen, und vor vielen ehrbaren Leuten die Rede gebraucht, daß die Meßhaltung des Priesters niemand anders denn ihm, weder Lebendigen noch Toten nutzlich und erschließlich sei. Die Messe sei kein Opfer, sondern ein Testament, wer anders rede, brauche die Wahrheit nicht. Das gefalle M. Herren nicht, es entstehe daraus Irrung und Zwietracht, Mißverständnis und Widerwärtigkeit, wodurch der Gottesdienst gemindert und geschwächt werde. Ihr fürstliche Gnaden wurden am 17. Mai 1522 gebeten, diesen Priester vor sich zu berufen, zu verhören und zu befehlen, daß er tue und lasse was sich christlicher Ordnung und fürstlichen Ansehen gebühre. Bald darauf trugen sich ernste Ereignisse zu, welche deutlich bewiesen, daß M. Herren zu Bern eine ausgesprochene Neigung für die neue Lehre hatten, und entschlossen waren, gleich denen von Zürich, das Kirchenregiment in Glaubenssachen in ihre Hand zu nehmen.

Im Juni 1522 kam der Franziskaner-Observant Lambert von Avignon, nachdem er zu Genf, zu Lausanne selbst vor dem Bischof dann zu Freiburg gepredigt hatte, nach Bern. Er predigte hier den Meßpfaffen, „uncrimonice", zwar nicht in allem die reine Lehre Christi, wie Haller am 5. Juli 1522 an Zwingli schrieb, doch verschiedene evangelische Ansichten über Kirche, Priestertum, Opfer und Messe, über die betrüglichen Satzungen der Päpste und Bischöfe über den tollen Aberglauben des Ordens- und Mönchwesens und ähnliche Streitpunkte. Er stiftete damit nicht wenig Nutzen und reiste mit Hallers Empfehlung nach Zürich.

Mehr Aufsehen erregte der Hönstetter Religionshandel. Jörg Brunner aus Landsberg in Bayern Kirchherr zu Kleinhönstetten, einer Filiale und Wallfahrtskirche in der Pfarrei

Münſingen, 1521 vom Stifte zu Bern mit der Pfründe belehnt, hatte ſofort auf höchſt ärgerliche, bisher unerhörte Weiſe gepredigt. Dekan Ulrich Güntisberg und die Kapitelsbrüder von Münſingen zogen Meiſter Jörgen im Einverſtändnis mit Stiftsdekan Löublin zur Verantwortung, und waren geſonnen, denſelben dem biſchöflichen Gerichte in Konſtanz zu überweiſen. Der Rat verbot, wohl auf Anraten Hallers, dem Kapitel dieſes Einſchreiten und zog den Handel am 27. Juni 1522 vor ſein Forum. Sowohl Meiſter Jörg als die Juraten des Kapitels wurden auf 29. Auguſt 1522 nach Bern ins Barfüßerkloſter vor ein Glaubenstribunal unter Vorſitz des Ratsherren Ritter Sebaſtian vom Stein berufen. Vier Ratsherren, drei Verordnete vom Stiftskapitel, Nikolaus von Wattenwil, Berchtold Haller und Mag. Heinrich Wölflin, vom Klerus Dr. Thomas Wyttenbach, Pfarrer zu Biel, Leſemeiſter Dr. Sebaſtian Meyer und Benedikt Steiner, Dekan und Pfarrer zu Burgdorf, ſollten über die Lehre Meiſter Jörgens zu Gericht ſitzen und den Urteilsſpruch fällen.

Der Klagerodel des Dekans gegen den abtrünnigen verlogenen Pfaffen und ungehorſamen Verächter der Obrigkeit lautete höchſt bedenklich: Meiſter Jörg beſtritt deſſen Richtigkeit in keiner Weiſe. Er hatte gepredigt, Papſt und Biſchöfe ſeien Tüfel und wahre Entchriſten, alle Prieſter Lügner, Verführer des Volkes, Betrüger und zuckende Wölfe. Pfaffen und Mönche, auch die Herren des Kapitels Munſingen verſtehen weder das Evangelium und deſſen rechte Predigt, noch wagen ſie es, dem Volke die Wahrheit zu ſagen. Sie furchten für ihre großen Bäuche und ſchweren Säckel, ſchinden und ſchaben die Leute, daß zu verwundern ſei, wie das Volk es ſo lange habe erleiden mögen. Er, Jörg Brunner, predige allein das Evangelium nach rechtem Verſtande der hl Schrift und ſei darum von Gott geſandt: er lebe und ſei ohne Sünde. Die andern Pfaffen ſeien alle verloren, und das Volk mit ihnen; ſeit mehr als 500 Jahren haben ſie die Untertanen betrogen und verführt. Die Karthäuſer, Benediktiner, Barfuoßen, Prediger, Obſervanten ꝛc, was Ordens ſie ſeien, ſind gleichfalls alle Schinder und Betrüger des Volkes, verloren und verdammt. Er, Jörg Brunner, ſei nicht Prieſter; er anerkenne kein Prieſtertum, weder aus des Papſts noch des Biſchofs Gewalt, wiewohl von ihnen geweiht und geſandt, halte er nichts darauf,

sondern habe sein Amt verleugnet, abgesagt und widerrufen. Er wolle auch nicht unter dem Bischof zu Konstanz stehen, noch seinen Mandaten folgen oder ihm schworen. Die Weihen der Bischofe seien Affenspiel und Fastnachtstand. Die Messe sei ein abscheulicher Mißbrauch nutze allem dem „Messenden", nichts aber den Lebendigen und Toten. Was die Pfaffen an Kilchenbuw aufnehmen, sei Schinden und Schaben, und das Chorgebet der Chorherren und Monche ein Wolfsgesang.

Vor der „Tagsatzung" wiederholte Meister Jorg nicht nur seine Rede, sondern verstärkte noch deren Inhalt mit der Versicherung, er werde den geschornen und gesalbten Pfaffen zum Trotze seine Predigt fortsetzen so lange ihm der Mund auf- und zugehe; er allein verkündige das Evangelium recht, klare und verstehe dasselbe. Christus habe ihn gesandt wie er dreimal zu Petrus gesprochen: Weide meine Schafe! Die Pfaffen weiden ihre Schafe wie die Metzger ihre Kalber, wenn sie dieselben auf den Osterabend zur Metzg ans Messer führen, ihnen die Gurgel abstechen und sie töten. So weiden sie ihre Untertanen, sie verkaufen Gott unsern Herrn um Geld wie Judas getan.

Solche Schmahworte redete Meister Jorg, schreibt Dr. Valerius Anshelm, vor unsern großmechtigen Herren „uf welche nit zeantwort ist noch entgegengeworfen, wegen siner offenbaren luginen und siner dorechten vermessenheit und hochfart". Viele murmelten, solche Artikel waren nicht zu verantworten. Allein Meister Jorg zog sein Büchli unter dem Arm hervor und antwortete dem Dekan so genau und tapfer, daß Sebastian vom Stein diesem zurief: „Respondet pontifici!" Der Dekan, hierüber ungehalten, erklarte wurdevoll, er und seine Mitbruder seien nicht erschienen, um Geschwätz aufzulesen oder den hl. christlichen Glauben betreffend mit Herrn Jorgen zu disputieren, sondern um ihre billige Klage zu vernehmen, und darauf Antwort zu vernehmen.

Der Bescheid M. Herren erfolgte am 5. September 1522, nach Ratschlag der Verordneten, durch Missive an Dekan und Landkapitel Munsingen. Nachdem M. Herren den Handel mit M. Jorgen verhört und überdacht haben, befinden sie, daß seine Artikel, deren er bekanntlich gewisen, aus göttlicher Schrift inditert seien. Er habe nach ihrem Bedunken nichts geredet weshalb er von seinem Pfrundli zu stoßen sei. M. Herren haben sich als

Oberherren ihrer Lande und Gebiete entschlossen, daß ferner weder unser Herr von Konstanz, nämlich Bischof Hugo, noch das Kapitel Münsingen, noch jemand anders wider Herrn Jörgen irgendwie etwas fürnehmen. Wenn dem Kapitel von den Herren zu Kostenz oder andern ein Mandat zukame, Herrn Jörgen nach Costenz zu zitieren oder fänklich anzunehmen und Sr. Gnaden zu präsentieren, dürfen sie sich dessen nicht beladen oder annehmen, sondern gedachten Priester bei seiner Pfründe ruewig und ihn allda das Wort Gottes verkünden lassen, deshalb weder mit Worten noch mit Werken etwas Unbilliges wider ihn furnehmen. Wenn S. Gn von Konstanz oder jemand anders sich unterstehen würde Herren Jörgen mit gottlicher Schrift zu unterrichten, daß er in seinen Predigten und Artikeln geirrt habe, wollen M. Herren denselben vor ihnen selbs zu Recht handhaben als sich nach Billigkeit gebührt. Wenn jemand aus dem Kapitel oder jemand anders Herrn Jörgen etwas Unziemliches zufugt, werden ihnen M. Herren amt und sonders an ihrem Leib und Gut zukommen. Die Kosten, welche in diesem Handel erlossen werden M. Herren zusammen rechnen, von dem Kapitel fordern und beziehen. „Diser Handel, so zuo sönderung was angesehen, gab uß der hand Gots dem evangelio große fürderung."

Berchtold Haller hatte gleichzeitig einen Handel zu bestehen, weil nach Dr Valerius Anshelm der unfridige Satan nicht geschlafen, sondern die hochgeachteten bischof angerichtet, daß zuo Mitte August 1522 Bischof Sebastian zu Lausanne als obrister kilcher zu Bern, bei seinem Schwager Junker Christoph von Diesbach gegenwartig, den genannten Predikanten nach Lausanne zitieren ließ, daselbst uber etliche Artikel so er gepredigt hatte, Rechnung zu geben. Es wurde dem Bischof von einem ehrsamen Rat erklart, wenn er mit ihren Predikanten etwas zu sprechen habe, möge er solches zu Bern vor Prozil und Kapitel tun, sonst aber dieselben ruhig lassen. Durch diesen Entscheid wurde Berchtold Haller von seinem Vorhaben, nach Basel auszuwandern, abgebracht.

Dr. Sebastian Meyer wurde ebenfalls in verschiedene Handel verwickelt und gleich seinen Freunden vom Rate beschutzt. Rudolf Wilhelm Zieli, ein gewandter Romanschriftsteller, hatte den Lesemeister zu Barfüßern einen Ketzer gescholten, welcher als Unruhestifter aus den Niederlanden habe weichen müssen, er

wolle den Tag erleben, an welchem Herr Läsmeister verbrannt werde. Der Beleidigte rief Zieln vor Schultheiß und Rat ins Recht, und erlangte am 10. Dezember 1522, daß dieser unter Eidschwur an des Schultheißen Stab unter Buße an Geld erklären mußte, daß er solche Schmähworte aus sich erdacht habe, und von dem frommen Herrn und Doktor nichts anderes wisse, als Ehre und Gutes. Zieln wurde nachher eifriger Liebhaber des Evangeliums und Schaffner der Gefalle des St. Vinzenzenstiftes

Am 26. Juli, St Annatag 1522, hatte Dr. Bastian in der Abtei Fraubrunnen im Beisein mehrerer Klosterfrauen und Geistlichen ungeschickte Äußerungen getan. Er war bei Tische von den Geistlichen heftig angegriffen worden, und gab ihnen ebenso derbe Antwort, wobei er die Lutheren kräftig in Schutz nahm, gegenüber dem Klerikalstande das allgemeine Priestertum der Laien verfocht, und die Messe als Opfer bestritt. Vier Geistliche stellten gegen ihn bei M Herren darüber Klage, sie wurden gleich den Klosterfrauen durch Ratsverordnete ins Verhör genommen. Das Ergebnis lautete für Dr. Bastian derart günstig, daß er mehr als bisher in der Gunst des Rates stieg Als das Generalkapitel der Straßburger Provinz auf 10 April 1523 nach Kolmar einberufen wurde fanden sich M Herren veranlaßt, an den Provinzial Dr. Georg Hofman mit der freundlichen Begär zu gelangen Er möge den hochgelehrten Dr Sebastian nicht versetzen, sondern wieder nach Bern kommen lassen, dort wie bisher zu predigen, M Herren seien guter Hoffnung, desselben Doktors Lehre und Predigten werden ihnen und gemeinem Volke zu einem guten christlichen Wäsen gereichen Wenn Dr. Sebastian anderswohin versetzt würde müßte M Herren nicht kleiner Mangel und Abgang der göttlichen und evangelischen Lehre entstehen, welche zu hören und nach ihrem Vermögen zu fördern sie geneigten Willens seien, ebenso entschlossen, ihn und andere, welche sie in der göttlichen Lehre unterrichten, zu handhaben und zu schirmen. Das Provinzialkapitel war so rücksichtsvoll, Dr Sebastian Meyer in Bern zu belassen damit er auch ferner M. Herren, seinen Schülern und dem Volke die göttliche Lehre vortrage.

Als Hans Furwitzer prüsilierte Dr Sebastian Meyer im Einverständnis mit Haller, Manuel und Zwingli das Hirtenschreiben des Bischofs zu Konstanz. „Inter ceteras solicitudines“.

und ſtand mit Zwingli in lebhaftem Briefwechſel. Er klagte dieſem am 11. November 1522, daß ein „Jacobita“, wahrſcheinlich Dr. Hans Heim, Leſemeiſter im Predigerkloſter, die Sache der Papiſten eifrig vertrete; doch habe er damit nur bei einigen Pfäfflein und alten Weibern etwas Erfolg. Einige Chorherren und andere Geiſtliche, eine anſehnliche Zahl aus den Räten hänge dem Evangelium an. Von den andern Stadt- und Landgeiſtlichen dagegen werde er wegen ſeinen Schulvorträgen über die Lehre Pauli und ſeine Predigten über die Glaubensartikel faſt einſtimmig als Erzketzer geſcholten. „Hæreticorum omnium hæreticissimus, parens et magister proclamor, brevique comburendus.“ Zwingli möge in Zürich mutig und furchtlos, den Tyrannen zum Trotze, im Vertrauen auf Chriſtus, ſiegesbewußt das Evangelium predigen. Dr. Sebaſtian Meyer und Berchtold Haller werden in Bern das Gleiche tun. „Nos quoque ita persuasi sumus. Christo ferente opem, ut nullis unquam tyrannorum simus cessuri minis, quo veritatem evangelicam deseramus!“ Haller gelte den Widerſachern als häretiſcher Windbeutel, ihn ſelber ſchätzen ſie in Bezug auf Bosheit und Verkehrtheit, „malitia et error“, wenig geringer. Zwingli fand ſich genötigt, den übereifrigen Freund durch Haller zu größerer Vorſicht mahnen zu laſſen.

4. Eingriffe des Rates in die Jurisdiktionsgewalt der Biſchöfe.

Die Magiſtrate zu Bern hatten ſich zwar von den beiden Zürcherdisputationen und den dortigen kirchlichen Kämpfen ferne gehalten. Im eigenen Lande eröffneten ſie gleich Zürich den Kampf gegen biſchöfliche Auktorität und kirchliche Ordnung. Dr. Stürler ſchreibt dieſe Politik dem Einfluſſe des Parochialklerus auf die Regenten zu; derſelbe habe ſich in großer Mehrheit der Lehre Dr. Luthers zugewandt, und für dieſe Zwecke momentan Hilfe und Sympathie des Volkes zu gewinnen vermocht. Ein ebenſo wichtiger Faktor iſt das Machtbewußtſein der chriſtlichen Obrigkeit, welches offenſichtlich durch Zwinglis und der Zürcher großen Einfluß in dieſe Bahnen geleitet wurde. Es war in ihrem Geiſte gehandelt, wenn M. Herren den Helfer zu Brittnau von Biſchof Hugo zurückforderten, ſtraflos in ſeine Pfründe wieder einſetzten, dem „tüfelgelerten“ Propſt zu Zofingen, Balthaſar Sprenzing, welcher im Rufe der Zauberei ſtand, und dem Kapitel

befahlen, die ungeschickten Priester nach der Stift altem Brauch und Herkommen zu strafen. Noch bestimmter tritt der enge Zusammenhang bernischer und zürcherischer Kirchenpolitik zu tage in dem gleichzeitigen Beschlusse beider Räte, das kaiserliche Mandat und päpstliche Schreiben gegen die Lehre Dr Luthers weder im Rate aufschlagen noch von den Kanzeln verkündigen zu lassen.

Bischof Sebastian zu Lausanne sollte bald erfahren, daß M. Herren zu Bern sein Ansehen ebenso bestritten, wie jenes des Bischofs zu Konstanz. Derselbe hatte auf die Osterzeit 1523 eine kanonische Visitation der Stadt Bern und seines Diözesanteiles im Gebiet M. Herren angesagt. Der Rat war sofort beraten und entschlossen, dieses Einschreiten auf das Entschiedenste abzuweisen. Er lud den Bischof durch eine lateinische Missive vom 28. April [illegible] durch einen „wenden Boten" nach Lausanne über[illegible] Ehren, benachrichtigen. „Dieweil uns in Christo [illegible]" lautet die Anrede. M. Herren haben [illegible] Gnaden seien gekommen das Stift St. Vinzenzen, [illegible] die ferneren Pfarrkirchen, sowie deren [illegible] Leben zu visitieren und die altgewohnte kirchliche Ordnung [illegible]. Dieses könnten M. Herren nicht erleiden, [illegible] der neuen Lehrer, [illegible], Luthers gottliche Irrtümer und Beschwerden in Aussicht stünden. Bei. Herren und Kapitel sollen zudem von einer solchen Visitation nichts wissen „[illegible]", ihre Untertanen sind entlassen, sie bei innerm Widerstande zu handhaben und zu schirmen. Dadurch würden seiner Gn. Vaterwürde wie M. Herren sowohl Gefahrden als Unruhen erwachsen. Se. Gnaden werden deshalb gebeten, die Visitation auf spätere gelegene Zeit zu verschieben, sich und M. Herren angesichts der verwirrten und wilden Zeitläufe in Hoffnung Erwägung dieses Ratschlages, einstweilen Maße und Ruhe zu gönnen.

Nähere Umstände vernehmen wir aus den Briefen Hallers an Zwingli. Er dankt ihm am 1. April 1523 daß er Dr Seb. Meyer einen Schirmer gemacht, und meldet, daß der neugewählte Propst Watteville, „[illegible] unser Wattenschnee", an seinen Briefen den größten Gefallen habe und überall verbreite. Haller selber widersteht dem Lesemeister der Prediger in Abwesenheit des ans Provinzialkapitel verreisten Dr Bastian, der das Evangelium mit seinem

Thomismus über den Haufen werfen will, sei es gelegen oder ungelegen. Zwingli soll ihm Erläuterung geben über Matthäus V, 4 betreffend das zinslose Anleihen. Seine Gemeinde, „congregatio“, wachse aus Gottes Gnaden täglich, trotzdem der Adel widerstrebe, weil er an Zinsen und Abgaben hängt. Leider seien Sebastian vom Stein, welcher kurz vorher den Pfarrer, „episcopus“ zu Höfstetten kräftig in Schutz genommen, und andere einflußreiche Ratsherren, durch unbekannte Ariglisten der Papistler, nach Arisbach durch Überredung Dr. Fabris, zu heftigen Gegnern des Evangeliums geworden; er hat die Herren Berchtolden und Sebastian öffentlich Ehebrecher und Betrüger am Worte Gottes gescholten. Die bewährte Klugheit M. Herren hat es trotzdem zuwege gebracht, daß Haller auf seine Bitten geschützt wurde, weshalb das Evangelium zu Bern, trotz den Vorstellungen einer Botschaft aus den fünf Orten, fort und triumphierend seinen Fortgang nimmt. Er und seine Freunde erwarten mit Sehnsucht Zwinglis „Auslegung der Schlußreden“. Berchtold Haller las Zwingli, sowie auch den „Commentarius“ im Namen des Straßburger Propstes und seiner Freunde grüßen. Zwingli erwiderte diese Aufmerksamkeit sofort mit den Familien Watt, Keil und May in vertraute Beziehungen. Der Propste und seiner Freundschaft wird erst seit 1523 viel Schönes.

Berchtold Hallers Brief vom 10. April 1523 berichtete an Zwingli, weshalb die bischöfliche Visitation im Stifte zu Bern sehr ungelegen kam. Der Bischof habe alle Pfarrherren einberufen. Haller wisse jedoch nicht, was er mit dem Klerus vornehmen werde. Sicher sei, daß er alle neugeweihten Priester, „quos novos sacrificulos vocant“, durch einen Eid verpflichtet habe, die lutherische Lehre weder anzunehmen noch zu begünstigen. Hallers Brief vom 8. Mai 1523 gibt weitere Aufschlüsse. Dem Bischof zu Lausanne habe der Rat sowohl ihn, Propst Watt, darüber ins Kenntnis gesetzt, sofort strenge und ernstes verboten, Stadt und Land zu visitieren. Dr. Thomas Wittenbach habe den Brüdern zu Bern treffliche Vorträge über die Ehe, der christlichen Freiheit, die Messe und den landläufigen Aberglauben gehalten. Ein Bote werde das Buch der Schlußreden und andere Schriften in Zürich abholen; diesem möge Zwingli ruhig seine Geheimnisse anvertrauen. Auf Freiburg ist gute Hoffnung zu haben, ein Prediger predigt daselbst, und hat soviel erlangt, daß der Rat ein Edikt

erlien, er dürfe frei das Evangelium verkündigen, doch Luther nicht nennen. Dr. Sebastian ist nach Bern zurückgekehrt.

Noch hatten die Bischöfe in den Räten, wie Haller gegenüber Zwingli klagte, mächtige Beschützer, die ersten Männer des Patriziates, wachsame und umsichtige Politiker; zu seinem Aräger weilte der hochargesehne Koadjutor Nikolaus von Diesbach bei seiner Familie in Bern. Allein noch immer sind diese Kreise in ihren Hoffnungen getäuscht worden; die französische Partei ist dem Evangelium hold. Täglich spendet der Herr Jesus den Seinigen „congregationem", großen Zurgang; die Berner hungern nach der Speise des göttlichen Wortes, welches ihnen Haller nach dem Maße der ihm verliehenen Gnade reicht; Unzählige, darunter Chorherr Wittlin und Dr. Valentin Anshelm, grüßen Zwingli und die Frommen in Zürich, „in Christo um e pax".

Dem Einflusse der wachsenden „congregatio" war es zuzuschreiben, daß jetzt zu Bern nach dem Vorbilde der Zürcher die bischöflichen Rechte als Anmaßung hingestellt, sowie, entgegen den Edikten der Bischöfe und der Tagsatzungen zu Luzern und Bern, die neugläubigen Prediger geschützt und die Anarchie auf die kirchliche Ordnung geduldet wurden. Im Sommer 1523 hatte der Kirchherr Jörg Brunner zu Meinhardstetten vor M. Herren einen sonderbaren Handel mit dem Pfarrer zu Worb. Bei einem Kreuzgange um seine Kirche schalt er den Pfarrer laut einen Ketzer, Bösewicht, Gotteslästerer und Verführer des Volkes. Dem Volke, welches nach altem Brauche mit Kreuz gekommen, schrie er von der Kanzel zu, alle die mit dem Kreuze gehen, seien in den Bann Gottes gefallen. Der Rat nahm über den Handel Klage-Verhöre auf, und sagte am 15. Juni 1523 den Spruch: Der Kirchherr zu Worb und seine Untertanen seien der beschworten Artikel halber ledig und unschuldig erkannt, und sollen bei ihren Ehren ungeschwächt verbleiben. Der Beleidiger blieb, wie ein Jahr zuvor, ungestraft auf seiner Pfründe.

Am gleichen Tage, 15. Juni 1523, erließen M. Herren zu Bern das erste, sog. „Christliche Glaubensmandat", durch welches sie für den neuen Glauben, die „wahre Gotteslehr", offene Partei nahmen, und die lehramtliche Autorität des Papstes und der Bischöfe stillschweigend beseitigten. Dasselbe war an gesamte Geistlichkeit und an alle Amtsleute ihres Gebietes gerichtet, unter

großem Bedauern der widerwärtigen Zwietracht in der Lehre und der gegenſeitigen Scheltungen als Schelmen, Ketzer und Buben auf der Kanzel und im Verkehre. „Dardurch das gemein, arm und ſchlicht Volk, ſo nach der Ler Gotts chriſtenlich begärt zuo läben, in Irrung gewiſen und verfüert, und daher Ufrüor und Beſchwärd zu Underdruck und Letzung der Seelenheil möcht gefürdert werden.“ Solchem vorzuſein, brüderliche Liebe und Einigkeit bei den Ihrigen zu pflanzen und zu üffnen, haben M. Herren wohlbedachtlich und mit einhällem Rate angeſehen und geordnet.

Alle Prieſter und die, welche des Predigens ſich unterziehen, ſollen, „nützit anders, denn das heilig Evangelium und die Ler Gottes frei, offentlich und unverborgen, wie ſie können und mögen durch die wahre heilige Geſchrift, als die vier Evangeliſten, Paulum, die Propheten und Bibel, auch das alt und nüw Teſtament, bewähren und verkünden. Aller andern Lehren, Disputation und Stempenyen, wie gemäß ſie auch der hl. Schrift ſeien, oder von dem Luther oder andern Doktoribus' ausgehen, ſollen ſie ganz und gar underwägen laſſen, ſie weder predigen noch dem gemeinen Mann eröffnen, ſondern dieſelben neben ſich ſtellen, und dero nützit gedenken. M. Herren wollen, daß jeder Prädikant dem gemeinen Volke die bloße lutere Wahrheit der hl. Schrift entdecke, und nicht mit verdeckten oder offenen Worten ſich ſelbs Ruhm und eigenen Nutzen ſuche. Wenn jemand, geiſtlich oder weltlich Perſonen, in M. Herren Landen und Gebieten wohnend, wider dieſe Ordnung handeln, einander Scheltworte geben oder etwas auf der Kanzel fürgeben, was er aus der wahren Gotzlehr und hl. Geſchrift nicht beweiſen möchte, der ſolle ſines Predigens ſtillſtan, er und ander Uberträter diß Gebots M. Herren ſchwären Ungnad und Straf erwarten“.

Das Mandat krankte an argen Widerſprüchen: der Rat beanſpruchte zwar das oberſte kirchliche Regiment, ſagte aber nicht, wer zu entſcheiden habe, welches die wahre Gotteslehre ſei: dieſe ſollte frei gepredigt, ihre Urheber aber nicht genannt werden. Nach Dr. Anshelm hatten die Böswilligen dasſelbe durchgeſetzt mit der Abſicht, dadurch die päpſtiſche Lehre zu ſchützen. Zu ſpät ſahen ſie ihren Irrtum ein: ſie verſuchten vergeblich, demſelben einen katholiſchen Sinn zu unterlegen und mühten ſich ab, an demſelben herumzuflicken.

5. Religiöse Handel in den Frauenklöstern Königsfelden und St. Michaelsinsel.

Im Sommer und Herbste 1523 begannen, wie gleichzeitig in Zürich, die Wiederwärtigkeiten mit Klöstern, welche M. Herren umsonst zu lösen suchten. Ganz besondere Verdrießlichkeiten bereiteten M. Herren nach Dr. Anshelms drastischer Schilderung die verschlossenen und dester me wunderwirdigen frowen des lungnachen klosters Königsfelden. Dieser schwere, seltsame und wunderbare Handel hat sich also zugetragen. „Die frowen waren durch gesprach, buechli und sundre sendbrief des Luthers und Zwinglis, ouch durch ilfinge young biblischer lektion zu erkantnus kristlicher freiheit so wit komen, daß sie den klosterstand als entchristliche knechtschaft zuo verlassen, einer loblichen stat Bern erfarnen rat als zu rechte oberkeit um gunst und hilf fruntlich anlangten." Schon vor M. Herren zu Bern war Mag. Ulrich Zwingli um Gunst und Hülfe angelangt worden. Die Chorfrau Margaretha von Watteville Schwester des Propstes zu Bern, hatte vernommen, daß evangelische Wahrheit und Lehre durch Zwinglis Verkündigung des Gotteworts täglich zunehmen, sie sagte in ihrem Briefe an Zwingli vom 14. März 1523 dem allmächtigen ewigen Gott Lob und Dank, daß er alle evangelischen Christen hier in unserer Versammlung zu Königsfelden wieder erleuchtet, der Welt durch seinen Geist so viele treue Lehrer seines hl. Wortes gesandt habe. Die Schwestern legte dem B. sie katwergen für Zwingli bei, und empfahl sich mit ihren Genossinnen seinem Gebete und damit dem allerstcherstcn Schutze Gottes. Der Rat verordnete von sich aus am 21. Mai 1523 nach Königsfelden zu einem Guardian seinen Mitburger, Dr. Theod. Heinrich Sinner, Custos Provinciae. Allein dieser war nicht im Falle, die evangelische Gesinnung der Frauen zu ändern.

Im August 1523 gelangte die Mehrheit der Frauen als arme erlöste Geschöpfe Christi um Gewährung evangelischer Freiheit an M. Herren. Diese waren höchlich entsetzt und beschwert, sie beschrieben von Straßburg ihren gelehrten Provinzial Dr. Jörgen Haimann, „das Gotzhus ze visitieren und die Frauen vom lutherischen Leben abzewisen. Wie nun der sinen bevelch wolt volziehen, da schlugends im alle ordensgehorsame so trutzlich ab, daß er und

die Äbtissin, Frau Katharina von Truchseß-Waldburg, Schwester des österreichischen Statthalters in Württemberg und Feldhauptmanns des schwäbischen Bundes, Jörg Truchseß, von einer Stat Bern rat und schirm-begärten." Nach Dr Anshelm gelangten nebst Jörg Truchseß auch Bischof Hugo, Jörg von Frundsberg, Kaspar von Mülinen, die Schultheißen Jakob von Wattenwil, Hans von Erlach und andere, welche Schwestern, Töchtern oder Mühmen zu Königsfelden hatten, mit Beschwerden an den Rat

Durch Missive vom 27. August 1523 gaben M. Herren der lieben andächtigen und getrüwen Burgerin, Äbtissin zu Königsfelden, ihre merkliche Beschwärd zu wissen, daß die Frauen dem Provinzial mit großer Ungehorsame und Widerwärtigkeit begegnet seien, daß sie ihren freien Willen durchsetzen ihr Gotteshaus unbeschlossen haben wollen, „also daß ir harusgan und ander zu sich wandlen sollen und mögen, alles nach iwerm gefallen." Das sei wider des Gotteshauses Stiftung, wider den Gehorsam gegen ihre Obrigkeit, und gegen die angenommene Regel, wonach sie im Kloster inbeschlossen ihr Leben sollen beschließen. Wenn die Frauen auf ihrem Fürnämen beharren, werde daraus nichts gutes erwachsen, sondern jene, welche das Gotteshaus begabet und demselben Gutes getan, werden Ursache haben, das Ihre, außer M. Herren Landen gelegen, anzufallen, den Frauen und dem Gotteshause vorzuhalten und zu entfremden. Deshalb mögen die Frauen von ihrem Fürnehmen abstan, geistlicher Zucht und Gehorsami anhangen, und sich halten wie sie von altershar getan und damit von Gott und der Welt Gnad, Ruhm und Ehre erlangt haben. Damit erweisen sie M. Herren sondern Wohlgefallen und bewegen sie, desto geneigt zu sein, ihr Gotteshaus zu schirmen und mit allem Gunst zu bedanken. Wenn aber einige Frauen von dem Orden und aus dem Gotzhus wychen, werden M. Herren denselben ir Gut, so sie ins Gotteshus gebracht hatten, vorhalten und Ire deß nutzit lassen nachfolgen.

Die Frauen zu Königsfelden, welche mit eifriger Vorliebe der neuen Lehre huldigten, waren in Mehrheit nicht gesonnen, sich diesem Rate M. Herren zu fügen. Die Großkellnerin Katharina von Bonstetten trat sofort aus Kloster und Orden, um den Ratsherrn Wilhelm von Diesbach zu heiraten; sie hielten zu Bern ihren öffentlichen Kilchgang im St. Vinzenzenmünster, mit

menigliche großer Verwunderung. M. Herren sahen sich deshalb am 17. September 1523 genötigt, eine Ratsbotschaft nach Königsfelden hinabzufertigen, mit allem Versuch den Klosterstand zu handhaben und eine den Frauen genehme Ordnung zu schaffen. Damit solches desto eher erfolgen mochte, wurden den Frauen ihre Regel gemildert, Vasttag, Zittgesang, Metti ihren Conszienzen überlassen; Strohsack, Zuobett und derglichen abgenommen, ihre Profession ins 20 Jahr gestellt, die Pfründen gebessert. Sonst sollte das Kloster beschlossen, des Ordens gewohnliche Gehorsame und Kleidung unverandert bleiben. Der freien Wahl im Gotteshaus oder außerhalb zu bleiben, wollen sich M. Herren gegen ihre geistliche Obrigkeit nuzit beladen, doch den Ausgetretenen ihr eingebrachtes Gut nicht widerkehren. M. Herren bedüchte, daß die Frauen nach ihres Ordens Brauch und Regel mit vorgedachter Milderung bleiben mochten wie von altersher. Der Provinzial sowie die Äbtissin sollen von dieser Handlung berichtet werden, ersterer sich leiderlich nach Königsfelden verfügen, und dort mit M. Herren Botschaft handeln. Ratsherr Benedikt Wattstetter wurde vorsorglich als Hofmeister und Klostervogt ernannt.

Die Äbtissin „dankte hoch für diese Ordnung und Milderung, und begab sich mit sampt etlichen Frowen darbi zebliben, aber der merteil des Convents verachtets und verspottets als nur dem fleisch dienlich, erzählt der Chronist Dr. Anshelm nach dem Berichte des Hofmeisters, und rueft wider an um frie wal und abzug des gisnerischen Buzenwerks, welche ebenso gnot nachzelassen als die stuck, so nachgelassen warund. Man bedurfte o ach keines babsts noch provincials darzuo, dan die, so zuo Straßburg gesehen, kein gwalt uber si hattind. Sie waren nunmen niemands, den einer grosmächtigen stat Bern, als rechten landsherren, unschuldige arme gefangnen, die um Gots er und ihrer selen heil willen begartind und hattind ledig gelassen werden.

„Als nun ein Rat gesach, daß weder milte noch rüche wolt helfen, ließ er alle des gotzhus kleinot, die als küngliche und fürstliche gaben vil jar zusamenkomen, nit klein geschatzt wurden, har hinder sich fertigen, und viel deren, so usgan wolten, auch irer eltern und nachsten fründen namen anzeigen, sy mit gunst eines rats und irer verwandten usgelassen. Da ward der ganze Konvent eins, sich nit zu sündern, damit die, so ze beliben ver-

meinten, nit härter verschlossen, und die, so usgon wollen, nit von fründen verhindret wurdind. Begärtend und batend abermals zum höchsten, sie, als einzig ihre unschuldige gefangenen, barm herziglich ze bedenken, und ledig ze lassen. Ist das, als des vesten Krauchtalers wohlgepfefferetes lebkuoch vor räten und burgeren sagt „Ich wond, es läg inen im har, so ligt es inen im fleisch, si müeßend nit mine gefangenen sin“ und also ward inen die frie wal ufgetan“

Der lieben Burgerin, Frauen Äbtissin wurde von M. Herren am 20. November 1523 neuerdings zugeschrieben, sie hätten gemeint, die Frauen haben sich ihrer wiederholten gütigen Vermahnung gefügt, und der Milderung ihrer Ordensregel gleichförmig gemacht. Die Frauen wissen, was sie bei Annehmung ihres Ordens gelobt und versprochen, und damit ihren freien Willen Gott dem Allmachtigen übergeben haben. Es ist von M. Herren schwar geachtet, das, so undankliche Jar in loblichem bruch ze standen, auch dero, so das Gotzhus gestiftet haben, Willen zu brachen. Weil jedoch der Mehrteil freie Wahl verlange in dem Gotzhus zu bleiben oder auszutreten, und M Herren vermerken, daß, wenn dies nicht gestattet werde, die Frauen sich mit Unordnung von dem Gotzhus absondern wollen, sind M Herren bewegt worden, unter zwei Bosen das Bessere nachzulassen, und allen Schwestern gemeinlich den freien Austritt zu gestatten. Doch soll das Gotteshaus wie bisher beschlossen bleiben, niemand Ein- und Ausgang haben, die Frauen sollen ein guot, erbar, loblich geistlich Wesen füeren und in Gehorsame ihrer Obrigkeit laben.

Wenn es einigen oder andern in den Willen komme, sich aus dem Gotzhus zu tun und zu sündern, sich zur Ehe zu verpflichten oder sonst den weltlichen Stand anzunämen, wollen M. Herren denselbigen freie Wahl lassen: doch soll das mit der nächsten Freunde und M Herren gutem Willen und mit dem Abschied geschehen, daß das Gotzhus fürder von derselbigen Person gerechtiget und unbeladen bleibe. M Herren nehmen sich der Sach nicht gerne soweit an; weil jedoch die Frauen meinen, daß ihr Fürnemen loblich und gut, sei dies den Konfizienzen anheimgestellt. M Herren entladen sich damit, und wollen einzig zu Abstellung fernerer Unruhe und Widerwärtigkeit in solche Begehren willigen

Weder dieſes Entgegenkommen noch Unterhandlungen mit dem Provinzial vermochten in Königsfelden die regulare Ordnung herzuſtellen; der Austritt wurde ſchließlich freigeſtellt und den Austretenden ein Leibgeding zugeſprochen. Der Rat zu Bern wandte darauf ſeine Fürſorge dem reichen Kirchenſchatze zu. Er ließ denſelben zunächſt in Gegenwart der Amtsfrauen durch ſeine Amtsleute beſichtigen; infolge der Bauernaufſtände ergieng am 5. Mai 1525 der Befehl, die Briefe und Kleinoter der Abtei ſeien „in geheimbd“ auf Schloß Lenzburg zu führen. Daneben erfolgten wiederholte Mandate, die Frauen ſollen ihren Vorgeſetzten gehorſam ſein; dem Guardian wurde verboten, durch lutheriſche Prieſter predigen zu laſſen. Am 26. Juni 1525 ergieng nach Königsfelden die Miſſive: M. Herren wellend, daß niemand mehr die beiden Klöſter viſitiere, ſondern daß der Guardian ihr Herr und Obere ſei; der Äbtiſſin wurde befohlen, dem Provinzial weder Einlaß noch Viſitation zu gewähren. M. Herren wollen das nicht mehr geſtatten, ſondern die Frauen ſelbs viſitieren. Der Guardian ſoll die Frauen anhalten, daß ſie die ſieben Zitten und anderes, wie von altershar ſingen, läſen und tun; ſo werden M. Herren verſchaffen, daß ſie gehalten würden wie von altershar. Der Eintritt in das Noviziat wurde auf das ſiebenzehnte Altersjahr und deſſen Dauer auf drei Jahre ausgedehnt; nach Abſchluß derſelben ſollte der Austritt verboten ſein.

Alle dieſe Erlaſſe blieben ohne Erfolg; die Auflöſung der klöſterlichen Ordnung ſchritt im Jahre 1527 raſch voran. Guardian Dr. Heinrich Sinner heiratete die Priorin Agnes von Müllinen, Margaretha von Wattenwil den Junker Luzius Tſcharner von Chur; ihre Schweſter den Junker Jakob May, Schwager des Propſtes. Andere Frauen folgten dieſem Beiſpiele, nach der Aufhebung des Kloſters auch der letzte Guardian, Balthaſar Maler. Die Äbtiſſin Katharina von Truchſeß-Waldburg begab ſich nach Zürich zu ihrer Muhme, der ehemaligen Äbtiſſin Katharina von Zimmern, und heiratete den Ritter Georg Göldlin.

„Die Kloſterrevolution von Königsfelden, welche immer wieder ausbrach, war nach Dr. Stürler ein nicht unwichtiger Moment in Berns Kirchenſturm. Man hat vom katholiſchen Standpunkte aus Mühe, ſich die Halbheit aller Maßregeln zu erklären. Es trat da eine Ohnmacht der geiſtlichen und weltlichen

Disziplin zutage, welche dem Protestantismus Tausende zuführte, blos weil der Erfolg verbürgt schien." Allein die Zustände sind gar nicht schwer zu erklären, weil die bernischen Patrizier und der süddeutsche Adel das reiche Kloster als Versorgungsanstalt für ihre Töchter betrachteten, von denen mehrere neugläubigen und schwankenden Familien angehörten. Um eine wahre und durchgreifende Reform des königlichen Klosters war es M. Herren zu Bern schließlich weniger zu tun, als um den reichen Besitz des Gotteshauses an Gülten, Gütern und Kleinodien.

Über die Art und Weise, wie die evangelische „Reformation" nicht von der Obrigkeit, sondern von den Prädikanten in andere Frauenklöster hineingetragen wurde, beweisen die Vorgänge zu Frauenbrunnen, besonders aber jene im Inselkloster zu Bern. Am Feste St. Michael, 29. September 1528, waren Dr. Thomas Wyttenbach, Dr. Sebastian und her Bertold zu der Insel gekommen, und haben da, am „schwätzrad" verursachet, etwas uß grund Gottswarts wider den hl. Orden geredt: „nämlich so hat her Bertold gesagt zu Claudi Meyen dochter, wenn sie uf iren orden hauptind, so wärinds ins Tufels stand und des Tufels, aber der eestand wär von und im glouben zu Gott verordnet".

Dieses Religionsgespräch machte Aufsehen. Venner Krauchtaler brachte den Handel am 23. Oktober 1524 vor die Räte, es hieß: Die drei Pfaffen haben das ganze Kloster verführen wollen, und deshalb nach dem Stadtrecht ihr Haupt verwirkt; aus Gnaden wolle man ihnen die Köpfe schenken, wenn sie als Ausländer zur Stunde für ewig aus Stadt und Land schwören und wegziehen. Als die Namen vor dem Großen Rate genannt wurden, rief Bernhard Tillmann: Es sei eine schwere Sache, jemanden unverhört zu verurteilen und den drei Prädikanten ebensowohl zu glauben als den Frauen. Erstere wurden vorberufen: Herr Bertold erklärte, er habe mit den Inselfrauen nichts anderes geredet, als was er auf der Kanzel aus dem Gotzwort geprediget, und nichts ungebührlichen verhandelt. Venner Johannes Wingartner, gleich dem Ratsherrn Tillmann ein treuer und beständiger Patron des evangelischen Handels, erklärte: er wolle beiden Teilen glauben und sie in ihren Wahren bleiben lassen; den Prädikanten solle man sagen, daß sie der Kanzel warten und des Klosters müssig gehen. „Also gab Got die Gnad", fügt Dr. Aus-

helm bei, „daß die trüw predicanten zuosampt dem evangelio errettet und erhalten wurden; alſo daß einer der Edlen klagt, es wäre nun getan; des Luthers Handel müeßte fürgan."

6. Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe durch obrigkeitliche Mandate.

Dr. Anshelm klagt, M. Herren, die Fürnemſten und die Mehrzahl des Kleinen Rates habe es gereut, das chriſtliche Mandat vom 15. Juni 1525 erlaſſen zu haben. Sie hörten, ſahen und merkten, daß nicht, wie ſie gehofft, die Lehre Luthers, Zwinglis und ihrer Anhänger abgeſtrickt werde, ſondern daß die nüwe Lehre und die Prädikanten durch das Mandat geſtärkt würden. Sie ſuchten deshalb, da ſie es aus Furcht vor Burgern und Gemeinde nicht zerreißen durften, Löcher in dasſelbe zu ſtechen, und die Prädikanten zu vertreiben. Auf St. Katharinentag, 25. November 1523, geriet dieſer Zorn über Dr. Anshelm, als des Lutherſchen handels ſunderlich hoch verlümbten, von wegen ſiner husfrowen. „Die uß kriſtlichs glowens grund uf einer badfart, disputierend wider einen, ſo da rüemt, U. Frow möcht in begnaden und ſelig machen, und der pfaffen ee wäre läſterlich, geredt hat: Unſer Frow ſige wie ſi, nach eigner art, ein wibsbild geſchaffen, der gnaden und heilmachung irs ſuns Jheſu Kriſti, aller glöubigen einigen begnaders und ſeligmachers dürftig; möchte ſi nit ſelig machen. So wär ouch in irem lob geprediet worden, daß ſi vom höchſt gehaltnen prieſter ſtammen harkomen; deshalb ouch der pfaffen ee für eerlich möchte gehalten werden."

Dieſe Rede wurde zum ärgſten ausgelegt; etliche wollten die Frau ertränken oder ins Halseiſen ſtellen, zum Widerruf anhalten, andere ſie mit ihrem Manne austreiben. Die zornige Gnad hieſch 20 Pfund Buße und die Abſolution von Lauſanne. Frau Dr. Anshelm hieß bei den Zornigen „Unſer Frowen Schweſter". Die erzürnten Herren ſtrickten Dr. Anshelm am 6. Januar 1524 in harter und auffätziger Ungunſt die Hälfte ſeines Soldes ab, in der Hoffnung, er werde nun von ſelber abziehen. Dieſer verkaufte ſein Haus zu Bern und zog in ſeine Vaterſtadt Rottweil. Mit Berchtold Haller, den Freunden zu Bern und in der Eidgenoſſenſchaft blieb er in lebhafter Verbindung, bis er 1529, zu Rottweil ebenfalls verfolgt, vom gnädigen Gott wieder nach Bern in die Freiheit geflüchtet wurde. Daſelbſt erwarb er ſich als Stadt-

arzt, trefflicher Chronist und eifriger Förderer des Evangeliums hohes Ansehen bis zu seinem Tode im Jahre 1540.

Der Rat zu Bern bewies fortwährend seine Ungunst gegenüber der neuen Lehre. Priester, welche in Worten und Werken sich wider die kirchliche Ordnung verfehlten, wurden zur Rechenschaft gezogen, einzelne sogar dem Bischof zu Konstanz überwiesen. Der Rat ließ noch 1523 in St. Vinzenzen Chor das künstliche und kostliche Gestuhl erbauen. M. Herren betrachteten die kirchlichen Handel der Messe, Bilder und anderer Artikel halber als groß und schwar, sie glaubten, dieselben müssen als gemeine Angelegenheit aller Eidgenossen behandelt werden. Aus diesem Grunde wurde seitens M. Herren, gemäß Entscheid vom 18. Oktober 1523, keine Abordnung an das zweite Religionsgespräch nach Zürich geschickt. Nach demselben wandte Haller sich an Zwingli, um von ihm Aufschluß über wichtige kirchliche Fragen zu erhalten. Zwingli gab die Antwort den Brüdern zu Bern, Berchtold Haller und Dr. Sebastian Meyer „fratribus Bernae evangelizantibus, Christ. und ihren" am 4. Dezember 1523 durch ein umfangreiches Hirtenschreiben. Dasselbe handelte über seine Auffassung von der Ehe, Zeremonien und Werkheiligkeit mit der Autorität eines Kirchenvaters.

In grundsätzlichen Fragen galt das „christliche Mandat" vom 15. Juni 1523. Weil dasselbe nicht zu beseitigen war, versuchte die katholische Mehrheit der Räte, dasselbe zu mildern und demselben einen katholischen Sinn zu unterlegen. Die Art und Weise, wie das Evangelium vielfach gepredigt wurde, mußte dieses Vorgehen nahelegen, die Unruhen der Bauern und Wiedertäufer waren geeignet, sogar Wankelmütige, welche zunächst für ihre zeitlichen Interessen besorgt waren, nachdenklich zu machen. Zwinglis Versicherung, sein Evangelium schirme die weltliche Obrigkeit in ihren Rechten, den wahren Rechtsansprachen auf Zehnten und Abgaben, seine Behauptung, das antichristliche Papsttum und dessen Anhänger seien die wahren Urheber aller Unruhen, fand vorderhand wenig Glauben. Die Vorgänge im Thurgau hatten die Neigung für das neuentdeckte Evangelium schwer geschädigt. Das entschiedene Auftreten der Bischöfe, ihr aufrichtiges Anerbieten zur Abstellung der Mißbräuche behilflich zu sein, konnte nicht ohne tiefen Eindruck, das vornehme Schreiben der fünf Orte vom 8. April 1524 an M. Herren zu Bern nicht unbeachtet bleiben

Aus den Zeitverhältniſſen erklärt ſich, daß ſeit Frühjahr 1524 eine teilweiſe Wendung in der berniſchen Kirchenpolitik ſich geltend machte. Sie bedeutete zwar einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden Religionsparteien zu Bern, jedoch durchaus keinen Anſchluß an die entſchiedene und grundſätzliche Haltung der fünf Orte, aber ſie war eine ſelbſtherrliche Nachahmung ihres Vorgehens in Bezug auf einzelne Fragen. Von Eintreten auf die Anerbieten der Biſchöfe war keine Rede, und die verbindliche Berufung auf den Entſcheid eines allgemeinen Konzils fand keinen Anklang.

Der Vortrag der drei Biſchöfe auf der Oſtertagſatzung zu Luzern hatte jedoch zur Folge, daß der Rat zu Bern, nach dem Vorgange von Zürich, die religiöſe Frage ebenfalls vor die Städte, Ämter und Gemeinden brachte. Die „Beſchribung“ zur erſten Volksanfrage ergieng am 8. April 1524. Dieſelbe klagte über die Lutherſche Lehr, daß die Prieſter zur Ehe greifen, etliche in der Faſten und zu andern verbotenen Zeiten Fleiſch eſſen, die Bilder der Mutter Gottes und lieben Heiligen verachten, daß die Ordenslüt aus den Klöſtern laufen und wältlich Stand annämen, auch die Prädikanten und Seelſorger an der Kanzel den gemeinen chriſtglöubigen Mönſchen mängerley Sachen underrichten, ſo Im ze glouben ſwär ſin wölle, und vornacher nit gehört, noch in bruch und Übung gewäſen ſind. Etliche meinen, Sölichs als eine nüwe Lehre abzuſtellen, aber die andern ſind im Fürnemen, dem allein anzuhangen, ſo durch das heilig Evangelium und die göttliche Geſchrift, ouch das nüw und alt Teſtament beveſtnet und gehandhabt mag werden, und ſich davon nicht drängen zu laſſen. Wenn nicht Fürſehung getroffen, einhäller Wille und Verſtand erfunden werde, ſei zu befürchten, daß aus ſölichem Zank auch fernerhin Unrouw und Widerwärtigkeit erwachſen.

Weil die lieben Eidgenoſſen einen Tag nach Luzern ausgeſchrieben, um ſich dort zu unterreden und zu vereinbaren, will es M. Herren befinden, es gebühre ſich, daß ſie dort ihren Willen gut Bedunken und Meinung ebenfalls abgeben. Weil dieſe Sache ſowohl die Untertanen als M. Herren berühren, mögen auch die Landlüt darüber ſitzen, erwägen und bedenken, alsdann M. Herren ihres Ratſchlages und guten Bedunkens ſchriftlich berichten, damit M. Herren mit den lieben Eidgenoſſen Beſchluß und Abredung tun und dasjenige an die Hand nehmen, was ſich zur Einigkeit aller gebühre.

Die Volksanfrage geschah in höchster Eile, vom 9 bis 17 April 1524. Die Antworten, soweit sie erhalten sind, lauten fast alle ganz entschieden für Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung, wenn auch über den Sinn der Schlagworte, wie „Evangelium, Gotteswort, zehn Gebote", gegenüber dem alten Kirchenglauben, wie über das Ansehen geistlicher und weltlicher Obrigkeit in religiösen Fragen bei dem gemeinen Manne und vierzehnjährigen Knaben sich eine sehr begreifliche Unklarheit zeigte, welche die Amtsleute und Landvögte in eine klarere Fassung brachten. Einzelne Antworten stellten den Entscheid über Fragen, welche die Einfalt des gemeinen Mannes nicht verstanden, der Weisheit löblicher Obrigkeit oder einem künftigen Konzilium anheim. Andere wollten bei dem alten Glauben bleiben, wie ihn vorher die hl. Zwölfboten erläutert und M. Herren durch ihr Mandat vom 15. Juni 1523 „usdrucket" haben. Die Gemeinde Bipp erklärte, sie verstehen die Sachen nicht; doch wäre es ihre gute Meinung, M. Herren würden die Gelehrten aneinander richten, die hl. Geschrift zu erkunden; und dieselben dem Volke künftig auch gründlichen zu berichten. Die von Bipp wollen allweg die Gehorsamen sein, und bitten M. Herren, zu regieren wie bishar und den Sachen ihren Austrag zu geben. Sie setzen wider M. Herren Mandat nüt, dann sie des alten noch nüwen Testaments oder der heilgen Evangelien wenig gelesen haben. „Die Antworten auf alle diese Volksanfragen sind", wie Dr. Stürler richtig bemerkt, „deshalb besonders merkwürdig, weil sie den Kulturzustand des Volkes in seinen mannigfaltigen Schattierungen von Landschaft zu Landschaft abspiegeln, auch dem Politiker wie dem Philosophen Lehrreiches zur Würdigung des „suffrage universel" in Glaubensfragen darbieten."

Das Verhalten der Rate zu Bern entsprach so ziemlich dem amtlichen Ergebnisse der Volksanfrage. Durch eine Missive vom 28. April 1524 erklärten M. Herren, sie haben vereinbart: „Da dem Mandat des Lutherischen Handels halb getan und darum von ihnen ugangen, und den Pfarrern, Lutpriestern und Seelsorgern allenthalb zugeschickt, zu beiden, doch mit dem Zusatz als etlich Priester Eewiber genommen, daß die, und welche sölichs furer thuon wurden und pfründen verwirkt und verloren haben; desglichen die, so die Mutter Gottes und die lieben Heiligen schmahen und verachten, auch in der Vasten

und verbotenen Tagen Fleiſch und ander verbotne Spyß äßen, und ſuſt derglich ungehört Sachen bruchen oder an der Canzel predigen, unſer ſtraf ſöllen erwarten!"

Dieſe neue Ordnung war indeß ſchwerlich das lautere Echo der Volksmeinung, ſondern der Ausdruck der in den regierenden Kreiſen herrſchenden ſtaatsklugen Willkür und zweideutigen Halbheit. In jedem Falle bedeutete das „Erſt usgangne Mandat mit dem Zuoſatz" einen mit Hilfe der katholiſchen Mehrheit zuſtande gekommenen Sieg der neugläubigen Minderheit. Das charakterloſe Aktenſtück, welches im Anfange, dem erſten Mandate, dasjenige zu predigen befahl, was im Zuſatze unter Strafe zu tun und zu reden verboten wurde, war in ſeiner Wirkung verhängnisvoller als das erſte „chriſtliche" Mandat. Unter dem Scheine, den alten Glauben zu ſchirmen, begünſtigte dasſelbe die neue Lehre; mit der Vorgabe, die letztere zu beſtrafen, lähmte es jede Tatkraft der Katholiken. Auch die Neugläubigen waren nicht zufrieden. Mit Recht beklagte ſich Berchtold Haller gegenüber Dr. Vadian: die freie Predigt des Evangeliums ſei zwar geſtattet, wer aber nach ſeiner evangeliſchen Überzeugung handle, werde geſtraft. Andererſeits mußte Dr. Hans Heim, Leſemeiſter im Predigerkloſter, erfahren, daß zwar noch ſtatthaft ſei, katholiſche Gebräuche zu beobachten, aber widerwärtig, katholiſche Glaubenslehren zu verteidigen. M. Herren zu Bern hatten vom katholiſchen Standpunkte aus überhaupt kein Recht, weder die freie Predigt des Gottsworts zu befehlen, noch das Übertreten kirchlicher Vorſchriften nach ihrem Gefallen zu beſtrafen.

Der Bote von Bern, Kaspar von Mülinen, erhielt am 19. April 1524 von M. Herren den Befehl, auf dem Tage zu Luzern „in Sachen des Lutherſchen Handels wägen Red und Antwurt zu geben", wie die Anfrage des Volkes ausgefallen und darnach zum alten Mandat eine Güterung beſchloſſen und verkündet worden ſei. Dieſe Inſtruktion ſollte zugleich Antwort auf das Schreiben der fünf Orte und den Vortrag der drei Biſchöfe ſein. Allein der Geſandte gieng weiter, und ſtimmte am 20. April 1524 mit den Boten der zehn Orte, gegen Zürich und Schaffhauſen, zum Abſcheide der fünf Orte. Darnach ſollte auch Bern beim alten Glauben und chriſtlichen Brauch bleiben, wie die Altvordern ſolche an uns gebracht. Die Prädikanten ſollten allenthalben das Gottswort,

nämlich das heilig Evangelium, und die christlichen Lehrer der hl. Schrift, so da bewahrt, und von der hl. christlichen Kirche angenommen, predigen und sonst all ander Stempaneien vermiden, die sie mit der hl. Schrift nicht zu bewähren vermögen. Alle Mißbräuche, welche aus der Lutherischen Sekte und von ihren Anhängern eingerissen, sollen gestraft und ausgereutet werden. Wo jenen, welche zu solchem Furnehmen nicht Verwilligung geben, sie seien geistlich oder weltlich, soll keinerlei Gemeinschaft beschehen. Jedermann mag sich darnach richten, so lange bei unser alten christenlichen Ordnung und Glauben zu bleiben, bis ein allgemeines Konzilium wird, nach Ansachung desselben sich jedermann richten und halten mag.

Dieser Abschied fand zu Bern weder rechtskräftige Annahme noch offene Zurückweisung. Es blieb bei dem Mandate mit Zurückhaltung von besserem Zusammengehen mit den fünf Orten war keine Rede. Dagegen ergieng an Zürich am 1. Mai 1524 ein Schreiben, welches den Standpunkt M. Herren zu Bern gegenüber der Besorgnis der Zürcher, sie möchten zu den fünf Orten halten, gründlich beseitigte. „M. Herren achten, es wolle sich nicht gebuhren, Zurich oder andere zu nötigen oder zu drängen, anders zu glauben oder zu halten, als ihnen gefällig sein will. M. Herren haben ihr besonderes Mandat erlaßen und erlautert. Es geschah in guter Hoffnung, diewil diß Anfäng und Anwerungen so lange unverdankliche Zyt nit in Ubung sind gewasen, mit M. auch der Rache und Hertigkeit nit hindurch zetrucken sind, daß für und für durch die Gnad und Hilf Gottes sovil erlanget, daß wir zu einhälligem Verstand kommen. By welchem Beschluß und Ansachen wir beliben, und sunst das alles werden gestatten, so zu Fürderung der Ere Gotz, Enthalt des christenlichen Glouben, auch der wort und ler Ehrist dienet. Und also mögend Ir unserthalb wol gerüewiget sin, und üch zu uns aller Eren und Gnots getrösten, und für die achten, so üch obangezoigter Sachen halb gar ungern überziechen oder wider üch mit Gewalt welten handlen. Das vermerkend von uns im Besten."

Wie aus den Chroniken von Bullinger und Salat hervorgeht, war man sowohl in Zürich als in den fünf Orten, nach den Akten sogar in Konstanz und Rom, über Ursachen und Tragweite dieser zweideutigen Politik M. Herren zu Bern genau orientiert

Die Vertröstung unter Brief und Siegel wurde in Zürich sehr wohl vermerkt. Berns Einspruch war in keiner Weise zu befürchten, wenn der längst geplante Götzensturm durchgeführt und die katholischen Gottesdienste und Gebräuche abgeschafft wurden; das Schreiben von Bern hat nach Dr. Stürler diese Vorgänge in Zürich beschleunigt. Bern erntete dafür den Vorwurf diplomatischer Doppelzüngigkeit und geheimer Lutherei, wogegen sich M. Herren gegenüber dem Rate zu Luzern, dessen Läufer die von Bern Ruber gescholten, in einer Missive vom 8. Juli 1524 des höchsten verwahrten. Allein soviel ist sicher, an dieser Haltung Berns scheiterte jedes gemeinsame Vorgehen zum Schutze des alten Glaubens. Die Räte zu Bern fertigten zwar als ihre Boten zwei Häupter der katholischen Ratspartei, Sebastian vom Stein und Sebastian von Diesbach nach Zug ab, und sandten sie gleichzeitig als Vermittler nach Zürich Schaffhausen und Appenzell. Es geschah auf ernstlich Ersuchen der fünf Orte, doch wie M. Herren am 7 Juli 1524 nach Zürich schrieben, „in fründtlichen gütten Gestalten. Alls was zu Ruew und Einigkeit dienen, und Widerwärtigkeit, Zwytracht und Unrwo mag verhüten und abstellen, dan dieselb unser Botschaft sich darin zuvorderst und an trew zuvor Fliß nützet solle lassen erwinden. Dann mit und gegen üch ützit unfründtlichs oder gewaltigs fürzenemen, üch zu nötigen, anders zu glouben, dann üch wolgefallt, ist uns nit gemeint. Wir wolen üch aber darby gebeten haben ob an üch ützit langen, das zu Fürderung unser aller Einigkeit dienen wurde, alldann Solichs euch nit ussschlachen, sonder uns üch ze bewysen nach unserm Vertruwen. Stat uns um üch allzyt gueten Willens zu verschulden!"

„Die nach allen Seiten hin maßgebende, vermittelnde rechtschirmende Haltung Berns tritt nach Dr. Stürler in diesem Schreiben sehr bestimmt hervor. Ohne sie glaubt derselbe, wäre ein Bürgerkrieg um Glaubenssachen wohl schon damals ausgebrochen. Möchte Bern auch später dieser providentiellen Bestimmung im Bunde der Eidgenossen treu geblieben sein!"

Stimmung und Haltung der Räte wurden seit Ostern 1524 dem Evangelium weniger günstig. Eine heftige Eingabe des Landkapitels Baden um Gestattung der Priesterehe wurde am 8 Mai 1524 zurückgewiesen. Betreffend Gewalt der Geistlichen und Priesterjungfrauen, sowie gegen das Fleischessen in der Fastenzeit wurden

strengere Mandate erlassen jedoch vorderhand nicht ernstlich durch geführt oder auch gnädiglich mit wenigen Ausnahmen übersehen. Berchtold Haller blieb bis 1529 unverheiratet und wurde von den Mandaten nicht betroffen. Leutpriester Andreas Hunzi zu Aarau, welcher die Kirchenlehrer „Strowbutzen" geschmäht und Zwinglis Lehre überall ausgesprenget hatte, wurde nach Entscheid des bischöflichen Gerichts zu Konstanz abgestellt und ausgewiesen. Zusammenrottungen auf den Kirchhöfen wurden verboten und das Lesen lutherischer Bücher eingeschränkt. Die Boten von Bern erhielten Gewalt, mit den Eidgenossen einerseits und gegen Zurich andererseits über ein Glaubensmandat zu handeln; sie beteiligten sich sogar an den Prozessen gegen den Schaffer Klaus Hottinger und die Gefangenen von Stammheim, doch verlangte Bern, die Stammheimer dürfen nicht über den Glauben befragt werden und bewirkte, daß Adrian Wirth begnadigt wurde. Andererseits wurden bereits Verbote erlassen gegen päpstliche Ablässe und Sammlungen für geistliche Zwecke, den Klöstern wurde das Ehmgeld, der sog. ‚böse Pfennig' auferlegt.

Mit Dr Hans Heim aus Mainz Prior und Lesemeister im Predigerkloster, Gegner der wahren Gotteslehre, entstanden ernstliche Mißhelligkeiten, welche sich auf den Ketzerhandel zurückführten. Viele der unsern, schrieben M. Herren am 18. Februar 1524 an den Provinzial, Dr Eberhard de Clivis, haben allerlei Unwillens gegen denselben, weil sie meinen, er habe an dem Ketzhandel, von etlichen unseres ordens in bemeltem Gotzhus brucht, Wissen und Schuld gehabt. Dazu sei er in seinen Predigten ungeschickt, und andern unsern Predikanten widerwärtig. Daraus erwachsen unter der Bürgerschaft böse Zweitungen und allerlei unrüewigs, daraus fernere Beschwerde zu besorgen. Der Provinzial wird deshalb, und angesichts der ökonomischen Notlage des Klosters freundlich gebeten, gemelten Prioren und Lesemeistern abzufordern, und M. Herren mit einem andern, tougenlichen, gelerten, erbarn wandels zu versechen, der dann sin Ler und Predigen uf das heilig Evangelium und die göttlichen Geschrift, mit Abstellen der Sophisterein und anderer nidiger Zusatz gründe.

Als der Provinzial diesem Begehren nicht willfahrte, sogar dem Kloster zu Bern eine Ordenssteuer auferlegte, protestierte der Rat am 11. April 1524 in drohendster Sprache gegen diese an

ldige Handhabung der Ordensrechte. M Herren beriefen sich darauf, das Kloster erleide infolge der lutherischen Lehre allerlei Abgangs an Opfern und andern Zufällen; in dem schwären Handel, welchen der ehrwürdige Orden vor Jahren auszutragen gehabt, seien des Gotzhus Gülten und Renten gemindret worden: M Herren haben ob demselben Handel über 8000 Pfund Kosten erlitten, jedoch von dem Orden, welcher im Mißhandel beladen gewasen, dafur nicht mehr als 1000 Pfund bekommen. Weil im Kloster die Personen nicht mehr genügende Nahrung haben, sei auf solich Gotzhus weder Steuer noch Beladnuß zu legen, sondern dasselbe gerüewiget und unbelastiget zu lassen. Würde solches nicht geschehen, so werden M. Herren „dem vorsin, und zuletst understan, uwer Erwirden die Personen des Gotzhus zuzeschicken und dasselb mit andern zu besetzen. Das vermerke dieselb im besten!"

Allein Dr Hans Heim blieb zu Bern. Er hatte bei den Gewaltigen und Reichen nicht wenig Hilfe und Gunst, schreibt Dr. Anshelm und wußte, mit den nuwen Evangelischen Fuß zu halten. Er nahm die Sache trulich und tapfer zuhanden, und der unrüewig listig Satan nach siner ewigen Art sparte nichts, das Evangelium zu unterdrucken, irrig und verhaßt zu machen. Der Prediger hatte flur einen großen Zulauf und Ruhm, und gewann solche Gunst daß sogar seines Konventes Schand und Schaden wegen Ketzer, wiewohl durch gedruckte Buchli in alle Welt erneuert, in Vergessenheit gekommen ware, wenn die freche Lüge der Wahrheit hatte obsiegen mogen. Da es Gott anders haben wollte, begab sich, daß viele Gutwillige aus Dr Heims Predigten murmelnd weggiengen.

Am 24. Oktober 1521, es war Sonntag, erhob sich in der Predigerkirche, wohl nach dem Vorbilde, welches Mag. Leo Judä ein Jahr zuvor in der Augustinerkirche zu Zurich gegeben, und nach dem Ratschlage, welchen spater Zwingli selber an Dr Oekolampadius zur Basel erteilt, ein arger, jedenfalls von den Gutwilligen verabredeter Tumult. Gerichtsschreiber Dr. Thomas von Watten und Schneidermeister Utenhart Tremp, Schwager Zwinglis, schalten den Prediger, der ihnen ein Dorn im Auge war, aus christlichem Eifer evangelischer Wahrheit einen Lügner. Es geschah furnemlich darum daß er sagte: „Kristus hatte nit allein genuog tan für unsere sünd und schuld, wie die nuwen evangelischen

sagtind sondern wir müessind ouch genuog tuon; das wölt er mit der heiligen gschrift bewtesen". Trotz dem Zurufe seiner Anhanger, er solle fortfahren, stieg der Prediger von der Kanzel Am folgenden Tage wurden die zwei Burger unverhört, „der gröulichen Sache wegen in den kefien behalten"; sie versicherten, eher in der „kefi" zu erfulen, als unüberwiesen dem Mönch einen Widerruf zu tun. Am Mittwoch, 26. Oktober 1524, wurden Rate und Burger des Handels halber versammelt. Vom Stifte waren berufen Propst Wattenwil, Dekan Youblin, Prädikant Haller, sowie der Lesemeister Dr Sebastian Meyer. Es kam zu einem langen „kybigen disputieren"; um dasselbe loszukommen, wurde von M. Herren erkannt, beide Lesemeister haben innert drei Tagen Stadt und Land zu räumen und daraus zu schwören. Die Predigten in beiden Klöstern sollen bis auf weitern Bescheid stille stehen, und die Gemeinde sich an der Stift Prädikanten, Herrn Berchtolder, begnügen Die „Abstellung" wurde begründet mit dem Vorhalten, beide Lesemeister haben sich durch ihre widerwärtigen Predigten in Stadt und Gemeinde Anhang gewonnen; um fernerer Zwenung und Irrung vorzubeugen, Friede und Ruhe zu schaffen, seien beide, doch als wohlbekundete und fromme Ehrenpersonen anerkannt, von M. Herren geurlaubt und abgestellt.

Beide Predikanten verließen Bern sofort, Dr. Heim auf immer: Dr. Bastian zog seinen Orden ab, heiratete und predigte zu Schaffhausen, Straßburg und Augsburg Nach Hallers Tod, 1536, wurde er nach Bern zurückberufen, 1541 als Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre neuerdings beurlaubt; er starb 1545 hochbetagt in Straßburg.

Auf Berchtold Haller geschahen nach Dr. Anshelm ebenfalls Anschläge, da er sich beherzt zeigte und wachsenden Zulauf hatte Er sollte dem Bischof, „trindschof", zu Lausanne ausgeliefert werden, wovon die Obrigkeit nichts wissen wollte Bei einem vorgeblichen Krankenbesuche sollte er nachts „geknebelt" und gefangen werden. Die Steinhauer in der Bauhütte des Münsters, welche ein verdächtiges Geräusch vernommen, riefen ihm zu, er solle im Hause bleiben. Ein andermal traten sie mit ihren Beilen und Degen ihm zur Seite. „Aber der wunderbar gnadig Got kart dise rat und anschlag der listigen, aber vor Got blinden weltwis widerfus um zu gutem, nämlich zuo frier, einheliger predig des evan-

gelions Das nuner oder kum beschechen, so die unvereinbarliche klöster ir geschrei hattid erhalten. So wurden alle quotwilligen und cu trom gmeni ab semlich gwaltigen sachen und handlen me beherziget und getaukt."

Am 8. Mai 1524 wurden drei „vereewibte" Chorherren, darunter Kanter Mag Petrich Wölflin, ihrer Pfründen entsetzt. Der Abt zu Trub, Thuring Rust, verließ sein Kloster und nahm ein Eheweib: er wurde Schindelmacher und später Predikant in seiner Heimat Lauperswil. Als die Strafe der Ehepraktiken ohne Gnade durchgeführt wurde, geschah großer Jammer und Klage; die Burger im Großen Rat schrieben, wenn man diejenigen strafe, welche nach göttlicher Lehre zur Ehe geschritten, so wäre es billig, ja recht, daß man auch die strafe, welche im ärgerlichen Konkubinat lebten. Dies bewirkte, daß zuerst 10 Mai 1524, später wiederholt, gegen die „Priesterjungfrowen und unuß frowen" mit Ratserlassen eingeschritten wurde. Ein anständiges Verhalten wagten die Herren selber nicht dem Klerus gegenüber als allgemein zu behaupten. Die Gemeinde der Landschaft verwahrte sich oftmals und ernstlich gegen diese entwürdigende, den ganzen Stand verdächtigende Behandlung. Deswegen behielten sich die Herren das Recht der Dispensation vor. „Wenn jemand meinte, daß er Alters, Krankheit oder Unvermögenheit halb sins libs, und deshalb unargwohniger Gestalt ein Junckrowen hatte, der mag har zu uns kommen, uns sin Anligens berichten und von uns ferrern Beschaid erwarten."

Dr. Anshelm klagt von dieser Erlassen sei diskutiert worden, die fromm Ee dagegen habe kein Mitleid gefunden. Alle diese allgemeinen und gehässigen Erlasse kamen unter großem Zank und Tumult beider Rate zustande, sie wurden den obrigkeitlichen Amtsleuten, Vögten und Weibeln zur sofortigen Durchführung übertragen, und als Staatsgesetze allem Volke von den Kanzeln verkündet. An die nötige Erneuerung des religiösen und sittlichen Lebens bei Klerus, Obrigkeit und Volk dachte leider niemand.

Auch auf andere Gebiete erstreckte sich die Fürsichtigkeit des Rates. Er befahl am 19. November 1524. „Die quastioner, terminierer, stationierer, kilchen-, klöster- und landsbettler, ablaßkrämer und kurtisanen mit iren gratzen (gratiæ expectanzen, pensionen und reservaten nit inzelassen, die fleischesser, zuotrinker,

lästerer und schwerer mit gfängnus und um gelt zu straſen, und die eepfaffen, münch und nunnen trer fretheiten, pfrunden und klöſtren zu berowen." Alle ſolche Beſchwerde und Unordnung ſind abzuſtellen, die Queſtionierer und Bettler fortzuweiſen „Barfuoßen, Prediger, Heiliggeiſter, die Frowen in der Inſel hie in der Statt, ouch von dem Gozhus Sant Bernhart und Ruſſach ir Botſchaften und Cuäſtionierer wurden durch M Herren zum Almoſenſammeln verwilliget. Dagegen wurden alle Hilf, Stür und Hantreichung auf der Bäpſt und Biſchöfen begär, die darum ſundern Aplaß geben und verheißen, und damit der gemein Chriſtenmönſch merklichen beſchwärt und beladen wird, daran wir nit Gevallens haben, verboten. M Herren mögen wiſſen, daß ſelbig ir usgäben Geld und Gut weder nutz noch Frucht bringt, und daby ouch der Aplas, ſo ſinen Uriprung allein us dem liden Chriſti hat, nit verkouft ſoll werden."

Einen neuen, aber höchſt ungeſchickten Verſuch, ſich den fünf Orten in einzelnen Fragen zu nahern ohne es mit den Anhangern des neuen Glaubens zu verderben, damit in der Kirchenpolitik einen feſten Halt zu gewinnen, machten M Herren am 22 November 1524 durch ein neues, ziemlich weitläufiges Mandat, welches ſie ſelber als „etwas Beſſerung und Zuſatz" des fruhern Mandates mit dem Zuſatze bezeichneten. Daſſelbe ergeht ſich in ſchweren Klagen, daß die fruhern Erlaſſe nicht gleichmäßig verſtanden und wenig gehalten werden, die Geiſtlichen an der Kanzel einander widerwärtig ſeien, und die Weltlichen bewegen, ihnen aus Nachfolgung in ungleicher Geſtalt anzuhangen: ſie gebrauchen deshalb viele unfreundliche Reden, daraus M. Herren ferner Uſrur und Zwytung befurchten müſſen. Sie wollen deshalb und verordnen:

1. Daß die Prädikanten und Seelſorger allenthalb in ihren Landen und Gebieten das Gotzwort und Heilig Evangelium, auf die göttliche hl. Geſchrift predigen und verkunden: ſie ſollen in ſolchem den rechten wahren Grund und Verſtand eröffnen und darthund, doch ohne Infurung unnoturftiger Glos und gevarlicher Uslegung, dadurch der fromm Chriſt in Irrung und Zwifel mochte gefuhrt werden.

2. Alle Prieſter, welche Gewiber genommen, oder andere, welche ſich ferner zur Ehe begeben werden, ſollen ihrer Pfrunden beraubt ſein, keine uberkommen und annehmen.

3. Niemand soll die Bilder Gottes, seiner wurdigen Mutter und der lieben Heiligen, noch Kilchen, Gotzhuser und deren Gezierden schmähen, entehren, zerbrachen, verbrännen, oder in ander wäg verachten. Alles soll wie von alters har in diesen Sachen beim alten Stand und Wäsen gelassen, wer dawider tut, nach Gestalt des Mutwuchs und Verdienen bestraft werden.

4 Wer in Verachtung der frühern Mandate, zu verbotener Zit Fleisch äßen würde soll vänklich angenommen, ingelegt und nit usgelassen werden, er habe denn 10 Pfund in baarem Gelde erlegt und verburgt oder aus dem Lande geschworen.

5 Es wird jede Scheltung, daß einer ein Ketzer oder Ungläubiger sei, verboten; keiner soll den andern nötigen, anders zu glauben, als ihm anmüetig und gefallig ist. In Streitigkeiten über Glaubenssachen, ob jemand meinte, daß der Andere unverstandige Sachen lehre und glaube, soll kein Gezank, Hadery noch Unruow geübt, sondern der Handel vorerst an M. Herren gebracht, ihres Bescheids erwartet und demselben gelebt werden.

6 Weil durch die getruckten Büechli viel Irrung und Mißverständnuß erwächst, dieselben ungleich verstanden werden, ist M Herren Meinung, daß die Buechli, so der hl. Geschrift widerwartig und ketzerisch sind, abgestellt seien, fürder im Land und Gebiet nicht in Handel getühret, sondern Kaufer und Verkäufer darum ohne Gnade mit zehn Pfund gestraft, und die Bucher sollen verbrännt würden. Die Bücher des alten und nuwen Testaments, die hl Evangelia, die Bibly, der Apostel Geschichten und Lehre betreffend mogen M Herren erlyden daß Geistlich und Wattlich solliche Bucher annamen und die zu ir Saligkeit mogen bruchen.

7 Zusammenrottungen und Versammlungen, wobei die Untertanen an viel Orten sich unterreden, allerlei Gespraches und Anschlag brachen, woraus Wider wille und Ufruor erwachsen konnten, sollen hin und abgestellt sein, die Amptleute darauf Acht haben, Anfänger und Thäter anzeigen, und letztere sollen für ihr Thun seitens M Herren ihre Strafe Lybs und Guots erwarten.

8. Weil der evangelischen halber an etlichen Orten anstoßender Lande Ufruor, Gelouf und Uberzug zu besorgen sind, ist M Herren Gemuten und Willen, das Niemand der Ihrigen

ſich derſelben Unruowen belade oder annehme, ſondern ſtille ſitze und der Herren Beſcheid erwarte.

9. Als auch der gemein Mann, bishär durch die Bäpſt, Biſchöffen und geiſtlichen Prälaten mit dem Bann, auch dem Aplaß, ouch das Dispenſieren in Eeſachen, ſo allein mit Gält erlanget und usgebracht wird, der guoten Hoffnung was, was mit Gält rächt ſye, das Solichs one Gält ouch möge beſchächen, nitdeſterminder ſo wärden wir mit andern unſern lieben Eydgenoſſen über ſolichs des Bapſt und der Biſchoffen Mißbrüch ſitzen, und mit inen darin Endrung und Beßrung thuon, als die Notturft unſer und der unſern wird erhöuſchen!"

Dieſe Ordnung, welche die evangeliſche Predigt gebot, die katholiſchen Gebräuche aufrecht hielt, und jede biſchöfliche Gewalt bei ſeite ſetzte, wurde in allen Gemeinden dem Volke eröffnet und fürgehalten. Die Untertanen wurden ermahnt, gegen einander gerüwiget zu ſein, allen Unwillen abzuſtellen, mit einander ouch brüederlich und früntlich zu läben. Dann wir je wöllen die Gehorſamen daby handhaben, die Widerwärtigen ſtrafen nach ihrem Verdienen! Erreicht wurde trotz dieſer obrigkeitlichen Fürſächung das Gegenteil. Weder wurde das Volk beruhigt noch die Einhelligkeit mit den fünf Orten erzielt; von einem Entgegenkommen der Zürcher war keine Rede. Das Edikt ermöglichte für Bern höchſtens einen Waffenſtillſtand der religiöſen Parteien gegenüber „der Zertrennung und widerſpännigkeit dryer ſecten, dis jar under evangeliſchem namen usgebrochen, mit namen luteriſch, zwingliſch und täuferiſch, und der grülichen großen ufrüer des purenkriegs", wie ſich Dr. Anshelm ebenſo kurz als richtig ausſpricht.

Das verbeſſerte Mandat vom 22. November 1524 iſt Grundlage und zugleich Erklärung der eigentümlichen und ſelbſtherrlichen Stellung, welche die Magiſtrate zu Bern gegenüber den fünf Orten einnahmen, als es ſich um Vereinbarung eines gemeinſamen Glaubensmandates, ſowie um Einberufung der Biſchöfe zu den Verhandlungen handelte. Die berniſchen Kirchenpolitiker vereitelten nicht nur die Abſichten und Hoffnungen der fünf Orte auf einhelliges Handeln, ſondern drängten ſie zu herbſten Klagen über die kirchlichen Obern und manchen das billige Maß überſteigenden Forderungen, um ſchließlich doch wiederum, von Zürich aus beraten, ihre eigenen Wege zu wandeln.

Das „Lange Mandat der 35 Artikel“ vom 23 März 1525, publiziert am 7. April 1525, enthielt schärfere Bestimmungen gegenüber den frühern Erlassen; dafür betonte dasselbe um so entschiedener die Schulden der Kirche und die Herrlichkeit der Magistrate. Sechs Tage nach dessen Kundgabe seitens M. Herren zu Bern wurde in Zürich die Messe abgeschafft und der Tisch Gottes eingeführt. Das Mandat der 35 Artikel war noch mehr als seine Vorgänger an Widersprüchen und Haltlosigkeiten überreich. Im Wortlaut stimmte dasselbe vielfach mit dem eidgenössischen Mandate der 47 Artikel überein, im Grundsatze war die neue evangelische Predigt zu Recht erkannt, dafür die bischöfliche Jurisdiktion bis auf wenige Reste beseitigt, und die katholische Glaubenslehre verstümmert. Es sollte niemand gegen die zwölf Artikel des christlichen Glaubens handeln, und die sieben Sakramente sollen, wie selbe von der christlichen Kirchen verordnet, ungezweifelt von menglich geehrt, geglaubt und gehalten werden. Einheimische Priester, die verheiratet wären, sollten ihre Ämter behalten dürfen, fremde dagegen aus Stadt und Land gewiesen werden. Was vom Fegefeuer und den Früchten des Meßopfers zu halten sei, war den Gläubigen freigestellt. Die „gedruckten Büchli“ waren verboten, aber dabei Zwinglis und Luthers Schriften, im Gegensatze zum katholischen Mandate, nicht erwähnt. Die bischöfliche Prüfung der Geistlichen, die „missio et approbatio canonica“, damit implicite sogar das Erfordernis der Priesterweihe, waren aufgehoben, die Annahme tauglicher Leute zum Predigen und Lehren an M. Herren gestellt. Dieselben behielten sich vor, den Pfarrherren das Pfrundrecht aufzustellen. Die Maßregeln über Ablässe und Dispensen wurden in verschärfter Form erneuert, die Privilegien über Erwerbsrecht und Steuerfreiheit des Klerus aufgehoben, die Bevogtigung der Stifte und Klöster war bereits in Aussicht genommen. Allein selbst dieses Mandat wäre schwerlich zustande gekommen, wenn nicht die Verhältnisse zu einem Kompromiß gedrängt hätten, welcher nur so lange dauerte, als die beiden kirchlichen Parteien einen dritten Gegner, die Wiedertäufer im Bunde mit den aufständischen Bauern, zu fürchten hatten.

Durch die Mandate der 47 und 35 Artikel kam zuerst das Schlagwort „Reformation“ ins Volk. Dasselbe verdankt seinen Ursprung keineswegs den protestantischen Reformatoren, sondern

iſt dem römiſchen Kanzleiſtile entnommen im Sinne der längſt erſehnten, wiederholt verſuchten und den Päpſten ans Herz gelegten „reformatio ecclesiæ in capite et membris“, durch die legitimen und berufenen Organe. Als ſolche betrachtete das Mandat der 47 Artikel ein allgemeines Konzil oder eine genugſame chriſtliche Verſammlung; das Mandat der 35 Artikel ſtellte ohne jeden Vorbehalt irgendwelcher kirchlichen Auktorität, ohne ſich mit den Eidgenoſſen mit Eiden, Brief und Siegel zu verbinden, beide Räte zu Bern als Reformatoren hin. Dieſe haben ſich zuſammengetan, „ein ordnung und reformation ze gründen, und mit ganz einhelligem Rat beſchloſſen, die Artikel ſölicher Reformation zu ſtellen, dieſelben dannethin ſtät, veſt und unzerbrochenlich durch uns und die unſern zu halten angeſehen, dieſelben verkünden laſſen, damit die Untertanen zu Stadt und Land ſich geſtrax und ohne Widerred darnach zu richten wiſſen.“

Dieſes Verhalten erklärt ſich daraus, daß Berchtold Haller zu dieſer Zeit durch „epistolæ vivæ“ mit Zwingli in eifrigem Verkehre ſtand und von dieſem die klugen Ratſchläge empfieng, wie unter gegebenen Umſtänden in Bern zu handeln ſei. Den fünf Orten war die Tatſache wohl bekannt; ſie hatten über dieſe Politik und das beſtändige Abändern der Mandate, wie über die Volksanfragen, welchen auch die frommen alten Berner widerſtrebten, ein groß Beduren und Unwillen. Im Rate zu Bern hatten ſoeben die Anhänger der neuen Lehre ſehr an Einfluß gewonnen, nachdem Johann Jakob von Wattenwil an ſeines Vaters Stelle den Schultheißenſtuhl beſtiegen, Dr. Peter Cyro, „Girom“, ein ausgewanderter Freiburger, das wichtige Amt des Stadtſchreibers erlangt hatte.

7. Innere politiſche und religiöſe Unruhen; Fortſchritt der neuen Lehre.

Gleich nach Verkündigung der 35 Artikel machten ſich die revolutionären Bewegungen im Volke auf religiöſem, politiſchem und ſozialem Gebiete mächtig geltend, beſonders in den Herrſchaften Lenzburg und Schenkenberg, im Emmenthal und in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt. Der Landklerus gelangte anfangs Mai 1525 mit einer Beſchwerde an M. Herren über täglichen großen Abgang an Rechten und Gefällen an die Pfarrkilchen. Die Leute wollen den Zehnten an Korn und Wein nicht mehr

den Kirchen, ſondern den Armen geben; niemand iſt willig, die erſten Früchte für das Wachtgeld der Hirten, die vier Heiligtagopfer, zu entrichten. Die Prieſter verlangen ferner, daß ihnen Selgerete und Bannſchatz, ſowie den Helfern ihr Lohn geſichert werde, wie von altersher, und begehren, daß ihnen unargwönige Dienerinnen, die ihre Sorge hauszuhalten vollbringen helfen, gelaſſen werden. Dieſe Eingabe wurde am 5. Mai 1525 im Rate behandelt. Die frühern Mandate gegen argwöhnige Perſonen wurden ſofort beſtätigt, doch mit der Milderung, „M. Herren mögen den Prieſtern ehrbare unargwönige Dienſt, es ſyent ir Fründ oder ander frome Perſonen, ihnen hußzehalten nachlaſſen."

Die religiös-ſoziale Volksbewegung, vorzüglich von Waldshut aus geſchürt, wuchs derart bedrohlich an, daß die Städte Bern, Freiburg und Solothurn ſich gemäß Bünden und Burgrechten vereinbarten: „Ob Sach, daß Jemands uns uf unſer Erdrich ziechen, derſelben Gotzhüſer, geiſtlich und wältlich Perſonen, das Unſer mit Gewalt und wider Recht ze entplündern, ze nemen, abzebrechen, oder ützit Widerwertigs an unſern Liben oder Güetern zuzefüegen underſtunde, alsdann ſölichs mit der Hand und allem dem, ſo uns Gott verlichen hat, abzewenden, und harumb einen gemeinen Uszug mit unſern Pannern ze tuond, angeſächen, und M. Herren zu Bern ihres Teils ſechs tuſend Mann darzuo verordnet." Gleichzeitig wurde geraten, ob die Klöſter auf der Landſchaft zu bevogten ſeien, und beſchloſſen, die Briefe und Kleinoter der Abtei Königsfelden in das Schloß gen Länzburg ze fertigen in geheimbd, das Volk in Brugg und Länzburg gegenüber einem Überfall in Kriegsbereitſchaft zu ſtellen.

Am 8. Mai 1525 verſammelte ſich die Gemeinde zu Bern außerordentlich zahlreich zur Vereinbarung und Eidſchwur im St. Vinzenzenmünſter. Die Menge, Herren und Burger, Meiſter und Knechte, füllte die große Kirche auf den Ruf der Obrigkeit und deren einhelligen Ratſchlag; M. Herren hatten die Wort unſers Behalters und Erlöſers Jeſu Chriſti zu Hertzen gevaßet und bedacht, ſo da lutend: daß ein jeglich Rych in im ſelbs zerteilt, zerſtörlich ſye! Die Gemeinde gelobte hoch und feierlich, ganz früntlich und brüederlich vereinbart, daß aller Un- und Widerwille ganz und gar hin und abgethan ſei, niemand den Andern heimlich oder offenlich, in Ürtinen, Märkten, uf der Straß,

und wo das wäre, in keinen Weg beladen noch ſagen ſölle, daß einer luterſch oder bäpſtiſch, des nüwen oder alten gloubens ſye. Alles bei M. Herren großer Ungnaden und Straf, ſo die Überträtenden nach Schwäre und Geſtalt des Handels ze leiden und ze erwarten. Ferner haben ſich Räte und Burger bei geſchwornen Eiden zuſammengetan und vereinbart: Ob ſich begäbe, daß Jemands dem Andern das Sin ze nennen, oder ihn an Leib, Ehr und Gut zu ſchädigen unterſtehen und vermäßen würde, wollen ſie alles, was ihnen Gott verlichen, trüwlichen zu einandern ſetzen, ſolchen Mutwillen abwehren, einander beſchützen, beſchirmen, handhaben, Billigkeit und Gerechtigkeit fördern helfen. Das wellent ſie auch alle Ingeſäßnen und Dienſtknächten der Statt Bern in glycher Geſtalt mit uferhobenen Vingern und gelerten Worten liplich zu Gott und den Heiligen in Eidswys ſchwören laſſen. Welche Solches nicht zu tun vermeintend, wollen ſie an ein ſondrig Ort zu einander näbent ſich ſtellen, und denſelben ihren Beſcheid und Willen zu erkennen geben.

Am gleichen Tage ergieng ein Ausſchreiben an alle Ämter, Vogteien und Gemeinden. M. Herren geben ihren Kümmerniſſen lebhaften Ausdruck und beklagten höchlich das drohende Elend, die Zerrüttung allen Regimentes. Sie taten den Untertanen die getroffenen Maßnahmen zu Unterdrückung der Aufruhren zu wiſſen, und gaben den Befehl, die Mannſchaften, beſonders die Büchſenſchützen, ſollen ſich mit Harniſch und guten Gewehren rüſten, ruhig anheimſch ſitzen und abwarten, ob M. Herren ſie ins Feld rufen werden. Die Obrigkeit werde nächſte Tage Ratzbotſchaften in alle Gemeinden fertigen, damit ſie dem Volke den ernſten Willen und die ſonderbaren Anliegen der gutwilligen Obrigkeit fürtragen. Die Amtsleute ſollen auf Erſcheinen der Botſchaft die Gemeinde einberufen. Die Antworten dieſer zweiten Anfrage ſind in ihrem Wortlaute nicht erhalten; doch berichtet Dr. Valerius Anshelm, welcher die Akten vor ſich hatte, das Ergebnis mit bündigen Worten; M. Herren bekamen ziemlich die Antwort, welche ſie wünſchten.

„Da was die antwort gemeinlich: ze tuond, als frommen, redlichen undertanen zuoſtunde, ir lib und guot zu einer loblichen Stat als gnädiger Oberkeit trüwlich ze ſetzen. Doch begerrend etliche empter und gmeinden, inen etliche beſchwerden zuo beſſern,

in einer summ berüerende die hochwäld, bäch, jagen, vogten, fischen, väl, erschätz, lehen, kleinen und brachzechenden, zins, vasnacht-hüener, brieghaber, tagwen." In diesen Begehren ist der Einfluß der zwölf Artikel deutlich zu erkennen. Die Stadt Thun klagte über fremde Kriegsdienste, Bündnisse und Pensionen, und verlangte, die Mönche auf inkorporierten Pfründen sollen in ihre Klöster heimberufen werden; in Burgdorf hatte man Beschwerden über den neuen Glauben und dessen Prädikanten.

Die Antworten von Stadt und Land wurden am 31. Mai 1525 von M. Herren verhört. Es wurde beschlossen, alle Klöster auf der Landschaft zu bevogten und die Vogteien an Burger zu verleihen. Klerus, Stifte und Gotteshäuser wurde „ungeändert brief und sigel, wie sie vormals dafür gaben und gefriet", angehalten den bösen Pfennig, das Ohmgeld zu entrichten. Am 31. Mai 1525 geschah ein freundlicher Vortrag des Schultheißen Peter Zukäß von Luzern namens der fünf Orte, mit der Zusage: Wo die Underthanen etwas unfründlichs ze handlen und sich ihrer Obrigkeit Rechtsame zu entziehen understundent, wurden die fünf Orte trülich lib und guot zu M. Herren von Bern setzen. Haben M. Herren des Kleinen Rates den Inen uf das höchst gedanket und sich in glicher gestalt erpotten, söllichs gegen Inen ouch ze thuond." Dieses freundliche Erbieten wurde nicht vor den Großen Rat gebracht. Betreffend Zürich jedoch wurde bald nachher, 28. Juni 1525, beschlossen: „Dero von Zürich halb wellend sich min Herren unter nit mer Irs glaubens beladen noch annamen."

Die Volksbegehren fanden bei der Obrigkeit ebenso unfreundliche Aufnahme wie das Ansinnen der fünf Orte, den ehenrechtlichen Beschwerden durch ein gemeinsames Mandat billige Rücksichten zu tragen. Die Volksgemeinden durften M. Herren ihre „Büechli" einreichen und das Versprechen entgegennehmen, daß alle Beschwerden sorgfältig sollen geprüft und nach Möglichkeit berücksichtigt werden. Allein die Obrigkeit vergalt nun, wie Dr. Stürler schreibt, List mit List, und zögerte mit dem Bescheide so lange, bis der Aufstand bewältigt war: am 15. Oktober 1525 konnten die meisten der unliebigen Volkswünsche ohne Gefahr abgewiesen werden. Gleichzeitig drohte eine andere Schwierigkeit das wachsende Ansehen des Evangeliums zu Bern ernstlich zu gefährden. Die Wiedertäufer hatten auch unter dem Bernervolk großen

Anklang gefunden; von St. Gallen und Waldshut aus verbreiteten rotterische Prädikanten die sehr widerwärtige Lehre; an der Spitze standen Lorenz Hochrütiner, von Zürich her bekannt, und sein Sohn Jakob. In der Stadt zeigten angesehene Männer, wie Lienhart Tremp, der Schwager Zwinglis, große Neigung für die neue, der Kirche bishar unbekannte Lehre. Berchtold Haller, unterstützt von Dr. Wyttenbach und von Zürich aus beraten, gab sich sofort große Mühe den Anschlägen Satans und dem Betruge seiner Werkzeuge entgegenzutreten; die Obrigkeit schritt mit aller Strenge ein. So wurde der erste Ansturm der neuen Sekte zurückgeschlagen, Hallers Ansehen stieg bei vielen bisherigen Gegnern.

Der Rat befolgte seine alte Politik, durch Mandate einerseits das Evangelium zu begünstigen, andererseits die alte kirchliche Ordnung äußerlich aufrecht zu erhalten. So gestatteten M. Herren, daß Margaretha von Wattenwil Orden, Regel und Kloster verließ, um mit Junker Luzius Tscharner von Chur in die Ehe zu treten. Sie verboten unter strengen Strafen das Heuen an Sonntagen, ungeschickte, unchristliche Schmächworte in Gott, sin wirdige Mutter und die lieben Heiligen. Sie maßregelten die widerspänigen Landkapitel und setzten verheiratete und im Konkubinat lebende Chorherren und Pfarrer ab. Sie befahlen den Chorherren zu St. Vinzenzen ernstlich die stiftungsgemäße Feier des Chordienstes und strenge Residenzpflicht. Gleichzeitig verordneten sie, es dürfe einzig noch bei St Vinzenzen durch Herrn Bertolden gepredigt werden, bei der Messe, Sakramenten und andern hergebrachten christlichen Ordnungen habe es zu bleiben; es sei darin ohne Zustimmung von Rät und Burger keine Änderung zu tun.

Niemand war über diese Schaukelpolitik verstimmter als Berchtold Haller. Er führte am 5. November 1525 gegenüber De Vadian und Stadtschreiber Christian Friedbold bittere Klagen über die Zustände in Bern. Sein Ärger geht zunächst gegen die Papisten, welche auf die weltliche Obrigkeit ihre eitle Hoffnung setzten, Christum täglich im Munde führen und ihren Unglauben nicht einsehen wollen, daß der Papst in seiner Bosheit der leibhafte Antichrist, „Ant christus ipsissimus“, sei. Allein das Heil ist sicher, trotzdem die Werkzeuge Satans in blinder Tyrannei wüten, denn der Geist Gottes ist mächtiger als der Geist der Welt; Christus wird den Seinigen in seiner Kraft die Hinterlage

der Wahrheit bewahren. Er wüßte nichts, was zur Eintracht der Eidgenoſſen in Sachen des Seelenheiles mehr beitragen würde, als eine zahlreiche Verſammlung und öffentliche Synode, „coitus celeber et synodus publica“. Die Gegner mögen zwar dieſes Licht nicht ertragen, denn ihre Mühe und Sorge geht darauf, alles zu zerſtören und durcheinander zu werfen; doch iſt zu hoffen, daß ſie einmal uns zuſammenkommen laſſen. Bereits war ein Tag beſtimmt, an welchem Haller vor Rat und Burgern gegen einen ſchwindelhaften Prediger, „mirum impostorum dicacalum“, disputieren ſollte. Das geſchah nicht, weil der Mönch behauptete, er beſitze keine Erlaubnis des Priors zum Disputieren, und es ſeien keine zuſtändigen Richter vorhanden. So beweiſen die Gegner, daß ſie die Finſternis mehr lieben als das Licht; ſie geſtatten zwar wiederholt, daß das Evangelium rein und frei, „pure et sincere“, gepredigt werde; daneben werfen ſie alles nach Willkür über den Haufen, ſo daß niemand gemäß dem Evangelium handeln darf, ohne geſtraft zu werden. So muß das Wort in den Herzen erſticken; wenn der Herr nicht alle Gottloſigkeit zu nichte macht, iſt alle Arbeit umſonſt. Wenn Haller erwägt, wie die Gegner ſich ſtets gleich bleiben und die Welt ihre Fürſten nachahmt, wie die Gottloſen in wildem Wüten das Vertrauen auf Gott in den Herzen der Gläubigen erſticken, findet er, daß alle Anſtrengung nichts fruchtet. Er verſucht alles, ungeachtet der Verfolgung, welche ihn nach Vorausſage des Herrn trifft; bald predigt er gelegen mit großer Sanftmut, bald ungelegen mit ſcharfem Tadel. Dr. Vadian möge für ihn die göttliche Gnade anrufen. So hoffnungslos wie Haller die Lage zu Bern ſchilderte, war dieſelbe keineswegs.

Wenige Wochen nach dieſem Briefe erlebte Haller ein für den Fürgang des Evangeliums zu Bern entſcheidendes Ereignis. Am 1. Dezember 1525 „übergab der erend geiſtlich her Niklaus von Wattenwil, Sant Vincenzen probſti zu Bern zuoſampt andern pfruonden, bäpſtlichen wirdigkeiten, friheiten und wichinen, wäre wol biſchof worden, und nam Claudy Meyen dochter Klaren mit willen irer eltern zur ee, kouft Schloßwyl und hielt wie ein erlicher Edelmann ein erlich hus. Und ward an ſin ſtat geſetzt, 9. Juli 1526, her Sebaſtian Nägeli, korher zu Nüwenburg.“ Nikolaus von Wattenwil blieb als Edelmann, wie ſein Bruder

Schultheiß Hans Jakob von Wattenwil, ſein Schwiegervater und ſeine Schwäger Luzius Tſcharner und Jakob Mav, welche ſeine Schweſtern in Königsfelden geheiratet hatten, ein eifriger und mächtiger Begünſtiger des Evangeliums. Er kam 1535 in den Großen Rat und ſtarb am 12. Mai 1551. Eine Seitenlinie des Hauſes Wattenwil war in Burgund niedergelaſſen und blieb katholiſch; von ihr entſtammte ein hervorragender Kirchenfürſt, Johannes III. von Wattenwil, „Watteville“, Abt von La Charité, O. Cist., und Biſchof zu Lauſanne, 1607—1649.

Bald darauf folgte auch der Guardian zu Königsfelden Dr. Heinrich Sinner, dem Beiſpiele des Stiftspropſtes, indem er die Chorfrau Agnes von Mülinen zur Ehe führte; andere taten kurz nachher denſelben Schritt. Die ausgetretenen Geiſtlichen aus dem Patriziat übernahmen kein kirchliches Amt: ſie widmeten ſich der Magiſtratur in einflußreichen Stellen. Dieſe Vorgänge hatten trotzdem ihre ſchweren und unheilbaren Folgen. der Zwieſpalt im Glauben war in eine bedeutende Zahl der angeſehenſten Familien hineingetragen; die verheirateten Söhne und Töchter geiſtlichen Standes waren von der Kirche ausgeſchloſſen. Was den Söhnen und Töchtern der Patrizierhäuſer geſtattet wurde, konnte andern geiſtlichen Perſonen, welche den nämlichen Schritt taten, mit Fug nicht verweigert, deshalb das Mandat gegen die Prieſterehe nicht mehr aufrecht erhalten werden. Berchtold Haller wagte jetzt, nachdem er Mitte Dezember 1525 als Leutprieſter und Münſterprediger war beſtätigt worden, einen entſcheidenden Schritt. Er las ſeit Weihnachten nicht mehr die Meſſe, welche er längſt als Abgötterei erklärt hatte; auf Befehl des Rates mußte er wie bisher die Jahrzeiten und Stiftungen verkündigen und ſeine Pflichten als Chorherr erfüllen; er blieb auch der einzig geduldete Stadtprediger.

Dieſe Vorgänge machten weitumher berechtigtes Aufſehen, als Beweis, daß die Kraft der katholiſchen Mehrheit in den Räten und der Friede zwiſchen den Parteien gebrochen ſei. Bei den Katholiken erregten ſie ernſte Beſorgniſſe, bei den Neugläubigen getroſte Hoffnungen für die Zukunft. Sowohl die Zürcher als die ſieben Orte ſandten um Neujahr 1526 ihre Botſchaften nach Bern. Überall wußte und ſagte man, daß dort in den Räten ernſter Zwieſpalt in Glaubensſachen herrſche. In der Tat hielten zwar, wie Dr. Anshelm berichtet, die fürnehmſten und der Meerteil

des Kleinen Rates, Schultheiß Hans von Erlach, die Venner und Seckelmeister, die Stifte und Klöster, insbesondere des Predigerordens, die Edeln ohne die Wattenwil, aus den Zünften die Gerber und Metzger zum alten Glauben. Dawider waren der handfeste Venner Hans von Wyngarten, die zahlreiche Familie May, Stadtschreiber D. Peter Cyro, Gerichtsschreiber Dr. Thomas von Hofen, Nikolaus Manuel, seit 1523 Landvogt zu Erlach, Rudolf Hubert Bernhard Tillmann samt etlichen jungen Räten. Im Stifte vertrat einzig noch Dekan Ludwig Loublin die katholische Lehre. Diesem Umstande war es zu verdanken, daß nicht nur in Stadt und Landschaft Bern, sondern auch in der Bannerherrschaft Biel die neue Lehre ihren steten Fortgang nahm. Zürich blieb bei allen jenen Maßnahmen unbehelligt, während die sieben Orte mit verschiedenen Ausflüchten vertröstet wurden. Um so eifriger und wachsamer bemühten sich M. Herren gegen den Vorwurf, sie seien dem Konzile nicht treu, für treten dem Gerichte, Rate und Burger treulich und mit Nachdruck entgegen. Aus den vier Städten Aarau, Brugg, Lenzburg, Zofingen und andern Gemeinden wurden auf 13. Januar 1526 Botschaften nach Bern beschieden, denselben zu wissen getan und vereinbart: „M. Herren seien wohl bedrangt, dann nützit darum sie sollen darum ewig sin M. Herren sin und bliben.“ Die Gefahr eines Bauernaufstandes schien für Bern wie für Zürich gebannt. Die rücksichtslose Tatkraft, mit welcher Zwingli in Zürich den Widerstand gebrochen, der Erfolg, mit welchem derselbe den Gegnern zum Trotze, den Anhängern zur Ermutigung, das Kirchen- und Staatswesen geordnet, seine Fürnehmen gegenüber M. Herren zu Bern als apostolisches Friedenswerk verteidigt, dagegen die Vorstellungen der sieben Orte als freches Treiben verunglimpft hatte, waren geeignet, das Ansehen der Freunde in Bern zu stärken.

b. Annäherung zwischen Bern und den sieben Orten.

In den Räten zu Bern war zu Ende des Jahres 1525 die Mißhelligkeit infolge der kirchenpolitischen Lage größer als je zuvor: amtliche Erklärungen konnten diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen. Die Wiederwahl Berchtold Hallers als Stifts- und Pfarrprediger war unter dem Widerspruche der katholischen Häupter, der „alten Stöck“ zu Bern erfolgt. Der Gegensatz

wurde noch größer nach den Vorträgen, welche am 21. Dezember 1525 die Botschaft aus Zürich, am 31. Januar 1526 die Gesandtschaft der sieben Orte vor M. Herren zu Bern hielten.

Erstere, auf Hallers Ansuchen von Zwingli klug instruiert und begünstigt durch den üblen Eindruck der römischen Soldfrage, bat mit fründtlicher Pitt, mit höchstem Fliß und Ernst das zu mag, M. Herren zu Bern mögen sich um christliche und andere dergleichen Ursachen von Zürich nicht sondern, in göttlichen und menschlichen Dingen gleich ihren frommen Vorderen an ihnen nit und für beharren, und sich von Zürich niemals zertrennen und scheiden lassen. Eine Ursache des Unfriedens fand der Vortrag in der Pfaffen Gyt, des Bapsts Aplas, in der Menschen Satzung und Zeremonien. Erbfeinde der Eidgenossen waren das Haus Österreich, die Fürsten und Herren in gutem Deutsch die Verteidiger des alten Glaubens und Widerfechter des göttlichen Worts. Zürich verlangte, daß ihm die Bunde gehalten werden und erbat M. Herren werden das göttliche Wort und was das wost, nit der Gnad des Allmächtigen nicht verlassen. Dieser Vortrag fand bei den Gutwilligen zu Bern eine freundliche Aufnahme. Die Antwort war: M. Herren werden Zürich des Glaubens halber ruewig lassen und sich von denselben nicht sondern. Glaubte man sah wie er an Zwingli schrieb, in diesem Entscheide die Bürgschaft für baldige engere Verbindung mit Zürich und einen Sieg über die altgläubigen Gegner.

Die sieben Orte machten in ihrem Vortrag den gegenteiligen Standpunkt geltend. Sie stellten M. Herren zu Bern vor, sie mögen treu zu ihnen stehen, gemeinsam mit ihnen handeln und die von Zürich bewegen, daß sie von ihrem Fürnemen des neuen Glaubens halb abstehen, die christlichen Bräuche, Übungen und Satzungen, besonders Messe und andere Sakramente wieder annehmen. Sie verwahrten sich ernstlich, als hätten sie mit Auswärtigen irgendwelche Praktiken zum Nachteile der Eidgenossenschaft. Umso nachdrücklicher betonten sie als einen Urgrund aller Unruhe und Zwietracht das Verhalten derer von Zürich, welche auf Anraten ihrer Prädikanten von der althergebrachten christlichen Ordnung und den frommen Gebräuchen abgestanden wären, woraus mancherlei Widerwärtigkeit Unruhe und Unwillen erwunden und bishar täglich mehr eingerissen. Zürich möge aber

Mitwirkung M. Herren zu Bern von ſeinem Fürnehmen gewieſen und ihm erklärt werden, wenn es von ſeinem nüwen Glauben nicht abſtehe, werden die Orte nicht mehr mit ihm zu tagen ſitzen. Durch ſolches Mittel hoffen die ſieben Orte, daß Gott der Allmächtige ſeine Gnade harzuſende, damit eine lobliche Eidgenoſſenſchaft zu Einigkeit gelange und chriſtlicher alter Ordnung nachgelebt, und alle ſtatt durch Zweiung des Glaubens getrennt, wieder geeinigt werden. Dann werde man Zürich die Bünde getreulich wie von altersher halten, und feindlicher Gewalt mit einhäller Gegenwehr und tapferlichem Widerſtande begegnen.

Dieſe Vorſtellung der ſieben Orte machte bei der katholiſchen Mehrheit der Räte einen guten Eindruck. Es erfolgte der Beſchluß vom 31. Januar 1526, Bern werde ſich an einer Disputation in Baſel beteiligen. Als dieſer Ort nicht beliebte, erfolgte ſchon am 19. Februar 1526 die neue Inſtruktion. Angeſichts der großen Händel erſcheine M. Herren eine Disputation ohne Wiſſen der Fürſten und Herren ungebührlich; es ſollen deshalb gemeine Eidgenoſſen ſich vereinbaren. Wenn auf dem Tage zu Baden die Disputation zur Frage komme, ſei der Bote von Bern begwaltigt, darin zu ratſchlagen und die Sache vor M. Herren zu bringen. Von Zürich aus geſchah das Möglichſte, dieſes Entgegenkommen an die ſieben Orte zu hintertreiben; am 6. April 1526 legte Zwingli in ausführlichem Schreiben an M. Herren ſeinen entgegengeſetzten Standpunkt dar.

Die grundſätzliche Frage, wie es in Glaubensſachen bezüglich der Sönderung der ſieben Orte und Zürich gegenüber zu halten ſei, wagten die Räte angeſichts des ungeſtümen Andringens von beiden Seiten nicht zu entſcheiden, ſondern erachteten es ratſam, in einer dritten Anfrage an die Volksgemeinden zu gelangen. Schon am 31. Januar 1526 wurde beſchloſſen, der Zürcher wie der ſieben Orte Antwort und Anbringen vor Stadt und Land zu bringen, damit ſie beraten und M. Herren ihr Gutachten berichten. Unter der Hand erhielt Zürich am 12. Februar 1526 die Zuſicherung, M. Herren ſei die Sünderung nicht gefällig, und wegen ihrer Kilchen beladen ſie ſich nicht. Die Anfrage an Stadt und Land ergieng vom 19. Februar bis 11. März 1526. Die Antworten ergaben ein weit überwiegendes Mehr: das Volk wolle bei den Mandaten über den Glauben, die Meſſe, Sakramente, Bildern

und Heiligen, wie von alter har bleiben. Einige verlangten, daß geſchehe, was die hl. Schrift weiſe und M. Herren gefalle. Die faſt einhellige Mehrheit erklärte, ſie wolle ſich von den Eidgenoſſen der ſieben Orte nicht ſöndern. Über die ſchwierigſte Frage, den Glauben und das Anſehen der Kirche betreffend, herrſchte die größte Unklarheit; die Sache wurde an M. Herren geſtellt; einzig die von Spiez erklärten, es ſolle bei dem Mandate mit dem Zuſatze bleiben, „ſie würden dann von Conciliis davon gewieſen"; mehrfach wurde verlangt, die Pfaffen ſollen von M. Herren angewieſen werden, daß ſie eins ſeien, ſchweigen und einander nicht verketzern.

Mit Recht erklärt Hans Salat, durch dieſes Abſtimmen ſei der gute Wille der alten frommen Berner, den alten Glauben zu ſchirmen, durchkreuzt worden. Durch die Erklärung, es habe veſtiglich bei dem zu verbleiben, was des Glaubens halber ermehrt worden, ſeien „brugg und ſtäg geſchlagen" worden, dieſe ſchweren Fragen vor das ruche, grobe und unverſtändige Volk zu bringen, ſtatt daß die Obrigkeit dazu verſtändige, erfahrne und weiſe Leute zu handeln und regieren verordnete. So ſei es überall ergangen, wo man nach Vorgang der Zürcher das Mehren in Glaubensſachen dem gemeinen Manne überlaſſen und damit die Zügel des Regimentes aus der Hand gegeben habe.

Immerhin hatte die bisherige Politik durch den Volksentſcheid einen Rückhalt bekommen. Am 28. März 1526 erhielten ſowohl die ſieben Orte als Zürich den Beſcheid, M. Herren haben ſich dahin entſchloſſen: Sie werden ihnen und allen Eidgenoſſen gegenüber wie bisher die Pünd alles irs Inhalts dapferlichen halten, und zu dieſer Zeit ſich von keinem Teile ſöndern. Damit war die Erklärung verbunden, M. Herren werden die Disputation abwarten, und je nach deren Ausgang mit Gebühr handeln. Zürich erhielt daneben die Verſicherung, M. Herren werden tun, was zu Frid, Einigkeit und Ruw gemeiner Eidgenoſſenſchaft gedienen möge; deſſen und keines andern ſolle ſich Menklich zu ihnen ungezwifelter Zuverſicht verſechen und härzlicher Meinung von uns vermerken!" M. Herren verſicherten, trotz der Werbung der ſieben Orte, ſeien ſie nie willens geweſen, mit den Boten von Zürich des neuangenommenen Glaubens halber auf Tagen nicht mehr zu ſitzen oder ſich von demſelben zu ſöndern; es bedünke ſie ungebührlich, ſolches ungeurſachet zu tun.

Am 2. April 1526 beſchloſſen die Räte, es habe bei dem Mandate mit dem Zuſatz ſein Bewenden, und jeder habe den andern des Glaubens halber ungeſcholten zu laſſen; am 27. April 1526 folgte der Entſcheid, die Disputatz ſolle ihren Fürgang haben. Am 4. Mai 1526 ergieng an alle Untertanen eine Miſſive, reich an Klagen, daß die bisherigen Mandate den gehofften Nutzen in keiner Weiſe gebracht und dem letzten Mandate nicht nachgelebt werde. Daraus entſpringen Ufruor, Zwietracht und Mißhällung unter den Räten und dem Volke, welche zur Zerrüttung und Abfall des alten, fridlichen, rüewigen, wäſentlichen und ſtattlichen Regiments gedienen möchten. Deswegen ſei M. Herren ernſtlicher Wille, Meinung und Gebot, ſidmal hieran viel gelegen, und es alle berühre, daß die Gemeinden zu Stadt und Land ſich zuſammenfügen, über die Vorträge der Boten ratſchlagen, ihren Willen und Meinung entdecken und vereinbaren ſollen, weſſen ſie ſich des Glaubens halber entſchließen. Je zwei biderbe, ehrſame, vernünftige Männer ſollen auf nächſten Pfingſtmontag in der Stadt Bern erſcheinen, dort ihren Ratſchlag an M. Herren bringen und mit Räten und Burgern zu handeln, wie es die Notdurft erfordern wird. Was durch den Mehrteil angeſehen, vollzogen, angenommen und erläutert werde, ſolle geſtrags geübt und dem nachgangen werden, ohne alle Hinderung und Widerrede, es gäbe ſich denn über kurz oder lang, daß durch eine gemeine Verſammlung der chriſtlichen Kilchen etwas abgeſetzt würde. Hiemit ſye der Fried Gottes mit uns allen.

Mit dem Frieden Gottes war es zu Bern leider übel beſtellt. Bullinger berichtet über die Vorgänge ſehr zuverläſſig. Viele unter den Räten und Burgern waren wohl an der rächten Lehre; als die Disputation zu Baden auch ſeitens der Boten von Bern verwilliget, jetzt im Umgang war, und allerlei Geſchreis ſich ausgieng, erhob ſich zu Bern viel Zanks und Unwillens unter der Burgerſchaft. Denn Etliche vermeinten, was in der Disputation beſchloſſen werde, dabei müſſe es bleiben und der neue Glauben, wie ſie das Evangelium nannten, aus der Eidgenoſſenſchaft vertrieben werden. Dagegen ſchrieen Hauptmann Jakob May und viele andere Burger, es ſollte und müßte billig bei dem Wort Gottes bleiben, was auch zu Baden disputiert werde, da man wohl wiſſe, weſſen Sinnes etliche Ort der Eidgenoſſen-

ſchaft wären, was ſie für Disputanten, als Eggen, Fabren, Murnern und andere ihresgleichen angeſtellt hätten. Darauf, nachdem der Unruow heftig zunahm, daß man ſich etlichs tätlichs zu verſehen hätte, und etliche Gewaltige ſich wehrten, wurde angerichtet, daß viele von der Landſchaft Bern in die Stadt kamen, das Beſte zu den Sachen zu reden.

Eine gar große Gemeinde von Stadt und Land auf Pfingſtmontag, 21. Mai 1526, wurde nach Bern in das Münſter verſammelt. Dabei waren auch, durch Künſt beruefen und geladen, der ſieben Orten der Eidgenoſſen fürneme Boten, welche ſich heftig einlegten. Schultheiß Peter Tammann von Luzern hielt in ihrem Namen den Vortrag, nach Dr. Anshelm mit ernſtlichem und dringlichem Anhalten, M. Herren von Bern möchten ſich der Zürcher und ihrer neuen Lehre entziehen, von ihnen, den alten Orten, in Anſehen alten Harkommens, Freundſchaft und Guttat nicht abſtehen noch ſich ſöndern. Er hielt ſeinen Vortrag mit fründlichen Worten und lieplichen Inſtruktionen, durch die Boten an M. Herren zu Bern gebracht. Dr. Anshelm hat den Inhalt dieſer denkwürdigen Rede aufbewahrt.

Schultheiß Tammann ſtellte einer frommen, wyſen und ehrbaren Stadt und Landſchaft Bern vor: Sie mögen ernſtlich zu Herzen nehmen und trüwlich bedenken die verderbliche Gottsläſterung, der chriſtlichen Ordnungen und Bräuche Zerſtörung der hl. Meſſe und Sakramente, der Mutter Gottes und aller Heiligen Verachtung, die Ufruor, Ungehorſame und Zwietracht, welche ſich aus dem neuen, von Papſt und Kaiſer als ketzeriſch verbannten Glauben allenthalben, auch in einer löblichen Eidgenoſſenſchaft dermaſſen entheben, daß, wo nicht ſtattlicher Widerſtand getan werde, der Eidgenoſſenſchaft gemeinſames Regiment zertrennt und in Abgang kommen müſſe. Solchen Schaden und Zwietracht zu vermeiden ſeien die Boten von ihren Oberkeiten nach Bern geſandt, um zu verhelfen, was zu ihrem und gemeinem Wohlſtand dienen möge. Das werde ohne Zweifel geſchehen, wenn eine mächtige, löbliche Stadt und Herrſchaft Bern auf ihrer frommen und wyſen Vordren Fußſtapfen und auf dem Mehr ihrer getrüwen Eidgenoſſen, welches ihnen bishar wohl erſchoſſen, beſtändiglich beharren und bleiben. Wenn das nicht geſchehe, ſei keine Hoffnung, einer löblichen Eidgenoſſenſchaft die Einheit wieder

zu bringen. Davor mögen M. Herren sein und sich die sieben Orte mehr denn ein einziges bewegen lassen. Diese Orte seien bereit, all ihr Vermögen, Ehre, Leib und Gut einzusetzen und darzustrecken, guter Hoffnung, wenn sie vereint, werden M. Herren von Zürich und ihre Anhänger von ihrem Irrtum zu gemeiner Einträchtigkeit gewiesen und gebracht werden.

Nachdem die Berichte der Gemeinden zu Stadt und Land verhört worden und der Schultheiß von Luzern seine liebliche Rede namens der unlutherischen Eidgenossen gehalten, wurde nach langen, unruhigen und heftigen Verhandlungen beschlossen und geschworen, es habe bei dem „Langen Mandate" vom 7. April 1525 zu verbleiben, doch solle der Artikel hin und weg sein, daß jedweder über Fegfeuer und Seelengottesdienste glauben könne was er wolle, „daß mithin jeder fortan glaube wie von altershar." Es wurde erneeret und beschlossen: „Daß man zu Bern sollte und wollte bliben by dem althar gebrachten Glouben, als by der Maß, Bildern, Klostern, und den alten loblichen Bräuchen, in Summa, by der römischen Kilchen. Solches wurde geschworen mit ufgehepten Handen, und es sollte auch eine Gemeinde in Stadt und Land schwören, beim alten Glouben und dem Wehr der Eidgenossen zu bleiben."

In diesem Sinne einer Annäherung an den alten Glauben wurde sofort ein neues Mandat an Geistliche und Weltliche erlassen und gestreng ohne alle Widerrede zu halten befohlen. Die Verbreitung von Büchlein, welche wider den alten christlichen Glauben gedruckt würden, sollen abwäg getan, sie ins Land zu bringen, zu verkaufen, zu lesen, strenge verboten sein. Priester, welche, nicht in M. Herren Städten, Landen und Gebieten geboren, sich zur Ehe verhaftet haben oder sich ferner hiezu verpflichten würden, sollen nicht mehr geduldet, sondern unter Eiden außer Landes gewiesen werden. Diese Artikel sollen allenthalben durch Geistlich und Wältlich beschworen werden, damit fürderhin Unruow, Unfriede, Mißhallung und Zwietracht verhindert würden, und jedem zu wissen sei, wessen er sich des Glaubens halber hinfür halten solle: doch vorbehalt, daß, wann eine gemeine christenliche Versammlung einiche Enderung in Söllichem thun würde, alsdann nach aller Gebühr möge gehandelt werden.

Dieses Mandat fand eine zweifache Aufnahme, viele der Gutwilligen, „beneroh“, liefen vor dem Eidschwure aus und a: der Gemeinde, bei den Böswilligen, „maleroh“, war sehr vie. Jubilierens von wägen dieser Sache, die doch nit lang bestun Über das neue, vierte Mandat ergieng die Klage, daß es von den ersten christlichen Mandate wenig überbleiben ließ. Der neugläubige Stadtschreiber Dr. Zuro nannte dasselbe ein „mandatum ad informationem ecclesiae“ Viele Ursache über diese Vereinbarung zu jubilieren hatten weder die sieben Orte noch ihre Freunde z. Bern. Dasselbe bestätigte nur das bisherige Staatskirchentum. Glaubenssachen, hatte eine mächtige Gegnerschaft, und ließ durch den höchst unklaren Vorbehalt der „gemeinen christlichen Versammlung“ nicht nur der Gefahr, sondern ebenso der Willkür nur Zukunft offenen Spielraum. Zunächst kam als gemeinsame christliche Versammlung die Disputation zu Baden in Frage, deren Beschickung am 23 Mai 1526 beschlossen wurde Von Vorbereitung eines allgemeinen Konzils war wiederum keine Rede

Nach getanem Beschlusse und Eidschwure im Münster zogen die Räte und die Verordneten vom Lande mit den Boten der sieben Orte auf das Rathaus Dort wurde ihnen von M Herren namens aller mit fast freundlicher Erbietung und Danksagung geantwortet, daß eine Stadt Bern erst beschlossen und beschworen habe, nach Inhalt ihres Mandates beim alten Glauben zu bleiben Darauf wurde der Botschaft, dessen zu Bekanntnus, für Stadt und Land zu tun angesehen unter der Stadt Bern Siegel bewahrt ein „Abscheid“ ausgestellt und übergeben Derselbe verdankte „solich ir fruntlich Warnung und bruederlich beschaehen mit Erbietung, solicher Fruntschaft Liebe und Gutttaten nimmer zu vergassen, und dessen in Ewigkeit eingedenk zu sein auch wieder sie solches nach Verdienen entgelten. Nie sei es M Herren in Sinn und Gedanken gekommen, noch seien sie je des Willens gewäsen, sich von den sieben Orten zu sündern; sie werden auch Solches mit Gottes Hilfe in Ewigkeit nicht tun, sondern in allem ihnen die Pünde halten, und erstatten, was diese weisen, und es frommen dapfern Eidgenossen gezimpt. Auch wollen sie den Glauben halten wie von altershar, laut ausgegangenem Mandate damit künftighin niemanden Ergernus und zu einigem Mißglauben Ursache gegeben werde.“

Nachdem die Boten der sieben Orte sich gegen M Herren erlöutert und zugesagt haben: „Um sölichs Glaubens willen oder sunst nützit Unfridlichs noch was zu Ufruoren oder Kriegen dienen möchte, gegen Iren und M Herren lieben Eidgnossen von Zürich noch andern anzefachen oder zu handlen, deshalb ist ouch an dieselbigen unser trungenlich fruntlich und ernstlich Bitt, dem allwäg zu gelouben Als M Herren ouch deß gentzlich sich versächen und gerumen, so uns keinswegs will gepüren, denn daß die geschwornen Pund gegen Inen und denen von Zürich und andern, ebenso wie gegen die sieben Orte gehalten werden, daß ferner M. Herren allwäg fründlich und gütlich Mittel suchen, damit wir Eidgenossen uns weder zerteilen noch sündren Das haben uf hüt alle einhalbglich mit unsern Eiden zu leisten bestätiget und von den Gemeinden zu halten angesehen" Allein die Gutwilligen legten Eidschwur und Abschied ganz anders aus als die Böswilligen sie bekamen für ihre Ansichten in kurzer Zeit die entscheidende Oberhand

Hans Salat anerkennt den guten Willen und die richtige Einsicht der alten frommen und rechtsverständigen Berner, durch Aufhebung der frühern Mandate den alten Glauben zu sichern und bei den sieben Orten gegenüber der sehr zahlreichen, mächtigen Gegnerschaft eine Stütze zu suchen Aber er hebt auch hervor, daß die Anhänger der neuen Sekte durch ihr Suchen, Andingen und Fundeln, mit Zürich nicht zu kriegen noch des Glaubens halber etwas Unfründliches vorzunehmen, bezeugten, daß sie an den Zürcher Handlungen ihr Wohlgefallen hatten. So kam es, daß die Räte zu Bern wohl ihre Zusagen an die sieben Orte zu Stadt und Land, wie der Abschied lautet, mit Eiden befestnen ließen dieselben trotzdem nur kurze Zeit hielten, davon stunden, und den neuen Mißglauben gleich den Zürchern annahmen Zunächst wurde, wie Dr Anshelm klagt, alles das erdacht und fürgenommen, so zuo vertribung des nüwen glaubens mocht einichen weg reichen Es galt, das Mandat ernstlich durchzuführen: Herrn Berchtolden wurde befohlen, den alten Glauben zu predigen, aber er sollte zu niemanden, ebenso niemand zu ihm Gesellschaft haben.

Die Vorgänge zu Bern machten großes Aufsehen. Kopien des Mandates, berichtet Dr Anshelm nach den Ratsbüchern, wurden vielfach verlangt und nach Freiburg, Biel, Solothurn und Schaff-

hauſen geſandt. Die Wiedertäufer, fremde Eheprieſter, wie Hans Haller zu Anſoltingen wurden ausgetrieben, etliche, Wib und Man, jung und alt, zu Arow und andren enden ruch geſtraft, weil ſie nach Gottswort das Nachtmal begangen hatten, die Mäß geſchücht, Götzen umgſtoßen, und verboten Zit und Spys übertreten. Item und ſunderlich wurden durch den Großweibel und den Gerichtſchriber ungnädiglich erſuocht und gehalten evangeliſche Frömbling, Büecher und Buechführer; item ouch ein zahl Büechlin an der Krützgaſſen ſchmächlich verbrönnt. Zuſammenrottungen auf den Wirtsſtuben, der Lutherſchen bei den Barfuoßen, der Unlutherſchen bei Predigern wurden verboten.

Dr. Valerius Anshelm kennzeichnet die Lage genau: „Deß verſigleten Abſcheids wurden die ſieben Ort vaſt hoch erfröwt: aber die frömd, mit vil menſchlichs gſuochs erobret, war bald wunderbarlich umkert und verbitret durch den, der aller Menſchen rät und tät zuo nüt machen und durch eigne Fünd zerſtören kann. Darob die guotwilligen, wieder wol getroſt und veſter geſtärkt, die gnädige wunderwürkende hand Gots erkannten und pristen.“ „Die Regierung hoffte wohl“, bemerkt Dr. Stürler über dieſe Vereinbarung, „durch den ungewöhnlichen, feierlichen Akt einer mit Schwur und Urkunde zu bekräftigenden Vereinbarung der oberſten Behörden und des Volkes ein Glaubensſtatut erſtehen zu ſehen, das auf lange Zeit allen Neuerungen den Riegel ſtoßen würde. Aber da zeigte ſich ſo recht die Nichtigkeit menſchlicher Berechnung: kaum mochte ein Jahr umgehen, ſo lagen Rats- und Volksentſcheide, Schwur und Urkunde vom Pfingſtmontag 1526 im Staube, weil am Himmel das Zeichen der Reformation für Bern geläutet wurde.“

Von einem Zuſammengehen in Bezug auf kirchliche und politiſche Fragen war trotz dieſer Vereinbarung von Anfang an keine Rede. Zürich wurde ſofort bei ſeinen Händeln der Liebe und Fründſchaft, bei Scheltungen und Angriffen der Hilfe M. Herren verſichert. Dafür richtete ſich der Zorn der Gutwilligen zu Bern gegen jene Magiſtrate, welche im Verdachte ſtanden, die Botſchaft der ſieben Orte veranlaßt zu haben. Der Rat zu Luzern erhielt von der Staatskanzlei zu Bern eine Miſive vom 24. Juni 1526, welche ausführte, wie der oberſte der Ratsboten in fründlicher, lieblicher, getruwer und barmlicher Meinung, eine zierliche und lange Rede gehalten. Dabei habe er ſich in der ſieben Orte Namen

merken lassen, wie er und die Orte von etlichen guten Fründen, Herren und sundrigen Personen, denen Frid, Ruew und Einigkeit zuo Herzen gat, schriftlich und mundlich unser Mißhalung bericht, und harumb beruft wurden, was man nicht zu Undank nehme. Allein man wolle eigentlich berichtet werden, welche Personen die Boten berufen haben. Sie stellen daher ihre fruntliche Bitt und Begar, die Herren von Luzern mogen ihren Schultheißen Tammann darüber vernehmen und anhalten, zu sagen, eroffnen und benampsen, welche die Botschaft berufen, und unserer Mißhällung berichtet, und deren Namen schriftlich nach Bern schicken. Welche Antwort die Kanzler zu Luzern auf diese sonderbare Anmutung gegeben, ist nicht bekannt, wohl aber, daß zu Bern die Freunde der sieben Orte in ihrer Handlungsfreiheit gelahmt und von der Rache ihrer gutwilligen Gegner schwer betroffen wurden.

10. Folgen der Disputation zu Baden für Bern.

Die Vereinbarung der Räte zu Bern mit den sieben Orten hatte sofort den endgultigen Entschluß zur Folge, eine theologische Vertretung auf das Gespräch zu Baden zu senden. Auch in dieser Frage kam es gleich zu Zwiespalt und zum Siege der Gutwilligen. Das Haupt der katholischen Geistlichkeit, Stiftsdekan Ludwig Loublin, reiste als Verordneter des Bischofs zu Lausanne nach Baden; als ofnizieller Tagbote weilte daselbst Ritter Kaspar von Mülinen. Noch am 21 Mai beschlossen M. Herren, es seien Berchtold Haller, Predikant am Munster, und Peter Kunyn, Kirchherr zu Steinbach, als Verfechter des neuen Glaubens nach Baden abzufertigen, um dort von ihrer Lehre Rechnung zu geben. Ein Stadtreiter sollte sie begleiten, auf der Stadt kosten für sich, doch ohne „Gleitsbuchse" für die Predikanten. Wenn diese dort ihrer Sache obliegen, werden M. Herren auch ihnen die Kosten abtragen. Am 23. Mai 1526 wurde jedoch beschlossen, die Herren Berchtold und Kunyn sollen gen Baden zur Disputatz reiten und mit Tagboten begleitet warden, darzu wolle jedem als ehrliche Zehrung zwolf Kronen in Sackel gegeben, und er wie andere Eidgenossen in Kosten gehalten werden. Als Geleitsmann wurde Herr Nikolaus von Wattenwil, als dieser ablehnte, der gut gutwillige Meinrat Bernhard Tillmann vorgestellt. Andere gutwillige Berner, wie Dr. Thomas

von Hofen als geheimer Protokolliſt, im ganzen etwa 30, giengen als Privatleute nach Baden. Ihr Benehmen gegen die katholiſchen Theologen war derart ungebührlich, daß M. Herren ihnen auf Klagen hin am 31. Mai 1526 gebieten ließen, ſich ſofort harheim gen Hus ze keren, weil ſie von M. Herren nicht gen Baden noch daſelbſt zu disputieren verordnet ſeien. M. Herren betrachteten gleich den ſieben Orten das Geſpräch zu Baden als eine hochwichtige, religiös-patriotiſche Tat: ſie verordneten ſchon am 25. Mai 1526: „Es ſolle während demſelben täglich im Münſter ein geſungen Ampt im Namen Gottes des Vaters, des Suns und des Heiligen Geiſtes gehalten werden, daß Gott der Allmechtig uns uß diſer Zweyung und zuo warer Erkanntnus chriſtenlichen gloubens hälfen welle"

Über die Vorgänge zwiſchen Dr. Eck und Berchtold Haller beſitzen wir den ausführlichen, die amtlichen Schriften ergänzenden Bericht, welchen der letztere am 11. Juli 1526 ſeinem liebſten Herren und Bruder Valerius Anshelm überſandte. Haller fühlte ſich ſeinem Gegner nicht gewachſen. Als Dr. Konrad Treyer und Ritter Kaspar von Mülinen betonten, weder Haller noch Küntzy hätten ſich „jemals an Kantzlen merken laſſen vom Abwäſen des Lybs und Bluots Chriſti im Sakrament", forderte Dr. Eck den Pfarrer von Bern auf, ſich über ſeinen Glauben auszuſprechen. Dieſer weigerte ſich, trotz Befehl ſeiner Herren, ein Bekenntnis abzulegen, weil ihm das Geleite wegen dieſer Entdeckung gebrochen würde, worauf ihn Dr. Treyer zum Geſtändnis brachte, er habe zu Bern die Meſſe abſchaffen wollen. Haller bekannte auch, ihm ſei die Meſſe kein Opfer, ſondern eine Wiedergedächtnuß des Opfers: „missa est recordatio oblationis, et non sacrificium". Den Kampf mit Dr. Eggen überließ er Dr. Ökolampadius, dem unüberwindlichen Verfechter der göttlichen Wahrheit. Es ergieng ein nachdrücklicher zweiter Befehl ſeitens M. Herren vom 31 Mai 1526, ſich über alles, „das er glaube, vermeine recht mit göttlicher Schrift wahr ze ſin oder über alles, deß er M. Herren und die Ihrigen in ſinen Predigten unterwieſen, es ſei des Sakraments oder anderer Stucken halb, erlütern und ustruckliche Underrichtung us göttlicher Geſchrift unſeres chriſtenlichen Glaubens geben, weßen M Herren ſich deshalb halten ſollen". Er ſolle reden ungehindert des Mandates M. Herren vom Pfingſtmontag. „dann wir uch hiemit ſamtliche Glüpte fry ſagen und erlaſſen!" Allein

Haller erneuerte trotzdem am 2 Juli 1526 seine Weigerung, auf Grund der ersten und zweiten Schlußrede Dr Ecks sich auszusprechen, was er von der Gegenwart Christi im Sakramente glaube, ob er zu Dr. Eck oder Dr. Huschinn halte? „Das zu erlutern", schreibt Haller an Dr Anshelm „ist mir zu schwär und [illegible] nachteilig wäre gsin was nach Usgang der Disputation sich heiter us dem Wort Gottes erfunden, dem wolt ich glouben geben" Sein Anerbieten über die drei letzten Schlußreden zu disputieren, „berahrend [illegible], magnos, purgatorium hat mir nit mögen erlangen des hab ich mich protestiert und darum ein Instrument" Wie aus dem Briefe hervorgeht war es zwischen Dr Eck und Haller mehrmals zu heftigen Erörterungen und scharfen Bemerkungen gekommen. Alle Einwände machten Haller nicht helfen: die Tagherren gaben ihm einen Brief und hießen ihn mit den Seinigen im Frieden heimfahren. „Und bin also uf Samstag, 2. Juli 1526 von Constenz et socius meus heimgefahren, frisch und gsund und a tota plebe wohl empfangen; habend mich widerum, 8. Juni 1526, heißen predigen usque ad finem disputationis"

Gegenüber Dr Vadian bekannte Haller am 14 Juni 1526 in Bezug auf die Vorgänge zu Baden, „er trage sich baden uns", er sei dort gegenüber den großmächtigen Doktoren und gewaltigen Herren verwirrt bei der kleinen Herde gestanden. „Ego eram de pusillo grege, memini [illegible] consternatus". Gott aber habe ihm Beredsamkeit und Zuversicht verliehen Die Gegner, „alia huius saeculi", haben ihm zu Baden wie zu Bern in Bezug auf das Bekenntnis vom Leibe und Blute Christi in Brot und Wein nach den zwei ersten Artikeln ihre Fallstricke legen wollen, „capti hoc agebant", dagegen das Reden über die drei andern Artikel verweigert. Berchtold Haller ist trotzdem getrosten Mutes dreimal hat er zu Bern seit der Rückkehr von Baden gepredigt und wird nächstens zum vierten Male von Räten und Burgern berufen werden; er will gehorchen bis er dem Mandate zum Opfer fällt, „vocationi parem quando aspice praesentiam!"

Alles was zu Baden bezeugte, wird zur Ehre Gottes ausfallen, sobald die Akten gedruckt sind; denn ganz vorzüglich hat der herrliche Oekolampadius getreuten Bern ist zwar für einmal gerüstet, es wird sich aber mit größerer Kraft aufrichten, und

tapferlicher daſtehen als bisher. „Sed nimirum in Dei gloriam omnia cessura sunt, ubi disputata in lucem venerint; tam candide discussit candidus ille Ocolampadius. Berna semel cecidit, sed hoc lapsu graviori jam factum est, ut fortius resurgat fortiusque statura sit, quam hactenus usquam!“

Was Berchtold Haller ſeinen Freunden ſchrieb, war durchaus begründet. Das Zeichen der Reformation wurde zwar ſchwerlich im Himmel, dafür um ſo kräftiger von der Ratsglocke zu Bern geläutet. Noch am Tage ſeiner Rückkehr von Baden erhielt Herr Berchtold den ſpäter ſiebenmal erneuerten Befehl: „daß er uf den Cantzel ſtan und predigen ſöll, nach Lut des geſchwornen Mandates“. Am 13. Juni 1526 wurde die Zahl der 1484 vorgeſehenen vierundzwanzig, aber tatſächlich ſtets auf zwölf beſchränkten Kanonikate auf deren zehn geſtellt, die elfte Präbende dem Prädikanten, die zwölfte der Stiftsfabrik zugewieſen. Dem Kapitel wurde geboten: „nützit ze verkoufen noch zu verendern ohne M. Herren Wiſſen und Willen“; Sulpitius Haller wurde Vogt des Stiftes.

Am 19. Juni 1526 ergieng an Haller der neue aber nicht unverfängliche Befehl, „er ſolle predigen nach Lutt des Mandats, alſo das nüw und alt Teſtament“. Zu gleicher Zeit handelte es ſich darum, ob M. Herren dem Beſchluſſe der Mehrheit zu Baden „die Lutherſchen Predikanten all ſölte heißen ab der Cantzel gan“, auch für ihre Münſterkanzel in Geltung zu bringen und dem Mandat vom Pfingſtmontag 1526 nachzuleben gedachten. Der Kleine Rat war hiezu in Mehrheit entſchloſſen und berief ſeinen Prädikanten auf 25. Juni 1526 vor ſich, dem unhaltbaren und gefährlichen Schwanken ein Ende zu machen.

„Interim adversarii mei, pessime contenti, multa minabantur, tandem novam mihi moverunt tragediam!“ ſchrieb Haller am 11. Juli 1526 ſeinem Valerius Anshelm, welcher ſpäter den Bericht über dieſe folgenſchweren Vorgange in ſeiner Chronik verwertet und ergänzt hat. Haller wurde von M. Herren, den Sechzig, erſucht: „Ob er wölte Mäß halten oder nit, dann er ſidhar Wienachten 1525 ze mäſſen abgeſtanden: hat die meinung, wann er nit welte meſſen, ihn in kraft des Mandats ze vertriben. Da begert er vor großen Rat als ſinem lehenherren antwort ze geben, das im kumerlich ward nachgelaſſen morndes ze tuon“

Im Großen Rate gieng es derart tumultuarisch her, daß ein Gerücht ab dem Rathaus kam, die Herren seien aneinander und man müsse sie scheiden; da lief eine große Menge aus der Gemeinde flux herbei: sie sorgte zu scheiden oder ihren getrüwen Predikanten zu schirmen, denn in alle Stadt war die Rede gekommen, der Berthold forchte gewalt und werde vertrieben. Doch so schied Gott, daß der bewegte Rat friedlich, ohne Scheidens Not niedertag, den Predikanten, der, im Gemurmel abgewichen, widerkehrt war, vor sich berief, ernstlich fragte und flißig verhorte. Berchtold Haller bat den ehrsamen Rat fast ingenlich, wenn M. Herren meinen, daß um seinetwillen Unfriede erwachse, so sei er bereit, viel lieber mit Frieden aus M. Herren Stadt und Land zu gehen, als ihres Unfriedens Namen zu tragen. Der Meile halber gab er die Antwort, aus dargetanen gottlichen Ursachen gezieme ihm in keinem Wege, daß er ferner Meile halte. Wenn M. Herren nicht gefalle, ihm die Pfründe um des Predigens zu halten, gebe er auch diese fridlebig auf, da die Ehre Gottes, die Wahrheit gottlichs Worts und der Seelen Heil ihm mehr gelten müsse als der Bauch und die Pfrund. Diese Bemerkung Hallers richtete sich gegen seine Gegner, welche ihn als den dicken Schwaben, der am Podagra litt, verunglimpften. Dessen Originalbericht über diese „tragoedia" lautet in Latein noch viel tragischer als D. Ulmhelms Umschreibung.

„Quum primum congregati erant cives, tale seditio in aula magna senatoria exorta est, et rumor totam urbem circumdarat me omnino proscribendi, ut omnes, qui in atrio stabamus, nihil nisi necem et sanguinem reperiremur . . . Ostendi omnes abusus missae ad longum, cur ego noluissem celebrare. Praeterea quia publice contra missam disputaveram, et per gratiam dei tum invictus viceram, si jam missarem, hi, qui nunc me maxime urgent, primi forent, qui me obloquerentur os ventrem et berecheinum. Diese mich selbs lügen und machte damit das Wort Gottes zu nicht. „Nam honor Dei et veritas verbi sui ac eorum salus mihi longe cariora esse quam venter aut beneficium. Petii etiam, si quis haberet expostulationem contra me ex parte concionum aut disputationis, paratus sum illi respondere. Ad longum sic remigi, ut nemo mihi verbum contradixerit et omnes ad lachrymas moti sint, qui prius erant ferocissimi. Itaque uno consensu senatus et

ducentorum, magno totius civitatis applausu, resignato beneficio in concionatorem electus sum!“

So ward unverhofft, ja aus ſunderlicher Gnade Gottes von Räten und Burgern beſchloſſen, daß man Herrn Berchtolden zwar die Chorherrnpfründe ſolle abnehmen, doch ſoll ſie ihm „tanquam canonico mortuo“ auf zwei Jahre dienen. Es wurde ihm mit Brief und Siegel ein Sold beſtimmt: nämlich 80 Gulden jährlich, 20 Mütt Dinkel, und 8 Saum Wein, alles aus des Stifts Seckel auszureichen. Die neue Beſtallung lautete: „Und ſölle er der Mäßhaltung emproſten und ledig ſin, doch mit dem anhang, daß er je zu zyten, ſo er ander gſchäft halb nit beladen, ins Chor gange, und da hälfe ſingen, auch hinfür das Gottswort nach Inhalt nüws und alts Teſtaments und vermög unſers geſchwornen Mandates verſäche!“ „Und bin alſo der Mäßen erlaſſen und von Gottes Gnaden ledig“, ſchrieb Haller an Dr. Anshelm, „und iſt mir der Sold auch von Stund angangen. Alſo bleib ich abermals und warte, was Gott witer mit mir handlen welle, denn unangefochten werde ich nit bliben; ich bin vielen ein Dorn im Auge ußerhalb Bern. Iſt nun Fried, wenig Widerſpenniges. Gott erhalt ihn lang Zyt.“

Ganz einhellig war der Beſchluß nicht zuſtande gekommen: zweiunddreißig Ratsherren waren ausgetreten, weil ſie denſelben als Bruch der feierlich beſchwornen Vereinbarungen vom 21. Mai 1526 betrachteten. Zwei der angeſehenſten Ratsherren, der greiſe Ludwig von Diesbach, Vater des Propſtes zu Solothurn, und Anton von Erlach, gaben am 20. Juni 1526 ihren Eid und Sitz im Rate auf: der erſtere zog nach Freiburg; der letztere zog mit ſinem wib und dem alten Glowen nach Luzern. Das von Anton von Erlach erbaute, heute umgebaute Haus am Kapellplatz trägt nach ihm den Namen „Erlacherhof“. Dreißig Ratsherren traten am 6. Juli 1526 zurück, nachdem am 29. Juni der Beſchluß gefaßt worden, unter ſchwerer Strafe, ſelbſt des Ausſchluſſes von der Räten für Widerſpenige bei dem „Pfingſtmontageid“ auch in Zukunft zu verbleiben.

Andere Ratsentſcheide ergänzten dieſe Entſchlüſſe. Herrn Berchtold wurde M. Herren Verwunderung ausgeſprochen, daß er die Heiligen und Kreuzgange nicht mehr wie von altershar verkunde, und bedeutet, daß niemand wider das Mandat „Büechli“

verkaufen dürfe. Nikolaus Manuels Lied von der Badenfahrt und Disputatz, sowie andere Lieder, welche Zwingli, Luther oder derglichen berühren, zu singen, wurde am 22. Dezember 1526 bei „einer manotz leistung im Keby" verboten. Andererseits wurde dem Bischof zu Konstanz schon am 12. Juli 1526 die Gerichtsbarkeit über Geistliche in derbster Weise mit dem Bedeuten bestritten: „Ire Pfaffen wellent mine Herren nit gan Costentz ze schicken, sondern solle der Bischof daruf Acht haben, der die Pfaffen mache, daß sye gnuogsam syen!" Ein stattliches Mandat M. Herren vom 24. Oktober 1526 minderte die große Zahl der Kreuzgänge, Fest- und Feiertage, und schrieb deren Ritus und Rang vor. Darin waren nebst den Hauptfesten und zwei Nachtagen zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten behalten: das Fest unsers säligmachers sines zarten Fronlichnams, genempt unsers Herrgotts tag, Sant Vicentzen, unser Statt Bern Patron, alle Feste U. L. Frauen ohne deren Empfängnistag, aller Heiligen Tag mit ganzer Feier, aber aller christglöubigen Seelen tag wie von alter har bis nach Vollendung der hl. Ämpter.

An Papst Clemens VII. erließen M. Herren zu Bern am 20. Oktober 1526 wegen Besetzung der Abtei Erlach ein Schreiben, welches kaum ganz ernst zu nehmen ist, aber von ehrfürchtigen Phrasen überströmte: „Cervicibus nostris in terram usque declinatis Christi Jesu, mundi servatoris in terris vicario, Clementi VII., pontifici, modis omnibus summo, totius Christiani gregis pastori vigilantissimo, domino nostro pre omnibus colendissimo, orantes, ut naviculam gubernaculo suo commissam diu ac secundo vento, huius mundi procellis minime quassatam regat."

Diese Sprache gegenüber dem Oberhaupte der katholischen Kirche stand mit Tatsachen und Verhältnissen im grellsten Widerspruche; für die zahlreiche und mächtige Partei der Gutwilligen zu Stadt und Land war nicht der Papst, sondern Mag. Ulrich Zwingli der „pastor christiani gregis vigilantissimus"; Berchtold Haller und seine Freunde standen mit Zürich in lebhaften Beziehungen. Die Streitfragen über Leistung des Bundesschwures und Herausgabe der „Disputatzbücher" bewirkten auch politisch eine engere Verbindung der Zürcher. Berchtold Haller holte seine Verhaltungsmaßregeln in Zürich und trat als Prediger immer mutiger auf. Als ihm Zwingli am 4. November 1526 seine große

Abhandlung über das Werk der Erlösung für Lebendige und Abgestorbene schrieb, konnte er seinen Leonhard Tremp, Nikolaus von Wattenwil, Heinrich Wölflin, die Familie Manuel, alle Freunde zu Bern begrüßen, und ihnen durch Bruder Bernhard Tillmann seine vertrauten Ratschläge übermitteln. „Und also hebten sich", schreibt Dr. Anshelm, „die Evangelischen für und für mit der hilf Gots, einer gutwilligen Gemeind und widersinns der böswilligen, fürder des überlegenen Pfingstmontags abzukommen."

Zu Ende des unruhigen Jahres, am 24. Dezember 1526 konnte Berchtold Haller, obwohl des Briefschreibens unerfahren „in scribendis epistolis imperitissimus", mutigen und aufrichtigen Herzens an Bürgermeister Dr. Vadian sehr erfreuliche Nachrichten geben. Die Oligarchen haben den Bildersturm zu St. Laurenzen in St. Gallen, „quod idola e templo removisset", mit Ärger vernommen, aber die tapfern Gläubigen zu Bern werden dadurch ermutigt; der Mutz schreitet langsam aber sichern Schrittes voran. „Deus quidem lento gradu incedit, sed pedem non retrorsum refigit!" Das Wort Gottes macht Fortschritte und mehrt die Gemeinde, „congregationi additi!" Die Gotteslehre ist in den Herzen der Frommen befestigt, doch nicht bei den Larven der Antichristen. Durch Beschluß des Rates und der Zweihundert ist Berchtold Haller berufen worden, wöchentlich fünfmal zu predigen. Der Herr wird zweifellos das Wachstum verleihen und schaffen, daß die Mutzen alle gefügig werden. Die Akten der Disputation, „disputationis", sind bisher M. Herren verweigert worden; mag deren Druck wie immer ausfallen, Gottes Wort wird ewiglich bleiben.

Berchtold Hallers Zuversicht teilte auch Zwingli, er lieh derselben in seinen Neujahrsbriefen vom 4. Januar 1527 gegenüber Dr. Thomas von Hofen und Haller ebenso beredten als bilderreichen Ausdruck. „Tui ursi", schrieb er an erstern, „aliquamdiu usque ungues exercuerunt. Utinam nunquam retrahant, donec, quidquid apud eos contra Christum erectum est, discerpant!" Begeistert und begeisternd zum Kampfe mit dem Antichrist lautet die Prophetensprache gegenüber Haller: „Remittente in probo Borea subito mitiores Zephyri omnia occupant, et incendio caeli frigescente iber autumnus aeronam in unum nobis abjicit. Vobis ergo, cum rerum istarum aliarumque omnium Deus, cui militamus, ostium aperiat, per quod in hostium castra irruere nobis

negotio possumus, rem sequus obeundam esse putamus? Non arbitror, nisi ventis simus leviores. Aperuit tibi atque adeo nobis omnibus apud vos fenestram, qua exploratricem cataclysmi columbam aliquandiu exulem recipias. Plane loquar! Profligatum erat apud vos Christi Evangelium, nunc eius praedicandi iterum facta est potestas. Tu in hac provincia nauclerus es et Noa. Cave, oscites! Utere occasione, neque committas ut quisquam jure queri possit, negligentia Tua spes bonas concidisse, aut rem esse cunctantius gestam. Sed insta, urge, aculeos ac hamos ac in mortalium pectora demitte, ut evomere, etiam si velint, non possint! Dabit autem Dominus in omnibus et cor et intelligentiam ... Vale et servet te minister o tuo is, cui servis. Cave ergo ventri servias, is enim fallax est tutor, ut ne se ipsum quidem servare possit. Haec citra morsum sint in ventrem tuum dicta, pro bono novi anni auspicio."

11. Bruch zwischen Bern und den sieben Orten. Beginn der entschieden reformatorischen Politik.

Bereits um Neujahr 1527 begannen die Zephyre zu wehen. Die Katholiken verloren in kurzer Zeit drei machtvolle Stützen. Der Koadjutor zu Basel und Propst Nikolaus von Diesbach legte schon im Dezember 1526 seine Würden nieder und zog sich auf sein Priorat Vaucluse in Burgund zurück; Stiftsdekan Ludwig Loublin übersiedelte als Propst nach Solothurn. Als Koadjutor zu Basel wurde zwar am 18. Dezember 1526 wieder ein Berner aus hoher Familie, Dompropst Johann Georg von Hallwil, „religione et integritate nullo inferior", gewählt; er starb schon am 26. Februar 1527. Unter diesen bedenklichen Verhältnissen vollzog sich der Umschwung der bernischen Kirchenpolitik mit ungeahnter Schnelligkeit.

Nächsten Anlaß gab die Verweigerung der Herausgabe eines Buches der Disputation an Bern. Bern mochte nach Dr. Sturler wohl einsehen, daß es zu weit gegangen, als es vom Streite um den Druck der Badener Disputationsakten Veranlassung genommen, seinen Mitbürgenossen grollend den Rücken zu kehren. Der Rat ließ sich deshalb zur Milderung des am 26. Dezember 1526 zu Luzern abgegebenen Ultimatums herbei, mit der Erklärung vom 9. Januar 1527, der Missive vom 14. Februar 1527 an die Boten der sieben

Orte zu Bern, M. Herren werden den Druck der Akten anerkennen, wenn derſelbe ohne Vor- und Beſchlußrede, ohne Urteil und Schmähung ausgehe, „ſondern allein, wie die Disputatz zu Baden ergangen, verfaſſet worden, als das in Byſin der zwölf Orten Botſchaften allerſidt verhandlet werden, und das darvor gemeine Chriſtenheit zu gutem und zur Erhaltung chriſtenlichen Glaubens, Frieden und Einigkeit angeſechen iſt.“ Gegen eine ſolche Ausgabe werden M. Herren zu Bern ſich nicht ſtellen, ſondern dabei ſitzen, ihren Ratſchlag geben, und alles tun, was Notdurft und Gebührlichkeit in ſolchen Sachen erheiſchen. Die ſieben Orte entfremdeten ſich M. Herren zu Bern nach Dr. Stürler durch ſolche unkluge Schritte, zunächſt durch Ablehnung dieſes Entgegenkommens immer mehr. Schwieriger war die Weigerung der Herren zu Bern, mit Zürich des Glaubens wegen zu brechen; ſie hielten ebenſo beharrlich die Aufrechthaltung der Bünde unbeſchadet des neuen Glaubens in einzelnen Orten für möglich, während die ſieben Orte ebenſo ſtandhaft betonten, die Bundesbriefe bedingen die Aufrechthaltung des alten Glaubens und deſſen Herſtellung oder wenigſtens Duldung in Zürich und den neugläubigen Orten. Bern konnte auch, wie Dr Stähelin betont, aus ſtaatspolitiſchen Gründen nicht, wie die ſieben Orte beharrlich verlangten, mit Zürich ſich überwerfen, ſondern mußte ſich für ſeine Eroberungspolitik im Weſten bei Zürich Schirm und Deckung ſuchen; Zwingli ſeinerſeits erblickte in Bern bereits den künftigen Evangeliſten der welſchen und burgundiſchen Lande.

Von einer Trennung im Glauben war vorderhand nicht die Rede. Trotz der Mißſtimmungen und der Klagen infolge der Schmähworte des Luzerner Ratsherrn Joſt Köchli, die Berner ſeien Ketzer und Diebe, ſogar trotz der Schmähungen im „Kirchendieb und Ketzerkalender“ erklärten M. Herren zu Bern, noch am 23. Januar und 14. Februar 1527, es habe bei dem Eide, dem Mehr und dem Mandate vom Pfingſtmontag 1526 zu bleiben; wer etwas darwider tue, den wellen ſie ſtrafen. Den Boten der ſieben Orte, welche vor M. Herren getreten, wurde freilich erklärt: „Obſchon M. Herren etwas ändern, ſige nit Not, daß Sy darby ſyen“ Als bereits auf ihren Tagen die vier Städte ſich genähert, und auf eine gemeinſame Politik gegenüber den ſieben Orten geeinigt hatten, wurde beſchloſſen, es ſolle geſchehen „ungeendert

das Mandat: ſo man das endere, ſolle es beſchechen mit der Landlüten Gunſt, Wüſſen und Willen; wer wider das Mehr tue, der ſolle geſtraft werden als vorgeſchrieben."

In der Hauptſtadt nahm indeſſen das Evangelium raſchen und mächtigen Fürgang. Berchtold Haller ſchrieb am 19. März 1527 an Dr. Valerius Anshelm, wie einerſeits die Städte den Frieden ſuchen, die Badener Akten zurückgewieſen werden, und Murners Kalender einen böſen Eindruck mache. Seine Predigten erfreuen ſich großer Erfolge, trotzdem er ſehr angefochten werde, an Podagra, Chiragra und andern Übeln leide, ſo daß, obwohl die Zeremonien noch beſtehen, faſt niemand mehr die Meſſe beſuche. Trotzdem er eines Helfers dringend bedürfe, halte er ſeine Wochenpredigten. Die Niederlage der Altgläubigen hielt Haller am 24. Februar 1527 für Bern für beſiegelt wie die Freundſchaft mit den Städten. „Currit sermo apud nos egregie. Contradicunt oligarchæ fortissime. Nam vident palam, daß ſy us dem letſten löchli pfyfent. Ceremoniarum vero, ut nihil immutatum est præ oculis, in cordibus vero omnia abolita, sic ut paucissimos, immo fere nullos missis adstare videas. Fuerunt apud nos comitia cum Schaffhusianis, Gallensibus et Appzellanis, qui una cum Bernatibus pacem attentant cum Tigurinis et reliquis Helvetiis. Dominus secundet, ut verbo suo conniveamus ex corde!"

Angeſichts dieſer wankenden Verhältniſſe erfolgte auf dem Tage zu Bern, 26. Februar 1527 der Ratſchlag der vier Städte, der Orte Appenzell und Glarus, die ſieben Orte zu bitten, ſie mögen zu Ruhe und Frieden der Eidgenoſſenſchaft die Stadt Zürich bei den Pünden, bei ihrem alten Harkomen, Stand und Brüchen bleiben laſſen, ſich in gemeinen Händeln nicht abſöndern noch ausſchließen; Trotz, Verachtung und Schmähung abſtellen, mit Ordnung und Billigkeit handeln und ſtrafen, den Glauben, allein Gott und die Seel begreifend, Gott und eines jeden Gewiſſen anheimſetzen, und den leiblichen Bünden nach deren Inhalt und Eiden getrüwlich anhangen, dadurch die Eidgenoſſenſchaft ſchirmen und vor Zertrennung und Zerſtörung bewahren.

Die ſieben Orte ſtellten jetzt, 1. März 1527, an Bern unter ſtarken Vorwürfen über ſeine veränderte Politik das Verlangen, M. Herren mögen die Gemeinden und Ämter einberufen, anſonſt ſie aus großer Notdurft andere Wege ſuchen, dieſelben zu unter-

richten, damit ſie mengklich die rechte Wahrheit vernehmen und merken können, weß Willens und Gemüets die ſieben Orte bishar geweſen und noch ſind, was Glimpfs, Fuogs, Zimlichkeit, Billichkeit und rechter Früntſchaft ſie bishar noch gefliſſen ſeien und fürohin gern thuon wellten. Am 7. März gaben M. Herren zu Bern eine ſehr derbe Antwort: „Es befrömde dieſes Anſinnen höchlich, weil die geſchwornen Bünde ſolches nicht ertragen, ſolches auch niemals ſei gebraucht worden, daß ein oder mehrere Orte der Eidgenoſſenſchaft des andern Untertanen und Zugehörige, wider ihrer Obrigkeit Wiſſen und Willen einiger Handlungen unterrichten ſöllen noch mögen. Ein Bote der ſieben Orte habe ſelber bemerkt, daß dieſe keine Gewalt haben, die Untertanen M. Herren zu verſammeln und hinterrucks mit denſelben zu verhandeln. M. Herren können keineswegs leiden, daß dergeſtalt und hinterrucks mit den Ihrigen gehandelt werde."

Das Vorgehen der ſieben Orte war angeſichts der bedenklichen Lage in Bern nichts weniger als ſtaatsklug. Allein ſie handelten aufrichtig, mit der Anzeige an die Obrigkeit, alſo nicht „hinderrucks", in großer Notdurft, hielten ſich an die von Obrigkeit und Volk beſchwornen Vereinbarungen vom 21. März 1526. Sie glaubten ſich in guten Treuen berechtigt, das mitverantwortliche Volk über die Lage der Dinge und den bevorſtehenden Bruch der feierlich beſchwornen Verkommniſſe in Liebe und Freundſchaft zu unterrichten. Es galt für ſie, den bedrohten katholiſchen Glauben zu retten, gegenüber den Abmachungen der Städte ihr Anſehen zu wahren. Damit wurden ſie „überleſtig", und ſchroff abgewieſen. Es galt nicht nur die fünf Orte abzuſtoßen, ſondern vor allem, wenn immer möglich Freiburg und Solothurn von ihnen zu trennen.

Den beiden Städten Freiburg und Solothurn wurde ſofort durch Botſchaften aus Bern ernſtlich vorgehalten, M. Herren haben ſich zu ihnen ſolcher Praktiken nicht verſehen, und vermeinen, ſie hätten als mit Bern durch Burgrechte und Bündniſſe beſonders verpflichtet, zum Schreiben der fünf alten Orte nicht verhelfen ſollen. Sie mögen betrachten und zu Herzen faſſen: wo man die Eidgenoſſen von Zürich immerfort verachten würde, müßte daraus arges, ſelbſt Zertrennung und Zerrüttung gemeiner Eidgenoſſenſchaft erfolgen. Die beiden Städte mögen deshalb von ihrem Für-

nehmen abstehen und Zürich wieder zu tagen sitzen lassen, weil die Bunde weder den Glauben noch Gottes Ehre, sondern allein weltliche Sachen berühren.

Am gleichen Tage wurde von M. Herren Dr. Murners Kalender und Hüppenbrief verhört; die Wirkung des Verhörs war schwerlich den sieben Orten gunstig; Dr. Murner wurde im Rate ein ehrloser Dieb gescholten. Die neugläubige Mehrheit benützte die Gunst des Augenblickes, sie bestellte am 8. März 1527 den Laien und Schulmeister Wilhelm Farel, in Ällen zu predigen bis der Koadjutor Nikolaus von Diesbach einen andern geschickten Priester darthue. Der Name ist im Ratsmanual mit griechischen Buchstaben eingetragen; Dr Stürler bemerkt hiezu, es sollte wohl der Mehrheit des Rates nicht bekannt werden, welchem Reformationseiferer man zu Ällen Aufenthalt und Anstellung gab. Er war, wie Haller an Dr. Vadian schrieb, ein Franzose ohne jede geistlichen Weihen, der alten Sprachen sehr kundig, berufen, sowohl die ABC-Schützen zu unterrichten, als auch das Wort Gottes zu predigen: ihn umschmeichelten, wie Haller bemerkt, alle; „nunc veluti Maecenatem deosculantur omnes" In Aigle selber war dies keineswegs der Fall. Der fremde und maßlos streitsuchtige Apostel führte die falschen Namen Ursinus oder Orsinieri; er lebte mit dem katholischen Landvogte Feltz von Diesbach, wie mit Volk und Klerus in beständigem Hader M. Herren zwangen den Landvogt, den widerwärtigen Prädikanten einzusetzen und zu handhaben. Zur Erleichterung des kränklichen Haller wurde durch Vermittlung Zwinglis für Aushülfe gesorgt. Am 4. April 1527 wurde Meister Franz Kolb aus Nürnberg zurückberufen, neben Haller als zweiter Prädikant am Münster angenommen. Meister Franz wurde am 7. April 1527 durch M. Herren zum Predigen beste.lt, „doch nit wider das Mandat, by M. Herren Huld und Straf, bis Botschaften in Statt und Land geschickt und wieder harheim ryen Ist doch gemeldet durch etlich der Burger, daß er predigen mag beden testamentis consonantia. Gleichzeitig wurde geraten, in alle Herrschaften Botschaften zu schicken, des Mandats halb und der Beschwarden und Zwytracht. Doch vorhin darüber ryten und wo Not, die von Statt und Land beschriben." Am gleichen Tage wurden die Boten, welche in die sieben Ort geritten, und der Orte schriftliche Antwort verhört.

Am 13. April 1527 erfolgte ein entſcheidender Schritt. Der gewaltige Herrgott gab dazu, ſchreibt Dr. Anshelm, ſolche Hilfe, daß er ſeine treuen Gottseiferer durch die Predigten Franz Kolben und des Pariſiſchen Wilhelm Farellen ſtärkte, daß noch vor Oſtern 1527 eine „verirrete Obrigkeit anhuob, ſich von den ſieben Orten zu ſündern und in Änderung des widerſinnigen, ihr und dem Gottswort widerwärtigen Mandates dieſes ſamt dem ungöttlichen Eide abgetan, und das erſte, im Jahr 1523 gedruckte chriſtliche Mandat wieder angenommen wurde. M. Herren betrachteten am 13. April 1527, was Zuofäll, Zwytracht und Uneinigkeit aus dem letzten Mandate vom Pfingſtmontag 1526 entſtanden: der Eine ſelbes halten will, der andere nit, ouch daß ſölich Mandat in etlichen Artikeln wider ſich ſelbs und göttlicher Wahrheit widrig". Es wurde beſchloſſen, eine Botſchaft in Stadt und Land ze ſchicken, das alles vor die Gemeinden zu bringen und in Einigkeit zu richten. Die Gemeinden ſollen ihre Antworten und Entſchlüſſe her nach Bern ſchicken, wenn die Notdurft und Gelegenheit der Sache es erfordert, werden M. Herren ihre Botſchaften herbeſchreiben. Es ſolle eine Inſtruktion beraten und durch die Ratzbotten an die von Stadt und Land gebracht werden.

Darauf ſind M. Herren, Schultheiß, Rät und Burger über das Mandat der 37 Artikel vom 7. April 1525, ſowie deſſen Ergänzung und Beſtätigung vom 21. Mai 1526 gefaſſen und haben ſelbes ernſtlich fürgenommen. Die Artikel über die zwölf Stucke des Glaubens wurden einhäliglich beſtätet: über die ſieben heiligen Sakrament wurde geratſchlagt durch etlich Min Herren, bei den Sakramenten, die Chriſtus unſer Lehrer und Heiland eingeſetzt, die mit hl. göttlicher Geſchrift nüws und alts Teſtaments mögen erhalten werden, zu bleiben. Etliche fügten den Ratſchlag hinzu, die Sakramente zu halten, wie die chriſtenliche Kirche ſelbe aufgeſetzt und von altershar zu halten hargebracht habe, aus Urſache, daß einer der zwölf Glaubensartikel lehre, daß man glauben ſölle in die hl. chriſtlichen Kilchen. Sölichs wurde von M. Herren nach langem Geſpräch allerſydt gebraucht; darauf wurde das erſte Mandat vom 15. Juni 1523 harfürgebracht und verläſen. M. Herren vermeinten und haben ſich gänzlich entſchloſſen, bei ſölichem Mandat ohne jegliche Änderung, Minderung und Mehrung zu bleiben. Doch mit dem Anhange, daß die hl. Mäß und Empter,

Kilchenzierd, Tauf und andere derglichen alte Übungen, Zeremonien und Gewohnheiten wie bishar gehalten werden.

Fernet haben M. Herren einhalliglich sich entschlossen, nuws und alts Testament und was dadurch erhalten mag werden, predigen zu lassen. Ist sampt andern mitlaufenden Worten vermeint die Maß und ander Zeremonien mögen nit wol bestan, sondern mit der Zit abgan, wo den Predikanten nit verboten würde, daß sie wider die hl. Maß, Empter und derglichen alte Gewonheiten, Kilchenzierden, Bildern, ꝛc keineswegs predigen, noch die Schrift anzieben. Aber etliche vermeinten, man solle die gottliche Wahrheit und Gebote frey predigen, und ohne alle Verspetrung verkunden lassen. Darauf wurde von Etlichen M. Herren geraten, beide Mandate, das erste und andere, in Stadt und Land schicken, welche dann darueber sitzen, sich vereinbaren, welches sie annehmen wollen, und alsdann ihren Ratschlag und Entschluß an M. Herren nach Bern schicken oder bringen. Als der Rat zwispaltig erfunden wurde, wurde angesehen, beide Mandate unter langen zu lassen. Am 11 April 1527 ratschlagten die neuen Kirchenvater nochmals, und es wurde das Mehr, daß man bi dem ersten Mandat bliben wolle, also daß das gottlich Wort nuws und alts Testaments heiter, klar, auch unverholen und unverspert, und was darmit erhalten werden mag, gepredigt und verkundt werden solle. Ebenso wurde verfugt, daß man bei den althergebrachten Brauchen und Zeremonien der Kilchen, als Maß, Taut, Bicht, Sakrament und derglichen, auch bei den Bildern, Kilchenzierden, Fleischessen, Vasten, Firtagen, und was wider die Pfaffen geht, bleiben wolle. Niemand solle sich unterstegen, diese Verordnungen und Brauche abzuetzen, ohne M. Herren Rat und Burger, auch dero von Stadt und Land Zutun, Willen und Willen. Wer aber darwider tue, solle gestraft werden nach Gestalt der Sachen.

Diese Ratschlage sollten die Ratsboten nach Ostern trulich vor die Gemeinden bringen, dort Anschluß geben, was M. Herren zu solchem Furnehmen geursachet, nämlich Friede und Ruow, Einigkeit und brüderliche Liebe. Vor den Gemeinden soll zuerst das Mandat von 1523, darauf der Vortrag gehalten, dann das Mandat von 1526 verlesen und die Gemeinden ratig werden, bei welchem Mandate sie bleiben wollen, ob bei dem ersten, welches

mit der mehrern Hand angenommen worden, oder ob das andern ihnen gefällig ſei und darüber an Mine Herren berichten. Ein Antrag, auf den Entſcheid vom 13. April 1517 zurückzukommen, wurde als unlidige Anmutung der ſieben Orte zurückgewieſen. Das Volk mußte ratſchlagen und ſich entſchließen, was und wie der Mehrteil ſeiner Obrigkeit es wollte, und die Verantwortlichkeit für das große Werk übernehmen, welches M. Herren ſeit vier Jahren nie gewagt; den längſt vorbereiteten kirchlichen Umſturz mit beförderlicher „Yl, Rüche und Hertigkeit“, nach dem vielgetadelten Vorbilde der Züricher endgiltig durchzuführen.

Noch ſtand dem gewaltigen Fürnehmen ein Hindernis entgegen. Die „Böswilligen eigenrichtigen kybs und unwillens“ beſaßen im kleinen Rate der Sechzig, „senatus“, noch eine kleine Mehrheit. Andererſeits verfügten die „guotwilligen Gottsiirer“ im Großen Rate der Zweihundert, „diacosii“, über eine beſcheidene Mehrheit. Wie es ſcheint, war in beiden Räten eine große Zahl nicht geſonnen, leichterdings die katholiſche Lehre über Meſſe und Altarsſakrament preiszugeben, und mit dem Glauben an die Auktorität der allgemeinen chriſtlichen Kirche zu brechen. Dieſer ſchwankende Zuſtand ſollte bei Anlaß der Neubeſtellung des Rates auf Oſterdienstag, 23. April 1527, geändert werden, um für die getrüwen Liebhaber der göttlichen Speiſe des hl. Evangeliums und ihre Fürnehmen eine entſchiedene Mehrheit zu erlangen. Gemäß Statut von 1504 war das Recht, den Senat, die eigentliche Regierung auf vier Jahre zu wählen, den vier Stadtvennern, „pandareti“, und den ſechszehn Verordneten der Zünfte übertragen, während früher die Wahl auf deren Vorſchlag durch die Zweihundert geſchah. Nur wurde das Wahlrecht der Sechszehn auf ein bloßes Vorſchlagsrecht, wie ſelbes früher beſtanden, eingeſchränkt. Im Rate der Zweihundert war die Zahl nicht beſtimmt bisweilen betrug ſie gegen dreihundert. Die Kleinräte hatten Sitz und Stimme im Großen Rate; ſie bildeten das höchſte magiſtrale Kollegium M Herren, Schultheiß, Rat und Burger zu Bern. Um die Wähler zu Gunſten der Gutwilligen der Abänderung des Statuts gefüge zu machen, hielt Berchtold Haller während der Charwoche im Münſter Predigten über Meſſe und Sakramente, doch ſo, daß ſie keinen Tumult erregten, „ea tamen modestia, ut nihil hinc tragediæ vereamur“: Franz Kolb da-

gegen hielt M. Herren Rät und Bürgern Vorträge, in welchen er zum ersten Male wie später vor dem Volke bewies, daß die Messe ein abgöttischer Greuel vor Gott sei: „Franciscus jam secundo Missam esse summam idolatriam et blasphemiam adserit constantissime". Diese Vorträge wirkten. Am Ostermontag, 22 April 1527, wurde die Satzung der Erwellung des Kleinen Rates abgetan; am 23. April wurde der neue Eid der Venner und Sechszehner beschworen, und der Kleine Rat auf deren Vorschlag mit meerer Hand durch die Burger. „... tum turma", gewählt. Als Venner wurde Hans Büchsi, eifriger Patron des Evangeliums, als Gerichtsschreiber Jörg Schönt, ein Bekannter Zwinglis ernannt. Kaspar vor Milnen weil außer der Stadt geboren und getauft sowie als Freund der Fremdendienste wurde nebst zwei andern Ratsherren, aus dem Kleinen in den Großen Rat versetzt. Die Brüder Albrecht und Sebastian vom Stein, „Lapidei", zwei treuen Räten, und sechs katholische Mitglieder aus dem Großen Rate gänzlich ausgeschlossen. Dafür gelangte eine stattliche Zahl von Gutgesinnten in beide Räte, diese nun sicherten deren Mehrheit auf vier Jahre, die Macht der gottesfeindlichen Oligarchen war gebrochen, wer gegen die Beschlüsse des Großen Rates redete oder praktizierte, sollte als meineidig bestraft werden. „Nunc autem est tempus potestatis et tempus senatus delegit", war Hallers Brief vom 20. April 1527 an Zwingli das folgenschwere Ergebnis. Siegesfreudig gratulierte am 28. April 1527 der Urner und Vetter all dieser Kämpfe und Triumphe seinen erprobten Mitstreitern, denen nach schweren Arbeiten und Mühsalen „Agonis gratia altissimo super omnia tuum nomen invocante, quo nos ab ... veritatem ... et in ... spem firmet, sed praesentiam prosit, videlicet, quid sit vere pugnare, *pax sit vobis et ... vestrumque pectus in ... sit*".

Die Freude wegen des Sieges über die Boswilligen war keineswegs ungetrübt. Ein neues Kreuz lastete auf den Siegern „Interim, dem wir gratulieren, omnes nos oportet ... crucis", schrieb Haller am 20. Nov. 1527 an Zwingli. Zwei Patriarchen des Wiedertaufs, Jakob Hochrüttiner, Sohn des Laurenz, und Hans Seckler aus Basel waren nach Bern gekommen, um zu ernten, was andere gesäet hatten. Zu Bern streuten sie ihren

Samen, „immo zizania“, aus und ſammelten ſofort eine Gemeinde von nahezu 200 Gläubigen. Sie wieſen dieſe an, die Predigten der Gläubigen zu meiden, ſo lange die Götzen in den Kirchen ſeien. Auf dem Lande, beſonders im Aargau und im Emmental, warben ſie zahlreichen Anhang. Die Prädikanten Haller und Kolb waren in großer Unruhe; ſie erlangten, daß vier Wiedertäufer ſich am 1. Mai vor ihnen und etlichen von Rät und Bürgern auf ein Religionsgeſpräch ſtellen mußten. Das Urteil M. Herren lautete zu Gunſten der wahren Gottslehr. Allein die Patriarchen nahmen die Gewüßne des Evangeliums für ſich in Anſpruch und verweigerten den verlangten Gehorſam. Dafür wurden ſie von M. Herren mit Halsyſen und Verbannung, bei längerer Verſtocktheit mit Ertränken bedroht.

Dringend wandten ſich die beiden Prädikanten um Rat und Hilfe an Mag. Zwingli. Mit dem Schwerte des Geiſtes, „gladio spiritus“, fechten ſie auf der Kanzel gegen dieſe Furien: M. Herren tuen alles zu ihrer Unterdrückung. Um Gotteswillen bat Franz Kolb am 5. Mai 1527, Zwingli möge die täuferiſche Auslegung der Propheten durch **Ludwig Hätzer** und **Hans Denk** ſo verbeſſern, daß ſie ihrem Glauben und dem **Bekenntnis zum Evangelium** keinen Abbruch tue, weil dieſen die Uneinigkeit der Prädikanten zum höchſten Nachteile gereiche; die Taufer beſtreiten ihnen offen und heimlich den wahren evangeliſchen Geiſt. „Nihil enim nobis sic in via et verbo Dei sic impedimento est, sed illa assidua inter vos magistros nostros contentio, nec tortus contra nos Catabaptistae argumentum obiectum, quod nec in verbo conveniamus animo intus nec ceremoniis opere foris.“

Zwingli gab Haller und Kolb am 27. April 1527 den Rat die papiſtiſchen Zeremonien, Taufe und Jahrzeiten feien ſobald und gründlich wie möglich abzuſchaffen, ſchließlich müſſe ein großes Religionsgeſpräch zu Bern ſtattfinden. Am 29. April folgte das große dogmatiſch-paſtorale Hirtenſchreiben an die Brüder und Evangeliſten zu Bern. Die Heilmittel gegen die Zwietrachtigkeit in Bezug auf Lehre und Gottesdienſt und Wiederkunft von Zwingli bereits gefundene Einhelige Predigt zum Heile, allmähliche Aufhebung der Zeremonien und Bilder in Stadt, Land und Gebieten M. Herren von Bern, unter Wahrung der Ruhe. Am 3. Mai 1527 wurde [illegible]

Anfang gemacht vier Ratsboten, eifrige Anhänger des Evangeliums, wurden bestellt, auf die Landschaft zu reiten, ebenso die Instruktion festgestellt gemäß welcher sie mit den Untertanen reden und handeln sollten. Als Frist für die Abstimmung wurde die kurze Zeit vom 12. bis 16 Mai 1527 festgesetzt also daß jedermann, was Mannsbilder von vierzehn Jahren an, zugegen sein sollten. Am 9 Mai 1527 erfolgte der beschränkende Zusatz „Daß die Pfaffen an den Gemeinden nicht ratschlagen sollen“. Überdies wurde die erlogene Bundesnot des Franz Mich als Agitationsmittel in Szene gesetzt, daß Prinz Ferdinandus mit 16 000 Hispaniern zu Fuß und zu Roß in die Eidgenossenschaft ziehe um mit Hilfe der inneren Orte der evangelischen Stadte zum alten Glauben zu zwingen. Zwingli war sehr übel beraten, als er die Urheberschaft dieser Panik den fünf Orten zuschrieb, [illegible] Gleichzeitig wurde von Bern aus in Vergessenheit unter dem Volke gegen die Pfaffen und die Klöster Zwietracht und Gewalttätigkeit gehetzt.

Die Boten sollen überall, lautete die Instruktion vom 8 Mai 1527, das kurze und lange Mandat, verlesen lassen und sorgen, daß Mängliche darauf losen. Dann sollen sie gemäß den Ratsbeschlüssen vom 13 bis 14 April 1527, des Verlesens Ursachen Wille und Absicht eröffnen, die Mandate abzuändern und das göttliche Wort frei und unverspert predigen, die Messe, Zeremonien und Bräuche vorderhand fortbestehen und die Artikel der Reformierung geistlichen Standes in Beratung zu lassen. Es sei zu fremden Landen ein langes Mandat ausgekommen, am Pfingstmontag 1526 zu Bern, sodann von Stadt und Land beschworen worden. Dasselbe habe wenig Frucht gebracht und ergossen, dann daß viel Uneinigkeit, Zwietracht, Widerstand Neid Zorn, Haß Unruhe, Verzagen und Unrat allenthalben daraus entsprungen, weil das Mandat zwiespältig und in sich selbst widerwärtig sei.

Die Herren haben seit 1526 nichts getan was ihnen nicht geziemte, der Wahrheit gemäß oder wider die Bund wäre. Mit den Städten haben sie nur gehandelt, was dazu diene die sieben Orte mit Zürich wieder in Einheit und Einigkeit zu bringen, wann ihnen solches zum Arges gedacht werde, so geschehe es unbillig und unwahrhaft seitens etlicher der Ihren und Andern welche mehr auf Krieg und Verhetzung denn auf Friede und

chriſtliche Einigkeit ſtellen. M. Herren wollen die Bünde an jedermann halten und alles tun, was zu der Eidgenoſſen Ruhe, Friede und Einigkeit dient. Gegenüber den ſieben Orten, welche des Fürnehmens geweſen und noch ſeien, M. Herren Untertanen etlicher Geſtalt der Wahrheit zu berichten, iſt M. Herren höchſtes Begär und Ermahnen, daß alle ihre Untertanen ſich deſſen entſchließen, was M. Herren zu ihnen verſächen; darzu, daß ſie keiner frömden Herrſchaft, ſondrigen Perſonen, ſo ſie mit Schriften, Botſchaft oder ſonſtiger Geſtalt hinderrucks anſuchen würde, irgendwie loſen, ſondern was ihnen angelägen, an ihre allwäg gnädige Obrigkeit gelangen laſſen. Hierauf ſollen die Boten einige volkstümliche Reformen in Bezug auf Fürkauf von Vieh und Lebensmitteln verſprechen und die Gemeinden ermahnen, ſich bis zu nächſter Muſterung mit Harneſch und guoten Werinen zu verſehen.

Die vierte Volksanfrage um die Abänderung der Mandate und die Billigung der neuen Kirchenpolitik gab mit genauer Not unter dem gewaltigen Drucke des unverholenen ernſtlichen Willens M. Herren eine offenbar moraliſch erzwungene Zuſtimmung, durch welche ſich die Obrigkeit zu weitern Maßregeln bevollmächtigt erachtete. Dr. Valerius Anshelm läßt das Richtige mit der kurzen Bemerkung erraten: Und ward das erſt kriſtlich Mandat mit hart erfolgtem Mehr von ſtat und land wieder angenommen, doch mit dem ſchiefen anhang, daß on der Obrigkeit wiſſen und willen kein bishar gehaltner kilchenbruch oder gebot abgetan ſei. Das evangeliſche Feuer mußte brennen: des frei gehaltenen Gottswords halber waren die einen hoch erfreut, die andern betrübt. Es nahm auch das hl. Evangelium gewaltig zu, und die getruwen Prädikanten hielten mit dem Gottswort ſo gefliſſenlich, emſig und ernſtlich an, daß der Böswilligen überläſtige An- und Überlauf erſtickt wurde. In der Stadt wurde auf den meiſten Zunften, zunächſt denen zu Pfiſtern, Gerbern und Schuhmachern, die Jahrzeiten und Patrozinien, auf dem Lande in vielen Kilchen Meſſe und Götzen abgetan.

Dieſe Angaben Dr. Anshelms werden durch Hallers Briefe an Zwingli und die amtlichen Akten beſtätigt und ergänzt. Hans Salat ſagt mit andern Worten vom katholiſchen Standpunkte aus das Nämliche: „Die neue Sekte gieng in Bern gar erbärmklich auf und verbreitete ſich in Stadt und Landſchaft: die Leute waren

begierig nach der christlichen Freiheit, welche ihnen die Prädikanten verkündeten. Was dem gemeinen Manne damit für eine Freiheit erwachsen, haben wir wohl bald empfunden und tun es noch täglich. Der Funken und Glutzen, der seit 1522 so lange in der Eschen verborgen gelegen, ließ nun sich sechen, fieng an zuonemen und ward zu kurzem ein allerschädlichst groß für und brunst daraus".

12. Erste Maßregeln zur Unterdrückung des alten Glaubens in Bern.

Von dem getreuen Prädikanten gedrängt und von Zürich aus belehrt, bewiesen Räte und Burger unverzüglich ihren aufrichtigen Willen, sobald wie möglich aus dieser Politik unsinniger Widersprüche herauszukommen und ganze Arbeit zu leisten. Die Gelegenheit war hiefür überaus günstig. Von Kaiser und Papst war nichts zu fürchten. Karl V war mit Frankreich verfeindet, Clemens VII sein Gefangener in der Engelsburg, Prinz Ferdinand mit den Türken beschäftigt. Andererseits warben, angeleitet von Zürich, die evangelischen Städte, ausgenommen auch Herzog Ulrich und Landgraf Philipp, eifrig um Freundschaft und Burgrecht mit der mächtigen, zur Stütze des göttlichen Wortes gewordenen Stadt. Die fünf Orte, in ihren Hoffnungen, mit Bern ein aufrichtiges Einvernehmen bewahren zu können, auf das Bitterste getäuscht, mußten ersehen, daß Bern für den alten Glauben verloren und von ihnen getrennt sei; sie fügten sich so gut wie möglich in die vollendete Tatsache, um vorderhand schlimmeres zu vermeiden, wider Hoffen bessere Zeiten abzuwarten und in ihren Gebieten die gefährdete Ruhe zu bewahren.

Zunächst wurde das erste Mandat vom 1. Juli 1523 wieder in Kraft erkannt. Die Botschaften aus den Gemeinden wurden am 21. Mai 1527 vor M. Herren verhört. „Da und vieles das Mehr war, daß man bei dem ersten Mandate bleiben sölle, wurde tags darauf beschlossen, dabei zu bliben, daß man das klare luter Wort Gottes solle predigen unachtbrederet daß die Prädikanten solen predigen, daß man der Messe, Zeremonien und Kirchenzierden solle abtun, doch dürfe sie niemand aus eigenem Bevelch und Fürnehmen absetzen, oder dagegen Empörung tun ohne Wissen und Verwilligung M. Herren und dero von Stadt und Land. M. Herren Will und Meinung ist ferner, daß Priester und Seelsorger das Gotteswort gläublich heiter und tapfer predigen, wo

aber ein Prediger dagegen tun würde, ſoll ein jeder den angeben. Niemand ſoll den andern dieben, ſchelmen und kätzern oder ein Böswicht ſchelten. Weil Etliche M. Herren, weil ſie mit der mehrern Hand von dem letzten Mandat geſtanden, die einen bei demſelben Mandate zu bleiben vermeinen, und letztere die andern, welche das erſte gedruckte Mandat zur Hand genommen, meineidig Lüt ſchelten möchten, ſoll derjenige, welcher den andern darum einen meineidigen Mann ſchelten würde, nach Verdienen an Leib und Gut beſtraft werden."

Am 27. Mai 1527 ergieng an die geſamte Kleriſei zu Stadt und Land, ſowie an alle Amtsleute und die Untertanen das neue reformatoriſche Glaubensmandat. Dasſelbe war gedruckt, und faßte alle die Beſchlüſſe M. Herren ſeit dem Ratſchlag vom 13. April 1527 zuſammen. So enthielt es in weitläufiger Rede ſowohl die Begründung des Fürnehmens M. Herren als die Beſtimmung, wie es vorderhand in Religionsſachen nach M. Herren ernſtlicher Wille und Meinung ſolle gehalten werden. Amtsleuten, Weibeln und Kirchgenoſſen wurde befohlen, auf die Prädikanten genau Acht und Ufmerkung zu haben, ſolich Prädikanten fürzenämen und ihnen M. Herren bevälch fürzehalten, damit ſie deſter größer Fliß und Ernſt haben, dasſelbig nach Inhalt des erſten Mandats zu verkünden. Ebenſo ſollen die Amtleute auffehen, ob die Prädikanten etwas predigen, was ſie nach Inhalt des erſten Mandates mit dem klaren und lutern Wort Gottes nicht zu erhalten wiſſen. Solche Prediger ſollen ſie bei geſchwornen Eiden M. Herren oder ihren Amtsleuten anzeigen und fürbringen, damit ſie wider und gägen ſie mit Beroubung ir Pfruonden, ouch mit ander Straf wüſſen zu handeln. Doch wöllen M Herren, das niemandem das Seine mit Gewalt ohne Rächt genommen werde, ſondern das jeder dem andern chriſtliche Liebe erzeige. Damit ein jeder Pradikant oder Verkünder des Wortes Gottes gewarnet ſye, ſo ergeht an alle Vögte, Amtsleute und Gemeinden ſamt und ſonders der Befalch M. Herren, ſölche Prädikanten vorzuberufen und ihnen dieſes Anſächen der Gnädigen Herren und Obern vorzuhalten Dieſes Mandat ſoll, damit menglich dieſes Anſächens Bericht empfangen, demſelben Statt und Volg thue, in allen Kilchhören an die Kirchtüren geſchlagen werden, zu Urkund und feſtem Verſtand mit Gnädigen Herren zu Bern ufgetrucktem Siegel verwart.

Mit diesem Ukas war das Werk der Zerstörung des alten Glaubens nach Vorbild und Anleitung derer von Zürich in Stadt und Landschaft Bern als nächste Aufgabe von Obrigkeit Predikanten und Volk unwiderruflich proklamiert. M. Herren führten eine Sprache und ordneten ein Vertragen an, welche in Bezug auf Schroffheit und Gewalttätigkeit nichts zu wünschen übrig, gegenüber dem Volke weder aufrichtigen Sinn noch ein gutes Gewissen erkennen ließen. Zunächst mußten sich M. Herren gegen den Vorwurf der Böswilligen sichern, sie haben den geschworenen Eid zur Aufrechthaltung des alten Glaubens und das beschworene Gelobnis gegenüber den sieben Orten gebrochen, das Volk zu ihren Mitschuldigen gemacht. Anton von Erlach, welcher solches geredet mußte am 24. Mai 1527 Abrede tun, fünfzig Gulden Buße leisten, und „in die kein gon".

Sodann kamen die Gnädigen Herren aus den absonderlichen Widersprüchen ihrer Kirchenpolitik vorderhand weniger als je zuvor heraus. Pfaffen, welche Messe und Götzen abschafften, wurden gezwungen, Messe zu halten oder gerade so bestraft, wie die Dekane Mauritius Meister zu Thun und Melchior Brunner zu Hutwil, welche die katholische Lehre verteidigten. Den Chorherren zu Bern wurde befohlen den Chor zu halten, doch gleichzeitig aus der Zins zu St. Vinzenzen Seckel, Kasten und Keller ihrem Predikanten Meister Franz Kolben, damit durch seine Verachtung der Kanzel M. G. H. Herren und menniglichem die Wahrheit und Gnad Gottes, der Weg und unser aller Seelen Heil geoffnet und verkündt werde, eine Predikantenpfründe wie Herrn Berchtolden geschaffen. Die Wiedertäufer wurden verfolgt, die Vorläufer in der evangelischen Predigt, Benedikt Tischmacher und Jörg Brunner wieder ins Land berufen, Farel mit Gewalt in sein Predigtamt eingesetzt. Die böswilligen Papstler, Oligarchen, wurden ebenso in Schranken gehalten wie die widerspannigen Rottierer.

Im Volke jedoch herrschten, wie Haller am 3. Juli 1527 gegenüber Dr. Vadian bitter, bis zu Tränen klagte, große Verwirrung und Gefahr des Aufruhrs zum Nachteile des göttlichen Wortes. Die Erlösung aus päpstlicher Knechtschaft ist keineswegs vollendet, sondern der listige Satan umgarnt das Volk. Die gottlosen Bauern, „quos nulla religio, nulla gustati verbi suavitas, nullum periculum, nulla admonitio retrahit", streiten und zanken, „diglad-

iantur“, über das Geſchäft des göttlichen Wortes mit ihren Paſtoren. Das franzöſiſche Bündnis wurde um ſchnöden Geldes willen erneuert. Eine Disputation nach Vorbild der Zürcher, „Tigurinorum more“, für alle Bernerpfarrer zum Wohle des Vaterlandes wird nötig, „feliciter cederet toti Helvetiorum patriæ!“ Dr. Vadian, welcher die Sporen trage, möge dazu verhelfen und Gott um ſeinen Beiſtand bitten.

Nachdem die „Böswilligen“, Staatsmänner und Prieſter, durch Verfolgung und Spionierei nahezu mundtot und wehrlos gemacht waren, begann ſofort der Kampf gegen die Klöſter. Zwar hatten die Gn. Herren im Mandate vom 27. Mai 1527 erklärt: „Sy wöllen, daß jeder dem andern chriſtliche Liebe erzeige, damit niemandem das Sin mit Gewalt gnommen, noch jemand von ſinen Briefen, Siglen, Gwerben, Fryheiten und Gwonheiten getrungen wärd.“ Allein dieſer Schritt war längſt vorgeſehen und die Aufhebung der Klöſter ſeit 1523 nur eine Frage der Zeit, die nun gekommen war. Die Zuſicherung wurde noch am 8. Juli 1527 erneuert, den Landlüten zugeſchickt und an den Kilchtüren angeſchlagen. Allein ſchon am 24. Juli 1527 haben M. Gn. Herren angeſächen, daß alle Klöſter, ſo in ihren Landen und Gebieten gelägen ſind, es ſyen Frowen- oder Mannsklöſter, Abtyen, Propſtyen und derglichen, mit einem Vogt, der von den Burgern ſye, verſächen wärden. Dieſer ſolle alle Zinsrödel, Urbarien und Bücher hinder ſich haben, und jährlichen mit den Herren und Frowen ſölicher Gotzhüſer vor den Gn. Herren in geſäßnem Rate Rächnung gäben über Innämen und Usgäben, als ander Amptlüt. Es ſoll nichts verändret noch verkauft werden ohne des Vogtes Wiſſen und Anbringen, damit kein Gotteshausgut abgezogen oder irgendwie veruntreut werde. Doch ſollen die Vögte in der Stadt und die Prälaten bei ihrem Beſitz bleiben.

Am 4. Auguſt 1527 wurden die Stifte, Klöſter und Ritterhäuſer, zwanzig an der Zahl, mit Vögten verſehen, doch Erlach, deſſen Schirmvogtei zwiſchen Bern und Neuenburg geteilt war, „us urſachen“ ausgeſtellt. Ferner wurde beſchloſſen, weder Ordensobere noch Vögte dürfen künftig fremde Männer oder Frauen in ihre Klöſter ohne Wiſſen und Willen der Gn. Herren annehmen, wohl aber eingeborne Landeskinder von Bern empfachen. Alle Zinſen, Renten und Gülten ſollen aufgeſchrieben und ein Rodel

an die Gn. Herren übergeben werden. Am 4. Oktober 1527 wurde noch beigefügt, die Mönche auf Pfarreien ſollen in ihre Klöſter zurückberufen und durch andere Prieſter erſetzt werden.

Auffällig genug ſtießen dieſe Maßnahmen, trotzdem ſie von der fürſichtigen Stadt Bern getroffen wurden, „um einen tiefen Griff in des bapſtes Friheit zu tun, in Anſehung geiſtlicher Reformation und guoter Hushaltung, Unſchick und Schaden zuvorzukommen“, auf unerwarteten und nachhaltigen Widerſpruch nicht nur bei den Stiften und Ordensleuten, ſondern mehr noch beim Volke. Es muß mit den Zuſtänden und Anſehen der Gotteshäuſer und dem Rechtsbewußtſein im Volke trotz langjähriger, von der Obrigkeit abſichtlich geforderter Störung der regularen Ordnung weit beſſer geſtanden ſein, als M. Herren lieb und angenehm war. Es entſtand nicht kleine Unruow ſeitens der Obern der Gotteshäuſer und der Untertanen, welche vermeinten, ihre Rechte ſollen unverletzt gehandhabt werden. Die Räte ſahen ſich am 9. Auguſt 1527 genötigt, das Statut zu erneuern, daß ſolche, welche wider der Räte und Burger Ratſchläge zu Stadt und Land praktizierten oder redten, als meineidig ſollen geſchätzt und geſtraft werden.

Die Haltung des Volkes in den Landſchaften Äſchi, Frutigen, Hasle, Oberſibenthal und Thun, bei den Gotteshausleuten von Interlachen war ſehr ernſt. Ihre Vertrauensmänner traten am 16. Auguſt 1527 vor die Gnädigen Herren. Nikolaus Trachſel, Propſt zu Interlachen, nach Dr. Anshelm ein ungelehrter Sibentaler, war ihr Anführer. Die Botſchaft bat, die Klöſter, vorab die Propſtei Interlappen, bei Briefen und Siegeln, Rechten und Harkommen zu laſſen, mit keinen Vögten zu beladen und keine Nüwerung ufzelegen. Die Magiſtrate zeigten etwelche kluge Nachgiebigkeit, indem ſie erklärten, wenn die Münch ſich ihres üppigen Wäſens und Läbens müßigen und die Mandate halten, wollen ſie mit der Bevogtung ſtilleſtan; wenn ſie das nicht tun wollen, werden ſie ſolches keineswegs dulden, ſondern für künftig ihre Hand offen halten.

Allein die Bewegung blieb nicht ſtill. Die Gotteshausleute von Frienisberg, Gottſtatt, Thorberg, Köniz, Sumiswald und Fraubrunnen, die Stadt Zofingen für ihr St. Maurizenſtift, die Untertanen von Nidau, Wangen und Emmenthal, ſtellten ſofort an die Gn. Herren durch ihre Für-

ſprecher das gleiche Begehren, die Gotzhüſer alleſampt bei ihren Briefen, Rechten und Freiheiten zu belaſſen. M. Herren verſicherten, ſie haben die Gotzhüſer weder an Rechten noch Gütern und Leuten beſchweren oder kränken wollen: ſie werden ihre Briefe verhören, die Vögte jetzt nicht „harusſetzen“, die Sache „uf Manotz Friſt usſtellen“. Die Untertanen mögen unterdeß rüewig bleiben und die Antwort erwarten. M. Herren wollten Zeit gewinnen, um die nötigen Maßregeln zu beraten, wie der letzte Schlag gegen die Klöſter zu führen, der Widerſtand in den Räten und das Gewiſſen des Volkes zu beſchwichtigen ſei.

Am 6. September 1527 kam der verheißene Ratſchlag zuſtande: es wurde beſchloſſen, den Bauern denſelben fürzehalten. M. Herren haben ſowohl die Briefe der Gotteshausleute als die Beſchwärden der Gotteshausleute beſächen und verhört. Die Puren ſollen angefragt werden: „Ob ſy briefe haben, daß ſy mit M. Herren Kaſtvögte und Schirmer der Gotzhüſer ſyen? Daß ſy dieſe Briefe Gn. Herren zeigen: wellen M. Herren der Sach ſich wyſen laſſen“ Die Maßregeln wegen Bevogtigung der Gotteshäuſer und Prälaten bleiben aufrecht, doch ſollen die Vögte in der Stadt ſitzen, indeſſen ſo vil hinusryten, als es die Notdurft erhöuſcht. Doch ſoll Erhart Kindler als Vogt nach Fraubrunnen ziehen, der Abt zu Frienisberg den Beichtiger abberufen und durch einen Prädikanten erſetzen, anſonſt M. Herren es tun werden.

Den Puren und zinsbaren Gotteshausleuten, welche vermeinten und klagten, die Gn. Herren haben kein Recht, die Klöſter und Gotzhuſer in ihren Landen und Gepieten gelägen zu bevogten, wurde zu erkennen gegeben, daß Mine Herren von Bäpſten, Keiſern und Küngen als Kaſtenvögt, Ober- und Schirmherren ſölicher Gotzhüſer geſetzt ſind, ouch us gnuogſamen Urſachen bewegt werden, ſöliche Bevogtigung uszeſprechen. Fürnemlich, daß in etlichen Gotzhuſern unordenlich und ärgerlich gelebt werde, mit üppigem Läben, unnützen Verthuon und Übertretung des Ordens, als leider augenſcheinlich iſt. Einige Gotzhüſer ſchicken den jährlichen Überſchuß ihrer Nutzungen in frömbde Lande, wodurch eine arme Gemeind in Mangel kommt, ihr auch in andern Nöten, es ſyge Reifen, Thürung oder in andern Dingen nicht geholfen wird. Dem wollen mine Herren vorſin und nit gedulden, daß die Gotteshausleute und Gerichtshörigen mehr als bishar von den Gotz-

hüsern geschehen, überladen, Neuerungen, Ufsätz und Beschwärden ihnen aufgelegt werden. M. Herren wollen die Gotteshausleute gegenteils mehr dann vorher bei ihren Rechten und Freiheiten handhaben, dermaßen, damit jedermann gespüren wirt, daß sy sich aller billichkeit beflissen haben, als frommen Obern zustat, und sie darüber Gott schuldige Rächnung gäben können. Dessen und keines andern mögen sich menglich, geistlich und wältlich versächen, und frölich geträsten, auch hiemit zu M. Herren stehen.

Die Lockspeise zur evangelischen Freiheit, die Baren und Gotzhuslüt in der Klosterfrage dem Willen M. Herren gefuge und gleichförmig zu machen, war richtig gefunden und zubereitet, um in einer neuen, sunsten Anstrage in guter Hoffnung vor das Volk gebracht zu werden. Die Vögte traten ihre Ämter sofort an, M. Herren aber nahmen die Briefe, Gülten und Zinsbücher der Gotteshäuser zu Handen. Dr. Anshelm bemerkt ausdrücklich, daß von den ersten Vogten keiner arm wurde: die Gotteshäuser wurden im nächsten Jahre 1528, nachdem das Volk hiezu seinen Willen gegeben, von einer mächtigen Stadt Bern als Landesherrn zu Eigentum angenommen, ohne daß die bisherigen Gotteshausleute als Untertanen seitens M. Herren besser als vorher bei ihren Rechten und Freiheiten gehandhabt wurden.

Gleichzeitig mit dem Klosterhandel hatte sich Bern mit einem zweiten, nicht minder beschwerlichen Handel zu beschäftigen. Am 14. August 1527 hielten die drei Städte Zürich, Bern und St. Gallen, zur Unterdrückung der Wiedertäuferei, im Beisein von Boten aus Basel und Schaffhausen einen Städtetag in Zürich. Es kam ein großes und einschneidendes, durch ein Gutachten, jedenfalls aus Zwinglis Feder, begründetes Mandat zustande, welches den Wiedertauf als ein Unkrut, eine Sekt Etlicher, so den göttlichen Wort widrig, behandelte und Maßnahmen traf, denselben auszureuten. Die „Catabaptisten" sollen ernstlich vermahnt werden, von dem Laster des Wiedertaufs zu stehen, und jeder verbunden sein, dessen Anhänger der Obrigkeit zu verzeigen. Wo diese sich nach solcher Vermahnung nicht bessern und von ihrem Unglauben abstehen, sollen sie nach Gestalt der Sachen an Geld bestraft werden. Die Fremden werden aus Stadt und Land gewiesen; wenn sie trotz Eid wiederkehren, werden sie ohne alle Gnade ertränkt. Jene, welche Fürgesetzte und Meister,

Underſchläufer und Rädlisführer waren, ſollen, falls ſie ihr Gelübde brechen und auf ihrem Fürnehmen beharren, auch ertränkt werden. Der einfältigen Perſonen halb, ſo durch die geſchwinden glißenden Worte der Wiedertäufer verführt waren, wollen die Obrigkeiten ſich nach Gelägenheit der Perſonen und Sachen, ſowie eines jeden Verſchulden vorbehalten, die Strafen zu mäßigen, mindern oder ändern. Die Wiedertäufer ſollen ſich mit den Kirchen, wo ſie wohnen, in Bezug auf das Nachtmahl vergleichen, ſich von der Gemeinde nicht ſöndern oder zerteilen, mit denſelben das Nachtmahl began, oder, ſo das wohl geſchehen mag, gänzlich damit ſtillſtehen.

Dieſe Vereinbarung wurde zu Bern am 6. September 1527 gleichzeitig mit dem Ratſchlage gegen die Klöſter angenommen und als Mandat ins Volk gegeben. Dasſelbe bildet nach Dr. M. Stürler die Grundlage der ſtaatlichen Geſetzgebung zur Unterdrückung aller von der ſtaatlich anerkannten Kirche abweichenden, aber aus ihren dogmatiſchen Lehren entſprungenen ſpiritualiſtiſchen Sekten und Rottierungen, und galt bis ins 19. Jahrhundert für alle proteſtantiſchen Kantone. Die katholiſchen Orte haben dieſe Grundſätze ſpäter, gleich Baſel und Schaffhauſen, ebenfalls adoptiert und gemäß demſelben gegen die Wiedertäufer gehandelt.

13. Praktiken und Erlaſſe zu Gunſten der neuen Lehre.

Auf dem Städtetage kam ein zweites Aktenſtück zu Vortrag und Ratſchlag, welches in kurzen Zügen, alt in Bezug auf den Inhalt, neu in der Form, das politiſche und kirchliche Programm Zwinglis und M. Herren von Zürich enthielt. Dasſelbe verfolgte den Zweck, zunächſt Bern, ſodann die andern Städte enger mit Zürich zu verbinden, dadurch eine Umgeſtaltung der Eidgenoſſenſchaft anzubahnen und den ſieben Orten gegenüber die Offenſive einzuleiten. M. Herren von Zürich erklärten, ſie handeln nicht nur gemäß den Pünden, ſondern aus Gottes Geheiß, wie ſie es den lieben Eidgenoſſen aus brüderlicher Liebe und Trüwen verſchulden. Längſt ſeien ſie willig und begierig geweſen, ſolches den lieben Eidgenoſſen, ſonderlich den ſieben Orten, anzuzeigen, um ſie vor allem Nachteil, Schaden und Unrat zu bewahren. Die ſieben Orte haben leider über M. Herren von Zürich Handlung, Thun und Laſſen großes Mißfallen, weshalb deren

treue und gutwillige Warnung zu wenig Fruchtbarkeit und viel mehr zu Unwillen hätte dienen mögen. Die Städte dagegen lassen sich diese Infalle billig zu Herzen gehen, weshalb M. Herren von Zurich sich bewegt finden, mit den Städten zu reden, wie auf eine Mitteilung könne gedacht und gehandelt werden, damit Einhelligkeit, Treuw und Liebe in der Eidgenossenschaft gepflanzt und bestandiklich erhalten werden möchten.

Diese Instruktion war von Zwingli verfaßt, welcher sich damit den Städten, zunächst Bern, durch das Mittel seiner Herren und Obern als Propheten Gottes und Vater des Vaterlandes, „rei christianae fortissimus propugnator“, hinstellte, indem er sein Programm erneuerte und bekraftigte. Sein „ceterum censeo“ war und blieb: das Evangelium nach der Schnur Gottes musse auf Geheiß Gottes, aus bruderlicher Liebe und mit Hilfe der Stadte, trotz dem Widerstande der sieben Orte, in der Eidgenossenschaft allenthalben und einhellig durchgefuhrt werden. Der Ratschlag weist hin auf die Geschichten, so Gott im alten Bund durch Moses und andere gewirkt, uns im nuwen Bund zur Lehre und Underrichtung gegaben und hinder ihm verlassen hat. Wollte man dem nicht glauben, weil das Wort Gottes bei Etlichen wahrlichen verhaßt ist, so mußte man den Geschichten der Weltwysen und der ungloubigen Volker glauben, unsern Glouben sowohl als das usserlich Regument und Wasen darnach einrichten. Maßgebend sind jedoch Wasen und Vorbild der Voreltern, welche sich mit Essen, Trinken und Kleidung ziemlich und mäßig gehalten. Fremder Herren haben sie sich nicht aus Herrschsucht oder um Geldes willen gekummert, sondern mit der Gnade Gottes allweg die Gerechtigkeit beschirmt und erhalten und den verderblichen Eigennutz ferne gehalten. Sie haben nur um des Friedens willen ihre gerechten Kriege gefuhrt, den mutwilligen, mit Tyranney und allen Lastern beladenen Adel gedammt, gestraft und vertrieben.

In unsern Tagen werden neue lasterhafte Müßiggänger gepflanzt und aufgezogen. Die alten Eidgenossen haben auch im Kriege ihre Gemeinde bedacht, aber bei diesen Zeiten wird der gemeine Mann um schnöden Geldes willen von Heimat und Arbeit, Weib und Kindern weg in fremde Lande gelockt und zu tote geschlagen; dadurch werden unzahlige zu Witwen und Waisen gemacht. Die Vornehmen nehmen das Geld, kommen davon und werden als

Herrn und Vorgeſetzte gehalten. Es war gewiß viel Richti
dieſem von Zwingli erneuerten Vorhalte wider Fremdendien
Söldnertum, aber ebenſo viel Einſeitigkeit und Verkennu
Zeitverhältniſſe. Zunächſt traf der herbe Vorwurf die Herr
Bern, welche in ihrem Kaltſinne gegenüber dem Evangeliu
vorher 20,000 Söldner unter das Lilienbanner des Königs von
reich geſtellt hatten. „Velocos reddidit Sathan hiligerorum pe
effundendum sanguinem!“ klagte Haller gegenüber Dr. B

Die Eidgenoſſen ſind mit der Gnade Gottes von
Dingen erwachſen und haben ſich in Friede, Ruhe, F
Schirm und Rechten erhalten. Allein wir Eidgenoſſen als
haber der Wahrheit haben wohl zu bedenken, wohin das
ſpiel führt, wenn wir unſer Leben und Weſen nicht ändern
unſer Tun und Laſſen gegen Gott mit Ufnung und Fürh
ſeines heiligen Wortes, auch üſſerlicher menſchlicher Ordnu
Satzung halber beſſern. Deswegen haben ſich M. Herren von
nicht enthalten mögen, über dieſe Sachen zu handeln und zu
Als deshalb M. Herren von Bern hiefür einen Tag nach
auf 15. Mai 1527, im Bläſiſchen Handel, ausgeſchrieben,
in gutem Verſtande und großer Freude ſeine Botſchaft dah
ordnet habe, ſei doch der mindere Teil der Eidgenoſſen erſ
und nichts Fruchtbares gehandelt worden. Wiewohl die
Orte in vielen Wegen ihren Unwillen gegenüber M. Herr
Zürich kund tun, was dieſen leid iſt, ſo bezeugen dieſe, daß
ohne Urſache geſchieht, denn ſie begehren, und bezeugen
Gott, nichts anderes als aller Eidgenoſſen Heil an Seele
Leib und Gut. Wenn ſich jedoch trotz allem guten Willen
Herren von Zürich ſeitens der ſieben Orte nichts Beſſeres
läßt, als was ſie bisher geſpürt haben, ſo möchte ihre M
mit der Zeit erfordern, ſich bei dieſen gefährlichen Zeitläufen
Fründ und Nachpuren zu machen. Dieſe Meinung wol
Herren von Zürich den Boten der fünf Stadte zu Handen
Obrigkeiten, als ihren trüwen, lieben Eidgenoſſen, zu de
ein hohes Vertruwen haben, nicht vorenthalten. Sie bitt
ſelben früntlich und flißig, um ihre Hilfe und Byſtand in
ſo gemeiner Eidgenoſſenſchaft zu Ehre und Beſtändigkeit

Damit war zunächſt ein Hauptanſchlag Zwinglis
Bern, und damit die andern Städte in das längſt geplante

recht mit den ſüddeutſchen Städten hineinzuziehen. Wenige Tage ſpäter beteiligten ſich Schützen aus den fünf Städten, ſo das Evangelium nit ſchüchten, wohl 40 Mann ſtark, vaſt ehrlich und wohl behandelt am Geſellenſchießen in Straßburg. Elf Mann aus Bern brachten fünf Venle und die beſten Schützengaben nach Hauſe. Damit war nicht nur den ſieben Orten, ſondern aller Welt kund geworden, daß die Gn. Herren zu Bern mit den ſüddeutſchen Städten zur Äuffnung des Evangeliums in Praktiken ſtanden. Zum Verdruſſe Berchtold Hallers und Zwinglis waren Widerſtand und Einfluß der Oligarchen keineswegs gebrochen. Der regierende Schultheiß Hans von Erlach zeigte ſich dem evangeliſchen Handel ganz widrig, das Volk dem Bruche mit den ſieben Orten, mit denen es bisher auf friedlichem Fuße lebte, nichts weniger als hold.

Im eigenen Lande wurde das Evangelium täglich kräftiger gepredigt; Franz Kolb erneuerte auf der Münſterkanzel ſeine Angriffe auf die Meſſe. Jörg Brunner und Benedikt Tiſchmacher, welche 1525 ausgewieſen wurden, weil ſie gegen die Meſſe gepredigt und nicht Meſſe halten wollten, durften am 30. September 1527 in allen Ehren zurückkehren, weil ſolches damals ungewohnt geweſen, jetzt aber allenthalben vorhanden ſei. In vielen Pfarreien wurden unter Mißachtung der Mandate von Pfarrherren und Kirchgenoſſen ſowohl Meſſe als Götzen abgeſtellt. Die „Supplikatz“ wegen Freigabe der Prieſterehe, welche 1525 dem Landkapitel Büren gegenüber abgewieſen worden, kam durch Hans Buchſer, Leutprieſter in Suhr, welcher den Handel betrieb, wieder in Aufnahme und fand zahlreiche Bittſteller. Eine ſtiliſtiſch ſchwerfällige Supplikatz von Prieſtern aus verſchiedenen Kapiteln, um Freigabe der Prieſterehe und Abſtellung des Greuels der Meſſe und anderer Sachen gelangte am 18. Auguſt 1527 vor Rätt und Burger. Dieſe empfanden darob ein hoch Beduren und Befrömdung. Meiſter Hans Buchſer wurde vor zwei Ratsboten geſtellt und angefragt, wer ihm Gewalt gegeben, ſöliche Praktiken zu führen. Es wurde Meiſter Hanſen bedeutet, er und andere mögen ſich in ſolchen Sachen mäßigen und rüewig ſyn auch ſöliche Anbringen nicht tun, wann das M. Herren ganz widrig und mißvellig ſye. Weitere Kundſchaften führten dahin, daß die Praktiken bis zur Disputatz ihren Fürgang nahmen.

Am 4. September 1527 gelangte die Abordnung der Priesterschaft mit ihrer Supplikatz vor die Räte. Es wurden ihnen Ewiber und Pfruonden auf Gefallen ihrer Landluten nachgelaten, doch sollen sie sich nicht verehelichen, bevor sich die Landlut Ires Willens entschlossen haben, und soll eine Botschaft hinausgeschickt werden. Allein die Räte waren nichts weniger als „einhelliglichen", diese heikle Frage dem Volke, sogar Knaben „von vierzehn Jahr manndar uf", zur Abstimmung zu unterbreiten. Die verständigen Gegner der Vorlage vermeinten, M. Herren sollten das Minder nebst dem Mehr vor die Landlüt bringen und zu erkennen gäben, daß andere viel wider den Ratschlag geredt, über den Eid vom Pfingstmontag, kaiserliche Fryheiten der Klöster gehandelt wurde. Es wurde geratschlagt und beschlossen, nur das Mehr, nicht aber das Minder sei vor das Volk zu bringen. Die Abschaffung der Messe wagten M. Herren nicht herauszubringen. Es solle den Landlüten zu erkennen gegeben werden, es sei bei Rät und Burgern das Mehr worden, den rächten Pfarrern, Seelsorgern und Predikanten sowohl Ewiber als Pfruonden zu lassen, damit die von Gott verdammte Hury vermieden bleibe, und die Ehe, welche Gott niemandem verboten, jedermann gestattet sei. Doch sollen ausgeschlossen sein alle andern Priester, München, Nonnen. Was M. Herren hiezu geursachet, möge ein jeder fromme Christ wohl ermessen und aus der Priester Supplikatz erlernen. Verständlich leuchtete bereits die Absicht durch, fernerhin nur „rächte Pfarrer und Predikanten" zu dulden, alle andern Pfaffen auszuweisen oder in Frieden absterben zu lassen.

Am 6. September 1527 wurden vor M. Herren noch zwei andere Fragen behandelt: die Beschlüsse des Städtetages in Zürich und die Abhaltung eines Religionsgespräches für Bern. „Feria VI. tractabuntur quae in comitiis apud vos sunt acta et pro collatione cum omnibus sacrificulis Bernatum habenda more vestrorum' Ita sanant oligarchae supra modum!" schrieb Haller am 4. September 1527 an Zwingli. Er bemerkte auch, die Grosszahl der „rachten Pfarrer", „maior pars pastorum", haben für alle Gemeinden die freie Predigt verlangt, damit jeder mit seiner Kilchen nach der Schnur Gottes wandeln, ausreuten und pflanzen könne; das haben sie verlangt, um den Anschein zu vermeiden, sie suchen mit der Supplikatz wegen Ehe und Messe nur sich selber.

Unter dieſen haltloſen und verwirrten Umſtänden wurde dem Volke für die fünfte Anfrage über die kirchlichen Händel, welche M. Herren auf vier Tage, 22.—25. September 1527, anſetzten, ſüße und ſure Biren vorgelegt: Prieſterehe, Bevogtigung der Klöſter und Mandat gegen die Wiedertäufer. Zwei allzuruche Biren, Abſchaffung der Meſſe und Burgrecht mit den deutſchen Städten, behielten M. Herren noch im Sacke; dagegen ſollte die Frage wegen des Religionsgeſpräches nebenbei unter die Landleute geworfen werden. Betreffend der Klöſter mögen dieſelben ruhig ſein; wegen der Pfaffenehe wollen mine Herren die Supplikatz der Prieſter vor den Gemeinden verleſen laſſen, jedoch keinen Beſchluß tun ohne der Ihrigen Wiſſen und Willen. Aus den Gemeinden liefen ſehr beachtenswerte Ratſchläge ein. Die ſure Biren wegen der Prieſterehe wurden nicht geſchluckt, ſondern mit anſehnlicher Mehrheit zurückgewieſen, die Bevogtigung der Klöſter und das Mandat gegen die Wiedertäufer angenommen. Die Frage der „Diſchbidatz“, obwohl im Ausſchreiben nicht berührt, kam wiederholt zur Sprache, weil das Volk „underrichtet“ wurde.

Das Volk war des beſtändigen Schwankens der Obrigkeit, des ruheloſen zwieträchtigen Zankens auf den Kanzeln müde geworden. So klagten die von Aarwangen, daß die Prieſterſchaft jetzt gar merklich zwieſpältig und untereinander ſei, einer dies, ein anderer anders geſinnet, wie ſie zwyträchtig predigen und den Mandaten nicht nachläben. In der Ehefrage wollen ſie bis zu merer Underrichtung der göttlichen Gſchrift, deren ſy noch wenig Wüſſens haben, ob ſich ſolches ertrage oder nicht, beim alten bleiben, in andern Artikeln ſich zu M. Herren halten, flißiges Gebets, uf uns kein Zorn zu legen. Mehrere Ämter ſtellten vor, daß ihr Begär ſei, eine Prieſterſchaft, geiſtlich oder wältlich, ſo in Stadt und Land wonete, aneinander zu verordnen, damit Einhällung und guter Friede unter dem gemeinen Mann erwüchſe; was dann zu Gottes Ehre und Erbuwung des Nächſten erfunden würde, das zu fürdern und anzenemen, was dawider, abgeſtellt und nit geſtattet würde, dadurch Zweyung und Zwytracht vermieden würde. Alles in guter Hoffnung, was min Herren gefalle, würde auch den Ihren nicht mißfallen. Damit wölle der allmächtig ewig Gott Ihro Gnaden, Wysheit, Gunſt, Wüſſen und Willen langwierig väterlich erwahren.

Das Ergebnis des Volksentscheides war: Die Beschlüsse gegen Klöster und Wiedertäufer wurden in Kraft erklärt, das Mandat über Priesterehe und Meßhaltung bis auf weitern Bescheid für alle Priester, „sy syen wältlich oder Ordenslüt", aufrecht erhalten, aber in zahlreichen Gemeinden übertreten. Haller „ex animo minimum numisma" Zwinglis, gab diesem am 4. November 1527 seine Freude darüber kund und versicherte, er und Kolb wollen den Kampf mit den Gegnern bestehen. Die Oligarchen haben keine Ruhe; Venner Kuttler hat die Emmentaler, weil sie die Messe abschafften, Buben, Ketzer und Hudelvolk gescholten, und ist dafür vor den Räten zum Widerruf genötigt worden. Ein Entscheid werde verzögert, weil viele befreundete Ratsherren auf ihren Landsitzen in der Weinlese oder sonst abwesend seien. Über ein Religionsgespräch seien bereits Vorberatungen geschehen, und der Entscheid auf den 17. November 1527 verlegt. Es heißt, auch die vier Bischöfe und die katholischen Theologen sollen berufen werden. Zwingli möge sorgen, daß Dr. Ökolampadius und einige Zürcher Theologen nach Bern berufen werden, damit die Ehre des göttlichen Wortes nicht ob der beiden Prädikanten Unwissenheit durch Dr. Tregarius gelästert, nicht mit Hilfe der Oligarchen und Puren Messe oder Wiedertauf wieder eingeführt und für das Evangelium nichts ausgerichtet werde. Die sieben Orte werden wohl bei den Beschlüssen von Baden bleiben. Zwingli als der Erfahrne möge M Herren seine Ratschläge erteilen, wie das Geschäft anzugreifen sei, damit alles zur Ehre Gottes und zur Einigkeit der Eidgenossenschaft gereiche, zu Bern der Oligarchie der Weg versperrt werde.

Zwingli möge auch Artikel aufsetzen, wie min Herren solche verlangen durften, sie überall hinsenden oder auf den Tag des Gespräches vorlegen: diese Artikel durften handeln von Sakrament und Messe, Bildern und Fürbitte der Heiligen, über Fegfeuer und Priesterehe. Zwingli, welcher alle Mängel und Gebresten der Berner verstehe, möge nach der Brüder Vertrauen mit Rat und Hilfe beistehen. Zwingli erteilte als Mann der Erfahrung am 11. November 1527 den Rat, zunächst alle Meßstiftungen und Kommerpfarren einzuziehen und als Kirchengut zu verwenden, dann sofort die Messe und den unchristlichen Gottesdienst gänzlich abzustellen und zwar vor dem Nachtmahl, nicht die kleinste Winkelversammlung für Messen zu dulden. „Fiet enim posset ut ...

missa primum non esset abolita, ut paucis in angulum conglobatis, permitteretur in sacello aliqua missa; si missa in solidum exauctoretur, nihil huiusmodi metuendum erit!“

In Würdigung dieſes Ratſchlages wurden den wegen des Glaubens zwyſpältigen Zünften der Pfiſter und Gerber die Schlüſſel zur Zunftkapelle genommen, der Altar zugedeckt und verboten, auf Koſten der Zünfte oder durch einen Predigermönch Meſſe leſen zu laſſen. Der Leutprieſter am niedern Spital wurde ſtille geſtellt, weil er Herrn Berchtolden und Meiſter Franzen beladen hatte, ſie predigen nicht die Wahrheit. Es wurde neuerdings eingeſchärft, daß alle Predigten in den Stadtkirchen abgeſtrickt ſeien, außer in der Pfarrkilchen zu St. Vinzenzen. Haller war damit nicht zufrieden und ärgerte ſich, daß die Böswilligen noch Privatmeſſen halten durften; darauf wurde den Mönchen zu Barfuoßen und Predigern verboten, ihre Klöſter zu verlaſſen und in St. Vinzenzen Meſſe zu leſen. Bereits wurde geratſchlagt, ob das Predigerkloſter eventuell zum Spital umzuwandeln ſei; Spitalmeiſter war Leonhard Tremp, Schwager Zwinglis. Am 2. Dezember 1527 wurden die Güter, Kirchenzierden und Kleinodien der Kloſterkirchen ſequeſtriert. „Assignata sunt omnia bona, clenodia et ornamenta ecclesiarum et monasteriorum urbis nostræ, prædicatorum scilicet et minoritarum.“

Gleichzeitig fertigten M. Herren neuerdings mehrere Frauen zu Königsfelden, welche heraus wollten, mit ihrem Gut und Leibgeding ab, und ließen die Briefſchaften des Kloſters nach Bern bringen; bald darauf wurde auch der Kirchenſchatz nach der Hauptſtadt gebracht. Die Einkünfte verwaltete bis 1798 der Hofmeiſter zu Königsfelden; er bezog ein Einkommen von jährlich 20,000 Gl. Für die andern Gotteshäuſer wurde die Umwandlung zur Gleichförmigkeit bis nach der Disputation vertagt. Sowohl von ſeite derſelben wie des Volkes, namentlich den Gotteshausleuten von Interlachen, Erlach und Frienisberg, war fortwährend Widerſtand zu befürchten, und die vier Städte im Aargau verhielten ſich widerſpennig.

II. Glaubensgespräch und Durchführung der Reformation zu Bern. 1527—1529.

1. Vorbereitungen und obrigkeitliche Erlasse für das Religionsgespräch.

Das Ausschreiben zur Disputatz ist am 17. November 1527 ausgestellt. Der Ratschlag kam in Gegenwart und unter Beirat einer Abordnung aus Zurich zustande, an deren Spitze Burgermeister Diethelm Roust stand. Dieser sagte zu, daß Zwingli und die Zurcher Gelehrten auf dem Gespräche erscheinen werden; Haller gab seinem Freunde „charissimus frater et fortissimus propugnator rei Christ.", sofortige und einläßliche Nachricht: Er hoffe, die Ehre Gottes und seines Wortes, das Wohl der Republik Bern, „immo totius Helvetiae", liegen Zwingli so machtig in Sinn und Herz, daß er nichts zum Gelingen der Sache unterlassen, sondern zur Forderung gottlicher Ehre, zum Segen der Christenheit, den Gottsgenden aber zur Ergernuß, seine Gegenwart, an der alles gelegen sei, nicht verweigern werde. Alles soll in Bern und Zurich unter größter Geheimhaltung vorbereitet und festgesetzt werden. Die Mitteilungen Hallers an Zwingli in seinem Briefe vom 19. November 1527 sind sehr genau und durchwegs den Akten entsprechend: die Staatskanzlei war bereits in Besitz der von Zwingli redigierten zehn Schlußreden, über welche Franz Kolb und Berchtold Haller, beide Predikanten zu Bern, samt andern, die das Evangelium verjechend, einem jeden Antwort und Bericht gäben aus heiliger biblischer Gschrift nuws und alts Testaments, uf angesetzten Tag ze Bern, Sonnentag nach Circumcisionis, 7. Januar im 1528 Jahr. Mehrere Aktenstucke von einschneidendster Bedeutung giengen am 17. November 1527 aus der Kanzlei hervor.

Das erste Ausschreiben ergieng an den gesamten Klerus, Lenschen und Ordensluten, an alle Schultheißen, Vögte und Amtsleute, an alle Inwoner und Hindersaßen in M. Herren von Bern Landen, Gebieten und Verwaltigung gesässen und zugehorig. Dasselbe gab M. Herren Wissen kund: der kirchlichen Zwytracht infolge ungiychförmiger Uslegung und Lehre der Pra-

bkanten, sowie der Zerruttung brüderlicher Liebe und Einigkeit zuzekommen, den Grund göttlicher Wahrheit, christenlichen Verstands und Gloubens furzebringen, dem nachzelaben, rächtschaffen und in gottlicher Geschrift gegründt Gotzdienst ze pflanzen und ze uben, die Menschensatzungen, damit man Gott vergabens eeret, uszeriten. Darzu haben min Herren mit wolbedachtem einhälem Rat, „omnibus suffragus nemine repugnante", ein Gespräch und Disputation zu halten angesachen und darür den Sonntag nach Neujahr 1528 und nachfolgende Tage bestimmt.

Auf dieses Gespräch sind zunachst die vier Bischove von Costentz, Basel, Wallis und Losann, deren Bistuomb sich in M. Herren Stadt und Land erstrecken, zu berufen, damit sie in eigener Person, von wegen ires Ampts als oberste Seelsorger und Hirten, als die sie wellend geachtet und gehalten werden, allhie erschinen, auch ire Glerten im Wort Gottes mit inen bringen, und ze disputieren anhalten und keinswegs usbliben, bei Verlierung alles des, so sie bischofliches Ampts und Wirde halb hinder uns liegen haben. „Quatuor vocati Episcopi cum theologis suis, sub pœna amissionis omnium privilegiorum, quæ jure episcopali in ditione dom norum Bernatum prætendebant", übersetzt Haller die denkwurdige Stelle des Ratsbeschlusses

Sodann wird schriftliche Verkundigung ergehen an „alle lieben Eidgenossen und Puntsgenossen von Stetten und Ländern, auch an die Städte Mülhausen, Rottweil, St. Gallen und Chur, ihre Gelehrten, geistlich und weltlich, welcher Partei sie des Glaubens halber anhängig seien, auf die Disputatz zu verordnen und abzufertigen, ob mit göttlicher Hilf und Gnad gemeine Eidgenossenschaft auch in Einigkeit des wahren christenlichen Gloubens und rächtschaffen Gotzdienst möchte gebracht werden, damit samenthaft die Ger Gottes vorab und demnach gemeiner Christenheit Wolfart gefördert und erhalten wurde. Dies unangesahen der Disputation zu Baden im Ergöw, mit der M. Herren und andern nicht genug geschehen, weil dieselben die Akten wie in die Fadern geredt, nit haben erlangen mögen, und nütsdesterminder in Zwenung des Glaubens beharret wird. M. Herren wollen jedoch nicht vermeinen noch underston, unserer lieben Eids- und Puntsgenossen, gemeinlich noch sunderlich, zuo Haltung deß, so uf gedachter Dis-

putatz beſchloſſen wird, zu bezwingen noch ſy von ihrem Fürnemen ze trängen!“ Der Disputatz zu Bern ſollte als „gnuogſame chriſtenliche Verſammlung“ die Badener Disputation ſowie das erſehnte allgemeine Konzilium geſamter Chriſtenheit erſetzen.

Ferner wurde beſtimmt, es dürfe auf dem Geſpräche keine andere Schrift als beide Teſtamente, das Wort Gottes, gebraucht werden, ſtatthaben und gelten. Das bloße, klare, luter Wort Gottes dürfe durch keinen Verſtand oder Uslegung der Lehrer übergewaltigt noch erlütert werden, bibliſche Schrift müſſe mit bibliſcher Schrift erklärt, usgeleit und verglichet, das Dunkle mit Heiterm erlüchtet werde. Der Chriſtenmöntſch dürfe allein in die heilig Schrift als Richtſchyt, Schnur, Grundveſte und einzigen Richter des wahren chriſtlichen Glaubens ſein volles Vertrauen ſetzen, und aller Möntſchen Tand, Klugheit, Spitzfindigkeit, Eigendünkel und Meinung hintanſetzen. Zu dieſem Geſpräch ſollen ſich alle Pfarrer und Prediger jeder Partei, alle, welche ſich der Seelſorge, Predigt, und Hirtung der Schäflinen Chriſti, die in M. Herren Landen geſäſſen ſind, annehmen, bei Verlierung ihrer Pfruonden einfinden.

Allen Gelehrten, Prieſtern und Laien, welche zu disputieren ſich unterſtehen, wird freier Zugang gewährt. Zu fruchtbarem Ustrag des Geſprächs haben M. Herren fürgeſächen, daß niemand mit Unzucht, Ufruor, Zank und Hader, Schmach noch Laſter, weder mit Worten noch tätlich zu vollbringen ſich unterſtehe ſondern daß jedermann ſich tugenlich, früntlich und lieblich erzeige, als jedem lieb ſei, M. Herren Ungnade, ſchwere Strafe an Leib und Gut zu vermeiden. Es wurde erkannt, daß jeder frei disputieren, ohne alle Sorge die Wahrheit reden dürfe, doch ſollen alle unnützen Scheltworte und häderiſch Geſchwätz, womit die Wahrheit verdunklet würde und die Zeit verloren wäre, vermieden bleiben. Was von M. Herren zu Bern auf der Disputation bewieſen, darnach zu halten beſchloſſen wird, ſoll ohne alles Widerſagen ewiglich Kraft und Beſtand haben, jedermann ſtrax darnach läben, einander dabei handhaben, ſchützen und ſchirmen. Niemanden ſoll geſtattet ſein, darwider zu reden, tun und praktizieren. M. Herren geloben, das alles für ſie und ihre Nachkommen ſtät und veſt, unverbrochenlich und getrüwlich zu handhaben, alle Argliſt, Usflucht, Schirm und Hilf, ſo darwider ſein möchten, usbeſloſſen.

Dieses denkwürdige Ausschreiben wurde vor dem Erlasse der Durchsicht Zwinglis unterbreitet. Es ist sehr zu beachten, wie nachdrücklich dasselbe einerseits die Verbindlichkeit der Beschlüsse für alle Eidgenossenschaft in Aussicht nahm, andererseits sich gegen jeden Schutz und Hilfe seitens der sieben Orte schroff ablehnend verhielt. Zu Urkund, ewigen Bestand und Gewahrsame wurde das Mandat mit M. Herren aufgedrucktem Insigel verwahrt, gedruckt und in Städte und Landschaften M. Herren versandt, um auf allen Kanzeln verkündet zu werden.

Dem Mandate waren die zehn Thesen beigefügt. Dieselben sind von Zwingli meistens wörtlich aus seinen 67 Schlußreden, genau nach Hallers Ratschlagen zusammengestellt. Sie enthalten absolut nichts neues, weder in Gedanken noch Worten. M. Herren und die getreuen Prädikanten zu Bern hatten seit Jahr und Tag vorgearbeitet, und ihren Grundsätzen über Pracht und Gewalt des Papstes, der Bischöfe und Pfaffen nach bestem Vermögen nachgelebt. Manche Fragen konnten deshalb beiseite bleiben, dafür die Streitpunkte enger gefaßt werden.

Die zehn Schlußreden betonen, daß Christus das einige Haupt der Kilchen sei, welche im Worte Gottes bleibt und nicht die Stimme eines Fremden hört. Sie macht kein Gesatz und Gott ohne Gotteswort, weshalb alle Menschensatzungen oder Kilchengebote uns nicht binden, weil sie in göttlichem Wort weder gegründet noch geboten sind. Christus ist unsere einige Wysheit, Gerechtigkeit, Erlösung und Bezahlung aller Welt Sünd; deshalb ist eine andere Genugthuung der Sünd und Verdienst der Säligkeit bekennen eine Verleugnung Christi. Die wesentliche und leibliche Gegenwart Christi im Brote der Danksagung mag mit biblischer Geschrift nicht beigebracht werden. Die Meise als Opfer für Lebendige und Tote ist der hl. Schrift, dem allerheiligsten Opfer, Leiden und Kreuzestod Christi zuwider, eine Gotteslästerung, und infolge der Mißbräuche ein Gräuel vor Gott. Christus ist unser einiger Mittler und Fürsprech zwischen Gott dem Vater und den Gläubigen, deshalb dürfen keine Heiligen und andere Mittler angerufen werden. Bilder zu machen zur Verehrung ist wider Gottes Wort, weshalb die Bilder, wo sie in Gefahr der Verführung aufgestellt wurden, abzutun sind. Ein Fegfeuer wird in der Schrift nicht erfunden, weshalb alle

Totendienſte, Vigilien, Seelmeſſen, Selgerete, Amplen, Kerzen und derglichen verderblich ſind. Die Ehe iſt keinem Stande verboten, aber Unküſchheit und Huory zu meiden allen geboten, folglich in Unkeuſchheit zu leben keinem Stand ſchädlicher als dem prieſterlichen. — Für die welſchen Vogteien Aigle und les Ormonds wurden Mandat und Theſen durch Farel ins Franzöſiſche überſetzt.

Die Ausſchreiben an die vier Biſchöfe, jenes an Sebaſtian zu Lauſanne lateiniſch ausgefertigt, waren von Büechli mit Mandat und Schlußreden begleitet. Die Biſchöfe werden erſucht, der Ehre Gottes zu gefallen und wie ſie ihres Ampts halber zu tun ſchuldig ſeien, aber auf ihre Koſten, auf der Disputatz ſich einzufinden, doch ſo, daß jeder mit ſeinen Gelehrten ſich gleitlich halte. Wo Ihre Gnaden daran einiger Geſtalt ſümig erfunden würden, werden min Herren gegen und wider ſie handeln, wie es die Notdurft erhöuſcht und min Herren Anſächen heiter zugibt. Dann üch, als Hirten der Schäflin Chriſti zuoſtat, nit allein die zu ſchären, ſondern vielmehr zu weiden. „Nam hercle! si quid per vos omissum fuerit, certum habeatis, nos contra vos acturos, quod necessitas et nostrum decretum exquirunt, quum paternitatis vestre officium sit, non solum tondere verum etiam Christi oves pascere!“ Das welle Üwer Gnaden behärzigen; hiemit ſyen der Fried und die Gnad Gottes mit Üch und uns Allen!

Kürzer und höflicher war das Schreiben an die zwölf Orte der Eidgenoſſen, an Wallis und Graubünden, die Städte Biel, Konſtanz, Mühlhauſen und Rottweil gefaßt. Dieſe Orte wurden fründlich und trungenlich, unter Zuſicherung freien Geleites gebeten, den Ratſchlag wegen der Disputation ihren Gelehrten, Seelſorgern und Prädikanten beider Parteien fürzuhalten, und dieſelben anmütiglich zu vermögen, dasſelbe, weil fürwahr in chriſtlicher Trüw und Meinung veranſtaltet, zu beſuchen, und den durchreiſenden Gelehrten durch ihre Gebiete freies und ſicheres Geleite zu gewähren.

Für die Disputation wurde eine beſondere Ordnung und Polizei aufgeſtellt, als Verſammlungsort die Barfüßerkirche nach Zwinglis Plänen hergerichtet; die Stadtſchreiber von Bern, Freiburg, Solothurn und Unterſchreiber Hans Huber von Luzern zu Notarien ernannt. Weil Schultheiß Hans von Erlach dem Handel widrig blieb, wurde Dr. Vadianus als erſter Präſident

erkoren, Beisitzer sollten sein Propst Nikolaus Trachsel zu Interlachen, der wegen Unruhen der Bauern nicht erschien, und durch Abt Konrad Schilling zu Gottstatt ersetzt wurde; ferner Dr Ludwig Bär, Propst zu St. Peter in Basel, allem die „belua“, auf welche es seitens Dr. Ökolampads, Dr. Vadian und Franz Kolb, besonders abgesehen war, lehnte ab und wurde durch Stiftsdekan Nikolaus Briefer ersetzt. Präsident war ferner Komtur Konrad Schmid in Kißnach Als Herold und Rufer, „praeco“, wurde Ratsherr Nikolaus Manuel, Vogt zu Erlach ernannt. Zum Verdrusse M. Herren lehnten zwei geistliche Landeskinder, Koadjutor Nikolaus von Diesbach und Propst Ludwig Löublin, die Einladung ab, dagegen gab Dr. Konrad Treyer für sich mit Bewilligung des Bischofs seine Zusage Dr. Murner war auf Wunsch der Straßburger Theologen ebenfalls geladen, erhielt aber die Erlaubnis seiner Herren nicht

Mag. Ulrich Zwingli erhielt von seinen Gn Herren ohne weiteres die Erlaubnis, auf das Gespräch zu reisen, nachdem der allmächtige Gott den frommen und weisen Herren zu Bern eingegeben, ein Gespräch abzuhalten, damit, so Gott es wolle, die Späne geschieden, die Wege zur Vereinigung gemeiner Eidgenossenschaft gefunden wurden Große Freude bereitete die Zusage der Straßburger Theologen Dr. Buter und Dr Capito, Dr. Ökolampads und seiner Gottesgelehrten zu Basel, von Konrad Som zu Ulm und Ambrosius Blarer zu Konstanz Zahlreiche Gottesgelehrte und Prädikanten, namentlich aus Zurich, der Ostschweiz und Schwaben, gegen 100 an der Zahl, gaben Zusage. Haller war für Zwingli um ein vornehmes Quartier sehr besorgt, entweder bei Bartholomäus May oder Nikolaus von Wittenwil, „qui domum amplissimam et ferme regiam solus habet“ Zwingli bestellte sich Herberge bei seinem Schwager Leonhard Tremp.

Zum Leidwesen M Herren und ihrer Freundschaft lehnten alle vier Bischöfe, die sieben Orte nebst Glarus und Rottweil die Beteiligung an der Generalsynode entschieden ab Die vier Bischöfe taten es gegenüber den unwürdigen Einladungen in überaus würdevollen Zuschriften, mit gründlicher Wahrung ihres Standpunktes, nebstdem mit Entschuldigung wegen Alter und Krankheit. Bischof Sebastian entschuldigte sich ebenso vornehm als ernst mit mangelnder Zustimmung des Papstes Dafür bekam er als

„pastor vigilantissimus“, ein Schreiben M. Herren zu Bern vom 23. Dezember 1527 zu leſen, welches an Rohheit ſich ſelber überbot: „Perlegimus et intelleximus ea, quae super instituta disputatione vestra litteris nostris respondet, inprimis mentionem facit, reverendam paternitatem vestram aegro acerboque animo suscepisse, fidei dubitationem exortam eo, quod conservatis turbis ventilari debeat absque auctoritate illius, qui Petri vicem gerere falso asseritur, quem nec vita nec doctrina illi assimilari potest, nec quantum culex elephanto!“ Der Biſchof, als deſſen Berater M. Herren den bitter gehaßten Dr. Treyer vermuteten, glaubte ſich mehr als bisher verpflichtet, ſich von dem Disputatz ferne zu halten; M. Herren ließen ihm jedoch am 5. Januar 1527 durch einen ylenden Boten die kategoriſche Aufforderung zukommen, er ſolle unverzüglich aufbrechen und ſeine Gelehrten mit nach Bern führen. Der Biſchof machte ſich bei kalter Winterszeit mit drei Pariſer Gelehrten auf die Reiſe; beim Einreiten in ſeine Burg Lucens erlitt er einen Beinbruch. Er mußte zurückbleiben, und gab den Gn. Herren zu Bern darüber ſofort eine recht höfliche Nachricht. Die Antwort aus Bern lautete weniger vornehm; Biſchof Sebaſtian wurde nochmals zum Erſcheinen aufgefordert und mit der Drohung bedacht: „Huis assentite, Deoque consulatis nostraeque instanti petitioni locum detis. Quod si non fiat, certum habeatis, omnia, quae in ditionibus nostris jure pastorali habere praetenditis, nos vobis negaturos! Valete pontificaliter!“

„In den Schreiben an den Biſchof zu Lauſanne herrſcht“, geſteht Dr. Stürler, „ein ſo unfreundlicher, drängender und beißender Ton, daß man ſich frägt, ob es hätte geſchickter angeſtellt werden können, ihm den Beſuch der Disputation amtes- und ehrenhalber unmöglich zu machen, als durch ein ſolches Benehmen, welches übrigens zunächſt auf Rechnung des Stadtſchreibers Dr. Byro fällt; denn wenige im Rate mochten der lateiniſchen Sprache kundig ſein!“ Andere halten Wilhelm Farel für den Verfaſſer. Was M. Herren wollten, war die gründliche Beſeitigung jedes biſchöflichen Regimentes; deſſen Träger mußten deshalb vor Burgern und Untertanen herabgewürdigt und ihre Adminiſtration verdächtigt werden. Was ſie, insbeſondere Biſchof Sebaſtian, als Oberhirte der Stadt Bern und Gegner der berniſchen Eroberungspolitik in der Waadt, auf der Disputatz hätten vernehmen müſſen,

gaben die Gn Herren den Ihrigen und den Bischöfen in ihren Ausschreiben nach der Disputation zu kund und wissen

„Wylen die vier Bischof und ihre Glerten, sidmal die uf unser Disputatz beschriben und berieft, und aber uf unser Vermanen nit erschinen sind, desglichen auch die Schäflin geschoren, aber die nach der Lehr Gottes nit geweidet hand, sonders also in Irrtumb gesteckt, ungetröstet und verwyst belyben lassen, haben M Herren sich beweget, u, der Bischofen beschwärlich Joch ab unsern und der Undertanen Schultern zu werfen und also ihr eigennutzig Gwärb abzestellen' Und uf Sölichs wöllen M Herren nicht dass weder die Ihrigen noch ihre Nachkommen den Bischöfen und ihren Nachfolgern hinfür gehorsamend, ihr Bott und Verbott annehmen, als bi sind Chrysam, Eehandel, Bann und andere Beladnußen oder Beschwärden."

2. Briefwechsel mit den acht Orten, Freiburg, Solothurn und Kaiser Karl V.

Wie Berchtold Haller richtig vorausgesehen, beschlossen die sieben Orte nebst Glarus und der Landschaft Saanen, bei den Badener Beschlussen zu beharren, und von dem Gespräche zu Bern wegzubleiben Die ebenso denkwurdige als weitlaufige Antwort der acht Orte an Bern wurde am 18. Dezember 1527 auf dem Tage zu Luzern vereinbart. Jedermann mußte sofort klar sein, daß die Disputation zu Bern nach Wille und Meinung ihrer Urheber ein Ereignis von unberechenbarer Tragweite fur die politische und religiose Zukunft der Eidgenossenschaft war. Den Bischofen wie den Staatsmannern der neun Orte konnte diese Tatsache am wenigsten verborgen bleiben.

Das Schreiben klagte zunachst aber die zehn Schlußreden, welche die Boten der acht Orte ganz wider alle christliche Ordnung, Satzung und Ehrbarkeit, wieder alte Harkommen und Bündt gehalten haben und noch achten. Sie können nicht anderst gedenken, als daß M. Herren zu Bern ihren ufrüererischen Predikanten den Zoum zu lang gelassen, zu vil Glouben geben Diese mochten auch gegenuber der ehrlichen Disputatz zu Baden, wo Kraft und Glast der Wahrheit und heiligen Geschrift sie uf den Hard geschlagen mit erdichtetem Schin etlichen weg verkleiben und ein Farb anstrichen. M. Herren zu Bern haben auf die Disputation zu Baden gedrungen, wiewohl etliche Orte glaubten,

daß es keiner Disputation bedürfe, und der Mehrteil wie ihre Vordern sich mit gemeiner christlichen Kilchen wohl begnügt hatte, haben doch die sieben Orte dazu gewilliget und die Disputation mit Zulassen der Bischoffen, dero geistliche Oberkeit und Wächterschaft in unser Eidgnoschaft reicht und gat, an die hand genommen, auch diese Disputation mit allen Zuchten, Frieden und Sicherheit vollendet, und zwar von Anfang bis zu Ende unwiderrueft, unter Bywäsen und Mithilfe der Herren von Bern. Der Unwille wegen Verweigerung eines Exemplars der Disputation seitens der Mehrheit der Orte sollte nach vernünftigem Ermessen für Bern keine Ursache sein, sich von der Disputation zu sondern und abzustehen.

M Herren sollen ferner der Botschaft der sieben Orte am Pfingstmontage des Jahres 1526 des Schwures mit den Ihrigen von Stadt und Land, und des verfügleten Abscheids gedenken, als fromme, redliche Eidgenossen und Ehrenleute erwagen, wie ihr Fürnehmen und die ungeschickten Artikel ihres Ratschlags wider die Disputation zu Baden, wider E.dschwur und Abscheid wider die geschwornen Punde und wider gemeiner christlicher Kilchen Ordnung und Satzung seien. Sowohl M Herren und ihren Untertanen als gemeiner Eidgenossenschaft werde an solchem Fürnehmen nicht gutes erwachsen, selbes vielmehr zu großem Schaden und Nachteil, zu Uffruor, Empörung, und allem Übel dienen, wovor Gott der Allmachtige alle bewahren möge. M. Herren zu Bern werden mit truwer Meinung und gutem Hartzen, zum fründlichsten und allerhochsten gebeten, bei der Treue und Liebe der Altvordern beschworen, sie mögen ihr Blutt erwarmen. Ihres Gemüet gegen die acht Orte bewegen lassen, ihre Bitte und Begehren guttwillig empfangen, das mit Leichtigkeit gewahren, und nicht durch etlich und fast wenig rechtfertig, fromd harkommen Personen gegenüber den acht Orten in Truebsaligkeit, Angst und Not bewegen oder führen lassen.

Die sieben Orte stellten an M Herren von Bern drei Begehren, deren Berechtigung und Treuherzigkeit weniger zweifelhaft ist als deren diplomatische Klugheit im Augenblicke, da zu Bern von Abstellung des Gespräches und Änderung der Kirchenform keine Rede sein konnte, nachdem die Vereinbarungen vom Pfingstmontag 1526 längst abgetan waren. Die Begehren lauteten dahin: M. Herren zu Bern mögen von vorgenommener Disputation

gänzlich abstehen und dieselbe underwegen lassen. M. Herren sollen zum andern auf den nächsten Tag zu Luzern, 30. Dezember 1527, durch ihre Botschaft schriftliche Antwort geben, ob sie bei der Vereinbarung vom Pfingstmontag 1526 bleiben, derselben gelaben und statt tun wollen. Wenn diese Arbeit und Mühe nicht erschießen, die Disputation vor sich gehen solle, mögen drittens M. Herren vorher ihre Ämter auf einen bestimmten Tag einberufen. Die Boten der sieben Orte werden dabei sich einfinden, in aller Ehrbarkeit reden, was zu gutem Friede und Rouwen dienen mag. Die Notdurft erfordere zu wissen, ob M. Herren in den Artikeln und Stucken, welche sie mit Stadt und Land zusammen geschworen und den sieben Orten gegenüber mit Brief und Siegel zu halten gelobt haben, Enderung tun wollen. Das dann solichs ir mitsampt den Iwern, so mit üch das ze halten angenomen und geschworen hand, thuon söllend.

Wenn zu Bern etwa ungeschickte Reden geführt werden, M. Herren wollen von etlichen Orten nicht bevogtet, nicht regiert, nicht belehrt, und nicht zu glauben gezwungen werden, so sei es den sieben Orten nie in Sinn oder Gedanken gekommen, die Gn. Herren und die Ihrigen zu regieren und bevogten. Sie drangen und zwingen sie zu keinem neuen Glauben, sie wünschen und bitten jedoch, Bern möge mit ihnen beisammen bleiben, hushaben und regieren wie ihre Altvordern, bei dem alten, rechten, christlichen Glauben, in welchem alle ihre Vorfahren geboren und erzogen worden, unter welchen eine Stadt Bern erbuwen und gepflanzt wurde, zu großer Ehre, Land und Leuten gelangt ist, unter welchem die Eidgenossen ihren Sieg und Ruhm erlangt haben, verbleiben. M. Herren mögen sich von den acht Orten, den Beschlussen von Baden, vielmehr noch von der ganzen Christenheit und Gemeinsame der christlichen Kilchen nicht sundern. Gott möge M. Herren verleihen, daß sie wie ihre frommen Altvordern bleiben, und sich halten, wie es frommen, guten Christen, handvesten und tapfern Eidgenossen geziemt.

Nicht einer Stadt, einem Lande, mit einem Kungrych stehen Macht und Gewalt zu, Enderung im Glauben zu tun, sondern die Gemeinsame der Christenheit soll solichs verwalten und handeln. Die zwölf Orte haben zu Baden in diesem Sinne gehandelt, indem sie verkündet, protestiert und allwegen vorbehalten,

daß alles, was auf der Disputation oder auf Tagsatzungen gehandelt und beschlossen würde, bestehen solle bis auf ein allgemeines Konzilium; was dieses beschließen würde, da wölten sie sich nicht sündern. Die sieben Orte erachten: Wenn M. Herren ihre Fürnehmen und Artikel besehen, so müssen sie finden, daß selbe der Handlung der zwölf Orte nit glich, sondern ganz widerwärtig, weil M. Herren bemerkt haben, was sie beschließen werden, müsse zu ewigen Zyten gehalten werden. Wenn die Gn. Herren ihre Artikel recht ergründen, so werden sie wohl merken, ob dieselben mit oder wider gemeine Christenheit stimmen, ob sie der Ehrbarkeit, Frankrt und christlichem Leben, altem Harkommen und Wesen gemäß sigen oder nit'

M. Herren dürfen zu Gunsten ihres ungemäßen Fürnehmens keineswegs die Mißbräuche der geistlichen Obrigkeit und ihres Regimentes, noch deren Mißhälligkeit mit uns Laien ins Gefecht führen. Die sieben Orte haben sich über dieselben wiederholt und ernstlich beklagt, und verlangt, mit denen von Bern und andern darüber zu sitzen, zu raten und helfen, die Bischöfe haben sich gutwillig darauf eingelassen, die Mißbräuche abzustellen. Deswegen seien Sünderung und Abhaltung von gemeiner christerlicher Kilchen und der ganzen Christenheit nicht statthaft; die Mißbräuche und Beschwärden werde man auf anderm Weg ablommen. Betreffend die Disputation hoffen die sieben Orte deren Abstellung geschieht dies nicht, so werden sie tun nach Gestalt der Sachen. Es mochten aber etliche Personen sein, welche zur Zeit der Disputation zu Baden dem Gelette der zwölf Orte nicht vertraut sie und das Gelette schmählich verachtet und verspottet haben denselben werden die Herren und Obern der sieben Orte, wo sie zu gebieten haben, keine Sicherheit geben und kein Gelette zusagen wornach sich jedermann zu halten wisse. Sie werden auch, und sind dessen einhellig, auf sölliche Disputation niemanden schicken noch darauf zu kommen bewilligen.

Von Bern wurde sofort eine treffenliche Botschaft nach Freiburg und Solothurn verordnet, mit Erforderung der Bünde und Burgrechte, welche beide Städte übertreten, indem sie hinterrucks mit M. Herren Widerwärtigen tagten und denselben anhiengen. Wenn die Städte nicht von solchem Fürnehmen abstehen wöllten, söllends die Bünd und Burgrecht an Bern harußer geben.

Gegen Freiburg ergiengen noch besondere Klagen der Rat hatte seinen Stadtschreiber zur Disputation verweigert, den Seinigen verboten, auf die Disputatz zu kommen und die Gemeinden entgegen dem Willen der Gn. Herren zu Bern nicht einberufen. Die Boten mußten den Räten beider Städte erklären, ihre Herren haben das größte Bedauren und Befremden, daß ihre Boten in Luzern zu der schmachlichen Missive der fünf Orte mit ihren Schmutz- und Schmachworten gestimmt, welche die Boten der Länge nach verlesen mußten. M. Herren hätten solches nicht erwartet, haben vielleicht die Boten der zwei Städte ihre Instruktion überschritten, so stehe doch ihrer Orte Name dabei. Solothurn gab die kleinlaute Antwort, sie wollen Burgrecht und Bunde an Bern getreulich halten. Was die fünf Orte zu Luzern einer Stadt Bern zuwider getan und geschrieben hatten, sei ohne deren von Solothurn Wissen und Befehl geschehen. Diese Antwort wurde zu gutem Dank und niemals zu vergessen von Bern angenommen.

Die Rate zu Freiburg waren nicht so gutwillig, sie zögerten ihre Antwort „verdrüßlich" um acht Tage heraus. Dafür erhielten sie den Mahnbrief vom 27 Dezember 1527, worin M. Herren zu Bern des Hochsten vermahnten, daß die von Freiburg sofort von ihrem Fürnehmen standind und denen, so sie sich wider M. Herren von Bern Ratschlag der Disputation zugeeint, hinfüro weder irgendwelchen Beistand noch Rat beweisen, wie sie das nach Eidespflichten schuldig seien. Als diese Vermahnung nichts fruchtete, ergieng am 31. Dezember 1527 nach Freiburg ein Ultimatum in scharfster Sprache, welches kategorisch verlangte, Freiburg müsse sofort und gänzlich von den fünf Orten abstehen, und die Untertanen der gemeinsamen Vogteien, weil Bern mehr verwandt und zugehörig, zur Disputation gelangen lassen, ansonst werden M. Herren das Burgrecht künden und die Vogteien aufteilen.

Am 1. Januar 1528 erschien eine Botschaft beider Räte aus Freiburg vor M. Herren zu Bern, die Boten gaben die treffenliche Erklärung ab. M. Herren mögen ermessen, wer die Bunde und Burgrechte gebrochen habe, wer dem Schirm der althergekommenen Bräuche, deren vornehmste der alte, wahre christliche Glaube sei, zuwidergehandelt haben. Diesen müssen sie laut den Bünden handhaben, während M. Herren denselben laut ihrer Disputation zu brechen sich unterstehen. Auch gebühre, mit den fünf Orten eben-

sowohl als mit andern Orten, besonders in gemeinen Sachen zu tagen, einer loblichen Eidgenossenschaft beständigen Frieden und Wohlfahrt zu fördern. M. Herren zu Bern mögen den Mahnbrief fruntlich wieder zurücknehmen, wie von altershar bei geschwornen Bünden und Burgrechten, ebenso mit Freiburg bei den gemeinen Vogteien bleiben, je nach Inhalt der Bunde und Burgrechte das Recht brauchen

Die Räte zu Bern waren mit diesem ziemlich gesalzenen Bescheide nichts weniger als begnügt: sie wollten weder der Burgrechte und des Glaubens halber brüchig sein, noch waren sie je, gleich den sieben Orten und denen von Freiburg gesonnen, in deren Gemeinden zu reiten, dieselben ufruerig zu machen, nie haben sie so traglich und beleidigend geschrieben, wie die sieben Orte. Der Mahnbrief werde nicht zurückgenommen, bis Freiburg erkläre: Es wolle *erstens* das Burgrecht ohne alle Furwort und nach dem Buchstaben halten, unvorbehalten alte Harkomen und Gewohnheiten, darin die von Freiburg den Glauben ziehen wollen. *Zweitens* sollen sie heiter zusagen, daß sie sicher nicht an Orten und Enden sitzen wollen, wo wider M. Herren von Bern, Stet und Ger, Lib und Guot, Land und Lut gehandlet, besonders des Glaubens halb geratschlagt und gehandlet wird. Wenn die Boten solches vermerken, sollen sie abstehen, und in keiner Gestalt zu solchen Ratschlagen verwilligen. Wenn *drittens* Freiburg solche Zusage und Verheißung genugsamlich gibt, wollen M. Herren von Bern ihnen ferner die alte Frundschaft und Liebe beweisen, und was Unwillens entstanden, erloschen lassen. Der Abschied blieb vorderhand ohne ernstere Folgen; M. Herren zu Bern hatten versichert, sie wollen niemanden von seinem Glauben drangen noch zwangen, sie waren auch vorderhand nicht in der Lage, Freiburg und Solothurn die göttliche Speise des Evangeliums zu bringen.

Den Zorn von Bern bekamen zunächst die fünf alten Orte, sodann Bischof *Sebastian* zu *Lausanne*, Dr. *Konrad Treyer* und Dr *Murner* zu verspüren, denen man das Verhalten von Freiburg zur Schuld rechnete. Der Bischof wie der Rat zu Freiburg, letzterer Kraft des Burgrechtes, wurden am 5 Januar 152[illegible] von den Gn. Herren, auf Verlangen von Dr. *Buzer* und Dr. *Capito* des trungenlichsten aufgefordert, ihre Gelehrten, besonders Dr. *Treyer*, „so er wol in allen Landen berumbt und

fürbündlich gelert gehalten und geachtet ist", nach Bern zu überschicken. Der sonderbare Handel beweist indessen, was Bern des Glaubens halber kraft der Bünde und Burgrechte von seinen Verbündeten zu höuschen gesonnen war, und in welcher bedenklichen Lage sich die beiden Städte Freiburg und Solothurn sofort gegenüber der neuen Kirchenpolitik und ernstlichen Praktiken der Gn. Herren zu Bern ohne den ebenso festen als grundsätzlichen Rückhalt der fünf alten Orte befanden.

Die Antwort auf die Missive der acht Orte seitens M. Herren zu Bern erfolgte am 27. Dezember 1527. Dieselbe beweist, was Dr. Anshelm bestätigt, daß die Räte zu Bern wegen der Eidgenossen Geschrift gar hart beschwert war. Die Antwort wurde länger erdauert und erhielt wahrscheinlich vor der Ausfertigung die letzte theologische Feile in Zürich, während die Bischöfe mit der Disputatz und Reformatz, Dr. Murner mit der Strowgablen abgefertigt wurden. Die acht Orte wurden, freilich zu spät, gewarnt, ihre Missive drucken zu lassen, ansonst M. Herren sich geursachet sehen, darwider ouch ze trucken.

Das Schreiben beklagte, wie die Eidgenossen der Disputation halber, welche M. Herren in christlicher Meinung zur Ehre Gottes fürgenommen, ohne damit die Pünde zu schwächen, ein tratzlich und hochmüetig Schriben erlassen, welches schwerlich den Pünden gemäß sei, und die Gn. Herren der Unehrbarkeit geziechen. Unrichtig sei der Vorwurf, die Disputation solle die Niederlage der Prädikanten zu Baden ausmerzen, M. Herren haben diesen den Zaum zuweit gelassen. M. Herren seien nicht als solche zu achten, welche sich wider Grund und Versicherung des uralten, rechtschaffenen christlichen Glaubens und göttlicher Wahrheit setzen. Auch wolle man die Gn. Herren tadeln, daß sie allenthalben in ihren Stetten, Landen und Gepieten das Gottswort unversperrt haben predigen und usspreiten lassen.

Wer zu Baden gesiegt oder unterlegen, können M. Herren nicht wissen, wiewohl die Disputation mit ihrem Wissen und Zutun stattgefunden habe, es sei denn, sie wollten demjenigen, welcher die Akten sampt Vor- und Beschlußred gedruckt hat, Glauben schenken, wiewohl derselbe der Eeren und des Glaubens nit wert ist. Hätten die sieben Ort eines der Originalbücher verabfolgt, so hätten M. Herren daraus ersehen können, was dem

wahren, alten, christlichen Glauben und bewahrten Gotzdienster gemäß sei, sich dessen begnugen und sattigen mogen und vielleicht ihr Gesprach unterlassen.

Nachdem dies nicht geschehen und M. Herren in den Druck nicht gewilligt, hat ihnen fruchtbar zu sein beducht, ein gemein Gesprach zu halten, die Predikanten und Seelsorger ihrer Landen und Gebieten sampt den Bischofen einzuberufen. Doch unterstehen M Herren sich nicht, in unserm alten heiligen christlichen Glauben einige Anderung zu tun, wie er in den zwolf Artikeln verfaßt und von den Voreltern bekannt ist, sondern wollen dem getruwlich nachkaben denselben schirmen und handhaben, wie frommen Christen zusteht M. Herren wolen sich keineswegs von der wahren heiligen christlichen Kirchen, dero Haupt Christus unser Heiland ist sondern Dagegen werden sie bei göttlichem Wort und Wahrheit welche die hl Kirchen erhalten und trosten, bleiben, und mit Gottes Hilfe sich nicht davon drängen lassen.

Die Beschwarden, vermeinten Gottesdienste, Mißbruch und alle derglichen Irrthumb, unter Schein und Namen der christlichen Kirchen, doch usserhalb göttlicher Wahrheit, durch die, so sich geistlich genennt, dem einfältigen Menschen ingebildet und aufgeladen, werden die Gn. Herren mit der Gnade des allmachtigen Gottes aus Bericht seines hl Wortes hintansetzen und verbessern M Herren tun damit nichts Unziemliches und Unredliches ohne Grund der Wahrheit. Sie erbieten sich, wenn sie und ihre Predikanten aus gottlicher Wahrheit und mit dem Wort Gottes des Irrtums berichtet und des Bessern belehrt werden, demselben statt zu tuon, auch niemanden zum Glauben zu zwingen der frey und unbezwungen im sölle, daß jeder so viel glaube, als Gott ihm Gnad gibt, oder einen andern Gotzdienst zu vollbringen so die Pred sölichs nit zugäben und nit vermögen, auch sich nit uf den Glauben sondern allein uf Lib und Gut und nit weiter erstrecken.

Uber Sinn und Tragweite der Vereinbarung und des Abschieds vom Pfingstmontag 1526 sind M. Herren den acht Orten keine Antwort und Rechtfertigung schuldig. Sie handelten mit den Ihrigen nach Gewalt, Recht, Macht und Frig niemand hat darein zu reden noch zu handeln, besonders was den Glauben berührt Allerdings haben sich damals die Gn Herren von wegen schwebenden Loufen, so eben sorglich und gevarlich waren, mit

den Ihrigen zusammengefügt, sich vereinbart und einen Eid geschworen, des Glaubens und nit der Bünde halber, noch ihnen zu schaden. Damit haben sie weder den sieben Orten noch andern sich verpflichtet oder geschworen, zu glauben was diese glauben. Der Abschied an die Boten der sieben Orte, welche underzeit dabei waren, gibt eine solche Auslegung nicht zu. M Herren haben das lange Mandat der 35 Artikel von 1525 verlesen lassen, dasselbe zu halten geschworen, und darüber den Boten der sieben Orte auf ihr pitlich Ersuchen den verzogleten Abscheid gegeben, doch nicht der Meinung, als die acht Orte und andere es verstehen. Weil aus solchem Ende mehr Zwytracht und Unrathow als Friede und Einigkeit erwachsen, sahen sich die Gn Herren verursachet, ihnen und den Ihrigen zum Guten solchen Eid abzuthun und das erste gedruckte Mandat vom 15 Juni 1523 mit Zustimmung des großen Mehrteils der Ihrigen wieder an die Hand zu nehmen, wozu die Gn. Herren und die Ihrigen ohne jemandes Einreden die Macht und Gewalt haben. Das sei den Ehren M Herren unverbrüchlich und gegenüber Menglich wohl bewahrt, dazu sind die Gn Herren des unverrückten Willens die Bünde nach dem Buchstab gegen jedermann getrülich zu halten.

M Herren widersprechen nicht, daß die Vordern im gleichen Glauben zu Bünden und Freundschaft zusammen kamen und diesen lobluch harbracht haben, ebenso wenig, daß sie usserlicher Werke und Zeremonien halber, doch nicht an allen Orten, gleich, ihren Glauben bezeugt haben. Was sie im Herzen gehabt, ist niemanden, denn Gott allein offenbar, wenn sie aber zu ihren Zeiten des Entchrists, Betrugs und Falschheit gleich den Gn Herren durch ihre Prädikanten berichtet gewesen, wären sie ohne Zweifel nicht sümig im Irrtum geblieben, sondern, durch das helle Gotzwort erlüchtet eher zu Erkantnus des wahren christlichen Glaubens gekommen, statt sich durch die vermeinten Geistlichen so lange verführen zu lassen: wie denn sehr wenige Christen, von andern Verführungen zu schweigen, den romischen Aplas mehr schatzen. Deshalb mögen sich die acht Orte, wie sich nach Eidpflichten gebührt, die Gn. Herren bei ihrem Furnehmen schirmen und handhaben, ihre Gelehrten auf das Gespräch schicken, und niemanden das freie Geleite abschlagen. Die Antwort wollen die Gn Herren wissen, wie dies die geschwornen Bünde erheischen:

niemals werden sie von der fürgenommenen Disputatz abstehen, sondern dafür alles, was Gott ihnen verliehen hat, darstrecken.

M. Herren werden die Guttaten der Vordern nie vergessen, sondern mit den andern Eidgenossen den Widerwärtigen stets widerstreben, die acht Orte mögen das Nämliche tun, und den Frömbden, welche, wie Gn Herren bedünkt, Unfriede und Zerrüttung der Eidgenossenschaft suchen, nicht zu viel Vertrauwen schenken, weil daraus Trübsal, Angst und Not entstehen möchten. Eine Botschaft der acht Orte an die Gemeinden M Herren wird als den Bünden ungemäß und der Oberkeit nachteilig des Nachdrucklichsten abgewiesen, der Vorwurf etlicher, die acht Orte wollen die Gn. Herren und die Ihrigen bevogtigen und regieren als begründet „ist nit one", erklärt.

Weß Glaubens die Gn. Herren zu sein begehren ist den acht Orten genugsamlich angezeigt. Wenn die acht Orte sich höchlich beschweren, daß die Gn Herren sich entschlossen haben, was zu Ende der Disputation mit göttlicher Wahrheit erhalten und bewährt wurde, solle in Ewigkeit durch Gn. Herren und die Ihrigen gehalten werden, solle das weder befrömden noch zu Argem gereichen, denn das Wort Gottes und alles, so darauf gegründet und buwen ist, wird bleiben in Ewigkeit, wenn die, so geistlich genennt, auch Fürsten und Herren Concilia gehalten haben und auch fernerhin halten werden. Jedem Christen ist wohl zu wissen, daß die Concilia das Wort Gottes weder auf- noch absetzen mögen, auch nichts ausrichten sollen, was demselben nicht gemäß ist. Deshalb ist es nicht von Nöten, daß M Gn Herren auf die Concilia warten oder auf denselben verharren, sondern des einzigen Zusagens und Verheißens unseres Heilandes Jesu Christi sich getrösten, und von seinem hl Wort nicht abtreten. Der allmächtig Gott wölle aller Christenheit solichs verliehen und sie damit bewahren'

Der Rat zu Luzern und Dr. Murner bekamen gleich Freiburg als Nachspiel das Machtbewußtsein M Herren zu Bern sowohl als der Prädikanten zu verspüren. Am gleichen Tage wie Dr. Treyer, 5 Januar 1528, wurde auch Dr. Murner auf Ansuchen Capitonis und Bucers „darumb, daß er sich in diesem Handel des Glaubens halb vil usgibt und berüembt und öben vil Bücher im Druck lat usgan", durch M. Herren zu Bern, auf ihre Kosten

und mit freiem Geleite, hindangesetzt alle Beleidigungen wider M Herren auf die Disputatz beschrieben und beschickt Es sollte vor M Herren zu Bern „Bericht eines Glaubens geben, fürnämlich denselben Prädikanten von Straßburg, die einen besonders begären" Luzerns Schultheiß, Hans Hug, darüber angefragt, fand es klug, Dr Murner in guter Gewahrsame zu behalten.

Nachdem sich M Herren von Bern mit den vier Bischöfen und den acht Orten über das Ansehen ihrer Disputation als einer genugsamen christenlichen Versammlung gegenüber der Autorität der allgemeinen Concilia genugsamlich auseinandergesetzt, bekamen sie darüber noch etwas Händel mit Kaiser Karl V. Durch Majestätsbrief aus Speier vom 28 Dezember 1527 beklagte sich der Kaiser als Vogt, Beschirmer und Haupt der Christenheit, daß M Herren zu Bern eine Disputation fürgenommen und ausgeschrieben haben, mit unbilligen und unchristlichen, von den hl Concilia verworfenen Artikeln, welche ihre Prädikanten freventlich zu erhalten sich unterstehen; mit dem Anhange, was abgeredt und beschlossen werde, müsse ohne alle Mittel Kraft und ewigen Bestand haben Das sei eine große Vermessenheit, weil in Sachen, welche gemeine Christenheit belangen, nur Concilia zu handeln und entscheiden befugt seien S Majestät erklarte, sie habe gnediklich zur Abhaltung eines allgemeinen Konzils eingewilligt. Darüber werde Sr M auf dem Reichstage zu Regensburg, welcher auf 2 März 1528 einberufen war, verhandeln lassen, was zur Beilegung der Irrung und Zweiung dienlich sei. Se. Majestat versehe sich zu M Herren von Bern, welche bisher gleich ihren Altern im Glauben „ungewankelt pliben" und für gute Christen gehalten und geachtet gewesen sie werden einsehen, daß eine solche Disputation sich nicht gebühre. Des Kaisers ernstlicher Befelch gehe dahin, M Herren sollen mit dem Gesprach bis nach Ausgang des Reichstages stille stehen, der Reichsstände oder des allgemeinen Concilii Beschluß und Determination erwarten, den Bischöfen wegen Nichterscheinen auf der Disputation an ihrer Amtsoberheit nichts entziehen, noch sie mit Gewalt und wider Recht des Ihrigen entsetzen.

Die Antwort auf den Majestätsbrief erfolgte am 6. Januar 1528, gleich bei Beginn der Disputation. M. Herren gaben ihren Bescheid dahin: Sie haben den Brief nach seinem Inhalte ver-

ſtanden, und tragen ſonders geneigten Willen, Se. Majeſtät in gebührlichen Sachen zu gehorſamen. Allein das Schreiben ſei ihnen erſt auf heutigen Tag behändigt worden; die Ihren, welche einberufen worden, ſeien beiſammen, weshalb M. Herren die Disputatz nicht unterlaſſen könnten. Weil die Zwieſpaltung im Glauben lange Zeit gewährt, aber gemeine Stände der Chriſtenheit zu derſelben Hinlegung noch niemals geratſchlagt noch ſich beſchloſſen haben, ſind M. Herren bewegt worden, ſölich Geſpräch zu halten, allein für ſich ſelbs und den Ihrigen zu Gutem. Deshalb getrauen ſie ſich, gefryet zu ſein, Ihro kaiſerliche Majeſtät demütiglich zu bitten, ihnen dieſes Fürnehmen nicht zu Argem zu meſſen. So bündig und ruhig die Miſſive M. Herren gehalten iſt, bleibt angeſichts der Verhältniſſe mehr als fraglich, ob eine rechtzeitige Vermahnung ſeitens des „Pfaffenkaiſers“ das Verhalten der Gn. Herren zu Bern geändert hätte.

3. Die Glaubensdisputation zu Bern. 6.—30. Januar 1528.

Als Miturheber und Mitverfaſſer der Miſſive vom 18. Dezember 1527 wurde Dr. Murner, aus deſſen Druckerei dasſelbe hervorgieng, betrachtet. Dr. Murner, „der verrucht Münch und bös Eidgenoß“, wie ihn Bullinger ſchmäht, hatte ſofort in den Handel der Disputation eingegriffen, und in ſeiner derben Art die Ausſchreiben M. Herren zu Bern durchgenommen. Der Tüfel war nach Bullinger unrüewig; er verſuchte in allwäg alle Wys und Wäg, die göttliche Wahrheit zu verhindern. Dr. Murner, der „verzwyfflet Münch“, tat alles, die Eidgenoſſen in Unwillen zu bringen und aneinander zu hetzen. Am 8. Dezember, „Wolfmonat“, 1527, erſchien in der chriſtlichen Stadt Luzern ſein Büchlein gegen das unchriſtenlich, frävel, ungelehrt und unrächtlich Usrüefen und Fürnemen der Herrſchaft zu Bern, eine Disputation wider gemeine Chriſtenheit zu halten. Die Praktiken der Anhänger und die Früchte des neuen Glaubens wie der Inhalt der zehn Schlußreden waren in der heftigſten Sprache durchgenommen. Sehr begründet war der Vorwurf, die Biſchöfe ſeien von M. Herren zu Bern nicht berufen worden, ihrem Amte gemäß die Kirche Gottes zu reformieren, unchriſtliche Lehren abzutun und Frevel zu beſtrafen, ſondern um ſich auf der „Ketzerſchule“ verſpotten und verlachen zu laſſen, und gleich dem blinden

Samson vor ihren argen Feinden zu tanzen. Daneben erklärte Dr. Murner: die Disputatz zu Bern sei die größte Narretheï und unerhorte Torheit; er beteuerte niemals werde er, wie die Straßburger Prädikanten es verlangten, in die Kunkelstubeten der Ketzer schlufen. Das Büchlein erregte den größten Ingrimm. Bullinger betrachtet es als eine besondere Guttat Gottes, daß sich darüber keine Unruhe erhob: das Libell ist ihm der Ausbund der wüstesten Unflätigkeit, wiewohl es mit Wissen der Obrigkeit in der christlichen Stadt Luzern gedruckt worden.

Es erhob sich eine gehässige Polemik, welche seit Ende des Jahres 1527 in der Eidgenossenschaft fast noch nicht als die Disputation selber die Geister aufregte. Bern sandte die beschwerliche Missive der sieben Orte und jedenfalls auch Dr. Murners Büchli am 27 Dezember 1527 nach Zürich, und erklärte im Begleitschreiben: weil auf Meister Ulrichen Zwingli besondere Uffsätz sich ereignen, haben sie ihre Botschaft nach Zürich verordnet, denselben von Zürich nach Bern zu geleiten; daraus mögen Zürich und Wenglich gespüren, daß M. Herren Ernst zu der Disputatz haben. Desgleichen haben M Herren den Ihrigen im Ergöu zugeschrieben, an Wenglich sicher und im Geleit zu halten; Zürich möge deshalb mit den Seinigen, welche sich nach Bern verfügen, auf das Sicherlichste handeln. M Herren werden es mit Hilfe des Allmächtigen an nichts mangeln lassen.

Die Zeit der Disputation wurde seitens ihrer Veranstalter zum vorneherein als Tage des Triumphes des hl Evangeliums über alle seine Widersacher, als Entgelt für die Niederlage zu Baden gehalten. Weder amtlich noch privatim wurde ein Hehl gemacht, der Ausgang des Gespräches müsse den Sieg des göttlichen Wortes in gesamter Eidgenossenschaft besiegeln. Bern sandte Venner Hans Bischof mit starkem Gelcite nach Zürich, um dort Zwingli und die Prädikanten, etwa 100 an der Zahl, davon 62 aus Zürich, abzuholen. Diese wurden am Neujahrstage 1528 auf der Chorherrenstube köstlich bewirtet. Darauf gieng der Zug über Mellingen, weil die Eidgenossen drohen sollten, den Durchzug gewaltig zu verhindern und in Bremgarten sich zu widersetzen. Der Vogt zu Lenzburg wurde zu scharfem Aufsehen gegen plötzliche Anschläge gemahnt. Bürgermeister Diethelm Röust nebst etlichen Herren beider Räte gab bis Lenzburg den Gottesgelehrten mit

300 Gewappneten ſichere Deckung; die Theologen und Magiſtrate nebſt 60 Mann zu Pferde zogen fröhlich gen Bern, wo ſie am 4. Januar 1528 triumphierenden Einzug hielten.

Über den Verlauf des Geſprächs beſitzen wir zunächſt die offiziellen und gedruckten Akten, ſowie die Berichte der Chroniſten Dr. Anshelm, Bullinger, Salat, Keßler und Klüſſenberg. Ein unbekannter Katholik gab einem Freunde darüber eine von der amtlichen Darſtellung ſehr abweichende Darſtellung, während der viel genannte Brief des angeblichen ſolothurniſchen Prieſters Jacobus Monasteriensis eher als herbe Satyre auf die unterlegenen Katholiken zu betrachten iſt.

An hl. Dreikönigen, 6. Januar 1528, wurde die Disputation in der Barfüßerkirche eröffnet; letztere war mit Brüginen, Bänken und Ständen ausgerüſtet. Schultheiß, Rät und Burger, nebſt mehr als 350 Prieſtern, Abgeordnete der Städte, ſunſt gemeins volks und allerlei Pöbels, glerter und unglerter, waren in der Kirche verſammelt, um das Mandat M. Herren und die Ordnung der Disputation anzuhören. Es geſchah mit ernſtlicher Ermahnung, das chriſtliche Fürnehmen chriſtlich zu erſtatten und zu vollenden, worauf Dr. Vadian die von M. Herren im Namen Gottes einberufene Verſammlung lobend und preiſend als eröffnet erklärte. Da keiner der Biſchöfe anweſend war, iſt es ihnen als verzagenden, die den Kampf nit zu erhalten getruwten, ausgelegt wurden. Als der „usſchreier“ Nikolaus Manuel die Städte Konſtanz und Straßburg als trüwe, liebe Eidgenoſſen rief, aber ſofort ſich korrigierte: „Aber nein, unſer Herren von Straßburg!“ gab es viel Gelächter und machte etlichen die Augen naß.

Es erregte Verdruß, daß von den acht Orten, ſelbſt von Glarus ſo wenige Geiſtliche da waren, dafür aber ſolche, welche es wagten, den Kampf mit der mächtigen und geſchloſſenen Gegnerſchaft aufzunehmen: Dr. Theobald Hutter von Appenzell, Joſeph Forer von Herisau, Mag. Jakob Edlibach, Pfarrer zu Grenchen, Dr. Konrad Treyer von Freiburg, Pfarrer Benedikt Burgauer als überzeugter Gegner von Zwinglis Abendmahlslehre. Die Berniſche Geiſtlichkeit, obwohl eingeſchüchtert und führerlos, zählte anſehnliche Verfechter der alten Lehre, ihr Haupt war Mag. Nikolaus Chriſten aus Beromünſter, Sänger am Stifte Zofingen. Ihm ſchloſſen ſich an der mutige Stiftsſchulmeiſter Hänsli

Buchstab. „Litera“, geburtig aus Winterthur, die Dekane Hans Mannberger in Münsingen und Melchior Brunner in Huttwil, die Pfarrer Hans Lottstetter in Brugg und Gilg Murer in Rupperswyl. Wurdig und tuchtig stritten zwei Ordensmanner, Daniel Schatt aus Beromunster, Konventherr zu Muri und Alexius Grat aus Ulm, Beichtvater der Inselfrauen. Drei Doktoren der Theologie aus Frankreich, welche im Namen des Bischofs zu Lausanne erschienen, verlangten auf Latein zu disputieren, weil sie des Deutschen nicht machtig waren; als dies verweigert wurde, zogen sie nach Hause; der eine soll der berühmte Dr Josi Clichtoveus aus Paris gewesen sein.

Auf Seite der Gegner standen, ausser dem geistigen Haupte Ulrich Zwingli und den Pradikanten Haller und Kolb die Zurcher Theologen Dr. Konrad Pellikan und Komtur Konrad Schmid, Dr. Oekolampadius aus Basel, Ambrosius Blarer aus Konstanz, Dr. Wolfgang Capito und Dr Martin Buzer aus Strassburg, Dr Konrad Som aus Ulm, ein Mann von riesiger Stimme, Dr. Christoph Schappeler aus Memmingen. An der Spitze der welschen Pradikanten stand Wilhelm Farel, Guilelmus Orsinius, Vikarius in Aigle dieser durfte mit seinen Gegnern lateinisch disputieren und tat es unter argerlichem Gezanke. Farel stand allein, die Akten melden derart aus, dass man sie nicht zu drucken wagte. Die Glaubenslehre von der Gegenwart Christi im Abendmahle im Sinne Dr Luthers vertraten die Theologen Andreas Althamer aus Nurnberg, Jakob Augsburger und Augustin Gemuleus aus Mühlhausen, und mit grosser Gelehrsamkeit Benedikt Burgauer aus St. Gallen. Die Wiedertäufer mussten ihre Lehre besonders verteidigen; das Gespräch fand am 21. Januar 1528 im Predigerkloster statt Die Täufer schrieben sich den Sieg uber die Pradikanten zu; allein M. Herren und die Schriftgelehrten waren anderer Ansicht. Am 22. Januar 1528 erging ein scharfes Mandat welches befahl, die wiedertaufigen und irrigen Anführer der Sekte, oder andere, welche sich haben taufen lassen, in M. Herren Gebieten betreten, ohne Gnade und von Stund an zu ertranken, was an drei Radelsführern alsbald vollzogen wurde

Als Polemiker mischten sich nebst Dr. Luther die katholischen Theologen Dr. Joh. Eck, Dr. Joh. Fabri, Dr. Joh Cochlaus

und Dr. Thomas Murner litterarisch in den Streit. Sie bestritten, daß die Herren zu Bern gegenüber der allgemeinen christlichen Kirche und dem apostolischen Lehramte allein den hl. Geist und damit das Recht besitzen, den alten Glauben der Christenheit und die kirchliche Ordnung abzuändern und zu zerstören, die Untertanen zu ihrem neuen, von den Predikanten erfundenen Mißglauben zu zwingen.

Die Angriffe auf die lehramtliche Auktorität der Herren machte zu Bern sehr böses Blut. Nikolaus Manuel schrieb gegen die bösen Wiederpartner sofort, 15. Januar 1528, seine noch bösere Satyren: „Krankheit und Testament der Messe", zwei der heftigsten Spottschriften gegen den alten Glauben und dessen Verteidiger, vorab Dr. Schreieck, Dr. Hoiaho, Dr. K. Nasengrai, Dr. Thomas Katzenlied, Dr. Konrad Popenträger, Dr. Schneeplyffer, Metzger und Schultheiß zu Luzern. Das Schmutzbüchlein vom Testament der Messe wurde auf Wunsch der Predikanten geschrieben. Die verstorbene Messe vermachte ihren Verteidigern, unter groben Schmähungen der Bedachten, verschiedene Erbstücke aus ihrem hinterlassenen Plunder. Dr. Murner war das weiße Altartuch zugedacht; derselbe blieb die Antwort auch jetzt nicht schuldig. Er wisse mit dem Tuche nichts anzufangen. Besser hätte man ihm, spottete er in seiner Antwort auf die Missive M. Herren zu Bern, den guldenen Kelch, der Komtur Agnes guldinen Tisch, oder anderes, was wider alles Recht der königlichen Stiftung Königsfelden geraubt worden, zugeteilt. Wenn doch die Messe gestorben, teile er den Gegnern den Kelchsack zu, um die gestohlenen Kelche darin zu verbergen, damit nicht jedermann sehe, wie die von Bern ihren Kirchen die Kelche und Gotteszierden entfremden. Dr. Murner setzte seine Polemik gegenüber spätern Anfeindungen und schimpflichen Gedichten fort in den zwei Büechli von des alten christlichen Baren Zanweh und Zanbrachen. Schließlich gab er zur Abwehr der Gegner die Badener Akten samt seinen 40 Thesen gegen Zwingli in lateinischer Übersetzung für die Gelehrten heraus. Fortan kannte der Haß der Gegner kein Maß mehr.

Nach verschiedenen Berichten gieng es in Bern mit Disputieren sehr leidenschaftlich zu, nicht nur zwischen den Predikanten und ihren katholischen Gegnern, sondern auch mit Luther-

auern und Wiedertäufern. Große, ungestüme Volkshaufen zogen lärmend in der Stadt herum, berichtet der katholische Augen- und Ohrenzeuge, erzeigten sich als die großen Hansen, mit trostlichen trotzigen Worten, als wären sie die, so den Himmel mit ihren Finzern rühren konnen, die niemand zu überwinden vermoge, also daß sie noch eines Triumphes bedürften und nach einer Ausrichtung ihrer herrlichen Taten trachten, ehe sie erst obgesiegt hatten. Das mochte einen verständigen sittsamen Menschen leicht bewegt haben sich in die Meinung ihrer Irrsale zu verlassen, da jene sich ereigten, sie werden keinen heilsamen Einreden Gehör geben. Summarisch sei zu sagen, es gebe nichts Ungeschickteres, einer Disputation Ungemäßeres zu sehen.

Aus den Verhandlungen geht hervor daß es viele Mühe brauchte, Ruhe und Ordnung bei den Disputierenden und Zuhörern wie beim Volke aufrecht zu erhalten. Jeden Tag gab die große Münsterglocke morgens 7 Uhr und mittags 1 Uhr das Zeichen zur Versammlung der Herold rief die Disputierenden auf, und der Rat befahl, wo jedermann zu sitzen habe. Die Präsidenten sorgten für Gottesfurcht und christliche Sanftmütigkeit ohne lydigen Zwang, Spott oder Sottelein seitens der Disputierenden. Disputiert wurde sehr fleißig, ebenso eifrig dem Volke neunmal im Münster gepredigt. Zwingli predigte siebenmal, am 19 Januar 1528 gab er seine Auslegung der zwölf Artikel des christlichen Glaubens, zur Rechtfertigung seiner Dogmatik und zum Erweise, daß er kein Irrlehrer sei, am 30 Januar hielt er über den Trümmern der Altäre und Bilder die Schlußpredigt, worin er Rat und Herren zum kräftigen Vorgehen und standhaften Bekennen des wahren christlichen Glauben anfeuerte, in der Zuversicht, der allmächtige Gott werde mit der Zeit auch die lieben Eidgenossen der sieben Orte ziehen, daß sie mit ihnen in wahrer Einhelligkeit und Freundschaft, so ewig mit Gott bestehen mag, stärker und einmütiger werden als vorher.

Einzig an St. Vinzenzentag, 22. Januar 1528, wurde gefeiert. Am Vorabende wurde zwar festlich mit allen Münsterglocken zur Mette geläutet, aber noch in der Nacht erging der Befehl des Schultheißen, am Feste dürfe weder Amt noch Messe gehalten werden. Die Metzgerzunft hielt das letzte Hochamt in ihrer Zunftkapelle, die Familie Diesbach ihr letztes Jahrzeitamt.

Die Orgel, ein köſtliches und künſtliches Werk, wurde zum letzten Male geſpielt. Propſt und Kapitel leiſteten keinen Widerſtand, nachdem ſie ſchon am 6. Januar 1528 zum voraus ihre Unterwerfung gegenüber den zehn Schlußreden ſchriftlich bekannt hatten.

Die Akten der Disputation geben ein ſehr lebhaftes Bild der Verhandlungen. Sechs Tage lang, 7.—12. Januar 1528, wurde über die erſte Theſe Kirche und Primat geſtritten. Den Kampf führte namens der Katholiken P. Alexius Grat, der ſich zwei Tage lang redlich zur Wehre ſtellte und der Widerpartei während dieſer Zeit ſchweren Kampf verurſachte, alſo daß jedermann ſich verwunderte, da man wohl wußte, daß er keiner großen Lehre war. Er gab den Gegnern, die ſo köſtlich im Lateiniſchen und Griechiſchen berühmt waren, unterſtützt von Dr. Theobald Hutter, ſo viel zu tun, daß ſie ihn nicht loszukommen wußten. M. Herren kamen den Bedrängten zu Hilfe, indem ſie P. Alexius die Kirchenlehrer anzuziehen verboten.

Am 9. Januar 1528 trat ein ſehr ernſter Zwiſchenfall ein. Dr. Treyer warf den Rühmereien Dr. Buzers und Berchtold Hallers von der ſogenannten Einigkeit in der neuen Kirche und gegenüber der Behauptung Zwinglis, die Zürcher haben nicht ſeine, ſondern Gottes Lehre angenommen, den proteſtantiſchen Theologen ihre Uneinigkeit in der Lehre und fortwährenden Zänkereien vor, während ſie jede Auktorität der Konzilien und Kirchenväter beſtreiten. Der Streit wurde ſehr bitter und perſönlich; die Prädikanten bekamen große Furcht und riefen den Rat um Intervention an. Dem Provinzial wurde befohlen, bei der Schrift zu bleiben und den Hader mit ſeinen alten Gegnern aus Straßburg beſonders auszumachen. Dr. Treyer glaubte ſich in der Freiheit der Rede beeinträchtigt, verließ die Kirche und zog heim.

Über Menſchenſatzungen und Kirchengebote wurde vom 12. 14. Januar geſtritten, über Erlöſung und Genugtuung am 14. Januar 1528; den Kampf über die vierte Theſe von der leiblichen Gegenwart in der Euchariſtie führte gegen Mag. Zwingli und Dr. Ökolampadius während fünf Tagen, 14.—19. Januar, Pfarrer Benedikt Burgauer. Er wurde deshalb von ſeinen Gegnern aus St. Gallen vertrieben, gieng nach Schaffhauſen, wo er wiederum das Opfer ſeiner Überzeugung wurde. Er ſtarb 1548 als Stadtpfarrer zu Isny in Schwaben. Die

Erörterungen über die fünfte These vom Meßopfer führten, 19. 21. Januar 1528, gegen Buzer, Haller, Ökolampadius und Zwingli die Katholiken Buchstab, Edlibach, Mannberger und Murer. Es wurde weniger die dogmatische Frage als der Gotzgreuwel der Mißbräuche behandelt. Die sechste These vom einigen Mittleramte Christi 21—23. Januar 1528, die siebente vom Fegfeuer und Fürbitte für die Abgestorbenen, 23.—24. Januar die neunte wider die Bildnussen, 24—25 Januar, und die zehnte für die Priesterehe, 25 Januar 1528, boten wenig Interesse mehr.

Die Magistrate hatten ihre Entschlüsse gefaßt, die Prädikanten waren siegesgewiß, und die wenigen Verteidiger des alten Glaubens entmutigt und ermüdet. Tatsächlich war der Ausgang schon am sechsten Tage entschieden und jede weitere Disputation unnütz geworden. Am 11 Januar 1528 waren die Kapläne und Helfer hereingeschickt worden, doch mit dem Befehle, daß sie sich nicht erklagen, sie hätten wohl wider die Artikel disputieren mögen, und dasselbe gerne getan, aber das sei ihnen nicht zugelassen worden, sondern nur denen, so M. Herren beschrieben, die Pfarrherren mußten bleiben. Am 13 Januar 1528 wurde allen Pfarrern, Prädikanten und Priestern von M. Herren zu Bern Herrschung befohlen, für oder wider die Artikel zu unterschreiben, jene, welche die Artikel ungerecht finden, mögen im Chore der Kirche zusammenkommen, und die Allergeschicktesten auserwählen, damit diese disputieren. Was diese bewähren oder nicht, solichs wolle man halten und glauben.

Dieser Entscheid M. Herren kürzte allerdings das Verfahren bedeutend ab, stand aber in schroffem Widerspruche mit der Zusicherung, der Entscheid werde nach Ausgang des Gespräches getroffen. In jedem Falle war dieser Ratsbeschluß, daß alle Pfarrer sich urplötzlich, unmittelbar vor den Erörterungen über Eucharistie und Meßopfer, sich für oder gegen die Artikel oder was das Gleiche bedeutete den neuen oder alten Glauben entscheiden sollten, ein harter Gewissenszwang. Die wenigsten unterschrieben für Meister Nikolaus den Sänger, vereinzelte für Benedikt Burgauer. Weitaus die größte Zahl beugte sich dem Befehle klüglich ohne jeden Widerstand, indem sie den entschiedenen Willen M. Herren durchschauten. Sie gaben die Erklärung ab, daß sie die zehn Artikel

der Predikanten wollen helfen mit gottlicher Geschrift als gerast und guot erhalten, und fur jeden Fall zu dem steten werden mit ihre Gn. Herren und Obern beschlieffen. Am 26 Januar 1528 war das Gespräch zu Ende geführt. Die Predikanten erklärten, es habe sich weniger darum gehandelt, die evangelische Wahrheit als die Haltlosigkeit der gegnerischen Lehren darzutun. Die katholischen Theologen gaben durch Hansli Buchstab die Erklärung ab, sie seien zu wenig gelehrt und des Disputierens nicht gewohnt. Allein es gebührt ihnen der Ruhm, die katholische Lehre unter den schwierigsten Verhältnissen mit hochsinnigem Mannesmut verfochten zu haben. Sie ernteten dafür den Hohn und die Ehre ihrer übermütigen Gegner. Der Sieg des unüberwindlichen Evangeliums war für Stadt und Landschaft Bern entschieden, so sogleich mit Abschaffung der Messe, Zeremonien und Zerstörung der Götzen gefeiert zu werden. Den förmlichen und feierlichen Ausgang bildeten am 26 Januar 1528 die von Zwingli verfaßte, von Haller vorgetragene Abschieds- und Dankrede der Predikanten und der Abschluß des Burgrechtes zwischen Bern und Konstanz.

Während der Disputation waltete ein beschwerlicher Handel zwischen M. Herren zu Bern und Bischof Sebastian v. Lausanne. Der Bischof war als Reichsfürst von Kaiser Karl V. aufgefordert worden, zur Vertagung der Disputation zu raten, und er hatte die drei Pariserheologen von Bern zurückgerufen. Darauf erhielt er von M. Herren ein sehr derbes Schreiben vom 12 Januar 1528, welches von Wilhelm Farel verfaßt sein soll, aber ebenso sehr der Sprechweise Zwinglis entspricht, dem guten Gewissen M. Herren kein tröstliches Zeugnis ausstellt. Dasselbe beschuldigte den Bischof der Vernachlässigung des göttlichen Wortes und der Verachtung der Disputation, mit bittern Klagen, dadurch Gleichgültigkeit der Bischöfe die christliche Wahrheit überall verdunkelt und vernichtet sei; „verbum, toti fere orbi obscuratum, ut dicam prorsus sublatum clamat imprimis vel penuriam in ecclesiastico ordine vita“. Bei ihrem Fürnehmen, die Wahrheit des Evangeliums zu ergründen, hofften M. Herren auf Unterstützung seitens des Bischofs, sei es durch persönliche Anwesenheit, sei es durch Beirat seiner Gottesgelehrten, überzeugt, daß ihre Ohren nach Wahrheit dürsten und der Herr mit ihnen sei. Deswegen ist es M. Herren sehr zu Herzen gegangen, „molestissimum fuisse“, daß

der Bischof sich nicht zum Gespräche eingefunden habe und dessen Theologen still von Bern weggezogen seien. Nach diesem Verhalten ist zu befürchten, daß die Gottesgelehrten, „experiens omnia humanitus", das gottselige Fürnehmen M. Herren, „sanctum institutum nostrum, ad illustrandam Dei gloriam et sinceritatem fidei nostrae promovendam", in Mißachtung bringen werden. Der Bischof wird ersucht und aufgefordert, „pro nostro requirendum", solchen Absichten der drei Gottesgelehrten entgegenzutreten, ansonst er von M. Herren dasjenige zu gewärtigen habe, was ihn und die Gelehrten sicher gereuen müßte. „Si namque doctores hujus colloquii aliter, praeterquam, ita nos eos accepturos, ut procul dubio favente Domino futurum sit, quod tam eos quam alios, qui ea in re eis consenserint, poeniteat. Monemus ergo in tempore." Reliqua, quae hac de re paternitatem vestram scire voluimus, perscribemus, ubi absoluta fuerit favente Christo nostra disputatio. Servatori nostro paternitatem vestram commendamus."

Bischof Sebastian gab am 21 Januar 1528 seine Antwort in einem ebenso entschuldigenden und höflichen, als seines Hirtenamtes würdigen Schreiben. Er entschuldigte nochmals seine Abwesenheit von der Disputation, und verwahrte sich gegen den Vorwurf, die drei Gottesgelehrten hätten sich gegen Recht und Redlichkeit gehalten. Sechs Tage lang haben dieselben ausgehalten, in vergeblicher Erwartung, es würde zur Förderung des göttlichen Wortes wenigstens zum Teile auf lateinisch über die zehn Schlußreden, „axiomata", verhandelt, nachdem sie ihnen im lateinischen Texte zugestellt wurden. Es kommt ihnen als Spiegelfechterei, „ope tropi", vor, daß sie in einer ihnen fremden Sprache hatten disputieren sollen. Es erscheint ihnen als ein Schlag für die christliche Sache, „verbotum insuper rem Christianam exulceratum", daß über deren Anliegen zu Bern nicht von berufenen Gelehrten beraten wurde, sondern die großen Fragen in deutscher Sprache einer sehr gemischten Menge, zum großen Schaden der christlichen Sache vorgelegt wurden. Deshalb, gestützt auf den kaiserlichen Majestätsbrief der vor M. Herren verlesen wurde, haben die drei Gottesgelehrten für besser erachtet, Bern zu verlassen als dort ihre kostliche Zeit unnutz totzuschlagen. Der Bischof hat dieselben mit Erfolg ersucht, maßvoll über die Disputation sich

auszusprechen; „dedimus operam, ut sobrietati consulant, quod et spoponderunt!“ Alle drei Theologen sind nach Hause gereist, um Fastenpredigten zu halten. „Verum et ipsi ministri Dei, sunt omnes ad Evangelium se accingunt!“

Damit der hl. Glaube zu Bern keinen Schaden erleide, empfiehlt Bischof Sebastian als apostolisches Heilmittel, „apostolicum pharmacum“, angezeigt, M. Herren im Namen Jesu Christi, mit den Worten des hl. Paulus zu bitten und zu beschwören, daß sie keine Spaltungen aufkommen lassen, ihrer Berufung würdig wandeln, in Sanftmut und Demut die Bande des Friedens bewahren, und die Friedensstörer von sich ferne halten, „et hoc verbum Dei, utinam abscindatur, qui vos conturbant“, wie es evangelischen Männern geziemt. Der Bischof bittet ferner M. Herren im Namen Gottes, über Glaubenssachen keinen Entscheid zu fassen, „priusquam causa fidei debatuta“, vor Entscheid des künftigen Konzils oder wenigstens bis auf Abschied des Reichstages zu Regensburg, damit sich dem Willen Gottes gehorsam und fügsam erweisen.

Min Herren haben schließlich dem Bischof versprochen zu schreiben, was ihnen nach Schluß der Disputation geraüig und ratsam erscheine. M. Herren werden gebeten, falls etwas beschlossen worden, so gegen die Lehren der hl. Väter und die Satzungen der allgemeinen und rechtgläubigen Konzilien verstoße, solches weder dem Bischof kund zu tun noch denselben in ihren Handel zu verwickeln. Denn nie sei es denkbar, daß Bischof Sebastian anders denke und glaube, als die alten und ehrwürdigen, im Glanze der Heiligkeit und Wunder strahlenden Säulen der Kirche Gottes „*Regulas vos rogamus, ut si quid sinistrum forte scriptum sanctorum Patrum et generalium concilierum offendat vestrum animum, quod non arbitramur, nec signate eius rei nos unquam implicetis, quoniam nunquam futurum est, ut aliter sentiamus, quam primi ecclesiae Dei columnae, sanctissimi et magni confessores*“

4. Nächste Folgen der Disputation; Mandate zur Durchführung des neuen Glaubens.

Am 31 Januar 1528 erfolgte die Heimkehr der Sieger nach Zürich unter stattlichem Ehrengeleite aus Bern sie war weitmehr als die Hinreise für Zwingli, die Gesellschaften aus Zürich und die Predikanten ein wahrer Triumphzug Zwischen den

Mann unter Führung des Landvogtes auf Lenzburg ritten von dort bis Bremgarten, wo namens der fünf Orte Schultheiß Hans Hug und Ammann Wilg Ryschmuth umsonst sich bemühten den Durchzug zu verhindern. 60 Bewaffnete kamen aus Zürich entgegen. Die Stadt, deren Bürgerschaft bereits im Glauben hinkte, mußte die Tore öffnen und den Gästen den Ehrentrunk bieten. Zwingli, hoch zu Pferde, von sechs Trabanten in den Farben von Bern begleitet, hatte Bürgermeister Diethelm Röist und den Landvogt von Lenzburg zur Seite. Mit aufgereckten Spießen und Hellebarden ritten die Schutzmänner durch die Stadt. Am 1. Februar 1528, abends 8 Uhr langte der Triumphzug in Zürich an, und wurde unter Fackelschein jubelnd empfangen. Am Lichtmeßtage hielt Konrad Som die Gastpredigt in der Fraumünsterkirche, mittags war großes Gastmahl auf dem Rathause. Am folgenden Tage zogen die süddeutschen Theologen in ihre Heimat zurück.

Die triumphierende Siegesfreude war nach menschlicher Berechnung vollauf berechtigt. Die Niederlage in Baden war ausgeglichen, das Evangelium im mächtigsten Orte der Eidgenossenschaft zur Herrschaft gelangt, das Ansehen des Papstes, Kaisers und der Bischöfe beseitigt. Der Übergang der längst schwankenden Städte und Orte der Eidgenossen, die Durchführung der neuen Lehre in den gemeinen Vogteien konnte nur noch eine Frage der kürzesten Zeit bleiben. Der Anschluß der süddeutschen Reichsstädte an die neugläubigen Schweizerstädte war feierlich proklamiert worden; Zwingli hatte in seiner Schlußpredigt im Münster wie in der Abschiedsrede an Schultheiß, Rate und Bürger zu Bern die baldige Einheitlichkeit im Glauben mit Zürich und Bern auch für die sieben katholischen Orte als sichere Tatsache in Aussicht gestellt. Der Fortgang des Evangeliums in den burgundischen Landen durch Wilhelm Farel unter dem Machtschutze M. Herren zu Bern hatte bereits mit aller Rücksichtslosigkeit begonnen.

Das Reformationswerk der Tat eröffneten M. Herren zu Bern schon am 27. Januar 1528 mit aller „M. Fürsichtigkeit und Ehrbarkeit", welche sie vier Jahre vorher an Zwingli getadelt hatten. Anstoß gab die Ermahnung der vier Predikanten Myc, Zwingli, Dr. Oekolampadius, Dr. Capito und Dr. Bucer an M. Herren zu Bern, die zukünftige Handhabung des göttlichen Wortes tapferlich an die Hand zu nehmen und standhaft durchzufahren. Die Priester,

welche die zehn Artikel unterſchrieben, hatten dieſelben für grächt und chriſtenlich anerkannt, daß ſie in Ewigkeit nicht mögen widerfochten werden; ſie baten M. Herren um Hilfe und Rat, mit dem Gelöbnis, ſie wellend dieſelben erhalten und allwägen zu M. Herren als die Gehorſamen Lyb und Guot ſetzen. Der Widerpart, die altgläubigen Prieſter, gaben die feierliche Erklärung ab, auch ſie vermeinen, die heilige Schrift darthan ze haben, und begehrten zu wiſſen, wer gewonnen habe. Darum möge man mit der Änderung nicht zu eilig ſein, ſondern ihnen raten, wie ſie ſich nach ihrer Heimkunft mit Meßhalten und andern Dingen halten ſollen.

M. Herren waren in der Tat unſchlüſſig, wie ſie ſich halten ſollen; die Schreiben des Kaiſers und des Biſchofs zu Lauſanne, wie die mutige Haltung der katholiſchen Prieſterſchaft waren nicht ohne Eindruck geblieben. Sie hielten deshalb Rat mit den vier Präſidenten. Dr. Vadian, Komtur Schmid und Abt Schilling rieten alſo: „M. Herren wellind die Sach dapfer annämen, ob Gott will, ſye gnuogſam in der Disputation erlangt, was grächt und der Wahrheit ſye; doch mögen M. Herren ſich erpieten, wer ſy eins Beſſern daruf berichte, dem zu erwarten und gevolgen.“ Komtur Schmid führte aus, wie die von Zürich in Sölichem gehandlet. Dr Nikolaus Brieſer erklärte: „Es ſye nit ſin Meinung noch Rat, daß man alſobald eine Änderung tun ſölle auf die Disputation und Akta. Das ſye nit fruchtbar, ſondern mit Wyl und großer Fürſichtigkeit zu ermeſſen gar not.“ Entſcheidend waren die Ratſchläge Zwinglis und der Ratsbotſchaft von Zürich, deren Vorbild durchwegs bis ins Einzelnſte maßgebend war.

Es wurde beſchloſſen, die Meſſe ſei innerthalb der Stadt und außer dem Spital abzuſtellen. So aber jemand M. Herren eines Beſſern aus der hl. Schrift belehre, wollen dieſe, gütlich und wie es frommen Chriſten gebuhre, ſich wyſen laſſen. In alle Kilchſpiele wurde geſchrieben: M. Herren haben die Disputation mit der Gnade des Allmächtigen glücklich zu Ende gebracht und daruf aus Bericht des Gotzworts etwas Enderung in die langharbrachten Mißbruch getan. Die Untertanen mögen ruhig ſein, keinen Ufruor erwecken, die Prieſter wegen der Meſſe bei ihrer Freiheit laſſen und alſo erwarten, bis M. Herren durch ihre Boten anzeigen, welches ihre Meinung ſei, ſobald das ſein möge. Die Untertanen werden gebeten, daß ſie ſich zu erkennen geben, und gleich M. Herren

der Meß halber beraten und alles in christlicher Liebe zu Herzen fassen. M. Herren wollen niemanden trengen oder zwingen, was in den Kilchspielen das Mehr wird, sollen diese an M. Herren schreiben und berichten. Diese Eröffnung, die Messe frei zu lassen, war nicht aufrichtig gemeint, sondern stand im vollsten Widerspruche mit dem obrigkeitlichen Ausschreiben und klaren Willen M. Herren; dieselben leisteten hiefür sofort den unwiderleglichsten Beweis.

Am nämlichen Tage, 27. Januar 1528, erfolgte nach Angabe von Dr. Anshelm mit Rat und Anweisung vieler Schriftgelehrten der Ratsbeschluß: „Der Bilder und Götzen halb, auf den Altären, sollen die in acht Tagen von dannen gerumet, Tafelen desgleichen weggetan werden, daß man auch solliche uf den Gesellschaften kund tun und rat halte, wie sie die Bilder hinwegtun wellen." Es dürfe in der Stadt fürbas nimmermehr eine Messe, sondern das Wort Gottes lautere Predigt, der Tauf und des Herrn Nachtmahl nach der Ordnung von Zürich gehalten werden. Auf der Landschaft wußte man damit, worin die künftige Gleichförmigkeit bestehe.

Am 29. Januar 1528 wurde unter Leitung der Kilchmeier mit Ausräumung der Kilchen zu St. Vinzenzen begonnen. Die Schmiede und Metzger taten es mit „sonderer unmüre" und brachten etliche in der Kilchen wider die Rater und Täter besonders die Predikanten, so dazu geschaft und geraten, gar ungemachte Wort, fluch und trowen. Einer riet aus, es sudele, ein anderer sagte, es geschehe nicht aus Gottes, sondern des Teufels Gewalt, andere versuchten männlichen Widerstand. Einige, darunter Anton von Erlach, wurde mit fel, barschaft und unrecht, etliche um Geld getraut, andere ohne weiteres aus den Raten gestoßen. „Und also wurden", schreibt Dr. Anshelm, „in diesem gemeinen sturm in der lutkirchen 20 altar und das sakramenthus gebrochen, die götzen zerschlagen und ins kachelhus schutte vergraben." Sakrat sind bei, die reichen und guldinen Bildnussen haben eine bessere Behandlung erfahren. M. Herren haben sie sinnlich angenommen und nach Bern in sichere Gewahrsame verbracht. Niklaus Manuel der kunstriche Maler, obwohl einer der eifrigsten Liebhaber des Evangeliums, war mit dem Götzensturm nicht einverstanden. Er dichtete die Satyre „Der armen Götzen Klag" und legte denselben die redliche Meinung in den Mund, sie hätten als tote Bilder, die niemanden jemals ein Leid getan, solche Behandlung

nicht verdient; beſſer wäre geweſen, die Urheber hätten zuerſt die Götzen des Stolzes und Übermutes und andere Laſter abgetan. Zwingli war mit dieſer Meinung ſeines Freundes nicht einverſtanden, ſondern wiederlegte ſelbe in ſeiner Schlußpredigt.

Die Reliquien der Heiligen wurden ebenfalls in ihrer Ruhe geſtört. Im Kreuzaltare lag in bleiernem Sarge die Leiche des von den Juden im Jahre 1288 ermordeten Chriſtenknaben Rudolf „Rüeſly"; er ſolle das Kindli ſin, ſo die Juden vor zyten getödt hand. Sie wurde am 10. Februar 1528 hinausgenommen und mit einer andern Geſchrift in die Erde vergraben. Die Beinhauskapelle wurde abgetragen, Propſt Armbruſters Kapelle, welche innen und uſſen voller Götzen, über 6000 Gulden gekoſtet, von Kirchmeier Anton Stoll um 100 Gl. erkauft und für Häuſerbau verwendet. Um den Unwillen zu mindern, wurde ſchließlich den Stiftern erlaubt, Altäre und Tafeln zuhanden zu nehmen; doch mußten ſie den Ort oder Gruben, wo der Altar geſtanden, mit Ziegelſteinen beſchlieſſen laſſen. Am 31. Januar 1528 verfügten M. Herren, es ſollen alle Kelche aus den Kirchen zuſammen getragen, abgewogen und mit einem Zeddel, wieviel ſie wägen und woher ſie kommen, in das Gewölbe ob der Sakriſty zu St. Vinzenzen getragen werden.

Am nämlichen 27. Januar 1528 wurde ferner beſchloſſen, die Akten der Disputation in Deutſch und Latein drucken zu laſſen, doch kam nur die deutſche Ausgabe zuſtande. Dieſelbe wurde bei Chriſtoffel Froſchauer in Zürich gedruckt; die Korrektur der Bogen beſorgten Dr. Engelhard und Dr. Uttinger. Die Vorrede bietet manches Denkwürdige und Lehrreiche nicht nur über Vorbereitung und Verlauf der Disputation, ſondern faſt mehr noch zur Würdigung der Verhältniſſe. Bittere Vorwürfe werden gegen Biſchof Sebaſtian und die drei Gottesgelehrten erhoben; gegen erſtern, weil er nicht zum Geſpräche gekommen, über letztere, daß ſie ſtummer geblieben dann das Vich, und ohne zu disputieren wieder abgeſchieden. Darus man nemen mag, wie vaſt ſölichen Hirten die Weydung der Seelen zu Herzen gat; Gott ſye es geklagt!" Auf der Disputation, wird verſichert, ſei niemand bezwungen worden, ſich dieſer oder jener Parthy zu underſchriben, ſonders Menglichen ſein fryer Wille gelaſſen worden; welche Unterſchrybung im Buche der Kürze halber unterlaſſen iſt.

Gott weiß, wer sinem Wort vertrout, dann er aller Mentschen Hertzen erkennt.

Recht derbe lautet die Sprache gegenüber den welschen Pfaffen, welche gegen Wilhelm Farellus gestritten, noch weit mehr gegen die acht katholischen Orte und die Gottesgelehrten, welche ihre Büecher gegen M. Herren Gespräch veröffentlicht hatten: „Die gmelten Helden haben sich treffenlich gerüsst, aber nützit geschafft, dann der Glantz des Wort Gottes hat sy verbländt, die weltliche Ere sy verstopft, der Gyt sy gar umbgeben und die entchristlichen Satzungen ganz umbfangen. Woran es ihnen gelegen sye, mag ein jeder ferner Christ wol gedenken. Uff alles ward mit Glimpf und Fügen geantwortet, vorab zur Handhabung der Ere Gottes und sins heiligen Worts, Entschüttung gegenwärtigen christlichen Handels, auch zur Rettung und Bewahrung der Ehren der frommen christlichen Oberkeit der Stadt Bern. Diese hat", betonert die Schlußrede, „nachdem uff dem Gespräche die Gschrift zum trülichsten, klarlich gebracht auch dem Geist Gottes all ergal chformigest usgeleit und erklärt worden, als eine christliche ehrsame Oberkeit die vermeinten Gottesdienste und Cerimonien billichen usgerütet und lut der gemeinen Reformation christlich gehandelt. Gott möge allen seinen Geist geben, das Wort Gottes recht zu verstehen und dis Läben darnach zu richten." Die Akten der Disputation waren am 23. April 1528 fertiggestellt. Sie wurden 1608 und 1701 mit den Synodalbeschlüssen von 1532 und dem „Consensus Tigurinus" von 1681 zusammengedruckt und als kanonische Bücher der bernischen Staatskirche an alle Pfarrarchive gesandt. Für das Studium der schweizerischen Reformationsgeschichte ist das Werk, gleich den Badener Akten, von höchster Bedeutung.

Die christliche Reformation hatte in der Stadt Bern trotz allem noch zahlreiche und angesehene Gegner. Um dieselbe endgültig wider alle Anfechtung zu sichern, wurde am 2. Februar 1528 bei geschworenen Eiden und ufgelegten Händen zwischen Räten, Burgern und Hindersässen eine Vereinbarung geschlossen. Dieselbe richtete sich gegen etliche Gemeinden und sundrige Personen, die oder wenig in Statt oder Land, denen diser Handel der Reformation, gegenwärtige und künftige Verbesserung, weder gefellig noch annemlich sind, die sich hinwider sperren und wider eine ehrsame Oberkeit dieser Stadt

Bern ſetzen, wider ihren Rat und was unter M. Herren eins worden, es ſye des Gloubens oder wältlicher Sachen halb underſtan zu handlen, tun, praktizieren und bewärben, heimlich oder offenlich, darus Zertrennung burgerlicher und ländlicher Einigkeit und Friedens entſtan möchte. Dem allem vor ze ſin, gelobte die Burgerſchaft die Oberkeit by ihren Räten und Täten und was je unter ihnen das Mehr würde, zu ſchützen, ſchirmen und handhaben: ir Lib und Guot getrüwlich zu M. Herren zu ſetzen und für ſich ſelbs darwider nüt ze thuon, handlen noch reden. Wer von der Gemeinde ferne geblieben, auch Weiber, die etwas hören oder vernehmen, das einer Stadt Bern und M. Herren Schaden bringen möchte, ſolle jeder es vielbemelten Herren bei Eidspflicht getrüwlich, gewißlich und ohne Verzug anzeigen. „Dieſer Eidſchwur war", ſchreibt Dr. Stürler, „ein Vertrauensvotum, welches die Regierung von der Einwohnerſchaft verlangte, um dem Reformationswerke auf dem Lande beſſern Eingang zu verſchaffen. Der Erfolg entſprach nun auch dem vorgeſetzten Zwecke, wie denn überhaupt in dieſem entſcheidenden Stadium der Glaubensänderung die berniſchen Räte ihre altbewährte Klugheit und Geſchicklichkeit wieder fanden."

Der entſcheidende Schritt für Einführung des neuen Glaubens und zur Vernichtung der alten kirchlichen Ordnung taten die Gn. Herren am 7. Februar 1528 durch Erlaß des großen Mandates der 13 Artikel, welches beſtimmt war, das neue Kirchentum nach Vorbild der zurcheriſchen Mandate in Stadt und Landſchaft Bern „uf ewecklichen" zu begründen. „Die Reformation geſchieht zur Verbeſſerung der bishar gebruchten Gottesdienſten und Zeremonien, die neben dem Wort Gottes durch menſchliches Gutdunken nach und nach ungepflanzet, und durch des Bapſttumbs Hufen trafflich gehandhabt, aber diſer Zyt, us Gnaden Gottes und Erſcheinen ſins heiligen Worts, durch Schultheißen, kl. u. gr. Rät der Statt Bern im Uchtland usgerüttet ſind, und alſo dieſe Reformation in iren Stetten, Landen und Gebieten hinfür ze halten angeſächen und usgeſant, Gnad und Frid von Gott dem Vater und unſerm Herrn Jeſu Chriſto! Amen." Die Reformation ordnet in 13 Artikeln das neue Kirchenweſen auf Grundlage des göttlichen Wortes.

1 Werden die zehn Theſen oder Schlußreden als im Evangelium gegründete und von M. Herren klar erkannte Wahr-

heit als solche für alle Pfarrer und Predikanten als verpflichtende „regula fidei“ erklärt. Dieselben müssen bei Verlierung ihrer Pfründen angehalten, dawider weder zu predigen noch zu lehren, sondern sich befließen, das Wort Gottes getrulich under das Volk zu tragen, und nach dem zu läben und zu underwisen.

2. Alle geistlichen Rechte, Vollmachten, Privilegien, Mandate, Satzungen, Ehesame, Ehegericht, Bann wie andere Beladnussen und Beschwerden seitens der Bischofe werden und bleiben aufgehoben. Die weltlichen Rechte und Bunde werden vorbehalten.

3. Die Dekane und Kammerer der Kapitel werden ihres Eides, so sie den Bischofe entbunden. Defane, welche der evangelischen Lehr widrig, sollen abgesetzt werden. Kein Pfarrer darf mehr einem auswärtigen Kapitel angehören, wodurch Hochdorf, Sarne, Wiflisburg und Buchsgau betroffen wurden. Wenn zu wenige Kapitel sind, sollen neue gemacht werden.

4. Betreffend die Priester und Untertanen, welche unter einem fremden Regimente stehen, wird verlangt, daß sie allen und jeden Mandaten, Gebotten und Verboten, so wir des Glaubens oder weltlicher Sachen halb ussgan lassen, und zuschicken werden, gehorsam und gewertig sin sollend, als sie dann schuldig sind und ehemals Pflegs gehept. Kirchen noch weltliche Herrschaften Gebotten, den Unsern widrig anzunemen noch denen, so uns sy nach berürend, statt geben, sonders sich derselben gänzlich müssigen sollen. Dann umb hinwiderumb niemands, die schon in unser Eidgnoschaft gehorsend, aber mit der Unsern sind, noch uns zu versprächend stand, mit bezwingen wöllen, des Glaubens halb uns gewärtig ze sin, sonders inen beingesetzt haben ze glouben was inen anmuotig, und sy vor Gott vertrauen ze verantworten. Dann wir unsers Teils nit handlen, dann das aller Billikeit gemäß, und ouch nüt ufsetzen wellen, dann das Ir in billicher Gehorsame wol ertragen mögend, und nach dem Wort Gottes zu tun schuldig sind. Dann werden die Pund und Verwandtschaften mit unsern getrüwen lieben Eidgnossen, Pundgnossen und Mitburgern in weltlichen Sachen, als frombden Lüten zustat, feerlich aufrecht erhalten.

5. Wird gebeten überall Maß und Bilder, welche in der Statt Bern us Bericht Gottes Wort abgesetzt sind, zu entfernen, weil M. Herren des Willens, die niemermer wider ufzerichten, es wär dann Sach, daß wir mit göttlicher Schrift geirrt zu haben

underricht und bewisen w.arden. Das wir nit besorgen, so doch die Maß der Ee Gottes abbricht und dem ewigen Opfer Christi lestrig ist, weil die Götzen wider alle Schrift, nuwes und alts Testaments bishar in Gewar der Vereerung furgestellt sind und den einfaltigen Christen verfiert und von Gott, dem Schepfer und Behalter aller Welt, uf die Schöpfung gewisen haben. Dz aber M. Herren wissen, „daß Etlich, es sigend sondrich Kilchen oder Personen, us Mangel evangelischer Leer old sunst boswillig, so wolen M. Herren Mitliden mit inen haben und sollen gemeinlich Gott bitten, inen Verstand sins heiligen Wort ze geben. Solch Kilchhörinen wellen wir nit mit Ruche und Vorgericht abstrafen, sondern einer jeden jetzmal iren sinen Willen lassen, die Lär und Bilder mit merer Hand abgethand. Werden wir mit der Zyt uch, und besunders von wägen der Schwachen, im Glouben Pfarrer verordnen und zustellen die Uch mit dem Wort Gottes erbuwen und ufpflanzen, und demnach gemeinlich nach dem Wort Gottes ze iedem Inleitung gaben werden." Desdahin sollen beid Parteien bei schwerer Strafe, ohne Schmützen, Schmähen und Spotten einander christenlichen gedulden.

6 Aber Sakramente und kunft ge Ordnung gotlicher Versammlung und Kilchen, das Nachtmahl Christi Jesu ze began, der Touf, Bestätigung der Ee, der Bann, Versehung der Kranken, werden M. Herren den Pfarherren bildig Schulden zuschicken, auch selber flis und sin sich beflißen, alles das mit Gott abgethund, so sinem göttlichen Willen und Geheiß widrig sin mag, und christenlicher Liebe nachteilig ist, hinwiderumb alles mit Gott und Hilf ufgerichten, das einem erbaren Regiment und ersamen christenlichen Volke gägen Gott und dem Menschen gemäch ist und wol anstat.

7 Alsdann auch die Mäß, Jarzyt, Vigil, Selgerät, die siben Zyt und ander Stiftungen zu Abfal kommen, und aber vil Zins, Zächenden, Rent, Gült, liegend Stuck und ander Güter und Hab daran vermächt, wellen wir nit, daß jemans wer der sye, solche Güter, so den Klostern, Stiften, Pfarren und andern Kilchen gaben und zugeordnet sind dadannen zuche. Insunders soll alles wie von Alter har usgricht und bezalt werden, dann die, so in sölichen Klöstern, Stiften und Kilchen verpfründt und bestätet sind, ir Läben lang, wo si darin beliben wöllen, der-

ſächen ſyen und alſo in Friden abſterbind. Und nach Abgang derſelbigen werden wir thun und handlen, was die Billikeit erfordert. Nit daß wir ſölich Güter in unſer Nutz zien wöllind, ſonders die, ſo ſi doch Gottsgaben genempt ſind, der Fugen verſchicken und verordnen, daß wir deß gägen Gott und der Wält Glimpf und Rächt ze haben verhoffen. Was Lebende geſtiftet und freiwillig verordnet haben, dürfen ſie zu ihren Handen nehmen, ebenſo ſondrige Perſonen, Geſchlächter und Geſellſchaften, welche Stiftungen an Pfründen, Kapellanien und Altare gemacht. Was andere Leute daran gegeben haben, ſoll bleiben.

Bei den Patronatspfarreien der Stifte und Klöſter ſollen die Vögte mit den Kirchmeiern das „corpus beneficii“ ausmitteln und M. Herren ſölichs anzeigen, damit die Pfarrer und Prädikanten der Notdurft nach verſächen werdind und ir erlich Uskomen habind. Es wird nicht geſtattet, „daß ſondrig Patronen, ſo man nempt Lächenherren der Pfarrpfründen, Gewalt haben, die Pfründen zu mindren noch das, ſo zu ſölich Pfründen gehört, zu iren Handen zu ziechen, damit kein Mangel der Pfarren entſtünde.“

8. Über das Jahrzeitgut der Bruderſchaften ſollen die Brüder niderſitzen und darinen handlen zur Fürderung gemeines Nutzes und der Armen, was zimlich und billich iſt. Auf Geſellſchaften und Stuben mögen die Brüder handlen was inen gefellig. Wer etwas gegeben und noch am Leben iſt, ſolche mögen ihre Gaben wieder nehmen oder da laſſen.

9. Damit Ergernuß vermieden bleibe, ſo haben wir angeſächen, daß alle Mäßgwänder, Kilchenzierd, Kleider, Kelch und derglichen unverändert diſer Zyt beliben ſöllen, bis uf unſern witern Beſcheid. Wöllen wir, wie frommen Obern zuſtat, mit allem Fliß und Trüw darinne mit Gott handlen. Sondrige Perſonen, Geſellſchaften und Stuben mögen mit den Mäßgwändern ꝛc., ſo ihr Vordren dargäben haben, handlen nach irem Gevallen.

10. So der Pfaffenehe ein gute Zyt in Verpot geſtanden, und aber von Gott der eelich Stand ingeſetzt und Niemants verboten iſt, verpieten wir allen Geiſtlichen die Huory bei Verlierung ihrer Pfründen, wöllen auch, daß die Pfarrer und Prädikanten, nachdem ſie ſich vereelicht haben, mit ihren Wibern und Kinden ſo züchtig und erbarlich läbind, als Hirten und Vätern des Volks zimpt und der heilig Paulus Sölichs fürgeſchriben hat. Welcher

dawider handlet, den werden wir abſetzen oder je nach Verſchuld und Gelägenheit ſtrafen. Wir wöllen ouch nit gedulden, daß die, ſo ſich vereelichen, an irem Kilchgang üppige Gefräß und Täntz anrichtind.

11. Das Verpieten der Spyſen als mönſchliche Satzung, iſt abzeſetzen. Laßen wir üch aber üwern fryen Willen, Fleiſch und all andre Spiſen zu allen Zyten mit Dankſagung ze äßen und nießen. Doch daß Sölichs beſchäche one Ergernuß üwers Nächſten und der Schwachen, nach der Leer Pauli. Vorab uf den Stuben und in Wirtshüſern, da die Menge der Lüten zuſamen kompt, an den Orten ſöllend Ir, Ergernuß ze verhüten, Fleiſch an verbotnen Tagen vermiden. Es ſollend ouch die Wirt ir Gäſt, ſi ſyend frömbd old heimbſch, nit zwingen, Fleiſch ze eſſen an verbotenen Tagen. Und wie wir hievor die, ſo an verbotnen Tagen Fleiſch old Eyer geäßen, umb zächen Pfund geſtraft, alſo wöllen wir hinfür all die, ſo ſich überfüllen und mer zu inen nämen, dann ir Natur ertragen mag, deßglichen die, ſo z'Nacht nach den Nünen Schlaftrünk thund, ouch die da trinken und ſich überſufen, um zächen Pfund ſtrafen, als dick und vil das ze Schulden kompt, und hiebi ſchwäre Straf vorbehalten nach Geſtalt der Sach einem jeden ufzelegen.

12. Der heimiſchen München und Nunnen halb iſt abgeredt, daß die, ſo in den Klöſtern beliben und ir Läben da ſchließen wöllend, das thun mögend. Doch keine junge Münch noch Nünnlin mer in die Klöſter nämen, ouch kein Frömbd mer darin kommen laſſen. Und all, die uß den Klöſtern gand, ſie vereelichen ſich oder nit, die ſöllen die Kutten von inen thun und ſunſt erbarliche Bekleidung anlegen. Welcher Münch oder Nonne in die Ehe tritt, wird ausgeſteuert.

13. Mit den Chorherren und Kappellanen, welchen M. Herren Pfründen geliehen haben, wird nach Billigkeit gehandelt werden. „Wir wöllen ouch, daß all und jetlich Pfarrer in unſern Landen und Gepieten, anſtatt der Mäßen all Wuchen durch das ganze Jar alle Sonntag, Montag, Mitwuchen und Fritag das Gotswort verkündind bi Verlierung irer Pfründen, wo aber Unmußen halb, beſonders Summers Zyt, die Kilchgnoſſen nit möchten an die Predigen gan, aldann ſol es an inen ſtan, den Pfarrer heißen ſtillſtan."

Der Wortlaut dieses reformatorischen Glaubensmandates läßt erkennen, daß M. Herren von Bern sich selber und dem Volke nicht trauten. Haller klagt beständig über den heimlichen Widerstand der Oligarchen. Vielerorts, namentlich in Frutigen, Hasle, Interlaken, Obersimmental, Lenzburg und Huttwil war das Volk in bedenklicher Aufregung. Manche verlangten entweder Aufrechthaltung der alten Ordnung, besonders der Messe und Jahrzeitstiftungen, oder Anteil an den Kirchen- und Klostergütern sowie Aufhebung der bezüglichen Zehnten und Abgaben. Eine streng kirchliche Partei begehrte Freiheit für den alten Glauben, eine andere Wahrung ihrer politischen Vorrechte. Nur so erklären sich einzelne, die katholische Überlieferung schonende Bestimmungen in Verbindung mit der Drohung, mit der Zeit strenger vorzugehen. In den Räten selbst herrschte gewaltiger Streit über die Kernfrage, ob M. Herren das Mandat von sich aus durchführen sollen, oder ob dasselbe, wie die frühern, der Abstimmung der Städte, Ämter und Gemeinden zu unterbreiten sei. Die streng reformatorische Partei verlangte: es habe ein für alle Male bei den Beschlüssen von Schultheiß, Rät und Zweihundert zu verbleiben, die Gemeinden haben dieselben schlechthin anzunehmen und gehorsam zu sein, und sich ohne jeden Widerspruch dem Willen M. Herren in Glaubenssachen gleichförmig zu machen. Allein die Räte zogen es vor, das ganze Volk durch ein neues Glaubensmehr endgültig für ihre „Thäten und Räten us Bericht göttlicher Geschrift“ mitverantwortlich zu machen. Am 27. Januar 1528 wurden die Gemeinden durch die ganze Landschaft „uf Sant Matthisen abent“, 23. Februar 1528 angesetzt, mit dem Anhange: „Wir werden üch durch unser Botschaft schriftlich und mündlich eröffnen, was unser Wille ist. Alle sampt, was von vierzechen Jaren uf Mansbilder sind, söllend sich uf gemein Dingstatt zesamen fügen und Niemands sümig sin. Wellen wir, daß diser unser Brief an Kanzeln verläsen, die Gemeinden wol versamlet werden, und sich Niemands hinderzüche.“

Die „Instruktion uf die Boten so in Statt und Land von Schultheiß, Räthen und Burgern von wägen der Reformation abgefertiget und usgesant sind,“ eine Erläuterung des Mandates vom 7. Februar 1528, trägt das Datum vom 23. Februar 1528. Sie ist aber früher abgefaßt und ebenso lehrreich wie das Mandat

ſelber, ein Beweis für die Härte des Zwanges, der zum Fürgange des Evangeliums ausgeübt wurde, und ebenſo ein Beleg, wie ſehr die Stimmung des Volkes M. Herren Sorge bereitete. Die Boten ſollen ſorgen: „Daß die Gemeinden wohl verſamlet ſind; dann gegenwärtiger Handel treffenlich und groß iſt, und das Seelenheil berührt. Die Boten ſollen den gewöhnlichen Gruß vorſagen, dann gleich die truckte Reformation ſittenklich, verſtantlich, lut läſen, von einem Artikel an den andern; wan es die Boten fruchtbar und not ze ſin beduchte, uf jetlichen Artikeln reden und den erlütern, damit jedermann M. Gn. Herren Wille und Meinung verſtande". Wo Dekane ſind, ſoll denſelben bei Artikel 3 „verkündt werden, daß ſie uf Mitwuch vor Mittefaſten ſich zu fügen, M Herren und Obern ze ſchwören haben und wyter Beſcheid empfachen, wie ſie hinfür ſich halten ſöllen". „Beim ſechsten Artikel" ſollen die Boten verſichern, wie M. Herren Willens ſyend, daß ſie in kurzer Zyt, mit Eeren und Fugen, all Penſionen, Miet und Gaben, darus frömbd Krieg, auch landlich und ſtättlich Zwitracht und Zerrüttung entſprungen ſind, ganz und gar abſtellen und darvon ſtan. „Die Wiedertäufer ſollen nirgends geduldet, ſondern, wo ſie beträten, ſollen ſie venklich angenommen und M. Herren überantwurtet werden." Die neue Läutordnung, wie ſie M. Herren für die Stadt Bern aufgeſtellt haben, ſoll für alle Kilchſpiele zu Statt und Land angeordnet werden, „damit jedermann der Stunden und des Zyts warneme und ſich darnach halte."

„Dem allem nach, ſobald die truckte Reformation bis an das End geläſen, ſöllen die Boten mit geſchickten, tougenlichen, dapfern Worten darthun, wie dann vilgemelt unſer Gn. Herren und Obern die Diſputation mit großen Koſten, Mühe und Arbeit gehalten haben, daruf vil hochgelerter Männer geſin. Deß alles M. Herren wol hätten mögen embären und abſin, wo die Eer Gotts, gemeiner Nutz und Frommen, ouch gemeiner Frid der Iren, in Statt und Land Wolfart und Einigkeit, darzu erbarlich, chriſtenlich Wäſen und Läben inen nit ſo faſt zu Herzen gangen wären, und ſie Gott nit mer dann den Möntſchen in Sachen des Gloubens gehorſamen weltend. Dadurch Inen, ouch den Iren in Statt und Land übel und ſchmächlich zugeredt, zugeſchriben, ouch etlicher Geſtalt getröuwt wird. Das ſie Gott dem Allmechtigen befelchen, der allein weiß die Geheimnuß der Herzen, der ouch die Sinen

entlich erhaltet, darneben die Gottlosen und ir Anfleg zerstrüwet und ze nüt machet. Dem allein sye Lob und Ger in Ewigkeit!

„Es ist M. H ernstig Begär, Will und Meinung, daß all ir lieben getrüwen Undertanen sich in christenlicher Rüwerung, us Bericht Gotts Wort gethan, sich in Sölichem inen als iren Obern glichförmig machend, also die Reformation, vorab rechtschaffen Gottsdienst annemen und darinne beharren. Damit M. Herren Wüßen haben, welich sich inen glychförmig machen wellend, so söllen die, so M Herren und ihrem Anlächen jez und harnach gehorsam sin und dem Wort Gottes anhangen und damit die verwändten Gotzdienst, als Mäß, Bilder, Jarzyt und derglichen vorgeblich Zerimonien angends ablun wellen, ouch in disen Dingen sich M Herren glychförmig machen, dieselben söllen bi den Boten beliben und still stan. Aber die Andern, so das nit thun, deren doch, als M. Herren verhoffen, keine sin werden, söllen nebend sich an ein Ort träten, und demnach beidersit ir Antwurt in Schrift stellen und den Boten uberantwurten."

Wo in einer Gemeinde mit mehrern Kirchspielen das Mehr, Messe und Bilder abzutun, nicht zustande kommt, mag jede Kirchhöre für sich allein das Mehr machen, dieselben abzutun und sich M Herren zu vergleichen, dabei sie auch beschutzt, beschirmt und gehandhabt werden sollen. Diesen Artikel sollen jedoch die Boten „nit eröffnen, bis si gesechen, daß under der Gmeind das Mer nit werden mag uf M. Herren Siten".

„Und ob Sach wer, daß etlich Kilchspiel oder Gemeinden sich nit welten in disen Dingen M Herren vereinbaren und gevölgig sin, daß nutdestminder die Priester, so sich den zehn Schlußreden underschriben haben, bi iren Pfründen beliben und das Wort Gottes verkünden söllen, darzu der Mäß und Zerimonien ganz müßig gan. Desglichen söllen ouch thun die Priester, so sich keiner Parthy underschriben hand. Aber die Priester, so sich understanden, die zehn Schlußreden ze widersechten und derselben sich nicht underschriben haben, dero gar wenig sind, die sollen an den Orten, da die Maß abgestellt ist, nit mer Maß han. Wo sy aber by denen sind, so die Maß haben wellen, mogen M. Herren wol liden, daß si da bis uf witern Bescheid beliben, doch mit Gedingen, daß si fortan wider das Wort Gottes und die zehn Schlußreden nützit predigen noch lerend."

Die Boten „söllen eim jeden Kilchspel und Pfarrer ein truck
Reformatz und ein Toufbüchli lassen, sich darnach wüßen z
richten." Letztere Bemerkung wegen den „Toufbuechli" läßt
Gründe erkennen, welche für die neue Staatskirche eine „Z
standskontrolle" nötig machten. M Herren und die Prädikan
wollten genau wissen, wer sich ihnen gleichförmig gemacht hat
Taufe und Nachtmahl waren die „consignatio" der Zugehörigk
und Gleichförmigkeit zum obrigkeitlich einzig anerkannten Evan
gelium; bald wurden ebenso der Besuch des Nachtmahls, der Kir
gang der Brautleute in der rechten Pfarre, und die Anzeige d
Geburten und Todesfälle bei den Prädikanten vorgeschrieben. D
obrigkeitliche Verordnung und Agende über Trauung und Spe
dung der Sakramente erschien am 8 März 1529.

Die Abstimmung vom 23. Februar 1528 hatte das ver
M. Herren gewünschte Ergebnis. Fast überall ergab sich ein Meh
für die Gleichförmigkeit mit M. Herren, jedenfalls nicht überal
ungezwungenen Willens. Die Gemeinden Obersibental, Frutigen
Huttwil, Aarau, Brugg, Zofingen und Lenzburg das Stettli zeigte
sich widerspenstig. Dafür wurden die Pfarrherren sofort abgesetz
und an ihre Stelle Prädikanten verordnet, damit sie das Wor
Gottes verkündigen und „nach Vermag und Wisung M Herren
Reformatz die Pfarr versächen." An die störrischen Gemeinde
erließen M Herren einen scharfen Verweis: „Haben wir", heißt es
in der Missive vom 16. März 1528, „sonders nit gar vil Gefalle
empfangen, daß Ir Uch widrigen, in disen Handeln uns ze will
faren, nit uns, sonders dem Wort Gottes Uch widerspennig erzoe
gende. Villicht will Gott noch nit, daß Ir dismals sinem Wort
deß Ir noch nit bericht, statt gebind, und in ein ander Zyt schicken
Deßhalb wir billichen Mitliden mit Uch haben bis zur Zyt, de
Uch Gott auch mit sinen Gnaden besucht, berüeft und erluchte
Wir wellen aber Uch us christenlicher Meinung ermant habe
daß Ir das Wort Gottes Uch hiezwischen predigen lassend un
nit uslachend, sunders Uch uns wie den Unsern mit Abthuung
der Bildern, Mäß u. dgl. vereinbarind."

Unterdrückung des alten Glaubens durch die obrigkeitliche Reformat.

Die „Reformatz us Bericht göttlichen Worts“ auf Grund der zehn Schlußreden und nach Inhalt der dreizehn Artikel war unwiderruflich beſchloſſene Sache. Das Volk hatte ſeine Zuſtimmung gegeben, damit M. Herren ſeine Unterſtützung bei ihren Räten und Taten zugeſchworen. Die Mehrheit M. Herren ſäumte nicht, ihrem Willen Folge zu geben und den Untertanen die „göttliche Speiſe des Evangeliums“ anmutig zu machen. Allein der „Fürgang“ ſtieß ſofort auf ungeahnte Schwierigkeiten und kräftigen Widerſtand. Die Räte mußten ſich in Permanenz erklären und in beſtändige Kriegsbereitſchaft ſtellen, zunächſt gegen das eigene Volk, die „meineidigen und erloſen Puren“, ferner gegen widerſpennige Magiſtrate, welche von der Meſſe und den päpſtlichen Zeremonien nicht laſſen wollten, ſodann gegen Prädikanten und Wiedertäufer, welche ſtets predigten, das Volk habe der Obrigkeit fürder weder Zehnten noch Abgaben zu entrichten. Das Los ſolcher Prediger war ſofortige Abſetzung; die Wiedertäufer mußten Urfehde ſchwören und kamen mit dem Leben davon; „wo das nit“, wurden ſie dem Nachrichter und Waſſer befohlen, ſie „ane Gnade zu ertrenken“.

Über die Vorgänge in Stadt und Landſchaft Bern unmittelbar nach Erlaß des Mandates vom 7. März bis zu Ende des Jahres 1528 erhalten wir treffliche Aufſchlüſſe aus Briefen Hallers an Zwingli und Dr. Vadian. Daraus ergibt ſich die Tatſache, daß die oberſte Leitung der religiöſen und kirchenpolitiſchen Angelegenheiten fortwährend bei Zwingli lag. Haller bat Zwingli um ſofortige Ausarbeitung einer Paſtoralinſtruktion für die berniſchen Pfarrer und um Überlaſſung einiger Gelehrten zur Regelung des Kirchen- und Schulweſens. Dieſer ſandte hierauf drei ergebene Freunde als Lehrer der Theologie, Prediger des Evangeliums und Organiſatoren der neuen Kirche nach Bern: Dr. Sebaſtian Hofmeiſter, Mag. Kaspar Großmann und Mag. Jakob Müller. Er gab ihnen am 19. März 1528 gegenüber Nikolaus von Wattenwil das Zeugnis: Sebaſtian ſei überaus ſcharfſinnig im Urteil, aber heftig im Auftreten, Kaspar beſtändig, gut zu behandeln, fleißig und treu, Kellikan ernſthaft und ſchlicht, in den Sprachen gründlich unterrichtet und ſehr gewandt. Zwingli gab ſofort Weiſung, wie die neue Kirche in Bezug auf Gottes-

dienst und Seelsorge, Anstellung der Prädikanten und Fürsorge der Schulen einzurichten sei. Ohne Zwingli konnte nichts geschehen. „Tu igitur", schrieb ihm Haller noch am 12. Juli 1528, „pro tua [illegible] omnes Ecclesias solicitudine age, ut initia nostra bene consumas. Age igitur quem semper egisti, charissime Huldrice, nam non minus, immo multo magis tua egemus opera, ut, quae Deus primo apud nos coepit, eadem etiam perficiat."

Nach dem Vorbilde von Zürich wurde ein **Konsistorium**, das **oberste Chorgericht** eingeführt. Dasselbe bestand aus sieben Ratsherren und zwei Prädikanten, hatte die oberste Aufsicht in Disziplinarfragen und Ehesachen mit dem Rechte des Kirchenbannes, und führte ein eigenes Siegel mit dem Bären. Gleich von Anfang stand diese Behörde in völliger Abhängigkeit von der Regierung. Am 15. März 1528 wurde in der **Eidesformel** die Anrufung der Heiligen gestrichen. Am 26. März 1528 wurde die neue Ordnung für die Dekane, Kammerer und Landkapitel erlassen, welche dieselben völlig in die Gewalt M. Herren stellte. Die Pfarrer sollen jeden Sonntag das Vater unser, den Glauben, die zehn Gebote und das allgemeine Gebet von der Kanzel verkündigen, Eltern und Vorgesetzte ernstlich anhalten, dieselben Gebete ihre Kinder und Dienstboten zu lehren. An den Sonntagen nach der Nachtmahlfeier sollen sie die Kinder von 9—12 Jahren in der Kirche unterweisen, zu christlicher Zucht, Gehorsam gegen die Eltern und zur Gottesfurcht ermahnen.

Schon am 31. März 1528 mußte Haller gegenüber Zwingli ernstlich klagen, daß zwischen Dr. **Hofmeister** und **Megander** arge Zerwürfnisse bestehen, welche sowohl die Eintracht der Prädikanten als das Ansehen der Kirche Gottes gefährden. Zwar hat Haller mit beiden Gelehrten, welche bisher in seinem Hause wohnten, keine widrigen Erfahrungen gemacht. Megander, welchen der ebenso leidenschaftliche Franz Kolb als Affen Zwinglis bezeichnete, schalt Dr. Sebastian einen nichtnutzigen und böswilligen Mann, „homo nequam et malus", mit dem er nicht länger zusammenleben wolle. Haller selbst befürchtete sehr, Dr. Sebastian könnte durch sein maßloses und verletzendes Auftreten und mürrisches Wesen der Kirche mehr zur Verwirrung als Erbauung gereichen. In der Tat wurde Dr. Sebastian im Mai 1528 als Prädikant nach Zofingen versetzt, um gemeinsam mit Jörg

Stähelin, dem frühern Pfarrer zu Weiningen, die böswilligen Chorherren und Burger nebst den zahlreichen Wiedertäufern zu bekehren. Sein Wirken dauerte vier Jahre; er starb 1532 unter den heftigsten Schmähungen gegen den alten Glauben, zum Schrecken der Gemeinde, auf der Kanzel.

Haller fühlte sich außer Stande, von sich aus größern Mißlichkeiten und Ärgernissen vorzubeugen er bat Zwingli als obersten Wächter der Kirche zu Bern inständig, ihm und den Dienern des Wortes ein Hirtenschreiben zukommen zu lassen, „communem parenesin ad nos omnes scribas!“ Er soll jedem, auch Haller, seine Fehler vorhalten, sie alle zu Friede, Liebe und Eintracht und geziemender Lebensführung, „convictum verbi ministris dignum“, ermahnen. Er soll die Hoffart und Neugierde ihrer Frauen tadeln, ihnen ein eingezogenes Leben anbefehlen, „ut sint modestae, sobriae et nequaquam calumniosae“. Der Magistrat ist in Verwirrung, überall herrscht Unruhe, so daß, wenn der Herr nicht Wache hält, seine Diener vergeblich wachen. Schwere Gefahren drohen seitens der Bauern. Dieselben rüsten zum Aufruhr und verlangen Wiederherstellung der Messe Sie hatten Nachlaß der Zehnten und Abgaben erwartet, wenn die Messe abgeschafft würde und sind deshalb gegen M. Herren mißstimmt. Gegenüber dem Herzog von Savoien besteht Kriegsgefahr wegen Genf Wenn Zwingli eingreift, werden diese Unvollkommenheiten verschwinden und größere Übel ausbleiben: er wird seinerseits alles tun, um dieses zu erreichen. „Non desero in omnibus, quibus possum, Domini gloriam, ecclesiae aedificationem et ministrorum commoditatem promovere. Vale igitur, et super ecclesiam nostram tuae sollicitudinis commendatam semper vigilato!“

Dr. Vadian erhielt am 20 April 1528 vertraulichen Bericht: Haller sei sehr kränklich und derart mit Geschäften überhäuft, daß er im Verkehr mit einem Gesunden kaum atmen kann. Von allen Seiten drangen sich Brüder herbei, um Anstellung zu finden, kürzlich gegen siebenzig, viele mit Empfehlung von Dr Vadian; doch nur drei wurden angenommen. Weil die andern nicht bis zu den Sternen erhoben wurden, überhäufen sie Haller mit Schmähungen: „plausten impurissimum in lucem effundunt!“ Der Magistrat ist so sehr beschäftigt und das Volk derart aufrührerisch, daß kaum die ersten Grundlagen der neuen Kirche, „initia rerum ordine

innovandarum", gelegt sind. Doch wird den widerspänstigen Ratsherren mit Verbannung aus Stadt und Land gedroht. In der Osterwoche wurden vier Mitglieder des Großen und zwanzig des Kleinen Rates ausgestoßen; Nikolaus Manuel ist dafür in den Kleinen Rat berufen worden: die Zahl der Frommen im Rate übersteigt jene der Ungläubigen. Haller hegt die beste Hoffnung, daß die Jahrgelder, „stipendia pecuniaria", verboten werden und die Kirche Gottes zu Bern bald eine neue Gestalt gewinnt, wenn nicht Krieg eintritt. Zwar ist der Rat noch immer saumselig mit Maßregelung der altgläubigen Pfarrer, allein Haller wird M. Herren die Sporen geben, sobald die Zeiten ruhiger sind. „Senatus noster tardus est ad removendos impostores parochiales, et cum pacatiora redibita fuerint, quae nunc turbulentissima sunt, calcaria dabo!" Messe und Möncherei sind abgeschafft und die Altäre in vielen Kirchen bis auf die letzte Spur zerstört, allein die Bauern verlangen Anteil an den Kirchengütern. Genf ist von Savoyen bedrängt und bittet Bern, welches mit dem Herzog verbündet ist, um Beistand. Überall herrscht Wirrwarr; „nihil videres quam in omni rerum turbine praesentissima bella!" Trotzdem nimmt das göttliche Wort seinen eigenartigen Fürgang: „currit sermo domini suo modo!"

Die Osterfeier, 12. April 1528, bereitete den Predikanten große Freude. Dieselbe wurde zu Bern im Münster nach dem Ritus von Zürich gehalten. Der gesamte Magistrat erschien am Tische Gottes, mit ihm die ganze städtische Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen. Schultheiß Hans von Erlach hatte das Brot des Herrn aus Berchtold Hallers Hand in die seine, hoffentlich in gläubiger Gesinnung empfangen. „laxit Deus, ut sincero fecerint animo!" Zwingli hätte schauen sollen, schrieb diesem Dr. Sebastian am 22. April 1528, mit welcher Würde und Andacht nicht nur das Volk, sondern auch die Magistrate vollzählig an den Tisch Gottes getreten. Zwingli solle fleißig an die befreundeten Ratsherren schreiben, von Bern lasse sich vieles Gute hoffen, besonders, wenn das Bündnis mit Frankreich gekündet sei. Die Sitten sind zu Bern weit besser als ehedem in Zürich, die Berner haben in Kleidung und Lebensordnung sehr vieles von der Einfachheit der alten Eidgenossen beibehalten, und sind leichter zu behandeln als er geglaubt hat. Er hegt gute Hoffnung, daß in kurzer Zeit

auch diejenigen sich bekehren werden, welche bisher in bösen Sitten dem Gotteswort widerwärtig geblieben, „qui hactenus erant maligeri verbo“.

Fortwährenden Verdruß bereiteten die Inselfrauen, „Vestalinnen“. einige sind dem Gotteswort geneigt, aber die Mehrzahl ist sehr widerspannig, „pestilentiosiores“, als zur Zeit jene im Ötenbach waren: die Frauen berufen sich auf ihre Ordensregel, diese ausbündige Heuchelei und Pest jeder wahren Frömmigkeit· doch durften sich die Frauen gefügig zeigen, wenn Ordensregel und Klausur aufgehoben werden. Die „Iselfrowen“ weigerten sich indes beharrlich die Beichtiger und Prediger B. Haller und Dr. Seb. Hofmeister anzuhören. Am 4. April 1528 wurde geraten· „daß ein Venster in der Ziel gemacht werden söll, daß man in das Kor sachen mag, ob die Nunnen Predig hören oder nit, und inwendig ein Thür dafür machen, ze beliessen nach der Predig“ Es fruchtete wenig; die Frauen blieben bei Orden und Klausur. Erst am 19 April 1529 war der Konvent aus- und abgefertigt, d. h. endgültig aufgehoben. Die Frauen wurden in ein altes, ebenfalls aufgelöstes Beginenhaus versetzt

Überhaupt lagen die Verhältnisse keineswegs nach Wunsch. Berchtold Haller sandte am 31. Mai 1528 seinen Vertrauten Nikolaus Manuel nach Zürich Derselbe sollte als „epistola viva“, die Zustände in Bern in lebhaften Worten schildern, Zwingli die ernsten Nöten vortragen und Zürich um Aushelfen bitten. Der Rat von Zürich möge Hans Haller, Helfer in Zurich, oder Mag. Franz Zimmermann beurlauben, um die boswilligen Frutiger, „populum Dei servicosum“, zu bekehren. Die weitern Aufträge lassen sich aus dem Brief Hallers an Dr. Vadian vom 1. Juni 1528 erschließen Satan hat große Wirrsale angerichtet, in fünf Ämtern sind die Bauern aufgestanden und haben Herstellung der Messe verlangt; sie sind mit vieler Mühe zur Ruhe gewiesen worden.

Nach Haller und Dr. Anshelm stieß die Abschaffung der Jahrgelder auf großen Widerstand; gerade die eifrigsten Liebhaber des Evangeliums, darunter die Wingarten Klau, Manuel und Noll wollten davon nichts wissen Sie verdanken dem verräterischen Blutgelde, wie ihre Predikanten die Jahrgelder nannten ihre Häuser und Höfe, köstlichen Kleider, große Einkünfte und üppige Mahlzeiten. Deshalb fällt es ihnen schwer, die gegen-

bringenden Jahrgelder an die Gnade des Evangeliums zu vertauſchen. Die Altgläubigen ſpotten deshalb: das lutheriſche Evangelium liege ihnen am Seckel, ſie wollen weder von den Jahrgeldern laſſen noch auf das Kirchen- und Kloſtergut verzichten; eher werden ſie von ihrem neuen und armen Glauben als von den alten und reichen Jahrgeldern ſtehen. Dieſer Spott trug viel dazu bei, die Gutwilligen für Aufgabe der Jahrgelder willig zu machen.

Nikolaus Manuel, obwohl geringer Herkunft, Anhänger der Fremdendienſte und Gegner der agreſſiven Politik Zwinglis, übte ſeit Oſtern 1528 in der Magiſtratur ſeiner Vaterſtadt einen mächtigen Einfluß aus. Er wurde Venner, ſogleich Mitglied des Chorgerichtes und war auf vielen Tagſatzungen wie als Vertrauensmann Haller raſtlos tätig in Wort und Schrift bis zu ſeinem Tode, 20. April 1530.

Nach Oſtern 1528 folgten weitere Maßregeln zu Stadt und Land. In der Barfüßerkirche wurde die Prophezei nach zürcheriſchem Vorbilde in vier Sprachen gehalten, in das Kloſter der Jugend freie Lehrſchule und der Mushafen verlegt; das ſchöne und luftige Predigerkloſter wurde zum großen Spitale, das Inſelkloſter zur Herberge der Elenden und Sonderſiechen umgewandelt. Weil die Stifts- und Ordensgeiſtlichen nicht mehr amtierten, ruhte die Seelſorge auf Haller, Kolb und Megander, zu welchen ſpäter noch Joſt Kilchmeier aus Luzern trat. Dieſe verdroß es ſehr, daß M Herren den Entſcheid in allen kirchlichen Fragen, namentlich das Recht des Kirchenbannes, dem Chorgerichte und ſich ſelber als einer chriſtlichen Obrigkeit vorbehielten.

Schwieriger war der Kampf wider den alten Glauben und deſſen immer noch zahlreiche Bekenner zu Stadt und Land. Gegen dieſe wurde der „Handel“ mit einer Schonungsloſigkeit durchgeführt, welche den gelehrten Staatsarchivar Dr. M. von Stürler zum Bekenntnis nötigt: „Wer das reiche Material ſchon durchforſcht hat, kann ſich nicht verhehlen, daß die Veröffentlichung desſelben manche früher mit Liebe gepflegte Anſchauung der bernichen Kirchenreform weſentlich modifizieren, daß ſie vorzüglich dem proteſtantiſchen Theologen ſowie dem feurigen Proteſtanten überhaupt ſchmerzliche Enttäuſchungen bringen wird.“ Vor allem zeichnet ſich die Durchführung der Reformation im Kanton Bern dadurch aus, daß ſie durchaus das Werk der weltlichen Obrigkeit

ist. Diese nahm die Vorteile, welche das Evangelium ihrer Herrschaft und Finanzpolitik bot, freudig an; aber sie gestattete weder eine geistliche Diktatur und Despotie, wie sie Zwingli in Zürich ausübte und Megander zu Bern anstrebte, noch duldete sie einen Prädikanten in ihrem Lande, welcher befähigt war, eine derartige Hegemonie in geistlichen und weltlichen Dingen zu entfalten.

Gegenüber dem altgläubigen Klerus war das Vorgehen derart brutal beabsichtigt, daß sogar Zwingli sich gegenüber Nikolaus von Wattenwil am 19. März 1528 zu ernsten Beschwerden veranlaßt sah. Er habe vernommen, M. Herren wollen die Mönche, Helfer und Kapläne, „sacerdotes qui episcopatu non fungantur", einfach ihren Pfründen berauben. Das sei eine unerträgliche Härte und Ungerechtigkeit, und gehe gegen alle christliche Milde. Auch bei den Unverpfründeten sei gegenüber Greisen und Hausgenossen jedenfalls Treue und Glauben zu halten. Er bitte ihn, bei seinem Bruder, dem Schultheißen Johann Jakob von Wattenwil und andern Freunden sich angelegentliche Mühe zu geben, daß in dieser Sache weder schmachtig gehandelt noch gegen Recht, Liebe und Billigkeit gesündigt werde. Es scheint diese ebenso achtenswerte als staatskluge Mahnung sei beherzigt worden; das Vorgehen blieb trotzdem noch hart genug.

Der erste Schritt war, daß die geistlichen Verteidiger des alten Glaubens aus Amt und Würde verdrängt wurden. Es traf dies Los zunächst den Beichtvater der „Wylfrowen", P. Alexius Grat, die Dekane von Huttwil, Büren, Aarau, Lenzburg, Thun und Münsingen, welche weder die zehn Artikel beschworen noch die neue Ordnung für Haltung des Nachtmahls beobachten wollten. Alle jene Pfarrherren, welche den Eid verweigerten, wurden noch vor Ostern 1528 entlegt, und mit einer Entschädigungssumme abgefertigt, aus dem Lande gewiesen. So wurde Götz Murer am 18. April mit 6 Sonnenkronen, am 1. Juni Meister Nikolaus der Sanger in Zofingen mit 100 Gl. abgefertigt; der glaubenstreue Priester starb am 17. November 1534 als Kaplan zu Bremgarten. Hans Buchstab wurde entlassen und zog nach Freiburg i. Ü., wo noch im selben Jahre sein Tod erfolgte. Schon am 12. März 1528 war an P. Daniel Schatt der Befehl ergangen: „Soll der Pfarrer zu Gundiswyl die Kutten abzien, und nit wider die zehn Schlußreden predigen, oder hinwegziechen,

die andern, die sich der Widerparthy underschriben glicher Gstalt". Das nämliche Los traf den Pfarrer zu Brienz, einen Konvent herren von Engelberg, sowie die Pfarrer von Beromünster und St Urban im Aargau. Es durften nur noch Prädikanten gewählt werden. Die widerwilligen Katholiken von Reinach, Burg Menziken und Beinwil besuchten jetzt ihre Mutterkirche in Pfäffikon; dieses Unheil abzuwenden wurde 1529, als Urbild des neuen Kirchenstils und Protest gegen den römischen Antichrist, die heutige Kirche zwischen Reinach und Beinwil am See erbaut und mit einem Prädikanten versehen. Allen Gemeinden, welche sich von Messe und Zeremonien nicht drangen ließen und ihre katholischen Priester schützten, wurden Prädikanten aufgezwungen. In Frutigen mußte Hans Haller, der frühere Pfarrer von Unspunnen, als Missionär eine Reihe von Predigten halten.

Es geschah das Möglichste, nach dem Vorbilde der Hauptstadt die abgöttischen Mißbräuche des gotteslästerigen Papsttums schnell und gründlich abzutun, den Böswilligen die Ausübung ihres Glaubens gänzlich abzustricken. Überall waren Angeber bestellt, Widerwärtige, Geistliche und Laien, bei ihren Worten und Taten aufzuspüren und den Vögten zu gefährender Strafe zu behändigen. Strenge Erlasse befahlen, in allen Pfarr- und Klosterkirchen auf dem Lande die Altäre abzureißen, die Nischen auszumauern und die Mauern zu übertünchen. Mit der Messe wurden Chorgebet, Vigilien und Wetterläuten, die Kirchweihtage, Kreuzgänge, Wallfahrten, sowie die ewigen Lichter und Kerzen verboten, eine große Zahl von Feiertagen abgeschafft. Die Taufsteine mußten in den Chor versetzt werden; der Beerdigungsritus wurde durch eine höchst nüchterne Abdankung ohne feierliches Geläute ersetzt. Gleichzeitig wurden strenge Sittenmandate erlassen, welche im lebensfrohen Volke sehr verstimmten und als harter Druck mit Widerwillen getragen wurden.

Die silbernen Kleinodien und wertvollen Ornate sollten wohlverschlossen aufbewahrt und nicht verkauft werden bis auf weitern Befehl M. Herren, doch war jeder Mißbrauch zur alter Abgötterei bei harter Strafe verboten. Von den hölzernen Götzen mußten Gold und Silber abgeschabt, die Bildnissen selber weggetan oder verbrannt werden. Die Klosterkirchen auf dem Lande wurden ausgeräumt, geschlossen und zum Teile abgetragen. Das

Los der Zerstörung traf alle Beinhäuser, Feldkapellen und Helgenhusli, ebenso die Kreuze und Bildstöcke. In den Klostergebäuden wurden Schaffnereien, Spittel und Almosen, in andern Landvogteisitze errichtet. Die Nebenpfründen, Helfereien und Kaplaneien wurden aufgehoben, um jede Seelsorge außer der „rechten Pfarr" unmöglich zu machen. Am 28. Juni 1528 wurde den Privatleuten verboten in ihren Hausern Bilder aufzustellen.

In der Vogtei Ällen machte sich Widerspennigkeit am starksten geltend. Trotz allen Mahnbriefen der Gn. Herren weigerte sich der Vogt-Statthalter Felix von Diesbach, die Reformatz durchzufuhren und Wilhelm Farel als Pfarrer einzusetzen. M. Herren ordneten deshalb, 12. Marz 1528, eine Botschaft nach Aigle ab, dem Predikanten zu Ällen sein Einkommen nach Gestalt seiner Arbeit und Notdurft aus anderer Pfründen Einkommen zu schopfen. Denen von Bex und Ällen, welche von der Mäß gestanden und sich M. Herren gleichförmig gemacht, sollten die Boten sagen, „daß M. Herren daran Gefallen haben, darumb si auch in söllichem Furnemen beharren sollen, darzu die Altare slitzen, die Götzen nit verkaufen noch usserhalb Lands lassen, sonders verbronnen."

„Aber denen, so die Mäß und Bilder noch nit abtan haben, denen sollend Je allen Handel ze erkennen gaben der Lenge nach, sy ermanende, daß sy sich in dieser Handlen M. Herren glychförmig machind und gehorsam sygend, damit die vier Mandements eins sygend und allhampt an einem Seil zuchend. Werdind M. Herren si darby handhaben und in kurzem mit Predikanten versehen, die das Wort Gottes verkünden, und si den waren christenlichen Glouben leren werdind. Doch sollen sy der Kilchen Güter, als Zins, Zechenden, Kleider, nit verrucken bis uf M. Herren Bescheid. Aber der Statthalter soll die Mezgewander, Kelch und ander Zierd wol behalten und zesamen inbeslueßen und ufschriben, wannen her ein jedes Stuck komme. Und in mittler Zyt werden M. Herren inen die Reformation zuschicken. Die Untertanen sollen sich hinfur darnach wußen ze halten und wie ander Underthan ze laben."

In den welschen Vogteien wurden alle Pfarrer, welche gegen die zehn Schlußreden predigten, von den Pfründen gestetzen. Pharellus erhielt einen Freibrief, alle, welche ihn mit Worten oder Werken beleidigen „by Lyb, Ere und Guot zu strafen", sowie den Auftrag, sofort das Taufbuechli und Nachtmahl des Herrn

einzuführen. Er soll „um Prädikanten“ fragen, und keiner darf predigen als Pharellus und die er bestellt. Das Evangelium konnte in den welschen Vogteien erst seinen Fürgang nehmen, nachdem Felix von Diesbach auf 25 Juli 1528 abberufen und durch Hans Rudolf Nägeli ersetzt war. Farel und sein Gefährte Simon Robert bekamen fortwährend den tiefen Haß des Volkes zu fühlen, die Gemeinden von Les Ormonds wollten von ihren Priestern nicht lassen, nachdem dieselben durch Prädikanten verdrängt waren, besuchten viele schwere Bußen ungeachtet, noch Jahre lang auswärts den katholischen Gottesdienst und ließen ihre Kinder katholisch taufen.

Am 28. Juni 1528 erfolgte die Achterklärung gegenüber sämtlichen katholischen Priestern, welche noch die Messe lasen, sowie die Rüge ihrer Begünstiger. „In Statt und Land der Mäßpfaffen halb in Acht erloupt dem Vogel im Lufft, oder venklich annehmen, und die si beherberigen, schützen und schirmen, ouch strafen.“ Am 25 Juli 1528 erfolgte ein weiterer Beschluß, der den Laien das Anhören der Messe verbot: „Statt und Land, niemands in frömbd oder heimischen in M H oder sinen Geschäften Meß lasen, welcher dawider, von Eren gestoßen.“ Im Rate der Sechzig war für solche Beschlüsse, trotz der Sonderung zu Ostern 1528, noch keine entscheidende Mehrheit vorhanden. Um den Handel, „negotium“, des Evangeliums zu sichern, wurden am 5. August 1528 noch Vierzig von den Zweihundert zugesetzt. Der Kleine Rat sollte inskünftig nur mit diesen gemeinsam in kirchlichen Fragen handeln, „des Gotswarts sich beraten oder wenn sy gutdunken, an ein Gemein bringen.“ Das Kollegium der Hundert bestätigte sowohl die Beschlüsse des Ehegerichtes zur Handhabung der Kirchenzucht als die Erlasse zur Unterdrückung des alten Glaubens.

Ein besonderes Aufsehen ließen die Gn. Herren gegenüber den Pater-Nosterlüten walten, welche noch Rosenkränze „Pater noster“ trugen. So wurde am 7 Juni 1528 geraten, daß Niemands weder hie noch im Feld Pater Noster tragen solle. Am 29 Juni 1528 wurden die Paternosterlüt beschickt, und „inen fürgehalten, warumb sy M Herren Volk ubersehen. Wer hinfür Pater Noster trett, soll 10 ß geben zu straff. Söll vor den Burgern vollzogen werden. Am Kantzel verkunden.“ Das Tragen

der Roſenkränze, welche nach Dr. Anshelm mehr zu überflüſſiger Gezierde als zum Gebete getragen, von köſtlichem Holz, Gebein, Stein, Perlin, Silber und Gold gemacht, wurde „abgeſtellt“, und ſchließlich mit Androhung der „kefy“ verboten. Die Roſenkränze wurden fortan als Parteizeichen von gar manchem öffentlich getragen, der ſie früher kaum angerührt hätte. Viele ſchnitten, wie auch Salat berichtet, die Zeichen des Roſenkranzes andachtshalber in ihre Stöcke und Handbeile ein; bei den unlutheriſchen Eidgenoſſen wurden ſie derart lieb und wert, daß jeder einen am Halſe, an den Ärmeln oder Hoſen heften wollte.

Am 22. Dezember 1528 wurde, da Etliche noch zur Meſſe liefen, den Amtleuten bei Strafe der Entſetzung anbefohlen, „zu luegen und zu denken, daß ſie und die Ihrigen ſich des Mäßloſens und andern päpſtlichen Zeremonien müßigen“; am 4. November 1529 wurde das Angelusgeläute verboten. Das Anhören der Predigt und der Beſuch des Nachtmahls mußte wiederholt, noch 1535, geſtraz anbefohlen, das Schmähen und Widerſprechen der Prädikanten vor der Kanzel und öffentlich ebenſo ſtrenge verboten werden.

Die Mandate wider den alten Glauben wurden auch in Schwarzenburg, Guggisberg, Grandſon und Murten, im Buchegberg, wo Freiburg und Solothurn die Mitherrſchaft beſaſſen, mit rückſichtsloſer Strenge durchgeführt, Altäre und Götzen beſeitigt. Nach Schwarzenburg und Guggisberg ergieng ſodann am 20. Auguſt 1529, die Inſtruktion an die Kaſtellane: „M. Herren haben vernommen, die Zwytracht under inen von des Gloubens wegen. Darzu wellten ſy luogen, welcher Theil das Mer. Und obſchon das Mer des alten wäſens, ſol doch kein Theil ſins gloubens trutzen, ſchmechen, bekumbern. Dan M. Herren Lyb und Gut zu denen ſetzen, ſy ſchützen und ſchirmen wellen, ſo inen glichgeſinnet und dem evangeliſchen Wort anhangen. Wan es ze Meren kumpt, ſtande inſunders, welcher Teil den von Fryburg anhängig, die des alten Wäſens ouch an ein Ort bringen.“ M. Herren erklärten am 29. Auguſt 1529, kraft ihrer Herrlichkeit und hohen Gerichtsbarkeit, ungeachtet der Klagen über Beeinträchtigung der Herrſchaftsrechte und trotz des Widerſtandes beider Städte, ſie werden künftig „den alten Gottesdienſt und das Schmützen des Gotzworts nit lyden“. In Beiſein der Boten von Freiburg wurde in Schwarzenburg und Guggisberg mit großem Mehr zu Gunſten

des alten Glaubens entschieden. Kaum waren die Boten abgezogen, so stürmte die Minderheit Altäre und Götzen. Bern duldete für einstweilen die Messe in zwei Kapellen, befahl aber gleichzeitig die Anhörung des Gotteswort. In dieser Weise praktizirten M. Herren überall ihren feierlich verkündeten Grundsatz, sie wollen niemanden zum Glauben zwingen, der eine freie Gabe Gottes ist.

Trotzdem mit fanatischem Eifer gegen Messe, Zeremonien, Altäre und Bilder vorgegangen wurde und der heraufbeschworene Sturm fast regelmäßig in Beisein von Ratsmitgliedern geschah, gelang es doch nicht, überall das Gotteswerk zu vollenden. Der Landvogt auf der Lenzburg wurde am 18. Mai 1528 angehalten, innert 14 Tagen die Altäre abzureißen, die Altarsteine wegzunehmen und das Wetterläuten abzuschaffen. Im Sommer giengen die Leute in Ruppertswil, Frutigen, Simmenthal und Hasle noch zur Messe. Am 21. August 1528 mußte verordnet werden: „deren halber, so ußerhalb Maß hören und bapstliche Ceremonien, Buß von Inen züchen." Am 5. Oktober 1528 erhielten die von Huttwil einen Verweis, weil sie zum Mißfallen M. Herren ins Luzernerbiet zur Messe gehen, die von Thun und Aarburg den Befehl, einmal die Götzen abzutun. Nach Aarau ergieng am 25 Februar 1529 die Missive, sie sollen „die Götzen verprennen, die Altar stießen". Im Kapitel Lenzburg, als dessen Dekan jetzt Meister Hans Buchter waltete, standen am 17 April 1529 die Götzen und Altäre in den Kirchen zu Staufberg, Kulm, Seon und Mörikon noch aufrecht, in Ruggisberg noch am 30. April 1529. Am 24. Mai 1529 wurde Lenzburg abermals zum Evangelio gemahnt. An die vier Mandements von Aigle ergieng der Befehl, M. Herren gehorsam und gleichförmig zu werden „se conformer au souverain" — und die Götzen schnellstens zu verbrennen; die Leute sollen nicht mehr nach St. Mauriz zur Kirche gehen, sondern die Predikanten hören, die Kilchen sofort „wißgen und füttren".

Trotz aller Wachsamkeit konnte zu Stadt und Land nicht alle und jede Spur des katholischen Gottesdienstes aus den Kirchen vertilgt werden. So blieben die Glasgemälde und Chorstühle im St. Vinzenzenmünster zu Bern und in der Stiftskirche zu Zofingen erhalten ebenso die Glasgemälde und die Gruft der Habsburger in der Abteikirche zu Königsfelden, der deutsche Orden behielt sogar die reiche Komturei Könitz. Das Landvolk hielt in großer Zahl mit

Zähigkeit, allen Mandaten und Bußen zum Trotze, an den katholiſchen Gebräuchen feſt; katholiſche Geiſtliche hielten zum Ärger der „Frommen und Gutwilligen“ heimlich Meſſe und Gottesdienſt.

Wie ſich viele Pfarrer und Untertanen vom Worte Gottes anmuten ließen und mit M. Herren an einem Seile zogen, beweiſt Huttwil. Die Pfarrkirche zu Willisau beſitzt eine Reliquie des hl. Sebaſtian in ſilbernem Oſtenſorium; am Rande des letztern ſtehen die Worte: „Venit ex Huttwyl, et, si ad caulam ecclesie redierint, debet reddi!“ Bekannt iſt die ſchöne Legende von dem Muttergottesbilde, welches eine arme Witwe aus Zofingen nach Surſee rettete. Von allen Seiten wurden, wie Salat erzählt, teure Heiligtümer, Reliquien, Tafeln, Bilder und Kleinodien aus Kirchen, Klöſtern und Privathäuſern bei Nacht und Nebel, unter Lebensgefahr auf katholiſches Gebiet geflüchtet. Solchem Unweſen zu ſteuern, ergieng ſchon am 12. März 1528 das Mandat, die Götzen weder zu verkaufen noch außer Landes zu laſſen.

In der Wallfahrtskirche U. L. Fr. zu Oberbüren wurde nach Haller und Dr. Anshelm unter Zulauf vielen Volkes großer Aberglaube getrieben. M. Herren bereiteten demſelben ein gründliches Ende. Ratsherr Anton Noll ließ das Bild U. L. Fr. ſchon im Februar 1528 öffentlich verbrennen, während die Böswilligen ein Zeichen vom Himmel erwarteten. Die Kapläne wurden abgeſetzt, das Kirchengut eingezogen, die Kapelle abgetragen.

Die Wallfahrten nach St. Batten im Oberland und zu U. L. Fr. nach Frybach bei Melchnau, welches unter St. Urban ſtand, dauerten noch immer fort. Am 14. Mai 1528 kam eine Pilgerſchaft nach St. Batten, berichtet Dr. Anshelm: Abt Laurenz von Wuri, der Stadtpfarrer von Zug, Ammann Loß, die Landvögte Stocker und Schönbrunner, nebſt Dienerſchaft. Die Herren fragten nach dem Heiltum und ließen die Meſſe feiern. Darauf zogen ſie nach Interlachen, nahmen dort beim Landvogt den Imbiß und zogen nach freundlichem Danke heim. Drei Tage darauf kam nach Bern die Botſchaft von einem Anſchlage der drei Laien, mit Hilfe eines kundigen Prieſters St. Beaten Hauptſchädel zu ſtehlen und zu Hauſe wieder in Verehrung zu bringen. M. Herren ſandten ſofort einen Boten und Brief nach St. Batten, gute Obacht zu halten, den Pfaffen zu St. Batten nach Interlachen zu ſchicken und das Gebein ins Kloſter zu verſichern, damit nichts davon

entfremdet und künftige Abgötterei verhindert werde. Die Gebeine wurden unversehrt gefunden und aus dem wilden Drachenloch nach Interlachen in Verwahrung gebracht. Allein heute noch werden die Reliquien des hl. Beatus in der Stiftskirche zu Luzern und in Zug verehrt, wohin dieselben geflüchtet wurden.

Der Landvogt zu Narwangen erhielt Befehl, die reiche Kapelle in Frybach abzudecken, das Bild U. L. Fr. zu beseitigen, die Güter und Kilchenzierden sofort einzuziehen. Abt Walter von St. Urban kam zuvor, indem er das Gnadenbild, Kelche, Altartücher und Zierden ins Kloster bringen und daselbst die große Bruderschaft zu Ehren der hl. Anna, welche in Frybach geblüht, fortbestehen ließ. Dafür erhielt er am 26. April 1528 von M. Herren zu Bern „groß Mißfallen weil er solichs hinderrucks genommen, was im nit stat ze thund". Die Kapelle wurde abgedeckt, das Wappenzeichen des Abtes zerstört. Das Wallfahrtsbild kam bald darauf nach Werdenstein, wo in der Folgezeit eine vielbesuchte Wallfahrt entstand.

Für die Kleinodien, Kelche, Gewänder und sonstige Kilchenzierden bewiesen M. Herren besondere Fürsorge. Sie mußten überall genau aufgezeichnet und sicher bewahrt werden. Das Geringste von Wert entging ihrem Scharfblicke nicht, gewissenhaft sorgten sie, daß die Stifter und ihre Erben nicht in Vorteil kamen; uneheliche Nachkommen der Stifter wurden ausdrücklich von allen Ansprüchen ausgeschlossen. Der Kirchenschatz von Königsfelden wurde nach Bern gebracht und mit dem Schatze des St. Vinzenzenmünsters eingeschlossen. Im Laufe des Sommers 1528 teilten die Kleinodien und Gewänder aller Kloster-, Stifts- und Pfarrkirchen dasselbe Los. Wer es wagte, diese Fürsorge als Diebstahl zu schelten, wurde hart gebüßt und wanderte „in die Kehy." Insbesondere waltete großer Zorn gegen Dr. Murner. M. Herren sehen sich treventlich beleidigt: sie erklarten ihn vogelfrei und erließen am 24. Juli 1528 an alle Amtsleute zu Stadt und Land den Befehl: „Ursachen z haben des Murners halb, in tänklich anzenemen und im in den Hals ze tailen."

Große Arbeit verursachte die Regulierung des Benefizialwesens und Verwendung des Kirchengutes nach Maßgabe des Mandates und dem Bericht des göttlichen Evangeliums. Wie alle Mönchere und Chorherren wurde zu Stadt und Land eine

große Anzahl von Benefizialgütern und Jahrzeitstiftungen überflüssig. Es wurde strengste Inventarisation und Urbarisierung all dieser Zehnten, Zinse, Rent und Gülten anbefohlen; keine Weigerung fruchtete: Ratsboten sorgten dafür, daß dem Gefallen M. Herren nachgelebt wurde. Die abgestellten Pfrundherren, welche die zehn Artikel nicht unterschrieben hatten, wurden, wenn sie sich ruhig hielten, auf einem Leibgeding belassen. Die Güter und Einkünfte eigneten sich die Gn. Herren als Schirmvögte zu. Die Pfrundgebäude, ebenso die Schaffnerien der Klöster wurden an Herren und Burger verkauft. Es war landläufige Sage, daß ein großer Teil der Kirchengüter die bei jeder Säkularisation gewohnten Wege wandelte.

Die Behauptung, mit dem Stiftungszwecke seien auch Zehnten und Zinsen dahingefallen, es bestehe keine Pflicht, dieselben M. Herren zu entrichten, wurde als Hochverrat und Meineid angesehen. Manche der Schuldigen wurden „ins Isen geschlagen". Großen Eifer entfalteten M. Herren, den Prädikanten, die vielfach als Eindringlinge galten, als Fremde nichts weniger als populär waren, „ein corpus ze schöpfen" und ein genügendes Einkommen zu sichern, was vielfach nur durch Gewalt möglich war. Wo neben dem Prädikanten einstweilen noch ein „Mäßpfaff" geduldet wurde, mußten die Katholiken, bis sie von göttlicher Gnade erleuchtet waren, den letztern erhalten, jedoch der Predigt des göttlichen Wortes beiwohnen. Der festen Haltung der katholischen Orte war es zu verdanken, daß die auf ihrem Gebiete gelegenen Gotteshäuser im Besitze der im Bernbiet liegenden Güter, Zehnten und Gefälle blieben, sogar die Kirchenlehen behielten. Doch durften sie nur Prädikanten, die in Bern examiniert und approbiert waren, auf die Pfarreien setzen. Umgekehrt wurden M. Herren zu Bern genötigt, als „Erben" der Stifte Zofingen und Trub katholische Priester nach Knutwil, Luthern und Marbach zu wählen.

Die Ausbreitung des göttlichen Wortes brauchte in Bern wie in Zürich sehr viel Geld. M. Herren hatten schließlich am 24. August 1528 auf Pensionen, Miet und Gaben verzichtet. Sie waren nicht geneigt, die Berufung fremder Prädikanten aus aller Herren Ländern, die an Stelle der geächteten Priester ins Land gezogen wurden, die Reisen, und den Ratsboten die „Fürträge", die Kriegskosten für den Aufstand im Oberland, die Auslagen für

die evangelischen Praktiken aus eigener Tasche zu bezahlen. Am 16. November 1528 erfolgte der Beschluß: „Sollend die Eherichter, was sy von Galtbriefen haben, die damit usrichten, so der Gotsgaben halb Anspruch gewinnen, und Gewalt, die Maßgwander zu verkouffen old um Gotswillen ze gäben". Gleichen Tags wurde die Errichtung eines „Muoshafens" im St. Jakobspital, ein obrigkeitliches Almosenamt beschlossen, wohin jeder seine „Gotsgabe" zur Unterstatzung der armen Leute, Scholaren und Stipendiaten zu geben ermuntert wurde. Dem Muoshafen fiel nur zu, was von Gotsgaben sich für die Armen eignete, für die Kostbarkeiten wußten die Gn Herren trefflichere Verwendung.

Sie begannen die seidenen Kirchenkleider und Ornate bei der Elle zu verkaufen, und krönten das Werk mit dem Ratschlage vom 18. November 1528: „Soll das Silber und Gold von Kilchenzierden und Gaben geschmelzet und gemuntzet, und die Siden und Edelgstein fürderlich verkauft werden." Auch die silbernen Brustbilder der Stifts- und Stadtpatrone wurden geschmolzen und gemunzt. Die große Orgel des St. Vinzenzenmünsters wurde um 130 Kronen an die Kathedrale zu Sitten verkauft. Dem Schultheißen Wilhelm von Diesbach wurde nachtraglich in Gnaden ein Kelch überlassen, welchen sein Vater Ludwig vergabt hatte. Gleichzeitig wurde der Abbruch vieler unnutz gewordenen Kirchen und Kapellen zu Stadt und Land oder deren kunftige Benutzung zu profanen Zwecken angeordnet

Ein langwieriges Geschäft war die Abfindung der Klostergeistlichen, Prälaten, Monche und Nonnen, gemaß dem Mandate vom 7. Februar 1528, sowie der überflussig gewordenen Chorherren, Kapläne und Helfer. Leicht gieng dieses „negotium" vor sich bei den wenigen Predigern, Barfüßern, den Tönierherren und den Brudern vom hl. Geist, welche in Bern geblieben waren. Sie mußten die Kutte ablegen, das Chorgebet aufgeben, Predigt und „Letzgen" besuchen, die Glatze verwachsen lassen. Wenn sie fähig, sollen sie in Studis sich beteiligen, wenn nicht, Holz scheitern; spater, 15. Dezember 1529, als Mangel an Prädikanten vorhanden war, kam die Vorschrift, daß die Barfüßer „sich in Predigt des Gotsworts uebindt". Lieber sahen es die Gn. Herren, wenn Monche, Nonnen und Beginen sich abfertigen ließen und außer Landes zogen, um dort ihr Verdgeding zu ver-

zehren. In diesem Falle war ihnen sogar gestattet, „den Orden zu tragen“ wenn sie aber, um die Pension zu holen ins Land kamen, mußten sie das Kleid ablegen. Sehr leicht machte sich die Reformatz in Königsfelden, wo sie längst eingeleitet war Konventfrauen und Barfüßer wurden ausgesteuert, am 31. März 1528 der letzte Guardian Balthasar Maler mit 6 Gl abgefertigt. Äbtissin Katharina von Waldburg und andere Frauen wurden gnädiglich ausgesteuert; sie verließen das Kloster im Mai 1529; zu Ende November 1529 war dort nur noch eine alte Klarissin. Die Äbtissin zog nach Zürich zu ihrer Base Katharina von Zimmern, und heiratete zum Verdrusse ihrer katholischen Familie den Ritter Jörg Göldlin. Als sich König Ferdinand I über diese Behandlung des habsburgischen Hausstiftes beklagte, erhielt er am 28 August 1528 den Bescheid, es bedünke M Herren, „daß sy billich und gättlich handlind“. Die katholischen Orte erhielten den verständlichen Wink, sie möchten sich mit dem Handel weiter nicht beladen Bern hatte es im Bunde mit Zürich bereits auf Praktiken gegenüber zwei andern Hausstiftungen Habsburgs, Wettingen und Muri abgesehen Von selber lösten sich die Abteien Trub und Gottstatt auf, deren Äbte Thüring Rust und Konrad Schilling längst eifrige Anhänger des Evangeliums waren, und dafür mit stattlichen Leibgedingen gelohnt wurden. In der Karthause Thorberg, deren letzte Prioren, Nikolaus Schürstein und Hans Hurny als Prädikanten wirkten, hielt die Mehrzahl der Mönche am alten Glauben fest und zog nach Ittingen· Ambrosius Meier, früher Leutpriester zu Aarau, blieb in seiner Klause bis zum Tode

Schwieriger machte sich die Säkularisation mit der Propstei Interlachen, wo Propst Nikolaus Trachsel und das Kapitel unitus waren, leider auch mit dem Volke im Zwiste lebten, sowie der Abteien Erlach und Frienisberg Die Zinspflichtigen und Untertanen der Gotteshäuser sahen sich schwer enttäuscht in ihrer Hoffnung, inskünftig wie ihnen M Herren am 6 September 1527 in nahe Aussicht gestellt hatten, von den bisherigen verschiedenen Lasten und Abgaben freier und für ihre Willfährigkeit mit einem ziemlichen Anteile an der reichen Beute gelohnt zu sein. Diese Hoffnung hegten zumeist die Gotteshausleute der Propstei Interlaken, welche nach den Akten und Dr. Anshelm in ihrem zeitlichen

und geistlichen Haushalte gleich übel bestellt und deshalb beim Volke mißbeliebt war. Propst Nikolaus Trazel nebst Prior und Großkellner erschienen, freiwillig oder gezwungen, am 13 März 1528 vor Schultheiß und Räten zu Bern, als des Gotteshauses Kastvögten. Mit der Begründung, sie könnten, möchten und wüßten nicht mehr zu regieren, ihr Wille sei, von allem Regiment abzustehen, und sich einer Stadt Bern als des Landes Oberherren gegen ansehnliche Leibgedinge zu übergeben. Am 9 März 1528 „hand Propst und Kapitel das Gotzhus mit allem sinem Anhang unbetwungen, unbetrogen übergeben; darumb soll Brief und Sigel ufgericht werden." M. Herren sandten auf Begehren der Mönche sofort den Schultheißen Hans von Erlach nebst acht Ratsherren hinauf gen Interlappen, mit Befehl, alle Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten, Regiment, Land und Lüt, Zinsen, Zehnten und Gülten, Briefe, Urbare und Rodel an sich zu nehmen und die Herren Propst und Kapitelherren auf Lebenszeit gebührlich abzufertigen. Was im Kirchenschatze von Silber ist, sollen die Boten gleich den Schriften nach Bern herunterfergen. Meßgewänder und Kirchenzierden einschließen und droben lassen.

Das wegen seiner Macht längst beneidete Herrenkloster, welches 24 Priester und 30 Schuler zählte, gelangte mit all seinen Zubehörden, Landen und Lüten in Matten, Hasleren, Lauterbrunn, Grindelwald, Ringgenberg und St Valtenberg an eine lobliche Stadt Bern als Landesobrigkeit und zum hl Evangelium, und wurde zu einer reichen Landvogtei. Berchtold Haller berechnete das Jahreseinkommen auf 100,000 Gl. Den Gotteshausleuten wurde sofort kund getan, M. Herren zu Bern haben Propst und Kapitel den Untertanen zum Vorteil bevogten müssen, weshalb sie sich getrösten mögen. Sie sollen dem Vogte den Eid zu handen der Obrigkeit schwören und selber „zu handen des Gotzhus alles ausrichten, wie sie es von altershar der Propstei schuldig gewesen und M. Herren gegenüber tun wie gute Untertanen".

Bedeutend größere Mühe und viele Sorge bereitete den Gn. Herren die reiche Abtei St. Johannsen zu Erlach. Abt Rudolf de Benedictis gab erst am 3 September 1529 seine Rechte auf, als jede Hoffnung auf Fortbestand geschwunden war. Er wurde mit 2000, jeder der sieben Mönche mit 100 Sonnenkronen abgefunden. Langen Widerstand bereitete die Äbtissin zu

Fraubrunnen, Barbara von Balmoos. Anhaltend großen Verdruß und viel Mühewalt bereiteten M. Herren zu Bern fortwährend Abt Ursus und der Konvent zu Frienisberg. M. Herren erboten dem Abte, ihn als Schaffner zu belassen, wenn er sich zum Evangelium halte und auch die Konventherren auf Leibgeding zu dulden, wenn sie den Orden aufgeben. M Herren führten mit den Herren zu Frienisberg eine „gar fründliche und liebliche Sprache". Sie erboten dem Abt järlich 200 Gl zu den vier Fronfasten, und „ein faß mit Win für alles", den Konventbrudern jedem järlich 12 Gl., jeden Tags „ein Maß Win, ihr Essen wie vor, er besser dann schwecher, wann sy by einander sind, z Abend zwei Maß, wann sy krank werden zu versehen: iren Fründen ein Mal, wann sy dacksmen, dafür sollten sy den Orden abtun, dem Vogt behelfen und gehorsam sin". Wer die Kutten nicht abzien welte, wurde beim Eid von Statt und Land gewiesen. Die Kirche wurde, „mit der Reformatz ausgeräumt und dem Klostervogte nachgelassen, die Götzen uszeryben, und das Golt darab ze nemen." Dem Abte wurde das Brustkreuz abgerissen und das Konventsigill zerschlagen Abt Ursus blieb mit seinen Mönchen standhaft und zog sich 1582 ins Kloster Altencyf zurück die meisten Konventherren von Frienisberg giengen 1532 nach Wettingen zur Restauration dieser Abtei.

Aus allen Klöstern, mit Ausnahme von Trub und den Klöstern zu Bern, wurden einträgliche, von Patriziern verwaltete Landvogteien, deren Gefälle bis 1798 weder den Armen noch der Kirche, am wenigsten dem Volke, sondern den regierenden Familien und der Stadt zuflossen.

Leicht machte sich die Abfindung der Chorherren zu Bern und Zofingen. Propst Sebastian Nagelt, der, wie sein Vorgänger, sofort in die Magistratur eintrat, erhielt eine große Aussteuer, sowie eine einträgliche Landvogtei: als erster Landvogt der Waadt bezog er 1536 das bischöfliche Schloß zu Lausanne Jeder Chorherr bekam 600 Gulden auf einmal, „damit sollen sy vergnugt sin" In Zofingen erhielten am 20 Juli 1528 jeder Chorherr 200 Gulden, Propst Balthasar Sprenzing am 5. Dezember 1520 jährlich 20 Malter Korn, 20 Malter Haber und 70 Gl Leibung zugesprochen Der Propst „soll in Zofingen sitzen, M Herren Nutz und Ere ze fürdren, alldan sin. Corpus nutzet, mit verwalten,

ist des Predigens erlassen". Doch wurde am 9 Dezember 1528 beschlossen, „da wo M Herren in bruchen Pfarren ze versächen, daß er gehorsam sig." Allein Sprenzing zog vor, sich am 13 April 1529 mit 600 Gl. abfertigen zu lassen und von Zofingen wegzuziehen. Die Stadt erhielt Anteil an den Stiftsgütern, und jährlich 100 Malter Korn für Unterhalt der Schulen und Armen.

6. Offener Kampf gegenüber der Reformation.

Die Gotteshaus- und Zinsleute, welche zu M Herren geschworen hatten, mußten erfahren, daß die Erleichterungen auf dem Papier standen, daß sie übervorteilt waren. Infolge dieser allzu späten Einsicht traten Ereignisse ein, welche M Herren und die Prädikanten sehr beschwerten. Satan ist beständig wirksam schreibt Haller am 1. Juni 1528 an Dr. Vadian. Zwar wagt niemand mehr, offen dem Gotteworte zu widerreden, wenn jedoch Etliche die alten Bräuche wieder aufrichten könnten, würden sie dazu weder Mühe noch Kosten scheuen. Die Anhänger Satans schreien immerfort nach der Messe, hoffentlich umsonst. Die Frage wegen Aufgabe der Solddienste und Jahrgelder kommt nächstens vor die Räte mit guter Aussicht auf Erfolg. Die Prädikanten zu St. Gallen mögen öfter das Volk zu eifrigem Gebete für die Brüder in Bern ermahnen, damit diese Händel zu Gottes Ehre und des Vaterlandes Heil ein gutes Ende nehmen. Der Rat ist so beschäftigt, daß kaum etwas Verwirrteres sich denken läßt. Wenngleich Satan vertrieben ist und nur den Gestank seines Gutes hinterlassen hat, sieht man ihn doch fast leibhaft in nächster Nähe. „Ceterum Satan praesentissimus!" Fünf Landschaften standen im Aufruhr, mit vieren ist Friede geschlossen; die fünfte will sich nicht zum Rechte fügen, außer auf Schiedspruch einiger eidgenössischer Orte. Zwar wagt niemand zu den Waffen zu greifen, aber jedermann ist besorgt, was Satan künftig anstellen werde. „Quid Satan interim moliatur nemo non cogitat!"

Haller zeichnet die Lage richtig. In den Räten herrschte über Durchführung der Reformationsmandate und Abschaffung der Jahrgelder fortwährende Mißhelligkeit, im Volke zu Stadt und Land Unmut, der sich seit Ostern 1528 wieder vielerorts zum offenen Aufruhre steigerte. Viele Burger sowie die Schultheißen Hans von Herdegg zu Aarau und Hans Huber in Zofingen,

waren dem Evangelium ebenso widrig wie die Untertanen im Obersimmental, welche die Messe beibehielten, und in Allen, welche den christlichen Prädikanten Farel in der Kirche zu Olon schmähten, tauften und schlugen. Die Gotteshausleute mußten ihre Zehnten, Zinse und Fronden an die aus den Burgern von Bern ernannten Vögte und Schaffner entrichten, ohne daß sie die damit stiftungsgemäß verbundenen Pflichten irgendwie erfüllt sahen. Die Bauern drohten mit Plünderung des Klosters Gottstatt. Auf dem Tage zu Luzern, 28. Mai 1528, mahnte der Bote von Bern die Eidgenossen zum Aufsehen. Rechtzeitig lenkten M. Herren ein. Sie rechneten klug mit der Uneinigkeit der Aufrührer, namentlich mit jenen, welchen mehr am zeitlichen Gewinne als an Messe und Jahrzeiten gelegen war. Sie ließen am 1. Juni 1528 mit Erfolg einige Abgaben und Lasten nach und verzichteten auf einen Teil der geistlichen Güter zu Gunsten der Landstädte, Gemeinden und Armenspenden.

Bedrohlich für die eingeführte Reformation gestalteten sich die Verhältnisse im Oberlande. Die Bewegung trug hier einen durchaus religiösen Charakter. Zwar hatten sich die Frutigen durch das Mehr M. Herren im Glauben gleichförmig gemacht, und Nikolaus Fürstein, den frühern Prior von Thorberg, zum Helfer erhalten. Allein wenig Tage nachher brach in Ober-Simmenthal, im Amte Interlaken, in Aeschi und Frutigen der Aufstand aus. Am 7 Mai 1528 schlossen Hasletal und Brienz nach dem Aufstand an. Von Obwalden und Engelberg, den fünf Orten und Wallis unterstützt verlangten sie am 6. Juni 1528, mit großem Mehr gegenüber den Gutwilligen beim alten Glauben zu bleiben bis ein allgemeines Konzil über die Glaubensfragen entschieden hatte. In allen weltlichen Sachen gelobten sie M. Herren als getreue Untertanen willigen Gehorsam.

Die Böswilligen fanden für ihre religiösen Anliegen kräftige Unterstützung bei den Landleuten von Obwalden und Abt Barnabas zu Engelberg. Obwalden stand mit Brienz, Hasletal und Interlachen in alten Burgrechten und treuer Nachbarschaft. In den fünf Orten und Obwalden fürchtete man das Vordringen der neuen Lehre, besonders nachdem die Städte Bern und Zürich das Burgrecht zwischen Zürich, Bern und Konstanz am 26. Juni 1528 bestätigt, und ein Abkommen zur Förderung der neuen Lehre getroffen worden war. Die Gefangennahme des Landweibels Markus

Wehrli aus Frauenfeld in den Standesfarben und in der Gegenwart des Landammanns Heinrich Wirz von Obwalden. Wehrlis Folterung im Wellenberg und Hinrichtung durch das Schwert, 5. Mai 1528, weil er Anhänger des neuen Glaubens wegen Schmähungen der Messe zur Strafe gezogen und die Praktiken der Zürcher und Berner ein Ketzerwerk gescholten hatte, regte in den sieben Orten, vorab in Obwalden, die Gemüter mächtig auf.

Abt Barnabas war Kirchherr zu Brienz und kam mehrmals dorthin, um Gottesdienst zu halten. Das Fronleichnamsfest, 11 Juni 1528, ließ Abt Barnabas durch zwei Priester feierlich begehen. M. Herren zu Bern ersuchten sowohl den Landrat von Obwalden als den Abt, die Seinigen in Brienz ruhig zu lassen: der Abt bekam durch Missive M. Herren vom 23 Juni 1528 einen derben Verweis, daß er es gewagt, nach Brienz zu kommen, die gotteslästerige Messe wie andere abgöttische Zeremonien aufrecht zu halten, mit dem Befehle, das Gotteswort und Ansehen M. Herren aufrecht zu erhalten, falls er seine Rechte bewahren wolle, und das neueste Mandat ernstlich zu betrachten, welches alle „Meßpfaffen" vogelfrei erklärte.

Die Aufständischen beharrten jedoch auf ihrem Begehren. M. Herren sollten sie bei der hl. Messe, den sieben Sakramenten, den alten Bräuchen und den Jahrzeiten belassen, die Pfründen wieder einrichten und den großen Zehnten laut Stiftung wahren; sie sollen sich von den fünf Orten nicht sündern. Die Obrigkeit betrachtete diesen Widerstand als „teufelsche Vermessenheit", vermochte aber nicht zu hindern, daß die Prädikanten in Aesch, Hasle, Frutigen und Oberhasli vertrieben, allen Mandaten zum Trotze wieder Priester berufen wurden. Uri verwendete sich umsonst, den Leuten ihren alten Glauben, Bildstöcke, Messe und Priester zu belassen. Die Antwort war das strenge Mandat vom 28 Juni 1528 an die Haslethaler, ohne Verzug aus allen Kirchen, Kapellen, Stöcken und Häusern die Bilder wegzunehmen zu verbrennen und abzuschneiden. Alle Meßpfaffen, heimische und fremde, die sich vermessen, Messe zu halten, sollen sie als Geächtete fangen, vertreiben, weder hausen noch hofen, mit ernstlicher Ermahnung, dem göttlichen Worte und christlichen Glauben willig nachzukommen und die verjagten Prädikanten wieder einzusetzen. „Wo mit, so mit unrechter Gewalt mit rechter Gewalt abgetrieben werden." Allein die „bösen

ligen“ Hasletaler beriefen ſich als „freie Leute“ am 8. Juli 1528 auf ihre Landrechte und Freiheiten und ihr Recht, die Geiſtlichen ſelbſt zu wählen und erklärten, ſie wollen bei ihrem alten Glauben, den Geboten und Gebräuchen der Kilchen bleiben. Die Meßpfaffen zu ächten und zu fangen gehe wider ihr Landrecht.

Schwerer Zorn laſtete aber jetzt auf denen von Obwalden. Am 21. September 1528 erhob eine Botſchaft zu Bern vor dem Landrate in Sarnen ſchwere Klagen, daß ſie ſich gegen die Bünde in innere Angelegenheiten M. Herren eingemiſcht und die Bünde gebrochen hätten, welche den Glauben nicht berühren. Landammann Halter von Obwalden gab dem Schultheißen Hans von Erlach die bündige Antwort: Wenn M. Herren zu Bern behaupten, die Bünde berühren den Glauben nicht, und ſie verſtatten in dieſer Hinſicht billige Freiheit, ſo können ſie auch nicht durch eine Intervention verletzt werden, falls die Angehörigen von Bern ihre Nachbarn in Obwalden oder andere um Troſt und Beiſtand anrufen, wenn es das alte wahre Chriſtentum berühre, wie wir es von unſern Vorfahren empfangen haben. Für deſſen Handhabung werden die Obwaldner zu jeder Zeit Leib und Gut einſetzen.

Unterhandlungen der Ratsboten von Bern fruchteten nichts, vielmehr verbanden ſich die Gotteshausleute von Interlachen, die Frutiger und Oberſimmentaler mit denen vom Hasletal und Brienz. Am 27. September 1528 vertrieben ſogar die Interlachner ihren Prädikanten. M. Herren zu Bern ſahen ſich veranlaßt, eine Beſatzung in das Schloß Thun zu legen; der neugewählte Venner Nikolaus Manuel erhielt den Oberbefehl. M. Herren „taten den reißenden Bärendappen herfür“; viele junge und neue Bürger kamen damals, ſchreibt Dr. Anshelm, oben auf und wurden hervorgezogen, die ſonſt dahinten geblieben wären; die alten Berner waren der neuen unruhigen Reformation gar übel hold; ſie hätten lieber die ruhige Meſſe behalten. Viele wurden Glychsner, damit ſie in ihren Ämtern blieben oder zu ſolchen kamen.

Gefährlich wurde die Lage, als am 27. September 1528 eine Freiſchar von 800 Obwaldnern, angeführt von Landweibel Kaspar von der Flüe, Bruder Klauſens Enkel, über den Brünig zog und ſich mit den Aufſtändiſchen vereinigten. Sie rückten bis nach Unterſeen und in das Kloſter Interlachen vor. Der klugen Haltung von Luzern gelang es, einen offenen Auszug zu ver-

hindern und 600 Urner, welche als Freiſcharen bereits auf Tellsplatte vorgerückt waren, von dem Zuge über den Brünig abzumahnen. Die fünf Orte nebſt Baſel, Schaffhauſen und Appenzell ſuchten zu vermitteln; der Rat zu Bern rief die Eidgenoſſen und Burgrechtſtädte um Hilfe an und bemühte ſich ernſtlich, dem Aufruhre ſobald wie möglich mit mächtiger Hand zu begegnen.

Die Oberländer verlangten abermals in Glaubensſachen bei geſchwornen Verträgen gehalten zu werden, ſie gelobten bei ihrem alten Glauben zu verbleiben, das Kloſter Interlachen in ſeinem bisherigen Beſtande zu ſchützen, und wieſen darauf hin, wie das neue Evangelium bisher nur Haß, Zwietracht und Frevel hervorgebracht habe. In allen weltlichen Sachen gelobten ſie neuerdings Gehorſam und Treue. Eine gemäßigte Partei in Bern war ſo billig und klug, dieſe gläubige Überzeugung zu ſchonen, Prieſter und Gottesdienſt zu belaſſen. Es entſprach dieſes Entgegenkommen nur dem von M. Herren oft und laut gepredigten Grundſätze, daß der Glaube als die himmliſche Speiſe des Evangeliums eine freie Gabe Gottes ſei, die man niemanden aufzwingen dürfe. Anders dachten die Prädikanten und die von ihnen beherrſchten politiſchen Führer. Dieſe mußten ſich ſagen, daß jedes Entgegenkommen gegenüber den Altgläubigen ein Schritt zur Umkehr ſei, welcher die Sache des Evangeliums und ihre perſönliche Stellung gefährden müßte.

Wiederholt ſchrieb Haller in dieſer Bedrängnis an Zwingli über die troſtloſen Verhältniſſe zu Bern, „rerum nostrarum miserabilem et ferme deplorabilem faciem“, welche täglich ſchlimmer werden. Der Rat iſt wegen der Weinleſe auf der Landſchaft zerſtreut, kopflos und ratlos, von den Evangeliſchen mißachtet: die Gottloſen ſind aufgeregt und prahlen, für ſie ſei jetzt der Meſſias erſchienen. Die Zweihundert ſchreien, jammern, ſchimpfen: aber es iſt kein Eifer, keine Einſicht und Beſonnenheit. Chriſtus leidet ſchwer zu Bern. Umſonſt ſchreien, mahnen und drängen die Prädikanten, vergeblich beſchwören ſie die Magiſtrate mit Hinweis auf Ehre und Gefährde; aber ſie predigen tauben Ohren. Alles iſt in Furcht, denn Bern weiß nicht, welche ſeine wahren, welche ſeine falſchen Söhne ſind, und kann ſich auf ſeine ſtarke Mannſchaft nicht verlaſſen. Zwiſchen Räten und Burgerſchaft herrſcht Zwietracht: was jene reiflich beraten, erregt bei dieſen

Verdacht deshalb kommt kein Beschluß zustande. Rat und Hilfe könne einzig die Botschaft von Zürich bringen. je länger gezögert wird, desto höher steigt die Macht Satans. „Quo magis res procrastinatur eo magis invalescit satan et antichristus!“ Die Gottlosen, „impii“, verlästern die Prädikanten bei den Aufständischen, daß sie ohne Aufhören Magistrat und Bürgerschaft gegen sie aufstacheln, was zu handeln sei. Immer eindringlicher lauten die Klagen, nebst der Bitte, Zwingli und die Zürcher mögen so schnell und entschieden wie möglich zu Gunsten der Sache Christi und seines Evangeliums in die verwirrten Zustände in Bern eingreifen. „Wer wird uns aus der Not erlösen? Die Sache Christi steht auf dem Spiele! Wenn er uns seine Hand für immer entziehen wollte, werden wir alle zu Grunde gehen.“

Daher scheint es Haller geraten, und wohl auch dir, mahnte er Zwingli, daß der Rat von Zürich Boten nach Bern verordne, welche M. Herren tröstliche Nachricht bringen, an die Gefährden erinnern, ihnen Hilfstruppen von Seiten der Zürcher anerbieten. Dadurch wird der Mutz aus seinem Schlafe aufgerüttelt und männliches Vertrauen fassen. „Wir, die Prädikanten, haben soeben Leonhard Tremp bestimmt, daß er vor den Zweihundert den Antrag stelle, Gesandte nach Zürich zu verordnen. Wenn dieser Ratschlag genehm gehalten wird, ist es gut. denn die Boten werden sofort abreisen. wenn nicht, hofft Haller von seiten der Zürcher immerhin nichts Widerwärtiges. Zwingli möge klug erwägen, was zu tun sei, und mit Rat und Tat bei seinen Herren alles einsetzen, damit dem Unheil der Berner kräftig gesteuert werde. „Tua ergo prudentia omnia committo perpendenda! Obsecro! age, consule, cum tuis confer, qu bus tandem modis hunc malo succurri possit.“

Wirklich wurde am 7. Oktober 1528 „geraten und mit merer Hand beslossen, daß M. Herren des Kleinen Rats wol Gwalt haben, Boten und Brief ze schicken um des Gotswort wegen, doch nit wider daz ze handlen, so vor deshalb beslossen, und, was Not tut, an die Burger kommen lassen.“ Allein die Boten von Zürich erschienen nicht, und von Sendung von Hilfstruppen konnte keine Rede sein. Die fünf Orte erklärten, es handle sich für Bern um eine Glaubenssache, der Glaube aber berühre die Bünde nicht; drohend fügten sie bei, sie werden den Übergang bei Bremgarten und Mellingen verlegen und den Zug durch die freien Ämter

hindern. Ebenso erklärten Freiburg und Solothurn neuerdings ihr Burgrecht mit Bern berühre den Glauben nicht, deswegen werden sie weder den Aufständischen Hilfe leisten noch zu deren Unterdrückung in Glaubenssachen Mannschaft schicken, wohl aber seien sie bereit zu vermitteln, was zu Friede und Eintracht diene. Der Bote von Freiburg erklärte wiederum vor M. Herren Ihr ihrem Mißgeschick trage das neue Evangelium und dessen Predikanten die meiste Schuld; unter dem alten Glauben sei Bern groß geworden, und habe sowohl mit den Untertanen als mit den Eidgenossen im Frieden gelebt. Die fünf innern Orte und Wallis standen im Verdachte, sie wären wohl zum Auszuge geneigt gewesen, den alten Glauben zu schützen, wenn nicht ein Krieg, ein Angriff von Bern und Zürich zu fürchten gewesen wäre.

Bern war in vollem Kriegszustande gegen seine Untertanen, welche sich für ihren angestammten Glauben heftig wehrten. Die Hauptstadt wurde nun schleunigst gegen die heranrückenden Aufständischen in wehrhaften Stand gesetzt, die Märkte aufgehoben, die Räte tagten in Zwiespalt, und sandten in alle Ämter und Städte sowie an die Eidgenossen ihre Boten um Hilfe und Vermittlung. Die verleibdingten Propst und Kapitularen zu Interlaken schwebten in großer Gefahr, sie mußten von ihren ehemaligen Gotteshausleuten den wohlberechtigten Vorwurf hören, daß sie mit Übergabe der Propstei an Bern treulos gegen sie und geschworne Eide gehandelt haben. Dabei „ist im Oberland die Red usgangen, wie die Predicanten und vyl Gesellschaften Gäld vom Turken empfangen." „Fruntlich und lieplich" suchten M. Herren das Volk zu beruhigen. In Bern waren indes M. Herren rätig geworden, den Winter abzuwarten, da Schneefall für die Obwaldner, Urner, Walliser und die Oberländer den Übergang über den Brünig und andere Alpenpässe hinderten. Dann könne man bei Nacht und Nebel die Aufständischen und deren Führer überfallen, letztere einfangen und so ohne große Kriegsrüstung den Aufstand beendigen. In Zürich erkannte man das Vorteilhafte dieses Ratschlages und verzichtete vorderhand auf umfassendere Maßnahmen.

Am 29. Oktober 1528 begann der Feldzug an der Spitze des Auszuges von 5000 Mann standen die Schultheißen Hans von Erlach und Wilhelm von Diesbach. In wenigen Tagen war der Entscheid gefallen. Die Obwaldner wurden am 4. November

1528 aus dem Lande gejagt, die Aufständischen, 500 Mann, im Kloster Interlaken samt den Volksführern gefangen genommen. Die „Gutwilligen" wurden auf 4. November 1528 nach Bern vor M Herren berufen, diese sollen ihnen sagen, sie werden mit ihnen gnädiglich handeln. Die „Bösen" wurden ebenfalls vorgeladen und strenge zum Gehorsam gemahnt Nach Oberlibenthal ergieng am 12 November 1528 der Befehl: „Daß sy sich M. Herren glychförmig machen, in Ansächen, daß sy allein M Herren in Gnaden erkennen und z'best thuond, so sy doch M. Herren erpieten, wer sy anders mit heiliger Schrift underrichte, ze volgen und wysen lassen: fründlich, von Frid und Ruowen wegen"

Über die „Bösen" ergieng ein strenges und hartes Strafgericht Die Häupter der Bewegung wurden „venklich in Keby gelegt und in Isen geschnidet". Die Fehlbaren verloren Siegel, Banner und Freiheitsbriefe, das Recht, ihre Beamten zu wählen, und mußten alle Kriegskosten ersetzen Die Städte Thun und Unterseen wurden aus Klostergütern von Interlaken reich gelohnt, dafür Propst Trachsel sein Leibgeding gekürzt Auf den Knien, gefesselt, mit Stricken um den Hals, mußten die Unterworfenen geloben, die Reformation unbedingt anzunehmen und dem Evangelio, M Herren gleichförmig, getreulich nachzuleben die Auslieferung der Anführer versprechen M nche derselben flohen als „Pannyten" in die fünf Orte, welche ihnen keine Hilfe mehr leisten konnten Vier derselben wurden geviertheilt, der Schreiber Bartholomäus Trachsel, Bruder des Propstes von Interlaken, und Hans im Sand, ein Führer von Hasle, enthauptet Das Haupt des letztern wurde auf der Grenzscheide des Brünig gegen Obwalden an eine Stange gesteckt, aber heimlich in die Kirche zu Sachseln gebracht; dafür er auf der Berner Seite durch einen Kuzenkopf ersetzt, an dem eine Berner Münze hing. Obwaldens Eingreifen hatte den Nachbarn im Oberlande und dem Frieden der Eidgenossen nicht zum Heile gereicht Siegreich zogen die Mannschaften am 19. November 1528 in die Hauptstadt ein, während die Tagsatzung sich mit dem schweren Handel monatelang beschäftigen mußte

Bern schritt mit Durchführung seiner Reformation immer rücksichtsloser vor, bis die längst gewünschte Gleichförmigkeit erzielt war Das ganze Oberland fügte sich den Mandaten. Nach Interlachen und Hasletal wurden glaubenseifrige Landvögte gesetzt und

sofort alle wieder aufgerichteten Götzen und Meßpfaffen endgültig abgetan. „Und ist also uf diese Stund, 17. November 1528, die Meß gestorben, usgenommen Obersibenthal, hat vier Pfarrer, die haltend noch Meß; wir sind aber guter Hoffnung, sie werdint in kurzem gehorsamen", schrieb Haller an Dr. Vadian. Am 9. Februar 1529 konnte er berichten, daß die Messe überall im Bernbiet abgeschafft sei: „In tota ditione nostra missa abrogata est! utinam a cordibus omnium avulsa esset!" In Basel und Straßburg nimmt das Evangelium ebenfalls raschen Fürgang und wird die arme Messe verabschiedet, selbst die Räte zu Freiburg und Solothurn haben gelobt, Bern die Burgrechte zu halten und geben Hoffnung für das Evangelium M Herren zu Bern „Speramus, eos Evangelii nostri participes fieri!" Bern und Zürich werden Luzern wegen den neuen Schmahbüchlein Dr. Murners auf der Tagsatzung zur Rede stellen.

Den Städten und Orten, welche M Herren die bundesgemäße Hilfe zur Unterdrückung der eigenen Glaubensgenossen verweigert hatten, namentlich den Burgrecht- und Schwesterstädten Freiburg und Solothurn, trug man zu Bern einen nachhaltigen Groll. Dagegen erhielten Lausanne und Peterlingen, Biel und Murten freundlichen Dank, weil sie ihre „Venlin" M Herren von Bern zugeschickt hatten; ein Beweis wie weit Berns Einfluß bereits nach Südwesten und in fremde Gebiete reichte.

Wichtiger fast als für Bern selber waren die Folgen der kirchlichen Umwälzung für die Eidgenossenschaft. Von einem Ausgleiche der religiösen Gegensätze zu Friede, Ruhe und Einigkeit der Eidgenossen war keine Rede mehr. Seitdem Bern und Zürich in der Kirchenpolitik einig giengen, der kalte Bär und der hitzige Löw nach einem damals geläufigen Bilde, zu Aposteln und Evangelisten geworden, taten sie in rastloser Agitation das Möglichste, „dem ewigen Worte Gottes, welches der allmächtige Gott wieder hell und klar an den Tag kommen lassen", überall, wo sie als Herren zu gebieten und regieren, oder als Verbündete zu raten und täten hatten, einen siegreichen Fürgang zu bereiten. Aus gerechtem Herzen und inbrünstigem Gemüte trugen die Boten von Zürich und Bern denen im Thurgau am 22 Oktober 1528 vor, solle das Evangelium nach Vermögen lauter und rein, ohne alle Vermischung menschlicher Lehren und Satzungen, überall verkün-

digt werden, genau ſo wie M. Herren das göttliche Wort in ihren Landen und Gebieten gepflanzt und ihre Gottesgelehrten auf der Disputation zu Bern behauptet hatten; auf das Pochen und Drohen der fünf alten Orte und ihrer Landvögte ſei nicht zu achten. Den ſieben Orten wurde der Vorwurf gemacht, „ſie blätzen am alten Glauben“ und haben nicht einmal die anerkannten Mißbräuche weggebracht. Es wurde den „Oligarchen“ aus göttlichem Geheiß bedeutet: wollen ſie Frieden mit den Städten haben, ſo müſſen ſie allenthalben, auch auf ihren Gebieten, die Predigt des göttlichen Wortes freigeben und ſich von demſelben ziehen laſſen.

Die ſieben Orte erklärten: ſie beſitzen, bekennen, und ſchützen den alten, wahren, ungezweifelten chriſtlichen Glauben, wie ſie ihn von den Vorfahren ererbt hätten; ſie ſeien die alten wahren Eidgenoſſen, und laſſen ſich weder von Zürich und Bern in religiöſer Beziehung meiſtern, noch die Bekenner des alten Glaubens in den gemeinen Vogteien, in Glarus und Appenzell zum neuen Mißglauben drängen und zwängen, noch den Abt zu St. Gallen in ſeinen Rechten verkürzen. Sie erklärten die Burgrechte der Städte zum Schutze des neuen Glaubens als bundeswidrige Praktiken. Dafür bekamen die ſieben Orte am 6. Dezember 1528 den Vorwurf zu hören: Sie wiſſen nicht, was der alte ererbte Glaube ſei, und vergeſſen, daß derſelbe weder ererbt noch aus Gewohnheit hergebracht werde, ſondern aus freier und unverdienter Gnade Gottes durch Anhörung ſeines hl. Wortes ſtamme, worüber keine weltliche Obrigkeit zu gebieten habe. Ein Irrtum ſei es, wenn die fünf Orte die Übertreter menſchlicher und päpſtlicher Satzungen, die Beſucher der chriſtlichen Predigt und Leſer der göttlichen Schriften beſtrafen, freventlich und gewalttätig gegen die treuen Prediger und Bekenner des hl. Evangeliums verfahren.

Der Bote von Bern, Anton Noll, erklärte namens ſeiner Herren, es ſei eine Anmaßung, wenn die fünf Orte behaupten, ſie wollen bei dem alten, ungezwyfelten Glauben bleiben, M. Herren von Zürich und Bern damit den Vorwurf machen, ſie haben einen neuen unchriſtlichen Glauben angenommen und wollen jene, ſo ihnen zu Verſprechen ſtehen, zum nämlichen Unglauben zwingen. Beide Städte haben nur einige äußerliche Abgötterei ausgereutet und durch ihr Burgrecht ſich feſt entſchloſſen, niemanden, ſo dem Gottswort anhängig ſei oder werde, in ihren Gebieten wie in

den gemeinen Herrſchaften darum zu ſtrafen, aber auch niemanden zu zwingen, das Gottswort anzunehmen, weil ſolches nicht in Menſchenzwang ſtehe. Gleichzeitig ließen Zürich und Bern dem ſchwerkranken Abt Franz zu St. Gallen den Befehl zukommen, in ſeinen Landen die evangeliſche Predigt und das Leſen bibliſcher Schriften freizugeben, die katholiſchen Pfarrer zu Rorſchach und Wyl durch Prädikanten zu erſetzen. In Glarus, Baſel, Schaffhauſen und Appenzell, in Bremgarten und Rapperswil praktizierten ihre Boten, wie daſelbſt der freien Predigt des Evangeliums alleiniger Fürgang zu bereiten und der alte Glaube zu unterdrücken ſei.

„Es war ouch fürwar ein groß, wunderbar Ding“, ſchreibt Dr. Anshelm, „und das ohne ſundre Gnad und Hilf Gottes nit hätte mögen ſin, beſunder in ſo hoch und heilig gehaltenen Sachen, ouch wider ſo, alte ſtarke brüch, und wider ſo mächtigen Widerſtand innert und uſſert Lands, ſo ſchnell in großer Herrſchaft einige Reformation uſzerichten und harfürzebringen. Sobald nun eine kriſtliche Stat Bern dem heilig wort und kriſtlicher friheit und ouch im heiligen Glowen mit Coſtenz und Zürich vereint, hat ſich erſt das heilig wort Gots an vil Enden der Eidgnoſchaft angehaben harfürzetun und ze meren, ſiner wis nit ohne für und ſchwert, nämlich zuo Baſel, Schaffhuſen, Aptzell, Rintal, Sanggallen, in den Grafſchaften Dockenburg, Sargans, Baden, im Turgöw, im Grawenpund, zuo Glaris, in frien Ämpteren, zu Bremgarten, Rottwil ꝛc. Da ſich nun und um große widerwärtigkeiten von erweckten Partien erhäpt hand, alſo das es an enden biß Jars 1528 ze Ufrüeren kam und in der Herrſchaft Bern vaſt nit möchten erwert werden. Da ſpareten beider teilen gar kein arbeit, mehr und koſten, ufruor zuo erweren, aber jeder teil mit ſchirm ſines glowens und undertruckung des andern, die Evangeliſchen me mit nüwer ler, aber die bäbſtiſchen me mit gwalt.“ Dr. Thomas Murner zeichnete die Lage zu Ende des Jahres 1528 mit den Worten: „Das neue Evangelium habe in ſeiner Art, daß es ſich ſelber und andern keine Ruhe laſſe!“

Inhaltsverzeichnis des dritten Bandes.

Seite

1. Abteilung.

Zwinglis Jugendjahre. Sein Wirken in Glarus und Einsiedeln, 1484–1518. Umsturz der kirchlichen Verhältnisse und Sieg der neuen Lehre in Zürich, 1521–1529 . . . . . 3—357

Einleitung. Zwinglis hervorragende Stellung als Reformator und Politiker. Seine Beurteilung seitens der Biographen. Beschaffenheit des historischen Materials . . . . . 1—2

I. Magister Ulrich Zwinglis Lebensgang und geistige Entwicklung bis zur Berufung nach Zürich, 1484—1581 3—59

1. Herkunft, Familie und Patriotismus. Studentenjahre in Basel, Bern und Wien. Bildungsgang und Lehrer. Humanistische Studien. 3—6.

2. Zwingli als Pfarrer und Politiker in Glarus, 1506—1516. Reisen und Verbindungen. 6—7. Feldprediger in der Lombardei, Verhältnis zu Kardinal Schinner, Papst und Kirche. 7—9.

3. Zwinglis Stellung zu den Humanisten und wissenschaftliche Studien. Freundschaft mit Glareanus, Erasmus und anderen Humanisten. 9—11. Humanistische und biblische Studien, Abneigung gegen die Scholastik. 11—12. Opposition und Weggang von Glarus. 12—14.

4. Ulrich Zwingli als Leutpriester in Einsiedeln, 1516—1518. Berufungsbrief. 13—14. Stunde der Uebersiedlung. 14. Wirken und Studien. 15—16. Briefwechsel mit Humanisten und Polemik gegen Orden und Scholastiker. 16—20. Leonhard Beß über Zwinglis geistigen Entwicklungsgang. 20—25. Reformatorische Haltung. 26. Stellung zu Dr. Luther. 26. Beziehungen zur römischen Prälatur. 27—28. Briefe von Dr. Capito und Beatus Rhenanus an Zwingli. 29—30.

5. Zwinglis Berufung zum Leutpriester am Großen Münster und erstes Auftreten in Zürich. 1—8. Reisen. 9. Anfechtungen Zwinglis und kirchliche Verhältnisse in Zürich. 30—31. Berufung als Leutpriester und Schulvorsteher. Der Wahlakt. 31—34. Wahl und erstes Auftreten der Wahlherren und Gemeinde. 34—37. Freunde und Gegner. 37—38. Einfluß seines Wirkens als Prediger und Politiker. 38—41. Beeinflussung seitens Dr. Luthers und der Humanisten. 41—43. Erste Beschwerden über kirchliche Mißstände. 43.

6. Zwingli im Streite wider den päpstlichen Ablaßprediger Fr. Bernardin Samson. 1518—1519. Verhältnis zwischen Dr. Luther und Zwingli in Bezug auf den Ablaßstreit. 44. Fr. Bernhardin Samsons Sendung nach der Schweiz, Kreditbriefe und Vollmachten. 44—47. Ablaßbriefe, Ablaßgelder und Ablaßpredigt. 47—48. Bernh. Samson in der

Urschweiz, 49, in Bern, Freiburg und Solothurn 49–51. Im Aargau Lenzburg, Baden und Bremgarten; Streit mit Dekan Bullinger, 51. Sansons Abweisung in Zürich. Bischof Hugos Beschwerden. Zürcher Gesandtschaft nach Rom, 51–52. Zwingli und Generalvikar Fr. Faber als Gegner des Ablaßpredigers 53–56. Einschreiten des hl. Stuhles gegen Bernh. Sanson; dessen Abberufung, 56–59. Zwinglis Einfluß auf den Ablaßhandel, 59.

II. Die Zeit des Ueberganges bis zur ersten Zürcher Disputation, 1519–1523 60–91

1. Zwinglis Wirken und erste Kämpfe als Leutpriester, 1519–1520. Pestkrankheit, 60. Reformatorische Predigt und Agitation 60–63. Zehntenstreit und Sozialpolitik 64–66. Erste Erfolge und Anfeindungen, 65–67. Die Laienpredigt 68.

2. Zwinglis Stellung zu den kirchlichen Fragen. Bannbulle gegen Luther. Zwinglis Verwahrung dagegen, 68–70. Angriffe auf Hierarchie und kirchliche Ordnung, 70–72. Lossage von Rom, 72–73. Zwingli als Chorherr und Stiftsprediger; Klagen des Chorherren Hofmann, 73–75. Obrigkeitliches Predigtmandat, 75.

3. Kämpfe und Erfolge im Jahre 1521. Erste Angriffe auf Fremdendienste und Orden, 75–76. Fremde und Mitarbeiter außerhalb Zürich, 76–78. Beginn der Freundschaft mit Berchtold Haller in Bern, 78.

III. Die Kämpfe des Jahres 1522 81–103

1. Fortgang des Evangeliums in Zürich, Bern und Luzern. Steigende Macht der Opposition in Zürich und Bern, 80–81. Komtur Schmid; Neujahrspredigt in Luzern 81–83. Zuversicht auf fernere Erfolge 83.

2. Der Fastenstreit in Zürich und entschiedene Haltung von Bischof Hugo. Bruch des Fastengebotes durch Geistliche und Laien, 83–84. Einschreiten des Kapitels und des Rates. Zwinglis Predigt gegen das Fastengebot 84. Bischöfliche Gesandtschaft vor Kapitel und Rat. Kampf mit Zwingli als hypocrita Pharisaeus. Entscheid des Rates, 84–88. Meinung Zwinglis von ertelen und freiheit der spysen 88–91. Bischof Hugos Hirtenschreiben und Erlaß an das Stiftskapitel, 89–91.

3. Die Kampfschrift „Apologeticus Archeteles“. — Politik im Dienste des Evangeliums. Der „Archeteles“ als Kriegserklärung an Bischof, Papst und Kirche 91–92. Urteile Zwinglis und seiner Freunde über das Buch 91–93. Die göttliche Vermahnung an die Schwyzer, 93–94.

4. Der Kampf um Freigabe der Priesterehe. — Die Eingabe von elf Priestern an Bischof und Tagsatzung, 94–97. Drohungen gegen den Bischof Hugo, 97–98.

5. Zwinglis Auftreten gegen die Klöster. Beginn des Kampfes gegen die Orden, 98–99. Disputation mit Franz Lambert von Avignon 99. Zwingli und die Mönche vor dem Rate 99–101. Freigebung der Predigt durch Ratsmandat, 101. Zwinglis Predigt und Buch von Reinheit des Wortes Gottes 101–102. Obrigkeitliche Erlasse. Zerrüttung der Frauenklöster 102–103. Leo Jud, Leutpriester an St. Peter in Zürich, 103.

Seite

6. Gegner Zwinglis und Anfechtungen der neuen Lehre. — Dessen Predigt von der reinen Magd Maria, 104. Reformatorische Predigt an der Engelweihe zu Einsiedeln, 105—107. Zwingli auf Befehl des Rates Prädikant am Großen Münster, 106. Erfolge der evangelischen Predigt, 107—108. Dr Johannes Oekolampadius in Basel, begeisterter Freund Zwinglis, 108—109.
7. Die litterarische Polemik gegen die Auktorität des Papstes. — Das „Consilium“ über den lutherischen Handel, eine Streitschrift wider das Papsttum; Zwingli schwerlich deren Verfasser, 109—110. Papst Hadrian VI. und dessen Friedenspolitik; Zwinglis „suggestio deliberandi“, böse Schmähschrift auf den Papst; Urteil des Erasmus über dieselbe, 111—114. Maßregeln der Tagsatzung gegen die lutherischen Predigten und Büchlein, Erfolge in Zürich; Mandate gegen das Reislaufen, 115—116. Die Chronisten Bullinger und Salat über Zwinglis Vorgehen, 116—117. Dessen Besorgnisse, 117.

IV. Zürich im offenen Kampfe gegen die katholische Kirche, 1523—1525 . . . . . 118—182

1. Die erste Zürcher Disputation, 28.—29. Januar 1523. — Einberufung der Geistlichkeit; Einführung der Bücherzensur, Bedenken über die Disputation, 118—119. Die 67 Schlußreden Zwinglis als Grundlage des Gespräches, 120—122. Zusammentritt und Ordnung der Disputation, 123. Generalvikar Dr Fabri und die katholischen Theologen gegenüber Zwingli und seinen Anhängern, 123—125. Ratsmandat zu Gunsten Zwinglis und seiner Lehre, 125/126.
2. Dr. J Fabris Urteil über Zwinglis Lehre. — Nächste Folgen der Disputation. Dr Fabris Bericht und Urteil über die Disputation und Zwinglis Lehre, 126—127. Endgültiger Bruch mit der päpstlichen und bischöflichen Auktorität, 128—129. Die ersten Priesterehen, 129—130. Eingriffe in das innere Leben der Frauenklöster, 130—131. Das bischöfliche Hirtenschreiben, „Psalmus electionis vas“, und dessen Rückweisung durch den Rat, 131—132. Druck, Verbreitung und Aufnahme der 67 Schlußreden, 133—134. Widerwärtigkeiten in Luzern und Zug, 134. Pfarrer Urban Wyß in Fislisbach, 135—134. Begeisterte Hoffnungen der Freunde Zwinglis, 136—138.
3. Das Buch, Ußlegen und Gründ der Schlußreden. — Bildung und Inhalt des Buches, 138—139. Sein Gegensatz zur katholischen Glaubenslehre und Rechtsordnung, 139. Bedeutung des Werkes als Inbegriff der neuen, für alle Christen verbindliche Lehre, 139—140.
4. Auflösung der kirchlichen Ordnung und Reformation des Stiftes zum Großen Münster. — Abgang und Verachtung der kirchlichen Satzungen und Gebräuche, 142. Angriffe auf Taufe, Beichte und Bilder, 142—143. Klagen des Stiftskaplans Hans Wildmer, 143—144. Reformation des Stiftes und der Schule zum Großen Münster, 144—146. Veränderung der Gottesdienste und Kirchengüter, 146—147.
5. Beginn des Kampfes gegen Bilder und Messe. — Zwingli und die Umsturzpartei, Zwinglis Predigt und Buch von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit, 147—148. Sein Verhältnis zu Erasmus und Ulrich von Hutten, 148.

Seite

Erſte, offene Angriffe auf die katholiſche Lehre über Euchariſtie und Meßopfer, 149. Zwinglis Bekenntnis gegenüber Dr. Thomas Wyttenbach, ſeine erſten Schriften gegen Meſſe und Kanon. Zwinglis Meßliturgie von den Wiedertäufern geſchmäht. 150 151. Buch über die erſte Diſputation 152. Schmähſchrift der Eyrenrupfer gegen Dr. Fabri, deſſen Verwahrung, 152.

V. Zerſtörung des katholiſchen Kultus und der Klöſter im Gebiete von Zürich, 1523—1525 . . . 153—[illegible]

1. Die Vorgänge im Herbſt 1523 bis zur zweiten Zürcher Diſputation. — Zwingli und die Bilderſtürmer, 153. Sein Urteil über kirchliche Gebräuche und Zeremonien, 153–154. Ludwig Hätzers Buch gegen die Bilder, 154 Berufung des zweiten Religionsgeſpräches über Bilder und Meßopfer, 155—156. Einladung der Biſchöfe und der eidgen. Orte, deren Antworten, beſonders von Luzern und aus Obwalden, 156 158 Auswärtige Theologen, 158—159
2. Die zweite Zürcherdiſputation über Bilder und Meſſe, 26.–28. Oktober 1524, 159 168. Die Präſidenten und Parteien, 159. Zwinglis Lehre von der Kirche und Widerſpruch ſeitens Chorherr Hofmann, 159—160. Leo Judä gegen die Bilder, 160–161 Komthur Schmid für dieſelben, 161 Sieg über die Götzen, 162. Zwingli gegen die Meſſe als Opfer, 163 Verwahrung von Komtur Schmid; Konrad Grebels Läſterungen wider die Meſſe, 165 Teilweiſe Billigung durch Zwingli, 165—166. Beſchluß und Ermahnung gegen Bilder und Meſſe zu predigen und zu ſchreiben, 166 Schlußrede von Bürgermeiſter Markus Roust, 166 167 Herausgabe der Akten durch Ludwig Hätzer, 167 Wankelmut des Rates 168
3. Durchführung der kirchlichen Reformen Wallfahrten und Zeremonien. Ratsmandat über Bilder, Meſſe und Predigt 168 169 Die „Chriſtliche Inleitung“ und deren Durchführung, 169 170 Erſte Ratſchläge und Maßregeln über Meſſe und Bilder 171 173 Aenderungen in Bezug auf Gottesdienſt und Ordensleben, 174 174 Geſpräch zwiſchen den katholiſchen Geiſtlichen und den Predikanten 174 175 Schickſale der erſtern, 175 176. Zwinglis Arbeiten und Zuverſicht, 176 177
4. Zwinglis Kampfſchrift „Der Hirt“ Abſchaffung der Gottesdienſte Zeremonien und Bilder Zwinglis Urteil über den „Hirt“ und deſſen Zweck die Zerſtörung der kirchlichen Ordnung 178 180 Aufhebung der Faſtengebote, Gottesdienſte, Prozeſſionen kirchlichen Geſetze und Gebräuche, der Heiltumfahrt und des Fronleichnamsfeſtes, 180 184
5. Der Götzenkrieg Handel mit Biſchof Hugo über Bilder und Meſſe Volksanfrage zur Handhabung des Evangeliums Neue Ratſchläge gegen die Bilder und Meſſe 184 185. Schwanken des Rates über das Altarsſakrament, 185 186 Mandate gegen die Bilder 186 Biſchof Hugos Unterrichtung über Bilder und Meſſe vor dem Rat, 187 Der Götzenkrieg in Stadt und Land 187 189 Erſte Volksanfrage und Entſcheid für das Gotteswort 189 190 Zwinglis freundliche Antwort an Biſchof Hugo 190 Prieſterehen in Zürich und Zwinglis Heirat mit Anna Reinhart,

Seite

191—192. Zweite Volksanfrage über das Gotteswort. 192—193 Aufhebung der Klöster und der Abtei zum Fraumünster 194 der drei Mannsklöster, 194—195. Oetenbach und Kloster Kilchberg zu Stadt und Land, 195—196 Die Kollegiatstifter der hl. Felix und Regula in beiden Münstern 196—197 Stift zum Großen Münster 197 Die Abteien Kappel, Stein und Rüti, 197—198 Nachgiebigkeit gegenüber den Wiedertäufern 200

6. Abschaffung der Messe und des katholischen Gottesdienstes 13 April 1525 — Der letzte Akt des Nachtmahls 200—205. Zwinglis neue Lehre über das Kirchenamt und deren Begründung, 205—208 Gutachten des Rates für Abschaffung der Messe 208 Zwinglis und Joachim von Watts Bericht über die Vorgänge 208—210 Der Tisch Gottes und das Nachtmahl nach der Zwinglis Ritus, 209—210 Maßregeln gegen die Katholiken 210—211

7. Einzug der Kirchengüter und kirchenrechtliche Durchführung der neuen Kultusordnung, 1525—1530 — Die zweifelhafte politische und kirchliche Lage nach der Vertagung und Reformation der Abteien Stein und Rüti, die Aebte Frowin von Hohenklingen und Felix Balthasar von Pfäfers, Plünderung des Großen Münsters, Raub der Reliquien und Zerstörung der Kirchengeräte 211—216 Berichte der Chronisten Edlibach und Bullinger, die Vorgänge und Profanation der Klöster 216—220 Beschwerden der Konvente und der Pfleghaften, 220 Rechtfertigungsschreiben des Rates; die der Propheten gegründete Zürcherische Reform des Großmünsterstifts und der Stiftsschule durch Zwingli 222—224 Predigerei und Lesungen 224—226 Anpassung des religiösen Lehrunterrichtes 226—227 Jahrzeitgeräte, 227 Patronatsrechte 227 Ehedispensen 228 Immunität gegen den Klerus 228—229 Abbruch der Altäre 229—230 Kirchweih- und Triumphierprozession 11. September 1525, 230 Die neuen kirchlichen Zustände, Gewissenszwang und Rechtsbruch, 231—233

II. Zwinglis Propaganda und Kampfschriften gegen die Katholiken, 1525—1526 . . . . . 233—234

1. Zwingli „Commentarius de vera et falsa religione“ — Literarische Erfolge und Folgen des Buches im Auslande, 233 Verbindungen mit Frankreich 234 Der „Commentarius“ und dessen Inhalt 235—237, Wendung und Verschärfung an König Franz I. 237—241 Klagen über Erasmus und Glarean 241

2. Polemik mit Joachim von Watt, Jakob Edlibach und Valentin Compar — Unterredung der Zwölf Orte und Zürichs und sein Kampf mit Zwingli 241—243, Die Verteidigung des Klerikates 243 Erbieten einer Disputation 244 Klage Jakob Edlibachs zur Verteidigung des alten Glaubens über die Einführung 244—245 Landsleute Kompars Vorschläge und gemeinsames Antwort 245 Anerbieten, die Lehre zu widerlegen 245 Die Verhandlungen Gebwilers und Zwingli 246 Polemik gegen Watt, 246. Kampf gegen Bullinger 247. Zwingli und die Eidgenossen 248—249 Verdacht der Altgesinnten, der alten Orte und des Klerus 249—250

3. Kleinere Händel und Sakramentsstreit. — Erasmus Ritter und Wendelin Oswald 250. Jodokus Hesch 251—252. Die Bücher Nachgaot von dem Nachtmal und Unterrichtung von dem Nachtmal, 253. Beginn des Sakramentsstreites mit Luther. 253—254.

VII Die römische Soldfrage. 1523—1526 . . . . . 254—[illegible]

1 Stellung des heiligen Stuhles. Der Legat Ennius Filonardi, 1523—1524. Hadrian VI. und der Legat Ennius Filonardi 254—255 Soldforderung der Zürcher 256. Wahl Clemens VII und Gesandtschaft der Zürcher 257. Antwort des Papstes, 257—258. Haltung der Zürcher, 260—261. Beim Thurgau des Legaten, 261—262. Das Breve „Venerabilis [illegible] in den 13 Orte 262—263.

2 Joachim von Gruts Unterhändler in Rom. Endgültiger Bruch zwischen Zürich und dem heiligen Stuhle. Berichte von Gruts an den Rat 264. Päpstlicher Vorschlag eines Religionsgespräches, Kardinal Sadolet 265. Das Breve „Cum venissent“ 267—268. Zwinglis Ratschläge 269—271. Schreiben der Zürcher „Singulare [illegible] desiderio“ 271—273. Das Breve „In Litteris vestris“ an Zürich, 273—276. Gotthardhauptmann Kaspar Jöchli und Joachim von Gruts, deren Ausgang, 276—277.

VIII Streit gegen Wiedertäufer und Revolutionäre . . . . . 277—[illegible]

1 Zwinglis erster Kampf gegen die Wiedertäufer im Frühjahr 1525. Extrem häretische Partei der Rottierer und ihre Stellung zu Zwingli 277—279. Fremde Prädikanten und Volkspredigen 279—280. Zwinglis Buch „Welche Ursach gebind [illegible] abzestrafen“, 280—281. Auftreten und Streit der Wiedertäufer mit Zwingli 281—284. Mandate gegen die Wiedertäufer 283—285. Erstes Glaubensgespräch mit den Patriarchen der Wiedertäufer 286. Ergebnis, Haltung und Erfolge derselben, 286—287. Zwinglis Schriften vom Taufe und vom Predigtamt, 287—289.

2 Kampfe der Obrigkeit mit den aufständischen Bauern und Wiedertäufern 1525—1526. Der soziale Bauernaufstand, zugleich religiös-revolutionär 290—291. Forderungen der Zürcherbauern. 291—[illegible]. Einfluß der Prädikanten und Täufer 292—293. Volksgemeinde in Töß, 294. Haltung des Magistrates und Zwinglis, 294—295. Lösung der Zehntenfrage 295—297.

3 Zwinglis Streit mit Dr. Hubmeier und Religionsgespräch. Ausgang der Häupter des Wiedertaufs. — Prozeß gegen Ratsherr Jakob Grebel, 1525—1526. 298—314. D. Balthasar Hubmeier und sein Verhältnis zu Zwingli 298—306. Auftreten der Wiedertäufer, 306—307. Zweites Glaubensgespräch und Mandate gegen die Wiedertäufer, 311—314. D. Hubmeiers Verbannung und Ende 314—315. Maßregelungen gegen die Patriarchen der Wiedertäufer, 305—306. Urteil über Felix Manz und Jörg Blaurock, 307—308. Zwinglis „Ordnung der christlichen Kilchen zuo Zürich“, 308—310. Bestimmungen des großen Sittenmandates und Schriften von 1530 gegen die Wiedertäufer 310—311. Zwinglis Streit über die Taufe mit Kaspar Schwenkfeld, 311—312. Prozeß gegen die Rottäufer und Hinrichtung des Ratsherrn Jakob Grebel, 312—314.

Seite

4. Letzte Maßregeln gegen die Katholiken 1526–1530. — Zwinglis Macht und Kultertod. Gewissenszwang und Despotismus in Zürich. Verbot der Messe 315–317. Strafen der Widerspenstigen 318. Vandalismus gegenüber der kirchlichen Kunst und religiösen Vergangenheit, 320

IX. Ausbau der neuen Kirchenverfassung 320–356

1. Die Grundlagen der neuen Staatskirche — Die 67 Schlußreden als Grundlage der neuen kirchlichen Ordnung in Zürich 320–323. Der Magistrat als Herr der Kirche durch Zwingli beherrscht 323–325. Zwinglis Begründung des weltlichen Kirchenregiments 325–327. Die Theokratie und Autokratie Zwinglis in Kirche und Staat 327–329. Durchführung des neuen Kirchenregiments 329–331. Dr. Strehlke und Salomon Vögelin über Zwinglis autoritäres Regiment.
2. Kirche und Sittlichkeit in Zürich. — Amt der Hirten und Wächter, 331. Kirchengericht und Pfarrzwang, 333. Vermehrung und Verwendung der Kirchengüter, 334. Das neue Benefizialrecht 336–337. Wegnahme des Kirchenschatzes im Fraumünster 337.
3. Synoden und Sittenmandate. — Aufgaben der Pfarreien, die Oster- und Herbstsynoden. Predikantenordnung 338–343. Nachtwache für Chorherren und Mönche 340–341. Säuberung der Räte 341–342. Das große Sittenmandat vom 26. März 1530 343–345. Kleinere Synoden, 345–346.
4. Befestigung des Regimentes durch Säuberung der Räte. — Die Heimlichen 346–349. Unbeschränkte politische Herrschaft Zwinglis 345–348. Unzufriedenheit des Volk und Bürgerschaft, 348–349.
5. Gegnerschaft der Kirchenpolitik Zwinglis in Zürich 1529–1531. — Zwinglis Ansehen im Ausland, 351–352. Zwinglis Klagen über Widerspruch in Zürich. Drohung mit Rücktritt. Eigenmacht des Rates 352–354. Neue Sittenmandate 354–355. Schwere Ahnungen Zwinglis über die Zukunft, 355–356.

II. Abteilung.

Stellung der Tagsatzungen, des Papstes und der Bischöfe gegenüber Zürich. Kirchenpolitische Ereignisse bis zur Disputation in Baden. 1522–1526 379–447

I. Politik der Eidgenossen gegenüber Zürich bis zur Disputation in Baden. 1522–1526 387–397

1. Der Papstzug im Herbste 1521. — Die Eidgenossen und Papst Leo X. 389–390. Kardinal Schinner und der Zug nach Piacenza 390–393. Zwinglis Agitationen gegen die päpstlichen Soldtdienste 393. Politische und kirchliche Gegner seiner Predigt 393–394.
2. Haltung und Beschlüsse der Tagsatzung 1522–1524. — Die Tagsatzung gegen die evangelische Predigt 394. Breve Hadrian VI. an die Eidgenossen 395. Maßnahmen der Tagsatzung 395–397. Bischof Hugos Beschwerden an die Eidgenossen 397–398. Fortschritte Zwinglis und Gegner der neuen Lehre 398–399. Handel des Pfarrers Urban Wyß zu Feldkirch 399–401. Zwinglis antikirchliche Agitationen und Erfolge, 401–403.

3. Beſchlüſſe der Tagſatzungen gegenüber der neuen Lehre. — Spannung der Eidgenoſſen mit Zürich 373. Zwinglis Beſchirmung durch den Rat, 374. Klagen der Landvögte, 375. Pfarrer Jörg Stahelin. Bilderſturm und Aufſtand in Weiningen, 375—376. Erſter Bilderſturm zu Stammheim, 376. Gefangennahme, und Hinrichtung des Bilderſtürmers Nikolaus Hottinger, 377—378. Erſte Injurienhändel mit den fünf Orten, 378.

4. Unterhandlungen ſeitens Biſchof Hugo zur Herſtellung der kirchlichen Ordnung. - Einſchreiten und Beſchwerden des Biſchofs, 379—380. Zwiſtigkeiten desſelben mit Bern, 380. Klagen des Kapitels der vier Waldſtätte 381. Religiöſe Wirren im Thurgau, 380. Erſte Beratungen über ein Glaubensmandat, 381—383.

5. Gemeinſames Vorgehen ſeitens Clemens VII. und der Biſchöfe. Verſöhnliche Haltung des Papſtes und des Legaten Ennius Filonardi, 383—384. Zurückhaltung der Eidgenoſſen 385—386. Sorge der kirchlichen Obern für Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung; Schreiben des Papſtes an die Biſchöfe, 386—388.

6. Freundliche Inſtruktion der Eidgenoſſen an Zürich am 21. Februar 1524. Ablehnende Haltung der Eidgenoſſen gegenüber Zürich, 389. Beſchwerde über Beläſtigung der Einſiedlerpilger und Schmähungen ſeitens der Prädikanten, 389—390. Uneinigkeit zwiſchen den zwölf Orten in kirchlichen Fragen, 390—392. Die freundliche Inſtruktion der Eidgenoſſen an den Rat von Zürich, 391—393. Unhaltbare kirchenpolitiſche Grundſätze, 393—394. Vortrag der Eidgenoſſen in Zürich 394. Zwieſpalt auf der Tagſatzung zu Frauenfeld, 394—396.

7. Antwort des Rates von Zürich an die Eidgenoſſen am 21. März 1524. Zwingli Verfaſſer; deren Tragweite der Antwort, für die kirchlichen Fragen in der Eidgenoſſenſchaft, 396—397. Die Antwort ſeitens des Rates von Zürich, zugleich Verteidigung und Programm der Kirchenpolitik 397—402. Gegenſatz der kirchlichen Grundſätze: religiöſe Reform oder Revolution in der Eidgenoſſenſchaft, 402—403.

8. Die drei Biſchöfe vor der Oſtertagſatzung zu Luzern 1. April 1524. Vortrag Biſchof Hugos zu Konſtanz und Dr. Fabris im Namen der drei Biſchöfe zur Beilegung des Kirchenſtreites in der Eidgenoſſenſchaft. Reformprojekt Biſchof Hugos 406—407. Widerſpruch von Zürich und Schaffhauſen 408. Hoffnungen des Legaten Ennius Filonardi 408. Die Ohnmacht über Zwinglis maßgebenden Einfluß in Zürich gegenüber den Friedensbeſtrebungen der Katholiken 408—410.

9. Tagſatzungen zu Beckenried und Luzern im April und Mai 1524. Vereinbarung der fünf innern Orte zum Schutze des alten Glaubens, deren Begründung gegenüber Bern 411—414. Tagſatzung zu Luzern und Beſchluß eines Glaubensmandates 413—414. Verſchiebung des letztern und Abfertigung der Biſchöfe 414—415. Erſter Antrag auf Trennung von Zürich 415—416. Beſchwerde von Zürich und Antworten der einzelnen Orte 416—420. Das päpſtliche Breve [illegible] 420—421. Zunahme der religiöſen Wirren, zweiter Bilderſturm in Stammheim.

Seite

421—422. Vermittlungsversuche von seiten Berns in Zürich, Schaffhausen und Appenzell. 424—427

10. Aufstand im Thurgau und Verwüstung der Karthause Ittingen — Landvogt Amberg 427. Die Predikanten und Aufstand der Bauern im Thurgau. 427—428. Ueberfall und Brand der Karthause Ittingen. 428—429

11. Unterhandlungen der zehn Orte mit Zürich Schaffhausen und Appenzell 1524. 22. Juli. 424. Die Boten der Eidgenossen in Zürich 429—432, in Schaffhausen 433, in Appenzell 434. Tagsatzung in Frauenfeld 433—434. Tag zu Baden 434. Zwiespalt in Luzern, während der Handel im Thurgau. Briefe an die Landleute im Toggenburg 434. Verhalten der einzelnen Orte 436—437.

12. Tagsatzung gegen Luzern und Baden. Der Zürcher Krieg. Kriegsrat wegen dem Zwinglertum 437—438. Auflehnung der Gesandten von Stans und Zug an die zwölf Orte 438—440. Luzern und Baden 441—442. Stadtliche Kundschaft zu Gunsten des Untervogtes Wirth. 442. Verlegung des geistlichen Gerichtes des Hrn. Comthurs Johann Heinrich 443. Neue Verschwörungsgefahr und wachsende Spannung. 444—445. Klagen der österreichischen Regierung über feindselige Praktiken der Zürcher mit Waldshut 445—447.

II. Kirchliche Bande- und Kriegsgefahren . . . 447—483

1. Waldshuter Handel und Kriegsgefahr in der Eidgenossenschaft. 2. Oktober bis 1. Dezember 1524. Hans Hubmaier in Waldshut und Aufstand der Landschaft. Hubmaier flüchtig in Schaffhausen 447. Der Waldshuter Krieg 448. Klagen der Herrschaft Oesterreich 449. Verhandlungen der Tagsatzung 450—455. Kriegsgefahr in der Eidgenossenschaft 455. Aufgang des Waldshuterhandels und Friedensversuche 456.

2. Zürichs erste Kriegsrüstung gegen die katholischen Orte und Thurgau. Aufbruch von Zürich der Krieg 456. Zürichs Kriegsmacht und Proviant 457. Stimmung der Orte in der Eidgenossenschaft 458. Zürichs Kriegsrat 459.

3. Waffengang und Ausgang des Krieges. Die Eidgenossen. Die Zürcherische und die Schaffhausische Kriegsmacht und Truppenzahl. Der Kriegsrat 460. Der Feldzug 461. Der Zürcher Einmarsch in Baden und die Tagsatzung über die politischen und religiösen Klagen Zürichs und des Rates von Zürich 462—466.

4. Verhalten und Kriegsrüstung der übrigen Orte, bis zum Jahres 1525. Verhalten der neugläubigen Orte und der katholischen mittleren Orte 466. Verhalten der katholischen Orte 467. Rüstungen der Gesandten 468. Verhandlungen der Tagsatzung zu Luzern 469—470. Verhandlungen mit Zürich, Bern 470—472. Tagsatzung zu Baden 473—482. Tagsatzung zu Luzern 483.

III. Unterhandlungen über ein Glaubensgespräch und Religionsmandat . . . . . 483—506

1. Unterhandlungen der Eidgenossen mit Zürich. Verhandlungen mit Konstanz. Briefe an Vadian. Bewerbung Zwinglers um seine Person 484. Freundlicher Brief der Eidgenossen an den Papst. Briefe des Gardehauptmanns. Friedensverhandlungen des Papstes, das

Breve „Nihil arctius nobis“, 184–185 Anregung eines gemeinsamen Glaubensmandates der zwölf Orte. 186.

2. Unterhandlungen wegen einem Religionsgespräch . . Die Regensburger Einigung und Dr. Johannes Eck 186–188 Zwingli Urheber der Frage eines Religionsgespräches in Bern. 186–187 Dr. Ecks Anerbieten eines Gespräches mit Zwingli im Zusammenhang mit dem katholischen Fürstenkonvente zu Regensburg. 188–189

3. Zwinglis erste Fehde mit Dr. Eck . . Dr. Ecks Offerte an die Eidgenossen 189 Zwinglis persönliche und sachliche Angriffe auf Dr. Eck 191–192 Oeffentliche Antwort des letztern 193–194 Dessen zweites Schreiben an die Tagsatzung. 195–196 Zwinglis abgenötigtes Verhalten gegenüber dem Fehlen Dr. Ecks. Verlangen in Zürich zu disputieren; Einladung und Gelenksbrief an Dr. Eck und deren Ablehnung. Dr. Hormeisters Polemik gegen Dr. Eck 198. Ablehnung der Disputation seitens der Eidgenossen 198. Anerbieten Bischof Hugos bezüglich Abschaffung der Mißbräuche und für ein Glaubensmandat . . .

4. Unterhandlung der vermittelnden Orte mit Zürich . . Dessen Entschuldigung und Verantwortung vom 4. Januar 1525. Die Boten der sechs Orte in Zürich. 201–202. Zwinglis Schrift über die Gevatterschaft . . Die von ihm verfaßte Denkschrift des Rates von Zürich an alle Eidgenossen und Zugewandten. 201–206.

IV. Reformprojekte und Beschlüsse zum Schutze des alten Glaubens . . . 207–

1. Kirchliche Handel vor der Tagsatzung zu Luzern 26.–31. Januar 1525. Der Entwurf der fünf Orte für ein Glaubensmandat. 207. Zwieträchtige Haltung der Orte und Beratung der Zürcher 207–208. Weitere ebene kirchliche Handel. 208–209. Kirchliche Beschwerden des Kapitels der vier Waldstätte vor der fünf Orten. 209.

2. Verfassung des Reformationsmandates vom Januar bis 29. März 1525. Die 17 Artikel des Mandates. Festhaltung von Bern und Solothurn. 11. Kirchenpolitische Handel 211–214. Zürichs schroffes Vorgehen und Vorschlag von Uri und Schwyz auf Herausforderung der Bundesbriefe. Beschwörung oder Durchführung des Glaubensmandats durch die einzelnen Orte. 214–215.

3. Stellung des heiligen Stuhles gegenüber der kirchlichen Frage der Eidgenossen. Ungerechte Vorwürfe gegenüber Papst und Bischöfen. 215. Unterhandlungen zwischen Bern und Rom. Sendung und Bedenken des Legaten Cajetan Filonardi. 216–217. Luzern in vorörtlicher Stellung. Schwierige Stellung des Legaten. 217–219. Haltlosigkeit der päpstlichen Politik. 219.

4. Die evangelisch gesinnten katholischen Orte. Uebersicht des Glaubensmandates 220–221. Rechtliche Gültigkeit. 221–222. Begründung des Mandates 222–223. Besonderes Mandat für Bern. Verhandlungen in den Vogteien 223–224. Einsprache Bischof Hugos 224. Fürstlinger und Salat über das Mandat. 224–226. Agitation Zwinglis . . .

5. Die übrigen Artikel zum Schutze des katholischen Glaubens . . Bestimmungen zum Schutze der Sakramente. 226.

Seite

der Satzungen und Bräuche. 526, der Bilder. 526—527, der bischöflichen Jurisdiktion 527—528, der katholischen Predigt, 528 der Lehre vom Fegfeuer. 528 der Gotteshäuser und geistlichen Stiftungen 529.

6. Die Bestimmungen zur Abstellung der kirchlichen Mißstände. — Klagen über Mißbrauch des Kirchenrechtes 529. Bestimmungen über Seelsorge 529. Residenz 530. Priesterehe 530. Gefährlicher Gerichtszwang über Laien, 530. Ehrecht 531 Asylrecht, Freiersfüßen und Kartäusern 531—532. Testamentrecht 532 Bestrafung übelstandiger Priester, 532. Luthersche Büchlein 532. Umwandlung der Schirmvogtei zum Staatskirchentum. 533.

7. Die Beschwerden über Feudallasten und Hörigkeit — Artikel über Feudallasten 533 Verpflichtung der Gotteshäuser tote Hand 534 Beschwerden der Juden 535 Steuerpflicht, 534—535. Wirkung des Mandates 535—536. Verschulden der weltlichen Obrigkeiten 536—537.

V. Der große Bauernaufstand in Süddeutschland und die Eidgenossenschaft. 1524 bis 1526 . . . . . 537—696

1. Zwingli und die zwölf Artikel der schwäbischen Bauern — Unruhen im Volke, 537—538. Das Programm der zwölf Artikel, 538—541 Streit wer Verfasser sei, 541—542. Ulr. Zwingli günstige Haltung gegenüber den Bauern, 542—544. Sein Ratschlag gegen den französischen Klerus, 544—547 Brüllinger über die evangelische Predigt 546. Hans Salat über Ursprung, Urheber und Ausgang des Bauernkrieges 545—548 Zusammenhang des Aufstandes in Deutschland mit der neuen Lehre, 548—549 D. Schappeler über den Bauernkrieg, 549—551 ist nicht Verfasser der zwölf Artikel 551—552 Dr. Müntzer als Agitator in Thüringen und Schwaben 552

2. Verhandlungen der Fürsten mit Herzog Ulrich von Württemberg. Herzog Ulrich in der Landschaft 552—553 Reformator in Mömpelgard 553 Aufenthalt in Zürich und Freundschaft mit Zwingli 553—554 Verhandlungen mit den Aufständischen in Schwaben 554 Söldnerwerbungen in Zürich und der Eidgenossenschaft 554—555 Zwinglis heftige Predigt gegen die Verräter 555. Heimliche Zusammenkunft des Herzogs Ulrich; Rudolf Collinus und der Zug nach Württemberg. 555—556. Ausgang und Folgen desselben 557

3. Der Bauernaufstand in Schwaben, Elsaß und Tirol. Die schwäbischen Bauern in Verbindung mit Zürich, Basel und Schaffhausen. 557—558 Verträge mit Schwyz, Unterwalden und Appenzell der Bauern im Hegau und Burgrecht mit Zürich 558—559 Schirmung zu Schaffhausen 559—560 Protestation des schwäbischen Bundes und des österreichischen Regiments 560 Ende des Aufstandes in Oberschwaben und Ausdehnung des Aufstandes im Elsaß und Breisgau. Straßburg, Colmar und Basel in Straßburg Elsaß und Basel 560—561 Zwiespalt zwischen den Bürgern zu Straßburg und Rat 561—562 Der Aufstand in Tirol. Michael Gaismairs christliche Landesordnung und Bestrafung 562—563 Verhandlungen von Zwingli 562—563 Ferdinand und Erzherzog Ferdinands 564 Gaismairs Agent und Agitator in Bregenz, 564—565

4. Sozialpolitische Reformvorschläge des Glaubensmandates. Innere Zustände der Eidgenossenschaft, 565—574. Friedenspolitik der fünf Orte, 565. Die fünf lehenrechtlichen Artikel des Glaubensmandates, 565. 566. Verm. Klagzusprüche und Undank, 566. 567. Die Banditen im Thurgau, 570. Mandat gegen dieselben, 566. Beschwerden von Landvogt Amberg, 564. Abkommen zwischen Lehenherren und Bauern im Thurgau, 570. Klagen der Landvögte, 570—572. Reformartikel des Landkapitels St. Gallen, 572—573; deren Abweisung seitens der Tagsatzung, 573. 574.
5. Neue Händel der Eidgenossen mit Zürich. — Größere Mißstimmung gegen Zürich und neue Ausgleichsversuche, 574. Klagen der Zürcher, 576. Gesandtschaft der Glarner nach Zürich, 576. 577. Anstand mit der Stadt St. Gallen, 577. 578. Zwiespalt der zwölf Orte, 578.
6. Vermittlungsbotschaften der Eidgenossen. — Neue Pläne Zwinglis, 578—581. Botschaft der sechs vermittelnden Orte nach Zürich. Abweisende Antwort des Rates, 579. 580. Zwinglis Verhalten, 580. 581.
7. Unterhandlungen zwischen Bern und Zürich. — Die fünf Orte zum Schutze des alten Glaubens vereint mit Freiburg und Solothurn, 581. Schwankende Politik der fünf vermittelnden Orte, 582. Zwinglis Bemühungen für ein Burgrecht der süddeutschen Reichsstädte mit Zürich und den Schweizerstädten, 582—584.
8. Politische Annäherung zwischen Zürich und Bern. — Geheime Praktiken der Zürcher mit Bern, 584—585. Botschaft der sieben Orte in Bern, 585, der Berner in Zürich, 586. Zwingli über die kirchenpolitische Lage, 586—587. Vortrag der Zürchergesandten in Bern, 587—588. Entgegnungen des Rates zu Bern, 588—590. Verhandlungen zwischen Zürich und andern Orten, 590—591. Tagsatzung zu Luzern; Beschlüsse über das Fastengebot und Hirtenschreiben des Bischofs zu Konstanz, 591. Zerwürfnis der freien Orte mit Bern, 593. 594. Anregung eines Bündnisses zwischen Bern und den sieben Orten. Vortrag der sieben Orte, 594—595. Volksfrage in Stadt und Landschaft Bern. Zweifelhafte Haltung des Rates und deren kirchenpolitische Folgen, 596.

138. Abteilung.

Die kirchlichen Handel der Eidgenossen im Jahre 1526. Disputation zu Baden und Beschwörung der Bünde 597. 7

1. Die große Glaubensdisputation zu Baden . . . 45

1. Erste Vorberatungen und Unterhandlungen. — Dr. Eck, Dr. Faber und Dr. Murner für die Disputation. — Brief Dr. Ecks an die sieben Orte, 11. 12. Verhalten der kirchlichen Obern, 12—14. Luzern und Zug. Rohrdorf über den Zweck der Disputation, 15. 16. Ort der Disputation, 16. 17. Ecks Antrag auf Verbrennung [illegible] Zwingli, [illegible] Verschiebung der Disputation, 18. Zwingli wieder ein Verbot zu Zürich, 20.
2. [illegible] 21. [illegible] Rat zu

Seite

Basel. 605—608. Bischof Hugos Verlangen über Ort, Zeit, Vorbereitung und Ordnung des Gespräches. Gutachten Dr. Fabers 605—614. Tragweite und Würdigung der Vorträge. 614—615.

3. Neue Verlangen und Vermittlungsversuche. — Vertrag der Zurcher gegen das Gespräch 615—618. Verlangen zu Einsiedeln. 616—618. Neue Unterhandlungen mit Zürich. 618—619. Entscheid für die Disputation zu Baden 619—620. Anordnungen für diese 620. Zurückhalten einzelner Orte 620—621. Ausschreiben der zwölf Orte über Zeit, Ort und Besuch des Gespräches 621—622.

4. Stellung Zwinglis und des Rates von Zürich gegenüber dem Gespräch zu Baden. — Zwinglis Aussichten und Bedingungen in Bezug auf das Gespräch 622—625. Polemik gegen Dr. Eck und die Stadt Baden. 623—626.

5. Polemik zwischen Dr. Faber und Zwingli. — Dr. Fabers Sendbrief an Zwingli, die sechs Thesen gegen dessen Lehre. 626—627. Zwinglis Antwort 628—632. Litterarische Befehdung der Gegner 632—633.

6. Unterhandlungen mit Zürich wegen der Disputation. — Verhandlungen über die Disputation 633—634. Klagen der Eidgenossen gegen Zürich 634. Dr. Murner im Kampfe 635. Eidgenossentag der zwölf Orte gegenüber Zürich und seinen Gesandten 635—636.

7. Abmahnung und Einmischung gegenüber der Disputation. Bischof und Landrat zu Sitten gegen das Gespräch. 636—637. Zwinglis Entschiedenheit. 637. Verdacht gegen der zwölf Orte 638—639. Abmahnende Haltung des Rates von Zürich 639—640. Gesandtschaft der zwölf Orte für Zwingli 641—642. Thesen Murners nach Baden zu geben. Urteile über sie. Verhaften des Landschreibers des Magistrates und der Eidgenossen 641—642. Dr. Fabers „Freundliche Geschrift" an Zwingli und dessen Antwort. 642—645. Des Erasmus von Rotterdam Schreiben an die Tagsatzung 645—646. Verhalten der Stadte. 646.

8. Verlauf der zweiten Hauptdisputation zu Baden 21. Mai bis 8. Juni 646. Anwesende Orte 647. Ordnung der Disputation 647—648. Thesen von Dr. Faber und Dr. Murner 648—649. Angefochtene Thesen 649—650. Verlauf des Gespräches 650—654. Berichten und Beschwerden der Gesandten an die Orte 654—655. Handel wegen Berchtold Haller und Hans Burkart 654—655. Grenzen Zwinglis in den Verlauf des Gespräches 655—656. Dr. Thomas von Fosen und eine Schrift über die Disputation 656. Schluß des Gespräches. Die Reden von Dr. Murner und Dr. Faber 656—657. Die Parteien nach der Disputation 657—658. Der letzten Ergebnisse 658—659.

9. Zwinglis und der Zürcher Verhalten nach der Disputation. — Beschwerdeschrift der Gesandten an Zürich 659—663. Antwort Zürichs und des Rates 664—665. Der alte und der neue Rat. Magistrat und Rat zu Zürich 665—666. Beschlußanträge 666—668. Zwinglis Vorgehen und Praktizieren nach der Disputation 668—671. Briefe mit den Eidgenossen. Dr. Oswald und Franz Geiler in Nürnberg 671—673.

10. Stand der Ausbreitung der Disputationsakten. Druck derselben durch Froschauer. Vorbereitungen zu Schrift

der Akten. 673. Haltung der Städte Bern Basel und Schaffhausen. 674 675. Vor- und Beischlafrede zu den Akten. 677 678. Glaubensmandat. 678 680 Widerspruch der drei Städte 680 681 Gutachten von Basel. 681 683. Dr. Oekolampad über die Lage 683. Zwinglis Schreiben an Bern. 684. Vereinigung der drei Städte. 684 685. Dr. Murners deutsche und lateinische Ausgabe der Akten. 685—688 Urteile über Originalbücher und Druckausgabe. 688 689 Dr. Fabers „Christliche Bewetsung" gegen Ulr. Zwingli und Luther. 690 691.

II. Letzte Beschwörung der Bünde und Trennung der Eidgenossen. 1520—1527 . . . . . 691—761

1. Verhandlungen über den Bundesschwur — Kirchenpolitische Lage nach der Disputation. 691 693 Stellung der einzelnen Orte 693 696. Der Bundesschwur 696 696. Klagen über Scheltungen. 696 697 Engere Verbindung zwischen Zürich und St. Gallen 697.
2. Kirchhaber- und Kalenderhandel. Zürchermütz und Kirchhaber. 697 698 Dr. Murners verfehlte Haltung. Die Copper evangelischer Kalender 698 699 Der Kirchendieb- und Ketzerkalender 701 701
3. Verhandlungen der Städte gegenüber den sieben Orten. Städtetage zu Bern und Zürich 702. Klageschrift der Zürcher wider die fünf Orte 702 703. Verteidigung der Zürcherschrift 703 705. Letzte Verhandlungen über die Bilderer Akten. Druck derselben 705 706 Dr. Oekolampads gutachtliches Urteil über das Buch 707
4. Beschwerde gegen Dr. Murner Ausgang des Kalenderhandels. Klageschrift der Zürcher über Dr. Murners Kalender 707 Verteidigung der Zürcher. 708 Dr. Cochläus über den Kalender. 708 Anklage gegen Dr. Murner und Luzern 709 Antwort des Rates zu Luzern. 709—710 Abstellung des Kalenders 711.
5. Streit-Artikel über Auslegung der Bundesbriefe Die vier Städte gegen die fünf Orte 711 712. Veränderte Politik in Bern. 712—713 Ablehnendes Verhalten der sieben Orte. 713 714 Bischof Hugo und die Eidgenossen. 714. Zwingli wider die religiöse Auslegung der Bünde. 714—715. Vortrag der sieben Orte über Zwingli und Geist der Bünde. 715 716 Die Städte St. Gallen 716 717 und Mülhausen. 717 718
6. Ausgang des Zwingli-Streites, der geroldseckische Handel. Ursachen und Schauplatz des Ausgangshandels 718 719 Absetzung 719 Gesandte Markts zu vor der Pfleghaft zu Feldkirch 719 720 Verteilung des Klosters 720 Proteste gegen die Wegnahme der Schätze 720 721. Zürich für Geroldseck 721 Standpunkt des Schultheißen Stadt 721 Endlicher Vergleich. 722 Letzte Schicksale des Klosters 722
7. Zwinglis Verhandlungen mit den süddeutschen Theologen und Polemik gegen Dr. Luther. Zwingli an Konrad Som über Verbreitung des Buches. 723 724 An Dr. Thomas Wyttenbach und Dr. Andreas Osiander. 724. Polemik zwischen Zwingli und Dr. Luther 725 726. Ursachen der Verbreitung und Ausbreitung seiner neuen Lehre in Deutschland. 726

Seite

8. Politiſche Praktiken zwiſchen Zürich, Konſtanz und andern Städten. — Weltpolitik Zwinglis, 726. Verbindungen mit den ſüddeutſchen Reichsſtädten; Geſellenſchießen, 726–727, Ziele der Städtepolitik, 727—728. Sieg der neuen Lehre in Konſtanz und deren Folgen, 728. Tag der fünf Orte in Beckenried und Klagen über Praktiken zwiſchen Zürich und Konſtanz, 728—729. Erkundigungen des Rates zu Bern; Verantwortung der Zürcher, 729—731. Der Bläſiſche Handel, 731—732.
9. Vereinbarung des Burgrechtes zwiſchen Zürich und Konſtanz. — Zwinglis geheime Verhandlungen mit Konſtanz, 733. Botſchaft von Konſtanz an die Eidgenoſſen, um ein Bündnis zu erlangen, 733—734. Begehren des Rates zu Konſtanz, 735—736. Stellung der fünf Orte, 736. Abſchluß des Burgrechtes zwiſchen Zürich und Konſtanz, 736—737. Inhalt des Burgrechtes, 736—739. Seine religiöſe und ſtaatsrechtliche Bedeutung, 739—741.
10. Politiſcher Umſturz in Bern und deſſen nächſte Folgen. — Zwingli für Predigt des Evangeliums in Genf, 741—742. Politiſcher Umſturz in Bern, 742. Bemühungen Zwinglis für ein Religionsgeſpräch zu Bern, 742—743. Unterhandlungen mit Berchtold Haller; Zwingli als Leiter der Kirchenpolitik und Organiſator der Disputation, 745. Sieg der neuen Lehre zu Bern, und Mahnung der Prädikanten zu deren ſtrenger Durchführung, 745.

IV. Abteilung.

Glaubensſtreitigkeiten in Stadt und Landſchaft Bern. 1519—1528 . 745—914

I. **Kirchenpolitik zu Bern bis zur großen Glaubensdisputation. 1519—1528** . . . . . 747—841

1. Politiſche und kirchliche Verhältniſſe. — Berns Anſehen und Politik, 747–748. Stellung der Magiſtrate zur Kirche, 748. Dr. Bläſi über die kirchlichen Zuſtände vor der Reformation, 748—750. Die Kirchenpolitik der chriſtlichen Obrigkeit, 750—751. Oppoſition gegen die kirchlichen Mißſtände; böſer Einfluß des Jetzer- und Ablaßhandels, 751—752. Dr. Thomas Wyttenbachs Wirken als Stadtpfarrer zu Bern, 752. Seine Nachfolger Berchtold Haller und Dr. Sebaſtian Meyer, O. Min. Convent.. Dr. Anshelm und andere Freunde der neuen Lehren, 753—754. Nikolaus Manuel als Maler und Satyriker, 754. Zwinglis erſte Verbindungen und paſtorale Ratſchläge an Haller, 754—755. Erſte Erfolge der evangeliſchen Predigt, 755—756.
2. Verhältniſſe im Klerus zu Stadt und Land. — Kräftiger Widerſtand gegen die neuen Lehren; Haltung des Kapitels zu St. Vinzenzen, Verteidiger des alten Glaubens, 756—757. Propſt Nikolaus von Wattenwil und ſeine Freundſchaft, 757—758. Vertreter der neuen Lehre im Landklerus, 759.
3. Die erſten kirchlichen Händel. — Benedikt Tiſchmacher und Lambert von Avignon, 759. Jörg Brunner und der Hönſtetter Glaubensſtreit, 759—760. Obrigkeitlicher Entſcheid zu Gunſten der neuen Lehre, 761—762. Oppoſition gegen das biſchöfliche Anſehen und Eintreten für die Prediger der neuen Lehre wider die Verteidiger des alten Glaubens; Dr. Hans Heim, O. Praed., 763—764.

4. Eingriffe des Rates in die Jurisdiktionsgewalt der Bischöfe — Verbot der kirchlichen Visitation durch Bischof Sebastian auf Anbringen von Propst Watteuwil und Haller 765—767 Machtsamkeit der Altgläubigen zweifelhaft, Handel mit Jörg Brunner 767. Das erste christliche Glaubensmandat vom 15. Juni 1523 und dessen Widersprüche 767—768.
5. Religiöse Händel in den Frauenklöstern Königsfelden und Interlaken — Aufnahme der neuen Lehre in Königsfelden durch Zwinglis Einfluß, 769. Einschreiten des Rates zu Bern und des Provinzials 769—770. Widerstand vieler Klosterfrauen und obrigkeitliche Milderung der Ordensregel 770—771. Besetzung des Klosters und Wegnahme des Kirchenschatzes, 772—773. Folgen der Vorgänge zu Königsfelden, 773—774. Handel der Prädikanten im Inselkloster zu Bern und Entscheid des Rates, 775.
6. Ordnung der kirchlichen Verhältnisse durch obrigkeitliche Mandate — Dr. Anshelms Religionshandel und Wegzug aus Bern, 775. Rückhaltung des Rates gegenüber Zürich und der neuen Lehre; Zwinglis Ratschläge an Haller und Dr. Meyer, 776. Vorläufer und zeitweise Einigung der Parteien, 777. Erste Volksanfrage im April 1524. Entscheid zu Gunsten des alten Glaubens, 777—779. Mißbräuche und Mandate gegen die neue Lehre, 779—780. Wohlwollende Haltung gegenüber Zürich, 780—781. Streit mit dem Predigerorden; Ansturm gegen Dr. Hans Heim, 781—784. Dr. Heims und Dr. Meyers Verhör und Wegweisung. Anschläge gegen Haller, 784—785. Mandate gegen verheiratete Priester und Priesterjungfrauen; Beschwerden des Klerus, 785. Verbot kirchlicher Gedächtnisse, 785—786. Das zugesetzte Glaubensmandat vom 22. November 1524 und dessen Widersprüche, 786—788. Das lange Mandat vom 3. April 1525; dessen Gegensatz zum katholischen Reformationsmandate und dem katholischen Kirchenrechte, 788—790.
7. Innere politische und religiöse Unruhen; Fortschritte der neuen Lehre — Revolutionäre Bewegungen und Artikel der Bauern. Schutzbündnis der Städte Bern, Freiburg und Solothurn und Vereinbarung der Bürgerschaft zu Bern, 790—792. Anschreiben an die Vogteigemeinden. Zurückweisung der Artikel und zweite Volksanfrage. Besetzung der Gotteshäuser, 792—793. Vermittlungsgebieten der fünf Orte, 793. Auftreten der Wiedertäufer, 793—794. Hallers Klagen über die Kirchenpolitik des Rates, 794—795. Uebertritt des Propstes Watteuwil zur neuen Lehre und Bestallung Hallers als Leutpriester, 795—796. Parteiverhältnisse und Zwietracht in den Räten, Zunahme der Anhänger des neuen Glaubens zu Bern, 796—797.
8. Annäherung zwischen Bern und den sieben Orten — Vorträge beider Parteien vor den Herren zu Bern, 797—799. Entscheid zu Gunsten eines Religionsgespräches und dritte Volksanfrage, widersprechende Zuschriften aus Zürich und die sieben Orte, 799—800. Vereinbarungen der Bürgerschaft unter sich zur Aufrechthaltung des alten Glaubens, Eid und Gelöbnis an die sieben Orte vom 21. Mai 1526, 801—803. Widerstand und Erfolge der Neugläubigen, 803—807.
9. Folgen der Disputation zu Baden für Bern — Vertreter des alten und neuen Glaubens aus Bern, 807—808. Hallers Bericht an Dr. Anshelm über sein Auftreten zu Baden, seine

Seite

Hoffnung auf guten Ausgang des Handels und Wiederwahl zum Münsterprediger 808 812. Widersprechende Ratsbeschlüsse und neue Ratschläge Zwinglis 813 814. Zuversicht auf bald gen Sieg der neuen Lehre, 814 815.

11. Bruch zwischen Bern und den sieben Orten. Beginn der entschieden reformatorischen Politik. Streit wegen den Badener Akten. Klagen über Schädigungen, 815 816. Fortgang des Evangeliums. Einvernehmen mit den Städten und Einspruch der sieben Orte 816—818. Berns Klagen gegen die Burgrechtstädte Freiburg und Solothurn und Dr. Murner, 818 819. Berufung der Prädikanten Wilhelm Farel und Franz Kolb 819. Beratungen des Magistrates über die Glaubensartikel und Herstellung des christlichen Mandates von 1523, 820 821. Niederlage der katholischen Ratsmehrheit zu Ostern 1527 und Sonderung der Räte, 822—824. Umtriebe und Erfolge der Wiedertäufer; Zwinglis Ratschlag über deren Behandlung, 823 824. Vierte Volksanfrage über Glaubenssachen, 824 827.

12. Erste Maßregeln zur Unterdrückung des alten Glaubens. — Gunst der Zeitlage für das reformatorische Glaubensmandat vom 27 Mai 1527 und Einschreiten gegen die Böswilligen, 827 830. Kampf gegen die Klöster unter Widerspruch der Gotteshausleute 830 832. Entscheid des Rates gegen die Volksbegehren, Versprechen die Lasten zu erleichtern, 832 833. Stadttag und Mandat gegen die Widertäufer 833 834.

13. Praktiken und Erlasse zu Gunsten der neuen Lehre. Zwinglis kirchenpolitischer Ratschlag an die Städte gegen die sieben Orte; Programm und engere Verbindung der Städte auf dem Gesellenschießen zu Straßburg 836 837. Forderung der neuen Lehre in Stadt und Landschaft Bern, Agitation wider Priesterehe und Messe 838. Zünfte Volksanfrage über die kirchlichen Streitpunkte. Entscheidung für ein Religionsgespräch über zehn Artikel Zwinglis. Maßregeln gegen Klerus und Klöster 839 841.

II. Glaubensgespräch und Durchführung der Reformation zu Bern. 1527—1529 . . . . . 842—978

1. Vorbereitungen und obrigkeitliche Erlasse für das Religionsgespräch. Beschluß vom 17 November 1527 für eine Disputation; kirchenpolitisches Mandat an Klerus, Amtleute und Untertanen, die zehn Schlußreden 843 846. Ausschreiben an die Bischöfe, Orte und Verbündeten. Ordnungen und Berufungen auf das Gespräch. Streit mit Bischof Sebastian zu Lausanne 846 849.

2. Briefwechsel mit den acht Orten, Freiburg, Solothurn und Kaiser Karl V. Missive der acht Orte an Bern vom 18. Dezember 1527. Vorwürfe gegen dessen veränderte Kirchenpolitik. Verteidigung des katholischen Standpunktes und der Bischöfe. Dr. Murners Büchlein gegen die Disputation zu Bern 849—853. Handel der Berner mit Solothurn und Freiburg, 853 856. Antwort von Bern auf die Missive 27 Dezember 1527, Klagen gegen die katholischen Orte, Verteidigung der reformatorischen Kirchenpolitik; Polemik wider den alten Glauben, Bischöfe und Konzilien, 856—860. Majestätsbrief des Kaisers, Antwort der Herren zu Bern, 860—861.

3. Glaubensdisputation zu Bern. 6.–28. Januar 1528. — Reise Zwinglis und der Prädikanten nach Zürich, 861–862. Die theologischen Polemiker, Streit zwischen Manuel und Dr. Murner, 862–864. Zwinglis Predigten im Münster. Verbot der Messe auf St Vinzenztag, 864–866. Verhandlung über die zehn Schlussreden. Abstimmung und Verwahrung der Theologen, 866–868. Briefwechsel mit Bischof Sebastian, 868–870.

4. Nächste Folgen der Disputation; Druck der Akten. Mandate zur Durchführung des neuen Glaubens. Heimkehr und Siegesfreude der Prädikanten, 870. Ratschlag über Durchführung der Reformation, 871–872. Abstellung der Messe und Bilderstürm zu Bern; Nikolaus Manuel für die Bilder, 872–874. Druck der Disputationsakten nebst Vorrede, 874–875. Vereinbarung und Eid der Bürgerschaft am 2. Februar 1528 für Durchführung der Beschlüsse, 875–876. Das große Reformationsmandat vom 7. Februar 1528, Befestigung der bischöflichen Gewalt, der Messe, Altäre und Bilder, 876–878. Verordnung über Seelsorge, Jahrzeitstiftungen, Seigerete, Kirchen- und Pfrundgüter und Kirchenzierden, 878–879; über Pfaffenehe, Kostengebot, Abfertigung des Ordens- und Weltklerus, 879–880. Zwiespalt in den Räten; neues Glaubensgespräch und Vortrag an das Volk, 881–886. Ergebnis der Abstimmung, 886.

5. Unterdrückung des alten Glaubens durch die obrigkeitliche Reformation. Widerstand und Zwiespalt im Volke trotz der Mandate, 886. Zwingli als Organisator der neuen Kirchenordnung, Hallers Berichte über die innern Wirren und die Fortschritte des Evangeliums, 886–888. Die erste Nachtmahlfeier in Bern und Widerspenstigkeit der Inselfrauen, 888–889. Klagen Hallers über die Verhältnisse in Bern, 889–890. Neue Kirchenordnung. Kampf wider den alten Glauben. Urteil Dr. Städlers. Haltung Zwinglis, 890–891. Verdrängung des katholischen Klerus. Unterdrückung des katholischen Gottesdienstes und Einzug der Kirchengüter, 891–892. Die Reformation in Aelen, 893–894. Aechtung der katholischen Priester und Maßregelung der Patrizierfamilien, 894–895. Vorgehen in den mit Freiburg und Solothurn gemeinsamen Vogteien, 896–898. Anhänglichkeit des Volkes an den alten Glauben, Unterdrückung der Wallfahrtsorte, Verwertung der Kirchenschätze, 896–898. Regulierung der Pfarrpfründen und Verwendung der Kirchengüter, 898–900. Abfindung des Kloster- und Stiftsklerus. Verwendung der Klöster, 900–901.

6. Kampf gegenüber der Reformation. Aufruhr im Volke. Aufstand im Oberland unterstützt von Obwalden und Engelberg, 901–906. Maßregeln des Magistrates zu Bern, 906–907. Zug der Obwaldner-Freischar nach Interlachen, 907–908. Besorgnisse zu Bern und Zürich; Verhalten der Eidgenossen, 908–911. Siegreicher Feldzug zur Unterdrückung des Aufstandes, 910–911. Folgen des Oberländischen Handels und des Sieges der Reformation zu Bern, 912–913. Stellung der Religionsparteien zu Ende des Jahres 1528, 913–914.

Corrigenda.

Pag. 1, Zeile 14, von unten ſtatt: „umgeſtaltet“ erſchüttert.
„ 5, „ 18, lies: Johannes Gebweiler.
„ 6, „ 10, von oben lies: „hören“ ſtatt „hir“.
„ 67, „ 3, von oben lies: „instrauraṛi“ ſtatt „instraurare“.
„ 84, „ 2, von unten lies: Melchior Vattle.
„ 101, „ 16, von unten lies: 19. Auguſt 1522.
„ 149, „ 7, von unten lies: Dr. Kornelius Höen.
„ 155, „ 8, von unten lies: Montag vor Simon und Judä.
„ 170, „ 18, von unten lies: 10. Dezember 1528.
„ 177, „ 11, von oben lies: wohllönend.
„ 177, „ 11, von oben lies: ſunder us Gottesrat.
„ 200, „ 14, von oben lies: gelebten ſtatt gelobten.
„ 222, „ 19, von unten lies: 1521 ſtatt 1527.
„ 223, zu unterſt lies: Theodor ſtatt Joſt Buchmann.
„ 230, Zeile 2, von unten lies: nach der Richtſchnur.
„ 350, „ 5, von unten lies: ſeit der großen Disputation im Januar 1528.
„ 350 zu unterſt lies: 1524 ſtatt 1523.
„ 480, Zeile 6, von unten lies: Eidgenoſſen ſtatt St. Gallen.
„ 673, „ 3, von oben lies: 1512 ſtatt 1515.
„ 822, „ 3, von oben lies: 1527 ſtatt 1517.
„ 874, „ 13, von oben lies: Roll ſtatt Stoll.